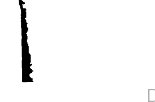

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08171202 2

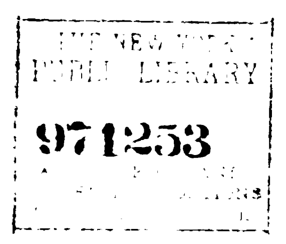



XDF



Zweiter Band.

April 1883 bis September 1883.



Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Zweiter Band (April 1883 bis September 1883).

Musik.

Artikel verschiedenen Inhalts.

Gedichte.

Von Himmel und Erde.

Sammler.

Voll- und Einzelbilder.

Humoristische Bilder.

Extrabeilage.

Umschlag zu den Notenbeilagen des II. Jahrgangs mit kurzen Biographieen der Componisten.

Saiwa tjalem.

Von

Karl May.



Ein eigentümliches, röchelndes Grunzen weckte mich aus dem Schlafe. Oder war es nur das Schnarchen eines meiner Schlafgefährten oder einer meiner Schlafgefährtinnen gewesen? Es herrschte in der hermetisch verschlossenen Winterhütte eine Atmosphäre, welche ganz zum Verzweifeln war. In dem engen Raume hatten acht Menschen und fünf Hunde Platz gefunden, aber fragt mich nur nicht, wie! Diese dreizehn Geschöpfe staken mit ihren zweiundfünfzig Vorder- und Hinterbeinen so neben-, über-, unter- und durcheinander, daß die Entschlingung so zahlreicher und verworrener Gliedmaßen eine absolute Unmöglichkeit zu sein schien.

In der Mitte der aus Renntierfellen erbauten Zelthütte kohlten die Ueberreste eines riesigen Feuers, dessen stechender Rauch eine einzige, undurchdringliche Wolke bildete, da die Abzugsöffnung zugedeckt worden war. Ich lag mit dem Kopfe auf der fischthranduftenden Hüfte der guten Mutter Snjára, welcher Name zu deutsch „Maus" bedeutet; mein rechtes Bein stak unter dem Leibe des alten Onkel Sätte, welches Wort mit „Pfeil" übersetzt werden muß, und mein linker Fuß diente einem der Hunde als Kopfkissen. Vater Pent, d. i. Benedikt, der Gesegnete, hatte sich meinen Pelzrock aufgeknöpft, um sein teures Haupt auf die Gegend meines Magens zu betten, so daß der Schwanz des Hundes, welchem er selbst als Matratze diente, mir lieblich krabbelnd um die Nase strich. Zu diesen unschätzbaren Bequemlichkeiten kam die Hitze, welche sich innerhalb meiner luftdichten Fell- und Pelzbekleidung entwickelte, und der aromatisch-diabolische Duft einer dreizehnfachen Trans- und Respiration nebst der Lebhaftigkeit jener kleinen, ritterlichen Geschöpfe, welche in solcher Hundenähe unvermeidlich sind, und von denen der alte, lustige Fischart gesungen hat: „Mich beizt neizwaz, waz mag daz gseyn?" Zieht man dazu in Betracht alle diatonischen und chromatischen Herzensergießungen, deren schnarchendes Fortissimo das Zelt erfüllte, so wird man es nicht unbegreiflich finden, daß ich mich für einen Augenblick dem weichen Arm des Schlafs entwand.

Doch nein, es war kein Schnarchen gewesen, welches mich erweckte, denn ich vernahm jetzt, da ich munter war, jenes grunzende Röcheln zum zweitenmal. Es ertönte draußen in einiger Entfernung von der Hütte. Gleich darauf krachte ein Schuß, und eine laute Stimme rief:

„Attje, taššne le tarfok . . . Vater, der Bär ist da!"

Im Nu waren alle zweiundfünfzig Extremitäten in schleunigster Bewegung, und jene scheinbar unmögliche Entwirrung hatte sich in Zeit von zwei Sekunden glücklich vollzogen. Die acht Menschen schrieen und brüllten; die fünf Hunde bellten und heulten; das Feuer wurde vollends zertreten, indem ein jeder noch seinen Waffen suchte und diejenigen eines anderen erwischte. Und doch befanden wir uns nach kaum einer Minute vor der Hütte und eilten nach der Gegend, in welcher noch immer Neete [1]), der Sohn des alten Pent, um Hilfe rief. Er hatte mit Kakke Keira [2]) die Wache, kam uns in höchster Aufregung entgegengesprungen und schrie aus Leibeskräften:

„Tarfok, tarfok le mesam . . . der Bär, der Bär hat mein Renntierkalb!"

„Wo ist er?" frug der Alte.

„Tuos, tuos, twonto plucwai . . . dort, dort, auf dem Sumpfe!"

„Nehmt eure Ski", [3]) kommandierte Vater

[1]) „Marder". [2]) Diener Erich. [3]) Schneeschuhe.

Pent; „eure Flinten, Messer und Spieße. Nehmt auch Stricke mit. Wir eilen ihm nach!"

Die Schneeschuhe lehnten alle an dem Zelte. Wir legten sie an, und fort ging es, dem Sumpfe zu, der sich in geringer Entfernung von der Lappenwohnung in die Ebene zog. Kakke Keira blieb bei der Frau und den drei Töchtern zurück. Wir anderen zählten fünf Personen: Pent, Onkel Sätte, Necte, ich und ein zweiter Knecht, welcher Anda, d. i. Andreas, hieß.

Es war vielleicht eine Stunde nach Mitternacht, aber wir konnten dennoch recht gut sehen, denn am Himmel stand ein Nordlicht, wie ich es in dieser Pracht und Herrlichkeit noch niemals beobachtet hatte. Es war nicht jenes leise sich ausbreitende und wieder zusammenfallende, milde Farbenspiel, auch nicht jenes groß und ruhig am Firmamente stehende Phänomen, sondern es war ein ununterbrochenes, gewaltiges Emporschleudern strahlender Farbenbüschel, welche in die Unendlichkeit hinauszusprühen schienen, ein Wirbeln von tausend hintereinander in immer größeren Radien sich drehenden Feuerrädern, ein ununterbrochenes Kämpfen, Ringen, Jagen und Haschen von allen möglichen Gluten, Lichtern, Farben und Nuancen, ein Schauspiel, welches wahrhaft überwältigend auf mich gewirkt hätte, wenn nicht der Jäger in mir erweckt worden wäre.

Die Spur des Bären war in dem tiefen Schnee ganz deutlich zu erkennen, und nach kurzer Zeit sahen wir ihn selbst als dunkeln, sich rasch fortbewegenden Punkt auf der weißen Fläche des Sumpfes erscheinen. Es mußte ein gewaltiges Tier sein, da er imstande war, bei einem so raschen Laufe das Renntierkalb mit sich fortzuschleppen.

Dennoch brauchten wir uns vor ihm nicht zu fürchten. Der lappländische Bär ist noch weniger gefürchtet als der Wolf; er besitzt nicht im entferntesten die Furchtbarkeit, welche z. B. den nordamerikanischen Grizzly so gefährlich macht, und wagt sich nur dann an den Menschen, wenn ihn die Notwehr dazu treibt. Die Lappen waren alle sehr gewandte Schneeschuhläufer. Wir flogen mit der Schnelligkeit eines Eilzuges über die Fläche dahin; aber dies schien dem alten Pent noch immer nicht flüchtig genug zu sein.

„Schneller," rief er, „sonst erreicht er den Kinop¹) und versteckt sich hinter die Plassart²), wo wir ihm nur schwer folgen können."

Wir griffen weiter aus; aber es war, als habe der Bär die Worte des Anführers vernommen. Er bog plötzlich nach links ab. Das Tier mußte seine Verfolger bemerkt haben und trottete nun dem Hügel zu, welcher den Vorläufer des Fjälls bildete, der mit seinem vom Schnee bedachten Tannendunkel auf das Sumpfland niederblickte. Wir suchten dem Flüchtlinge den Weg abzuschneiden, aber es gelang uns nicht; er war aus unserem Auge entschwunden, noch ehe wir den Hügel erreichten.

„Hier ist die Käja¹)," meinte Onkel Sätte; „sie führt gerade an der böseften Stelle empor. Legt die Ski ab! Sie taugen hier nichts mehr."

Wir hingen die Schneeschuhe über und stiegen die steile Lehne in die Höhe. Der Schnee lag mehrere Fuß tief, was den Aufstieg sehr beschwerlich machte. Wir gaben uns alle mögliche Mühe, so daß wir unter unserer schweren Kleidung in Schweiß gerieten, kamen aber doch nur langsam vorwärts. Endlich erreichten wir die Kuppe des Hügels, mußten uns aber mit der Spur des Bären begnügen; er selbst hatte einen bedeutenden Vorsprung gewonnen.

Das Terrain war hier außerordentlich zerrissen. Wir mußten uns zwischen scharfen, halb verschneiten Felstrümmer hindurchwinden, bald rechts, bald links, bald vorwärts, bald wieder zurück. Es war, als habe sich der Bär ein Extrapläsir gemacht, uns recht in die Irre zu führen. Und dabei durften wir die Vorsicht keinen Augenblick außer acht lassen, da es hinter jedem Steine möglich war, auf ihn zu stoßen.

Endlich erreichten wir eine kleine Erhöhung, wo er sich eine kurze Rast gegönnt hatte. Wir hatten es wirklich mit einem ganz ungewöhnlichen Schlaukopf zu thun. Er hatte sich für diesen erhöhten Standpunkt entschieden, weil er von hier aus unser Nahen bereits von weitem bemerken konnte, und war zugleich so klug gewesen, die ihm gewordene Frist zu einem schnellen Imbiß zu benutzen. Er hatte im allerhöchsten Fall zehn Minuten dazu übrig gehabt, aber während dieser kurzen Zeit war doch das Kalb beinahe ganz verschwunden.

„Wuoite . . . o weh!" rief Vater Pent. „Dieser Partne pahalaš²) hat uns nur die Haut und die Füße übrig gelassen. Hauteju je mon taltav lavmet . . . ich werde ihn zu Tode prügeln!"

¹) Hügel. ²) Felsen.

¹) Spur. ²) Sohn des Teufels.

Er schwang das Zinnafelende seines Spießes drohend über dem Kopfe und nahm die Spur von neuem auf. Sie führte jetzt in einer steilen Schlucht zum Fjäll empor. Der hohe Schnee war uns außerordentlich hinderlich; wir glitten fast bei jedem Schritte wieder abwärts, und es dauerte eine lange Zeit, ehe wir die Höhe des Waldes erreichten. Es war von Vorteil, daß die Tannen des letzteren sehr licht standen; zahlreiche Felsen lagen zerstreut zwischen den Stämmen; die Spur war deutlich zu sehen.

Immer einer hinter dem anderen, schritten wir lautlos vorwärts. Da, eben als wir auf eine Lichtung treten wollten, blieb Pent, welcher der vorderste war, hinter dem letzten Baume stehen.

„Was siehest du?“ frug Onkel Sätte laut.

Ich ging hinter Pent und hatte gerade wie er einen Mann gesehen, welcher links von uns in schnellem Laufe zwischen den Bäumen hervorkam. Als er aber die Stimme des Onkels hörte, eilte er schnell wieder in das Halbdunkel des Waldes zurück.

„Wer war dies?“ fragte ich leise.

„Ich habe ihn nicht erkannt, Herr,“ antwortete der Alte. „Was hat ein Mann zu dieser Zeit hier zu suchen!“

„Du bist ja wohl der einzige, der in dieser Gegend wohnt?“

„Ja. Sollte es ein Mann sein, der auf dem Aitoi [1]) geht?“

„Das glaube ich nicht. Er würde uns den Gruß nicht verweigert haben. Er ist geflohen, sein Weg muß also ein Weg des Unrechts sein.“

„Herr, meinest du dies wirklich?“

„Ja.“

„So muß man ihm folgen!“

Diese Worte waren in einem hastigen, sorgenvollen Ton gesprochen, den ich mir nicht gleich erklären konnte. Darum frug ich:

„Denkst du, daß es ein Renntiermörder ist?“

„Nein, ich denke etwas anderes, Wäljam [2]). Ich muß sehen, wer es ist. Folgt ihr unterdessen dem Bären!“

„Du darfst nicht allein gehen!“ warnte sein Sohn Reete.

„Was weißt du, Knabe! Geht! Ich brauche keinen Menschen, welcher bei mir bleibt!“

Diese Worte waren in einem so befehlenden Tone gesprochen, daß wir ihnen ohne Widerrede gehorchten. Es war sicher nicht ohne Gefahr, sich hier im Walde und bei diesem Schnee mit einem Fremden zu befassen, der sich so verdächtig benommen hatte. Er mußte einen ganz besonderen Grund haben, allein zu bleiben, wo eine Begleitung doch so notwendig erschien. Wir ließen ihn gehen und verfolgten die Fährte des Bären weiter. Unsere Anstrengung sollte sehr bald belohnt werden. Die Spur führte bereits in kurzer Zeit nach einem freien Plätzchen, welches von Steingewirr bedeckt war. Hier lag das Tier versteckt, denn als wir den Ort umgingen, fanden wir nicht, daß die Fährte wieder herausführte.

Die Hunde waren bis jetzt bei uns gewesen, jeder mittels einer Schnur an seinen Herrn gebunden. Nun aber, als wir den Platz umstellt hatten, wurden sie losgelassen. Sie schossen zwischen die Steine hinein, und bald vernahm ich neben ihrem wütendem Gebell ein tiefes und unmutiges Brummen. Der Lärm stand einige Zeitlang still und bewegte sich dann nach der mir entgegengesetzten Seite. Der Hund des Lappen benimmt sich, während er dem Wolfe sofort nach der Kehle geht, dem Bären gegenüber vorsichtig; er lockt ihn aus dem Lager, ohne sich selbst in Gefahr zu begeben, und so war auch heut nicht zu hören, daß einer unserer Hunde einen Schlag erhielt. Dagegen aber fiel sehr bald ein Schuß und gleich darauf ein zweiter. Dann erhob sich von Seiten der Meute ein triumphierendes Geheul, dem man sofort anmerkte, daß der Bär erlegt worden sei.

„Reete, ist er tot?“ rief Aada, welcher rechts von mir postiert worden war, über die Lichtung hinüber.

„Mije lepe winjam . . . wir haben gesiegt!“ antwortete der Gefragte herüber. „Wiesodake le tarjok . . . der Bär ist tot. Kommt zu uns, Kratnatjeh!“ [1])

Wir eilten dem Rufenden zu; der Bär lag leblos am Boden. Der junge Reete hatte ihn bis auf zwei Schritte auf sich herankommen lassen, ihm dann den Lauf seines Doppelgewehres in den geöffneten Rachen gesteckt und zweimal losgedrückt.

„Er hat es gewußt, daß das Kalb mir gehört, welches er gefressen hat,“ meinte er sehr gleichmütig, „und darum ist er zu mir gekommen, um sich von mir töten zu lassen.“

[1]) Dativ von Aito, ein Weg, den man geht, um seine Wohnung zu verändern. [2]) Mein Bruder.

[1]) Kameraden.



Bei den Lappen hat nämlich jedes Familienglied seine eignen Tiere bei der Herde, und für diese auch sein eignes, bestimmtes Zeichen. Bereits bei der Geburt schenkt der Vater dem Kinde ein Renntier; bei der Taufe erhält es ein zweites; wer den ersten Zahn bei ihm entdeckt, muß ihm ein drittes schenken. Auch das Gesinde erhält seinen Lohn und seine Extrageschenke in Renntieren, weshalb ein Knecht, der eine Magd heiratet und seine Tiere mit den ihrigen vereinigt, sehr leicht eine Herde zusammenbringt, die ihn zum selbständigen Manne macht. Daher gibt es eine eigentliche Armut bei den Lappen nicht, außer wenn einer durch die Seuche oder einen schneelosen Frost seine Herde verliert. In diesem letzteren Falle können die Tiere das Moos, welches ihre Winternahrung bildet, nicht von dem harten Eise befreien und müssen vor Hunger und Elend zu Grunde gehen.

„Sotn le änak . . . es ist ein Männchen," sagte der Onkel. „Zieht ihm das Fell ab, und schneidet ihn in Stücke, damit wir ihn leichter tragen können. Rupmaha le mijit, latjeh mije wattepe . . . der Leib gehört uns, die Tatzen geben — — —"

Er hielt mitten im Satze inne; meine Anwesenheit schien ihn an der Vollendung seiner Rede zu verhindern. Ich ahnte den Grund davon. Die Lappen sind zum großen Teile Christen, haben aber aus ihrer heidnischen Vorzeit noch viele Gebräuche mit herübergenommen, an denen sie zähe festhalten, obgleich sie dies dem Fremden gegenüber nur höchst ungern merken lassen. Vielleicht sollten die Bärentatzen dem Thiermes, einer ihrer früheren Gottheiten, geweiht werden, dessen Bilde, einem roh zubehauenen Holzklotz, noch viele Lappen im stillen Haine ein verborgenes Heiligtum errichten. Sie wurden auch wirklich von den Branken getrennt und separat zusammengebunden.

„Seht, wie mager sie bereits schon sind!" sagte Reete, der Sohn Bents. „Dieser Bär hat bereits schon in der Erde gesteckt und ist in seinem Winterschlafe gestört worden. Nun suchte er sich einen andern Ort und hat dabei Hunger bekommen. Er kam so still, daß ich ihn erst gewahrte, als ich das arme Wesen zum letztenmal grunzen hörte. Möge seine Seele als Spirenes [1]) ewig im Meße [2]) spazieren gehen müssen."

Die einzelnen Stücke des getöteten Tieres, welches eine Länge von sicher fünf Fuß gehabt hatte, wurden aufgenommen, und wir traten den Rückweg an. Als wir den Ort erreichten, an welchem Vater Pent sich von uns getrennt hatte, blieb ich halten.

„Er ist noch nicht wieder zurück," sagte ich. „Wird es nicht besser sein, wenn wir nach ihm sehen!"

„Wir dürfen es nicht," antwortete Onkel Sätte. „Er ist der Gebieter und hat befohlen, daß ihm keiner folgen solle. Wir müssen ihm gehorchen."

„Aber, wenn ihm ein Unglück geschehen ist!"

„Das glaube ich nicht. Er kennt jeden Schrittbreit dieser Gegend, jeden Baum des Waldes und jedes Tier, welches hier lebt. Wir können ganz ruhig sein. Er wird bereits wieder nach der Hütte zurückgekehrt sein."

„Das ist sehr zweifelhaft. Er als Jäger würde sich ganz sicher wieder angeschlossen haben, um uns zu helfen, den Bär zu erlegen."

„Dazu waren wir ja Männer genug; das hat er gewußt. Laßt uns also ruhig weiter gehen!"

Wir legten den Wald zurück, stiegen den felsigen Hügel hinab und befanden uns dann wieder auf der sumpfigen Ebene, wo wir die Schneeschuhe wieder anlegen und schneller vorwärts kommen konnten. Das Nordlicht war im Verglühen, als wir die Hütte erreichten.

Die Grundlage derselben bildete eine Anzahl von Stangen, welche rund in den Boden so gesteckt waren, daß ihre Spitzen oben zusammenstießen. Sie waren, da Vater Bent zu den wohlhabendsten Lappen zählte, mit einer doppelten Lage von Renntierhäuten bekleidet, und oben hatte man ein Loch gelassen, damit der Rauch abziehen könne; dasselbe wurde jedoch zur Schlafenszeit verschlossen, um die Wärme nicht entfliehen zu lassen. Dieser Hautüberzug ging rund um die Hütte noch eine Strecke über den Boden hin, um allerlei Vorräte darunter aufbewahren zu können. Jetzt, im Winter, war diese Wohnung von einer dichten Lage gefrorenen Schnees bedeckt, der keine Kälte in das Innere dringen ließ. In der Mitte des Wohnraumes befand sich, wie bereits gesagt, der Feuerherd, über welchem ein kupferner Kessel hing, der mit einer Kette oben an eine der Stangen befestigt war. Ringsum hatte man über eine Lage von Heu weichgegerbte Felle ausgebreitet.

---

[1]) Gespenst. [2]) wüsten Walde.

[illegible] für die Glieder der Familie und [illegible] — zu bilden. Das Geschirr hing an den [illegible] Wänden, und oben, in der Nähe des [illegible]ges, hatte man die Renntierkeulen [illegible] Renntiermagen befestigt, welche den Käse und die gefrorene Milch, vielleicht auch das als Universalmedizin dienende Renntierblut enthielten.

Als wir anlangten, empfing uns Kakke Keira mit lautem Jubel, welcher seinen Grund wohl in dem Bärenschinken hatte, der den Lappen stets ein willkommener Leckerbissen ist. Auf seine lauten Rufe traten die Frauen aus der Hütte.

„Kussne le attje ... wo ist der Vater?“ frug Mutter Snjära, als sie bei dem Ueberblicke der Personen sah, daß der alte Pent fehlte.

„Ist er noch nicht angekommen?“ erkundigte sich Onkel Sätte.

„Nein. Etnatjam [1]), wo ist er geblieben?“

„Draußen im Walde.“

„Im Walde? Im Wuorai [2])? Wenn nun ein Bär, ein Wolf oder gar ein Wuoikenes [3]) ihn überfällt! Weshalb ist er im Walde geblieben?“

„Er sah einen Mann, dem er gefolgt ist. Es war ein Ammats [4]), der sich vor uns verbergen wollte.“

„Tije lepet takkam jerpmetipme ... Ihr habt unverständig gehandelt. Dieser Fremde ist vielleicht ein Renntiertöter, der viele Waffen bei sich hat. Warum habt ihr den Vater allein gelassen?“

„Sotn le trawam nau ... er hat es befohlen.“

„Dann habt ihr ihm gehorchen müssen,“ beruhigte sie sich. „Was er befiehlt, das muß geschehen, denn er weiß, was er thut.“

Vater Pent war also wohl ein echter Patriarch, der unumschränkt regierte und seinem Willen stets die richtige Geltung zu verschaffen wußte. Bei der Erklärung, daß er selbst gewünscht hatte, allein zu sein, war sofort alle Sorge bei den Frauen verschwunden, und man beschäftigte sich nur noch mit der Jagdbeute, welche wir mitgebracht hatten. Die Tatzen verschwanden, ohne daß ich wußte, wohin; die Eingeweide wurden in den Kessel geworfen, um sogleich gekocht und gegessen zu werden, während man das Fleisch zum Gefrieren in die Kälte hing.

[1]) Diminutiv von Etnoi = Onkel, also Onkelchen, mein lieber Onkel. [2]) Hohen Schnee. [3]) Geist. [4]) Fremder.

Menschen und Hunde saßen wieder traulich beim Feuer zusammen; den Schlaf hatte man vergessen. Da hörten wir es vor der Thür scharren, und das Fell, welches den Eingang bedeckte, wurde in die Höhe gehoben.

„Repe [1])!“ rief Mutter Snjära erschrocken.

So hieß nämlich der Lieblingshund des Alten, der ihn in den Wald begleitet hatte. Er kam unter dem Felle hindurchgekrochen und blieb mit eingezogenem Schwanze stehen, um ein klagendes Geheul auszustoßen.

„Repe, kusne le attje ... Repe, wo ist der Vater?“ frug der Onkel, sich schnell vom Lager erhebend.

Der Hund merkte, daß er verstanden worden sei. Er sprang winselnd an dem Frager empor und dann gegen die Thür zurück.

„Er will Hilfe holen,“ sagte ich, nach meiner Büchse greifend. „Es ist seinem Herrn ein Unglück widerfahren. Wir müssen ihm schnell folgen!“

„Oder ist er dem Attje nur vorangesprungen,“ meinte Kakke Keira, der Knecht, welcher von dem anderen Knechte abgelöst worden war.

„Nein. Das ist ganz das Gebahren eines Hundes, der Hilfe sucht.“

Wir traten vor die Thür und schrieen den Namen des Alten in die nordische, helldunkle Nacht hinaus. Die Kälte ließ den Ruf in weite Entfernung klingen, aber so scharf wir auch lauschten, wir konnten keine Antwort hören.

„Härra [2]), du hast recht,“ entschied der Onkel; „es ist ihm etwas passiert. Nehmt eure Ski und eure Gewehre, und laßt uns dem Hunde folgen!“

„Das ist nicht genug,“ antwortete ich. „Nehmt auch Riemen, Stricke und Stangen mit. Er könnte in eine Sala [3]) gefallen sein.“

Die Frauen klagten und jammerten; wir aber nahmen schweigend alles Nötige mit uns, fuhren mit den Füßen in die langen Schneeschuhe und überließen uns nun der Führung des klugen Hundes, welchen der Onkel, als der vorderste in unserer Reihe, an einer Leine vor sich gebunden führte.

Wir verließen die Hütte in der entgegengesetzten Richtung als vorher. Bei Anfang unserer Bärenjagd hatten wir die Berge zu unserer linken gehabt, jetzt aber lagen sie zur rechten.

[1]) „Fuchs“. [2]) Herr. [3]) Höhle, Eisspalte.

Ihr Fuß stand auf dem Rande einer weiten Ebene, welche mit tiefem Schnee bedeckt war, und ihm entlang stürmte der Hund im raschesten Laufe dahin. Ohne die Schneeschuhe hätten wir ihm gar nicht zu folgen vermocht. So hatten wir vielleicht vier englische Meilen zurückgelegt, als er nach rechts einbog und sich nach einer Höhe wandte, welche keine große Steile zeigte, so daß wir uns also der Schneeschuhe nicht zu entledigen brauchten. Fast in derselben Schnelligkeit wie bisher ging es bergan, bis wir ein unbewaldetes Plateau erreichten, dessen Fläche auf der anderen Seite außerordentlich schnell wieder zur Tiefe stieg.

„Ipmel," rief der Onkel erschrocken, „sotn watsa salajägnai ... o Gott, es geht in das Spalteis hinein. Orrop wahrok ... laßt uns vorsichtig sein!"

Er zog die Leine an, zwang auf diese Weise den Hund, langsam zu laufen, und sondierte mit seinem Spieße jeden Schrittbreit des Bodens, ehe er ihn betrat.

„Ist dieser Boden gefährlich?" fragte ich ihn.

„Herr, wir gehen über Rutaimo[1]), wo die bösen Geister wohnen. Jeder von ihnen hat sich eine Spalte gebohrt, die er mit Schnee bedeckt, um die Samelatjit[2]) zu betrügen. Tritt einer darauf, so stürzt er hinab in die Hölle, wenn nicht der Saiwaolmak[3]) seine Hand ausstreckt, um ihn festzuhalten. Zuweilen kommt auch ein heiliger Engel und zieht ihn wieder heraus."

So vermischten sich in der Vorstellung des alten Lappländers christliche Bilder mit den heidnischen. Ihm war es schließlich sehr gleich, ob er von einem Engel oder einem Götzen Hilfe zu erwarten habe; vielleicht glaubte er, der eine sei so mächtig wie der andere.

Wir glitten also langsamer über das Plateau dahin und erreichten wirklich mehrere Spalten, über welche der Schnee eine zusammenhängende Kruste gebildet hatte, die zwar imstande war, den Hund, nicht aber einen Menschen zu tragen. Wir erkannten diese Stellen sowohl an der Formation als auch an der Farbe ihrer weichen Decke, über welche wir uns mittels unserer Spieße hinüberschwangen. Dann ging es abwärts. Hier mußten wir die Spieße fest einstemmen, um unsere vorsichtige Bewegungsart

[1]) Hölle. [2]) Accusativ von Samelatjeh = die Lappländer. [3]) Schutzgeist.

beibehalten zu können, da sich die Spalten zahlreicher zeigten als vorher; er zerrte ganz gewaltig an der Leine, und bei einem unvermuteten Rucke gelang es ihm, dieselbe zu zerreißen. Er stürzte sich in weiten Sprüngen den Berg hinab, doch nicht weit, so blieb er halten, um ein lautes Geheul zu erheben.

„Dort ist es!" rief Onkel Sätte; „möchte es noch Zeit zur Hilfe sein!"

Wir bemühten uns, die kurze Strecke so schnell wie möglich zurückzulegen und standen bald vor einer engen, tief in den Boden gerissenen Kluft, durch deren Schneedecke ein Loch gebrochen war. Der Hund stand vor demselben und suchte es durch Scharren zu erweitern, hütete sich dabei aber doch vor der Gefahr, hinabzustürzen. Eine Ski-Spur führte von rechts her zu der Stelle, aber nicht darüber hinaus.

Neete, der Sohn, legte sich platt nieder und rief hinab:

„Attje, totn lep tanne ... Vater, bist du hier?"

Keine Antwort erscholl, aber der Hund war ganz außer sich; er setzte wiederholt an, hinabzuspringen, wurde aber immer wieder von der Furcht zurückgehalten.

„Er ist unten," sagte ich. „Lassen wir alles Fragen, denn wir haben keine Zeit zu verlieren. Gebt die Stricke her; es muß einer hinab!"

„Ich gehe hinab," antwortete Neete; „ich bin der leichteste. Härra, du bist der größte und stärkste von uns allen; du wirst die Kartsait[1]) halten!"

„Gut! bindet die Halkoit[2]) zusammen und legt sie quer über die Spalte, damit sie uns als Stütze dienen. Aber schnell!"

Nur eine Minute später schwebte der junge Mann in die Oeffnung hinein, in welcher eine fürchterliche Kälte herrschen mußte. Er war noch gar nicht weit hinab, so gab er das Zeichen.

„Mon lep sot ... ich habe ihn," rief er. „Gebt noch ein Seil herab!"

Diese Seile waren zwar dünn, aber aus unzerreißbaren Renntierhautriemen geflochten; man konnte ihnen den schwersten Menschen anvertrauen. Während ich den Sohn hielt, wurde ihm ein zweites Seil hinabgelassen, an welches er den Vater binden sollte. Dieses geschah in kurzer Zeit, und dann wurden beide heraufgezogen.

[1]) Riemen. [2]) Stangen.

Vater Pent fiel steif auf den Schnee.

„Er ist tot!“ jammerte Neete. „Die bösen Geister haben ihm das Leben geraubt!“

Ich untersuchte den alten Lappmann. Sein Herz schlug, und keines seiner Glieder schien verletzt zu sein. Darum tröstete ich die anderen:

„Sotn ela … er lebt! Es fehlt ihm nichts als nur die Besinnung. Welche Stellung hatte er in der Spalte, Neete? Sie scheint nicht tief zu sein.“

„O, Härra, sie ist tief, sehr tief, und ganz mit Eis belegt,“ antwortete er. „Aber sie ist schmal, und da hat sich sein Spieß eingeklemmt, der ihn gehalten hat.“

„Wekkes auto … welch ein Wunder!“

„Ja, der heilige Jesots[1]) hat ihn bewacht. Aber sage, ob es möglich ist, daß er dennoch sterben kann?“

„Es ist möglich, daß er mit dem Kopfe an das Eis geschlagen ist. Er ist trotz der dichten Kleidung steif vor Kälte und muß sich also sehr lange in der Kluft befunden haben; das läßt mich wohl vermuten, daß er betäubt worden ist, denn von einer Ohnmacht wäre er längst wieder erwacht. Nehmt die Stangen und macht eine Bahre. Wir wollen ihn zur Hütte tragen! Einer mag voraneilen und den Renntierschlitten holen, damit wir schneller vorwärts kommen.“

„Ich werde es thun!“ erbot sich der wackere Kakke Keira. „Ich werde so eilen, daß es mich nicht friert, und lasse euch meinen Pelz zurück, denn sonst könnt ihr keine richtige Trage machen.“

Er warf den weiten Pelz ab, ergriff seinen Spieß und sein Gewehr und glitt auf seinen Schneeschuhen denselben Weg zurück, den wir gekommen waren. Mit Hilfe des Pelzes, der Stangen und der Seile wurde eine ganz passable Bahre zusammengesetzt; wir banden den Geretteten darauf fest und traten den Rückweg an. Dieser wurde uns natürlich schwer, denn es war keine Kleinigkeit, die Last wohlbehalten über die Spalten zu bringen. Dies nahm so viel Vorsicht und Zeit in Anspruch, daß der Schlitten bereits unten am Berge hielt, als wir die Ebene erreichten. Kakke Keira hatte sich einstweilen den Pelz Andas geborgt.

Der Besinnungslose wurde auf den Schlitten befestigt, und dann ging es im sausenden Laufe über die nun bequeme Fläche auf die Hütte zu. Natürlich kam der von dem windesschnellen Renntiere gezogene Schlitten mit Onkel Sätte, der ihn führte, eher an, als wir, und als wir die Schuhe abgelegt hatten und eintraten, fanden wir Vater Pent bereits am Feuer liegen. Er war noch immer besinnungslos; dennoch aber beschäftigte sich Mutter Snjära unter Assistenz ihrer Töchter sehr eifrig damit, ihm jammernd und wehklagend den gewaltsam aufgebrochenen Mund voll großer Stücke gefrorenen Renntierblutes zu stopfen.

„Wollt ihr ihn töten!“ rief ich ihnen zu.

„Das Blut hilft für alles, Härra!“ beteuerte sie mir.

„Hier schadet es nur! Nehmt es wieder heraus und öffnet ihm die Kleider. Ich habe eine bessere Medizin!“

Ich hatte in meinem sehr zusammengeschrumpften Reisesacke allerdings von Medikamenten weiter nichts als noch ein halbes Fläschchen Arnikatinktur, doch war dies gegen die Verletzung durch einen Fall ja ein ganz gutes Mittel, wenn nicht auch innere Teile gelitten hatten. Die Kleider wurden ihm geöffnet, um die Respiration zu erleichtern, und da Naphtha und Salmiakgeist oder ähnliches nicht vorhanden war, so bat ich um Schnupftabak. Alle erstaunten sehr weidlich darüber, daß ein Toter schnupfen solle, dennoch aber wurden mir gerade so viele aus Renntierhaut gefertigte Dosen entgegengestreckt, als männliche und weibliche Personen anwesend waren. Der Lappe liebt den Tabak außerordentlich, fast ebenso wie den Branntwein; aber da er den letzteren so viel entbehren muß, so raucht und schnupft er viel, und daher gab es hier Dosen genug in der Hütte.

Ich applizierte dem Betäubten eine ziemliche Prise in denjenigen Teil seines Gesichtes, welchen die Lappen Njuonne[1]) nennen, und hatte auch wirklich gar nicht lange auf die beabsichtigte Wirkung zu warten; seine spitze Stirn legte sich in Falten, die geschlossenen Augenlider begannen zu zittern, der Mund öffnete sich, zwar langsam, aber so weit wie möglich; die gegen die Kälte und allerlei kleines Getier mit Pechsalbe beschmierten Wangen dehnten sich aus, und dann erfolgte jene bekannte Explosion, für welche die Sprachen aller Völker nur eine und dieselbe Bezeichnung haben — app … zieh!

---

[1]) Jesus.

[1]) Nase.

„Aeitnan . . . zur Gesundheit!“ ertönte es jubelnd aus Aller Munde.

Der Bann war gebrochen; die Augen öffneten sich, bewegten sich einige Augenblicke staunend im Kreise, und dann erklang auch bereits, und zwar in sehr bestimmtem Tone, das erste hörbare Lebenszeichen:

„Muaji, wattopte malep . . . gebt mir Blut!“

Mutter Snjära blickte mich fragend an. Ich nickte ihr zu, denn diesem imperativen Verlangen eines augenblicklich erst vom Tode Erwachten vermochte mein fühlendes Herz nicht zu widerstehen. Da der Inhalt des alten vielleicht nicht reichen würde, so wurde augenblicklich ein neuer Renntiermagen geöffnet und das darin aufbewahrte Blut herausgeschlagen. Dann warf sich die Mutter mit ihren drei Assistentinnen über den Patienten, und er erhielt von vier Seiten den Mund so energisch vollgestopft, daß er fünfmal schlingen mußte, ehe er Zeit fand, einmal Atem zu holen. Die großen Stücke zu Eis gefrorenen Blutes verschwanden so schnell und massenhaft in der Speiseöffnung des armen Kranken, und er verriet eine so ausdauernde Inklination für diese Art, dem Tode zu entgehen, daß es mir angst und bange wurde und ich endlich Einhalt that. Kaum aber waren seine wiedererwachten Lebensgeister nicht mehr in dieser Richtung beschäftigt, so fuhr er sich mit der Hand an den Kopf und klagte:

„Mon lep luokatest, mon lep hawetetowum ... ich habe Schmerz, ich bin verwundet worden!“

Ich untersuchte die Stelle, welche seine Hand bezeichnet hatte, und entdeckte unter der dicken Pelzhaube, welche er trug, eine ziemliche Anschwellung. Er war also doch mit dem Kopfe aufgestoßen.

„Tunji mon kalkap wekketet . . . ich werde dir helfen!“ tröstete ich ihn und griff zu meiner Tinktur.

„Tote lep päsker . . . du bist ein Doktor?“ frug er erstaunt.

„Ja,“ antwortete ich, um ihm Vertrauen zu machen.

„Was hast du hier?“

„Das ist eine Arznei, welche dir die Schmerzen stillen wird.“

„Schmeckt sie gut?“

„Du wirst sie nicht trinken, sondern ich werde sie dir auf den Kopf legen.“

„Laß sie mich einmal riechen!“

Ich hielt ihm das geöffnete Fläschchen unvorsichtigerweise bereitwillig an die Nase. Er sog den Duft des kräftigen Spiritus mit wachsendem Wohlbehagen ein und bat dann mit verklärtem Gesichte:

„Gib mir diese Arznei lieber zu trinken, Härra! Ich werde dann schneller gesund werden, als wenn du sie mir auf den Kopf legst.“

Ich schlug es ihm ab und ließ mir den Fetzen von einem alten Sommerkleide geben. Diesen befeuchtete ich und band ihn auf die Anschwellung. Da ich das Befeuchten nach einiger Zeit wiederholen wollte, so gab ich das Fläschchen nicht wieder in den Reisesack zurück, sondern schob es, mir leicht zur Hand, neben mir in das Heu meines Lagersitzes.

„Attje, wie bist du in die Spalte gekommen?“ frug jetzt der junge Neete, der mit dieser Frage der Neugierde Aller zu Hilfe kam.

Der Alte schwieg eine Weile, dann antwortete er:

„Fragt mich nicht. Später werdet ihr es erfahren!“

Diesem Befehle mußte Gehorsam geleistet werden, obgleich ich nicht begreifen konnte, warum er die erbetene Auskunft verweigerte, zu der wir uns durch seine Rettung doch wohl eine hinreichende Berechtigung erworben hatten. Er seinerseits begehrte nun zu wissen, wie die Bärenjagd abgelaufen sei und welcher Umstand uns zu seiner Hilfe herbeigerufen habe. Er vernahm unseren Bericht und kaum erfuhr er, daß der Aufbruch des Bären sich noch immer im heißen Wasser des Kessels befinde, so gebot er, die Nipeh[1]) herzunehmen und das leckere Mahl sogleich zu beginnen.

Mutter Snjära stach die Eingeweidestücke aus dem Kessel und legte sie in ihren Lederschoß, dessen matter Glanz erraten ließ, was alles darin bereits ab-, auf- und ausgewischt worden sei. Dort wurden sie zerteilt, und männlich, weiblich und — hündlich hatte nun die Erlaubnis, sich wegzunehmen, was ihm beliebte.

Was mich betraf, so hatte ich das Glück, von der schönen Marja[2]) bedient zu werden. Sie war die älteste Tochter Pents, zählte vielleicht dreiundzwanzig Jahre und schien mich während meines vierzehntägigen Aufenthaltes in ihrer Hütte bereits sehr freundlich in ihr Herz

[1]) Messer. [2]) Marie.

geschlossen zu haben. Sie reichte mir gerade bis unter die Arme, hatte zwei Pfund Fett in ihren Zöpfen und dreißig Quadratzoll Pechsalbe auf ihren Wangen; ihre Lippen lächelten zwölf Centimeter breit; ihr Näschen glich einer Haselnuß, und ihre Aeuglein hatten sich infolge des immerwährenden Schneeblendens ein Spitzmausblinzeln angewöhnt, welches auf mein unbewachtes Herz einen durch Logarithmen nicht ganz genau zu berechnenden Eindruck machte.

Sie zerzupfte die besten Stückchen, welche sie für mich aus den Zähnen der Hunde erwischen konnte, mit ihren dicken Theer-Rosen-Fingerchen und steckte sie mir in den sich vergeblich „nach rückwärts konzentrierenden" Mund. Die Eltern sahen dieser gastfreundlichen Schelmerei mit Wohlbehagen zu, und ich konnte mich diesem zutraulichen Ausgestopftwerden nur dadurch entziehen, daß ich mich erhob und für kurze Zeit vor die Hütte ging, um meiner Digestionsorgane wieder Herr zu werden.

Als ich wieder eintrat, fiel mir ein himmlisches Lächeln auf, welches mit einer Wärme von siebzig Grad Réaumur auf den Gesichtern thronte. Sofort ward ich mir meiner Unvorsichtigkeit bewußt, langte nach meiner Flasche und hielt sie gegen die Flamme — sie war leer, „bom bosch" würde der Türke sagen — „ganz leer"; die braven Lappen und Lappinnen hatten sich mit meiner Tinktur die Magen von innen eingerieben!

Ich verspürte große Lust, sie tüchtig auszuzanken, mußte aber dennoch lachen, als der alte Pent seine Entschuldigung vorbrachte:

„Härra, du wirst doch nicht schelten? Wir haben von dem Bären gegessen und schmeckten es, daß er krank gewesen ist; darum haben wir ein wenig von deiner Medizin genommen, die alle Krankheiten heilt. Für meinen Kopf ist sie nicht mehr nötig, denn der Schmerz ist fort, und ich bin gesund!"

Ich hielt ihm die leere Flasche hin.

„Hast du die Medizin genommen, so nimm auch die Flasche. Ich schenke sie dir!"

Mit diesem Geschenke richtete ich eine sehr große Freude an, denn ein Glas oder eine Flasche ist in der Haushaltung eines Lappen eine kostbare Seltenheit. Darum meinte er sehr fröhlich:

„Härratjam[1]), du bist ein sehr berühmter und gütiger Doktor, und mit dir ist ein großer Segen in meine Hütte gekommen. Du hast uns, als du kamst, drei Flaschen Spanska win[2]) mitgebracht, der unser Herz erleichterte, aber deine Medizin schmeckt noch besser. Hättest du doch mehr von ihr! Nun aber bin ich müde. Willst du dich wieder mit schlafen legen? Wenn wir erwachen, sollst du mich auf den Fjäll begleiten, denn ich habe etwas Wichtiges mit dir zu sprechen."

Die letzten Stunden hatten uns alle mehr oder weniger ermüdet, und so wurde seinem Vorschlage Beifall gespendet. Man verschloß den Rauchfang, welcher wieder geöffnet worden war, von neuem, und bald war die beneidenswerte Situation, aus welcher uns der Bär gerissen hatte, wieder hergestellt.

Der Mensch, und besonders der Reisende, gewöhnt sich bald an alles, und so schlief ich ganz glücklich ein und erwachte nicht eher wieder, als bis die holde Marja beim Wiederanfachen des Feuers meine langen Pelzstiefel näher zog, um sich ihrer als Schemel zu bedienen, obgleich zufälligerweise meine beiden Beine darin steckten. Ich hielt den Druck ihrer kleinen Person geduldig aus, bis sie fertig war und mir in anerkennungswerter Aufmerksamkeit meine ausgestreckten Kniee wieder an den Leib geschoben hatte. Dann erhob ich mich behaglich in sitzende Stellung, um zuzusehen, wie die Morgensuppe zubereitet wurde.

Als erste Ingredienz zu derselben diente natürlich der Absud, welcher vom Kochen des Bäreneingeweides im Kessel zurückgeblieben war. Dazu kamen Stücke geronnenen Blutes, zerbrockter Renntierkäse, welcher ungefähr so schmeckt, wie ein altes, hörnernes Spieldosengehäuse schmecken würde, wenn man es kauen wollte, sodann eine Portion Sick[3]), welche ihre Anwesenheit durch einen mehr als zudringlichen Geruch zu erkennen gab, einige Hände voll Bläbär[4]), etwas Salz, welches es nur darum geben konnte, weil Vater Pent ein reicher Mann war, eine kleine Gabe Mehl, welches aber trockenen Sägespänen ähnlich sah, und zuletzt noch das, ich weiß nicht, auf welche Weise gereinigte, Gedärme des Bären, natürlich in Stücke zerschnitten und zerrissen, deren Purifikation von sehr zweifelhafter Natur zu sein schien.

[1]) „Mein liebstes Herrchen", schmeichelndes Diminutiv von Härra.

[2]) „Spanischer Wein"; er meinte aber Rum.
[3]) Eine Art Lachs: Salmo lavaretus.
[4]) Vaccinium myrtillus.

Anstatt an diesem Mahle mich zu beteiligen, zog ich es vor, mir ein Stück Renntierfleisch auszubitten, welcher Wunsch auch herzlich gern befriedigt wurde, da man froh zu sein schien, meinen Suppenteil mit verzehren zu können.

Nach diesem Frühstücke, welches eigentlich kein Frühstück genannt werden konnte, da wir jetzt die monatelange Winternacht des Nordens hatten, ersuchte mich Vater Pent, ihm in das Freie zu folgen. Wir nahmen unsere Spieße und Flinten zu uns und fuhren mit den Füßen in die Schneeschuhe. Er führte mich ganz denselben Weg, auf welchem wir gestern dem Bären gefolgt waren. Dies ließ mich vermuten, daß die angedeutete Unterredung sich auf sein letztes, unglückliches Abenteuer beziehen werde, doch glitt er schweigend voran und sprach nicht eher ein Wort, als bis er droben im Walde den Punkt erreichte, an welchem er sich von uns getrennt hatte.

„Piejo, Härra . . . setze dich, Herr!“ sagte er, indem er sich selbst in den weichen Schnee niederließ. „Ich werde mit dir über eine Sache reden, von welcher niemand etwas wissen darf.“

Ich nahm an seiner Seite Platz, und die Hunde, ohne welche kein Lappe seine Hütte verläßt, legten sich vor uns nieder. Selbst der Gast bekommt, wenn er längere Zeit bei ihnen bleibt, einen dieser treuen, immerwährenden Begleiter zugeteilt. Der Alte blickte eine Weile schweigend vor sich nieder: er schien nach dem rechten Eingang zu suchen, und ich hütete mich, sein Nachdenken durch ein Wort zu unterbrechen. Endlich begann er:

„Härra, du kannst schweigen?“

„Ja,“ antwortete ich einfach.

„Und du wirst auch schweigen?“

„Ja.“

„Ich glaube es dir, denn ich habe dich beobachtet und kann dir vertrauen. Willst du mir einen Dieb fangen?“

„Einen Dieb — —? ich — —?“ frug ich verwundert.

„Ja, du! Wenn bei uns eine böse That geschehen ist, so sendet der Konoks [1]) seine Soldaten her, welche den Thäter suchen müssen; aber es vergeht eine sehr lange Zeit, ehe sie die weite Reise beenden, und dann ist er bereits längst nach Norje [2]) verschwunden, wohin sie ihm nicht folgen dürfen. Auch sind diese Männer selten klug genug, um einen Samelats [1]) zu fangen, der die Gegend besser kennt, als sie.“

„Bist du bestohlen worden?“ fragte ich.

Sein sonst so freundliches Gesicht nahm einen ganz grimmigen Ausdruck an.

„Ja,“ antwortete er mit einem wilden Blicke seiner kleinen, zwinkernden Aeuglein.

„Von wem?“

„Ich weiß es nicht.“

„Hast du Verdacht?“

„Nein.“

„Es ist keiner deiner Dienstboten?“

„Nein.“

„Was ist es, was dir gestohlen worden ist? ein Renntier?“

„O, Härra, wie könnte ich wissen, ob mir ein Ren gestohlen worden sei! Ich habe über tausend Stück, von denen sich oft eins verläuft. Und ein Ren, wenn es mir genommen worden ist, verursacht mir keinen solchen Schmerz. O nein, der Diebstahl ist viel schlimmer, denn mir fehlt Geld, viel Geld!“

Bei diesen Worten brach er in bittere Thränen aus. Das kindliche Gemüt des Lappen vermochte den Verlust nicht mit männlicher Resignation zu ertragen.

Jetzt ahnte ich den Zusammenhang. War der Mann, welcher sich vor uns flüchtete, der Dieb gewesen? Hatte er vielleicht eines der verborgenen Verstecke Pents entdeckt? Vater Pent war sehr reich; er besaß über tausend Rene, wie er mir soeben gesagt hatte; er hatte sicherlich viel Geld vergraben.

Wenn der Lappe einen Markt oder eine der wenigen Städte besucht, so läßt er sich den Preis seiner Felle und anderen Waren in harten Silberthalern bezahlen. Alljährlich wandern auf diese Weise bedeutende Quantitäten Silber nach den unwirtlichen Gegenden des hohen Nordens, wo sie verschwinden, denn der Bewohner der Lappmarken gibt selten oder nie einen Thaler wieder heraus, den er einmal eingenommen hat. Ist der Beutel voll geworden, so sucht er sich eine einsame Stelle im Walde, im Sumpfe oder zwischen Felsen, wo er die harten „Riksdaler“ versteckt; er beobachtet darüber das tiefste Schweigen und enthüllt sein Geheimnis erst dann seinen Erben, wenn er den unver-

[1]) König. [2]) Norwegen.

[1]) So nennt sich der Lappländer, während er das Wort „Lappe“ beinahe als einen Schimpf betrachtet.

weiblichen Tod nahen fühlt. Um bei der zufälligen Entdeckung eines solchen Ortes nicht seine ganze Barschaft zu verlieren, verteilt er dieselbe in mehrere Verstecke, welche er von Zeit zu Zeit im geheimen aufsucht, um sich an dem Anblicke seiner Reichtümer zu erlaben. Nicht selten kommt es vor, daß ein Lappe unerwartet stirbt, ohne seine Verstecke entdecken zu können, oder daß dieselben so ungenau beschrieben wurden, daß sie von seinen Verwandten nicht aufgefunden werden konnten. Zuweilen treten auch Naturereignisse ein, welche ein solches Versteck vernichten oder unzugänglich machen, und so kommt es, daß bedeutende Summen verloren gehen, von denen man nicht hoffen kann, daß sie jemals wieder aufgefunden werden. Die wilden Einöden Lapplands bilden eine riesige Sparbüchse, welche ganz bedeutende Prozente verschlingt.

„Darf ich erfahren, wie viel Geld es ist?" frug ich den Alten.

„Kwekte wuossah . . . zwei Beutel," antwortete er.

„Du hattest sie versteckt."

„Ja, Härra, du weißt, daß kein Mensch wissen darf, wo die Thaler liegen, der Bruder nicht, das Weib nicht und die Kinder nicht. Du weißt auch, daß ich auf dem Markt in Enontekis gewesen bin. Dort habe ich viel Felle, viel Käse und auch viele Handschuhe verkauft, welche meine Töchter gestrickt hatten. Ich tauschte mir ein, was ich brauchte und hatte dann noch zwei Beutel mit blankem Silber übrig. Gestern nun, als die Rene gemolken wurden und also meine Leute verhindert waren, mir zu folgen, nahm ich meine Schuhe und ging hinauf zum Fjäll, um das Silber zu verstecken. Bei der Rückkehr erblickte ich einen Fremden, der durch die Felsen glitt. Ich verfolgte ihn, aber er entwich. Nun kehrte ich zu dem Versteck zurück, nahm das Geld wieder heraus und verbarg es an einem anderen Ort. Aber dann nach Mitternacht, als wir den Bär verfolgten, sah ich den Fremden wieder. Ich dachte sogleich, daß er nach meinem Silber gesucht hätte und verfolgte ihn. Er verschwand. Nun suchte ich mein Versteck auf; das Silber war noch da; aber indem ich es betrachtete, erhielt ich einen Schlag. Es wurde mir sehr finster vor den Augen, und ich stürzte nieder, doch schon nach einer Minute raffte ich mich wieder auf. Das Geld war mir entrissen, und den Dieb sah ich bereits fern von mir sehr schnell über den Lopme[1]) fliegen. Ich verfolgte ihn. Er versuchte, die andre Seite des Kärr[2]) zu erreichen, und darum wandte ich mich nach dem Klufteis, um ihm den Weg abzuschneiden. Ich kenne dieses Eis, aber der Zorn trübte meine Augen; ich übersah eine Spalte und stürzte hinein — — als ich wieder erwachte, lag ich in meiner Hütte und hatte Schnupftabak in der Nase. Der Dieb aber ist entkommen."

„Du hast ihn nicht erkannt?"

„Nein. Er hatte sich hinter mich geschlichen, ohne daß ich ihn bemerkte. Er trug eine Wintermaske, wie wir alle, damit wir das Gesicht nicht erfrieren."

„Hast du dir nicht wenigstens seine Gestalt gemerkt?"

„Härra, die Nacht Samelands währt drei Monate lang, und sie täuscht das Auge. Das Nordlicht war so unruhig und seine Flammen zuckten über den Schnee. Wer kann da genau sehen! Der Mann war gekleidet wie andere Männer; ein Samelats sieht wie der andere aus, wenn er nicht in seinem Zelte sitzt. Ich würde ihn nicht wiederkennen. Wenn du mir nicht hilfst, Härra, so kann ich den Dieb niemals entdecken, und mein glänzendes Silber ist verloren."

„Ich? Wie sollte ich dir helfen können, da dir sogar die Soldaten des Königs nichts nützen? Ich kenne dieses Land ebensowenig wie sie und habe ja nicht einmal die Macht, welche sie dem Diebe gegenüber besitzen."

„Härra, du irrst! dein Kopf ragt über alle Samelatjit[3]) hinweg, und nie hat man hier solche Waffen gesehen, wie die deinigen sind. Ein jeder Dieb wird sich vor dir fürchten. Auch bist du in fernen, wilden Ländern gewesen, wo du gelernt hast, die Spur eines Flüchtlings so zu lesen, wie wir es nicht vermögen. Du selbst hast uns ja erzählt von den bösen Indatjit[4]), denen ihr gefolgt seid über Berg und Thal, um ihnen die Felle wieder abzunehmen, die sie euch gestohlen hatten. Ich werde dich auf die Spur des Diebes führen und ich weiß, wenn du sie betrachtest, so kann er uns nicht entgehen."

Hm! Ein solches Vertrauen hatte ich nicht erwartet. Ich war blamiert, wenn ich auf seinen Wunsch einging, ohne es rechtfertigen zu können; darum antwortete ich:

---

1) Schnee. 2) Bergrücken. 3) Accusativ Plur. von Samelats, der Lappe. 4) Indianern.

„Attjats [1]), ich bin noch zu kurze Zeit im Samelanda; ich glaube wirklich nicht, daß ich dir helfen kann.“

Da blinzelte er mich mit seinem schlausten Lächeln an und sagte:

„Härra, du kannst, denn du hast ja gesagt, daß du ein Doktor bist!“

„Meinst du etwa, daß ein Doktor auch gelernt haben muß, Diebe zu fangen?“

„Willst du mit mir scherzen? Ein Doktor hat alles gelernt; ein Doktor kann alles, wenn er nur will!“

„Wer hat dir dies gesagt?“

„Das braucht mir niemand zu sagen, weil wir es ja alle wissen. Einem Doktor muß alles gelingen, denn er hat gelernt, sich ein Saiwa tjalem [2]) zu machen, und wer ein gutes Saiwa tjalem bei sich trägt, dem kann nichts mißglücken, so lange er dafür sorgt, daß es unverletzt bleibt.“

„Du irrst,“ sagte ich unter mißbilligendem Kopfschütteln. „Es gibt kein Amulett und kein Saiwa tjalem, welches eine solche Kraft besitzt.“

„Härra, du willst es bloß nicht zugeben! Ich selbst habe ja eine solche Schrift gehabt.“

„Von wem?“

„Von einem Doktor, den ich in Luleå am Meere traf. Er war ein sehr kluger Mann; er gab mir Arznei für meine kranken Augen, und als ich ihn dann um ein Amulett bat, schrieb er es mir sogleich, ohne Geld dafür zu nehmen. Ich habe es viele Jahre lang auf der Brust getragen und in dieser Zeit niemals ein Unglück gehabt. Nun aber hat es der Schweiß zerfressen, und darum ist seine Wirkung fast ganz verloren gegangen. Wäre es nicht so zerrissen, so wäre ich sicher nicht in die Spalte geraten. Ich werde dich bitten, mir ein neues zu schreiben.“

„Wo hast du es?“

„Hier,“ antwortete er, auf die Brust deutend.

„Darfst du es mir zeigen?“

„Der Doktor hat mir dies nicht verboten. Willst du es sehen?“

„Ja.“ Er langte unter seine Kleidung und zog ein zusammengelegtes Stück Leder hervor, welches an einer Schnur hing und ein vielfach zusammengefaltetes Papier enthielt, welches er mir entgegenreichte.

[1]) Väterchen. [2]) Wörtlich „heiliges Schriftstück“ = Talisman, Amulett.

„Hier,“ meinte er. „Kennst du die Zeichen, welche darauf stehen?“

Die mit Bleistift geschriebenen Züge waren sehr verwischt; aber dennoch erkannte ich auf den ersten Blick, daß es deutsche Worte waren. Meine nicht geringe Ueberraschung ging bald in ein lustiges Lachen über, als ich folgenden Inhalt enträtselte:

„Am Ganges duftet's und leuchtet's
Und Riesenbäume blühn,
Und schöne, stille Menschen
Vor Lotosblumen knien.

In Lappland sind schmutzige Leute,
Plattköpfig, breitmäulig und klein;
Sie kauern ums Feuer und backen
Sich Fische und quäcken und schrein.
Ein Spaßvogel.“

Also diese bekannten Verse von Heinrich Heine hatte der gute Vater Pent jahrelang auf seinem Herzen getragen und ihnen wunderbare Zauberkräfte zugetraut! Der neckische Kobold des Dichters hatte den letzteren überlebt, um nach dessen Tode sogar bis hinauf in die Lappmarken seinen Spuk zu treiben. Wer aber war der Schreiber dieser Zeilen gewesen? Wirklich ein Arzt? Sollte sich ein gebildeter Mann wirklich so weit vergessen können, einen abergläubischen Lappen in seinen Vorurteilen zu bestärken? Trotz meiner anfänglichen Belustigung ärgerte ich mich doch darüber; darum sagte ich:

„Attje Pent, das ist kein Saiwa tjalem, sondern ein Kaiwes tjalok [1]) und der, welcher es geschrieben hat, ist kein Doktor gewesen.“

„Härra, es hat ja geholfen!“

„Ich werde dir diese Schrift vorlesen, und dann magst du sehen, was du von ihr zu denken hast.“

Ich übersetzte ihm, so gut es ging die Worte in das Lappländische; er aber sprang bei den letzten Worten zornig auf und rief:

„Willst du mich verhöhnen? Diese Worte stehen nicht hier!“

„Sie stehen hier!“

„Das ist nicht wahr, Härra!“

„Willst du mich einen Lügner nennen?“

Er besann sich.

„Härra, du bist stets ernst und gut mit uns gewesen, jetzt aber scherzest du. Dieses Saiwa tjalem hat mich aus mancher Not errettet; die Worte aber, welche du mir jetzt sagtest, sind böse; sie beleidigen mich; sie können keinen

[1]) Eine dumme Schrift.

Menschen erretten; sie können mir auch mein Silber nicht wiederbringen!"

„Da hast du sehr richtig gesprochen. Ich habe dir ganz genau vorgelesen, was auf dem Papiere steht; ich habe kein Wort weggelassen und auch keins dazugethan. Wirf das Papier fort; es nützt dir nichts!"

„Sagest du mir wirklich die Wahrheit?" frug er zweifelnd.

„Ja."

„Härra, ich werde dieses Papier prüfen."

„Wie willst du dies anfangen?"

„Ich werde es wieder einstecken. Wenn wir den Dieb fangen, so ist es gut, fangen wir ihn aber nicht, so taugt es nichts."

„Diese Probe ist nicht zuverlässig, denn du willst den Dieb ja durch mich fangen, nicht aber durch dieses Papier. Wenn du diese Probe wirklich machen willst, so mußt du allein gehen."

Er besann sich, und dann sagte er:

„Du hast recht, und darum werden wir die Probe anders machen: Der Dieb wird das Geld bereits versteckt haben, wenn wir ihn finden, und er wird auch nichts eingestehen. Dann werde ich ihm diese Schrift geben. Beschützt sie ihn, so ist sie gut, finden wir aber das Geld, so ist das wahr, was du mir vorgelesen hast."

Das war nun allerdings eine echt lappländische Kalkulation, aber gerade weil die Sache so abenteuerlich klang, ging ich darauf ein.

„Gut; du sollst deinen Willen haben. Zeige nur die Spur des Diebes!"

Wir brachen auf und drangen tiefer in den lichten Wald ein. Nach vielleicht einer Viertelstunde erreichten wir eine von verkrüppeltem Ginster bestandene und jetzt überschneite Felsenhalde. Hier sah ich die Schneeschuhspuren zweier Männer.

„Soll ich dir den Ort sagen, an welchem du das Silber versteckt hattest?" frug ich Pent.

„Wirst du ihn finden?" sagte er verwundert.

„Sicher!"

Ich untersuchte die beiden Fährten, glitt einer derselben nach und hielt bald vor einem schmalen Risse im Felsen.

„Hier war es!"

„Härra, du hast es wirklich erraten!" rief er. „In diesen Riß hatte ich die Beutel versteckt und ihn dann mit Schnee angefüllt."

„Schau her! Hier hast du gekauert als du das Geld betrachtetest, und hier hielt der Dieb, als er dir den Schlag versetzte."

„Woher siehst du dies?"

„Das werde ich dir später erklären."

Während der Fremde einige Augenblicke lang hinter Pent gehalten hatte, waren seine langen Schneeschuhe tiefer in den Schnee eingedrungen und hatten also sehr deutliche Eindrücke hinterlassen. Da sah ich denn, daß der eine Schuh an seiner Sohle eine recht bemerkbare Narbe zeigte, die von einem kräftigen Stoße an einen spitzen Stein herzurühren schien. Doch hielt ich es für besser, Pent von diesem wertvollen Erkennungszeichen jetzt noch nichts zu sagen.

„Wollen wir ihm folgen?" fragte er.

„Ja."

Wir glitten weiter, aus dem Walde heraus wieder auf die freie Anhöhe und dann jenseits des Höhenzuges hinab in ein breites Querthal, welches wir zu verfolgen hatten, bis wir wieder heraus auf die offene Ebene gelangten. Hier war die Spur dem Schnee so leicht aufgedrückt, daß der Verfolgte im raschesten Laufe dahingeschossen sein mußte. Wir machten es ebenso und glitten mit der Schnelligkeit eines Bahnzuges über die mattschimmernde Fläche fort.

In dieser Weise und in dieser Richtung mußten wir in zwei Stunden den nächsten Nachbar Pents erreichen, den ich bereits zweimal mit besucht hatte. Auch er war wohlhabend, doch bestand seine Haushaltung nur aus ihm, seinem Weibe, einer Tochter und einem Teutnar[1]), der mir nicht sehr vertrauenswürdig vorgekommen war. Sein Herr hatte mir erzählt, daß derselbe aus Norwegen herübergekommen sei und fast ein Jahr bei ihm im Dienste stehe. Wer sich so ganz allein über die wilden Berge wagt, hat gewöhnlich keinen lobenswerten Grund gehabt, sein Vaterland zu verlassen. Daher dachte ich jetzt unwillkürlich, daß er der Dieb gewesen sein könne. War diese Vermutung richtig, so stand zu erwarten, daß er, bevor er die Hütte seines Herrn erreichte, zur Seite gebogen sein würde, um sein Geld zu verbergen. Dies traf aber nicht ein, sondern die Spur führte in unveränderter Richtung weiter. Entweder war der Dieb sehr unvorsichtig oder sehr frech, daß er es gar nicht der Mühe wert erachtete, für seine Sicherheit bedacht zu sein.

So setzten wir unsern Weg schweigend fort, bis wir die Hütte des Nachbars erreichten. Seine

---

[1]) Knecht.

Tochter befand sich außerhalb derselben und hatte ihn auf unser Kommen aufmerksam gemacht; daher kam er uns entgegen.

„Tuina litja atna — Friede sei mit dir!" grüßte ihn Pent.

„Tuina aj aj — mit dir ebenso!" antwortete er.

Sodann faßten sie sich beim Leibe, schoben die Wintermasken zur Seite und rieben sehr freundschaftlich die Nasen aneinander. Ich als Fremder aber kam mit einem Händedrucke davon. Die beiden Frauen wurden auf gleiche Weise begrüßt, und dann frug Pent:

„Wo ist Teutnat Pawek[1])? Ich sehe ihn nicht."

„Dort bei den Tieren kannst du ihn sehen."

Wirklich sahen wir die Gestalt des Betreffenden bei den Renntieren, welche beschäftigt waren, Flechten unter dem Schnee hervorzuscharren.

„Hat er seine Ski an?" erkundigte ich mich.

„Nein, hier an der Hütte lehnen sie."

Ich trat näher, um die Schuhe zu betrachten, und bemerkte an einem derselben sofort das angedeutete Zeichen.

„Rufe ihn herbei. Wir haben mit ihm zu sprechen," sagte ich.

Auf einen grellen Pfiff und einen Wink mit der Hand kam der Knecht langsam herbei.

„Puorest . . . guten Tag!" grüßte er mit der unschuldigsten Miene von der Welt.

„Sind diese Ski dein Eigentum?" fragte ich ihn.

„Ja, Härra," antwortete er.

„Kommt in die Hütte! Ich habe mit diesem Manne zu reden."

„Der Knecht kroch ohne alles Widerstreben sogleich zuerst durch den Eingang, und seine Herrschaft folgte ihm neugierig. Der Besitzer der Hütte hieß Stalo, zu deutsch „Riese", obgleich er mir nur bis an die Achseln reichte.

„Attje Stalo," sagte ich zu ihm, „dieser Knecht wird sehr bald von dir gehen."

„Wohin?" frug er erstaunt.

„In das Kittek[2])."

Er richtete sich erschrocken in die Höhe:

„Was sagest du, Härra!"

„Daß er in das Gefängnis gehen wird."

„Warum?"

„Weil er ein Dieb ist."

[1]) Dein Knecht Paul. [2]) Gefängnis.

„Härra, willst du mich und mein Haus beschimpfen!"

„Nein. Warum sollte ich dich beleidigen wollen? Du bist ja unser Kweime[1])! Ich habe mit dir gegessen und getrunken; ich habe dich und die deinigen lieb gewonnen; ich bin nur auf dein Glück und deinen Frieden bedacht, und darum sage ich dir, daß dein Knecht ein Dieb ist."

Der Knecht antwortete nicht und bewegte sich nicht; auch die beiden Frauen waren wortlos; Stalo aber rief:

„Härra, beweise es!"

„Sogleich! Dieser Mann war gestern entfernt von deiner Hütte?"

„Ja. Ich sandte ihn vorgestern über den Fjäll zu Arpen Rauna[2]), welche ein Partnekuts[3]) erhalten hat, dem er als Zahngeschenk ein Ren hinüberschaffen mußte."

„Wenn kehrte er zurück?"

„Sehr spät; es war heut zur Zeit des Melkens."

„Attje Pent mag dir erzählen, weshalb der Knecht so viele Zeit verloren hat."

Pent erzählte sein unglückliches Abenteuer. Der Knecht hörte es sehr ruhig an, ohne mit der Wimper zu zucken; die anderen aber gerieten in die größte Aufregung. Als der Erzähler geendet hatte, fragte Stalo den Knecht:

„Was sagst du dazu?"

„Ich that es nicht," antwortete er sehr ruhig.

„Du leugnest!"

„Ich schwöre, daß es ein anderer war. Ich bin gar nicht nach dem Spalteise gekommen."

„Aber sie haben deine Spur verfolgt!"

„Sie irren! Sucht, ob Ihr das Silber bei mir findet!"

„Das werden wir thun," sagte sein Herr.

Seine Kleidung und dann auch die Hütte wurde aufs genaueste untersucht, aber es war nichts zu finden.

„Wo ist er gewesen, seit er zurückkehrte?" erkundigte ich mich.

„Nur bei der Herde," antwortete Stalo.

„Nicht weiter?"

„Nein. Willst du nicht die Hütte auf eine kurze Zeit verlassen?"

„Warum?" frug ich.

„Ich will mit der Kunnus[4]) reden."

[1]) Nachbar, Nächster. [2]) Schwester Ragnilda. [3]) Knäbchen. [4]) Zaubertrommel.

Er wußte, daß Vater Pent mich zu seinen wirklichen Freunden zählte, und darum sagte er mir so aufrichtig, was er zu thun beabsichtigte. Sehr viele Lappen hangen noch mehr oder weniger an ihren alten heidnischen Gebräuchen, zu denen auch das Fragen der Zaubertrommel gehört. Ich hätte dieser Manipulation sehr gern mit beigewohnt, mußte mich aber natürlich in den Willen des Hausherrn fügen. Auch die Frauen durften nicht zugegen sein; sie verließen die Hütte und begaben sich zur Herde. Sie hätten gern ein Gespräch mit mir angeknüpft, aber ich zog es vor, meine Schneeschuhe anzulegen, um die Umgebung des Lagers genau abzusuchen, denn es verstand sich von selbst, daß der Knecht hier irgendwo das Geld versteckt hatte.

Spuren gab es genug, sowohl von Stiefeln als auch von Schneeschuhen, und ich mußte also sehr aufmerksam sein. Ich beschrieb zunächst einen engeren und dann einen weiteren Kreis um die Hütte und die Herde, wobei die Frauen mich kopfschüttelnd beobachteten — ich bemerkte nichts. Erst bei einem dritten, noch weiteren Kreise stieß ich auf eine Einzelspur, an deren einer Seite ich das bewußte Zeichen erblickte. Sofort folgte ich ihr. Sie führte nach einer schmalen, aus dem Walde tretenden Rinne, in welcher ein eisüberdecktes Wasser floß. Nach noch nicht fünf Minuten blieb ich überrascht halten, denn ich hatte das größte Geheimnis eines Lappen entdeckt, nämlich sein Tiorfwigardi[1]), eine kleine, aus Renntierhörnern errichtete Umzäunung, die einen heidnischen Opferplatz umschloß. Den Mittelpunkt desselben bildete ein sogenannter Sait, ein im Wasser gefundener Stein von sonderbarer Gestalt. Obwohl diese Steine jetzt wohl nicht mehr wirklich verehrt werden, ist doch noch immer ein jeder Tiorfwigardi ein heiliger Ort, den eigentlich nur der Hausherr betreten darf. Aber gerade hierher führten die Spuren des Knechts. Ich ahnte, daß ich sein Versteck vor mir hatte. Wer konnte wohl vermuten, daß ein Lappe gestohlenes Gut an einem so heiligen Ort verbergen werde!

Die Fährte ging bis zur zweiten Ecke des Hörnerzaunes, wo sie aufhörte, um sich später wieder umzuwenden. Ich brachte meine Schneeschuhe genau in dieselbe Lage und befand mich also nun gerade in der Stellung, die der Knecht eingenommen hatte, als er das Geld versteckte. Nun betrachtete ich zunächst den Schnee, soweit er im Bereiche meiner Hände lag; er war unversehrt — doch nein, da unten lagen einige Schneesternchen, als seien sie nicht herabgeweht, sondern durch eine mechanische Berührung herabgestreift worden. Ich bückte mich und schaute durch die Geweihe — richtig, da hing das Gesuchte, aber so gut versteckt zwischen den dicht ineinander stoßenden Geweihzacken, daß es durch den bloßen Zufall gar nicht entdeckt werden konnte. Es war ein großer Tabaksbeutel, und als ich ihn berührte, fühlte ich deutlich die zwei Geldbeutel, welche er enthielt.

Ich ließ ihn hängen und kehrte schleunigst zurück. Als ich die beiden Frauen erreichte, frug ich sie nach dem Knechte und erfuhr, daß er sich noch immer in der Hütte befinde. Doch brauchten wir drei nicht lange mehr zu warten, bis wir wieder eintreten durften.

Der Knecht Pawek blickte mir höhnisch entgegen.

„Härra, ich habe ihm meine Saiwa tjalem gegeben, und es hat ihn beschützt," erklärte mir Vater Pent. „Dieses Saiwa tjalem ist gut!"

„So!" sagte ich ernsthaft. „Wo hat er es denn?"

„Hier am Halse hängt es ihm; aber er wird es mir wiedergeben, nachdem es ihn beschützt hat."

„Und was hat die Zaubertrommel gesagt?" frug ich Nachbar Stalo.

„Er ist unschuldig," antwortete er. „Der Dieb ist aus dem Osten gekommen, sagt die Trommel; er ist ein Kainolats-piätnak[1]), der sogleich mit dem Silber entflohen ist."

„Ist dies gewiß?"

„Die Trommel irrt sich nie. Sie ist sicherer als das Wort eines Storfar[2]), der aus der Bibel redet!"

„Lästere nicht, Attja Stalo!" warnte ich ihn. „Die Rede eurer Trommel ist nicht so viel wert wie das Wort eines gewöhnlichen Schneeschuhes!"

„Du scherzest, Härra, denn ein Ski kann niemals reden."

„Er redet sicherer und wahrer als deine Trommel, und er beschützt die beiden Wuossah[3]) des Vater Pent viel besser als sein schlechter Saiwa tjalem thun konnte!"

„Mein Saiwa tjalem ist gut," behauptete

[1]) Hörnerzaun.

[1]) „Schwedenhund". [2]) Pastors. [3]) Beutel.

Pent. „Laß doch einmal einen Schneeschuh reden, Härra!"

„Gut, du sollst ihn reden hören und dann dein Papier in das Feuer werfen!"

Ich ging hinaus und holte den betreffenden Ski herein.

„Ist dieser Ski dein Eigentum?" fragte ich den Knecht.

„Ja," lachte er höhnisch.

„Seht ihr diese Narbe an der Sohle? Sie ist der Mund, durch den er redet. Sie hat sich in den Schnee abgedrückt dort, wo Pawek den Vater Pent bestahl, und sie hat sich abgedrückt auf dem ganzen Wege bis hierher. Sie hat mir gesagt, daß kein anderer der Dieb ist, als er, und sie sagt mir auch, an welchem Orte er das Silber versteckt hat."

„Laß dir doch einmal den Ort von ihr sagen!" grinste der Knecht.

„Das wird sie sofort thun," antwortete ich. „Zunächst sagt sie mir, daß du die beiden Wuossah mit dem Silber in deinen Tabaksbeutel gesteckt hast. Zeige mir den Beutel!"

Jetzt wurde er plötzlich außerordentlich verlegen.

„Ich habe ihn verloren," antwortete er zögernd.

„Das ist eine Lüge, denn dieser Schneeschuh sagt mir, daß du ihn hier in der Nähe versteckt hast. Folgt mir! In der Zeit, in welcher man drei „Attje mijen, jukko leh almesne"[1]) betet, sollt ihr an dem Orte sein, wo er seinen Tabaksbeutel mit dem Silber versteckt hat!"

„Härra, ist dies wahr?" rief Pent.

„Ja!"

„Wirklich? Dann gelobe ich dir, das Saiwa tjalem in das Feuer zu werfen und niemals wieder auf die Zaubertrommel zu hören!"

„Ich nehme dich beim Worte! Kommt, aber paßt auf, daß uns dieser Bursche nicht entflieht!"

Ich schritt voran, und die anderen folgten. Als ich die Stelle erreichte, wo sich die Spur des Knechtes deutlich erkennen ließ, deutete ich in den Schnee.

„Bückt euch nieder und seht, wie deutlich dieser Schuh redet. Seine Sprache ist sicherer als diejenige der Zaubertrommel; aber ihr verschließt eure Augen und Ohren, um nicht zu sehen und nicht zu hören!"

Ich ging voran; Pent und Stalo folgten, den Knecht zwischen sich, und die beiden Frauen bildeten den Beschluß. So erreichten wir den Hörnerzaun, wo Stalo in einige Aufregung geriet.

„Hierher führst du uns, Härra?" rief er. „Weißt du nicht, daß dieser Ort verboten ist?"

„Ein ehrlicher Mann soll diesen Ort nicht betreten, aber ein Dieb darf den Raub hier verbergen? O, Nachbar Stalo, du bist wirklich kein guter Christ, du bist ein arger Heide! Siehe, hier hört die Spur des Schuhes auf, und hier — hier hängt ein Beutel. Siehe, ob es derjenige deines Knechtes ist!"

Die Wirkung dieser Worte und der damit verbundenen Bewegungen läßt sich gar nicht beschreiben. Ich hatte mich gebückt, um den Beutel wegzunehmen, und hielt ihn nun empor.

„Er ist es! Es ist sein Beutel!" rief Stalo.

Seine Frauen stimmten bei, und Vater Pent bat mit sehnsüchtig ausgestreckten Armen:

„Härra, öffne ihn, ob meine beiden Wuossah darinnen sind!"

„Sie sind darin. Hier, öffne selbst!"

Er griff gierig zu, entfernte die Schnur und zog wirklich seine beiden Geldbeutel heraus.

„Ich muß zählen!" rief er, sich niederkauernd.

Sofort kauerte auch Nachbar Stalo mit den beiden Frauenzimmern an seiner Seite. Sie waren natürlich ungeheuer neugierig, zu wissen, wie viel der alte Pent versteckt gehabt hatte. Kein Mensch beobachtete den Knecht, der sich heimlich von dannen schlich. Ich ließ ihn gewähren; er mochte immer entkommen; seine Strafe hätte ja immer nur darin bestanden, daß er fortgejagt wurde. Aber ich folgte ihm langsam nach, um darüber zu wachen, daß er keinen weiteren Schaden anrichte. Er beeilte sich, ein Ren zu erwischen, legte demselben ein Pakke[1]) über, hing es an einen alten Schlitten und setzte sich auf, nachdem er noch schnell einigen Proviant zu sich genommen hatte. Es waren seit der Entdeckung des Beutels kaum drei Minuten vergangen, so sauste er davon.

Ich war nur bis an den Rand des Gehölzes gegangen, von wo aus ich ihn beobachten konnte. Jetzt hörte ich hinter mir Vater Pents jubelnden Ruf: „Tjuote-kwekte-lokke-nala . . . hundert und zwölf! Es ist richtig! Es ist mein ganzes Silber! Härra! Wo ist der Härra?"

„Hier!" rief ich.

---

[1]) „Vater unser, der du bist im Himmel."

[1]) Halfter und Zugleinen.

Sie kamen herbeigelaufen.

„Härra, du hast recht!" rief er. „Ich werde mein Saiwa tjalem in das Feuer werfen!"

„Und auch die Zaubertrommel nicht mehr fragen?"

„Niemals! Hier, Härra, hast du zwei Stück von diesen hundertzwölf! Ich bin sehr dankbar, und du hast sie verdient!"

Ich schob lachend seine Hand mit den zwei Thalern zurück.

„Behalte sie! Ich nehme sie nicht."

„O, Härra, wie gütig bist du! Laß uns nach Hause eilen! Ich muß Mutter Snjära erzählen, wie glücklich ich bin! Aber wo ist der Knecht?"

„Dort!"

Ich deutete nach dem Schlitten, welcher nur noch einen Punkt auf dem fernen Schnee bildete.

„Entflohen!" riefen sie alle.

„Laßt ihn!" bat ich. „Er mag sich in der Ferne einen anderen Herrn suchen. Aber du hast recht; wir müssen eilen, denn Mutter Snjära weiß gar nicht, wo wir uns befinden."

Aber der Abschied ging denn doch nicht so schnell von statten, da wir erst noch einen kleinen Imbiß und einen Juckastaka[1]) nehmen mußten. Erst als dies geschehen und das Abenteuer noch ausführlich besprochen worden war, traten wir mit unseren Schneeschuhen den Rückweg wieder an.

Wer fest in den Knieen ist, dem fällt der Schneeschuhlauf nicht schwer, und Vater Pent flog jetzt bedeutend leichter hin als vorher, wo er kein schweres Silber zu tragen hatte. In zwei Stunden erreichten wir die Hütte, deren Bewohner bereits begonnen hatten, sich um uns zu sorgen.

Als wir beim Bärenfleische um das Feuer saßen, erzählte er das ganze Ereignis. Die Folge seiner Darstellung war ein stürmisches Lob, welches mir von allen Seiten entgegengebracht wurde. Onkel Sätte und der junge Neete reichten mir dankbar die Hand; Kakka Keira und Anda nickten mir freundlich-demütig zu; die schöne Marja aber lächelte so zauberisch fett, daß ihr Gesicht einem geschälten Schinken glich, der aus der Sauce kommt. Und die alte gute Mutter Snjära — —? O weh! Sie wandte sich an ihren Eheherrn in süßem Tone:

„Attje, to mon etsap . . . Vater, ich liebe ihn!" Und dann wandte sie sich zu mir: „Tjalmit tappo; to mon kalkap tjulestet . . . mach' die Augen zu; ich werde dich küssen!"

[1]) Schluck Branntwein.

Sie warf sich mit einer Vehemenz auf mich, als wolle sie mich „karket"[1]) anstatt „tjulestet"[2]), und dieser einzige „Tjulastak"[3]), den ich aus Lappland mit nach Hause gebracht habe, hatte ganz genau denselben Tonfall und dieselbe hydrodynamische Mächtigkeit, als wenn man Wasser aus einer Wärmeflasche laufen läßt. Ich gestehe, daß ich noch anderes zumachte als nur die Augen.

Vater Pent sah schmunzelnd zu und langte dann in eine seiner großen Taschen, aus welcher er den „Talisman" hervorzog, den er in der Hütte des Nachbars dem Knecht abgenommen hatte, ehe wir uns nach dem Hörnerzaun begaben. Er warf ihn wirklich in das Feuer und meinte dabei:

„Härra, hier thue ich, was ich dir gelobt habe. Du hast mir bewiesen, daß dieses Saiwa tjalem kein heiliges Schreiben ist; das Feuer mag es fressen. Du aber bleibe bei uns, so lange es dir gefällt, denn wir haben dich lieb, und du bist so klug und freundlich, als ob du unser Sohn und Bruder seist — — mon kalkap wuortnot . . . ich werde es beschwören!"

Das Feuer verzehrte die Zeilen des unbekannten „Spaßvogels". Die Manen Heines aber werden es verzeihen, daß Vater Pent diese Verse nicht länger als „Saiwa tjalem" auf dem Herzen trug. —

[1]) erwürgen, erdrosseln. [2]) küssen. [3]) Kuß.

Die Geliebte spricht.

Von

Karl Bartsch.

„Sollen wir, Geliebter, streiten,
Wer dem andern mehr gegeben
Für sein innres Sein und Leben,
Herzensglück und Seligkeiten?

Ob ich Mond dir bin, ob Sonne,
Danach darfst du mich nicht fragen;
Eins nur weiß ich dir zu sagen:
Geben, Nehmen ist hier Wonne!

Wenn die Lippen von uns beiden
Sich im Kusse nahe kommen,
Wer ihn gab und wer genommen,
Sage, wer will das entscheiden?"



Parkthor im Winter.

Nach dem Gemälde von Carl Ludwig.

Es schläft der Wald, fernab der Welt; verschneit
Sind Weg und Steg soweit du siehst, soweit
Das gleiche Zwielicht füllt so Nacht als Tag.
Kein Menschentritt, kein ferner Stundenschlag!
Stumm, reglos ruht die Zeit am Waldessaum
Und nur das alte Thor stöhnt wie im Traum.

Es schläft der Wald — die Träume schlafen nicht:
Da regt sich's wimmelnd durch das Dämmerlicht —
Nicht dämmern mehr! Der Park belaubt sich grün;
Lenz ist es, Sommer, und die Rosen blühn —
Siehst du den Zug? Viel Ritter, edle Frau'n,
Manch süß Gesicht, manch trutziges zu schau'n!

… was seufzt die Angel auf?
… langer Jahre Lauf —
…, was je die Welt erblickt,
… noch einmal hat's zurückgenickt,
… wohl — aufbäumte sich ihr Roß;
… wankte, lacht' und flog dahin im Troß.

… dahin! die Gäste flogen mit —
… olze Bruder führt den tollen Ritt.
… ner bleibt zurück, das Aug' voll Glut;
… küßt das Holz, dran ihre Hand geruht,
… Stelle, dran vorüberweht' ihr Kleid —
… sie zu sterben, wäre ihm nicht leid.

… Abend ward es, milde Sternennacht —
… her vom Schlosse schimmert Lichterpracht.
… ik, Gesang verlornen Tones, haucht,
… ch licht Gewand aus dunklen Wegen taucht —
… selig Grüßen flüstert durch die Nacht —
… Springquell rauscht, die Blumen halten Wacht.

… eine Nachtigall schlägt ab und zu.
… klirrt's heran, da wird es laut im Nu;
… Parkthor halten sich die Gegner Stand,
… Augen glühn sich an in Hasses Brand
… wo die Liebenden den Gruß getauscht,
Aufblitzt die Klinge und der Blutstrom rauscht. — —

Grell durch die Büsche leuchtet Fackelrot:
Man ruft, man sucht, — Der Jüngling, wund zum Tod,
Noch einmal sieht er auf — zog sie herbei
Sein letzter Blick? Ein süß Gesicht — — ein Schrei!
Ein Todesschrei! — — Dann Stille, wie zuvor —
Einsam durch Monden steht das alte Thor.

Noch einmal thut sich's auf; Herbst ward es nun —
Der Sommer starb — der Haß, die Liebe ruhn.
Ein Blätterrieseln geht von Baum zu Baum,
Die Nebel gleiten bleich von Raum zu Raum,
Und fern vom Schloß — hörst du den Trauersang? —
Viel Ritter, edle Frauen ziehn entlang,

Das Haupt gesenkt — sie tragen sie hinaus;
Die schwarzen Fahnen wehn vom stolzen Haus.
Der finstre Bruder führt den ernsten Zug —
Denkt er des Jünglings, den er hier erschlug?
Weithin im Wald verhallt der Trauerchor —
Einsam durch Jahre steht das alte Thor. — —

Und wieder liegt der Weg — die Welt — verschneit;
Schlaf — Schlaf und Tod, soweit du siehst, so weit!
Das gleiche Zwielicht füllt so Nacht als Tag.
Kein Menschentritt! kein ferner Stundenschlag!
Stumm, reglos ruht die Zeit am Waldessaum
Und nur das alte Thor stöhnt wie im Traum.

J. Ludwig.

Turia.

Von

Fr. Eyssenhardt.

Wenn die gigantische Sammlung lateinischer Inschriften, welche Theodor Mommsen und seine Mitarbeiter schon sehr weit gefördert haben, einst vollständig sein wird, so wird für die römische Kaisergeschichte eine völlig neue Zeit anbrechen. Aus der unendlichen Zahl dieser authentischen Denkmäler werden Folgerungen gezogen werden, die eine große Zahl altüberlieferter und lange geglaubter geschichtlicher Sätze umstoßen müssen, und jene Epoche, in der zum nicht geringen Teil die Wurzeln unserer heutigen Civilisation verborgen liegen, wird ein wesentlich anderes Aussehen bekommen, als jetzt, wo sie fast nur auf den Nachrichten der Schriftsteller beruht.

Aber diese Bearbeitung des unermeßlichen Materials hat mehr die ganze Inschriftenfülle und die aus ihrer Kombination sich ergebenden Gesichtspunkte zur Grundlage und kann sich wenig auf diejenigen Inschriften einlassen, die ihrem Inhalte nach auch für die nicht fachmännische Betrachtung interessant sind. Diese Inschriften dürfen sich schon heute einer Teilnahme versichert halten, wie sie kaum ein anderes Ueberbleibsel des Altertums beanspruchen kann. Unter denselben ist wiederum wohl die merkwürdigste die großartige Leichenrede (sie besteht, soweit sie erhalten ist, aus etwa 1050, teils dastehenden, teils später ergänzten Worten), welche der überlebende Gemahl Quintus Lucretius Vespillo seiner Gattin Turia gehalten und nachher in Marmor hat einmeißeln lassen. Die ungeheuere Marmorplatte war in mehrere Stücke zertrümmert, deren zwei größten bei Torre de' Specchi und beim Grabmale der Cäcilia Metella aufgefunden und durch Mommsens Scharfsinn vereinigt und erklärt worden sind. Der Gemahl der hochherzigen Frau war Admiral der gegen Cäsar im Jahre 48 vor Christus an der Makedonischen Küste operierenden Flotte und wurde nach Cäsars Tode als Anhänger der republikanischen Partei von den Triumvirn im Jahre 42 geächtet. Er entging der Aechtung durch die Entschlossenheit der Turia, die ihn in einem Verschlage des Hauses versteckte. Später lebte er, nachdem er von Octavian begnadigt war, unangefochten und erreichte sogar das Konsulat.

Nirgends tritt die Einfachheit des antiken Lebens in so liebenswürdiger Weise uns entgegen, als in der rückhaltslosen Offenheit, mit welcher in solchen Steinschriften, wie die besprochene eine ist, die intimsten Privatverhältnisse den Nachkommenden wie den Mitlebenden überliefert werden. Freilich ist in der Inschrift manches dunkel, da sie einmal nicht vollständig erhalten ist und andrerseits unsere Kenntnis der ganzen Zeit nur fragmentarisch ist, so daß jede neue Kunde gewöhnlich auch ein neues Rätsel mit sich bringt. Doch wir lassen den Konsular selber reden.

„Kurz vor dem Hochzeitstage wurdest du verwaist, da dir Vater und Mutter in ländlicher Abgeschiedenheit gleichzeitig ermordet wurden. Da ich in Makedonien und Gaius Cluvius, der Gemahl deiner Schwester, damals in Afrika abwesend war, so rächtest du ihren Tod. Hierbei hast du die Pflicht kindlicher Liebe durch alle nur möglichen Maßregeln mit solcher Energie erfüllt, daß auch wir Männer, wenn wir zugegen gewesen wären, nicht mehr hätten leisten können. Das gleiche Lob verdient auch deine Schwester, eine ebenfalls ausgezeichnete Frau. Nachdem die Schuldigen hingerichtet waren, begabst du dich, deines guten Rufes wegen, sogleich in das Haus deiner Tante, um meine Rückkehr zu erwarten.

Darauf versuchte man das Testament deines Vaters umzustoßen, welches uns zu Erben eingesetzt hatte, indem man vorgab, er habe mit seiner Gattin eine Scheinehe geschlossen. Dann wärest du als Intestaterbin notwendig mit dem ganzen väterlichen Vermögen unter die Vormundschaft der Geschlechtsgenossen gekommen, welche die ganze Sache betrieben, und deine Schwester hätte, als in die eheliche Gewalt des Cluvius übergegangen, jeden Anspruch verloren. Wenn ich auch abwesend war, so habe ich doch erfahren, mit welcher Geistesgegenwart du dich in dieser Lage benommen hast. Denn du hast durchgesetzt, daß das Testament anerkannt wurde, in der festen Ueberzeugung, so den wahren Willen deines Vaters zu erfüllen, und unter der Erklärung, du würdest, auch wenn du die Anerkennung des Testaments nicht durchsetzen könntest, dennoch mit deiner Schwester die ganze Hinterlassenschaft teilen. So hast du durch deine Energie die Anerkennung bewirkt, da du nachwiesest, daß du, auch wenn es umgestoßen würde, doch nicht unter die Vormundschaft der Imploranten kommen würdest, da sie zu deiner Familie nicht in rechtlicher Geschlechtsgenossenschaft standen.

Endlich errang deine Standhaftigkeit den Sieg, und allein durch eigne Kraft hast du der Verehrung für das Andenken deines Vaters, der Liebe zu deiner Schwester und der Treue gegen mich Anerkennung verschafft.

Selten sind Ehen, die, durch keine Scheidung unterbrochen und nur durch den Tod getrennt, so lange dauern als die unsrige. Denn einundvierzig Jahre haben wir einträchtig zusammengelebt. Ach, wäre doch unsere Ehe durch meinen, des älteren Gatten, Tod, statt durch den deinigen beendet worden!

Was soll ich deine häuslichen Tugenden erwähnen? Deine Treue, deinen Gehorsam, deine Freundlichkeit, deine Liebenswürdigkeit, deine fleißige Wollarbeit, deine Frömmigkeit ohne Aberglauben und deinen einfachen, aber sorgfältigen Schmuck? Soll ich von der Liebe zu den Deinen und zu unserer Familie reden, da du meine Mutter ebenso geehrt hast, wie deine eignen Eltern und ihr dasselbe Lebensglück zu bereiten versuchtest, wie den Deinen? Unzählige andere Tugenden waren dir mit jeder Römerin, der ihre Ehre lieb ist, gemeinsam: ich will nur das erwähnen, was dir eigentümlich war: deine Thaten und deine Leiden, die das Schicksal in solcher Gestalt nur über wenige Sterbliche verhängt.

Unser beiderseitiges väterliches Vermögen haben wir gemeinsam bewahrt, denn dir lag eine Vermehrung dessen, was du mir vollständig übergeben hattest, nicht am Herzen. Die uns hieraus erwachsenden Pflichten haben wir so unter uns geteilt, daß ich deine Habe beschützte, du die meine bewachtest. Vieles Hierhergehörige lasse ich aus, um nicht bei uns beiden gemeinsamen Dingen von mir mit reden zu müssen. Es genügt mir, deine Gesinnung angedeutet zu haben.

Ebenso uneigennützig wie du, handelte deine Schwester, indem ihr beide eure weiblichen Verwandten, jede in ihrem Hause, erzogt und ihnen eine Mitgift aussetztet, durch welche ihnen eine unserem Stande gemäße Ehe zu schließen ermöglicht wurde. Doch Cluvius und ich litten nicht, daß ihr euer Vermögen angriffet und wiesen die Mitgift jedesmal auf unsere Güter an. Dies führe ich nicht an, um uns zu rühmen, sondern um zu zeigen, wie eure Familienliebe uns bewogen hat, zu unserer Ehre zu handeln.

Daß Augustus mich begnadigen konnte, verdanke ich allein dir, denn hättest du nicht mein Leben gerettet, so wäre des Kaisers Milde um-



sonst gewesen. So verdanke ich deiner Liebe nicht weniger als der kaiserlichen Gnade.

Soll ich jetzt alle unsere geheimen Pläne und Ueberlegungen mitteilen, und wie ich, als plötzlich die Nachricht von der Gefahr kam, durch deine Klugheit gerettet wurde? Du ließest mich nicht in verwegener Flucht mein Heil suchen, und als ich durch dich zu vorsichtigerer Handlungsweise umgestimmt war, bereitetest du mir mit Cluvius und deiner Schwester zusammen, unter euer aller gemeinsamen Gefahr, ein sicheres Versteck. Wenn ich dies erzählen wollte, so würde ich schwerlich ein Ende finden: genug daß ich zu deinem und meinem Heile verborgen blieb.

Dennoch gestehe ich, daß mich um deinetwillen das härteste Geschick meines Lebens traf. Denn da mich, als einen nützlichen Bürger, die Gnade des abwesenden Augustus rehabilitierte und du dich persönlich an den Triumvir Lepidus wandtest, damit mir die Erlaubnis zur Rückkehr erteilt werde, so hob er dich, die du ihm zu Füßen lagst, nicht nur nicht auf, sondern stieß dich wie eine Sklavin fort. Und obgleich du so gemißhandelt wurdest, daß die Spuren an deinem Leibe sichtbar blieben, so ermahntest du ihn doch mit ungebeugtem Sinne, dem Edikte des Augustus Folge zu geben, worin er mir zu meiner Rehabilitation Glück gewünscht hatte, obgleich du dabei Schmähungen zu hören und Thätlichkeiten zu erdulden hattest. Ihre Spuren hast du öffentlich gezeigt, damit bekannt würde, wer mein Verderben gewollt hat, und bald hat er dafür büßen müssen. Kann man sich eine größere Energie denken? Und so wurde dem Kaiser die Möglichkeit gewährt, Milde walten zu lassen, mein Leben gerettet, und der schändlichsten Grausamkeit durch deine Geduld ein ewiger Makel angeheftet!

Doch was soll ich weiter hiervon sprechen? Ich schweige lieber, um nicht große Dinge durch meine Worte herabzuziehen, und lasse für dich nur mein Leben reden, das ich dir verdanke.

Nachdem der Welt die Ruhe und dem Staate der Frieden wieder geschenkt war, führten wir ein glückliches Leben. Kinder, welche, lange ersehnt, das Schicksal bis dahin uns mißgönnt hatte, wurden uns geboren. Was hätte uns gefehlt, wenn dies Glück uns geblieben wäre? Doch da sie uns entrissen wurden, faßtest du einen Entschluß, der bei jeder anderen Frau bewunderungswürdig gewesen wäre, bei dir jedoch nichts Außerordentliches hatte. Du fürchtetest, ich möchte aus Sehnsucht nach Nachkommenschaft unglücklich werden und sprachest das Wort Scheidung aus. Du selbst wolltest mir eine meiner würdige Gattin suchen, später die Kinder dieser Ehe wie die deinigen ansehen, dein Vermögen nicht reklamieren, sondern mir lassen und endlich mir in jeder Beziehung die liebevollen Dienste zugleich einer Schwester und einer Schwiegermutter leisten.

Ich gestehe, daß dieser Vorschlag mich dem Wahnsinne nahe brachte. Was? Wir sollten geschieden werden, ehe der Tod uns trennte? Du konntest den Gedanken fassen, so lange du lebtest, aufzuhören dessen Gattin zu sein, dem du, selbst als er verbannt war, die Treue bewahrt hattest? Hatte ich deswegen gewünscht, Kinder zu haben, um dir die Treue zu brechen? — So bliebst du denn bei mir, da unser gemeinsames Glück und meine Ehre die Trennung verboten. Aber gibt es wohl etwas Merkwürdigeres als dieses, dein Streben, durch eine andere Ehe meiner Kinderlosigkeit abzuhelfen?

Ach hätte doch unsere Ehe so lange gedauert, bis du mich als den älteren begraben hättest! Doch du bist dem Schicksale vorausgeeilt, und hast mir, dem Kinderlosen, den Schmerz über deinen Verlust hinterlassen. So will ich mich deinem Willen fügen, und das von dir bestimmte Mädchen an Kindesstatt annehmen.

Alle deine Gedanken und die Erinnerung an dich muß ich in dem Lobe deiner Tugend zusammenfassen: dieses Lob soll der Nachwelt für ewige Zeiten verkünden, was ich an dir verloren habe!

Nicht umsonst sollst du gelebt haben. In der Erinnerung an dich will ich allen Schlägen des Schicksals trotzen, das mir nicht alles entrissen hat, da es die Erinnerung an dich unter den Mitlebenden hat lebendig bleiben lassen. Aber wenn ich bedenke, daß ich dich als Beraterin meines Schicksals verloren habe, so wird es mir schwer, zu erfüllen, was ich mir vorgenommen habe, und gefaßt zu bleiben.

Der Schmerz bricht meine Stärke, ich vergehe vor Jammer, wenn ich an die Vergangenheit denke! Ja, wenn ich mich deiner Tugenden erinnere, dann scheint es mir, als habe das Schicksal mich nicht zur Standhaftigkeit und Geduld, sondern zur Trauer und Sehnsucht weiter leben lassen.

Ich will damit schließen, daß ich sage, du habest alles verdient, aber nur wenig von mir erhalten.

Mögen deine Manen dich in deiner Grabesruhe schützen und bewahren!“



Fig. 1. Die eigentlichen oder nordamerikanischen Kolibris.

Gefiederte Brillanten.

Von

Karl Ruß.

Mit Phantasienamen in reicher Mannigfaltigkeit hat man sie belegt, mit Begeisterung sie gepriesen, die winzigsten und zugleich farbenprächtigsten aller Vögel. In der That, wenn ihre Metallfarben in den Strahlen der Tropensonne erfunkeln, während sie blitzschnell hin und her schießen, dann eine bunte Blume umgaukeln, mit deren Pracht die ihrige wetteifert, so darf man die Bezeichnung fliegende oder gefiederte Brillanten wohl als zutreffend anerkennen.

Fliegenvögel heißen sie, um ihrer Kleinheit und Hurtigkeit willen. Coquettes nennen sie die Franzosen, weil sie ihre Zierlichkeit und Anmut gleichsam mit Bewußtsein zur Schau tragen. Als gefiederte Edel-

...ine, Topase, Smaragde, Rubine, Amethyste, ...meralde u. a. hat man sie bezeichnet; Kleinod ...er Natur, Meisterstück der Natur, ein Stückchen Regenbogen, flüssiges Feuer, funkelndes Gold, Goldtropfen, Sonnenvogel, Sonnenhaar, Blumenvogel und Summvogel, das sind die zahlreichen, mehr oder minder zutreffenden Benennungen, welche ihnen die Freude und das Entzücken oder auch das nüchterne Urteil der Beschauer verliehen hat. Waterton erkennt den Kolibri als den wahren Paradiesvogel an. Die Sprache der Eingebornen bezeichnet sie als verkörperte Sonnenstrahlen.

Selbst die Naturforscher haben sich zur Lobpreisung in überschwenglicher Weise hinreißen lassen. Buffon sagt, ihr Glanz übertreffe den der Sonnenstrahlen und Burmeister behauptet, es gebe auf der ganzen Erde keine schöner gefärbten, zierlicher gebauten, merkwürdigeren und eigentümlicheren Vögel als die Kolibris. „Man muß diese wundervollen Geschöpfe lebend in ihrem Vaterlande gesehen haben, um ihren ganzen Liebreiz zu ermessen und bewundern zu können.“ Die naturgeschichtliche Einteilung sogar spricht von Wald-, Berg- und Blumennymphen Pracht-, Schmuck-, Schweif-, Schleppen- und Fliegensylphen, heißt andere Blumenküsser, Topas- und Sappho-Vögel u. s. w.

Außer den herrlichen Farben der Federn zeigen die Kolibris aber noch ganz besonderen Schmuck in der Gestaltung des Gefieders. Manche haben Spitzhauben, Spitzbärte, Kragen, Hollen, Krausen, absonderliche, mehr oder minder aufgebauschte Höschen u. a., Federbüschel an verschiedenen Körperteilen in großer Mannigfaltigkeit, namentlich aber sehr voneinander abweichende, malerisch und seltsam gestaltete Schwänze. (Vergleiche die Abbildungen Fig. 2, 3, 4 und 8.)

Der Naturforscher Professor H. Burmeister, welcher die Kolibris in ihrer Heimat kennen lernen und beobachten konnte, gibt folgende Körperbeschreibung: Ihr Schnabel ist pfriemenförmig dünn, fein zugespitzt, gerade oder sanft gebogen, entweder nur so lang wie der Kopf, zuweilen fast so lang wie der übrige Körper, der Oberschnabel umfaßt den unteren und bildet mit ihm ein Rohr, in welchem die Zunge sich befindet. Die Nasenlöcher liegen unmittelbar neben dem Schnabelrand als feine langgezogene Längsspalten. Die Zunge hat die meiste Aehnlichkeit mit der eines Spechts, indem die langen Zungenbeinhörner gebogen am Hinterkopf hinaufgehen, während die eigentliche Zunge aus zwei am Grunde verbundenen hornigen Fäden besteht, welche in eine abgeplattete, fast häutige und seitwärts mit kleinen feinen Zacken versehene Fläche auslaufen. Mit dieser also ausdehnbaren Zunge nehmen die Vögel ihre Nahrung auf, indem sie dieselbe weit hervorschnellen und die letztere aus den Blütenkelchen hervorholen. Das Gefieder ist ziemlich derb und reichlich; es schillert in den herrlichsten, grünen, blauen, roten und violetten Metallfarben. Das Auge ist von einem ziemlich breiten nackten Ring umgeben, doch sind die Augenlider mit Federschüppchen besetzt. Die Iris ist immer schwarzbraun, die Flügel sind lang und schmal und sichelförmig gebogen mit neun oder zehn Handschwingen und sechs Armschwingen. Der Schwanz besteht aus zehn überaus verschiedenartig gestalteten Federn. Auffallend klein und zierlich sind die Füße, die Krallen ungemein spitz und scharf. Jardine behauptet, daß die Männchen ein abweichendes prächtiges Hochzeitskleid tragen, in welchem die erwähnten Abzeichen erst zur Geltung kommen und aus welchem sie sich nach beendeter Brutzeit wieder in das schlichte Gefieder zurückverfärben. Das Weibchen ist immer unscheinbar gefärbt und bekommt ebensowenig die Prachtfarben des Hochzeitskleids wie die übrigen Abzeichen. Die Jungen wiederum sind nach dem Flüggewerden dem Weibchen ähnlich. In der Größe wechseln alle Kolibris zwischen der einer Hummel und der eines kleinen Prachtfinken oder des europäischen Zaunkönigs.

Die Systematiker wissen bis zum heutigen Tage noch nicht recht, wohin sie die Kolibris zu stellen haben und alle bisherigen Anreihungen, so an die Spechte, Segler, Schwalben u. a. haben sich als unzutreffend erwiesen. Man betrachtet sie daher wohl am besten als eine Familie für sich. Bis jetzt sind bereits weit über vierhundert Arten bekannt und diese werden natürlich in zahlreiche Sippen und Geschlechter eingeteilt.

In ihrem Wesen und Benehmen sind sie unendlich lebhaft, beweglich, stürmisch. Der Flug ist pfeilschnell, dann vor einer Blume gaukelnd und plötzlich wieder ruckweise davon schießend. „Es war ein kühner oder ein unwissender Mann,“ sagt Newton, „welcher es zuerst versuchte, Kolibris fliegend abzubilden, denn kein Stift, kein Pinsel kann diese Vögel so wiedergeben. Man sieht nur, daß der Leib senkrecht gehalten wird und daß jeder der sich schwirrend bewegenden

Flügel einen Halbkreis bildet.“ Während der Flugspiele erfunkeln ihre Metallfarben wunder-

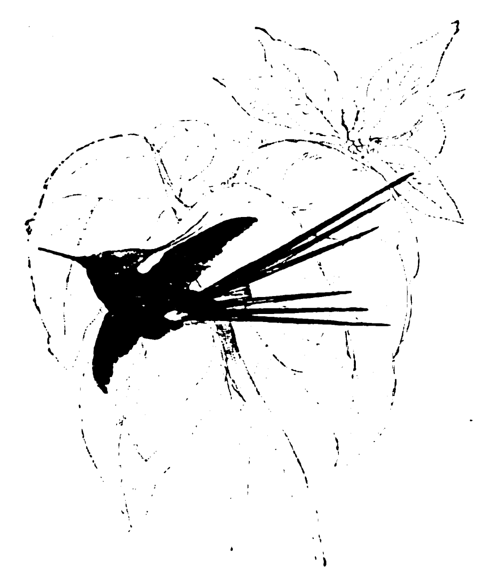


Fig. 2. Delalands-Kolibri.

voll in den Sonnenstrahlen. So schwirren sie hurtig durch die Luft, gleiten von Blume zu Blume und die Bewegung der Flügel ist so schnell, daß man sie unmöglich mit den Augen verfolgen kann. Viele Leute und selbst aufmerksame Beobachter vermögen nicht den winzigen Vogel und ein großes Kerbtier, besonders einen Schmetterling, im Fluge mit Sicherheit voneinander zu unterscheiden. Bei den Eingebornen herrscht daher der Glaube, daß der Kolibri sich aus dem Schmetterling entwickle, wie der letztere aus der Raupe. Im Fluge verursachen sie ein eigentümliches Summen, welches schon in ziemlich weiter Entfernung zu vernehmen ist und nach demselben werden sie von den Engländern Hummingbirds genannt. Bei den einzelnen Arten ist der Flug jedoch verschieden. Auf dem Wanderzuge durchschneiden sie die Luft in langen Bogenlinien.

„Die Natur hat den Kolibri mit ihren Gaben, welche anderen Vögeln nur vereinzelt beschieden sind, förmlich überhäuft. Leichtigkeit, Schnelle, Gewandtheit, Anmut und reichen Schmuck zugleich hat sie ihm verliehen. Er beschmutzt sein Gewand niemals mit dem Staub der Erde, denn sein ganzes ätherisches Leben hindurch berührt er kaum auf Augenblicke den Boden. Stets in der Luft sich tummelnd, von Blume zu Blume gaukelnd, deren Frische und deren Glanz ihm eigen ist und deren Nektar er trinkt, schwebt er dahin.“

Wenden wir uns von diesem Phantasiebilde Burmeisters wieder zur Wirklichkeit zurück, so haben wir folgendes festzustellen.

Die Heimat aller Kolibris ist Amerika; hier sind sie vom hohen Norden bis zum äußersten Süden, vom Westen bis zum Osten verbreitet und zwar nicht allein im niedrig gelegenen heißen Urwald, sondern auch auf dem Gebirge bis zur Schneegrenze, in den weiten Grasebenen, wie an der Meeresküste. Selbstverständlich kann der Kolibri im allgemeinen Sinne des Wortes nur dort leben, wo immerfort Blüten sich erschließen, wo die goldenen Sonnenstrahlen ihm Licht und Wärme, wie Nahrung in ausreichendem Maße spenden. „Auf Zephyrflügeln wandert er im Gefolge des Frühlings.“

Ueberall, wo es Blumen gibt, vorzugsweise in den tropischen Wäldern, in den glühend heißen Thälern, dann aber besonders auch in blütenreichen Gärten und selbst auf Blütenbäumen dicht neben menschlichen Wohnungen, ferner in den lichteren Waldungen, in den Steppen und in den



Fig. 3. Der gehörnte Kolibri.

Gebirgen bis zu 5000 Meter über Meereshöhe, in den öden Gegenden, deren Boden mit vulka-

nischen Trümmern bedeckt ist und in den Felsen der Feuerberge, überall also, wo überhaupt Blüten noch zu entwickeln sich vermögen, halten sich Kolibris auf und zwar in den heißen Gegenden als Stand-, in den kühleren als Wander-, Strich- oder Zugvögel. Als die letzteren erscheinen sie plötzlich und zahlreich in den Gärten um und inmitten der Städte, umschwärmen die Blütenbäume, deren Knospen sich soeben geschlossen haben, ungemein zahlreich und sobald die Blumenpracht zu Ende geht, verschwinden sie ebenso rasch, wie sie gekommen sind. Die meisten dürften überhaupt nur so lange an einem Ort bleiben, als sie reichliche Nahrung finden, beziehentlich als sie durch die Sorge um die Brut gefesselt sind; im übrigen sehen wir sie alle in steter Bewegung umherstreichend und wandernd. Einige Arten treten sogar sehr weite Reisen an und überfliegen dabei bedeutende Wasserstrecken, so z. B. den Meerbusen von Mexiko. Manche haben eine weite Verbreitung, andere sind auf bestimmte, mehr oder minder kleine Bezirke beschränkt; so beherbergt eine Insel eine oder zwei Arten, welche auf dem nächst benachbarten Eiland nicht mehr vorkommen.

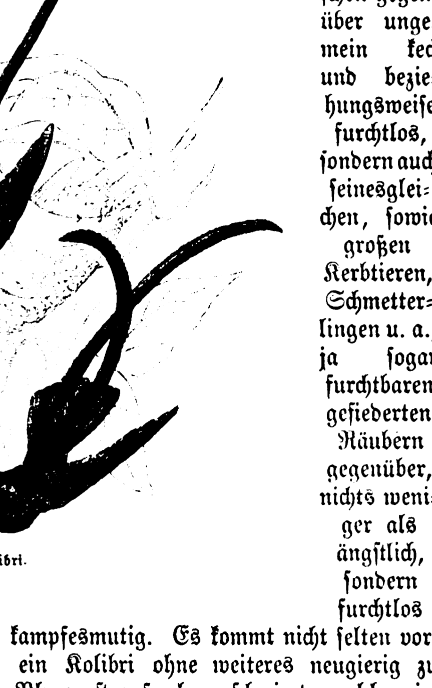



Fig. 4. Topas-Kolibri.

Zur Ruhe setzt sich der Kolibri auf einen hervorragenden dünnen Zweig, am liebsten auf einen dürren blätterlosen, doch immer nur auf Augenblicke, denn Bewegung, Gaukeln und Schwirren in den heißesten Sonnenstrahlen, rastloses Absuchen einer Blume nach der anderen, das ist seine notwendige Lebensthätigkeit. Niemals kommt er auf den Boden herab, denn dort vermag er sich gar nicht zu bewegen, da seine kleinen schwachen Füße weder zum Hüpfen noch zum Laufen tauglich sind. — Infolge seiner unendlichen Hurtigkeit und Gewandtheit zeigt er sich nicht allein dem Menschen gegenüber ungemein keck und beziehungsweise furchtlos, sondern auch seinesgleichen, sowie großen Kerbtieren, Schmetterlingen u. a., ja sogar furchtbaren gefiederten Räubern gegenüber, nichts weniger als ängstlich, sondern furchtlos und kampfesmutig. Es kommt nicht selten vor, daß ein Kolibri ohne weiteres neugierig zu dem Blumenstrauße heranschwirrt, welchen jemand in der Hand trägt und den er so lange umgaukelt, als man regungslos dasteht, während er freilich bei der geringsten Bewegung pfeilschnell entweicht. Ebenso dringen die Vögelchen manchmal durch offenstehende Fenster in die Stuben und suchen die dort stehenden Blumen ab, ja man hat Fälle beobachtet, in denen ein Pärchen sein Nest an den Zimmerpflanzen erbaute. Schmetterlinge, insbesondere die größeren und schwerfälligeren Arten, befehden sie und erlegen dieselben unschwer oder treiben sie doch in die Flucht (vergl. Abb. Fig. 5), aber auch gegen andere

Störenfriede und Feinde benehmen sich diese kleinsten der Vögel ungemein mutvoll. Wilson beobachtete, daß ein Königstyrann von ihnen angegriffen und in die Flucht geschlagen wurde, ja große und gefürchtete Raubvögel, wie Eulen, Falken u. a. wissen sie zu vertreiben, in der Weise, daß sie denselben mit ihren nadelartigen Schnäbeln immer nach den Augen stechen, ohne daß es jenen möglich ist, die hurtigen Feinde zu erwischen oder sich ihrer zu erwehren (s. Abb. Fig. 6). Sie sind überhaupt Raufbolde, welche alle anderen Vögel in ihrer Nähe behelligen, namentlich aber kämpfen die Männchen derselben oder auch verschiedener Arten hitzig und hartnäckig miteinander, so daß sie sich wirbelnd um einander drehen, emporsteigend und wohl zur Erde hinabfallend. Während der Brut sind sie ungemein reizbar und heftig. Wenn ein Mensch sich dem Neste nähert, so fliegen beide Gatten des Pärchens mit gesträubtem Gefieder und unter starkem



Fig. 5. Vieillots Kolibris bei der Verfolgung eines Schmetterlings.

Summen oft nur wenige Zoll vor seinem Gesicht hin und her und sobald der Störenfried sich entfernt, eilt das Weibchen sogleich wieder zur Brut zurück, welche sie gleich anderen Vögeln ungemein lieben.

Unschwer erklärlich dünkt es uns wohl, daß man in früherer Zeit angenommen, diese ätherischen Wesen könnten nur vom Nektar, also dem Honigsaft der Blüten zehren; die rauhe Wirklichkeit hat dieser Schwärmerei aber ein Ende gemacht, denn die Reisenden und Naturforscher haben nachgewiesen, daß die Kolibris ausschließlich von Kerbtieren, winzigen Käfern, Fliegen, Mücken, Spinnen u. a. sich ernähren. Diesen gilt der hurtige Flug, welcher im wesentlichen eine fortwährende Jagd auf die Kerbtiere ist. Zur Erlegung der letzteren sind Schnabel und Zunge ungemein zweckmäßig eingerichtet. Mit dem ersteren reicht der Vogel in die glocken-, röhren-, helm-, ballon- u. a. förmigen Blüten tief hinein und vermittelst der letzteren tastet er die darin versteckten Insekten hervor. Manche Arten können mit ihren gekrümmten Schnäbeln auch in die gewundenen, retorten- oder schneckenförmigen u. a. Blumenkelche hinabreichen. (Vergleiche Abb. Fig. 3 und Fig. 7.)



Fig. 6. Kolibris einen Raubvogel bekämpfend.

Bullock sah, daß die Kolibris auch häufig die Spinnennetze absuchen, um die darin zappelnden Kerbtiere, Fliegen u. a. zu rauben. Wenn die Spinne dann herbeistürzte, um ihre Beute zu verteidigen, so war der Kolibri stets blitzschnell davon gehuscht. Auch soll das kluge Vögelchen immer vorzugsweise die Netze der kleineren Spinnen, welche ihm selber nicht leicht gefährlich werden können, absuchen.

Die Nistzeit geben die Reisenden sehr verschieden an. Im Juni oder Juli, im Dezember oder Januar u. s. w., nach Goßes Behauptung soll man aber das ganze Jahr hindurch Eier und Junge finden. Ob jedes Pärchen nur eine oder mehrere Bruten hintereinander macht, ist bis jetzt noch nicht mit Sicherheit festgestellt worden.

Das Nest besteht aus verschiedenen zarten Pflanzenstoffen, feinen Grasblättern, Moosen und Flechten, Pflanzenseide, Baumwolle, Farnkrautschuppen und Flechtenlappen. Die eine Art zieht diesen, die andere jenen Stoff vor, doch sind die meisten Nester mannigfaltig zusammengesetzt. Gewöhnlich bilden Baumseide oder Baumwolle die Grundlage und mit derselben sind Flechten, Farnkrautschuppen und Moosstengel so verwebt, daß letztere die äußere Umhüllung, die zarten Pflanzenfäden dagegen den inneren Raum bekleiden. Der ungemein zierliche Bau hat die Form eines Napfs oder eines Tiegels von mehr oder minder bedeutender Tiefe (s. Abb. Fig. 1 und 8). Meistens steht das Nest zwischen einigen Zweigen oder es ist in eine horizontale Gabel eingeklemmt; sehr oft findet man es auch in hohem Grase zwischen starken Halmen oder es hängt an den Blättern eines großen mannshohen Farnkrautwedels. Fast immer steht es nur so hoch, daß man es mit der Hand oder doch vermittelst einer kurzen Leiter erreichen kann. Das Gelege besteht fast regelmäßig in zwei, seltener in einem, länglichen, für die Größe des Vogels sehr bedeutenden weißen Eiern, welche mitunter, wenn der Kolibri die rote Baumflechte zum Einweben verwendet hat, ganz karminrot gefärbt werden. Burmeister, dessen Beschreibung ich hier entlehnt, gibt sodann die Brutdauer offenbar fälschlich auf sechzehn Tage an; andere, so Audubon, sagen, daß sie elf oder nur zehn Tage währe.

Ohne Zweifel dürfen die Kolibris trotz ihrer

winzigen Größe auch als geistig hochbegabte Vögel angesehen werden; Gesicht und Gehör sind vortrefflich, ebenso wie die Bewegungsfähigkeit und Gewandtheit erstaunlich. Von einigen Arten behaupten die Reisenden auch, daß sie einen leiblichen, nicht unangenehmen Gesang erschallen lassen; so sagt Goße, daß der Zwergkolibri ein zwar schwaches, aber angenehm klingendes Liedchen habe und H. v. Kittlitz spricht sogar von dem recht wohlklingenden und ziemlich lauten Gesang einer Art, die er freilich nicht näher zu bezeichnen vermag. Im übrigen ist nur von zwitschernden, zischenden, schrillen, rauhen, unbedeutenden Lauten nach den Angaben aller anderen Reisenden die Rede.

grün schillernd, die ganze übrige Unterseite ist düsterweiß. Wie es sich gebührt, ist er überall in ganz Nordamerika, insbesondere aber im Osten ungemein beliebt, und wenn die winzigen Sommergäste plötzlich gekommen sind und ebenso verschwinden, so werden sie von den Farmern und Städtern gleicherweise begrüßt und mit Wünschen für eine glückliche Reise geleitet. Ihre Winterwanderung geht bis nach Mittelamerika und den westindischen Inseln. Von Buffon wurde diese Art Rubin und von Müller Goldkehle genannt.

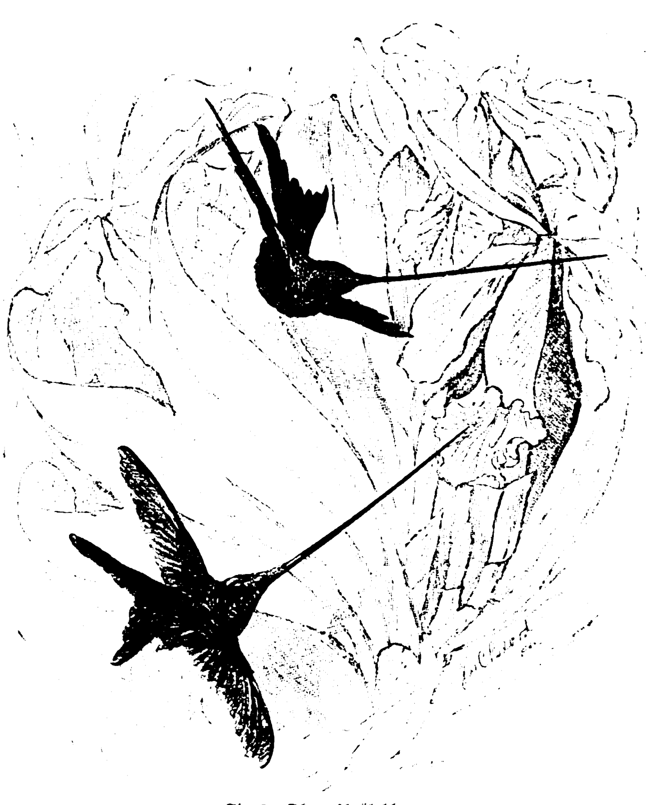


Fig. 7. Schwertschnäbelchen.

Zu den schönsten unter allen gehört Delalands-Kolibri (Abbild. 2) mit einem hochaufgerichteten, hellmetallgrünen Schopf, rein erzgrünen Rücken und prächtig lasurblauen Unterkörper von der Kehle bis zu den Beinen. Als seine Heimat ist bisher nur das südliche Brasilien bekannt, wo er im Walde oder an Waldrändern lebt und häufig in die Gärten der Ansiedler kommt. — Der gehörnte Kolibri (Abbildung 3), ist am Oberkopf stahlblau mit metallisch violett, grün, gelb, orange und rot schillernden Büscheln oberhalb beider Augen, an der ganzen Oberseite metallisch grün, Schwingen grau, mittelste Schwanzfedern grün, die übrigen rein weiß, Wangen, Kehle und Vorderhals sind tiefschwarz,

Wenden wir uns nun zur näheren Betrachtung einer Anzahl der hervorragendsten Arten, wie solche uns der Griffel des Künstlers vorführt.

Der Kolibri ohne weitere Nebenbezeichnung, nordamerikanischer oder eigentlicher Kolibri (Abbildung 1), ist die einzige Art, welche man in den Vereinigten Staaten findet und die bis Kanada hinaufgeht. Er gehört zu den allerkleinsten, ist am ganzen Oberkörper dunkelbronzegrün, seine Schwingen und Schwanzfedern sind dunkelbraun, die Kehle ist vom Schnabelgrund bis zur Oberbrust kupferrot, feuerfarben und

Oberbrust und Bauchmitte rein weiß, Brust und übrige Unterseite düster metallgrün. Er ist in den offenen Gegenden im Innern von Minasgeraes ungemein häufig. — Vom Topas-Kolibri (Abb. 4) sagt Buffon, daß er der schönste wäre — wenn nicht alle diese Vögel einander den Preis der Schönheit streitig machten. Sein Scheitel ist samtschwarz, der übrige Kopf goldiggrün, der Oberkörper ist kupfer- bis granatrot, goldigglänzend, die Schwingen sind dunkelrotbraun, die Schwanzdecken grün, die mittleren Schwanzfedern grün, die äußeren rotbraun und die beiden weit verlängerten kastanienbraun, die Kehle ist goldgelb, von einem metallgrünen und dann einem breiten tiefschwarzen Band umgeben, die ganze Unterseite ist prachtvoll metallisch grüngelb bis rubinrot schillernd. Als Heimat ist bis jetzt nur Guinea bekannt. — Auch Vieillots Kolibri (Abb. 5) ist oberseits metallgrün, an Stirn- und Kopfseiten aber gelb und weiß geschuppt, die Büschel an den Kopfseiten sind prächtig goldgelb, weiß gefleckt, die Schwingen sind aschgrau und die oberseitigen Flügeldecken goldgelb und grün geschuppt, der Schwanz ist rotbraun, Kehle und Halsseiten sind weißlich, dunkel geschuppt, die ganze Unterseite ist aschgrau, fein dunkelgrau gefleckt. In seiner Heimat Brasilien ist er bis jetzt nur selten gefunden worden. — Schwertschnäbelchen (Abb. 7) hat man den Kolibri genannt, welcher den längsten Schnabel unter allen zeigt. Sein ganzer Körper ist wiederum oberseits metallgrün, am Kopf mehr kupferrot schillernd, jede Kopfseite hinter dem Auge ist mit einem weißen Fleck geziert, die Schwingen sind purpurrötlich braun, die Schwanzfedern metallglänzend dunkelbraun. Auch Kehle und Brust sind metallglänzend, aber hell und dunkel geschuppt, die Seiten rein hellgrün und der Unterkörper metallgrün. Seine Heimat ist Venezuela und Quito, wo er in den Gebirgen bis zu 3000 Meter über Meereshöhe gefunden wird. — Mit dem lateinischen Beiwort, welches den vorzugsweise geschmückten, also Schmuck-Kolibri (Abb. 8) bezeichnet, hat man eine der kleinsten, aber zugleich auffallendsten Arten belegt, von welchen wir ein Pärchen schon vorhin am Nest belauscht haben. Prachtelfe oder Schmuckelfe nennen ihn neuere Schriftsteller. Er ist gleichfalls bronzegrün mit bräunlichrotem Schopf und hellrotbraunen, grünschillernden verlängerten Federn an den Kopf-, Nacken- und

Fig. 8. Schmuck-Kolibris (Prachtelfen).

Brustseiten, die Schwingen und Schwanzfedern sind dunkelpurpurbraun, Kehle und Oberbrust sind hellgoldgelb und die ganze übrige Unterseite ist wiederum bronzegrün. Seine Heimat ist Brasilien. — Der Saphir-Kolibri (Abb. 9) ist an der ganzen Oberseite von der Stirn bis zum Bürzel dunkelmetallgrün, die oberen Schwanzdecken u. die Schwanzfedern sind kupferrot, die Schwingen schwärzlich violett schillernd, die Flügeldecken metallgrün, die Kehle ist rostrot, Vorderhals und Oberbrust sind stahlblau, Unterbrust und Bauch metallgrün, der Hinterleib ist weiß, die unteren Schwanzdecken aber sind rostrot. Er ist weit verbreitet, denn seine Heimat erstreckt sich über ganz Brasilien, wo man ihn in jedem blumenreichen Garten findet. — Das Kleinschnäbelchen (Abb. 10) ist metallgrün, kupferrot glänzend mit braunen, bronzeglänzenden Schwingen, purpurroten goldbronzeglänzenden Schwanzfedern, an Schnabelwinkel und Kehle smaragdgrün, fein goldig geschuppt, der übrige Unterkörper ist heller grün, Bauch blaßbraun, und die unteren Schwanzdecken sind rötlichbraun. Als seine Heimat sind das östliche Peru, Ekuador, Venezuela und Kolumbien bekannt und man findet ihn auch in unwirtlichen Gebirgsgegenden, hoch in den Anden hinauf bis 4000 Meter über Meereshöhe.

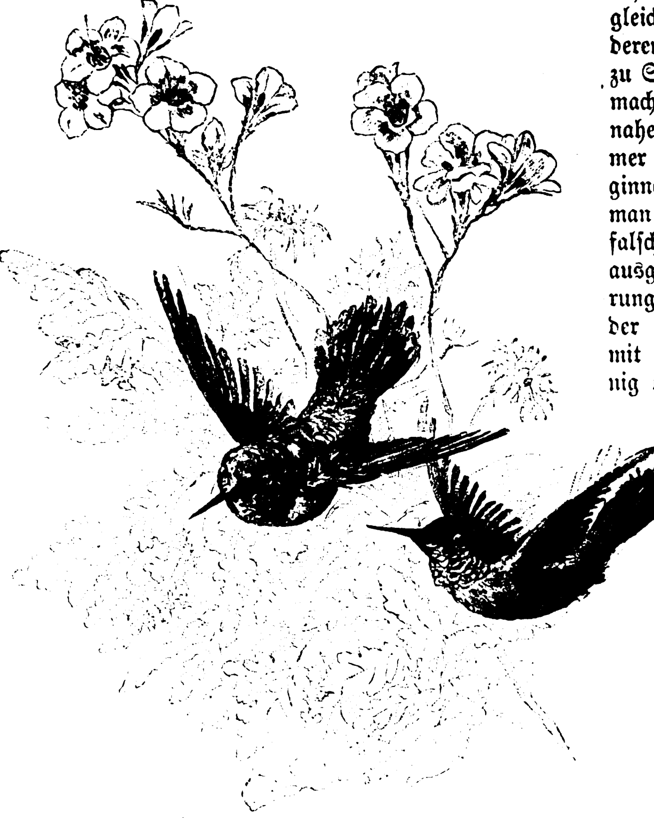


Fig. 9. Saphir-Kolibris.

Bereits die ältesten Schriftsteller auf diesem Gebiete erzählen davon, daß man sich bemüht, die Kolibris in der Gefangenschaft zu erhalten, und derartige Versuche haben sich bis zum heutigen Tage unzähligemal wiederholt. Denn der Wunsch, diese herrlichen Geschöpfchen gleich zahlreichen anderen Tropenvögeln zu Stubengenossen zu machen, liegt ja eben nahe genug; aber immer mußte solches Beginnen scheitern, weil man dabei von ganz falschen Vorstellungen ausging. Die Fütterung der Kolibris in der Gefangenschaft mit verdünntem Honig oder Zuckerwasser war ja von vornherein unrichtig. Wenn Latham, Buffon, Jardine u.a. Schriftsteller erzählen, daß man ein Pärchen Kolibris nebst dem Nest in ein Zimmer hereingenommen und wochen-, ja selbst monatelang erhalten habe, trotz der unrichtigen oder doch mindestens ungenügenden Fütterung, so findet dies seine Erklärung darin, daß die Vögelchen in dem Raum, in welchem man sie gehalten, doch immer noch Insekten erhaschen konnten, welche durch Thüren und Fenster hereingedrungen waren; sobald dies unmöglich geworden, starben die Kolibris, und dies bestätigen auch die neueren Versuche von Burmeister u. a. Ja selbst in den Fällen, in welchen Kolibris lebend nach Europa gebracht wurden, wie dies

der berühmte Reisende Gould und vor ihm schon andere gethan, müssen den Vögeln auch auf dem Schiff noch immer Kerbtiere zugänglich gewesen sein. Es verrät aber sicherlich eine ungemein kräftige und lebenszähe Ausdauer, daß die Vögelchen in den einzelnen Fällen lebend zu uns gelangten. Nach meiner Ueberzeugung können alle derartigen Versuche jedoch nur als Spielerei betrachtet werden, solange man nämlich die Kolibris nicht naturgemäß ihrer Ernährung im Freien entsprechend zu verpflegen weiß. Die winzigen Kerbtiere, derer sie bedürfen, sind wohl schwierig für die Dauer und gar nicht für die Ueberfahrt zu beschaffen — so müßte also in



Fig. 10. Kleinschnäbelchen.

gleicher Weise, wie es die Vogelpflege bereits längst für die Fütterung anderer zarter Kerbtier- und Fruchtfresser ermöglicht hat, ein Ersatzfutter aufgefunden werden. In der That dürfte dieser Weg auch bereits betreten sein, denn etwa zu Mitte der siebziger Jahre hatte jemand Kolibris in verschiedenen Arten und in beträchtlicher Anzahl nach Paris gebracht und dort lange Zeit vortrefflich erhalten. Die Fütterung soll in einem Gemisch bestanden haben, welches offenbar animalische Stoffe neben süßem Pflanzenzucker enthielt. Hoffen wir, daß man auf diesem Wege recht bald dahin gelangen möge, uns die kleinsten und schönsten aller Gefiederten als Stubenvögel in der Häuslichkeit zugänglich zu machen!

Die alten Mexikaner zur Zeit Montezumas brauchten die Kolibrifedern zur Herstellung prächtiger Königsmäntel, auch die Götzenbilder wurden mit diesen Federn geschmückt. Noch jetzt fertigen die Indianer Götzenbilder daraus an, welche durch ihre künstliche Ausführung und Farbenpracht zugleich berühmt sind. Von den alten

Peruanern wurden aus den mannigfaltig bunten Federn dieser Vögelchen Gemälde geschaffen, deren Schönheit man nicht genug zu rühmen wußte. Die jungen Indianerinnen trugen Kolibris als Ohrgehänge und anderweitigen Schmuck und von denselben ging diese Sitte auch auf die eingewanderten Europäerinnen über. Alle derartigen Verwendungen unserer Vögel dürfen wir mit Freuden gelten lassen — im Gegensatz zu dem Gebrauch, welchen man heutzutage von ihnen macht. Zu Tausenden und aber Tausenden werden sie in Netzen und mit Leim gefangen, lediglich für den Zweck, sie zu morden und ihre Bälge zum Frauenschmuck zu verwenden. Kürzlich hat Herr Redakteur Oskar Lange in einem Vortrage im Verein „Ornis“ zu Berlin (siehe meine Zeitschrift „Die gefiederte Welt“ Nr. 44, 1882) in Zahlen nachgewiesen, daß das farbenprächtige Tropengefieder, aber auch unsere einheimischen bunten Vögel, zu Hunderttausenden eigens zum Frauenputz gefangen und umgebracht werden, die Kolibris aber geradezu in erstaunlicher Menge, so daß ihre winzigen Federkörperchen trotz aller Farbenpracht überall bereits zu lächerlich billigen Preisen verkäuflich sind. Es gereicht dem Herzen der Frau keineswegs zur Ehre, wenn sie es wünscht oder doch duldet, daß um leidigen Putzes willen viele Tausende fröhlicher und nützlicher Vogelleben elend hingeopfert werden. Möchte diese Darstellung auch hier im weiten Leserkreise dazu beitragen, daß die deutsche Frau sich, vollbewußt ihrer Würde, von solchem verabscheuenswerten Mißbrauch mit Entrüstung abwende!

Es erscheint wohl erklärlich, daß seit alters her zahlreiche Reisende die Kolibris beobachtet und studiert und nicht minder die Schriftsteller sich mit ihnen eingehend beschäftigt haben. In der vorstehenden Schilderung habe ich es mir angelegen sein lassen, aus den zuverlässigsten Quellen zu schöpfen und insbesondere auf die Mitteilungen von Audubon, Wilson, Buffon, Newton, Nuttal, Jardine, Azara, Prinz von Wied, Burmeister, Schomburgk, Wallace, Gould, von Tschudi, Gundlach, Euler, von Kittlitz u. a. zu fußen.

Von Genf nach Cette.

Von

Karl Vogt.



Ich kenne den Weg von Lyon nach Marseille so gut wie meine Tasche oder vielleicht noch besser, denn in letzterer findet sich zuweilen noch ein vergessenes Scheidemünzchen vor, während ich längs der Rhone alles ausgestöbert habe; bei Tag und bei Nacht, im Wagen, im Schiff und auf der Eisenbahn habe ich die Strecke durchmessen — fast möchte ich wünschen, sie einmal im Ballon zu durchfliegen. Mein Freund Martins hatte in seinem siebzigsten Jahre denselben Wunsch: „Ich habe nun alle möglichen Vehikel benutzt,“ sagte er, „Kamel und Renntier, Hundeschlitten und Esel außer den bei uns gebräuchlichen Reisegelegenheiten — ich kann nicht sterben, ohne eine Ballonfahrt mitgemacht zu haben.“ Gesagt, gethan — er flog von Lyon bis in die Nähe von Genf, verwickelte beim Aussteigen eines seiner alten Beine in das Strickwerk und zerriß sich eine Sehne, was ihm Gelegenheit gab, seinen einzigen chirurgischen Aufsatz zu schreiben, der mit den Worten begann: „Ich bin zugleich der Beobachter und das beobachtete Subjekt.“

„Sie kennen wohl den Herrn Stationsvorstand? Sprachen Sie nicht mit ihm soeben?“ fragte höflich der Schaffner, als ich ein Coupé für die Nachtfahrt suchte. Ich brummte etwas in den Bart — ich hatte allerdings einen Herrn mit einer weißen Mütze gefragt, ob ich nicht ein Coupé bekommen könne, in welchem ich nicht ermordet würde. Es war nämlich kürzlich wieder

ein Mordanfall auf der Linie begangen worden und wie gewöhnlich, hatte man noch keine Spur des Mörders entdeckt. Der Schaffner sagte: „Hier ist noch ein Coupé mit nur einem Herrn — scheint ein Fremder, kein Franzose — Sie werden sich ausstrecken und schlafen können."

Welcher Unterschied mit meiner ersten Fahrt vor fünfunddreißig Jahren auf diesem Wege zu derselben Jahreszeit, Mitte März 1847! Ein wütender Mistral hatte uns fast verhindert, von Civita vecchia her in den Hafen von Marseille einzulaufen; wir waren verspätet und wurden fast unmittelbar in die Diligence gesteckt, wo wir eingepackt saßen, wie Heringe und umher geworfen wurden wie Schneebälle. Es war grimmig kalt; der Mistral wirbelte den Schnee über die öden Gefilde, die Straßen waren aufgewühlt von langen Wagenkolonnen der Artillerie, die damals benutzt wurde, um Massen von Getreide in das Innere zu schaffen, die Ludwig Philipp in Odessa hatte aufkaufen lassen, um den Ausfall der Ernte in Frankreich zu decken. Die Spekulation, durch welche man das Wohlgefallen des Zaren zu gewinnen gehofft hatte, stützte den wankenden Thron nicht; wir aber holperten zwei Tage und Nächte in ungemütlichster Weise über die grundlosen Geleise. Jetzt, wie behaglich! Es fehlt nur noch eine Cigarre vor dem Schlafe, um sich ganz wohl zu befinden.

„Das Rauchen geniert Sie doch nicht?" frage ich meinen in die Ecke gedrückten Reisegefährten. „Warum nicht gar," antwortet er in fast beleidigtem Tone mit stark alemannischem Accent, „ich bin selbst Tabaksfabrikant! Gehen Sie auch nach Marseille?" „Nein — nur bis Tarrascon bleiben wir zusammen." „Ich gehe nach Marseille und dann nach Algier hinüber, Tabak zu kaufen oder vielmehr um nachzusehen, ob man von dorther große Quantitäten billig beziehen könne. Können Sie mir etwas darüber sagen?" „Ich muß gestehen," sagte ich, „daß ich bei meinem Besuche drüben im letzten Jahr mich mit diesem Gegenstande nicht befaßt habe." „Schade," antwortet er seufzend. „Glauben Sie, daß das Tabaksmonopol in Deutschland durchgeht?" „Ich zweifle daran." „Herr," sagt er, „machen Sie mich nicht unglücklich! Es muß durchgehen! Bismarck will es haben und er muß es durchsetzen!" „Sagten Sie nicht, Sie seien selbst Tabaksfabrikant?" frage ich. „Wie können Sie also . . ." „Gerade deshalb," lacht er. „Wenn das Monopol durchgeht, errichten wir eine großartige Fabrik an der Grenze auf schweizerischem Boden und machen riesige Geschäfte, wie die Fabriken im Tessin, die wegen des Monopols in Italien hundert Prozent und mehr ihren Aktionären geben!" „Also Schmuggel?" „Wir denken nicht daran! Wir sind ehrliche Fabrikanten. Glauben Sie die Tessiner Fabrikanten schmuggeln? Nicht für einen Centime! Die Italiener kommen herüber, kaufen ihnen ihre Ware bar ab und was sie damit machen, geht die Fabrikanten nichts an. Es ist das ehrlichste Geschäft von der Welt!" „In der That! Und sie glauben, daß die deutschen Grenzbewohner . . . ?" „Na ob," schmunzelt er. „Und die großen Leonberger Hunde werden um zweihundert Prozent im Preise steigen, denn ein solcher Hund kann mit Leichtigkeit 25 Kilo tragen. Sie werden sehen! Ach! Wenn das Monopol nur schon votiert wäre!" „Amen!" sagte ich und wünschte ihm gute Nacht. Der gute Mann hat sich, wie jetzt feststeht, gründlich verrechnet.

Mein Reisegefährte verließ in Tarrascon den Wagen mit der Bitte, daß ich niemanden etwas von seinen Plänen sagen möge. Ich bin überzeugt, daß schon in der nächsten halben Stunde seine neuen Beisitzer so gut wie ich, in dieselben eingeweiht sein werden. Ich bleibe ruhig sitzen, trotz der Lockrufe, die nach dem Buffett zu heißem Kaffee einladen. Tarrascon ist das schrecklichste Stationslokal, das ich kenne. Der Wind bläst beständig, nicht nur von allen vier Himmelsgegenden, sondern auch von unten her, als ob ein Gebläse im Keller angebracht wäre und man in einer Bessemerschen Birne sich zur Stahlbereitung befände. „Weil es zieht!" sagte der Großherzoglich hessische Geheime Oberappellationsgerichtsrat Hesse in Darmstadt zu einem Stockengländer, der im Kasino bei 30° Grad Hitze ein Fenster geöffnet hatte, indem er dasselbe schloß und den Engländer mit einem triumphierenden Blicke ansah. „What's the matter?" fragte der Engländer wütend, indem er eine Boxerstellung annahm. „Weil es zieht!" wiederholte der Gerichtsrat sehr langsam und jede Silbe nachdrücklich betonend und der Kasinodiener ergriff den Engländer am Arm und sagte verweisend: „Das sind der Herr Geheime Oberappellationsgerichtsrat."

Ich bin noch immer, trotz langer Abwesenheit, Darmhesse in allen Kreisen und liebe Tarrascon nicht — weil es zieht!

Es gab während meiner Studienzeit in Gießen dort einen Professor, welcher „der Unaufhaltsame" genannt wurde. Sobald er frei war, schnurrten seine Gehwerkzeuge ab, wie die Feder eines Kinderspielzeuges, und wenn die Ferien begannen, rannte er im Laufschritte nach Mainz, seiner Heimat, ohne auf dem zwölf Meilen weiten Weg sich eine Rast zu gönnen. Man hat uns in dieser Osterzeit nicht einmal volle drei Wochen Ferien zugemessen und ich habe so viel am Meeresstrande zu thun! Ich stürme also unaufhaltsam durch Nismes, ohne mich durch die wunderbaren römischen Ruinen, die maison carrée, die Arena u. s. w. aufhalten zu lassen, drücke mich in meine Ecke, während wir durch die trostlosen, mit kümmerlichen Büschen von immergrünen Eichen bewachsenen Kalkhügel, die der Provençale „Garrigues" nennt, hindurchsausen und reibe mir erst die Augen in dem Bahnhofe von Montpellier, wo liebe Freunde meiner harren. In dem Augenblicke, wo ich die Wagenthür öffnen will, erschallen die Klänge der Marseillaise von einer zahlreichen, am Eingange aufgestellten Musikbande und ein kommandierender General mit zahlreichem Gefolge in Galauniform schreitet über die Schienen direkt auf unseren Zug los. „Alles Ihnen zu Ehren, mein Lieber!" lacht einer der Freunde, der als gemütlicher „Farceur" bekannt und beliebt ist. Zu meinem Troste sah ich den General links abschwenken zu einer langen Wagenreihe, die man in Lunel angehängt hat, ohne daß ich es bemerkt hätte, und aus welcher eine Anzahl von roten Hosen mit dem Rufe „Vive la république!" hervorquollen. „Vivent nos braves!" antwortet der General, die Mütze schwenkend. Es war ein Bataillon, das von Tunis zurückkehrte. „Wir sehen nicht sehr reinlich aus," sagt ein Sergeant, der einen Augenblick bei uns stehen bleibt. „Aber wir hatten keine Zeit, uns in Ordnung zu bringen. Schlechte Ueberfahrt, alles seekrank und dann sofort in Marseille auf die Eisenbahn!" „Viele Gefechte in Tunesien?" fragt mein Freund. „Bah! Nicht der Rede wert! Ein paar Flintenschüsse! Aber beständiges Rennen und Laufen in stärkster Hitze und mit ausgedörrtem Gaumen hinter diesen Arabern drein, die flüchtig sind wie ihre Windhunde! Niederträchtiges Land! Hunger, Durst und Fieber! Qu'avions nous à faire dans cette galère?" Mit dieser Citation aus Molière springt der Sergeant davon, um sich in Reih' und Glied zu stellen.

„Ihr Gepäck?" sagt einer der Freunde, sich meines Nachtsackes bemächtigend. „Ich lasse es hier auf dem Bahnhofe," antworte ich. Soll ich den schweren Koffer mit Instrumenten und Mikroskop die Stadt hinaufschleppen, um sie morgen wieder uneröffnet hinabführen zu lassen? Ich habe Sehnsucht nach dem Meere — die Zeit, einige Freunde zu sehen und morgen früh dampf' ich weiter!" „Recht! Sie steigen bei mir ab!" „Nein, bei mir!" „Professor," sagt Freund H., „ich bin allein mit der alten Céleste, meine Kinder sind in Paris und pflegen ihren Großvater und aus den Fenstern Ihres Zimmers haben Sie die Aussicht auf den Pflanzengarten!" „Ich stehe ab," ruft einer, „unter der Bedingung, daß Ihr bei mir frühstückt!" „Und ich unter gleicher Bedingung für das Mittagessen! Unter uns, ohne Ceremonieen!" „Friede! Zerreißt mich nur nicht! Ich will alles thun, wenn Professor Sabatier verspricht, morgen früh mit mir nach Cette zu kommen!" „Abgemacht!"

Es grünt und blüht in dem Pflanzengarten in aller Pracht. Tamarinden, Judasbäume strahlen in rotem Schmucke und die Glyzinie, welche das Haus des Rektors übersponnen hat, entfaltet Tausende von hellblauen Blütentrauben. Die alte Céleste in ihrer Nonnentracht (seit 45 Jahren trauert sie um ihren Mann, was sie nicht verhindert, ein vorragendes Talent in der Küche zu entfalten), empfängt mich zwar freundlich, wird aber ärgerlich, als ihr der Hausherr verkündet, daß wir diese Talente heute nicht in Anspruch nehmen werden. „Ich habe mir es gleich gedacht," schmollt sie, „aber der Herr ist so gutmütig! Er läßt sich von jedem die Wolle auf dem Rücken scheren! Aber eine Tasse Kaffee müssen Sie nehmen, das thut gut, nach so langer Fahrt, und dann ruhen Sie sich aus!" Sie humpelt in ihre Küche.

Aber ich kann nicht ruhen. Von den Wänden des Zimmers, das mir angewiesen ist, und des Salons daneben grüßen alte Bekannte, die einst die Wohnung meines Freundes Martins schmückten, der seit beinahe zwei Jahren krank in Paris liegt und den ich bei meinem letzten Besuche in Montpellier noch als Direktor des Pflanzengarten gesehen hatte, dort sein Porträt als junger Mann, wie er eben heimgekehrt war von mehrjährigen Fahrten im Eismeer, um Spitzbergen, mit der Fregatte „la Recherche", durch Norwegen und Lappland; hier ein modernes Porträt im roten Hermelinmantel als Professor der Natur-

wissenschaften an der medizinischen Fakultät, immer derselbe, mit der hohen Denkerstirne, den blitzenden Augen und dem freundlichen Lächeln um den fein geschnittenen Mund; hier die Erinnerungen an unsere Gletscherfahrten, das Panorama des Aargletschers mit dem Hôtel du Neuchâtelois, die Bissonschen und Dollfusschen Photographieen des Finsteraarhornes und des Schreckhornes mit dem Pavillon auf dem Felsenufer desselben Gletschers — Erinnerungen an vierzig Jahre ungetrübter Freundschaft, gemeinschaftlicher Bestrebungen, heiteren Zusammenlebens an den Küsten des Mittelmeeres und des Oceans, auf den Höhen der Alpen und des Jura, in den Hauptstädten Frankreichs, Deutschlands, der Schweiz und Italiens, im Strudel der Kongresse und wissenschaftlichen Versammlungen und am traulichen Kamin bei Freunden, bei ihm und bei mir! Ich hatt' einen Kameraden . . .

Ich kenne sie alle, die Bilder: die einstige Landschaft von G. Doré aus der Sierra Morena mit der nackten Felsenmauer, die in einen stahlblauen Himmel hineinragt, mit dem Wildbache, der sie schäumend durchbricht und mit der Schmugglerbande, die an dem schwindelnden Pfade spähend nach allen Seiten vorwärts schleicht; die Aquarelle unseres Freundes Collomb, die geologische Naturtreue mit künstlerischer Auffassung vereinigend; die prachtvollen Radierungen von Mademoiselle Gabriele Niel, der großen Meisterin ihres Faches, von Constantine und Venedig, wo sie sich den Keim ihres Siechtumes holten . . .

Fast möchte ich glauben, Céleste habe den Kaffee zu stark gemacht! An Ausruhen ist nicht zu denken. Ich reiße das Fenster auf, starre einen Augenblick hinaus in das Grün der Bäume und werfe mich wieder auf das Bett. Es klopft. „Herein!" „Um Gottes willen," sagt Céleste eintretend, „ich hatte mir's doch gedacht, da liegen Sie bei offenem Fenster, während der Mistral weht! Ich hatte doch recht gehört!" „Aber der Mistral bläst doch hier nicht herein! Ich werde das Fenster auch bei Nacht offen behalten!" Céleste schaudert. „Ich habe es immer gesagt," seufzt sie, „diese Gelehrten sind die unvernünftigsten Geschöpfe, die auf Gottes Erdboden existieren. Herr Martins war gerade so. Ein offenes Fenster im März bei Mistral! Und gar bei Nacht!"

Wir fahren nachmittags nach der etwa zwei Kilometer entfernten Ecole nationale d'Agriculture hinaus. Ich habe diese Anstalt vor Jahren im Entstehen gesehen und finde sie jetzt unter der umsichtigen Leitung des noch jungen Direktors, Herrn Foëx, in schönem Aufblühen begriffen. Musterwirtschaft, Versuchsstation und Unterrichtsanstalt zugleich, soll das Institut besonders diejenigen Zweige der Landwirtschaft in das Auge fassen, welche in dem Süden Frankreichs betrieben werden: Seidenwürmerzucht, Oelbau, Weinbau. Ein geräumiges Internat für die Zöglinge, helle Arbeits- und Unterrichtsräume, ziemlich reiches und trefflich geordnetes Museum und nicht unbedeutende Bibliothek reihen sich den Wirtschaftsgebäuden an. Man klagt über zu geringes Areal, hat aber die besten Hoffnungen für Vergrößerung desselben. Der Anbau amerikanischer, der Phylloxera mehr oder minder großen Widerstand leistenden Rebsorten ist jetzt die Lebensfrage für den Süden. Die Verwüstungen, welche die Reblaus angerichtet hat, sind schrecklich, und während einiger Jahre hatten die Leute um so mehr Kopf und Mut verloren, als der Wein, den man aus einigen amerikanischen Rebsorten gewonnen hatte, wirklich nicht zu genießen war. Ich hatte denselben zu wiederholten Malen auf Phylloxerakongressen in Montpellier, Bordeaux und Lausanne gekostet. Grüneberger wäre ein Göttertrank gegenüber diesen Medizinen gewesen, die nichts mit unseren Weinen gemein haben, als den Ursprung aus Trauben. Lakritzensaft, Tinte, Fuselschnaps und Holzessig mit einigen Wanzen hätten etwa ein ähnliches Gebräu liefern müssen. Aber die Leute fanden doch eine Basis darin, auf welche sie hoffen konnten zu bauen.

Hier im Süden Frankreichs herrscht freilich ein anderer Maßstab der Beurteilung der Weine, als bei uns. Wir stellen die Blume und den Geschmack voran — Farbe und Alkoholgehalt sind für uns fast Nebensachen. Aber nach diesem Maßstab beurteilt man hier auch nur die Edelweine, die St. Georges, Chateauneuf de Pape, Muscat-Lunel, Frontignan und wie sie alle heißen mögen, die meist dem Rüssel der Phylloxera erlegen sind und von deren älteren Jahrgängen nur noch wenige Flaschen in den Privatkellern der Besitzer lagern. Die gewöhnlichen Weine, die hier ein wahres Lebensbedürfnis, selbst für den Aermsten sind, die früher in solcher Menge produziert wurden, daß man an manchen Orten das Wasser bezahlte, den Wein aber nicht, deren bessere Sorten nur in den Handel kommen, wurden im Gegenteile nach Farbe und Weingeistgehalt beurteilt. Der

Käufer hat eine Wage zur Bestimmung des specifischen Gewichtes, die den Alkoholgehalt angibt; der Weinschuppen des Verkäufers (denn die Fässer lagern über der Erde in großen, luftigen Schuppen) hat eine weißgetünchte Wand. Die Farbe wird beurteilt, indem man ein Glas des aus dem Fasse gehobenen Weines auf die von der Sonne beleuchtete Wand wirft, die bald wie ein Pantherfell gefleckt ist. Hoher Weingeistgehalt, tiefe Farbe — der Geschmack kommt erst in dritter Linie, denn man versteht ihn wegzubringen durch „coupages", d. h. durch Vermischungen mit anderen Weinen.

So erklärt es sich, daß man auf die amerikanischen Rebsorten einige Hoffnung setzen konnte. „Ich werde Ihnen einige, hier in der Ackerbauschule gezogene Weinsorten vorsetzen," sagt Direktor Foëx. „Hier Jaquez, hier Herbemont. Kosten Sie." Der Jaquez ist dunkel, fast schwarz, der Herbemont hat eine helle, fröhlich rote Farbe. Ich koste nach allen Regeln der Kunst den Jaquez und schneide eine Grimasse. Der Herbemont aber schmeckt mir — ein guter Tischwein. „Sie haben ganz recht," sagt Herr Foëx. „Aber der Jaquez gilt im Handel fast doppelt so viel, als der Herbemont. Er hat noch mehr Farbe, als die Weine von Narbonne! Aber beruhigen Sie sich. Unsere Anstrengungen gehen viel weniger auf Erzielung trinkbarer Weine aus amerikanischen Trauben, denn die Stöcke tragen nicht so viel, als unsere einheimischen Sorten, sie gehen vielmehr auf Erziehung einheimischer Trauben auf amerikanischen Wurzelstöcken. Die Phyllorera mag die amerikanischen Wurzeln ohne Schaden benagen; wir pfropfen einheimische Reben darauf und diese tragen Trauben, so viel und so gut, als ob sie auf einheimischen, von der Reblaus nicht benagten Wurzeln wüchsen."

Mit seltener Energie wird jetzt dieses System befolgt. Es gibt große Gutsbesitzer, die ihren ganzen Betrieb auf Vermehrung der amerikanischen Reben gegründet und, so sagt man mir, große Vermögen damit in kurzer Zeit gewonnen haben. Die einen produzieren Schößlinge und Setzlinge, die andern pflanzen und pfropfen, und rekonstruieren so ihre Weinberge. Man bekommt Respekt vor dieser Rührigkeit, die mit genauer Berechnung vorgeht und riesige Kapitalien einsetzt, um dem Ziele näher zu kommen. Je mehr ich in den Provinzen Frankreichs umherkomme, in West und Ost, in Nord und Süd, desto mehr erkenne ich den tüchtigen Kern dieses Volkes, über das man sich in Deutschland die verkehrtesten Vorstellungen macht, weil man dieselben nur aus dem Leben und Treiben der Hauptstadt abstrahiert und den patriotischen Schreiern Glauben schenkt, welche die Seichtigkeit ihrer Vorstellungen dadurch zu verdecken suchen, daß sie ihnen ein nationales Mäntelchen umhängen.

Aber ich habe keine Zeit, mich weiter mit amerikanischen Wurzelstöcken und europäischen Pfropfreisern herumzuschlagen. Nur drei Wochen und so viel zu thun! Mein Plan ist bald gemacht. Die Wochentage sperre ich mich in Cette mit den Seetieren in der Klause des Laboratoriums ein und die Sonntage bringe ich mit den Freunden in Montpellier zu.

Der Weg von Montpellier nach Cette ist wenig anziehend. Hie und da ein freundlich grüner Fleck oder Ausblicke einerseits auf die Gebirge der Cevennen mit dem schönen Pic de Saint-Loup, anderseits auf das Meer, meist aber ebene Flächen von Wasserspiegeln unterbrochen, den Etangs, an deren Ufern die Salzwerke, les Salins, mit ihren niederen Hütten und den hohen Haufen von Salz, die gewöhnlich mit Rohr gedeckt sind. Eine bedeutende Industrie, diese Salzgewinnung aus dem Meerwasser, das durch Kanäle in flache Becken geleitet und dort von der Sonne ausgetrocknet wird. Eine eigentümliche Fauna haust in diesen Becken, in welchen ein kleines Krebschen, Artemia salina, noch leben kann, selbst wenn das Wasser eine konzentrierte Salzlauge bildet. Milliarden von diesen durchsichtigen, zart rot gefärbten Blattfüßern (Phyllopoden) schwimmen umher und werden mit dem Salze ausgeschaufelt. Fischte ich hier nicht vor Jahren mit meinem Freunde Martins und seinem treuen Gärtner Roudier, der jetzt Obergärtner des Pflanzengartens ist und mir fast mit Thränen in den Augen die Hand drückte, als ich ihn jetzt wieder begrüßte? Wir brachten Kübel von Artemien nach Hause; in wohl verschlossenen Gefäßen machten sie wohlbehalten die Reise nicht nur nach Genf, sondern auch nach München und Berchtesgaden zu unserem Altmeister von Siebold, der seine Freude an ihnen hatte und sie lange in wiederholten Generationsfolgen züchtete, ohne jemals ein Männchen zu finden. Joly in Toulouse, ich in Genf haben ebenso vergebens nach Männchen gesucht; keiner der Forscher in Montpellier hat jemals eines gesehen — in den

zahllosen Salins, die sich längs der Küste der Provence hinziehen, hat noch niemand eines finden können und doch leben in den Salzsümpfen bei Cagliari in Sardinien fast ebensoviele Männchen als Weibchen derselben Art. Wenn es überhaupt eine Art ist, denn Schmankevitsch in Odessa hat nachgewiesen, daß die Charaktere dieser Krebstierchen sich mit dem Salzgehalte des Wassers ändern und daß so verschiedene Formen entstehen, die man bisher für besondere Arten ansah.

Heute will ich keine Artemien. Ich weiß aus Erfahrung, daß man sich von den niedlichen Geschöpfchen nicht losmachen kann, wenn man sie einmal im Glasgefäße im Laboratorium hat — vorüber, vorüber!

Professor Sabatier und Dr. Amans, einer seiner Schüler, begleiten mich. Der Laboratoriumsdiener schleppt einen großen Reisesack, dessen Bedeutung mir erst später klar wird.

Ich erkenne Cette nicht mehr. Früher lag der Bahnhof weit draußen auf einer schmalen Landzunge, welche den größten salzigen Binnensee, den Etang de Thau, von dem Meere trennt, jetzt haben sich schöne, hohe Häuser längs den Kanälen heraufgeschoben und eine breite Avenue führt nach der inneren Stadt hin. Reges Hafenleben überall, dann breite Kanäle, links und rechts mit verankerten Schiffen besetzt und durch Querkanäle und Bassins verbunden, durchziehen die Stadt und münden einerseits in den Hafen, anderseits in den Etang de Thau. Endlose Reihen von Fässern lagern auf den Quais und auf den noch leeren Bauplätzen, ohne anderen Schutz, als die Ehrlichkeit der Bewohner. Die meisten sind gefüllt — um Sherry, Malaga, Madeira zu bereiten, läßt man den Wein in Fässern jahrelang im Freien liegen, indem man von Zeit zu Zeit den Abgang ersetzt. „Werden denn keine Fässer weggerollt oder angezapft?“ frage ich. „Kommt nicht vor!“ Eine verrottete Nation, diese Franzosen! Wie lange würden wohl in dem tugendhaften Berlin die Fässer unangezapft liegen bleiben?

Hm! Die „Station zoologique“ ist nur ein sehr bescheidener Anfang. Das Haus, in welchem sie eingerichtet ist, hat links und rechts von den Eingangsthüren ein Magazin — das rechts ist ein Spezereiladen, das links die Station. Breite Schaufenster, treffliches Licht, einige Tische mit aufgepflanzten Mikroskopen, Repositorien für Reagentien. Zwei arrière-boutiques, die ihr Licht aus dem vorderen Raume erhalten; die eine ist Glasmagazin, die andere Salon und Frühstückszimmer. Eine eiserne Wendeltreppe führt in zwei Entresols, von welchen das eine so niedrig ist, daß ich mit dem Kopfe anstoße. In jedem ein kleines eisernes Bett, ein Stuhl und ein Waschtisch. „Wollen Sie in das Hotel gehen oder hier vorlieb nehmen?“ fragt Freund Sabatier. „Die Betten scheinen mir fast zu klein für Sie.“ „Wir wollen es probieren. Ich bin an Schiffsbetten gewöhnt.“ „Wie Sie wollen — Amans schläft zuweilen hier, er rühmt aber das Logis nicht sonderlich.“

Sie haben es bequem, die Kollegen Marion in Marseille und Sabatier in Montpellier. Ersterer sitzt am Meere, letzterer braucht nur eine Stunde, um inmitten eines bedeutenden zoologischen Reichtums sich zu befinden. Das offene Meer, die Kanäle, der Etang de Thau sind drei verschiedene Jagdgebiete, die man unmittelbar zur Hand hat. So hat dann Sabatier seiner Anstalt eine ganz besondere Physiognomie und Einrichtung gegeben. Während der Studienzeit kommt er allwöchentlich mit seinen Schülern am Samstag früh mit dem ersten Zuge von Montpellier an, um den Tag über zu arbeiten und zu beobachten, und abends nach Montpellier zurückzukehren. Jeder bringt sein Frühstück mit und gegen Mittag wird eine Pause mit einem frugalen Picknick gemacht. Das war die Bedeutung des voluminösen Reisesackes, welchen der Laboratoriumsdiener trug.

Zur Belehrung, zum Anschauungsunterricht ist diese durch die kleine Entfernung zwischen Montpellier und Cette begünstigte Einrichtung vortrefflich: die Studenten bekommen die Tiere zu sehen in ihrem frischen Leben und Treiben und werden zu weiteren Beobachtungen angeleitet. Aber zu selbständiger Forschung bedarf es längeren Verweilens am Platze, beständiger Handreichung durch dienende Geister, und wohl auch gemeinsamen Zusammenwirkens, denn der Mensch ist ein geselliges Tier. Cette ist bis jetzt noch keine geologische Station, sondern nur der Embryo einer solchen; eine erste Anlage, die sich aber entwickeln kann, wenn Geld dem guten Willen unter die Arme greift.

Mein Plan ist bald gemacht. Ich will durch nichts von meinen Arbeiten abgehalten werden. Ich bleibe in dem Entresol der Station, deren Hauswesen von einem freundlichen und äußerst gefälligen jungen Ehepaare besorgt wird. Der

Mann ist im Sekretariat der Eisenbahn angestellt. Die Frau macht mir gegen Mittag ein einfaches Frühstück zurecht, ein Beefsteak, einen gebratenen Fisch; damit und mit einer Tasse Kaffee im benachbarten Kaffeehause morgens früh hält die Maschine es bis zum Abend aus, denn das Tageslicht muß ausgenutzt werden. Abends Hauptfütterung.

Das ist französische Einrichtung, wo man sich, wie einer meiner mit germanischem Magen behafteten Freunde sagte, beständig zwischen zwei „Hungern" befindet. Aber sie ist zweckmäßig und wenn sie die Zeit der Arbeit nicht verlängert, so erleichtert sie doch ihre Mühe ungemein. Ich glaube fest, daß der Verlust an Gewinn, den Deutschland durch seine unzweckmäßigen Mahlzeitsstunden erleidet, sich auf viele Millionen jährlich berechnen würde.

Auch die Hausarbeit ist nach französischer Sitte eingeteilt. Der Herr Eisenbahnsekretär handhabt morgens früh in Schürze und Mütze den Besen und den Staublumpen, wischt die Gläser rein und trägt Wasser, süßes aus dem Brunnen im Hofe, der von der vortrefflichen, aus den Cevennen hergeführten und die ganze Stadt versorgenden Leitung gespeist wird und Seewasser aus dem etwa hundert Schritt entfernten Kanale. Er fühlt sich in seiner Würde durchaus nicht beleidigt, wenn Nachbarn und Mägde ihn in dieser Beschäftigung sehen und einige Scherzworte mit ihm wechseln. Dann verschwindet er eine Weile und kommt als „Monsieur" wieder, den Cylinder auf dem schwarzen, wohlgekämmten Haupthaare, das Schnurrbärtchen gewichst und das Stöckchen in der Hand. Die junge Frau hantiert im einfachsten Hauskleide, ein meist schreiendes und plärrendes Kind im Schlepptau führend. Nachmittags erscheint sie elegant mit Mantille und Regenschirm und der Moppel ist guter Laune, denn man hat ihm eine hellblaue Jacke und rote Schuhe angezogen, auf die er sehr stolz ist. So gehen beide in die Stadt, die Großmutter zu begrüßen, welche auf dem Markte sitzt und Muscheln (clovisses) feil hält, die der Großvater tags über gefangen hat.

Der Großvater führt den Spitznamen Tambour, der offenbar aus Tambourmajor verkürzt ist, denn er hat die Größe, die für diese, eine Zeitlang verschwundnen, aber neuerdings wiederhergestellte charakteristische Figur der früheren französischen Regimenter unerläßlich war. Ein verwettertes, holzbraunes Gesicht mit einem gutmütigen, aber doch etwas schelmischen Ausdrucke, unendlich lange Arme und Beine, holzbraune Jacke und Beinkleider, rotbraune vernarbte Hände, die ihm vor Sebastopol von einer Granate zerrissen wurden, so stellt sich der Fischer der Station dar, der Beschaffer des wissenschaftlichen Materials. Die Gründe bis zu etwa 20 Fuß Tiefe in den Kanälen und dem Etang de Thau sind sein Arbeitsfeld, das er mit einem schweren scharfzinkigen Rechen bearbeitet. Die „clovisses", diese in der ganzen Provence beliebten Venusmuscheln, von welchen einige hundert Centner täglich auf den Markt von Cette gebracht und überall hin versendet werden, harkt er mit diesem Rechen aus der Tiefe hervor und alles andere Zeug, das mitkömmt und das seine Konkurrenten wieder als unverkäuflich in das Wasser werfen, bringt er zur Station, wo es wissenschaftlich verwertet wird. Etang und Kanäle haben eine reiche Fauna festsitzender und kriechender Tiere — es ist kein Mangel an Material, zumal da der Arbeiter nur wenige sind. Aber auch die Hochseefischerei wird in Cette schwunghaft betrieben und Tambour ist eine Respektsperson für die „Camarades", die ihm gerne mitteilen, was seine Herren von ihm verlangen. Er hat seine eignen Namen für die Dinge, die man ebenso lernen muß wie seine Sprache. Er belächelt mit einer Art von Herablassung unseren Enthusiasmus für so viele nicht eßbare und nicht verkäufliche Dinge, läßt sich aber gerne belehren und nach einigen Tagen habe ich, so schmeichle ich mir wenigstens, sein Zutrauen gewonnen. Wir schwatzen, während ich seinen Fang mustere, von diesem und jenem, von Krieg und Frieden, Fischerei und Schifffahrt und nachdem ich ihm gesagt habe, daß ich am Nordkap und Irland herumgesegelt sei vor zwanzig Jahren, nur der kleinen und großen Bestien wegen, die „là bas" im Wasser umherschwimmen, meint er, ich habe ihm gleich danach ausgesehen, als ob ich auch einigermaßen „vom Handwerk" sei. Vielleicht verstehe ich sogar mehr davon als er, denn als Kriegsmatrose lerne man weiter nichts, als Kanonen putzen.

„Tambour, ich möchte gerne etwa hundert Liter reines Meerwasser für meine Aquarien nach Genf schicken!" „In einem Faß?" „Nein, in „Bombonnes" (große Glasflaschen)." „Haben Sie einen Erlaubnisschein? Erst müssen sie sich einen solchen vom Direktor der Douane

in Montpellier ausstellen lassen und dann müssen wir warten, bis der Mistral aufhört, denn jetzt ist alles Wasser im Etang trübe von dem vielen durch die Wellen aufgewühlten Schlamm."

Der Direktor gibt den Schein mit großer Zuvorkommenheit, aber es kostet doch einige Tage, bis er anlangt. Salzregal, Tabaksmonopol, Zollschmierereien ohne Ende — welche segensreichen Einrichtungen der fortgeschrittenen Civilisation!

Ich finde in meinem Tagebuche neun Tage anhaltenden Mistralsturmes. Der Himmel ist klar, die Sonne warm und hell, aber eine Staubwolke hüllt Cette oft so ein, daß man abends die Laternen auf den Straßen wie in London bei Nebel sieht und der Wind ist eisig kalt. „Jetzt bläst es schon so lange aus demselben Loche — man meint doch, es müßte endlich einmal alle werden," sagte der Küster in Dauernheim, einem Dorfe der Wetterau, wo wir als Knaben unsere Ferien zubrachten. Aber der Mistral wurde nicht alle; an erfolgreiche Exkursionen auf See war nicht zu denken und der Ofen in der Station wurde eine Notwendigkeit. Man friert nirgends mehr als in südlichen Klimaten und der Mistral ist der Lebenswecker und Nährvater der Rheumatismen. Glücklicherweise geht die Fischerei auf dem Etang ungestört weiter und täglich bringt Tambour für mich wertvolle Dinge, die zum Teil mit Messer und Mikroskop bearbeitet werden, zum größeren Teile aber in zwei große Blechkisten wandern, die ich mit Schätzen gefüllt, nach Hause senden will, wo sie den Schülern meines Laboratoriums zum Opfer fallen werden.

So bringe ich meine Wochentage fast als Einsiedler zu, in voller ja selbst angestrengter Thätigkeit, die sogar abends fortdauert, denn ich habe eine Aufgabe übernommen, die ich nicht ablehnen konnte.

Man hat in den wissenschaftlichen Kreisen Frankreichs eingesehen, daß man während des letzten Kaiserreichs nicht nur keine Fortschritte, sondern bedenkliche Rückschritte gemacht hatte. Die praktischen wissenschaftlichen Anstalten, Laboratorien und Institute, entsprachen in keiner Weise den Forderungen der Zeit. Man hatte sich namentlich von Deutschland in dieser Hinsicht durchaus überflügeln lassen. Nun drängt man von allen Seiten nach Vervollständigung der wissenschaftlichen Hilfsmittel. Ein anerkennenswerter Eifer bethätigt sich und das Geld wird nicht gespart.

Ich glaube einer der ersten gewesen zu sein, der auf Errichtung von zoologischen Stationen an den Ufern des Meeres sein Augenmerk richtete. Seitdem ich, nach dem Frankfurter Parlament, einige Jahre des Exils in Nizza mit Studien in der Bucht von Villafranca zugebracht hatte, war ich unablässig bemüht gewesen, diesem Gedanken Eingang zu verschaffen. Vergebens hatte ich die betreffenden Regierungen zu bewegen gesucht, in Villafranca, in Neapel, in Triest solche Anstalten zu errichten. In Frankreich war es zuerst Costa gelungen, eine Art von Laboratorium in Concarneau an der Küste der Bretagne zu errichten, das aber wesentlich der Austernzucht gewidmet sein sollte und erst später der Wissenschaft gewonnen wurde. Mein Freund de Lacaze-Duthiers gründete mit unsäglicher Mühe das Laboratorium in Roskoff und A. Dohrn fast zu gleicher Zeit die Musteranstalt in Neapel, ein Denkmal riesiger Energie und unvergleichlicher Opferwilligkeit, eine internationale Anstalt in großem Stile, an der fast alle civilisierten Nationen, das Deutsche Reich voran, lebhaften Anteil genommen haben und noch nehmen. Zu wiederholten Malen hatten ich und andere alle Hebel in Bewegung gesetzt, um auch Frankreich zur Anteilnahme an der Dohrnschen Anstalt zu bewegen. Vergebens! La francia fará da se!

Es hätte ihnen doch so gut gethan, ein wenig über ihre Grenzpfähle hinauszuschauen und sich umzusehen, wie andere die Sachen anpacken! Man kann nicht alles aus Abhandlungen und Büchern lernen, zumal wenn man der Sprachen, in welchen sie geschrieben sind, nur in bescheidenem Maße mächtig ist. Ich für mein Teil habe wenigstens immer gefunden, daß ich bei einem Zusammensein mit tüchtigen Männern in ein paar Stunden mehr lernte, als in monatelangem Studieren von Büchern. Zu diesem, meines Erachtens mißverstandenen Nationalgefühl gesellten sich noch gar manche andere Einflüsse, die ich nicht weiter auseinander zu setzen brauche. Es war ebenso unmöglich, die leitenden Kreise zur Beteiligung an einer internationalen Anstalt als zur Gründung einiger größerer und vollständiger Institute, etwa eines an dem Ocean, eines an der Nordküste und eines an der Südküste des Mittelmeeres in Algier, zu bestimmen. Jeder Hochgestellte wollte sein eignes Nest

haben für sich, seine Schüler, seine Klienten. So hat denn Frankreich jetzt einen wahren Ueberfluß an maritimen Laboratorien für Zoologie, Wimereux bei Boulogne, Roscoff und Concarneau an der Westküste, Banyouls, Cette, Marseille und Villefranche bei Nizza an der Nordküste des Mittelmeeres, zu denen über kurz oder lang sich noch eine Station in Algerien gesellen muß. Zu viel und zu wenig zu gleicher Zeit, denn die Hilfsmittel werden notwendig zersplittert und einseitige Richtungen können nicht ausbleiben bei der Art und Weise, wie der höhere Unterricht in Frankreich organisiert ist.

In relativ günstiger Lage, was die Finanzen betrifft, befinden sich diejenigen Laboratorien, welche den höheren Unterrichtsanstalten in Paris zugeteilt und von dort aus geleitet werden. Sie können den Rahm von der ministeriellen Milch abschöpfen, denn ihre Leiter sind an der Quelle. Aber diejenigen Laboratorien, welche Fakultäten der Wissenschaften in der Provinz zugeteilt sind, führen nur ein kümmerliches Dasein. Ihre Vorsteher klopfen an allen Thüren an, bei den Generalräten der Departements, den Stadträten, den Provinzialgesellschaften und Privaten und dennoch ist meistens Schmalhans Küchenmeister.

„Sie müssen mir beistehen," sagte Freund Sabatier. „Ich weiß, daß Sie ein Gegner der zu weit getriebenen Centralisation sind, daß Sie gern jede Bestrebung unterstützen, welche darauf hinzielt, das wissenschaftliche Leben in den Provinzen zu wecken und zu heben. Halten Sie eine öffentliche Vorlesung in Cette über den Zweck und Nutzen der maritimen geologischen Stationen. Ihr Wort wird eine gute Stätte finden. Wir alle, soviel wir in Montpellier uns mit Naturwissenschaften beschäftigen, sind davon überzeugt. Wir zählen auf Sie!"

Es ist eine heikle Sache, in fremdem Lande, in fremder Sprache zu einer Versammlung zu sprechen, von deren Anschauungen man auch nicht die leiseste Ahnung haben kann. Außer Tambour und zwei Austernverkäufern, deren Hürden ich von Zeit zu Zeit untersuchte, um kleine Tiere von den Schalen der Austern zu sammeln, auf denen sie sich festsetzen, kannte ich keine lebende Seele in Cette. Und nun gar zu Provençalen zu sprechen, die alle geborene Redner sind! „Geben Sie acht!" sagte Freund Martins bei dem Phylloxerakongreß in Montpellier, dem ich im Auftrage der Regierung von Genf beiwohnte. „geben Sie acht! Der Herr, der sich eben anschickt, zu reden, ist hier aus der Gegend! Er hat aufmerksam zugehört, weil er blitzwenig von der Sache versteht, aber er wird eine Pauke halten, an der Sie Ihre Freude haben werden! O! diese Provençalen! Mit einem Gehirn aus dem Norden und einer Zunge aus dem Süden kann man Frankreich beherrschen! Wenn Sie morgen die Rede in der Zeitung lesen, werden Sie wenig Gehalt darin finden; aber jetzt, wenn Sie ihn hören, wird der Mann Sie vielleicht hinreißen."

Die Sache wurde vortrefflich ohne mein Zuthun in Scene gesetzt. Die Zeitungen machten auf die Konferenz aufmerksam; Stadtrat und Maire waren sympathisch gestimmt und stellten die Räumlichkeiten des Rathauses zur Verfügung; aus Montpellier kamen einige Dutzend Freunde herüber, mit dem Dekan der Fakultät der Wissenschaften, dem bekannten Geologen de Rouville an der Spitze; der große Saal des Stadthauses war dicht gefüllt. Die Bewohner von Cette haben viel Lokalpatriotismus, hatte man mir gesagt; jetzt setzen sie ihren Stolz darein, es Bordeaux als Handelshafen zuvorzuthun; vielleicht gelingt es uns, sie dadurch für das Projekt einer geologischen Station zu interessieren, daß wir ihnen auseinandersetzen, wie sehr günstig die lokalen Verhältnisse sind. Sodann vergessen Sie nicht, daß gegenwärtig eine allgemeine Strömung gegen die Centralisation Platz greift; Argumente dieser Art ziehen jetzt.

Es ist wahr. Wer jetzt mit den verschiedensten Schichten der Bevölkerung in den Provinzen Frankreichs in Berührung kommt, kann leicht zwei Dinge konstatieren: ein ausgesprochenes Friedensbedürfnis und eine stets anschwellende Reaktion gegen die von Paris aus gehandhabte Centralisation. Welcher Partei auch die Leute angehören mögen, in diesen beiden Punkten sind, so viel ich sehen konnte, alle einig. Diese fast instinktiven Gefühle waren es wesentlich, welche den Sturz von Gambetta bedingt hatten und wie diese, namentlich im Süden so leicht Feuer fangende Bevölkerung früher maßlos für Gambetta geschwärmt hatte, so war sie schnell in das entgegengesetzte Extrem verfallen. Da hilft kein Hinweisen auf die unleugbaren großen Dienste, die Gambetta in dem Kriegsjahre seinem Lande geleistet hat; man predigt tauben Ohren, wenn man auch nur ein Wort zu seiner Verteidigung sagt. Das kann und wird sich vielleicht in einigen Jahren

ändern — aber so wie die Sachen jetzt stehen, kann man nur die Thatsache konstatieren.[1])

Ich habe keine Lust, mich auf das politische Feld zu begeben. Die Konferenz lief, wie die Freunde versicherten, gut ab und wenn sie dazu beigetragen hat, der Wissenschaft einen neuen Stützpunkt gründen zu helfen, so ist ihr Zweck erreicht.

Tambour hat mir viel von der Fischerei auf hoher See gesprochen, die hier an dem ganzen Litoral schwunghaft betrieben wird mit sogenannten „bateaux-bœufs“. Zwei Schiffe spannen sich an ein ungeheures Sacknetz, welches in ziemlich beträchtlicher Tiefe auf dem Boden des Meeres geschleift wird und alles in einen weiten Sack zusammenfaßt. „In Cette,“ sagt ein Freund in Montpellier, mit dem ich davon spreche, „wird diese Art von Fischerei nur mit Segelschiffen betrieben. Man wirft das Netz nur einmal aus und ist, namentlich in dieser Zeit, niemals der Stunde sicher, wo man wieder in den Hafen kömmt. In Agde aber wird mit Dampfschiffen gefischt und wenn Sie das interessiert, bin ich bereit, Ihnen und Ihren Genossen eine Partie zu arrangieren.“

Wir schlagen mit Freuden ein und fahren an dem bestimmten Tage von Cette nach dem alten Agde hin, das malerisch an dem Fuße eines ziemlich bedeutenden Hügels liegt, der auf den ersten Blick einen erloschenen Vulkan erkennen läßt. Salzsteppen und Salzbecken links und rechts, bis über das westliche Ende des Etang de Thau hinaus, geben der Landschaft ihr monotones Gepräge bis zu dem Ufer des Hérault, der etwa eine Stunde von Agde sich in das Meer ergießt. Um so reizender erscheint das Städtchen selbst mit seiner grünen Umgebung, mit den überall umherliegenden Basaltblöcken und mit seiner wunderbaren Kirche, einer der ältesten Frankreichs, die einer Festung mit Zinnen und Schießscharten ähnlicher sieht, als einem Gotteshause. Die Bischöfe von Agde waren offenbar streitbare Herren und mochten auch wohl das Bedürfnis empfinden, sich gegen etwaige Aufwallungen ihrer getreuen Unterthanen zu schützen.

Agde ist ein kleines Städtchen gegenüber Cette und Montpellier. Aber welcher Unterschied in dem Leben und Treiben der Bewohner! In Cette die Rührigkeit einer Hafenstadt, die keine Ruhe kennt, in Montpellier die Stille und Ruhe des Kapitols und der Wissenschaft, in Agde eine heitere, naive Fröhlichkeit, die einem meiner Begleiter den Ruf auspreßte: Hier ist eine andere Fauna! Obwohl der Gegensatz zwischen katholischer und protestantischer Konfession sich in diesen Zügen mit ausprägt? Fast will es mir so scheinen. So weit ich sehe, ist da, wo der Katholizismus allein herrscht, ein leichtlebigeres Volk, als in protestantischen Ländern. Man grübelt und spintisiert nicht und diejenigen „qui pratiquent“, wie der klassische Ausdruck sagt, machen ihre Sache in der Frühe mit einer Messe oder einer Kniebeugung vor irgend einem Heiligenbild ab und damit ist es auch für den ganzen Tag abgethan. Die meisten Männer thun sogar ihren Kultuspflichten nur einmal im Jahre, zu Ostern, Genüge, wenn sie es überhaupt thun und dann auch gewöhnlich nur, um zu Hause mit Frau und Töchtern Ruhe zu haben. Ich habe auf meinen Reisen die katholischen Priester stets weit umgänglicher gefunden, als die protestantischen Pfarrer; erstere tragen nur äußerlich ihre Sutane, letztere schleppen auch in Civilkleidung immer ihre Kanzel auf dem Rücken mit sich herum. Das Volk in Agde war harmlos fröhlich; singend zogen die Leute am Feierabend von der Arbeit durch die Straßen und wo eine Drehorgel sich hören ließ, hüpften sie im Takte herum, um scherzend ihren Weg fortzusetzen.

Wir sollten um elf Uhr nachts unter Dampf gehen und brachten den Abend in einem Honoratioren-Klub zu, wie man in Deutschland sagen würde. Eine ganz respektable Philistergesellschaft! Die einen spielten Karten, die anderen Domino um eine „consommation“, eine Tasse Kaffee, ein Glas Grog, einen Bock — auf keinem Tische sah ich Wein. Genügsame Leute, die wenig Durst haben! Wein trinken sie nur bei den Mahlzeiten, sonst nicht. Bei einem „mazagram“ und einer Cigarre können sie sich bis Mitternacht unterhalten, ohne daß ihnen die Kehle austrocknet. Hartmann spricht in seinem Tagebuche aus der Provence viel von der deutschen Einwanderung in den protestantischen Süden Frankreichs, besonders nach Montpellier, die freilich seit 1870 gänzlich aufgehört hat — aber in diesem Punkte läßt sich keine Nachwirkung derselben spüren. Sonderbar ist es immerhin, daß je wärmer ein Land, desto weniger getrunken wird. In der Sahara, dem Lande des

[1]) Zu diesem Passus muß bemerkt werden, daß der Artikel vor Gambettas Tod geschrieben wurde. D. Red.

Durstes, wie die Araber es nennen, gibt es gar keine Trinker. Der Islam ist offenbar nur für wärmere Gegenden erfunden worden.

Wir dampfen auf den in freundlichster Weise uns zur Verfügung gestellten beiden Schiffen, den bateaux-boeufs, den Hérault hinab und weit in die offene See hinaus. Eine entzückende Nacht! Heller Mondschein, das Meer glatt wie ein Spiegel! Aber die Kälte dringt trotz Mänteln und Decken ein und nachdem die Schiffe das Netz ausgeworfen und sich in gleichmäßigen Parallelgang gesetzt haben, wobei sie das Netz in einer Tiefe von 30 bis 40 Metern auf dem Boden schleppen, sehen wir uns doch genötigt, uns in die enge Kabine des Steuermanns zurückzuziehen, wo wir auf den harten Pritschen uns während der wenigen Stunden ausstrecken, die bis zum Heben der Netze vorübergehen.

Bei Sonnenaufgang befinden wir uns der spanischen Küste nahe genug, um den herrlichen Canigou mit seinem Geleite hoher Pyrenäengipfel in seiner ganzen Pracht bewundern zu können. Aber wir haben nicht lange Zeit, uns der Bewunderung hingeben zu können — die Schiffe halten nach dreistündigem Beackern des Meeresgrundes ein, nähern sich; das Tau, an welchem das andere Schiff zog, wird herübergeworfen und es beginnt die Arbeit des Aufziehens des Netzes bei uns, während die Schiffe wieder ihre frühere Stellung einnehmen und mit dem zweiten Netze den Fang fortsetzen. Wir sehen mit gespannter Aufmerksamkeit dem Aufwinden unseres Netzes zu, dicht in unsere Mäntel gehüllt, denn trotz der Sonne ist es noch bitter kalt.

„Um Gottes willen, Mann, wie sieht dein Mantel aus!" seufzt die Gattin beim Auspacken zu Hause. „Teures Wesen," erwidere ich, „seien wir klassisch! Seit Virchow in Troja gewesen ist, kann ein naturforschender oder heilkünstlerischer Mensch sich nur noch mit dem Homer in der Tasche sehen lassen! Betrachte mich als Odysseus und dich als Nausikaa! Gib mir frischen Mantel und Leibrock und lasse diesen im Takte stampfen von den dienenden Mägden, um von ihm zu waschen den Schaum der salzigen Meerflut!" „Ja, gewaschen muß er werden," antwortet die Gattin. „Aber ich begreife nicht" . . . „Stelle dir ein Netz vor," antworte ich, „das von einem halben Dutzend kräftiger Männer emporgezogen wird mittels einer Rolle, die oben an der Raa befestigt ist. In dem Netz befinden sich etwa zehn Centner Meertiere, es hängen außen daran Tausende von Seesternen, Schlangensternen, Haarsternen, schleimige Schläuche mit Tieren, von Kraken und Kalmaren gefüllt und das alles tropft, fällt, prasselt wie ein dichter Platzregen herunter auf das Verdeck und auf deinen Gatten, der in den Mantel gehüllt, mit einem Südwester auf dem Haupte, zwischen all diesem Getier umherwirbelt und unter dem kriechenden Zeuge aussucht, was ihm der Beachtung wert scheint. Ist auch der Mantel hin, so sind doch die Bestien gerettet, eingeheimst für die nach Wissenschaft dürstende Jugend. Es ist wissenschaftlicher Schmutz, teure Gattin, der an dem Mantel haftet!"

Es kann wohl kaum einen größeren Genuß geben, als sich so inmitten zahlloser Arten seltsamen Getiers herumzutreiben, das höchst verwundert ist, sich auf dem Trockenen zu befinden, wo ihm freilich alle zum Leben nötigen Bedingungen abgehen. Die Schiffsmannschaft ist mitleidig. Was sie nicht essen oder auf den Markt bringen kann, schaufelt sie wieder in die See zurück — freilich wird das feuchte Element nur wenige der Bewohner, die ihm so plötzlich entrissen wurden, wieder zum Leben zurückbringen. Aber wir trösten uns mit dem Gedanken, daß auch die Leichen nicht verloren gehen; gar manches lebt dort unten auf dem Grunde, was auch einen toten Bissen nicht verschmäht, ja Delphine und Möven wissen vieles abzufangen, so lange es noch an der Oberfläche schwebt.

Sie geben uns dann auch freundlich das Geleite bis in die Nähe des Hafens, dem wir nach vollbrachtem Tagwerke zusteuern. Zwar dräut auf dem Bugspriet der Kapitän mit der schweren Harpune, aber die Delphine kümmern sich wenig darum, spielen und purzeln umher, als hätten sie einen Feiertag. „Fünf Franken extra, Kapitän, wenn sie mir einen der weißbauchigen Bursche harpunieren!" Einer der Matrosen schüttelt den Kopf. „Er stellt sich nur dorthin, um uns bei dem Reinigen des Decks nicht helfen zu müssen. Précaire! Das müßte ein hirnerweichter Delphin sein, der sich von einem solchen Lümmel harpunieren ließe! Wenn Sie ihm für jeden Delphin, den er schon verfehlt hat, einen Thaler geben wollten, könnte er von seinen Renten leben!"

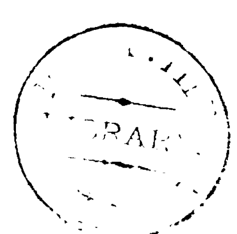
Ich muß in der That ohne Delphin nach Hause eilen. (Schluß folgt.)

Adlerflug.

Von

Elisabeth Werner.

(Fortsetzung.)





Es sprach wohl Genugthuung aus diesen Worten, aber doch nichts von dem freudigen Stolze des jungen Schützen, der im Wettkampfe mit so vielen anderen Sieger geblieben ist. Auch Adrians Gesicht war nicht heller als sonst, es ruhte der alte finstere Ausdruck darauf und es waren auch keine Freunde und Genossen bei ihm, die ihm den Sieg mitfeiern halfen. Und die anderen Schützen zogen jetzt in einzelnen Gruppen nach dem Wirtshause, um dort den Tag fröhlich zu beschließen. Tuchner hatte sich abgesondert, er schien ganz allein zu sein.

Er stand mit dem jungen Maler mitten unter der Menge, die sich gerade hier vor einer Schaubude zusammendrängte, aber schon nach wenigen Minuten war der Raum um die beiden weiter geworden. Die Zunächststehenden traten zufällig oder absichtlich zurück. Man machte ihnen offenbar Platz. Siegbert nahm das als eine Höflichkeit, die man ihm in seiner Eigenschaft als Fremder zu teil werden ließ und machte eine scherzhafte Bemerkung darüber.

Adrian erwiderte keine Silbe, aber er schoß einen Blick auf die höflichen Leute.

Sie gingen langsam weiter und gelangten auf den Kirchplatz, der jetzt den Mittelpunkt des ganzen festlichen Treibens bildete. Aus den Fenstern des Wirtshauses, das der Kirche gegenüber lag, erklangen schon die Tanzweisen und auf dem Platze selbst saß und stand alles in bunten Gruppen durcheinander. Man begrüßte die Bekannten, man schwatzte und trank miteinander, überall gab es Händeschütteln, Zurufe und Gelächter, und die Abendsonne schien golden herab auf all dies laute und lustige Leben.

Auch Siegbert wurde davon so angezogen, daß er es anfangs gar nicht bemerkte, daß sein Begleiter fast ebenso fremd und einsam durch das Gewühl ging, wie er selbst. Adrian war doch allen bekannt, er hatte die Ehren des heutigen Tages davongetragen, aber niemand schien sich dessen zu erinnern. Er wechselte wohl hin und wieder mit einigen einen Gruß und ein paar Worte, man gab ihm auch Rede und Antwort, aber keine Hand streckte sich ihm entgegen, kein Zuruf begrüßte ihn, niemand lud ihn zum Niedersitzen ein. Dagegen wiederholte sich jenes seltsame Ausweichen und Zurücktreten fast in jeder Gruppe, der sie sich näherten, wiederholte sich mit solcher Regelmäßigkeit, daß man es unmöglich mehr für einen bloßen Zufall ansehen konnte.

Adrian schien das freilich nicht zu bemerken oder sich wenigstens nicht darum zu kümmern. Seine Haltung war herausfordernder als je und er blickte mit unverhehlter Verachtung auf die Menge. Dabei war er offenbar stolz darauf, so vertraulich neben dem fremden Herrn hergehen zu dürfen, dem er nicht von der Seite wich. Er hatte mit vollem Eifer die Führerrolle übernommen und sprach ganz gegen seine sonstige Gewohnheit viel und lebhaft, aber es waren nur bittere, höhnische Bemerkungen, die von seinen Lippen fielen. Es war das erste Mal, daß Siegbert ihn überhaupt im Verkehr mit seinesgleichen sah, und so arglos der junge Mann auch war, er konnte doch endlich nicht umhin, die stumme aber unverkennbare Feindseligkeit zu bemerken, die sich allgemein gegen seinen Begleiter kundgab.

„Sie scheinen ja hier mit aller Welt im Kriege zu leben," sagte er. „Was hat man denn gegen Sie? Haben Sie die Leute beleidigt, oder gönnt man Ihnen den heutigen Sieg nicht?"

„Kann schon sein!" entgegnete Adrian kalt. „Ich habe nicht viel Freunde unter meinesgleichen. Ich habe nie viel nach ihnen gefragt, jetzt fragen sie auch nichts nach mir und das ist am Ende das Beste."

„Aber Adrian —“ begann der junge Maler in vorwurfsvollem Tone, doch in diesem Augenblicke ertönte eine bekannte Stimme: „Siegbert! da ist er ja!“ und gleich darauf tauchte Professor Bertold auf und bemächtigte sich seines Schülers.

„Wo hast du denn gesteckt? Soeben zog ganz Wiesenheim hier vorüber, in voller Verzweiflung darüber, daß ihm der teuere Sohn und Familiensklave abhanden gekommen war. Aber der Herr Bürgermeister ist ein höflicher Mann, das muß man ihm lassen. Ich habe heute morgen meinen ganzen, Gott sei Dank, ziemlich reichlichen Vorrat von Grobheit über ihn ergossen und war nun seiner bittersten Feindschaft gewärtig. Statt dessen grüßt er mich ganz freundschaftlich und fragt, ob ich dich nicht gesehen habe.“

„Sie suchen mich?“ fragte Siegbert unruhig. „Da will ich doch lieber —“

„Nichts da, du bleibst!“ unterbrach der Professor, ihn am Arme festhaltend. „Es kann gar nicht schaden, wenn du dir so nach und nach das Durchgehen angewöhnst, denn mit einemmal bringst du es doch nicht fertig. Aber wen hast du denn da bei dir? das ist ja —“ er unterdrückte zum Glück noch die Fortsetzung, mit der er die Kenntnis jener Zeichnung und die Unterschlagung des Skizzenbuches verraten hätte.

Siegbert nannte den Namen seines Begleiters und der Blick des Professors hing mit unverkennbarem Interesse an dem jungen Gebirgssohne, der in seiner kraftvollen Eigenart ganz dazu gemacht war, ein Künstlerauge auf sich zu ziehen. Adrian war nicht ganz unempfindlich gegen dieses so deutlich kundgegebene Interesse. Er gab freundlicher, als es sonst seine Art war, Antwort auf die Fragen und Bemerkungen des Professors und schloß sich den beiden Herren an, die sich jetzt nach dem Wirtshause wandten.

„Gut, daß ich dich treffe?“ sagte Bertold, der seinen Schüler unausgesetzt festhielt, als wolle er einen etwaigen Fluchtversuch hindern. „Ich habe für übermorgen mit Sir Conway einen Ausflug auf die Egidienwand verabredet, wenn das Wetter günstig ist. Du gehst natürlich mit.“

Der junge Maler schien dies durchaus nicht so natürlich zu finden, der Name Sir Conways verdarb ihm das Vergnügen an der beabsichtigten Partie. Er wollte eine Einwendung erheben, aber der Professor schnitt ihm ohne weiteres das Wort ab.

„Du gehst mit, sage ich dir!“ die Partie soll sehr lohnend sein und wie ich höre, kann unsere Dame ohne alle Schwierigkeit bis zu der Alm reiten.“

Siegbert hob mit einer jähen Bewegung den Kopf und seine Augen richteten sich in höchster Spannung auf das Gesicht des Sprechenden.

„Eine Dame?“

„Alexandrine v. Landeck — du kennst sie ja wohl?“ warf der Professor mit gleichgültiger Miene hin.

„Ja wohl — ich kenne sie!“ sagte Siegbert leise.

„Sie begleitet uns allerdings nur bis zu der Alm, wo die Aussicht schon umfassend genug sein soll und bleibt dort zurück. Der Weg auf die eigentliche Wand ist allzu schwierig und nur für geübte Bergsteiger gangbar. Der Präsident will nicht zugeben, daß seine Tochter sich einer möglichen Gefahr aussetzt.“

Es vergingen einige Sekunden, dann sagte Siegbert, anscheinend ruhig, aber doch mit einem leisen Beben der Stimme:

„Ich bedaure, Herr Professor, Ihre freundliche Einladung ablehnen zu müssen. Ich bin kein Bergsteiger und würde Ihnen auf der Tour nur hinderlich sein.“

Bertold nahm nicht die mindeste Notiz von dieser Weigerung. „Du hörst es ja, daß ein ganz bequemer Reitweg bis zu der Alm führt. Auf die Wand werden wir dich allerdings nicht mitnehmen, das ist nichts für dich. Du kannst inzwischen Fräulein v. Landeck Gesellschaft leisten. Ihr könnt da oben gemeinschaftlich eure Skizzenbücher bereichern.“

„Es ist mir aber wirklich nicht möglich;“ in dem Tone des jungen Mannes lag ein beinahe angstvolles Abwehren. „Ich habe für morgen bereits eine Verabredung mit meinem Pflegevater getroffen, ich —“

„Du gehst mit, mein Junge!“ sagte der Professor mit einer Art von gemütlicher Tyrannei, „und der Herr Bürgermeister bleibt unten. Gib dir keine Mühe weiter mit deinen Einwendungen, sie helfen dir nichts. Uebermorgen früh, Punkt fünf Uhr, bist du zur Stelle, und wenn du dir etwa einfallen lassen solltest zu fehlen, so breche ich in dein Zimmer und hole dich mit Gewalt heraus. Merke dir das!“

In dem Gesichte des jungen Mannes malte sich eine peinliche Empfindung. Er kannte seinen ehemaligen Lehrer hinreichend und wußte, daß

dieser im stande war, seine Drohung wahr zu machen. Anderseits that ihm die so lang entbehrte alte Vertraulichkeit viel zu wohl, als daß er sie durch eine bestimmte Weigerung hätte verscherzen mögen. Er schwieg also vorläufig, zur großen Befriedigung des Professors, der das für unbedingte Fügsamkeit nahm.

Vor der Thür des Wirtshauses stand Sir Conway und blickte sehr kalt und vornehm auf das frohe, aber etwas lärmende Treiben ringsum. Er hatte bei seinem Erscheinen hier überhaupt nur dem Wunsche des Professors nachgegeben, in dessen Begleitung er sich befand, teilte aber durchaus nicht dessen Geschmack, sich stundenlang unter den Bäumen zu bewegen. Wo der Künstler sich mit vollem Interesse und heiterer Unbefangenheit den Eindrücken des Festes hingab, sah sein Gefährte nur eine lärmende, untergeordnete und gänzlich uninteressante Menge, die sehr wenig Rücksicht auf die Anwesenheit vornehmer Gäste nehme, und diese gelegentlich ebenso drängte und schob wie jeden anderen.

Für den Augenblick jedoch hatte sich Sir Conway zu einem Gespräche herabgelassen. Der Wirt des Gasthauses, dem der vornehme Engländer wohl bekannt war, stand mit abgezogener Mütze vor ihm und gab diensteifrig irgend eine Auskunft. Der Gegenstand schien aber auch für die Landsleute von Interesse zu sein, denn die Nächststehenden hatten einen Kreis um die beiden geschlossen und hörten mit allen Zeichen von Aufmerksamkeit und Neugier zu.

„Es geht nicht, Mylord!“ sagte der Wirt, für den jeder reisende Engländer mindestens ein Lord war, im bedauernden Tone. „Das bringt keiner fertig. Ich habe überall herumgefragt, wie Sie es mir auftrugen, aber da hinauf wagt sich niemand.“

Conway schien diese Auskunft nicht erwartet zu haben, er sah sehr unmutig aus, als der Professor mit Siegbert in den Kreis trat und in heiterem Tone sagte:

„Entschuldigen Sie, daß ich Ihnen so ohne weiteres davonlief, aber ich entdeckte in der Menge diesen meinen ehemaligen Schüler, dessen ich mich schleunigst versichern wollte. Herr Siegbert Holm und — ah, die Herren kennen sich bereits, wie ich sehe!“

Die Herren kannten sich allerdings, aber sie grüßten sich sehr kalt und gemessen. Sir Conway hatte augenscheinlich die Verweigerung der Skizze nicht vergessen und Siegbert hielt an seiner Antipathie gegen den Engländer fest. Dieser nahm übrigens kaum Notiz von ihm, sondern wandte sich nach einer kurzen Bemerkung gegen den Professor wieder zu dem Wirte.

„Haben Sie den Leuten die Summe genannt, die ich bereit bin, zu zahlen, wenn das Tier mir lebend gebracht wird?“

„Das that ich, Mylord, aber wie ich schon sagte, es findet sich keiner dazu.“

„Wovon ist denn die Rede?“ fragte Bertold, der jetzt auf die Verhandlung aufmerksam wurde.

Conway zuckte halb verächtlich die Achseln. „Es handelt sich darum, das Adlernest an der Egidienwand auszunehmen. Ich habe einen hohen Preis dafür geboten, trotzdem will niemand das Wagestück unternehmen.“

„Das wundert mich!“ meinte der Professor. „Die Leute wagen doch oft genug ihr Leben auf der Jagd oder beim Holzfällen um einer Kleinigkeit willen, und hier verdienen sie in einem Tage so viel, wie sonst mit jahrelanger Arbeit.“

„Verdienen möcht' es schon ein jeder,“ sagte der Wirt bedächtig, „aber es bringt's eben keiner zu stande. Dem Ding ist nicht beizukommen. Da steht der Wendlin, der seit vierzig Jahren in den Bergen zu Haus ist und jeden Schritt auf der Egidienwand kennt! Der soll's Ihnen sagen, ob der Adler zu nehmen ist.“

Der Genannte, ein alter aber noch rüstiger Mann, mit einem verwitterten Gesicht und grauen Haaren, trat jetzt aus der Reihe der Umstehenden hervor.

„Nein, Herr, der ist nicht zu nehmen,“ sagte er entschieden. „Aus der Stelle nicht, sonst wär's schon längst geschehen! Das Nest ist gerade mitten an der Wand, an den nackten Sprossen. Von unten kann man nicht heran, da ist die Egidienschlucht mit dem Wildwasser und da geht's senkrecht in die Höhe. Von oben geht's auch nicht, in dem Gestein ist Kluft an Kluft. Ich möchte den sehen, der sich da hinunterwagte und der wieder aufwärts käme, ohne den Hals gebrochen zu haben!“

„Der Beschreibung nach scheint das allerdings eine Art von Heldenstück zu sein,“ äußerte der Professor zu Siegbert gewandt. „Ich möchte es nicht probieren, aber das wäre vielleicht etwas für deinen Freund Adrian Tuchner. Der Bursche sieht mir gerade aus, als wäre er im stande, selbst das Unmögliche zu erzwingen. Wenn irgend

einer, so bringt der es zu stande. Wir sollten ihm die Sache einmal vorschlagen."

Er hatte den Vorschlag nur im Scherz hingeworfen, er wurde aber ernst genommen. Es war, als sei mit dem Namen irgend etwas Unheilvolles ausgesprochen, denn es ging eine eigentümliche Bewegung durch den ganzen Kreis und das Gesicht des alten Wendlin verfinsterte sich auffallend.

„Adrian Tuchner?" wiederholte er; „den lassen Sie nur aus dem Spiel, Herr! Der geht sicher nicht auf die Egidienwand, und wenn Sie ihm beide Hände voll Gold bieten!"

„Warum nicht?" fragte urplötzlich Adrians Stimme.

Aller Augen wandten sich auf ihn; er stand nur wenige Schritte entfernt, wo er offenbar die ganze Verhandlung mitangehört hatte und trat jetzt langsam mitten in den Kreis, der sich augenblicklich um das Dreifache vergrößerte. Auch die Fernstehenden drängten heran, die Sache schien ein ganz anderes erhöhtes Interesse zu gewinnen, sobald Tuchner sich daran beteiligte.

„Warum soll ich nicht auf die Egidienwand gehen?" fragte er noch einmal; die Stimme klang anscheinend ruhig, aber die Wetterwolke auf seiner Stirn und das drohende Aufblitzen seiner Augen verhießen nichts Gutes.

Es folgte ein allgemeines Stillschweigen, niemand schien Lust zu der Antwort zu haben, sogar der Wirt trat etwas zaghaft zur Seite, nur der alte Wendlin hielt unerschrocken stand.

„Nun ich denk' es mir so," entgegnete er. „Du bist ja seit zwei Jahren nicht droben gewesen und gehst wohl auch nimmer hinauf."

„Hat mir einer vorzuschreiben, wo ich hingehen soll?" sagte Adrian im dumpfen gepreßten Tone, während er dicht vor den Alten hintrat. „Ich dächte, das wär' meine Sache!"

„Ich schreib' dir nichts vor," versetzte dieser gelassen. „Aber recht habe ich doch. Probier' es doch und thu', was der fremde Herr verlangt! Du bringst es vielleicht allein zu stand von uns allen, hast ja schon öfter solche Stückchen ausgeführt. Aber diesmal wirst du es wohl bleiben lassen — du weißt selbst am besten warum."

„Wendlin, jetzt ist's genug!" fuhr Adrian wütend auf. „Wehe deiner Zunge sag' ich dir. Du schweigst jetzt oder —" er vollendete nicht, aber der Ausdruck seines Gesichtes war so unheilverkündend, daß der Alte zurückwich.

Jetzt aber gab sich unter den Umstehenden ein drohendes Murren kund, einzelne Worte und Rufe wurden laut, die stumme scheue Zurückhaltung, die man bisher gezeigt, schien in offene Feindseligkeit ausbrechen zu wollen, aber gerade das brachte Adrian auf das Aeußerste.

„Ich habe genug, sag' ich euch noch einmal!" rief er, wild mit dem Fuße stampfend. „Ich habe das ewige Gered' und Gehöhne satt. Wer was von mir will, der sag' es mir gerade ins Gesicht. Hier steh ich und werde ihm Antwort geben — aber er mag sich wehren!"

Er stand da, als sei er bereit, mit aller Welt den Kampf aufzunehmen, die mächtige Gestalt zu ihrer vollen Höhe aufgerichtet, den Arm drohend erhoben und seine Augen schweiften flammend umher, als wollten sie sich den Gegner suchen. Es lag bei alledem etwas Ueberwältigendes in diesem Trotze, mit dem ein einzelner der ganzen um ihn versammelten Menge die Spitze bot, und das verfehlte auch nicht seinen Eindruck. Niemand wagte es, die Herausforderung anzunehmen, das Murren verstummte, während die drei Fremden in höchster Betroffenheit auf die Scene blickten, die sie sich nicht erklären konnten.

„Was bedeutet denn dies alles, Adrian?" fragte Siegbert endlich, indem er an ihn herantrat. „Was wollen die Leute mit all diesen Winken und Andeutungen sagen? Geben Sie uns doch Auskunft darüber."

Adrian ließ den erhobenen Arm sinken. Er streifte mit einem langen Blick das Antlitz des jungen Mannes, der angstvoll fragend zu ihm aufsah, und seine Stimme milderte sich unwillkürlich, als er erwiderte:

„Sie werden es schon hören, Herr Siegbert, man wird's ihnen schon zutragen, sobald ich den Rücken wende. Meinetwegen! Kommen muß es ja doch einmal. Aber hier vor meinen Ohren soll's keiner sagen, oder ich mache ihn stumm!"

Er wandte sich zum Gehen, wurde aber von Sir Conway zurückgehalten. Dieser hatte zwar gleichfalls mit Befremden zugehört, aber ihm fehlte jedes Interesse für diese Streitigkeiten der Bauern und Jäger; er nahm sich nicht die Mühe, darüber nachzudenken, dagegen war es ihm klar geworden, daß gerade in diesem Streit das beste Mittel zur Erfüllung seines Lieblingswunsches lag, an dem er mit echt englischer Hartnäckigkeit festhielt, und daß dieser Tuchner der geeignete Mann dazu war.

„Bleiben Sie noch einen Augenblick," sagte

er, so ruhig, als habe die erregte Scene gar nicht stattgefunden. „Man scheint Ihnen hier dies Wagestück nicht zuzutrauen — ich traue es Ihnen zu. Wollen Sie mir den Adler herunterholen von der Egidienwand?"

„Ich?" fragte Adrian, wie mit einem unwillkürlichen Zurückzucken.

„Gewiß! Ich verdopple mein Gebot, wenn Sie mir das Tier lebend herbeischaffen."

Es vergingen einige Sekunden, ohne daß Adrian antwortete. Er stand regungslos da, das Auge an den Boden geheftet. Sein tiefgebräuntes Gesicht hatte eine eigentümlich fahle Farbe angenommen, aber keine Muskel zuckte darin, es blieb eisern und unbeweglich; trotzdem kam kein Laut über seine Lippen.

„Also Sie wagen es auch nicht!" sagte Conway spöttisch.

Jetzt sah Adrian auf und ein finsterer Blick traf den Sprechenden. Dann gingen seine Augen langsam in dem ganzen Kreise umher. Er sah, daß alles mit atemloser Spannung an seinem Munde hing, daß ein jeder seine Weigerung erwartete, und sich plötzlich aufrichtend, sagte er kalt und fest: „Ich will's thun!"

Wieder ging es wie eine Bewegung durch die Reihen der Umstehenden, aber diesmal war es offenbar Ueberraschung. Niemand schien diesen Entschluß erwartet zu haben. Der Engländer dagegen nickte sehr befriedigt.

„Das freut mich. Wann wollen Sie die Sache unternehmen?"

„Das weiß ich noch nicht. Ich muß erst versuchen, wie dem Nest beizukommen ist. Sie müssen noch ein paar Tage Geduld haben."

„Ich lasse Ihnen Zeit, so lange Sie wollen. Es bleibt also dabei. Bringen Sie mir den Adler und ich zahle jeden Preis, den Sie fordern."

„Davon sprechen wir hernach," erklärte Adrian kurz und schroff und kehrte sich dann mit einer scharfen Bewegung zu dem alten Wendlin.

„Wie ist's, willst du mit mir gehen?" fragte er in dem gleichen Tone, aber diesmal mischte sich ein leiser Hohn in seine Worte. „Den Gang nach dem Neste thu' ich allein, aber ich brauche ein paar andere, die mit Seil und Stangen zur Hand sind; du wärst mir gerade recht dazu!"

Der Alte schüttelte den grauen Kopf. „Laß das bleiben, Adrian," warnte er. „Geh nicht da hinauf, es kommt nichts Gutes heraus dabei."

„Willst du mit mir gehen oder nicht?" unterbrach ihn der andere mit vollster Heftigkeit.

Wendlin sah ihn fest an. „Wenn du es durchaus willst! Es soll nicht heißen, daß ich dich zu der Sache angestiftet habe und dann im Stiche gelassen — ich gehe mit."

„Gut, das Weitere reden wir noch ab. — Verlassen Sie sich darauf Herr, ich bringe Ihnen den Adler!"

Damit wandte Adrian dem Engländer und allen übrigen den Rücken und ging ohne Gruß von dannen.

„Jetzt möchte ich aber doch wirklich wissen, was eigentlich an der Geschichte ist!" brach der Professor aus. „Da liegt irgend etwas Besonderes zu Grunde. Heraus damit ihr Leute! Was ist das mit dem Tuchner und mit der Egidienwand?"

Die Leute schienen nicht recht zu wissen, ob sie reden oder schweigen sollten, sie sahen einander an, flüsterten und steckten die Köpfe zusammen, endlich sagte Wendlin zögernd: „Es ist nur — man spricht nur so —"

„Was spricht man?"

„Es ist eine schlimme Geschichte, die vor zwei Jahren passiert ist," nahm der Wirt jetzt das Wort. „Die Herren haben wohl das Kreuz auf der Egidienwand gesehen?"

„Allerdings! Es soll jemand dort herabgestürzt sein, wie man uns sagte."

„Gestürzt — ja wohl, das hat seine Richtigkeit."

„Ein Wilddieb soll es gewesen sein," fiel Siegbert ein. „So wenigstens habe ich von Adrian Tuchner gehört."

„So?" sagte Wendlin mit einem ganz eigentümlichen Tone. „Der Adrian hat es Ihnen gesagt? Nun, der muß freilich wissen, wie es zugegangen ist."

„So laßt doch endlich die Geheimniskrämerei!" fuhr der Professor dazwischen. „Gerade heraus — es ist da irgend etwas Schlimmes geschehen und man mißt dem Tuchner die Schuld bei?"

Der Alte zuckte die Achseln. „Man kann den Leuten doch nicht verbieten zu glauben, was sie wollen und sie glauben's nun einmal. Dabei gestanden hat freilich niemand, aber der Leonhard ist sein Lebtag kein Wilddieb gewesen, der hat auf der Alm da oben was ganz anderes gesucht als das Wild. Er war dem Adrian schon längst ins Gehege gekommen und sie waren schon ein paarmal scharf zusammengeraten des Mädchens wegen. Adrian hatte ihm den Tod geschworen,

wenn er ihn einmal da träfe, wo er bisher Herr und Meister gewesen war und es von Rechts wegen auch hätte bleiben sollen. Zuletzt wird es wohl so gekommen sein — genug, als der Leonhard eines Tages in der Egidienschlucht gefunden wurde, gerade unter dem Wege, der nach der Alm führt, da dachte sich jeder sein Teil. Es ist ja möglich, daß ein bloßes Unglück —"

„Es ist ein Unglück gewesen!" unterbrach ihn Siegbert mit aufflammender Heftigkeit. „Wie kann man auf eine bloße Möglichkeit, auf einen bloßen Verdacht hin, eine so furchtbare Anklage aussprechen! Ich glaube nun und nimmermehr daran."

„Nun, nun, du bist ja auf einmal Feuer und Flamme!" sagte Bertold, verwundert über diese leidenschaftliche Parteinahme des sonst so schüchternen jungen Mannes. „Ich muß gestehen, vertrauenerweckend sieht dieser Tuchner gerade nicht aus. Ich möchte nicht Auge in Auge mit ihm am Abgrunde stehen, wenn er zufällig mein Feind wäre. Aber man wird die Sache doch untersucht haben, wenn die allgemeine Stimme nun einmal einen solchen Argwohn aussprach."

„Untersucht hat man schon," meinte Wendlin, „aber es ist nichts dabei herausgekommen. Der Adrian mußte freilich vor Gericht, und da sind sie ihm scharf zu Leibe gegangen mit Kreuz- und Querfragen. Aber er blieb dabei, daß er in der Nacht die Egidienwand mit keinem Fuße betreten hätte. Gesehen hatte ihn keiner, da mußten sie ihn wohl wieder loslassen. Aber seitdem traut ihm keiner mehr, und wenn er sich auch noch so hochfahrend anstellt, er fühlt's doch, was ihm die Geschichte gekostet hat bei uns allen."

Er trat in den Kreis der Umstehenden zurück, als wolle er ferneren Fragen ausweichen, der Professor bezeigte aber keine Lust dazu.

„Ich habe Ihnen die Sache eigentlich nur im Scherze vorgeschlagen," sagte er halblaut zu Conway, „sie scheint aber ziemlich ernsthaft zu sein. Wer konnte denn auch ahnen, daß so etwas dahinter steckt! Ich glaube, Sie thäten am besten, Ihr Versprechen zurückzunehmen und das dem Tuchner mitzuteilen. Wie sein Wagestück auch ausfallen mag, es gibt nur unnützes Gerede und unnütze Aufregung darüber unter den Leuten, und wenn er es wirklich versucht, so geht die Gefahr dabei so auf Leben und Tod, daß Sie es wirklich nicht verantworten können, ihn da hinaufzuschicken."

„Ich schicke niemand," erwiderte Sir Conway in kühlem Tone. „Ich habe einfach einen Preis geboten, wer ihn verdienen will, mag sich darum bemühen. Wenn die Sache sich als unmöglich erweist, so wird der Mann schon selbst davon abstehen, unternimmt er sie aber, so ist es seine Sache, sich mit der Gefahr abzufinden, die er ja hinreichend kennt."

Er war offenbar nicht geneigt, auf seinen Lieblingswunsch zu verzichten, und schien die Gefahr für ein anderes Leben sehr gering anzuschlagen. Der Professor murmelte etwas von verwünschtem Egoismus und verdammter englischer Hartnäckigkeit, was zum Glück nicht gehört wurde, denn Sir Conway hatte sich zu dem Wirte gewandt und beauftragte diesen, ihn über Tag und Stunde des Unternehmens genau zu unterrichten, dann wandte er sich ebenso gleichmütig wieder zu Bertold und schlug ihm vor, aufzubrechen.

„Ja wir wollen gehen," sagte der Professor unmutig. „Da denkt man ein harmloses Volksfest mitzumachen und bekommt solche Mordgeschichten zu hören, die einem die ganze Stimmung verderben. Komm Siegbert! Aber wo ist er denn geblieben? Siegbert!"

Siegbert war nicht mehr da, alles Fragen und Rufen nach ihm blieb vergeblich, zum großen Aerger des Professors, der sich nun entschließen mußte, den Rückweg allein mit Sir Conway anzutreten.

„Der Junge gewöhnt sich wahrhaftig das Durchgehen an!" brummte er vor sich hin. „Jetzt spielt er mir denselben Streich, wie vorhin seinem Pflegevater, es war gar nicht nötig, daß ich ihn deswegen lobte. Aber er fängt doch jetzt wenigstens an, einen eignen Willen zu haben. Was war das für ein leidenschaftliches Aufflammen, mit dem er vorhin die Partei des Menschen nahm, den alle Welt anklagte und angriff! Wir wollen doch einmal sehen, ob wir ihn nicht zur offenen Rebellion gegen Wiesenheim anstiften können!"

Siegbert war in der That gegangen, ohne daran zu denken, daß man sein Verschwinden übelnehmen könnte. Es drängte ihn, den, seiner Ueberzeugung nach, so schwer verleumdeten Adrian aufzusuchen. Er war ihm gefolgt, holte ihn aber erst am Ausgang des Ortes ein.

Hier war es still und einsam, das lärmende Treiben vom Kirchplatz her drang nur gedämpft, wie aus weiter Ferne herüber und hier, wo die Häuser den Blick nicht mehr beschränkten, that

sich auch die ganze Berglandschaft auf, von dem roten Lichte des Sonnenunterganges überflutet.

Adrian stand auf der Brücke, die an dieser Stelle über die Ache führte; an die hölzerne Brüstung gelehnt, blickte er unbeweglich hinab in das wildschäumende Wasser. Er wandte sich nicht nach dem Kommenden um, hörte vielleicht nicht einmal dessen Schritte; erst als Siegbert die Hand auf seine Schulter legte, fuhr er auf und mitten durch die Düsterheit seiner Züge brach es wie ein heller Freudenstrahl.

„Sie sind es Herr Siegbert?“ sagte er, ihn starr ansehend. „Sie kommen zu mir — auch jetzt noch — ich hätte es nicht geglaubt.“

„Weshalb nicht?“ fragte Siegbert warm und herzlich. „Ich glaube nicht an Verleumdungen. Ich komme nur, um Sie zu warnen, Adrian. Ich wollte Sie bitten, von dem unsinnigen Wagnis abzustehen. Geben Sie es auf.“

„Nein,“ erklärte Adrian mit Entschiedenheit. „Das kann ich nicht, auch wenn ich's wollte. Ich habe mein Wort gegeben, Sie hörten es, Sie standen ja dabei.“

„Wem haben Sie es gegeben? Dem Engländer, diesem herzlosen Egoisten, der sich nicht bedenkt, Ihr Leben auf das Spiel zu setzen, um eine seiner Launen zu befriedigen. Mit seinem Gelde will er Ihnen die Todesgefahr gut bezahlen. Es mag ja sein, daß er Ihnen den jungen Adler mit Gold aufwiegt, aber ein Menschenleben steht doch noch höher im Preise.“

Um Adrians Lippen zuckte ein Ausdruck bitterer Verachtung bei den letzten Worten. „Was Preis! Um das Geld ist's mir nicht zu thun, das mag er behalten. Ich thu' es, um den anderen allen zu zeigen, daß ich die Egidienwand nicht scheue, wie sie meinen. Denen hab' ich das Wort gegeben und denen werd' ich's halten, werde daraus was da wolle. Ich will endlich Ruhe haben vor ihnen!“

„Die werden Sie schwerlich haben,“ sagte Siegbert leise. „Wenn Sie das Wagestück ausführen, so bewundert man Sie vielleicht deswegen, wie heute, wo Sie bei dem Schießen den Preis davontrugen. Was man sonst noch gegen Sie hat, das — bleibt wohl bestehen.“

Adrian lachte laut und höhnisch auf. „Da kennen Sie die Leute schlecht, das bleibt nicht bestehen! Sie wissen nicht, wie fest das Volk hier an seinem Aberglauben hängt, das schwört auf solche Proben! Komme ich von der Egidienwand herunter, ohne den Hals zu brechen, so kommt mir keiner wieder mit einem Wort zu nahe. Ich kenne sie!“

„Und wenn Sie stürzen?“ fragte Siegbert mit tiefem Ernste.

„Nun dann ist eben alles zu Ende, und ein Ende muß es doch einmal nehmen, so oder so. Sie wissen es freilich nicht Herr Siegbert, wie das thut, ausgestoßen zu sein von seinesgleichen, verfehmt zu sein auf Tritt und Schritt. Ich hab' das gekostet! Damit kann man einen Menschen zum Aergsten bringen, und mich haben sie so weit gebracht. Zwei Jahre lang hab' ich's ausgehalten, jetzt ist's genug. Und wenn da oben die leibhaftige Hölle wäre — ich ging doch hinauf!“

Es sprach eine wilde, verzweifelte Entschlossenheit aus diesen Worten, die vor nichts mehr zurückschreckt. Der Mann war augenscheinlich auf das Aeußerste gebracht und auf das Aeußerste gefaßt. Siegbert sah, daß hier jeder Einspruch vergebens sein würde und schwieg. Sein Blick suchte die Egidienwand, die dort drüben in ihrer ganzen mächtigen Größe emporstieg, voll und glühend beleuchtet von den letzten Strahlen der sinkenden Sonne. Die riesigen Schroffen standen wie geisterhaft belebt da in dem roten Lichte und klar und deutlich erkennbar gegen den flammenden Abendhimmel erhob sich das Kreuz auf seiner felsigen Höhe.

Tuchner war der Richtung jenes Blickes gefolgt, auch sein Auge hing unverwandt an jenen Felsenwänden, hinter denen die Sonne jetzt langsam verschwand. Die Glut erlosch, schwere kalte Schatten legten sich auf die Berge und schwer und kalt legte sich auch Adrians Hand auf die des jungen Malers, der neben ihm stand.

„Leben Sie wohl, Herr Siegbert!“ sagte er mit einem tiefen Atemzuge. „In drei Tagen bring' ich den Adler — oder, Sie müssen mich selbst suchen da drunten in der Egidienschlucht!“

* * *

In den schattigen Waldanlagen, die sich hinter dem Hotel ausdehnten, saß Herr Bürgermeister Eggert, umgeben von seiner ganzen Familie. Auch die Musen von Wiesenheim waren in diesem Kreise vertreten und zwar in Gestalt des „Tagesboten“, der regelmäßig nachgesandt wurde. Der Bürgermeister mußte selbstverständlich genau darüber unterrichtet sein, was in seiner verwaisten Stadt vorging, die nun schon drei volle Wochen ihr Oberhaupt entbehrte und noch auf

weitere acht Tage zu dieser Entbehrung verurteilt war.

Er hatte soeben mit Genugthuung davon Kenntnis genommen, daß der alte Marktbrunnen, den man einer Reparatur unterworfen, sich wieder in Thätigkeit befand, daß der Hund, der dem Herrn Kreisrichter entlaufen war, sich wieder eingefunden hatte, und daß der Dieb des, dem Gemeindeboten entwendeten Huhns entdeckt und gebührendermaßen in das neue Stadtgefängnis abgeliefert worden war. Nach all diesen erfreulichen Thatsachen, die aber doch mehr das praktische Leben berührten, kamen auch die Musen an die Reihe, die diesmal besonders stark am Tagesboten beteiligt waren.

Eggert las soeben ein längeres Gedicht vor, das den geheimnisvollen Titel „An Sie" führte, und aus der Feder des gegenwärtigen Redakteurs und künftigen Heroen der Dichtkunst stammte, der Sonntags im bürgermeisterlichen Hause zu Mittag aß. Wahrscheinlich hatte die jetzige Unterbrechung dieser freundlichen Gewohnheit die Stimmung des jungen Dichters beeinflußt, denn das Gedicht war ungemein schmerzvoll und wehmutserfüllt und machte auch einen entsprechenden Eindruck. Die Stimme des Lesenden bebte wiederholt vor Rührung, die Frau Bürgermeisterin saß mit gefalteten Händen und feuchten Augen da und Fränzchen sah ganz elegisch verklärt aus. Nur Siegbert verriet eine sträfliche Gleichgültigkeit und ließ nicht das mindeste Zeichen von Rührung blicken.

„Ja, er ist wirklich ein Genie, unser Ellbach!" sagte der Bürgermeister, indem er das Blatt niederlegte. „Wir werden noch etwas Großes an diesem jungen Manne erleben! Er hat mir selbst beim Abschiede diese Ueberzeugung ausgesprochen und ich bin ganz seiner Meinung!"

„Wenn der Arme nur nicht diese unglückliche Liebe so tief im Herzen trüge!" sagte Frau Eggert mitleidig. „Wie oft hat der Tagesbote nun schon seinen Liebeskummer gebracht und ist noch immer nicht damit fertig. Es muß eine Bekanntschaft aus der Residenz sein, wo er früher lebte, denn in Wiesenheim wüßte ich doch niemand, der der Gegenstand solcher Gefühle sein könnte. Was meinst du, Fränzchen?"

Fränzchen meinte gegen ihre sonstige Gewohnheit gar nichts, sie beugte den Kopf auf ihre Handarbeit nieder, so tief, daß die Mutter nicht sehen konnte, wie feuerrot ihr Gesicht war. Zum Glück überhob der Vater sie der Antwort, indem er wieder das Wort nahm: „Ich werd' ihn einmal auf das Gewissen fragen. Das ist ja ein wahrhaft erschütternder Schmerz, den er heute wieder ausströmt. Hört nur diese Stelle: Tag für Tag mit heißen Thränen — mit verzweiflungsvollem Grämen — denk' ich dein!"

„Das ist aber kein Reim," warf Siegbert ein. „Thränen und Grämen paßt nicht."

„Mein lieber Siegbert, diese nüchterne Bemerkung hättest du dir ersparen können," sagte der Bürgermeister in hohem Tone. „Was liegt an dem Vers, wenn der Inhalt nur schön und rührend ist. Rührung ist die Hauptsache, in der Poesie, in der Kunst überhaupt. Du solltest das gleichfalls beherzigen und mehr Rührung in deine Bilder bringen aber freilich, das will empfunden sein und du sitzest niemals mit heißen Thränen an deiner Staffelei, wie dieser arme Mann in seinem Redaktionszimmer."

„Siegbert sucht förmlich etwas darin, Herrn Ellbach herabzusetzen," ließ sich jetzt Fränzchen mit kaum unterdrückter Heftigkeit vernehmen. „Er will sich dafür rächen, daß der Tagesbote sein letztes Bild weder erwähnt noch besprochen hat."

Siegbert zuckte die Achseln. „Da bist du im Irrtum, Fränzchen. Ich versichere dir, es ist mir sehr gleichgültig, wie Herr Ellbach meine Bilder beurteilt und ob er sie überhaupt beurteilt."

„Künstlereifersucht!" sagte der Bürgermeister mit überlegenem Lächeln. „Einer gönnt dem anderen seinen Ruhm nicht und doch wirken sie beide auf verschiedenen Gebieten. Aber es ist wahr, auch ich habe mit Befremden das Schweigen des Tagesboten bemerkt. Ich fürchte, man hat Siegbert absichtlich ignoriert und man würde ihn vielleicht sogar angreifen, wenn nicht —" er brach ab, denn die sehr natürliche Folgerung, daß es nur gastronomische Rücksichten waren, die seinen Pflegesohn vor den Angriffen des Tagesboten schützten, erschien ihm doch zu unpoetisch, wenn sie auch wohl die richtige war.

„Dergleichen Eifersüchteleien und Feindschaften dürfen aber in unserem Wiesenheim nicht Platz greifen," begann er wieder. „Nach unserer Rückkehr werde ich eine Versöhnung anbahnen — mit einer Ananasbowle; die pflegt unseren Dichter immer sehr freundlich und versöhnlich zu stimmen, ich habe das schon einigemal erprobt. Und was dich betrifft Siegbert, so bitte ich mir aus, daß du keine Hartnäckigkeit zeigst. Ich wollte, du hättest nur etwas von dem Selbstgefühl und dem Künstlerstolz dieses jungen

Mannes. Er erklärt jede seiner Arbeiten von vornherein für ein Meisterwerk."

„Ja wohl und er glaubt sogar daran," sagte Siegbert mit aufquellender Bitterkeit. „Ich habe das nie vermocht."

Fränzchen warf ihm einen sehr unholden Blick zu und war im Begriff, sich energisch auf die Seite der Poesie zu schlagen, als ihr Vater sich plötzlich erhob. Er sah drüben auf der anderen Seite der Anlagen den Professor Bertold erscheinen und bekam auf einmal Lust, gerade dort einen Spaziergang zu machen. Er überließ daher seine Familie sich selbst und dem Tagesboten und wandte sich nach jener Richtung.

Der Herr Bürgermeister hatte allerdings eine Zeitlang geschwankt, ob er die Grobheit des Professors übelnehmen oder die Originalität des berühmten Künstlers bewundern sollte und sich endlich für letzteres entschieden. Eine Bekanntschaft von diesem Rufe und dieser Stellung wollte er unter keiner Bedingung fahren lassen. So näherte er sich denn mit dem festen Entschluß, dem „Original" nichts übel zu nehmen, und begann die Unterhaltung mit der Bemerkung, daß das Wetter sehr schön sei, und mit der Frage, wie der Herr Professor geschlafen habe.

Dieser war heut in ziemlich gnädiger Stimmung, vielleicht rührte es ihn auch, daß man seine ungemeine Grobheit mit so ausgesuchter Höflichkeit vergalt. Er ließ die Thatsache des schönen Wetters gelten und erklärte, daß sein Schlaf vortrefflich gewesen sei. Darauf hin wagte es Eggert, sich ihm anzuschließen und die beiden promenierten dem Anscheine nach ganz friedfertig miteinander.

„Morgen früh geht Siegbert mit mir auf die Egidienwand," kündigte der Professor seinem Begleiter an. „Ich habe es bereits mit ihm verabredet. Wir brechen in aller Frühe auf und denken gegen Abend zurück zu sein."

Der Bürgermeister zog die Augenbrauen in die Höhe, eine derartige Eigenmächtigkeit pflegte er seinem Pflegesohn nie zu gestatten, und wenn er auch dem Professor die alleinige Schuld beimaß, so fühlte er sich doch verpflichtet, seine Autorität geltend zu machen.

„Siegbert hat mir nichts davon mitgeteilt," entgegnete er. „Ich fürchte wirklich —"

„Haben Sie vielleicht etwas dagegen einzuwenden?" unterbrach ihn Bertold mit so grimmiger Miene, daß er augenblicklich den Rückzug antrat. Wie alle kleinen Tyrannen, fügte er sich geduldig einer größeren Tyrannei gegenüber, und in diesem Punkte hatte er in dem Professor seinen Meister gefunden.

„Durchaus nicht," versicherte er eiligst. „Ich meinte nur — ich wünsche Ihnen viel Vergnügen zu der Partie."

„Danke!" brummte der Professor, etwas besänftigt. „Aber noch eine Frage! Sie kennen natürlich die sämtlichen Studien und Skizzen Siegberts?"

„Natürlich, Herr Professor! Sie wissen ja, welch hohes Interesse ich für die Kunst habe, und nun vollends, wo es sich um die Werke meines Sohnes handelt. Ich prüfe Tag für Tag seine Skizzenmappe mit der größten Aufmerksamkeit, und ich darf wohl behaupten, daß in den letzten vier Jahren nichts ohne meinen Rat und ohne mein Urteil entstanden ist, vom kleinsten Blättchen an bis zu den großen Bildern, die daheim in meinem Hause hängen."

„Da hängen Sie wohl noch allesamt?" bemerkte der Professor trocken. „Ein Käufer hat sich wohl noch zu keinem einzigen gefunden?"

Eggert warf sich in die Brust, mit dem ganzen Stolze des reichen Mannes.

„Allerdings nicht, aber ich lege auch keinen Wert darauf. Ich kann mir immerhin gestatten, die Werke meines Sohnes im eignen Besitz zu behalten. Mein Sohn hat es nicht nötig, um des Geldes willen zu malen! Er hat von jeher den Eingebungen seiner Muse folgen dürfen, ohne an schnöden Erwerb zu denken."

„Das ist gerade das Unglück des Jungen gewesen!" fiel Bertold mit vollem Nachdruck ein. „Wenn er sich tüchtig mit der Not des Lebens hätte herumschlagen müssen, wäre er nicht ein solcher Träumer geworden!"

Der Bürgermeister sah ihn mit offenem Munde an. „Wie? Sie wollen doch nicht etwa behaupten, daß es ein Glück ist, wenn man sich um das tägliche Brot mühen muß, diese Misere des Lebens?"

„Unsinn!" sagte der Professor in seiner derben Weise. „Die sogenannte Misere hat noch keinem geschadet, der jung und kraftvoll ist. Fast alle unsere großen Künstler sind durch dies Fegefeuer gegangen und es ist ihnen ganz gut bekommen. Sehen Sie mich an! Ich war mit zwanzig Jahren auch arm, verwaist, ohne Freunde und Gönner, ohne einen Menschen, der sich meiner annahm. Ich hatte nichts als mein Talent und den festen Willen, um jeden Preis etwas zu

werden. Ich habe es durchgesetzt, gerade weil ich es nötig hatte zu arbeiten, weil ich entweder schwimmen oder untergehen mußte. Dies „entweder — oder" hat dem Siegbert gefehlt, darum hat er auch nie gelernt seine Kräfte zu brauchen, und als er wirklich einmal vor die Entscheidung gestellt wurde, da kamen Sie mit Ihrer Wiesenheimer Gemütlichkeit dazwischen und ruinierten ihm seine Zukunft."

Der Bürgermeister nahm eine tiefgekränkte Miene an. „Herr Professor, Sie machten mir schon gestern einen derartigen Vorwurf. Er hat mich tief verletzt, ja er hat mir das Herz zerrissen!"

„So?" meinte der Professor, indem er mit kritischen Blicken den kleinen Mann betrachtete, als wolle er ein äußeres Merkmal der Zerrissenheit entdecken.

„Ich werde Ihnen beweisen, wie unrecht Sie mir thun," fuhr Eggert mit Pathos fort. „Wenn Sie es nun einmal für unbedingt notwendig halten, daß Siegbert seine Studien in Italien vollendet, — nun wohl, ich füge mich der Autorität des großen Meisters — ich bin einverstanden."

Bertold blieb stehen; dieser plötzliche Anfall von Vernunft kam ihm zu unerwartet, als daß er ihm so ohne weiteres hätte trauen sollen.

„Nun, dann wäre die Sache ja in Ordnung," sagte er. „Ich beabsichtige von hier direkt nach Rom zu gehen. Geben Sie mir Siegbert mit."

„Allein?" fragte der Pflegevater in sehr gedehntem Tone.

„Wollen Sie etwa mit?" fuhr der Professor auf.

Der Bürgermeister lächelte vielsagend. „Wenigstens möchte ich die Sache bis zum Frühjahr aufschieben, es arrangiert sich dann alles viel leichter und bequemer. Das junge Paar könnte seine Hochzeitsreise nach Italien machen und die Flitterwochen dort verleben."

„Hochzeitsreise — Flitterwochen —", wiederholte der Professor. „Was meinen Sie denn eigentlich?"

„Nun Ihnen mache ich kein Geheimnis daraus," versicherte Eggert im vertraulichen Tone. „Ich beabsichtige meinen teuren Pflegesohn auch durch die engsten Familienbande an uns zu fesseln. Schon damals, als er vor siebzehn Jahren in mein Haus kam, stand es bei mir fest, daß er dereinst mein Sohn und Erbe werden sollte. Er und meine Tochter sind mit- und füreinander erzogen, ich habe stets das Glück meiner Kinder im Auge gehabt."

Der Professor hob Augen und Hände zum Himmel und war im Begriff loszubrechen, als er Siegberts Skizzenbuch, das er aus besonderen Gründen zu sich gesteckt hatte, in der Brusttasche fühlte. Die Erinnerung an den Inhalt desselben hielt vorläufig den drohenden Sturm noch auf. Der Künstler stieß einen unartikulierten Laut aus und sagte mit grimmiger Freundlichkeit.

„Das ist ja eine recht erfreuliche Nachricht!"

„Nicht wahr?" stimmte der Bürgermeister bei. „Deswegen sind wir auch eigentlich hier. Das junge Paar weiß zwar längst, daß es füreinander bestimmt ist, aber, Sie begreifen — eine Künstlernatur und ein eben erwachendes Mädchenherz darf man nicht so nüchtern zusammengeben, man muß ihnen die nötige Romantik gewähren. Deshalb unternahm ich die Reise. Hier, im Angesicht der ewigen Bergeswelt, fern von dem Getriebe des Alltagslebens, sollen ihnen ihre Gefühle klar werden."

„Die sind ihnen ja schon seit siebzehn Jahren klar geworden, wie Sie behaupten," warf der Professor ein, aber der glückliche Vater ließ sich nicht stören, er fuhr in voller Extase fort.

„Hier sollen sich ihre Herzen finden und das erste Wort der Liebe zwischen ihnen gesprochen werden. O ich verstehe mich auf die Romantik der Jugend, wenn die Jugend auch hinter mir liegt! Nach unserer Rückkehr feiern wir die öffentliche Verlobung und im Frühjahr findet die Hochzeit statt. Das junge Ehepaar mag sich dann zu der Reise nach Italien rüsten. Ich und meine Frau gehen natürlich mit."

„Dann sei Gott dem armen Jungen gnädig!" brach der Professor jetzt los. „Herr, jetzt wird mir die Sache denn doch zu bunt! Haben Sie denn gar keine Idee davon, was ein Künstler zum Schaffen und Studieren braucht, daß Sie ihm dabei die Frau, die Schwiegereltern und womöglich noch das ganze Wiesenheim aufhalsen wollen? da setzen Sie ihn doch lieber gleich in das neue Stadtgefängnis, ehe Sie ihn mit der Eskorte nach Rom transportieren!"

Damit ließ er den ganz entsetzten und empörten Bürgermeister stehen und wandte sich dem Hotel zu. Herr Eggert stieß einen Seufzer aus. Er gewöhnte sich nun nachgerade an diese Behandlung und hatte ja auch den festen Vorsatz, nichts übel zu nehmen, aber er fand doch, daß die Originalität des berühmten Meisters heute

besonders stark entwickelt sei und zum erstenmal stieg ihm der Gedanke auf, daß es doch gefährlich sei, seinen so ängstlich behüteten Pflegesohn in solcher Nähe zu lassen. Es war ein Glück, daß das Zusammensein nur noch einige Tage dauerte.

Professor Bertold trat inzwischen, noch ganz rot und erhitzt vom Aerger, in die Wohnung des Präsidenten, die im ersten Stockwerke des Hotels lag. Landeck selbst war nicht anwesend, nur Alexandrine saß an der geöffneten Balkonthür und hielt ein Buch in der Hand. Sie schien indessen nicht gelesen zu haben, denn sie fuhr wie aus tiefem Nachsinnen empor, als Bertold eintrat und sie mit jener Vertraulichkeit begrüßte, zu der ihn sein beinahe väterliches Verhältnis zu der jungen Dame berechtigte.

„Ich freue mich ungemein auf unsere für morgen beabsichtigte Partie," sagte sie, ihm mit der gleichen Vertraulichkeit die Hand hinstreckend. „Die Aussicht von der Alm soll wunderschön sein und ich denke dort oben sehr fleißig zu zeichnen, während Sie mit Sir Conway auf der Egidienwand sind."

„Ich habe dafür gesorgt, daß Sie Gesellschaft haben," entgegnete der Professor, indem er an ihrer Seite Platz nahm. „Siegbert Holm wird uns begleiten und bleibt, da er kein besonderer Bergsteiger ist, gleichfalls auf der Alm zurück."

Alexandrine, die im Begriff war, das Buch beiseite zu legen, hielt inne und wandte rasch den Kopf.

„Herr Holm — so?"

„Ist Ihnen das nicht recht, Alexandrine?"

„Mir? ich habe nicht das mindeste Interesse an der Sache, ich wundere mich nur über die schnelle Aussöhnung. Noch gestern sprachen Sie sich mit der größten Bitterkeit über Ihren ehemaligen Schüler aus und heute scheint er bereits vollständig wieder zu Gnaden angenommen zu sein."

„Das hat seine Gründe. Die Verhältnisse liegen jetzt anders. Ich habe soeben eine Scene mit diesem verwünschten Potentaten von Wiesenheim gehabt. Er hat schon wieder ein neues Attentat ausgesonnen, um seinen Pflegesohn vollends niet- und nagelfest zu machen. Denken Sie nur — jetzt soll Siegbert gar die bürgermeisterliche Tochter heiraten!"

In den dunkeln Augen Alexandrinens flammte es auf wie Unwille und ihre Lippen kräuselten sich verächtlich, als sie fragte:

„Und was wird Herr Holm thun?"

„Das Opferlamm ist im stande, sich an Hymens Altar schlachten zu lassen, das gehört vermutlich auch zu den Pflichten seiner Dankbarkeit. Aber daraus wird nichts, jetzt greife ich in die Sache ein und ich bin eben gekommen, um den Kriegsplan mit Ihnen zu beraten."

„Mit mir?" wiederholte Alexandrine in sehr kaltem Tone. „Mir ist der junge Mann ja vollständig fremd und wenn er sich nicht selbst aus jenen Verhältnissen lösen will" —

„O er will manches nicht, was trotzdem geschehen wird," fiel der Professor ein. „So wollte er zum Beispiel durchaus nicht mit auf die Alm und sträubte sich mit Händen und Füßen dagegen, Ihren Kavalier zu machen, aber ich habe ihn ganz einfach gezwungen."

Die junge Dame erhob sich plötzlich. „Ich bitte, Herr Professor, daß Sie mir und ihm diesen Zwang ersparen. Ich wünsche nicht, meine Gesellschaft jemanden aufzudrängen, und ich begreife überhaupt nicht, wie Sie Herrn Holm zu der Partie einladen konnten. Ich sagte es Ihnen ja, wie absichtlich er sich fern gehalten hat."

Sie war an den Balkon getreten und blickte abgewendet hinaus, aber die Worte klangen in vollster Schärfe und ihre Lippen bebten wie im verhaltenen Zorn. Der Professor lachte: er fand es ganz natürlich, daß die verwöhnte und vielumworbene Alexandrine von Landeck es übelnahm, wenn man sich gegen ihre Gesellschaft sträubte, das mochte allerdings zum erstenmal geschehen.

„Seien Sie nicht zu hart gegen den armen Jungen," sagte er. „Er kann doch nicht dafür, daß er sich sterblich in Sie verliebt hat, und es nun nicht einmal wagt, Ihnen zu nahen."

Alexandrine zuckte leicht zusammen; in ihren Zügen stritten Erstaunen und Unglauben miteinander, als sie sich wieder umwandte.

„Sie scherzen Herr Professor!"

„Durchaus nicht, ich spreche im vollen Ernst."

„Unmöglich! Oder hat Ihnen etwa Herr Holm selbst — ?"

„Siegbert? Nein der macht keine Geständnisse, der ist von einer ganz unnatürlichen Verschlossenheit. Ich habe anderweitige Quellen."

„Dann täuschen Sie sich!" sagte die junge Dame mit Bestimmtheit. „Er hat mir nie mit einem Worte, mit einem Blicke tieferes Interesse verraten. Ich wiederhole es Ihnen, Sie täuschen sich."

„Das wollen wir sehen, Sie sollen selbst urteilen!“

„Hier,“ er zog das Skizzenbuch hervor und öffnete es, „sehen Sie sich diese Blätter an. Sechsmal hintereinander hat der Junge ihr Porträt gezeichnet, als ob es überhaupt gar nichts anderes in der Welt gäbe. Sie werden mir zugeben, daß ein vernünftiger Mensch dergleichen nicht thut — so etwas bringt nur ein Verliebter fertig!“

Alexandrine blickte schweigend auf die Blätter, die er ihr eins nach dem anderen hinreichte, und in ihrem Gesichte stieg dabei langsam eine helle Röte auf, endlich sagte sie leise:

„Wie kommen Sie zu diesen Zeichnungen?“

„Ich habe sie unterschlagen,“ gestand Bertold in höchster Gemütsruhe. „Siegbert hat keine Ahnung davon, daß sie sich in meinen Händen befinden, und sucht sie jetzt überall in Todesangst, aber das geschieht ihm recht! Warum läßt der Hans Träumer dergleichen im Walde liegen! Nicht wahr, das ist nichts Mittelmäßiges? das kann sich sehen lassen! Wie er es fertig bekommen hat, sechsmal hintereinander denselben Gegenstand immer wieder genial aufzufassen und trotz aller Flüchtigkeit so vorzüglich wiederzugeben, das weiß ich nicht, aber eins weiß ich — daß ich den Jungen jetzt nicht wieder aus den Händen lasse! Ich hatte ihn vollständig aufgegeben nach den letzten Proben, da kommt mit einemmal so etwas zum Vorschein. Und das hält er vor aller Augen verborgen, während er ganz miserables Zeug auf die Ausstellung schickt. Ich werde ihn lehren, mich und alle Welt zu betrügen!“

Wider Erwarten ging Alexandrine gar nicht auf die künstlerische Beurteilung der Studien ein, die sie noch immer in der Hand hielt. Sie blickte unverwandt auf die Linien, die immer und immer wieder ihre Züge wiederholten und schien sogar die Antwort darüber zu vergessen.

„Dem Papa zeigen wir diese Blätter aber vorläufig nicht,“ fuhr der Professor im vertraulichen Tone fort, „wir sagen ihm überhaupt nichts von den Sachen. Er wäre im stande, sie übel zu nehmen, obgleich am Ende jeder das Recht hat, sich zu verlieben. Aber Excellenz ist sehr empfindlich in Bezug auf seine einzige Tochter. Schweigen wir also gegen ihn, Sie dagegen muß ich unbedingt zur Bundesgenossin haben.“

„Und zu welchem Zwecke?“ fragte Alexandrine, ohne die Augen aufzuschlagen und mit einer eigentümlichen Unsicherheit. „Sie verlangen doch nicht etwa, daß ich diesem jungen Manne — Hoffnung gebe?“

„Beileibe nicht!“ fuhr Bertold auf, „das würde alles verderben! Diese unglückliche Liebe ist ja mein letzter Hoffnungsanker und dazu kann sie gar nicht unglücklich genug sein. Siegbert muß vollständig zur Verzweiflung gebracht werden, sonst kommt er nicht zur Vernunft.“

Sie schüttelte befremdet den Kopf. „Ich verstehe Sie nicht.“

„Ich werde es Ihnen erklären.“ Er zog sie neben sich auf den Sessel nieder und seine Stimme wurde tiefernst, als er fortfuhr. „Sehen Sie, Alexandrine, einer anderen würde ich diese Blätter nie gezeigt haben. Unsere romantisch oder sentimental angelegten jungen Damen finden es meist sehr interessant, von einem Künstler angebetet zu werden. Es könnte sich da ein Roman entspinnen, der freilich nur die Bedeutung einer Reiseidylle hat, und mit der Reise zu Ende ist, aber Excellenz würde mir deswegen doch nachdrücklichst und mit vollem Rechte den Text lesen. Sie dagegen stehen über solchen Kindereien. Sie werden sich nie zu einer bloßen Gefühlständelei herablassen und auch kein herzloses Spiel mit den Gefühlen eines anderen treiben. Mit Ihnen kann ich die Sache wagen, überdies weiß ich durch Ihren Vater, daß Sir Conway ihm bereits seine Wünsche mitgeteilt hat und nicht zurückgewiesen worden ist.“

Alexandrine stützte den Kopf in die Hand, so daß diese ihr Gesicht beschattete.

„Ich weiß, daß mein Vater jene Wünsche teilt. An mich hat Sir Conway noch keine Frage gerichtet, also habe ich ihm auch bisher keine Antwort geben können.“

Der Professor lächelte. „Nun die Antwort wird wohl schließlich befriedigend ausfallen. Was nun aber Siegbert betrifft, so ist er sein lebenlang ein Träumer gewesen, der vom hellen lichten Tage nichts wußte und immer nur in seinen Idealen lebte. Die Ideale haben sie ihm nun freilich in Wiesenheim gründlich ausgetrieben, aber leider auch den Lebensmut, die Kraft und Lust zum Schaffen und dabei hat er sich so vollständig in seine unsinnige Dankbarkeitstheorie verrannt, daß schlechterdings nichts mit ihm anzufangen ist. Er braucht irgend eine Leidenschaft, die ihn gewaltsam emporreißt aus diesen Verhältnissen, in denen er zu Grunde geht. Bei Ihrem Anblick hat sein Talent sich wieder aufgerafft, da hat er zum erstenmal seit Jahren

wieder etwas geleistet, hier müssen wir den Hebel ansetzen. Alexandrine, ich habe bei Ihnen stets das vollste Verständnis und die höchste Begeisterung für die Kunst gefunden, es gilt hier, ihr ein Talent ersten Ranges zu retten — wollen Sie mir dabei helfen?"

Die ernsten, eindringlichen Worte schienen nicht ihren Eindruck zu verfehlen; auf dem Gesichte der jungen Zuhörerin lag noch immer jene helle Röte und um ihren Mund schwebte es wie ein holdes Lächeln, als sie erwiderte:

„Und was wollen Sie denn, daß ich thun soll?"

„Dem Siegbert ins Gewissen reden!" sagte Bertold mit Nachdruck. „Ich richte nichts mit ihm aus, auf mich hört er nicht, aber Sie wird er hören. Ich habe dafür gesorgt, daß Sie morgen mit ihm einige Stunden lang allein sind; da geben Sie ihm sein Skizzenbuch zurück, aus Ihren Händen soll er es empfangen. Sagen Sie ihm dabei, was Sie wollen und wie Sie es wollen, nur treiben Sie ihn zum Entschluß. Hat er erst einmal die Freiheit gekostet, so wird er sie sich schon zu wahren wissen."

Alexandrine sah sehr betroffen aus bei dieser Zumutung. „Ich soll ihm diese Blätter zurückgeben, die auf jeder Seite mein Bild enthalten. Ich fürchte —"

„Daß er Ihnen dann eine Liebeserklärung macht? Möglich — sogar wahrscheinlich — aber das schadet nichts."

„So? Finden Sie das?"

„Gar nichts schadet es! Sie sollen ihm ja keine Hoffnung geben, im Gegenteil, Sie sollen ihm die Hoffnung nehmen bis auf den letzten Funken. Machen Sie es ihm klar, daß die Liebe eines jungen namenlosen und unbekannten Menschen eine Thorheit ist, zeigen Sie ihm schonungslos, daß er sich durch sein Zagen und Zweifeln um jede Möglichkeit gebracht hat, die Augen bis zu Ihnen zu erheben und dann zeigen Sie ihm sein Talent und die Kunst als das einzige, wohin er sich mit seinem zerstörten Liebestraum retten kann. Dann, ich gebe Ihnen mein Wort darauf, springt er entweder geradeswegs in die Ache, oder — er malt ein vernünftiges Bild!"

„Um Gotteswillen!" fuhr Alexandrine entsetzt auf.

„Nun ängstigen Sie sich nur nicht," beruhigte sie Bertold. „Ich lasse ihn nicht springen, ich werde schon zur Stelle sein und ihn festhalten, wenn es so weit ist. — Das also ist mein Plan und wie ich Siegbert kenne, ist es der einzige, der Erfolg verspricht. Darf ich dabei auf Ihre Hilfe rechnen?"

Alexandrine hob das Auge zu ihm empor, es stand ein Ausdruck darin, der sich nicht enträtseln ließ, aber ihre Antwort klang fest und bestimmt. „Ich werde thun, was Sie wünschen."

Der Professor ergriff mit voller Herzlichkeit ihre Hand. „Ich wußte es ja, daß Sie mich verstehen würden! Hier sind die Skizzen und im übrigen bleibt die Sache Geheimnis zwischen uns beiden. Auf morgen denn!"

„Auf morgen!" wiederholte Alexandrine, indem sie das Buch an sich nahm.

Der Professor ging, sehr befriedigt von dem Erfolg der Unterredung. Draußen im Korridor stieß er mit dem Bürgermeister Eggert zusammen, der eilfertig die Treppe herunterkam.

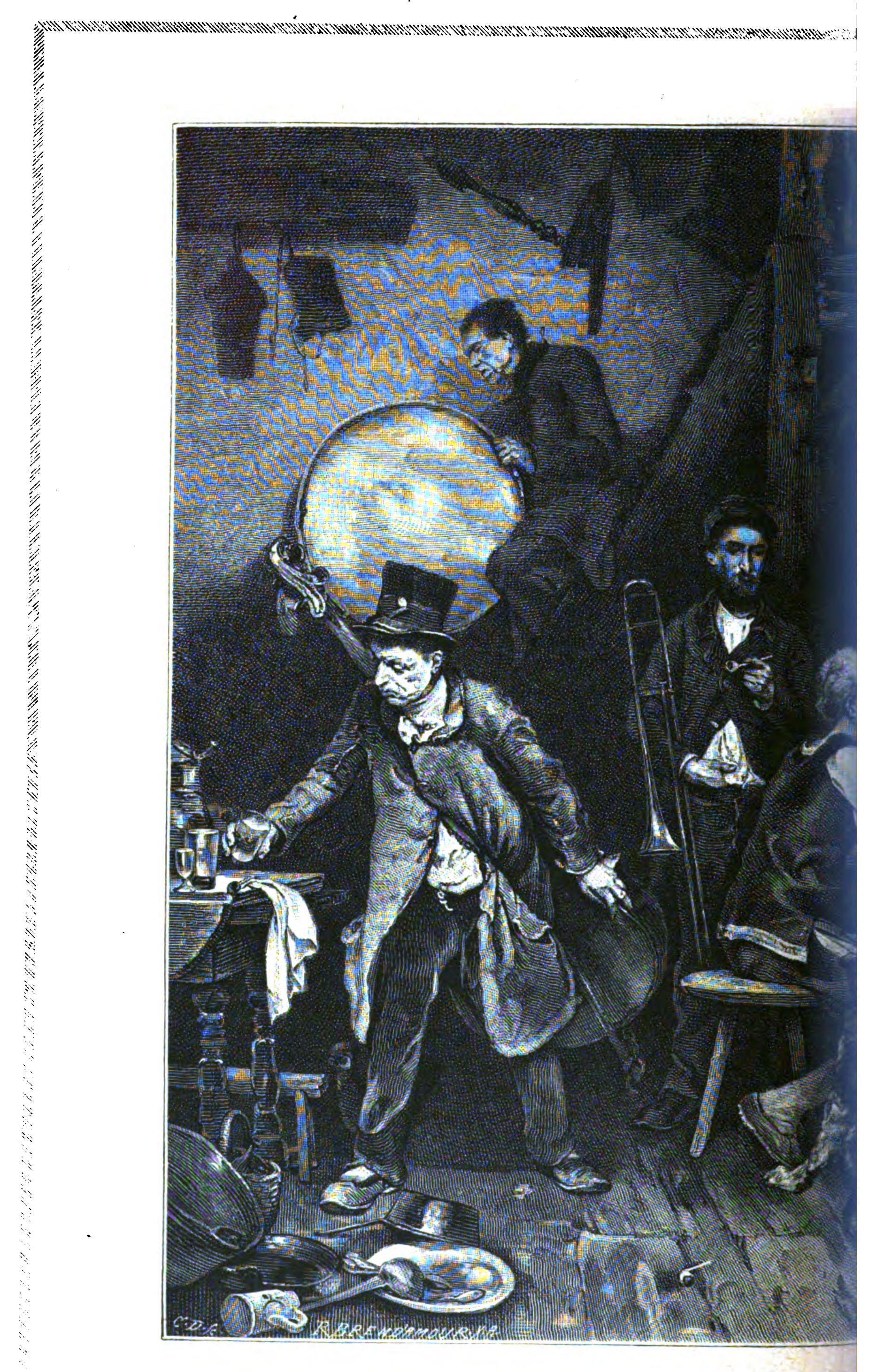
„Entschuldigen Sie, Herr Professor!" rief er. „Ich bemerkte Sie nicht. Ich bin in großer Eile. Haben Sie vielleicht meinen Tagesboten gesehen?"

„Ihren Tagesboten? Ah so, das Haupt-, Stadt- und Leiborgan von Wiesenheim! Nein, das habe ich nicht gesehen."

„Ich begreife nicht, wo das Blatt hingekommen ist. Keiner von den Meinigen weiß es; es ist spurlos von unserem Tische verschwunden und enthält eine sehr wichtige Notiz, die ich notwendig brauche. Vielleicht hat es jemand irrtümlich mit in den Salon genommen, ich will einmal nachsehen!"

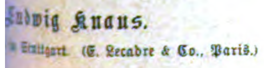
Damit eilte der Herr Bürgermeister die Treppe hinunter, aber weder im Salon noch sonst irgendwo fand sich das kostbare Blatt; das ganze Hotel wurde vergebens darnach durchgesucht. Eggert mußte sich schließlich ohne die wichtige Notiz, die den alten Marktbrunnen betraf, behelfen.

Trotzdem befand sich der Tagesbote in seiner unmittelbaren Nähe und zwar im Zimmer seiner Tochter, das diese aber wohlweislich verriegelt hatte. Sie saß am Fenster, das geraubte Blatt in den Händen und las noch einmal das Gedicht „an Sie", dessen Titel ihr kein Geheimnis zu sein schien. Fränzchens Wangen glühten dabei verräterisch, ihre Augen strahlten und endlich faltete sie das Blatt zusammen und barg es auf dem Grunde ihres Koffers. Es war offenbar, daß für sie die Romantik, die ihr hier in der ewigen Bergwelt künstlich beigebracht werden sollte, längst im Wiesenheimer Tagesboten gefunden hatte.



In der Dorfsch

Nach einer Photographie aus dem Verla



Ludwig Knaus.

Stuttgart. (E. Lecadre & Co., Paris.)

Die Egidienwand und die Wälder und Matten zu ihren Füßen lagen im hellsten Sonnenglanz. Aus den weißen Morgennebeln, die in der Frühe noch das ganze Gebirge einhüllten, war der herrlichste Sommertag emporgestiegen, der der kleinen Reisegesellschaft eine weite und klare Aussicht verhieß. Auf den etwas steilen, aber im ganzen ziemlich bequemen Wege, der zu der Alm hinaufführte, ritt Alexandrine v. Landeck auf einem jener kleinen Bergpferde, die zum Dienste der Fremden bereit gehalten wurden. Der grüne Schleier der jungen Reiterin flatterte lustig im Morgenwinde und das graue enganschließende Reitkleid stand ihr vorzüglich; das schien auch Sir Conway zu finden, der schon beim Aufbruch den Platz an der Seite des Pferdes eingenommen hatte und ihn nicht wieder verließ. Er gab sich heute besondere Mühe, liebenswürdig zu erscheinen und sprach lebhafter und angelegentlicher, als es sonst seine Art war, desto zerstreuter und einsilbiger zeigte sich seine Dame. Sie wandte oft den Kopf zurück, um einige Worte an Professor Bertold zu richten, der unmittelbar hinter ihr ging, da der schmale Weg keinen Raum für einen dritten bot.

In einiger Entfernung folgte Siegbert mit dem Führer, aber er schien keine besondere Freude an der Partie zu haben, zu der man ihn halb und halb gezwungen hatte. Weder die frische Bergluft, noch die Anstrengung des Steigens, vermochten es, seinem Gesicht Farbe zu geben; er erschien noch bleicher als sonst und trug jenen müden, abgespannten Ausdruck, der auf eine durchwachte Nacht deutet. Der Professor sah sich einigemal ungeduldig nach dem Säumigen um, als aber die Entfernung zwischen ihnen immer größer wurde, blieb er stehen, um ihn zu erwarten.

„Warum bleibst du denn immer und ewig zurück?“ empfing er den jungen Mann, als dieser endlich herankam. „Mir scheint, du willst dich absichtlich von uns trennen.“

„Ich habe es Ihnen ja gesagt, daß ich kein Bergsteiger bin,“ verteidigte sich Siegbert. „Ich kann nicht mit Ihnen Schritt halten.“

„Du armer Junge, dir wird das Steigen wohl recht schwer?“ sagte Bertold mit kaum verhehltem Spott.

Siegbert antwortete nicht sogleich. Sir Conway hatte soeben den Zügel des Pferdes ergriffen und leitete es sorgfältig über eine unebene Stelle des Weges, während er zugleich mit der anderen Hand den Schleier Alexandrinens befreite, der an einem Fichtenzweige hängen geblieben war. Die Augen des jungen Malers hafteten brennend und unverwandt auf der Gruppe und es schien ihm wirklich der Atem zu fehlen, als er endlich sagte:

„Ja wohl — sehr schwer!“

„Das ist unsere Jugend!“ rief der Professor ärgerlich. „Keine Kraft, keinen Lebensmut! Sieh mich an, ich nehme es noch mit euch allen auf und laufe euch allen den Rang ab. In deinem Alter wäre ich nun vollends nicht eine Viertelmeile hinter einer schönen jungen Dame hergegangen und hätte den Platz an ihrer Seite einem anderen überlassen.

„Ich kann doch unmöglich Sir Conway einen Platz streitig machen, auf den er jedenfalls ein Recht hat,“ entgegnete Siegbert mit einer Bitterkeit, die durch all seine mühsam behauptete Selbstbeherrschung hindurchbrach.

„Du meinst, daß er schon bestimmte Hoffnungen hat? Mir scheint es auch so, und er ist ja auch eine höchst annehmbare Persönlichkeit, reich, aus vornehmer Familie, und wenn sein kinderloser Onkel stirbt, ist ihm eine Lordschaft gewiß, also eine durchaus passende Partie für Alexandrine. Mir ist der Mensch freilich unausstehlich, seit er einen anderen so kaltblütig auf die Egidienwand hinaufschicken wollte, um sich den Hals zu brechen.“

„Und doch nennen Sie ihn eine passende Partie für Fräulein v. Landeck?“

Bertold zuckte die Achseln. „Bei Mädchen ihres Standes und ihrer Erziehung entscheiden die äußeren Rücksichten. Sie heiraten meist nach dem Willen der Eltern und das gibt gewöhnlich eine ganz glückliche Ehe. Die sogenannte romantische Liebe gehört in den Roman, für das praktische Leben taugt sie ganz und gar nicht. Ich weiß das aus eigner Erfahrung; ich habe in meiner Jugend einen regelrechten Roman durchgemacht, vom Anfang bis zu Ende.“

„Und das Ende war kein glückliches?“ fragte Siegbert halblaut. „Ich sehe es — Sie sind ja unvermählt geblieben.“

Der Professor sah ihn im höchsten Erstaunen an. „Junge, ich glaube, du bildest dir wahrhaftig ein, man müsse heiraten, wenn man verliebt ist! Du wärst imstande dazu; ich sage dir aber, das ist das Schlimmste, was überhaupt passieren kann. Eine unglückliche Liebe dagegen, die mit Ach und Weh endigt, ist Goldes wert für einen jungen Künstler, denn die gibt ihm erst

die rechte Stimmung. Mich hat sie zum berühmten Manne gemacht."

„Herr Professor, das ist Scherz!"

„Das ist vollkommener Ernst. Du kennst doch meine Julia Capulet?"

„Das Gemälde in der großen Galerie zu B., das erste, welches Ihren Namen in der Kühstlerwelt bekannt machte?"

„Dasselbe! Ich will dir die Geschichte dieses Bildes erzählen. Du kannst dir die Sache merken, wenn du einmal in einem ähnlichen Falle bist."

Siegbert ahnte nicht, wie genau sein Lehrer über diesen Fall unterrichtet war, er wandte ihm in höchster Spannung das Gesicht zu. Alexandrine und ihr Begleiter waren weit genug voraus, um nichts von dem Gespräche zu hören, auch der Führer, den Conway herbeigerufen, befand sich an ihrer Seite. Siegbert und der Professor waren also völlig ungestört und letzterer begann:

„Ich war ungefähr in deinem Alter, ein armer Teufel von Maler, der oft genug nicht das tägliche Brot hatte, und dem es mit aller Anstrengung noch nicht gelungen war, irgend einen nennenswerten Erfolg zu erreichen. Da wurde mir ganz unerwartet die Ehre zu teil, einen alten Grafen abzukonterfeien, und ich brachte einige Wochen auf seinem Gute zu. Der Graf hatte eine impertinente Physiognomie, gegen die sich mein Pinsel sträubte, aber auch eine wunderschöne Tochter, gegen die sich mein Gefühl gar nicht sträubte, ich suchte also die Sache auszugleichen, indem ich den alten Herrn malte und mich in die junge Dame verliebte, die freilich von ihrem Vater einem Gutsnachbar, einem Majoratsherrn auf, von und zu bestimmt war."

„Ich begreife," sagte Siegbert, dessen Blick wieder auf Alexandrine und ihrem Begleiter haftete. „Es ist die alte Geschichte. Der Majoratsherr mit seinem Reichtum trug den Sieg davon und der arme Maler mit seiner heißen Liebe mußte zurücktreten."

„Das fiel ihm gar nicht ein!" rief der Professor. „Du wärst natürlich zurückgetreten, ich machte der jungen Gräfin eine Liebeserklärung und da ich ihr besser gefiel als der steife Gutsherr, so nahm sie meine Huldigungen an. Es folgte dann der übliche Roman, mit Seufzern und Gedichten, mit Mondschein und Liebesschwüren, aber er dauerte leider nur drei Wochen. Dann kam der eifersüchtige Majoratsherr dahinter und meldete es wütend dem Grafen. Der alte Herr machte uns eine schreckliche Scene, ich wurde Knall und Fall entlassen, die junge Gräfin wurde eingesperrt und uns jede Möglichkeit genommen, miteinander zu verkehren."

Siegbert hörte schweigend zu, aber seine Miene verriet ein immer größeres Befremden über den Ton, in welchem der Professor von seiner Jugendliebe sprach, dieser aber schien durch die Erinnerung nicht im mindesten erregt zu werden, er fuhr ganz behaglich fort:

„Ich verzweifelte natürlich, das ist der Normalzustand in solchen Fällen. Ich wütete und jammerte abwechselnd, wollte erst mich, dann den Majoratsherrn, dann uns beide erschießen, aber ich ließ das schließlich bleiben. Statt dessen setzte ich mich an die Staffelei und malte noch in der ganzen Aufregung und Ekstase jenes Bild. Meine Julia, die sich an der Leiche Romeos den Tod gibt, trägt die Züge der jungen Gräfin. Als das Bild fertig war, hatte ich merkwürdigerweise den ganzen Liebesjammer überwunden. Dafür stand er jetzt auf der Leinwand, in romantisch klassischem Gewande und mit der nötigen Verklärung. Das Bild machte Sensation auf der Ausstellung, das Publikum drängte sich davor, die Kritik feierte es in allen Journalen, schließlich wurde es von der Galerie in B. angekauft und ich war mit einem Schlage ein berühmter Mann!"

„Und die junge Gräfin?" fragte Siegbert.

„Hat natürlich den Majoratsherrn geheiratet und eine sehr glückliche Ehe mit ihm geführt. Ich dagegen wurde, was man eine Berühmtheit nennt, und wenn es mir heut noch einfiele, irgend einer Komtesse den Hof zu machen, so würde sie das vor aller Augen mit der größten Liebenswürdigkeit annehmen. Merke dir das mein Junge und mache es in Zukunft auch so!"

„Niemals!" brach Siegbert aus. „Sie haben nie geliebt, Sie wissen nicht, was Lieben ist! Ich würde mich nie mit einem Bilde über den Verlust der Geliebten trösten, und ich würde auch nicht — verzeihen Sie, Herr Professor — in solchem Ton davon sprechen."

„Weil du ein Narr bist!" rief Bertold ärgerlich. „Ich glaube, du nimmst dir gar heraus, mir den Text zu lesen, und willst das leuchtende Beispiel, das ich dir vorhalte, nicht einmal befolgen."

„Nein," erklärte Siegbert mit seltener Entschiedenheit. „Ich bin eben eine andere Natur."

„Eine Träumernatur!" grollte der Professor. „Sieh zu, wie weit du damit kommst."

(Fortsetzung folgt.)

Die Wunder der Bühnenwelt.

Von

Joseph Kürschner.[1]


Fig. 1. Feuerwehrmann mit Kontroluhr.

Als zum erstenmal an dieser Stelle von den Wundern der Bühnenwelt die Rede war, ahnte wohl niemand, daß wenige Monate später das Theater auch in technischer Beziehung zu einem Mittelpunkt allgemeinsten Interesses werden würde. Ein Ereignis, das unsagbaren Jammer in zahllose Familien trug, eine ganze Stadt in namenlose Trauer versetzte, war Veranlassung dazu und diese Veranlassung hieß: Ringtheaterbrand. Nicht in Stunden, nein in Minuten und Sekunden war in einem Tempel der Kunst und des Vergnügens an Stelle des frohen, genußbereiten Lebens schrecklicher, grauenvoller Tod getreten. Niemand ahnte zuerst den Verlust, wenige glaubten an die furchtbare Wirklichkeit, aber später, als kein Zweifel mehr übrig blieb, als die offizielle Verlustliste hunderte von Namen nannte, deren Träger in den Flammen oder erstickt von giftdurchsetztem Rauche ein grausiges Ende gefunden hatten, da bethätigte sich überall die reinste Menschenliebe, zugleich aber sannen Laie und Fachmann darauf, ähnliche Fälle für die Folge zu verhüten. Die Projekte schossen allerorten wie Pilze aus dem Boden, aber die Feuersicherheit der Theater ist dadurch noch immer nicht gewährleistet worden, denn in erschreckender Zahl haben sich die Theaterbrände seit der Wiener Katastrophe gemehrt. Sie haben sich nicht auf Deutschland beschränkt, wo noch vor gar nicht so langer Zeit wieder das Schweriner Hoftheater ein Raub der Flammen geworden, nicht auf Europa; auch über dem Ocean haben sie ihre Opfer gesucht und unter anderm das schöne Wallacetheater in New York in Asche gelegt. Panik ergriff nach jenen furchtbaren Ereignissen allgemein das Publikum, der Glaube und das sorglose Sichwiegen in dem Gedanken der Sicherheit war dahin, rapid sank der Besuch in den meisten Theater und vielfach verschlang der Krach was die Flammen verschont hatten. Die Frage nach den Ursachen des Ringtheaterbrandes brachte die Gründe ans Licht warum die Katastrophe einen so furchtbaren Verlauf genommen und zeigte wie schon bei Errichtung von Theatergebäuden auf derartige Eventualitäten die erdenkliche Rücksicht genommen werden müsse.

Eine absolute Feuersicherheit wird sich bei Theatern niemals erreichen lassen, weil die Notwendigkeit der Anhäufung leichtbrennbarer Stoffe voraussichtlich bestehen bleiben wird. Ebensowenig ist die Unvorsichtigkeit auszurotten, welche trotz dieser gefährlichen Stoffe leichtsinnig mit dem Feuer umgeht; kaum die Zugluft, die in allen Theatern herrscht und den Funken zu Flammen anfacht, kaum der Staub, der wie ein Schwefelfaden, die züngelnden Flammen von einem Objekte zum anderen fortleitet. Dagegen lassen sich Maßnahmen treffen, den ausbrechenden Brand dauernd oder doch so lange zu lokalisieren, bis das Haus geleert ist, Maßnahmen, dieser Leerung allen Vorschub zu leisten, und die Möglichkeiten des Brandes selbst zu beschränken.

Es ist eine eigentümliche Erfahrung auf theatralischem Gebiete, daß von allen technischen Fortschritten gerade das Theater in diesen

[1]) Vergleiche Band 1, Heft 2 dieser Zeitschrift.

Dingen verhältnismäßig sehr wenig profitiert hat. Bei glänzender Prachtentfaltung der Gebäude nach außen, ist die Einrichtung des Bühnenhauses, wenn auch größer und komplizierter geworden, doch unverhältnismäßig wenig fortgeschritten. Wer dagegen etwa einwenden möchte,

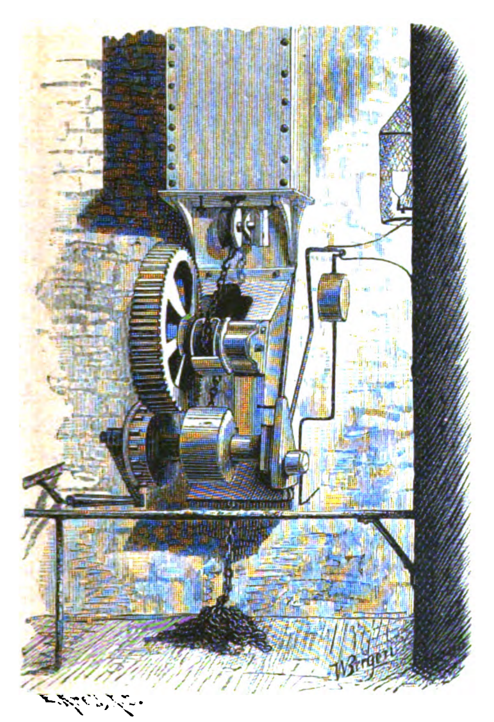


Fig. 2. Windevorrichtung zum Schutzvorhang.

daß unsere Maschinisten wirkliche Zauberkünstler seien, dem kann, ohne diese Thatsache selbst zu bestreiten, entgegengehalten werden, daß man höchst Wunderbares in theatralischen Darstellungen schon vor mehreren hundert Jahren leistete. Bereits die Geschichte der Mysterienbühne erzählt von den Wundern der Bühnenwelt, die alle Achtung verdienen, und welche Ueberraschungen brachten dann die Opernhäuser und die Hofbühnen! — Trotzdem die Eisenkonstruktion in der modernen Baukunst einen so breiten Raum eingenommen hat, das Bühnenhaus hat des alten Holzwerkes nicht entraten können, das morsch und ausgedörrt meist die erste Nahrung bietet für das Feuer, welches das Haus verzehrt. Zu seiner Sicherung und der der Dekorationen ꝛc., ist in erster Linie die Imprägnierung mit Chemikalien empfohlen worden, welche nur ein Verkohlen der mit ihnen behandelten Gegenstände, aber kein eigentliches Brennen zulassen (Asbest, Alaun, schwefelsaures Ammoniak, Wasserglas, borsaure Kalkerde ꝛc.). Aber abgesehen davon, daß sich der feuersichere Anstrich nicht immer sehr haltbar bewies, hat er auch der Malerei der Dekorationen geschadet und, indem er sich ablöste und die Luft mit seinen Teilchen erfüllte, Reizungen der Atmungsorgane der Darsteller herbeigeführt. Ist nun auch die Imprägnierung durchaus nicht zu verwerfen, umsoweniger als sich dieselbe mit der Zeit stets vervollkommnen wird, so ist die wichtigste Sicherung gegen große Feuersgefahren, die schon erwähnte Lokalisierung des Brandes und die Abführung der giftigen Gase, welche sich durch Verbrennen der Dekorationsstücke entwickeln und in Wien die meisten Opfer gefordert haben. Die bekannteste Vorrichtung, um diese Lokalisierung zu ermöglichen, ist der sogenannte eiserne Vorhang, welcher die große Oeffnung zwischen Zuschauerraum und Bühne absperrt. Derselbe ist jetzt meist obligatorisch bei den Bühnen eingeführt; er besteht entweder aus plattem oder gewelltem Blech, oder aber aus einem Drahtgeflecht (Drahtkurtine). Das gewellte Blech soll den Vorzug haben, durch vergrößerte Luftcirkulation der Widerstandsfähigkeit des Vorhangs eine längere Dauer zu geben; die Drahtkurtine hat den Nachteil, daß sie nicht nur dem Rauch Durchtritt gewährt, sondern auch den grauenerregenden Anblick des Brandes dem Publikum nicht verbirgt. Dieses Verbergen ist aber ein wichtiger Vorzug des eisernen Vorhangs, weil es die Panik, die das Unglück stets verschlimmern wird, weniger leicht entstehen läßt. Die durch den eisernen Vorhang bewirkte Absperrung muß sich jedoch auch auf alle anderen Oeffnungen beziehen, die eine Verbindung des Bühnenhauses mit dem Zuschauerraum herstellen, der Vorhang selbst aber so eingerichtet sein, daß er sich von einer Stelle aus dirigieren läßt, die dem Feuer möglichst schwer zugänglich ist. Von den Vorrichtungen zum Handhaben des außerordentlich schweren Vorhangs geben die Figuren 2 und 3 ein deutliches Bild.

Den eisernen Vorhang konnte man meist in allen älteren Theatern anbringen, dagegen läßt sich wohl nur bei Neubauten, schon wegen des Raums die Idee ausführen, die Bühne in ihrer vollen Höhe mit einem feuersicheren Gang

zu umgeben, so daß eine Art Esse gebildet wird, in die man von außen durch angebrachte kleine Oeffnungen Wasser einführen kann. Der Abfuhr der Gase soll ein über der Bühne anzubringender schlotartiger Aufsatz dienen, der für gewöhnlich durch eine Klappe geschlossen ist, die im Brandfall nur geöffnet zu werden braucht, um den schädlichen Dünsten freien Abzug zu gewähren. Der Löscheinrichtungen gibt es verschiedene; am einfachsten sind die sog. Wasserpfosten, Ausflußröhren, welche mit entsprechenden Wasserreservoirs in Verbindung stehen. Während der Vorstellungen sind am Ende der Ausflußröhren Schläuche angeschraubt, so daß die wachhabende Feuerwehr nur den Hahn zu öffnen braucht, um einen kräftigen Strahl auf die Stelle des Brandes zu senden. Sehr gerühmt wird das von dem jetzigen Münchener Hoftheater-Maschinisten Bormuth-Lautenschlager eingeführte sog. Berieselungssystem, welches aus einem System von durchbohrten Röhren besteht,

Fig. 3. Obere Maschinerie des eisernen Vorhangs.

die oberhalb des Schnürbodens angebracht sind und die im Bedarfsfall mit Wasser aus den Reservoirs gespeist werden können. Auf solche Weise läßt sich ein starker Sprühregen erzielen, der je nach Bedarf geteilt oder für die ganze Bühne in Anwendung zu bringen ist. Wie alles, hat natürlich auch das Berieselungssystem seine Schattenseiten, indem es oft mehr durch Wasser verdirbt, als vielleicht durch Feuer vernichtet worden wäre. Ja selbst der eiserne Vorhang hat sich Angriffe gefallen lassen müssen u. zw. von einem bedeutenden Fachmann, Herrn Brand, dem Sohn des verstorbenen Darmstädter Maschinisten. Feuerpfosten bieten jedenfalls in den meisten Fällen die größte Sicherheit, besonders wenn sie, wie in der Wiener Oper, in einem eignen eingewölbten Gang neben der Bühne angebracht sind, so daß die Bedienung vor Flamme und Hitze geschützt ist. — Ist durch solche und ähnliche Vorrichtungen die Möglichkeit des raschen Umsichgreifens des Brandes verhindert, so muß auch der Bau des Zuschauerraums auf Sicherung des Publi-

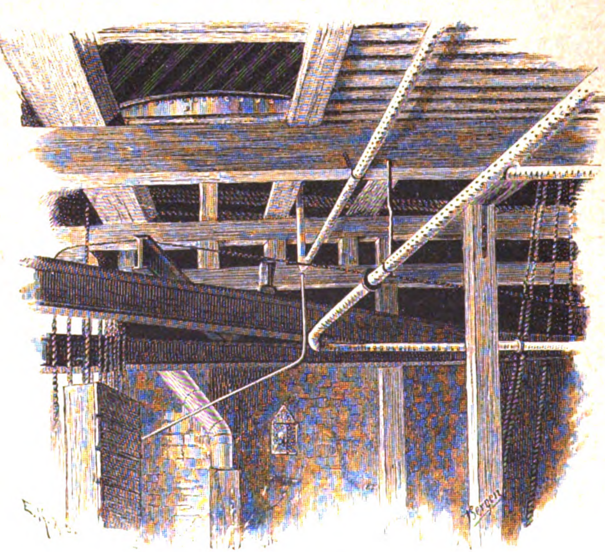


Fig. 4. Wasserreservoir und Berieselungsrohre.

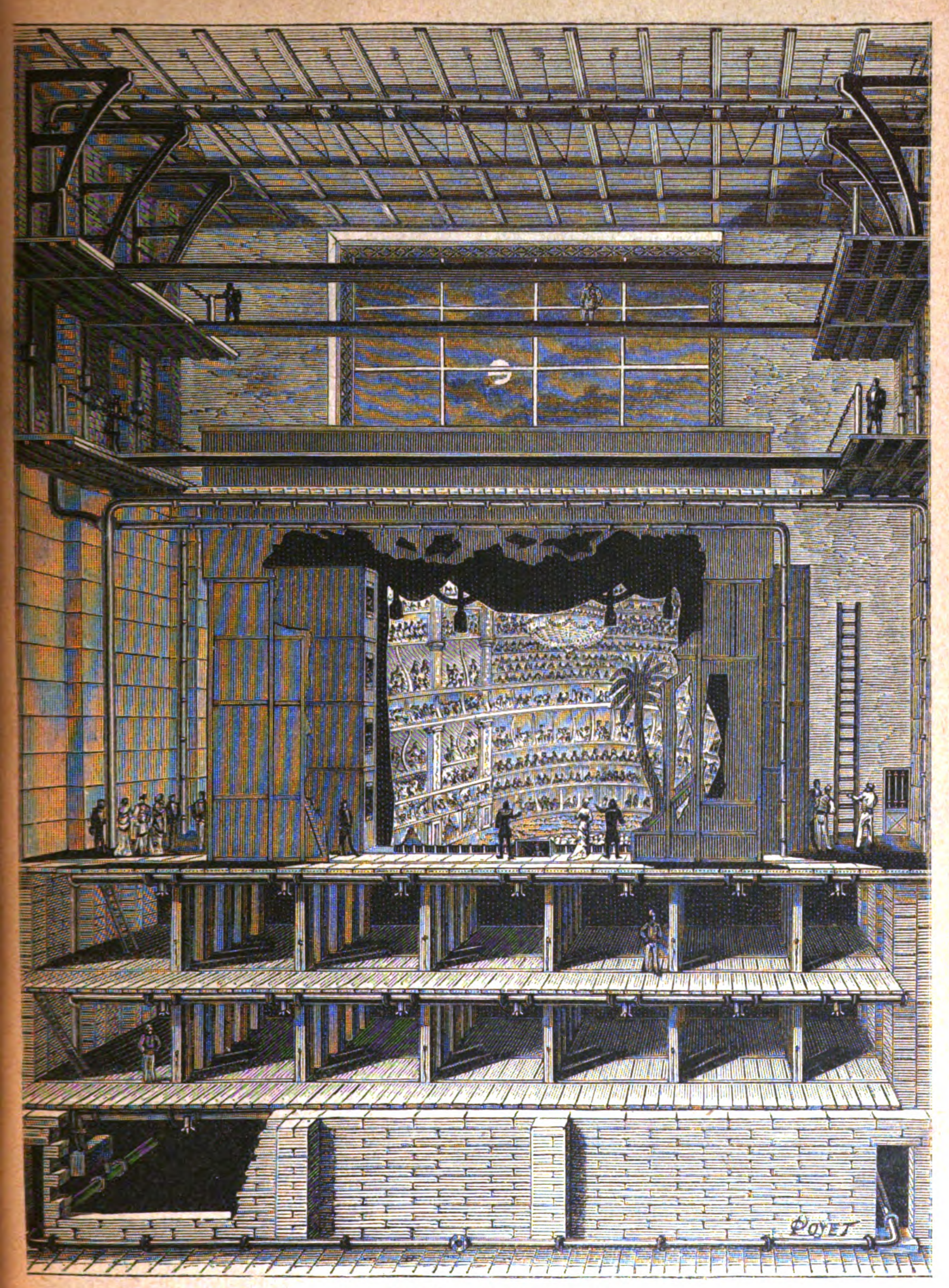


Fig. 5. Maximsches Röhrensystem. (S. 64.)

tums angelegt sein. Hierzu ist nötig, daß das Theater möglichst frei stehe, isoliert von anderen Häusern und erbaut aus feuerfestem Materiale; die Gänge eingewölbt, Stufen außer bei den

Treppen vermieden. Die Thüren sollten sich schieben, statt klappen, wo letzteres aber der Fall, sich stets nach außen öffnen; besondere, durch Aufschriften deutlich kennbar gemachte Notthüren der Entleerung des Zuschauerraums möglichen Vorschub leisten. Von höchster Wichtigkeit ist, daß jeder Teil des Zuschauerraums seine gesonderte Treppe hat, die auf direktem Weg ins Freie führt und mit Anhaltestangen versehen ist. Nicht weniger wichtig ist das Vorhandensein von Notlampen, die mit Oel gespeist werden und Licht spenden, wenn etwa das Gas durch Absicht oder Zufall abgesperrt wird. Der Mangel an Licht war es ja in erster Linie, der in Wien so entsetzliche Folgen hatte. Zu allen diesen Vorsichtsmaßregeln muß natürlich auch die der ununterbrochenen Bewachung des Hauses treten. Feuerwächter haben Tag und Nacht die Runde durch das Gebäude zu machen, um jede drohende Gefahr sofort signalisieren zu können. Ist durch alles das die Möglichkeit des Brandes beschränkt, so wird, wenn nur das Publikum seine Fassung behält, von den Zuschauern niemand zu Schaden kommen. Deshalb kann es nicht oft genug gesagt werden und sei auch an dieser weitgesehenen Stelle nachdrücklich und dringend wiederholt: es möge niemand im Falle eines Theaterbrandes die Geistesgegenwart verlieren, sondern ruhig und ohne Ueberstürzung dem Ausgange zutrachten. Befolgt das ein jeder, so ist der Sicherheit Aller gewährleistet. Wer aber durch Stellung oder Gunst der Verhältnisse eine besondere Stelle

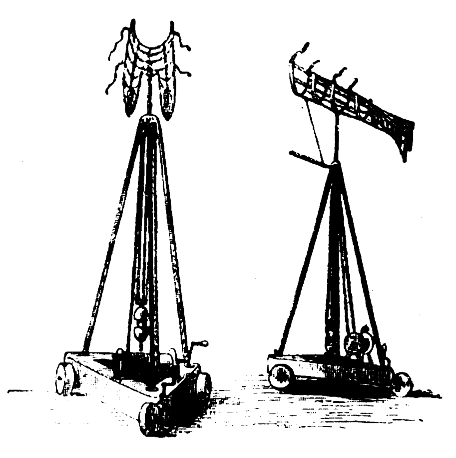


Fig. 6. Schwimmwagen der Rheintöchter (Ring des Nibelungen). (S. 66.)

einnimmt, der benütze sie in diesem Falle, wie der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, durch treues Aushalten, denn das Beispiel wirkt in solchen Fällen doppelt. — Ein Herr Maxim hat noch den Vorschlag zu einem automatischen Feuerlöschapparat gemacht, wie ihn Fig. 5 zeigt. Hierbei ist im ganzen Bühnenhaus ein weit verzweigtes System von Wasserleitungsröhren angebracht, deren zahlreiche Ausflußöffnungen sich im Falle eines Brandes von selbst öffnen und reichliche Mengen Wasser ausströmen lassen. Die Ver-

Fig. 7. Rheingold, 1. Akt. (S. 65.)

wendung der Elektricität zur Oeffnung der Hähne ist dabei der rein mechanischer Kräfte vorzuziehen. Doch sind diese und andere, dem Maximschen ähnliche Vorschläge nicht zur Ausführung gelangt.

Zu den Reformatoren im theatertechnischen Sinne gehörte u. a. namentlich Richard Wagner, der in seinem Festspielhaus zu Bayreuth nicht allein dem Zuschauerraum wieder zu edler Simplicität verholfen hat, sondern auch auf der Bühne eine Reihe neuer origineller Maschinen &c. in Anwendung brachte. Namentlich begann er auch den großen Lichteffekten ihre Gefährlichkeiten zu nehmen, indem er statt wirklichem Feuer stark beleuchtete Wasserdämpfe anwendete. Solches geschah bei dem großen Festspiel im Jahre 1876, welches in mehrfacher Folge das große trilogische Musikdrama „Der Ring des Nibelungen" einem Publikum der verschiedensten Länder zur Anschauung brachte. Wer jene Abende miterlebt, dem wird noch deutlich das zauberhafte Bild in Erinnerung sein, welches gleich die ersten Scenen boten: die Tiefe des Rheins, mit dem weithin strahlenden Rheingold, umschwommen von den lieblichen Rheintöchtern Woglinde, Wellgunde und Wallraute. Ein bewunderndes Staunen ging durch die Reihen und wer den Schlüssel zu diesem Wunder der Bühnenwelt nicht schon besessen, wußte es sich nicht zu erklären. Und doch wurde



Fig. 8. Frontstücke der Wandeldekoration. (S. 69.)

Fig. 9. Wandeldekoration im Parsifal (1. Akt). (S. 69.)

Fig. 10. Verwandlung von Klingsors Zaubergarten im Parsifal (2. Akt). (S. 69.)

es mit den einfachsten Mitteln erreicht, welche die Zeichnungen unseres Künstlers deutlich verraten. Fig. 7 vergegenwärtigt uns die Scene von hinten gesehen: in der Mitte das Rheingold, zu beiden Seiten die Rheintöchter, links im Hintergrund der Zwerg Alberich zu dessen Raub des Rheingoldes bereits der Aufstieg hinter dem Felsen angebracht ist. Das wellige Terrain im Hintergrund stellt den Boden des Rheins dar und dient zugleich dazu, den dreieckigen Schwimmwagen zu verbergen, auf dessen panzerartigem Gestell die Rheintöchter festgeschnallt sind. Die eigentliche Fortbewegung des Wagens geschieht durch dessen Fortrollen, das Auf- und Niedersteigen durch das Auf- oder Niederwinden des Tragegestells, die Schwimmbewegungen durch eine ebenfalls von unten geleitete Scharnierbewegung des Gestells. Die Gesamtansicht der Scene zeigt zugleich den Apparat mittels welchem einzelne Objekte (hier also das Rheingold) so beleuchtet werden, als ob das Licht von ihnen selbst ausginge. In gleicher Weise wird z. B. die Erscheinung von Hamlets Vater beleuchtet, dann auch der Samiel im Freischütz, der sogar häufig unter seinen Augen kleine Staniolplättchen anbringt, um durch den Reflex des Lichtes den Augensternen ein blitzendes Feuer zu verleihen.

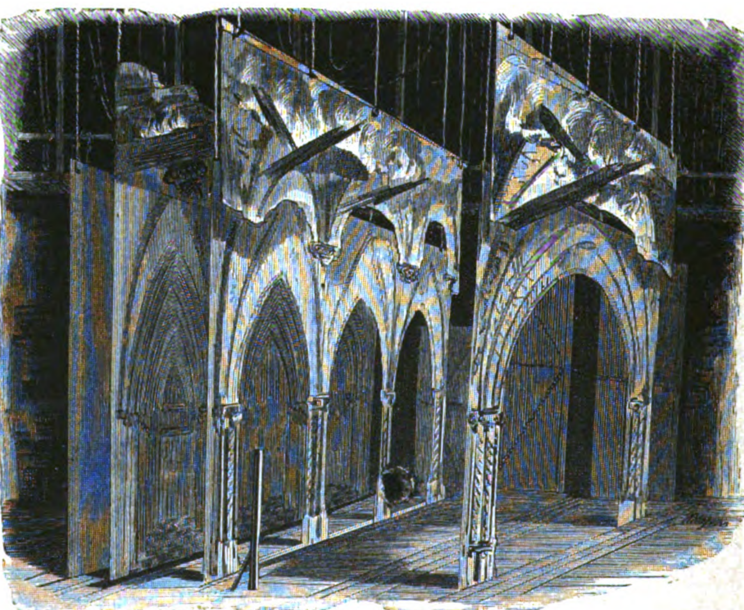


Fig. 11. Einsturzdekoration im Propheten (5. Akt). (S. 70.)

Soll die Täuschung gelingen, so muß natürlich der Lichtstrahl allen Bewegungen des beleuchteten Objekts folgen, was eben nicht immer geschieht.

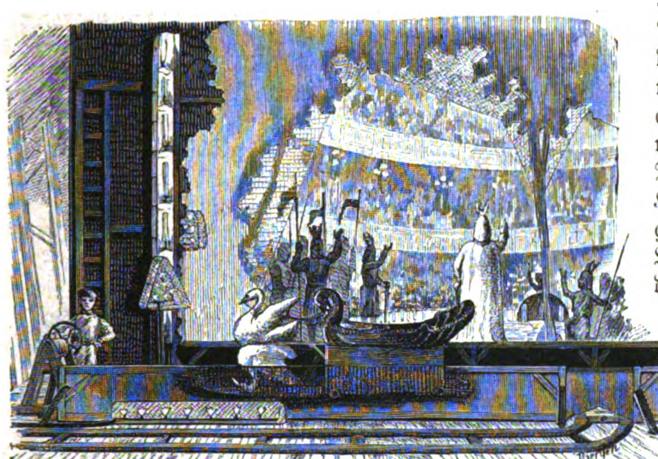


Fig. 12. Ankunft Lohengrins (1. Akt). (S. 71.)

Zwei sehr gelungene dekorativ-technische Effekte waren auch dem Zuschauerkreis der Aufführungen des Parsifal im vorigen Jahre zu sehen beschieden, wobei überhaupt die scenische Kunst einen Sieg feierte, der selbst von ersten Fachblättern, wie Lützows Kunstzeitschrift als solcher anerkannt und in der glänzendsten Weise besprochen wurde. Die Frage kann freilich entstehen und ist auch aufgeworfen

Fig. 13. Feuer zur Zauberflöte. (S. 73.)

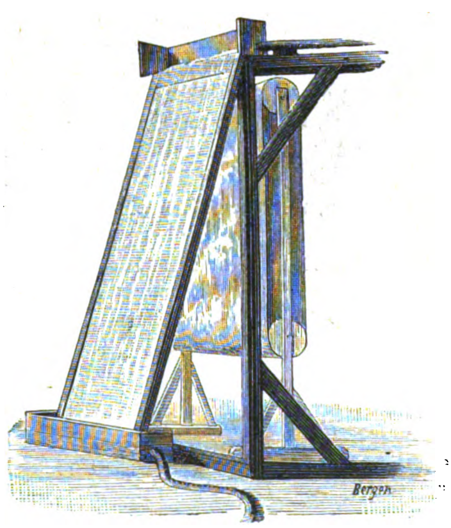


Fig. 14. Wasserfall. (S. 72.)

worden, ob es denn wirklich der Entzweck der Bühneneinrichtung sei pomphafte Ausstattungen vorzuführen, oder ob die Bühne nur den Zweck habe den Ort der Handlung *anzudeuten*. Die entgültige Entscheidung dieser Frage wird schwerlich jemals mit Einstimmigkeit herbeigeführt werden. Schreiber dieses entscheidet sich (freilich durchaus unmaßgeblicher Meinung) dafür, daß das Ausstattungsstück als solches entschieden zu verwerfen sei. Die Dichtung muß die Hauptsache bleiben, gerade wie in der Litteratur, wo auch dem Wort unter allen Umständen die Herrschaft gebührt. Eine roh dramatisierte Odysse mit brillanten landschaftlichen Dekorationen, die fabelhafte Reise eines Julius Verneschen Helden sind keine Vorwürfe für das Theater, sie erniedrigen es zur Schaubude und nun gar, wenn die Herren Direktoren in den Zeitungen ihren Zuschauern vorrechnen, wie viele Mark die Ausstattung verschlungen hat, daß so und so viele Ellen Seide, Samt und was weiß ich verwendet wurden, daß hunderte von Schneider Tag und

Nacht thätig waren und was die bekannten Reklamestöße mehr sind. Aber daß sich auch das Bühnenbild zu einer Kunstleistung verwandeln

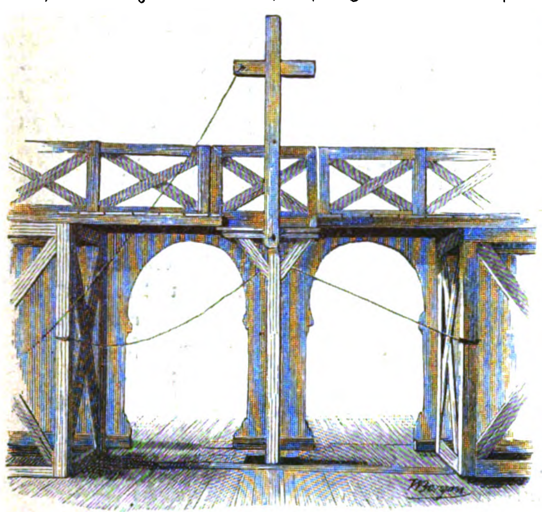


Fig. 15. Einsturzbrücke. (S. 70.)

läßt, haben Meister der scenischen Kunst bewiesen und der englische Tragöde Irving hatte recht bei seinen glanzvollen Aufführungen Shakespear'sche Dramen in der Ankündigung zu sagen, Shakespeare, derselbe Shakespeare, der mit simplen beschriebenen Brettern, welche den Ort der Handlung anzeigten (daher Bretter, die die Welt bedeuten), operieren mußte, würde heute gleicherweise alle Wunder der Bühnenwelt wirken lassen. Wir sind ja selbst alle anspruchsvoller geworden, wenn das Wort geschmackreicher zu prätentiös klingt, wir sind der altväterischen Einrichtung überdrüssig, wir streben Harmonie

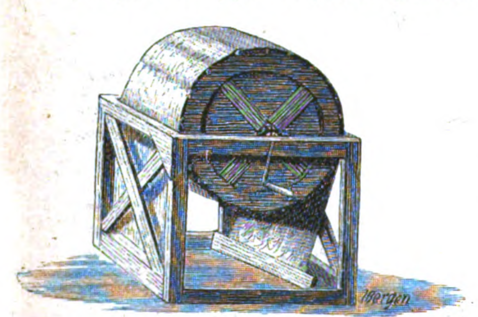


Fig. 16. Windtrommel. (S. 72.)

der Farben und der Formen in unserer Häuslichkeit an und arbeiten durch Dämpfung des Lichtes, durch Ausnützung von Unebenheiten in unseren Räumen u. dgl. auf malerische Wirkung hin. Der Sinn für historische Wahrheit ist uns in weitem Maße geöffnet worden und auf der Bühne sollten wir uns begnügen, die starre kalte Dekoration der früheren Jahrzehnte zu sehen, diese steifleinenen Stuben, in der einst Iffland und Schröder, ja selbst noch Scribe und die modernen Dramatiker ihr Wesen trieben, jene herkömmlichen Rittersäle, die sich unverfälscht kaum in den Neuruppiner Bilderbogen erhalten haben, jene Wälder mit baumschulenartiger Regelmäßigkeit oder jene Parks, in denen hinten ein Schloß sichtbar wird, vorn zwei Moosbänke und in der Mitte aus giftiggrünem Rasen eine Fontaine hervorspringt? Nun, diese Zeit ist vorbei und es ist gut, daß sie vorbei ist. Die Meininger haben uns bewiesen, was sich hier Schönes erreichen läßt, die Scene, wurde durch sie zum harmonischen Bild, in dessen Rahmen die Handlung viel bedeutungsvoller und zweckentsprechender sich abspielt. Natur ist ja unser

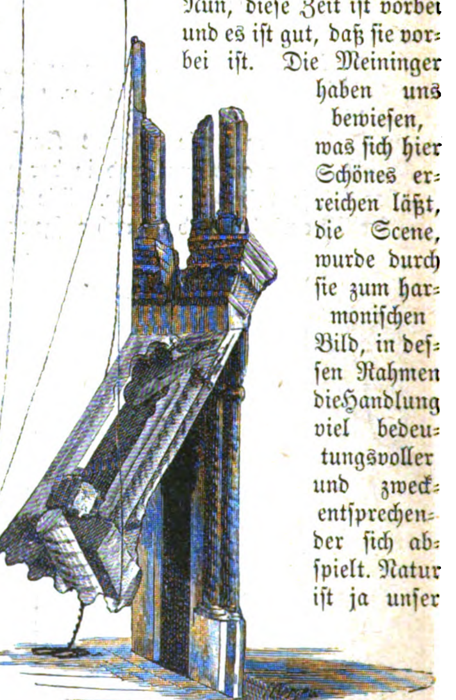


Fig. 17. In Ruine zu verwandelndes Haus. (S. 70.)

Ziel und ein echter Realismus unser Streben. Gewiß auch ist es ein schöner und erhabener Gedanke, der Künste Vielheit sich zu einer Einheit verbunden zu sehen, gruppiert um das Eine und Höchste, was der Mensch hervorgebracht: um die Dichtung, um das schöne Wort. Noch sind nur Anläufe gemacht, noch ist der letzte, der Gipfelpunkt nicht erreicht, sollen wir

aber darum die Hoffnung aufgeben, daß er jemals erreicht werde? Doch zurück von dieser Ausschweifung aus dem Allgemeinen ins Besondere, hinter die Coulissen des Bayreuther Theaters, wo eben Gurnemanz und Parsifal sich anschicken, den Weg zur Gralsburg anzutreten. Langsam schreiten sie voran und wir mit ihnen, dichter und dichter wird das Baumwerk, Felsen stellen sich in den Weg und knorriges Astwerk, an massigen Trümmern gewaltiger Bauten geht's vorbei, bis ein Felsenthor die beiden Wanderer einschließt und vor unseren Blicken verbirgt. Dann geht es aufwärts durch gemauerte Gänge, anwachsendes und abnehmendes Glockengeläute dringt an das Ohr, und endlich ist der Gralstempel erreicht, aus dessen Kuppel nun feierliches Geläute stark herniedertönt. Die Täuschung des Fortschreitens — denn in Wahrheit war es nur ein schrittartiges Sichbewegen auf ein und derselben Stelle — die Veränderung des Raumes wurde durch eine Vorrichtung erzielt, die in der Sprache der Theatertechniker Wandeldekoration heißt. Unser Zeichner hat in Figur 9 dem Leser die Möglichkeit gegeben, die sehr einfache Vorrichtung sogleich zu erfassen. Allerdings zeigt die Figur nur den hintern Teil der Bühne; auf dem vordern befinden sich Frontstücke wie die in Figur 8, um das Terrain uneben erscheinen zu lassen und den Blicken der Zuschauer die Möglichkeit zu nehmen, den feststehenden Boden der Bühnen zu sehen. Wie zu ersehen, schlingen sich die beiden großen Dekorationen um Walzen, durch deren Drehung eine Fortbewegung der auf Leinwand gemalten Bilder erfolgt. Die hintere Dekoration scheint um so entfernter, je langsamer sie sich im Verhältnis zu der vorderen bewegt. Der hierdurch erzielte Effekt wird wohl jedem von der Eisenbahnfahrt her bekannt sein, bei der auch die entfernte Landschaft sich ungleich langsamer fortzubewegen scheint, als die unmittelbar neben dem Zuge befindliche. Die Wandeldekoration ist übrigens durchaus nichts neues, sie wurde schon im ersten Viertel dieses Jahrhunderts in London und Paris angewendet, dann in Deutschland von Mühldorfer vervollkommnet. Hier wandte man sie u. a. bei einer Aufführung der Oper „Feensee“ an und führte durch sie die Rheinufer von Teufelshöhe bei Andernach bis Köln vor. Der Held der Oper saß dabei in einem schaukelnden Kahne, so daß es den Anschein hatte, als fahre er den Fluß hinab. Eine durchgehends von oben nach unten und umgekehrt sich bewegende Wandeldekoration kommt u. a. im „Ring des Nibelungen“ vor. Vieles Aufsehen machte bei der Parsifalaufführung die Verwandlung des Zaubergartens Klingsors, zu welchem der Zeichner in Figur 10 eine Skizze gegeben hat. Die Bühne ist gefüllt mit tropischer Blumenpracht und üppigster Vegetation, die sich über die ganze

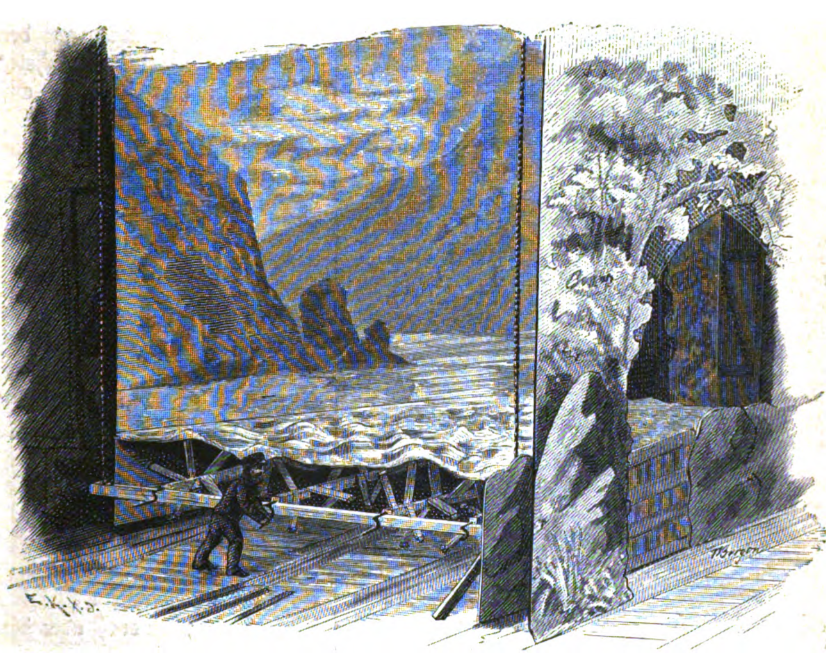
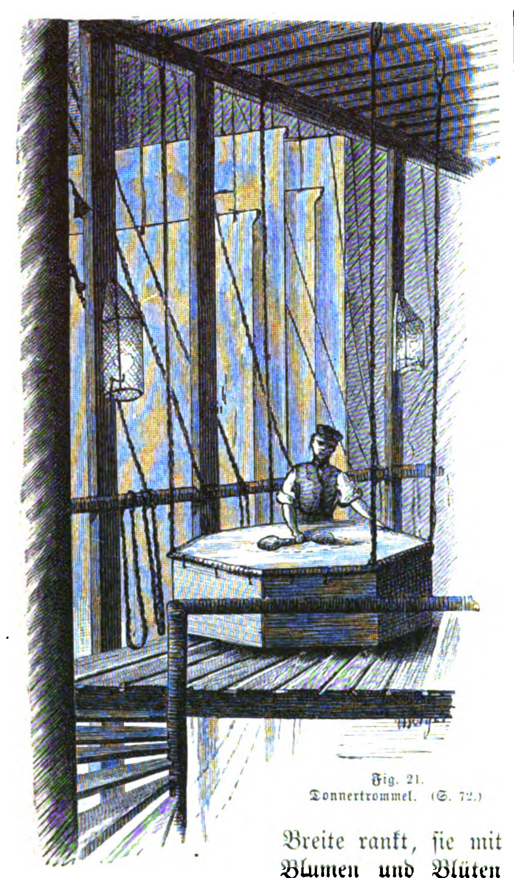
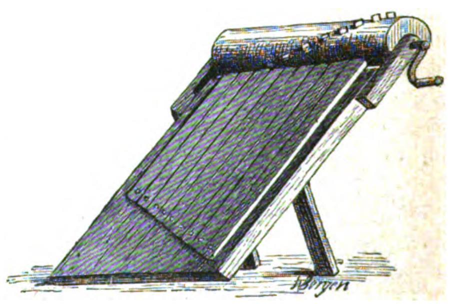


Fig. 18. Mechanische Wellenbewegung des Wassers. (S. 72.)


Fig. 21. Donnertrommel. (S. 72.)

Breite rankt, sie mit Blumen und Blüten erfüllend. Nach dem Hintergrunde zu grenzt sich der Garten durch die Zinne der Burgmauer ab, seitwärts wird der in arabischem Stil ausgeführte Schloßbau mit Terrassen sichtbar. Wenn dann im Verlaufe der Handlung Parsifal den heiligen Speer von Klingsor zurückerobert und ihm im Zeichen des Kreuzes über seinem Haupte schwingt mit den Worten „Wie die Wunde erschließe, die mit ihm du schlugest, in Trauer und Trümmer stürz' er die trügende Pracht!" verfällt das Schloß, die Blumen welken, der Garten wird zur Einöde. Aus der Zeichnung ist ersichtlich, wie das obere Stück des rechts stehenden Tempels herabgezogen werden kann und das übrig Bleibende zertrümmert erscheint. Die Blumen und das Geranke, welches die Bühne in der Mitte erfüllen, werden mit äußerster Schnelligkeit nach oben gezogen, von wo man verdorrte Blumen 2c. herabfallen läßt; die Blüten und Blätter an den Sträuchern werden gelöst und fallen so ebenfalls zu Boden, das traurige Bild des Ganzen vollendend. Der Vorgang bei der Verwandlung des in Trümmer zerfallenden Schlosses wird deutlich erklärt durch Figur 17. Lichteffekte thun in solchen Fällen in der Regel noch das ihrige dazu, um die Täuschung vollständig zu machen, dürfen aber nicht zu grell angewendet werden, da sie sonst den Mangel der Körperlichkeit der Dekoration und die grobe Malerei den Zuschauern verraten. In sehr instruktiver Weise veranschaulicht Figur 11 einen Einsturz und Brand, zu dem das Vorbild der Meyerbeersche „Prophete" gegeben hat. Man sieht hier sogleich, auf welche Weise die Worte des Chors „Schon stürzt das Haus zusammen" illustriert werden sollen. Es genügt die drei von oben hängenden Soffitten über die Bogen herabgelassen, um das Ganze in ein Trümmerfeld zu verwandeln aus dem nur noch die Säulen hervorragen. Aehnlicher Einrichtungen wird sich der theaterbesuchende Leser z. B. aus der Oper „Mignon" (2. Akt, Finale) von Ambroise Thomas, auch Kleists Ritterschauspiel „Das Käthchen von Heilbronn" (3. Akt, 13. Auftritt) u. a. erinnern. Eine Einsturzbrücke zeigt Fig. 15. Das Mittelstück der Brücke kann durch die Versenkung abwärts bewegt werden und die einzelnen Teile lassen sich durch Schnüre niederziehen. Abgesehen von ganz modernen Ausstattungsstücken, bei denen oft das Tollste möglich gemacht wird, ist einer der berühmtesten Brückeneinstürze, der in Meyerbeers „Dinorah oder die Wallfahrt nach Ploërmel". Dinorah überschreitet dort eine ziemlich hohe Brücke und stürzt, in der Mitte


Fig. 22. Krachmaschine.

angekommen, in die Tiefe. Der Sturz ist gar nicht gefährlich, doch aber so unangenehm, daß es viele Sängerinnen der Partie vorgezogen haben, eine Choristin mit der Ausführung dieses Teils ihrer Rolle zu betrauen. Im allgemei-

nen kann man hierbei und bei vielen anderen Maschinerieen des Theaters immer wieder erkennen, mit wie verhältnismäßig geringen Mit-

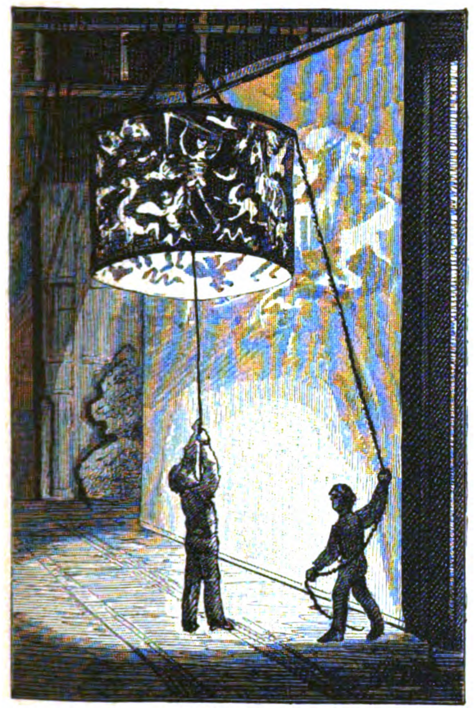


Fig. 19. Das wilde Heer im Freischütz. (S. 73.)

teln große Bühneneffekte erzielt werden. Wie wirkungsvoll ist es z. B. im ersten Akt des „Lohengrin", wo König Heinrich an den Ufern der Schelde bei Antwerpen Gericht hält über Elsa von Brabant, wenn sich aus der Ferne allmählich der Nachen nähert, der von einem Schwan gezogen wird, um den „gottgesandten Helden" zu bringen und dann der Schwan auf die Worte Lohengrins „Nun sei bedankt mein lieber Schwan, zieh' durch die weite Flut zurück" den Nachen wendet und stromaufwärts zieht; und doch wie unendlich einfach ist die Maschinerie zu diesem Effekt, wie sie Fig. 12 darstellt! Der Nachen ruht auf einem Wagen, der auf Schienen fortbewegt wird. Der breite Streifen, der quer über die Bühne läuft, ist eine sog. Wasserbahn, ein mit Wellen bemalter Leinwandstreifen, der nach der linken Seite zu dem Schein der dahinter brennenden Lichter Durchlaß gewährt, so daß der Effekt des glitzernden Wassers erzeugt wird. Die Darstellung des Wassers gehört überhaupt zu den häufig wiederkehrenden Aufgaben des Maschinisten und kann auf sehr verschiedene Weise gelöst werden. Zunächst durch die eben erwähnten Wasserbahnen, die in entsprechenden Entfernungen parallel laufend über die ganze Bühne verteilt werden und so als eine vollständige Wasserfläche erscheinen. Gewöhnlich gibt man den Bahnen am oberen Rand die Form von Wellen, so daß, wenn die Wasserbahnen in einer untereinander entgegengesetzten Weise hin- und hergeschoben werden, die Wasserfläche bewegt erscheint. Derselbe Effekt läßt sich noch besser durch eine Reihe beweglicher einzelner Wellen erzielen. Seltener wird ein System sich nach vorn neigender Spiegelplatten mit dazwischen stehenden Setzstücken angewendet, obgleich die Wirkung eine sehr brillante ist. Die einzelnen Platten, welche den Hintergrund widerspiegeln, sind

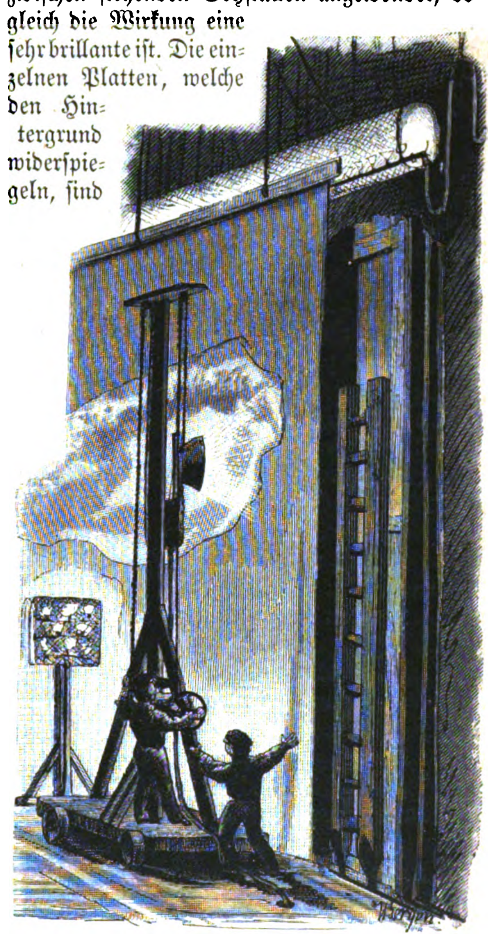


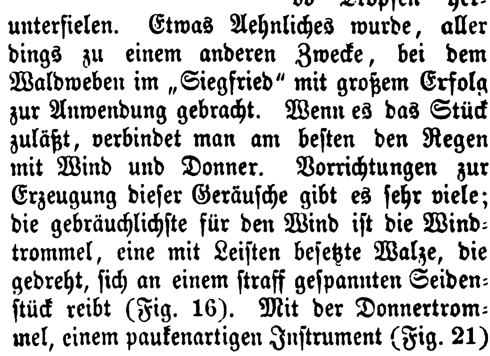
Fig. 20. Mondwagen. (S. 73.)

dabei immer durch Zwischenräume getrennt, die Gelegenheit zur Anbringung von Lampen bieten. Viel einfacher ist die Vorrichtung zur Darstellung

einer sturmbewegten See. Es genügt dazu ein entsprechend großes Leinwandtuch, welches wasserfarbig bemalt und über die Bühne ausgebreitet wird. Kriechen dann Jungen unter demselben auf allen Vieren rascher oder langsamer hin und her, so ist die Täuschung bewegten Wassers vollkommen. Natürlich darf es dem Direktor nicht gehen, wie jenem Bühnenpascha, der seine Arbeiter nicht besoldet hatte und nun erleben mußte, daß sie beim Aufziehen des Vorhangs ihre kriechende Thätigkeit unter dem Leinwandlappen so lang einstellten, bis er bindende Versprechungen gemacht hatte. Eine sehr leicht herzustellende Vorrichtung, wie sie Fig. 18 zeigt, macht es übrigens dem Bühnenleiter möglich, sich vor einer solcher Strike zu bewahren. Wasserfälle lassen sich mittels bemalter Leinwandstreifen andeuten, die mit ihrem Ende zusammengenäht (Wassersäcke), über Walzen laufen und ununterbrochen abwärts bewegt werden. Die Wirkung wird noch durch einzelne transparente Stellen, an denen Licht durchscheint, erhöht, ebenso dadurch, daß man vor der Leinwand und in ihrer voller Breite wirkliches Wasser niederlaufen läßt, wie es Fig. 14 zeigt. Wo die ganze Bühne von durchsichtigem Wasser erfüllt sein muß, wie in der ersten Scene des Rheingold, bedient man sich mit Glück leicht bewegter, mit glitzernden Fäden durchsponnener Gaze. Plastische Schiffe ruhen meist auf Wagen und lassen sich auf diesen mittels einer Achse in schaukelnde Bewegung setzen (Fliegender Holländer). Nach dieser Richtung hin stellt besondere Anforderungen an den Maschinisten die Schiffsscene in der „Afrikanerin“, welche nicht allein die Darstellung eines vollständigen, im Durchschnitt gesehenen Schiffes, mit Kajüte, Verdeck und Takelwerk, sondern auch den Untergang des Schiffes notwendig macht. Sehr schwierig ist die Darstellung des Regens. In Fällen, wo dies nötig wird, beschränkt man sich zumeist auf Nachahmung des Geräusches, das der Regen verursacht, und dies geschieht entweder durch ein spiralförmiges Gestell, in dem man Erbsen herabrollen läßt, oder durch das Hin- und Herschütteln von Erbsen in einem Sieb, wohl auch durch Sand, welcher durch die rostartigen Unterschiede einer Büchse läuft. Wirkliches Wasser anzuwenden, hat große Nachteile und auch der Versuch mit einem Gazevorhang, in den Metallfäden eingesponnen sind, hat sich schlecht bewährt. Besser noch ist die Anwendung von Schatten, welche man über die Dekoration hingleiten läßt, was den Eindruck hervorruft, als ob Tropfen herunterfielen.



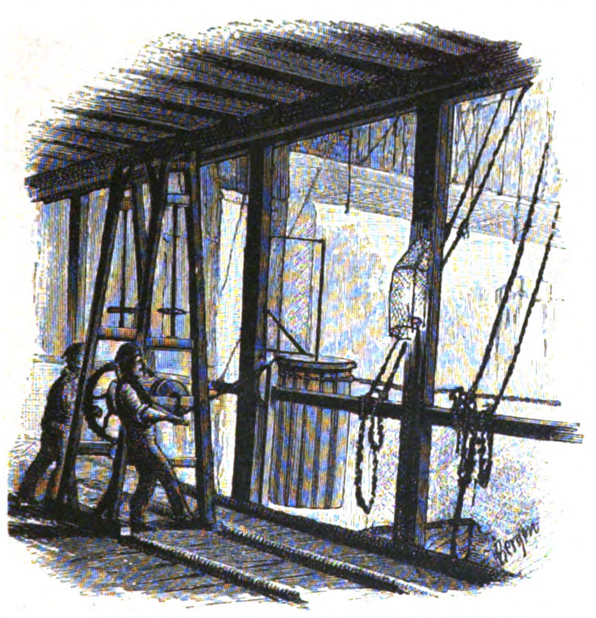
Fig. 23. Faust und Mephisto fahren auf dem Faß aus Auerbachs Keller.



Etwas Aehnliches wurde, allerdings zu einem anderen Zwecke, bei dem Waldweben im „Siegfried“ mit großem Erfolg zur Anwendung gebracht. Wenn es das Stück zuläßt, verbindet man am besten den Regen mit Wind und Donner. Vorrichtungen zur Erzeugung dieser Geräusche gibt es sehr viele; die gebräuchlichste für den Wind ist die Windtrommel, eine mit Leisten besetzte Walze, die gedreht, sich an einem straff gespannten Seidenstück reibt (Fig. 16). Mit der Donnertrommel, einem paukenartigen Instrument (Fig. 21)

läßt sich der Donner von einem geschickten Arbeiter gut nachahmen, während das eigentliche Krachen am besten mittels eines großen mit Querleisten benagelten Holzschlauch hervorgebracht wird durch den Kieselsteine, Gußstücke 2c. herabrollen. Daß sich schon die Alten einer Donnermaschine (Bronteum) bedienten, ist bekannt. Das Geräusch, welches beim Aufbrechen einer Thüre oder dergl. entsteht wird sehr natürlich durch ein den Kinderknarren ähnliches Instrument, die sogenannte Krachmaschine (Fig. 22) erzeugt.

Eher noch häufiger als Wassereffekte auf dem Theater sind Lichteffekte und groß die Skala von dem einfachen Wetterleuchten bis zu den strahlenden und funkelnden Apotheosen, mit denen verschiedene große Opern (z.B. „Fliegender Holländer“) abschließen. Das elektrische Licht, welches aller Voraussicht nach gerade in dem Theater bald das gefährlichere und Sauerstoff verzehrende Gaslicht verdrängen wird, dürfte hier eine große Revolution hervorrufen und hat es zum Teil bereits gethan. Früher blies man, um den Blitz darzustellen, Kolofonium durch eine Spirituslampe, heute läßt man eine Anzahl kleiner Gasflammen oder ein elektrisches Licht plötzlich aufleuchten, und erhellt damit zugleich, wo ein solches angewendet werden kann, ein zickzackartiges Transparent in der Dekoration. Die Meininger haben sich für das grelle Aufleuchten mit Erfolg eines Flöckchens Schießbaumwolle bedient, das abgebrannt wird. Den Einschlag sucht man durch einen entzündeten Feuerwerkskörper darzustellen, der an einem Draht nach dem Punkte, an dem das Einschlagen zu erfolgen hat, niederfährt. Wenn Geistererscheinungen auf optischem Wege dargestellt werden müssen, thut die Camera obscura gute Dienste, seltener wird die spiegelnde Glasplatte angewendet, wie sie bei jedem Bosco des Jahrmarkts zu sehen ist. Das wilde Heer im Freischütz läßt sich z. B. sehr gut durch die Camera obscura herstellen, eine andere Vorrichtung hierzu ist die in Fig. 19. abgebildete. Der Prospekt, hinter dem sich die Trommel bewegt, ist transparent und läßt so die grellleuchtenden Figuren, welche in der Trommel eingeschnitten sind, in vergrößertem Maßstabe durchscheinen. Aehnliche transparente Prospekte kommen zur Anwendung in Fällen, bei denen die Mondscheibe erscheinen muß. Die letztere ist in den meisten Fällen beweglich, so daß auch ein Fortschreiten stattfinden kann. Eine von den verschiedenen Vorrichtungen, die zur Erreichung dieses Effekts dienen, zeigt Fig. 20, die sich ebenso deutlich selbst erklärt wie Fig. 13. Auch bei dem von letzterer Fig. dargestellten Feuer spielt der (hier flammenartig bemalte) transparente Prospekt eine Rolle, während die unebenen, in verschiedenen Höhen angebrachten und sich drehenden Walzen das flüssige Feuer nachahmen, aus dem Dampf und Rauch emporsteigt. Viel seltener wie die Mondscheibe, kommt die Sonnenscheibe zur Darstellung. Wo dieses jedoch nötig ist, geschieht es am besten durch einen nach oben in immer lichteren Farben gemalten Prospekt, der mit der Abnahme dunklerer Töne in den Farben auch mehr und mehr transparent wird. Hinter diesem Prospekt wird dann ein elektrisches Licht mit starkem Reflektor aufgestellt und allmählich in die Höhe gehoben. Wird dann über dem Reflektor ein aus einzelnen Stäben zusammengesetztes trichterförmiges Gestell angebracht, das dem Licht vorn ungehinderten Durchbruch gewährt, es aber seitlich zwingt, seinen Weg


Fig. 24. Querzug über die Bühne von Wolkenprospekten.

durch die Zwischenräume der Stäbe zu nehmen, so werden auch die Strahlen (gebildet von dem Schatten der Stäbe) deutlich auf dem Prospekt erscheinen. Sowohl bei Sonnen- als beim Mondbild geht damit die Handhabung der übrigen Beleuchtung Hand in Hand, wobei nicht nur durch geringere oder vermehrte Lichtstärke, sondern auch durch verschiedene Färbung des Lichtes die Erscheinung von Mond und Sonne unterstützt wird.

Seltener angewendete Maschinerieen sind die sog. Flugwerke oder Flugmaschinen mittels welcher Personen und Sachen von oben herabgelassen, oder von der Bühne nach der Höhe emporgehoben werden. Früher, als noch Engel und überirdische Erscheinungen auf der Bühne heimisch waren, und das Zaubermärchen seine Verehrer hatte, kam der Flugwagen oft in Bewegung und brachte das Glück aus höheren Regionen auf diese jämmerliche Erde. Die meisten Flugwerke werden von oben dirigiert und haben hierzu die sog. Flugbahn zur Voraussetzung, die am besten aus Fig. 23 ersichtlich wird. Hier wo Mephisto und Faust auf dem Faß aus Auerbachs Keller hinausreiten, ist die Bewegung nicht allein eine solche von oben nach unten, sondern zugleich von links nach rechts. Wie man sieht, wird die Horizontalbewegung durch ein Gestell vermittelt, dessen eingefügten Rollen sich auf einer eisernen Schiene bewegen, die Bewegung nach oben durch Seile bewirkt, die über ein zweites Paar Rollen laufen. Die treibenden Kräfte der Flugwerke haben manchmal ihren Platz auf der Bühne, meistenteils aber auf den Galerieen, die innerhalb des Bühnenraums angebracht sind (Fig. 24) und auch sonst zur Handhabung der Prospekte 2c. den Platz hergeben. Die Fülle von Schnüren und Seilen, die nötig ist zur Bewegung der Prospekte, läuft über Rollen und Wellen, die direkt unter dem Dache des Hauses ihren Platz haben, auf dem sog. Schnürboden. (Fig. 25.) Dieser ist die letzte Station auf unserer Wanderung durch die Räume des Theaters von dessen Mysterien wir ein wenig den Schleier gelüftet haben — hoffentlich mit dem Beifall der schönen Leserinnen und freundlichen Leser.

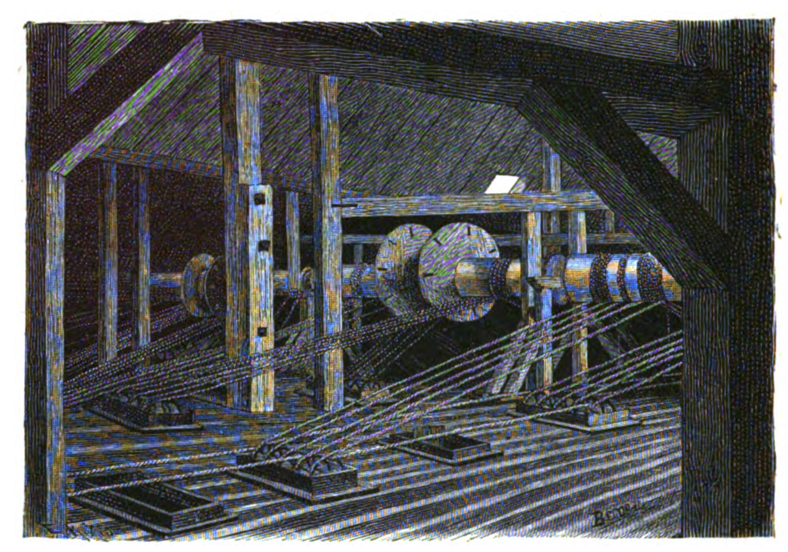


Fig. 25. Schnürboden.

Zur Bekämpfung der Krankheiten.

Pathologische Skizzen

von

Prof. Dr. Edwin Klebs.

(Fortsetzung.)

Die Krankheit wird in ihren ersten Anfängen leicht übersehen, da sie meist erst dann deutlicher in die Erscheinung tritt, wenn schwere Störungen innerer Organe, der Lungen, des Knochensystems, des Gehirns, sich entwickeln. Allein der pathologische Anatom hat oft Gelegenheit, diese Wege, welche die Krankheit im Innern des Organismus einschlägt, bis zu ihren Eintrittsstellen in denselben zurück zu verfolgen, und ich kann versichern, daß seit einer langen Reihe von Jahren, die ich dieser Frage gewid-

met habe, kein Semester vergangen ist, in dem ich nicht diese Verbreitungsart der Tuberkulose meinen Schülern habe demonstrieren können.

Indessen gibt es noch einen anderen Beweis dafür, daß hier nicht bloß vereinzelte Thatsachen vorliegen, welchen vielleicht durch die Vorliebe des einzelnen Menschen für einen bestimmten Gedanken eine zu hohe Wichtigkeit beigelegt wird, sondern daß es sich um die Grundursache der großen Mehrzahl aller Fälle von Tuberkulose handelt. Dieser Beweis wird durch die Thatsache geliefert, daß in allen denjenigen Ländern, in denen aus natürlichen Gründen keine Viehzucht getrieben werden kann, auch keine Tuberkulose vorkommt. Es gehören hierher die polaren Gegenden, welche nach dem übereinstimmenden Urteil aller Nordpolfahrer gänzlich von der Krankheit verschont sind. Aber auch weniger entlegene Gegenden bieten frappante Beispiele dar. So ist nach den Angaben vertrauenswürdiger Gewährsmänner in Norwegen der südwestliche Teil dieses Landes vollständig frei von Tuberkulose geblieben, bis englische Rindviehrassen daselbst eingeführt wurden. Besonders günstige Objekte für diese Untersuchung würden auch die Wüstenbewohner darbieten, doch ist zu bedauern, daß die zahlreichen Afrikareisenden diesem Gegenstande bis jetzt wenig Aufmerksamkeit gewidmet zu haben scheinen.

Endlich läßt sich auch noch die Frage erörtern, ob nicht bei dem Freibleiben mancher Berufsarten, wie z. B. der Seefahrer, die Art der Nahrung, welche den Genuß von den Produkten tuberkulöser Tiere ausschließt, eine höhere Bedeutung für die Immunität dieser Leute besitzt, als die allerdings heilsame, aber die Krankheit doch nicht ausschließende kräftige Bewegung derselben in frischer Luft. Sehen wir doch, daß die letzteren Faktoren keineswegs genügen, um die ackerbauenden Klassen vor der Krankheit zu bewahren.

Wenn nun auch die Verbreitung des tuberkulösen Prozesses nach manchen Richtungen hin noch in eingehenderer Weise studiert werden könnte, als dies bis jetzt der Fall ist, so kann es doch nach diesen vorliegenden Thatsachen nicht zweifelhaft sein, daß ein sehr großer Prozentsatz der Erkrankten den Krankheitskeim durch die Nahrung in sich aufnimmt. Wir werden daher die Mittel und Wege betrachten müssen, auf welchen dieser Verbreitungsart der Tuberkulose vorzubeugen ist.

Als Nahrungsmittel kommen vorzugsweise Fleisch und Milch in Betracht. Für das erstere treffen wir schon in älteren Sanitätsvorschriften Maßregeln an, welche einer Verbreitung des Fleisches kranker Tiere in freilich unvollkommener Weise zu begegnen suchen. Dasselbe, gewöhnlich als finniges Fleisch bezeichnet, wird noch in manchen schweizerischen Städten auf besonderen Fleischbänken verkauft, so daß wenigstens jeder, der für die Gesundheit seiner Familie Sorge trägt, in der Lage sein kann, eine Reihe von solchen Schädlichkeiten zu vermeiden. Allein in dem geringeren Preise, zu welchem solche Ware feilgeboten wird, liegt wieder ein großer Anreiz für das Erstehen derselben seitens der ärmeren Klassen und wird manchem Unterschleif Thür und Thor geöffnet zur Verbreitung solcher minderwertiger und schädlicher Ware.

Noch viel schwieriger ist die Frage zu beantworten, in welcher Weise die Milch tuberkulöser Kühe vom Gebrauch fern gehalten oder unschädlich gemacht werden kann. Es bestehen keine sichtbaren Kennzeichen solcher Milch, wie es auch an Mitteln fehlt, auf chemischem Wege ihre Verunreinigung zu erkennen. Schon die ersten Versuche, welche ich in den 60er Jahren publizierte, zeigten, daß die gewöhnliche Art der Kochung, wie sie vom dienenden Personal ausgeführt wird, nicht ausreicht, um die Tuberkelorganismen sicher zu töten. Zwar genügt hierzu nach den Mitteilungen von Koch bereits eine Temperatur von 52° C. (?), indessen ist es nicht leicht, größere Massen der Flüssigkeit längere Zeit hindurch, wie es nötig ist, auf dieser Höhe zu erhalten. Kleine Teilchen der Milch, welche den Gefäßen anhaften bleiben, können der Kochung gänzlich entgehen und die Absicht des Verfahrens wird dadurch vereitelt werden. Verschiedene Methoden sind angegeben worden, um diesen Uebelständen im häuslichen Gebrauche vorzubeugen. So beruht der Bertlingsche Kochapparat auf dem Princip der Cirkulation der siedenden Milch, in ähnlicher Weise, wie dieses bei den Dampfkochtöpfen geschieht, welche zum gründlichen Reinigen der Wäsche verwendet werden. Ich selbst habe vorgeschlagen, die zur Ernährung kleiner Kinder verwendete Milch während der ganzen Dauer ihres Gebrauchs in einem Art Wasserbade auf einer Temperatur von 60 — 70° zu erhalten, was mit sehr geringer Aufwendung von Brennmaterial möglich ist. Allein auch diese Methoden, welche an und für sich zweckmäßig sind, scheitern selbst in bes-

seren Familien an der Schwierigkeit, das Dienstpersonal an eine sorgfältige Verrichtung von etwas komplizierter Art zu gewöhnen.

Aussichtsreicher erscheint dagegen eine sorgfältige Auswahl und Vorbereitung der Milch, welche, im Großen geschehend, die Anwesenheit der Krankheitskeime verhütet oder die trotz aller Vorsicht vorhandenen vernichtet. Das erstere bezwecken die in größeren Städten zahlreich vorhandenen Milchanstalten, deren Tiere unter sorgfältiger ärztlicher Kontrolle stehen. Leider wird hierdurch der Preis des Produktes so verteuert, daß eine allgemeine Einführung solcher Milch unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht möglich ist. Dasselbe gilt auch für den Fall, daß Besitzer von größeren Landgütern in der Nähe von Städten ähnliche Einrichtungen treffen. So lange nur Einzelne derartige Vorsichtsmaßregeln einführen, werden die Kosten zu sehr gesteigert und wird im besten Fall nur den Reicheren der Bezug einer reinen Milch ermöglicht, die Hauptmasse des Volkes aber bleibt ihrem Schicksal überlassen.

In der gleichen Richtung arbeiten diejenigen Fabriken und Etablissements, welche auf dem Wege der Konservierung und Kondensierung der Milch ein haltbares und transportfähiges Material herstellen wollen. Die älteste Form der mit Zucker in hohem Maße (40—50 %) versetzten, kondensierten Milch erweist sich zwar als ein treffliches Surrogat in solchen Fällen, in denen der Bezug frischer Milch unmöglich, wie bei der Verproviantierung von Schiffen. Indes wird durch diese Behandlung keine Garantie für die Vernichtung der Tuberkelorganismen geboten, indem die Kochung der Milch, welche der Kondensierung vorangeht, gewöhnlich nur in offenen Kesseln geschieht. Außerdem eignet sich diese Milch wegen ihres hohen Zuckergehalts nicht für dauernden Gebrauch und namentlich nicht zu Zwecken der Kinderernährung. Seit einigen Jahren hat man sich deshalb bemüht, die Milch in kondensiertem oder nichtkondensiertem Zustande durch die Einwirkung höherer Temperaturen zu konservieren und zugleich ihrer gefährlichen Eigenschaften zu berauben; hierhin gehört das Verfahren von Naegeli, welcher die Milch in geschlossenen Gefäßen oder in Dampfkochtöpfen auf ca. 110 ° erwärmt. Solche Milch, wie sie in der neuesten Zeit u. a. von einer Romanshorner Gesellschaft in kondensierter Form in den Handel gebracht wird, ist von hygieinischer Seite gewiß empfehlenswert, indessen hat sie an ihrem Geschmack und Aussehen sehr wesentlich eingebüßt. Die bräunliche Farbe deutet darauf hin, daß ein großer Teil des Milchzuckers zersetzt ist und auch das Kasein, der eigentliche Nährstoff der Milch, hat seine wesentlichen Eigenschaften verändert. Doch lassen sich diese Uebelstände größtenteils vermeiden, wenn man etwas niedrigere Temperaturen nur kürzere Zeit auf die Milch einwirken läßt. Die allerdings dann geringere Haltbarkeit kann durch einen Zusatz chemischer Stoffe wieder erhöht werden. So liefert die Société des usines de Vevey-Montreux eine Milch, für welche eine zweimonatliche Haltbarkeit garantiert wird und die sich vorzugsweise eignet für den Verkauf in Laiterieen größerer Städte. In London z. B. hat dieselbe in weiterem Umfange Absatz gefunden.

Allen diesen gewiß anerkennenswerten Versuchen zur Beschaffung einer gesunden Milch müssen wir freilich die Schwierigkeit der allgemeinen Verbreitung des Produktes entgegenhalten. Zwar wäre es denkbar, daß die Städteversorgung mit solcher Milch in vollem Umfange geschehen könnte. Dann aber bliebe das Landvolk nach wie vor den gleichen Schädlichkeiten ausgesetzt. Man sieht also, daß es auf jeden Fall notwendig sein wird, mit der Bekämpfung der Tuberkulose an ihrer Ursprungsstelle zu beginnen und die Frage endlich einmal ernstlich ins Auge zu fassen, ob die Beseitigung der Krankheit unter den Milch und Fleisch liefernden Tieren nicht wirksam beseitigt werden kann.

Die Schwierigkeiten der Bekämpfung von Tierkrankheiten sind größer, als sie auf den ersten Blick scheinen. Wenn es auch vielfach gelungen ist, größere verheerende Epidemieen unter Haustieren, wie die Rinderpest, durch Sperrmaßregeln von einzelnen Ländern abzuhalten oder ausgebrochene Epidemieen durch die Tilgung der kranken und verdächtigen Tiere zu unterdrücken, so vereitelt bei langsamer verlaufenden Krankheitsprozessen der Eigennutz und die Unwissenheit der Besitzer nur zu oft die Anstrengungen der Sanitätsbehörden. Strenge Gesetze, welche den Verkäufer schädlicher Nahrungsmittel für die aus dem Gebrauch hervorgehenden Schäden verantwortlich machen, werden in diesem Falle gleichfalls nur selten ihren Zweck erfüllen, indem der Nachweis des Zusammenhanges zwischen Ursache und Wirkung bei allmählich heranwach-

senden und auch sonst häufig vorkommenden Krankheitsprozessen nur selten im einzelnen Falle zu leisten ist.

Dennoch fehlt es nicht an hinreichenden Mitteln, auch diese Krankheit im Tierreiche zu bekämpfen, nur ist dabei ein Eingreifen von seiten des Staates nicht bloß notwendig, sondern auch durch die Größe des Uebels gerechtfertigt. Das erste, was in dieser Beziehung zu geschehen hat, ist die Erklärung der Tiertuberkulose als eines sogenannten Hauptgewährsmangels, d. h. als einer Krankheit, welche jeden Verkauf nichtig macht.

Die Zeitdauer der Garantieleistung von seiten des Verkäufers hier zu besprechen, würde zu weit führen und muß der Erörterung von Fachkreisen vorbehalten bleiben. Aber jedes in dieser Richtung erlassene Gesetz würde unwirksam bleiben, wenn nicht gleichzeitig die Vernichtung der erkrankten Tiere von seiten staatlicher Organe durchgeführt würde. Um die Härte einer solchen Maßregel gegenüber dem Besitzer zu verringern, könnte für einige Zeit das System teilweiser Entschädigung des Wertes eingeführt werden, wie dieses mit großem Nutzen in den Rinderpest-Epidemieen durchgeführt wurde. Nach Ablauf einer solchen Frist könnten die Besitzer auf dem Wege der Association sich gegen die nunmehr geringere Gefahr erfolgreich schützen.

Eine ganz besondere Aufmerksamkeit erfordert sodann der Import fremden Viehes, sowie die Tierzüchtereien, welche auf der Fütterung mit der Schlempe von Brauereien, Brennereien und Hefefabriken beruhen. Was das erstere betrifft, so liegen genug Thatsachen vor, von denen eine früher erwähnt wurde, daß mit der Verfeinerung der Rassen auch die Widerstandsfähigkeit derselben gegen krankmachende Einflüsse verringert wird; gefährlicher noch erscheint es, daß durch die fortwährende Kreuzung der Tiere gleicher Rasse auch einmal eingedrungene Krankheitskeime sich in den Abkömmlingen fortpflanzen, wie dies in gleicher Weise beim Menschen beobachtet wird. Hohe Schutzzölle gegenüber derartigen verdächtigen Provenienzen sollten diese Gefahr verringern und die Besitzer des eignen Landes ermutigen, durch eigne Züchtungsversuche die Vorteile zu erringen, welche sie durch den Import gezüchteter Rassen zu erreichen trachten. Die Fütterung halbgegorener Futterstoffe aus Brauereien und Brennereien ist für diese letzteren oftmals geradezu eine Lebensfrage und findet daher jede Forderung von Maßregeln gegen eine solche Verwendung die lebhafteste Opposition von seiten der Industriellen. Ihre Unterdrückung dürfte auch weniger das Ziel einer verständigen Gesetzgebung sein, als die Unschädlichmachung derselben. Da die Gefahr der Uebertragung der Tuberkulose durch diese Stoffe in gleicher Weise, wie dieses bei der Milch der Fall ist, nicht in ihrer chemischen Zusammensetzung, sondern in der Beimischung krankheitserregender Organismen liegt, so besteht auch hier die Aufgabe, diese letzteren zu vernichten, ohne die Brauchbarkeit der Nahrungssubstanz zu zerstören. Es kann dieses Ziel in derselben Weise wie bei der Milch durch Ueberhitzen erreicht werden. —

Es sind große und tief einschneidende Maßregeln, welche wir im Vorstehenden verlangen und es wird nicht an solchen Stimmen fehlen, welche die Durchführbarkeit in Frage stellen. Allein vergessen wir nicht, daß wir in einer Zeit leben, in welcher so manche Dinge, welche unseren Voreltern als überflüssig oder unmöglich erschienen, in unseren täglichen Gebrauch übergegangen sind. Jede Erscheinung der Natur, gute oder böse, beruht auf stets den gleichen, unveränderlichen Gesetzen; nicht diese können wir ändern, wohl aber verhindern, daß die schädlichen Einwirkungen die nützlichen überwuchern und unterdrücken. Diesen Krankheitsprozessen gegenüber befinden wir uns etwa in der Lage eines Gärtners, der die Pflanzen, welche er zur Entwickelung zu bringen sucht, gegenüber schädlichen Einwirkungen zu verteidigen sucht. Viele der letzteren, wie Wind und Wetter, muß er hinnehmen als etwas unveränderlich Gegebenes. Ihnen gegenüber kann er nur durch sorgfältigen Schutz und Benutzung aller günstigen Umstände seine Pfleglinge bewahren. Die eigentlichen Feinde des Gartens aber, schädliche Tiere und Pflanzen, kann er vernichten; legt er ihnen gegenüber die Hände in den Schoß, so werden sie überwuchern und seine Arbeit vereiteln. Gerade dies ist eine der wichtigsten Errungenschaften der modernen Pathologie, daß sie, indem sie bestimmte Organismen als Erreger vieler Krankheiten nachwies, damit auch die Vermeidbarkeit derselben demonstrierte. Nicht um Wind und Wetter handelt es sich mehr, sondern um Unkraut, welches wir zu jäten haben.

(Fortsetzung folgt.)

Ralph Waldo Emerson.

Von

Fr. von Falke.

Wenn wir uns dem Ende unserer Lebensreise nähern, so genügt nur eine Kleinigkeit, uns den letzten Stoß zu geben. Der Tod läßt ruhig einen Luftzug uns umspielen, gibt uns ein Glas kaltes Wasser, läßt uns den warmen Rock vergessen, und in so einfacher sanfter Weise führt er die große Tragödie unseres Endes herbei. Du mußt allem lebewohl sagen, dich niederlegen, bereit oder nicht bereit, zu deinem letzten Schlaf.

So geschah es vor noch nicht langer Zeit in Amerika mit einem der besten Männer, welche die Erde trug. Mit neunundsiebzig Jahren ist es nicht geraten, das warme Ueberkleid zu Hause zu lassen, wie ein Schulknabe.

Das war die Ursache von Emersons Tod, in einem so hohen Alter eine Ursache vielleicht so sanft wie man nur sie wünschen kann. Auf dem Sleepy-Hollow-Friedhof zu Concord wurde er neben seiner ersten Frau und seinem Lieblingssohne Waldo begraben, neben seinem Grabe liegen seine besten Freunde Hawthorne und Thorneau, wahrlich keine schlechten Genossen, mit ihnen eine Gruppe zu bilden. Eine Frau, einen Sohn und zwei Töchter, welche die absteigenden Jahre seines Lebens mit Glück erfüllt hatten, ließ er auf Erden zurück.

Für die Menge war Emerson nur ein Name, aber für verwandte Geister war er eine Kraft so stärkend und tröstend wie der Sonnenschein. Neue Wahrheiten brachte er nicht, aber die alten Wunder menschlichen Denkens waren ihm so klar und vertraut, daß sie allen denen, die weniger reinen Herzens und weniger klaren Sehens als er selber waren, in der Weise, wie er sie darlegte, eine Gabe und ein Segen wurden.

Er sagt: „Ein Wort, das warm vom Herzen kommt, bereichert mich", und alle seine Worte kamen warm vom Herzen, und manche von ihnen so überzeugend, so veredelnd, daß man sie für sein Leben unter den kostbarsten Schätzen des Geistes aufhob. In der Hast und Leere unseres Lebens, unfähig, auch nur den tausendsten Teil der Größe und Schönheit um unseren Tagespfad in uns aufzunehmen — warum verlangen wir immer nach Neuem? Ein Schriftsteller soll immer Neues bringen, und ein Gott kann es nicht geben. Alles ist alt, Leben, Tod, Liebe, Frühling — alt und doch neu, wie sie jeden Tag, mit ihrer Macht, ihrer Sorge oder ihrer Schönheit zu jedem menschlichen Herzen kommen. Da sind sie und warten auf die schöpferische Kraft der Seele, was eine jede aus ihnen machen kann. Die Sache ist nicht, wer kann uns etwas Neues sagen, sondern, wer kann unsere Seele zu den Höhen hinaufleiten, wer kann die Nebel hinwegschaffen, die unseren Blick vor der Schönheit verhüllen, wer kann aushelfen unser Schicksal zu ertragen.

Das sind die Dinge, welche Emerson thun konnte, wie viele meinen, und für solche seltenen und großen Gaben wird er seinen Platz als ein Glied in der Kette edler Namen behaupten, die er liebte und von denen er selber lernte.

Emersons Genius war nicht einer Blume gleich, die plötzlich über Nacht in fremdartiger Schönheit aufbricht; er war mehr wie ein Baum von jenen Königen des Waldes, der nach langsamer Entwickelung, nach dem Wachstum vieler Jahre eines schönen Frühlings sich mit einem Regen von Blüten von der Krone bis zum Stamm hernieder bedeckt. Heitere Ruhe und volle Reife liegen in dem, was er dachte; und was er schrieb und aussprach, das erscheint gerade, wie was der Sohn solcher Vorfahren, unter glücklichem Zusammentreffen der Umstände, schreiben oder sagen würde.

Seine Familie besaß gute Traditionen. Seine Vorfahren waren nicht nur Leute von Geburt und Besitz, sondern auch Gelehrte, Prediger und Lehrer. Sie waren Männer, die ein Leben der Muße und der Studien liebten und es zu genießen verstanden; wenn aber die Freiheit ihrer Gedanken angegriffen war, dann waren sie bereit, es lieber mit einem wilden Lande zu wagen, als ihrer Ueberzeugung entgegen zu handeln. Sie waren Männer, denen die Wahrheit ein Christus gesagt zu haben schien: „Lasset alles und folget mir"; und sie ließen alles mit Herzen voll unternehmenden Mutes und werkthätiger Menschenliebe.

Doktor Bulkeley, einer von Emersons mütterlichen Vorfahren, war Rektor von Woodhill im englischen Bedfordshire. Da er aber sein Gewissen nicht mit dem Glaubensbekenntnis in Einklang bringen konnte, so verkaufte er seine beträchtlichen Besitzungen und wanderte aus zu

den fernen Küsten von Neu-Hampshire. Dort ließ er sich zu Concord nieder, baute eine Kirche, und das Dorf wurde durch die leitende und helfende Hand seiner Familie die Stadt, welche es heute ist.

Es war im Jahr 1635, als Doktor Bulkeley auswanderte. Bald darnach folgte Thomas Emerson von York aus; die Kinder von beiden heirateten, und von ihnen stammt eine Linie echter Männer von feiner Bildung, weit vorschauendem Geiste und praktischen Ideen, welche in Ralph Waldo Emerson ihre Blüte erreichte.

Ralph Waldo war zu Boston am 25. Mai 1803 geboren. Acht Jahre später starb sein Vater, ein unitarischer Geistlicher gleich dem Großvater, und ließ ein Häuflein Kinder in der Sorge einer geistvollen, hochbegabten Mutter zurück. Ein wunderbarer, die Herzen aufregender Redner zu sein, das war der Traum von Emersons Jugend; seine Leidenschaft für griechische Litteratur entfachte diese Flamme. Anstatt dessen hielt er Schule mit seinem ältesten Bruder, um die jüngeren in derselben freien, sorgenlosen Weise erziehen zu können, wie es bisher Gewohnheit in ihrem Hause gewesen war. Später wurde er Prediger einer Unitarierkirche in Boston. Auch da plagte ihn ein Lebenstraum, und kein geringerer als der ein Dichter zu sein. Das Schicksal aber schüttelte sein Haupt und sagte: „Nicht alle Gaben habe ich für alle Menschen“. Später gab er die Dichtungen dieser Zeit heraus, aber diese Dichtungen — wenige ausgenommen — sind mehr interessant als gut zu lesen; obwohl sie Gedanken haben, fallen sie doch tot ans Ohr. An seinem ersten Buch der „Essays“ und seinen hundert Vorlesungen haftet sein Ruhm und wird mit ihnen bleiben.

Die drei Jahre seines geistlichen Amtes zeigten Emerson als einen Mann von tiefem und ernstem Denken und von höchster Beredsamkeit; sie zeigten ein Herz voll von Plänen, das Leben allen denen leicht zu machen, die vom Schicksal betroffen, die „mühselig und beladen“ waren. Nach und nach aber fühlte er sich beunruhigt und beengt von den Satzungen seiner Religion, und er hatte Skrupeln über die Austeilung des Sakraments. Da beendete er diese Periode seines Lebens mit einer Reise nach England.

Emerson war dreißig Jahre alt, als er seine Reisen anfing, mit einem Geiste, der von der Gelehrsamkeit aller Zeiten erfüllt, und mit einem Herzen, das von der Verehrung großer Männer entflammt war. Da er damals von zarter Gesundheit war, ging er erst für einige Monate nach Sizilien, Italien und Frankreich und behielt sich England als das letzte und beste vor. An einem dunkeln Sonntagmorgen kam er in London an und ungeachtet der leeren und trüben Straßen wanderte er froh wie ein Kind den Strand hinab bis hin zum Tower; alle alten Erinnerungen lebten in seiner Seele. Aber nicht Plätze und Bauten, sondern Menschen waren es, die ihn anzogen. Eine kleine Gruppe, Coleridge, Wordsworth, Landor, de Quincy und vor allen Carlyle zogen ihn nach England. Hätte Goethe noch gelebt, so fühlte er, er hätte auch nach Deutschland gehen müssen, ein Pilger mehr zu dem hohen Altar.

„Der junge Gelehrte hielt es für ein Glück mit Leuten zu leben, welche der Welt einen Inhalt geben, ohne zu bedenken, daß auch sie Gefangene ihrer eignen Gedanken sind und sich nicht selber den eurigen anpassen können.“ Es klingt wie Täuschung in diesem Ausspruch, aber doch sagt er, er fand die Schriftsteller ihren Büchern überlegen; er fand sie echt und hatte das befriedigende Gefühl ihnen in Wirklichkeit begegnet zu sein. Mit seiner noch knabenhaft lebendigen Liebe für Scott besuchte er Edinburg und die Hochlande, aber er eilte zurück, um Carlyle auf seiner einsamen Farm zu Craigenputtock den am meisten ersehnten Besuch zu machen. Unangemeldet erschien er vor dem Hause, das allein zwischen trostlosen, heidebedeckten Hügeln stand. Sein geistvolles Gesicht, sein blondes Haar, seine klaren Augen machten ihn zu einer fesselnden Erscheinung. Die halbe Welt hatte er zurückgelegt, um Carlyle zu sehen, und so wurde diesem sein Besuch zu einem Ereignis. Der hohe, hagere Schotte mit der felsartigen Denkerstirn sprach lange und laut und gab in seinem breiten schottischen Dialekt erst lustige Skizzen von Haus und Hof, ein gescheites Schwein inbegriffen, ging dann zur Unsterblichkeit der Seele über und endete mit Büchern und Buchweisheit, alles mit seinem wild-phantastischen Humor grell beleuchtend. „Plato lieset er nicht und Sokrates setzte er herab.“ Das war ein harter Schlag für Emerson, der ihr Andenken und ihre Lehren zu den besten Dingen in der Welt rechnete. Vierzehn Jahre später nach einem zweiten Besuche von England veröffentlichte er

seine Eindrücke von Land und Leuten in seinen „English traits“.

Von seiner ersten Fahrt nach Europa zurückgekehrt, ließ er sich in dem alten Hause zu Concord nieder. Hier in seinem väterlichen Heim mit den nahen Wäldern, Hügeln und dem friedlichen Fluß, welche ihm Ruhe und Stimmung gaben, studierte er, ordnete er seine Gedanken und schrieb seinen ersten und vollendetsten Essay „Natur“. Hier heiratete er im Jahre 1835 wieder zum zweitenmal, nachdem seine erste Frau drei Jahre vorher gestorben war.

Zu Concord verstrichen ihm nun fünfunddreißig Jahre, die besten seines Lebens. Er arbeitete, schrieb und nahm an allen Fragen als Bürger Amerikas einen thätigen Anteil. Er war immer bereit zu helfen mit Wort und That. Er hielt Vorlesungen für hoch und niedrig, daheim und auswärts, aber stets kehrte er mit Vergnügen zu seiner stillen Farm wieder zurück. Wie er von seiner dritten und letzten englischen Reise heimkam, wurde er von gar lieblichen Boten empfangen: eine große Kinderschar, mit Blumen beladen, sang ihm das alte Lied „Home, sweet home“. Vierzig Jahre früher hatte er selber gesungen, wie süß ein wahres Heim sein kann.

Nach so langen glücklichen Jahren war es eben dieses Heim, welches ihm einen argen Stoß voll böser Folgen gab. An einem heißen Sommertage sah er sein Haus wie Stroh vor seinen Augen abbrennen. Seine Sammlung von Büchern und Manuskripten war gerettet, das Haus wurde in seiner Abwesenheit von den Freunden wieder aufgebaut, aber der zarte Bau seines Gehirns war erschüttert und niemals erhielt es seine alte Klarheit und Stärke wieder.

Darnach war mit allem Bücherschreiben ein Ende und die sonst so wundervoll beredte Zunge wurde schweigsamer, da der Geist nicht mehr fähig war, sich all der Worte zu erinnern, die er brauchte. Silberweißes Haar trat an die Stelle der blonden Locken; nur die glänzenden Augen erleuchteten noch das adlergleiche Gesicht, wenn auch die kühnen Blitze seines Geistes verschwunden waren. Noch immer konnte er mit seinen Studien ein glückliches Leben führen, unter Haufen von alten Manuskripten das auswählend, was er dem Publikum zu geben gedachte. Sein Garten, seine Farm und vor allen seine Obstbäume waren für ihn eine Quelle der Gesundheit und des Vergnügens und gaben den Anstrengungen des Geistes ein Gegengewicht, so daß er gesund blieb bis zur Zeit seines Todes.

Sein Haus stand im flachen Lande am Ende des Ortes und hatte nur beschränkte Aussicht, aber wenige Schritte brachten ihn zu dem kleinen Indianerfluß; ein Schlag des Ruders führte ihn hinüber, und er hatte die Alltagswelt hinter sich gelassen und trat ein in die zauberhafte Schönheit des Urwaldes. In der Natur sah und fand er alles; jedes ihrer Geheimnisse war dem stillen, sinnenden Manne offenbar. Ihm war nichts klein, nichts unbedeutend; er beobachtete ihre Wandlungen wie die Veränderungen auf einem geliebten Gesicht. Er hatte nicht Byrons Leidenschaft für die großen erschütternden Ereignisse von See und Himmel; die Rosen unter seinem Fenster, das rauschende Wallen des Kornes und das Gemurmel des Baches brachten ihm Gedanken, die unser Entzücken sind. Er fand alle Größe, deren er bedurfte, in der täglichen Pracht des Sonnenuntergangs, in der stillen Erhabenheit des Sternenhimmels und in dem heiligen Schweigen der Wälder.

Wie sein Liebling Montaigne trieb er den Landbau in vollem Ernst, führte den Spaten und that jede Art von wirklicher Arbeit. Bei der einfachen Lebensweise, wie er sie liebte, war Thee sein größter Genuß. Seine Bibliothek war ihm lieber als die Salons der Stadt, waren sie auch von ersten Geistern gefüllt. Seine vielen Reisen hatte er unter den besten Umständen ausgeführt, aber er fand doch, daß sie nicht eine hinreichende Zahl guter Stunden angäben; er nannte ein solches Leben ein Narrenparadies. Als Redner wäre er berühmt gewesen, wenn er niemals ein Schriftsteller geworden wäre. Wunderbar war seine Beredsamkeit im Verein mit Stimme und Erscheinung, wenn er sich für seinen Gegenstand erwärmte. Seine erste Vorlesung „Jung Amerika“ war seinen Landsleuten wie eine Offenbarung und weckte den Ehrgeiz der gelehrten Jugend, selbst dem eignen Genius zu vertrauen und eine Schule und Litteratur zu schaffen, statt ihr geistiges Heim in Europa zu suchen.

Denen, welche Emerson kennen, wird die Nachricht willkommen sein, daß viele bisher unveröffentlichte Papiere nun werden herausgegeben werden und von seinen Schriften endlich eine gute und vollständige Ausgabe gemacht wird. Denjenigen aber, welche Zeit oder Zufall an der Bekanntschaft von Amerikas feinstem Geiste ge-

hindert haben, denen raten wir den ersten Band seiner „Essays" zur Hand zu nehmen; sie werden dort finden, wie aus einem zuweilen allzugehäuften Zuge der Gedanken geniale Sentenzen in ihrer wahrsten und poetischen Form lebendig herausspringen. Es ist wahr, er gibt sich nicht viel Mühe mit seinem Stil, der wohl den Eindruck des Abgerissenen, Zerhackten macht, und mit all seiner Bildung kümmert er sich nicht darum, Amerikanismen zu vermeiden, sondern läßt sie ohne Entschuldigung ihren Platz haben. Aber ebensowohl ist Melodie, ist Wohlklang, die wir in seiner Poesie vermissen, in seiner Prosa.

Genug, seinen Verlust zu beklagen, und die Lücke, die er läßt, zu empfinden. Wenn wir zum nächtlichen Himmel aufschauen, dann suchen wir unbewußt die Sterne, die wir von Jugend auf gekannt und geliebt haben, und sind getäuscht, wenn wir sie nicht sehen. So ist es, wenn wir unsere Gedanken westwärts richten. Mit dem Gefühl des Verlustes und der Täuschung vermissen wir dort die Gestalten zweier edler Männer, Longfellows und Emersons, die, wären sie nicht Dichter und Weise gewesen, durch ihr Leben allein jedem Lande zur Ehre gereicht hätten. Keine Wolken verdunkeln ihren persönlichen Ruf, keine kleinlichen Eitelkeiten verzerren den Eindruck zu bedauerndem Lächeln. Ihr Leben war ein langer, klarer Tag, ein Tag der Arbeit und der Liebe.



In Erwartung der heimkehrenden Böte.

Von Max Rentel.



Dahabiëh „Alice."

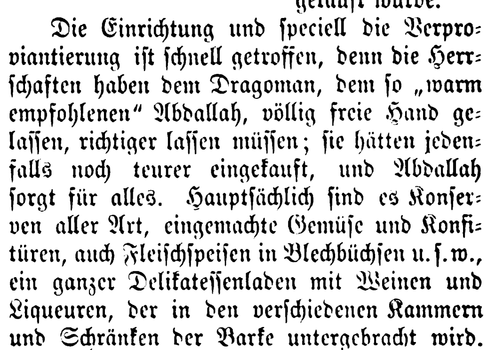
Wie zum Kriegführen Geld und Geld und immer wieder Geld gehört, so auch zum Reisen und vollends zu einer Nilreise. Unser Vergleich dürfte schon deshalb ganz am Platze sein, weil wir ja gerade einen bösen Krieg in Aegypten gehabt haben, dessen schnelle Beendigung auch wohl größtenteils jenem nervus zu danken ist, der den Engländern bekanntlich vollauf zu Gebote steht. Gottlob ist der Krieg vorbei und die Touristen von allen Seiten rüsten sich bereits wie alljährlich zum Besuch des Pharaonenlandes. Auch die Touristinnen sind mitgerechnet, denn die Wasserfahrt durch Aegypten läßt sich so bequem und komfortabel einrichten, daß sogar die verwöhntesten und anspruchsvollsten Damen dieselbe ohne Besorgnis mitmachen können. Gewöhnlich ist es eine ganze Familie, die eine solche Nilfahrt unternimmt; auch schließt sich wohl noch der eine oder andere gute Freund und Landsmann der Gesellschaft an, und, viribus unitis,

wird sie dann amüsanter und auch billiger. Hat man nun während eines acht- oder gar vierzehntägigen Aufenthaltes in Kairo die bedeutendsten Sehenswürdigkeiten und Raritäten der alten Sarazenenstadt genossen, als da sind: Besuch der Citadelle und der Pyramiden, der Moscheen und Bazare, der Museen und arabischen Paläste, bis zu den tanzenden und heulenden Derwischen, und hat man auch sonst das bunte, vielgestaltige Leben und Treiben in den Straßen und Gassen und die Schaustellungen und Prunkzüge auf den öffentlichen Plätzen genugsam beschaut — so sehnt man sich wirklich fort aus dem wilden Lärm und Gedränge und nach stiller Muße, um auszuruhen und sich von all den großartigen oder seltsamen, und oft auch abenteuerlichen Eindrücken zu erholen. Dann ist man in der richtigen Stimmung, die längst projektierte und schon vielfach besprochene Nilfahrt ins Werk zu setzen und mit Ernst und Bedacht an die unumgänglich nötigen Vorbereitungen zu gehen.

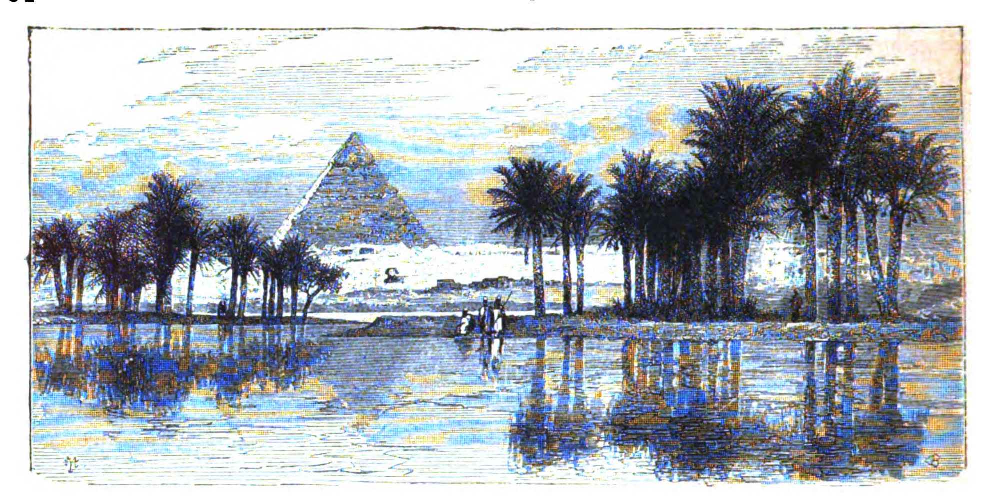


Schiffskapitän (Reis).

Zunächst handelt es sich um die Wahl eines tüchtigen und zuverlässigen Dragomans, der durch Vermittelung des Konsuls leicht gefunden ist, und mit diesem Dragoman begibt man sich dann nach dem nahegelegenen Bulacq, dem eigentlichen Hafen von Kairo, um sich eine von den Nilbarken (eine Dahabieh) auszusuchen, die dort in langen Reihen vor Anker liegen. Es gibt deren natürlich verschiedene: große und kleine, einfache und elegante, und mithin billige und teure, je nach Wunsch und Bedürfnis. Die Wahl ist oft schwer, aber endlich hat man sich, vorzüglich unter Fürsprache der Damen, für eine sehr hübsche und stattliche entschieden und begibt sich an Bord zu einer näheren Besichtigung. Jetzt erscheint eine neue Figur, der Kapitän der Dahabieh, der Reis, mit dem über den Mietpreis der Barke für so und so viel Monate verhandelt wird, was stets sehr lebhafte Diskussionen veranlaßt. Wenn der Reis, was oft der Fall ist, etwas französisch oder englisch versteht, so hat man es leichter, spricht er aber nur arabisch und ist man selbst des Arabischen unkundig, so bleibt man ganz auf den Dragoman angewiesen, der trotz aller Konsulatsempfehlung, doch immer auf seinen eignen Vorteil bedacht ist. Die Verhandlungen ziehen sich manchmal stark in die Länge; hier wollen wir es aber kurz machen und dem Leser sofort die hübsche Dahabieh im Bilde zeigen, für die sich die Gesellschaft entschied und die auch alsbald auf den Namen des jüngsten Fräuleins „Alice“ getauft wurde.



Die Einrichtung und speciell die Verproviantierung ist schnell getroffen, denn die Herrschaften haben dem Dragoman, dem so „warm empfohlenen“ Abdallah, völlig freie Hand gelassen, richtiger lassen müssen; sie hätten jedenfalls noch teurer eingekauft, und Abdallah sorgt für alles. Hauptsächlich sind es Konserven aller Art, eingemachte Gemüse und Konfitüren, auch Fleischspeisen in Blechbüchsen u. s. w., ein ganzer Delikatessenladen mit Weinen und Liqueuren, der in den verschiedenen Kammern und Schränken der Barke untergebracht wird.



Palmengruppe bei ausgetretenem Nil. Pyramide des Cheops.

Später nach Wochen, wenn unterwegs irgend ein neues Gericht auf der Tafel erscheint, an das vorher kein Mensch gedacht hat, erntet der Dragoman lautes Lob für seine Umsicht.

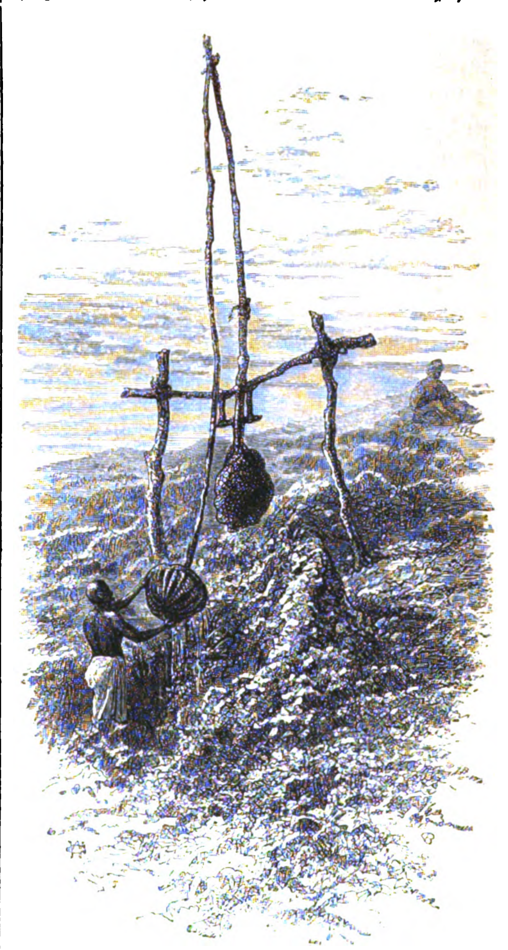
Schon nach einigen Tagen ist die „Alice“ segelfertig und die Reisenden beziehen ihr kleines schwimmendes Hotel, denn diesen Namen verdient die Dahabieh wirklich mit ihrem hübschen Speisesaal, wo sogar ein Piano aufgestellt ist, mit den eleganten Seitengemächern für die Damen, den bequemen Schlafkabinen und mit dem ganzen übrigen Komfort eines feinen europäischen Gasthofes en miniature.

Gravitätisch erhebt sich der Reis, stellt seinen Tschibuk beiseite und empfängt mit feierlichem Salahm und einer Menge blumenreicher Redensarten die Gesellschaft; er ist von seinen dunkelbraunen Burschen „in leichtester Gewandung“ umgeben, nämlich der Bootsmannschaft, die unter seinen Befehlen steht, und zwei schwarzäugige, noch dunklere, abessinische Knaben schauen neugierig nach den „Frengis“ hinüber; das sind die Kajütendiener, die als Aufwärter und Faktotums fungieren. Unter Anrufung Allahs wird der Anker gelichtet, das große dreieckige lateinische Segel ausgespannt, und die Barke setzt sich nilaufwärts in Bewegung. Bald verschwindet die Sarazenenstadt mit ihren dunstverhüllten Häusermassen, ihren zahllosen Moscheenkuppeln und Minarets; nur hoch oben auf dem Mokkatamfelsen leuchtet die Alabastermoschee Mohammed Alis, das eigentliche Wahrzeichen Kairos, noch

Erster Katarakt des Nil.

lange am lichtblauen Himmel, der hier so rein ist, daß das ganze Gewölbe einer ungeheuren Krystallglocke gleicht. Die Reisegesellschaft hat sich auf das erhöhte Hinterdeck begeben, das fast die Hälfte des Schiffes einnimmt und das auch zum Hauptaufenthalt dient, um das herrliche Nilpanorama bequem und nach allen Richtungen hin zu genießen. Ueber dieses Hinterdeck, seiner ganzen Länge und Breite nach, ist zum Schutz gegen die Hitze, die in Aegypten auch noch im November und Dezember sehr lästig werden kann, ein starkes Sonnenzelt ausgespannt, und Tische mit Diwanen, Sesseln und Schaukelstühlen sind ringsum aufgestellt. Auch bringt der in jener Jahreszeit fast beständig wehende Nordwind, zugleich der günstigste Wind für die Fahrt, stete Kühlung, und die Abende, sei es im Vollmondschein oder beim Neumond unter dem funkelnden Sternhimmel, sind von geradezu unbeschreiblicher Schönheit.

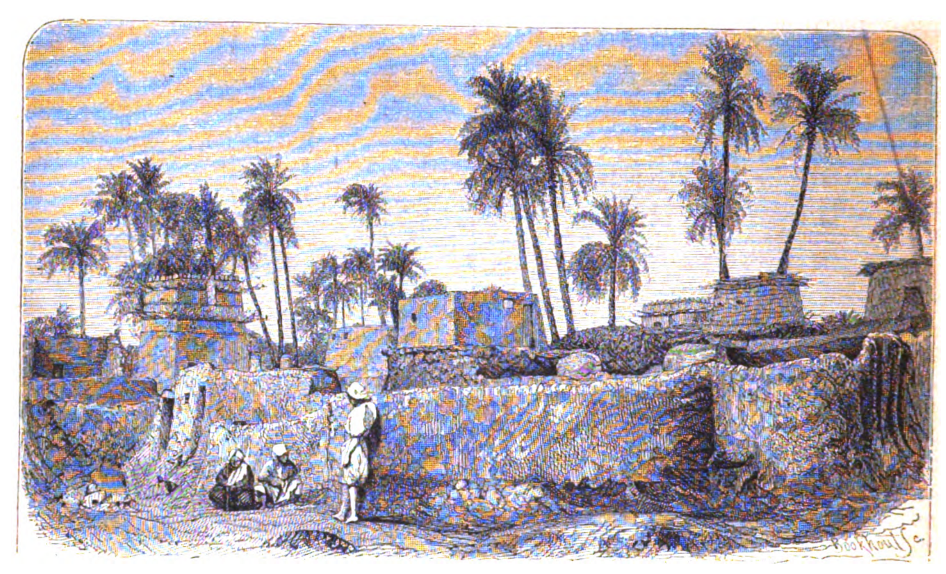
Zuerst geht es zur rechten, also nach Westen hin, an prächtigen Palmenwäldern vorüber, hinter denen die Pyramidenfelder von Gizeh, Daschur und Memphis liegen und hinter ihnen die libysche Wüste. Diese Gegend ist in vieler Beziehung wohl die interessanteste im ganzen Pharaonenlande, denn die Pyramiden sind und bleiben doch immer die bedeutendsten Baudenkmäler Aegyptens und zugleich, wie man oft behaupten hört, der gesamten Erde. Da sie aber so dicht bei Kairo liegen, daß man sie auf einer Morgenspazierfahrt bequem erreichen und auch die übrigen Sehenswürdigkeiten der Umgegend an einem einzigen Tage besichtigen kann, so ist, wie bereits oben erwähnt, ein Ausflug dahin immer das erste Ziel der neuangekommenen Touristen und die Nilreisenden, wie unsere Gesellschaft, werfen ihnen im Vorbeifahren nur noch einen freundlichen Scheidegruß zu. Bei hohem Wasserstande, wenn nämlich der Nil nach der Ueberschwemmung noch nicht in sein eigentliches Bett zurückgetreten ist, nimmt sich übrigens die Palmenlandschaft besonders schön aus, sie wird durch die Spiegelung in der ruhigen, klaren Wasserfläche zu einer doppelten; durch die hohen, schlanken Stämme schimmert überall der lichtgelbe Wüstenhintergrund, und die Pyramiden, namentlich die beiden höchsten von ihnen, die des Cheops und die des Chephren, scheinen auf ihrem erhöhten Felsplateau fast im blauen Aether zu schweben. Nicht weit davon liegt das bekannte Mariette-Haus, das sich der kürzlich verstorbene berühmte Aegyptologe Mariette mitten in der Wüste auf den Schutthügeln von Memphis erbaute und das er jahrelang bewohnte, um von dort aus in Person die Ausgrabungen zu leiten, die ein so glänzendes Resultat geliefert haben. Er selbst nennt den 15. November 1851 den großartigsten Tag seines Lebens, denn er betrat an diesem Tage zuerst die von ihm aufgefundenen und frei gelegten Apisgräber, jene über 300 Meter langen Felsenhöhlen mit den Riesensärgen der Stiermumien, die seit mehr als 3000 Jahren vom Wüstensande verschüttet gewesen. Monatelang hatte er mit seinen vierhundert Arbeitern vom Morgen bis zum Abend geschaufelt und



„Schaduf",
Ziehbrunnen zur Bewässerung der Felder.

gegraben, immer selbst mit Hand angelegt, keine Mühe gescheut und alle Entbehrungen mutig ertragen, sogar nachts trieb ihn die Ungeduld von seinem Lager, um nachzuschauen, bis endlich das Felsenthor des Eingangs gefunden war. Welch ein Triumph und welch ein Lohn!

So zieht nun die Dahabieh nordwärts an großen und kleinen Städten und Dörfern vorüber; die Uferlandschaft an sich ist im allgemeinen ziemlich einförmig, oft sieht man meilenweit zu beiden Seiten nur weite Klee- und Durrahfelder mit Palmen- und Sykomorengruppen, dann wieder nackte Wüstenberge und zerklüftete Felsen; bei besonders sehenswerten Ruinen und Tempeltrümmern wird zur Besichtigung derselben angehalten und die Reisegesellschaft begibt sich ans Land. Abends nach Sonnenuntergang wird aber jedesmal die Fahrt unterbrochen, ein günstiger Hafenplatz in der Nähe irgend einer Ortschaft gesucht und für die



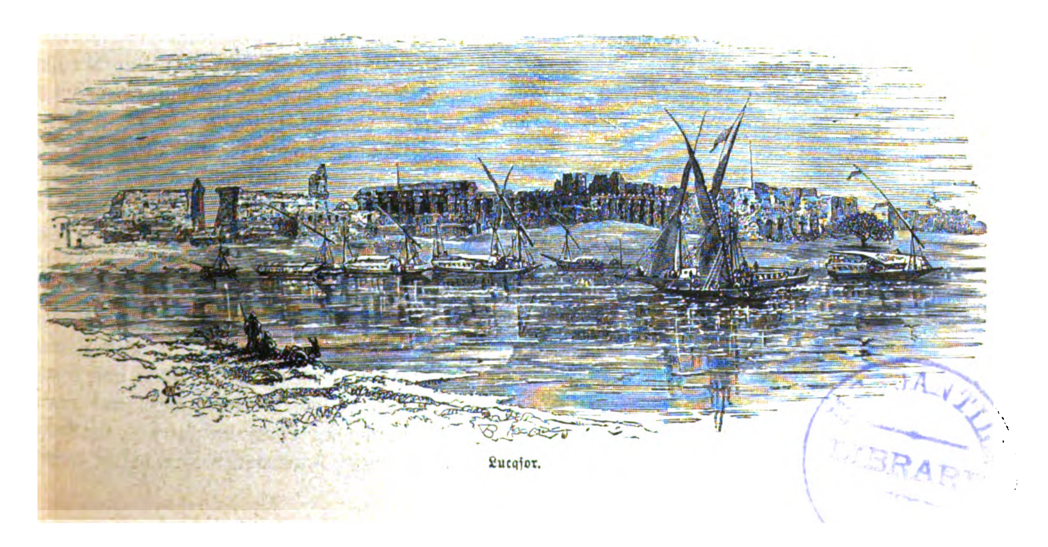
Dorf bei Esneh.

Nacht der Anker ausgeworfen. Dann ruht auch die Mannschaft und setzt sich auf dem Vorderdeck zu ihrem einfachen Mahl, während im Speisesaal der Kajüte ein feines Souper serviert wird. Den Thee nehmen die Herrschaften dann später auf dem Hinterdeck ein, während die Matrosen ihre einfachen, fast immer wehmütig klingenden Volkslieder singen und mit dem Schellentamburin (der Tarabucca) begleiten. Eine rote Laterne wird an die Mastspitze gehißt und um 10 Uhr geht alles zur Ruhe, nachdem der Reis noch vorher mit sonorer Stimme „Eure Nacht sei eine gesegnete!“ gerufen.

Begreiflich können wir hier in unserer kleinen Skizze nicht die ganze Nilreise schildern; kaum daß es uns gestattet ist, an einigen der wichtigsten Stationen und auch da nur flüchtig zu verweilen. So zunächst bei Lucqsor, der Hafenstadt des hundertthorigen Theben. Dort liegt die ganze gewaltige Herrlichkeit des alten Aegyptens vor den staunenden Blicken der Reisenden, allerdings in Trümmern, aber diese Trümmer sind so kolossal und nehmen einen so ungeheuren Raum ein (mit Karnak mehr als eine Quadratmeile!), daß man sich nach ihnen leicht die Pharaonenhauptstadt mit ihren zwei Millionen Einwohnern vorstellen kann. Der dicht am Nil gelegene Tempelpalast von Lucqsor allein würde schon genügen, denn er ist eine Ruinenstadt für sich; ganze Fellahdörfer haben sich auf einigen Teilen des flachen Daches angesiedelt, die Pylonen und Säulenreihen zehn und zwanzig Fuß tief im Wüstensande und trotzdem ist der Eindruck geradezu überwältigend. Weiter nach der Wüste hin liegen die Felsengräber mit ihren unabsehbaren, oft über tausend

Fuß langen, hohen und breiten Gängen, deren Wände mit zahllosen Skulpturen und Malereien bedeckt sind, und noch weiter hinaus, schon mitten in der Wüste, ragen die weltberühmten Memnonskolosse, jene an 80 Fuß hohen sitzenden Steinfiguren, von denen die eine nach einer uralten Sage an jedem Morgen die aufgehende Sonne mit klagenden Tönen begrüßt. Unter den vielen Obelisken Lucqsors findet man auch den höchsten von ganz Aegypten, dessen Bruder auf dem Concorde-Platze in Paris steht; die Hieroglyphen beider verkünden den Ruhm der großen Ramessiden, deren einer zu Moses Zeiten regierte. Die Aegyptologen Mariette, Belzoni, Lepsius, Brugsch, Ebers u. a. wohnten monatelang mitten unter diesen Ruinen, und die Frucht ihrer Studien wurde später in prächtigen Werken veröffentlicht, so daß jetzt die gesamte gebildete Welt sich daran erfreuen und belehren kann. Von Lucqsor geht es weiter nach Esneh, wo gleichfalls ein berühmter Tempel liegt, aber eigentlich unter der Erde, denn ein ganzes Araberdorf hat sich nach und nach darüber aufgebaut. Ein solches Dorf mit seinen aus Nilschlammziegeln kümmerlich zusammengeklebten, würfelförmigen, fensterlosen Hütten ist wohl der sprechendste Gegensatz zu dem ehemaligen und jetzigen Aegypten und seiner Bewohner, von dem

Tempel von Edfu.



Lucqsor.



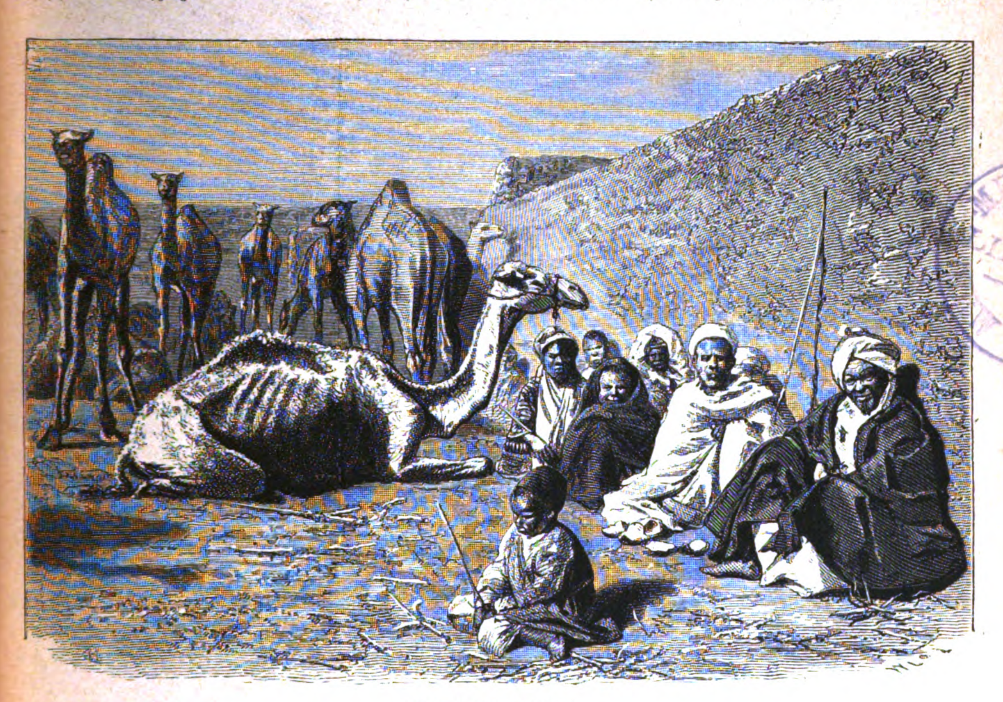
Assuan.

unendlichen Schmutz der halbnackten Fellachen und ihrer ganznackten Kinder gar nicht zu reden. Die tägliche Beschäftigung dieser Nilbauern ist die Feldarbeit und zwar die Bewässerung durch Schöpfapparate und die Berieselung der Felder durch Kanäle. Die ersteren sind meist sehr primitiver Natur, denn der „Schaduf“ besteht aus einer Stange mit langem Hebelarm nach Art unserer Ziehbrunnen, und das Gegengewicht wird gewöhnlich nur aus einem Klumpen Nilschlamm gebildet. Oft sind von solchen Schadufs drei oder vier übereinander angelegt, um das Wasser auf die höher gelegenen Felder zu leiten. Auf dieser künstlichen Bewässerung beruht das ganze Geheimnis des ägyptischen Ackerbaues mit seiner oft dreifachen Ernte, denn der aus den Ufern tretende Nil liefert in dem Schlamm seines Wassers den befruchtenden Dünger, und wo dies Wasser nicht durch die natürliche Ueberschwemmung hingelangt, muß es durch Menschenhand hingeschafft werden. Die reicheren Grundbesitzer haben Schöpfräder, sog. Sakkiehen, die, ähnlich wie unsere Pferdegöpel, von Büffeln in Bewegung gesetzt werden; aber das eigentliche Wahrzeichen des Fellachen bleibt der Schaduf.

Nur wenige Stunden von Esneh liegt das unscheinbare Städtchen Edfu ... unscheinbar als solches, aber hochinteressant durch einen Riesentempel, dessen zwei große Pylonen (Stumpftürme), welche zu beiden Seiten des Haupteingangs stehen, ganz an die Türme von Notredame zu Paris erinnern und dieselben an Kolossalität der Massen noch übertreffen. Auch dieser Tempel war von tausendjährigem Wüstensande fast vollständig verschüttet, und auf ihm wie um ihn herum lagen Hunderte von Fellahhütten, bis Mariette auch hier mit seiner Legion Arbeiter, die ihm die ägyptische Regierung (schon unter Saïd Pascha) in höchst liberaler Weise zur Verfügung gestellt hatte, erfreuliche Wandlung schuf. Prächtige, wohlerhaltene und mit Skulpturen über und über bedeckte Säulenhallen und weite Säle kamen zum Vorschein, und das riesenhafte Gebäude wurde von allen Seiten zugänglich gemacht. Von der Plattform der Pylonen, auf die eine wohlerhaltene Steintreppe hinaufführt, hat man eine herrliche Aussicht auf das im üppigsten Grün prangende oder, je nach der Jahreszeit, weithin überschwemmte Nilthal, auf den unermeßlichen Sandocean der Wüste und auf die schwarzen, elenden Fellahdörfer, denen nur die Palmen einigen Schmuck verleihen. Das heutige Geschlecht kriecht ameisengleich um diese gigantischen Bauten herum, die als wunderbare Zeugen einer hohen Kulturepoche dastehen, und zwar aus einer Zeit, wo die jetzigen Stätten der Civilisation, und speciell Mittel-Europa, noch in tiefster Nacht lagen. An der Tempelmauer halten jetzt Beduinen mit ihren Kamelen Rast; sie ziehen weiter nach Süden, nach Assuan, wohin auch unsere Barke steuert, und werden sich dort einer Karawane anschließen, um Waren nach den westlich gelegenen Ortschaften zu brin-

gen. Die Beduinen sind die eigentlichen und echten Söhne der Wüste, die mit Verachtung auf die geknechteten Fellachen herabschauen und auch mit den Städtern in Kairo und Alexandria nicht tauschen mögen, die in dumpfen Häusern und engen Gassen wohnen und Soldaten werden müssen. Seit Mohammed Ali, der sie mit kräftiger Hand zu Paaren trieb, und ihren räuberischen Streifzügen ein Ende machte, sind die Beduinen dem jedesmaligen Pascha von Aegypten tributpflichtig, aber das Höchste, das sie um alle Schätze der Welt nicht eintauschen würden, hat man ihnen lassen müssen: ihr Lebenselement, die Freiheit.

Assuan, die Grenzstadt Aegyptens nach Nubien hin, ist in der Regel das Ziel der Nilreisenden; es ist das alte Syene, die südlichste Stadt des ehemaligen römischen Weltreiches.

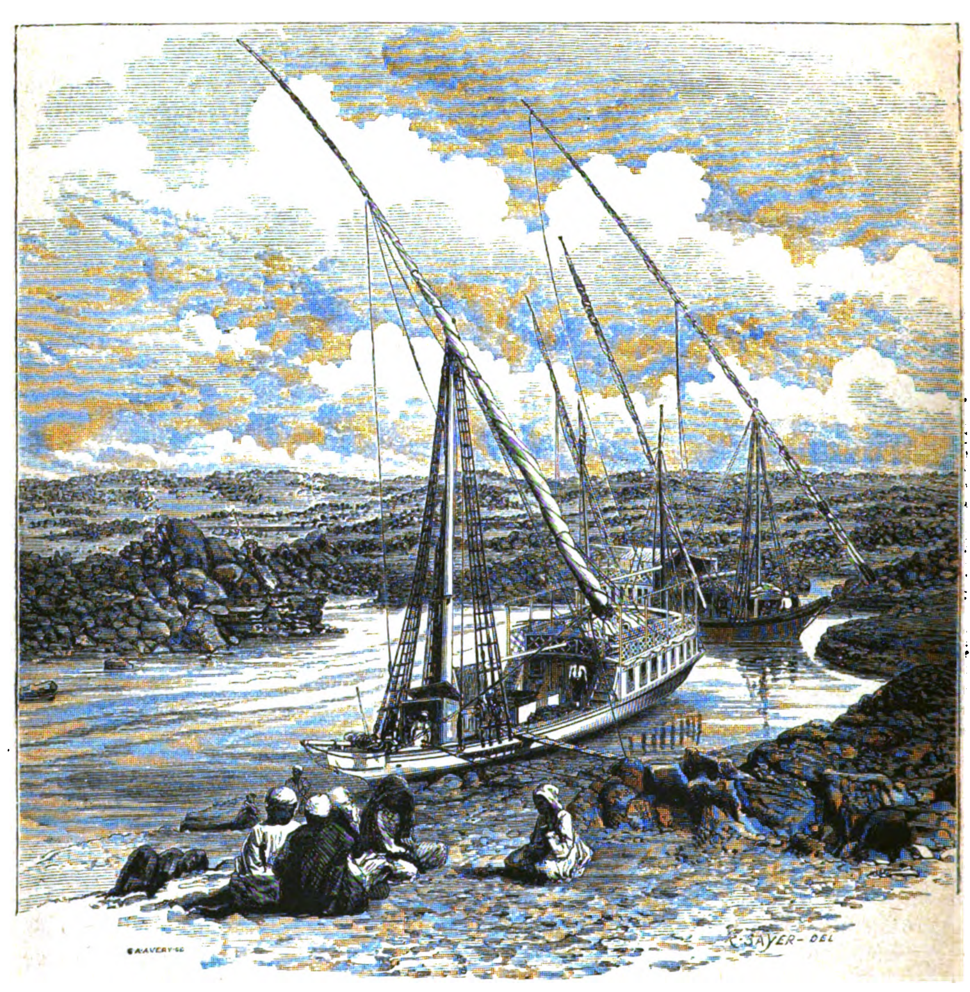


Lagerplatz der Beduinen.

Sie liegt fast schon auf dem Wendekreise des Krebses und nur wenige Meilen weiter beginnen die Stromschnellen, die unter dem Namen Nilkatarakten bekannt sind. Aus der Ferne gesehen, macht Assuan einen überaus lieblichen Eindruck, Palmenwälder bekränzen die Ufer und der Nil ist hier, bevor er sich zu den Katarakten verengt, breit wie ein Landsee. Ganz in der Nähe der Stadt liegen die ungeheuren Steinbrüche, in denen die alten Aegypter das Material zu ihren Tempel- und Palastbauten gebrochen, und noch heute sieht man in den Felswänden deutliche Spuren der Sprengarbeiten, nämlich kleine, aber tiefe und in langen Reihen eingemeißelte Löcher, in welche Holzpflöcke gesteckt wurden, die alsdann, durch Begießen mit Wasser angefeuchtet, aufquollen und die Steinblöcke, oft von vielen tausend Centnern Gewicht, ablösten. Welch eine primitive Methode, im Vergleich zu unseren Sprengungen mit Pulver und Dynamit, und trotzdem welche Resultate!

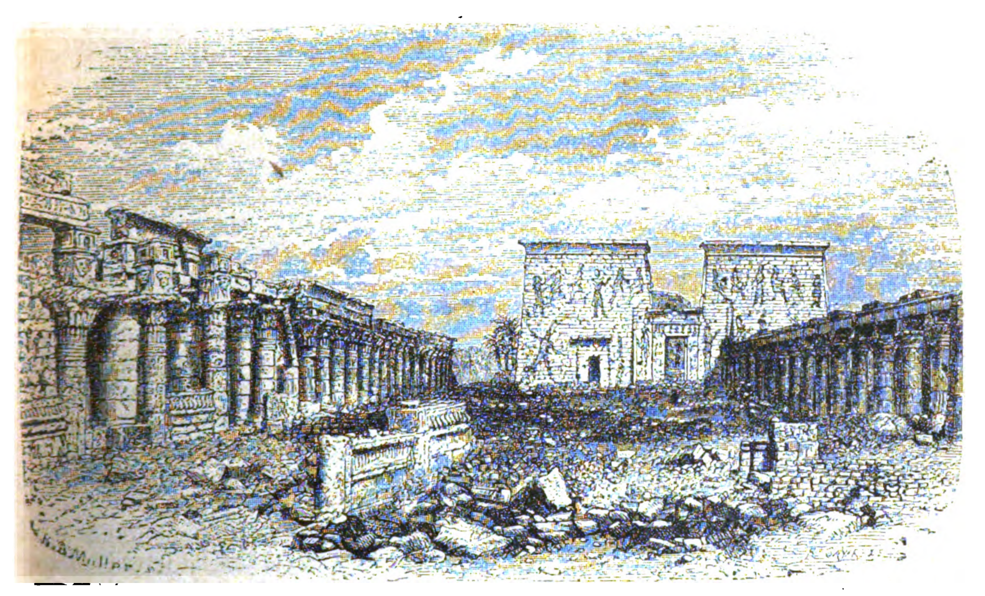
Auch scheint es, als wolle Assuan noch einmal alle Herrlichkeiten des Nilthales an Prachtbauten und großartigen Ruinen, wie zu einem Abschiedsgruß, um sich versammeln, denn auf der gegenüberliegenden Insel Philä ragen die hohen Pylonen eines gigantischen Isistempels aus pharaonischer und lange Säulenreihen aus ptolemäischer Zeit; ein unermeßliches Trümmerfeld, aber viele einzelne Trümmer wunderbar frisch erhalten. Dazu kommt die wirklich romantische Lage der Insel, die in der üppigsten

Tropenvegetation prangt, während eine hohe, lotrecht abfallende Granitwand den Hintergrund bildet. Diese Granitwand ist gewissermaßen der Ausläufer des Felsenthals, das sich im Süden auftürmt, und man hört deutlich auf der Insel das Donnern der Wassermassen, die durch das verengte Strombett wild schäumend hindurchstürmen. Das ist der erste Katarakt, der, wie auch der zweite und dritte, hart am Uferrande, obwohl nicht ohne Gefahr, befahren werden kann. Namentlich sind es die wagehalsigen Engländer, die sich in langen, schmalen Booten von zehn, zwanzig Negern unter lautem Gesang, der aber mehr ein Geheul ist, einige Meilen die Stromschnellen hinaufziehen lassen und dann mitten durch die Brandung wieder zurückfahren. Sie nehmen aber doch einen kundigen arabischen Steuermann mit, der unter stetem Anrufen Allahs und des Propheten und, was die Hauptsache ist, gegen ein bedeutendes Trinkgeld, das Fahrzeug glücklich durch die Klippen und Sandbänke leitet. Kleine Negerknaben schwingen sich keck auf einen alten Palmenstamm und kommen so den Katarakt herabgesaust, oft sekundenlang ganz im Wellenschaum begraben und rudern dann lachend bis dicht an die Dahabieh, um sich den Lohn für ihr Kunststück zu holen, den man ihnen auch gern gibt.



„Alice" und „Mignonne" am ersten Katarakt.

Auffallend ist die schwarze und überhaupt die dunkelfarbige Bevölkerung Assuans und nicht minder die Kleidung, wenn auch in negativer Hinsicht, denn die Männer tragen für gewöhnlich nur eine Art Badehose (libahs), die Weiber eine aus unzähligen feinen Lederstreifen bestehende Schürze (rahad), die fast immer mit bunten Quasten und bei den jungen Mädchen noch mit einer Menge kleiner Muscheln verziert ist. Außerdem tragen beide Geschlechter noch bei festlichen Gelegenheiten, oder auch, wenn sie zur Stadt auf die Märkte kommen, die ferdah, ein Stück Baumwollenzeug von grauer oder blauer Farbe, mit eingewirkten roten oder gelben Streifen und lang und breit wie ein großes Betttuch, womit sie sich sehr malerisch zu drapieren wissen. Ein buntes Kopftuch und Ledersandalen vollenden den Anzug, zu welchem natürlich bei den Frauen auch noch silberne oder messingene Nasen- und Ohrenringe und blanke



Isistempel auf der Insel Phyla.

Reifen aus demselben Metall um die Hand- und Fußknöchel gehören. Die Männer tragen am rechten Arm ein Messer in einer Lederscheide und um den Hals an langen Schnüren kleine Lederbeutel mit Koranversen, die als Amulette dienen.

Alles weist schon hin nach Central-Afrika, bis zu den jungen Giraffen und Straußen, die den Fremden zum Verkauf angeboten werden. Straußenfedern, meinten unsere Damen, ließe man sich gefallen und sie kauften auch später welche, aber einen ganzen Strauß mit nach Europa zu nehmen, sei doch etwas gar zu umständlich.

Eine große Ueberraschung stand unserer Reisegesellschaft am nächsten Morgen bevor: die Ankunft der „Mignonne", die nur wenige Tage später als die „Alice" Kairo verlassen hatte und nun gleichfalls wohlbehalten in Assuan eintraf.

Eine Begegnung mit befreundeten Landsleuten ist auf allen Reisen erfreulich, aber im fernen Afrika bei den Nilkatarakten wird ein solches Ereignis mit wahrem Jubel begrüßt. Die beiden Barken legten dicht nebeneinander an und die Bewohner derselben kamen zu gegenseitigem Besuch an Bord. Die Mahlzeiten wurden zusammen eingenommen und ein Dragoman suchte immer den anderen durch auserlesene Gerichte zu überbieten. Auch die Mannschaften fraternisierten, und als man ihnen gar einen fetten Hammel schenkte, den sie am Ufer nach arabischer Sitte (mit aromatischen Kräutern und sonstigem Gefüllsel vollgestopft) im Freien am Spieß brieten, war die Freude allgemein.

Es wurden auch noch einige Tage zugegeben, denn die Herren wollten durchaus auf die Krokodiljagd gehen und die Damen benutzten

die freie Zeit, um auf dem Bazar von Assuan allerlei Raritäten einzukaufen: buntbemalte Straußeneier, zierliche Korbwaren und feingeflochtene Matten, nubische Teppiche, Frauenschmuck aus Gold- und Silberfiligran, eine Specialität der dortigen Länder u. dgl. m. Die Jäger kehrten auch wirklich am Abend mit zwei erlegten Krokodilen heim, die von den Bootsleuten, die sich darauf verstanden, sofort ausgeweidet und mit Wüstenstroh ausgestopft wurden. Dann brachte man sie im Triumph auf die Dahabiehen und hing sie zum völligen Austrocknen hinten am Spiegel auf. Freilich ging alsbald das Gerücht, die Herren hätten die bereits erlegten Tiere auf der nahen Insel Elefantine von Nubiern gekauft, die auch die Engländer immer damit versehen; aber das hinderte nicht, den Jägern zu Ehren einen festlichen Punsch zu bereiten und beide Barken mit bunten Papierlaternen zu beleuchten ... und Tags darauf wurde dann in der heitersten Stimmung die gemeinsame Rückfahrt angetreten.

L. Spohrs Geige.

Eine Erinnerung an den Meister zur bevorstehenden Enthüllung seines Denkmals.

Von

H. M. Schletterer.

Für jeden Geiger ist der Besitz eines guten, eines sehr guten, eines vorzüglichen Instruments höchster Lebenswunsch. Kein anderer Instrumentalist hängt mit solcher Liebe, Zärtlichkeit und Treue an seinem Instrumente. Der Pianist hat keine Ahnung von ähnlicher Anhänglichkeit und solch schwärmerischen Empfindungen. Er ist an den steten Wechsel von Klavier, Pianino und Flügel gewöhnt; das Wandern von Instrument zu Instrument, sein treuloses Herumschwärmen von einem Tastenkasten zum anderen, kommt ihm kaum zum Bewußtsein. Ein Gefühl von Liebe zu seinem Instrumente entwickelt sich bei ihm nicht, und selbst wenn er ein solches eigentümlich besitzt, mag es ihm wohl Vergnügen machen, und er sich der Güte desselben stolz und selbstbewußt rühmen, aber er weiß, daß sich's abnützt, daß die Mechanik, und zwar die feinste und künstlichste zuerst, Krankheitssymptome zeigen wird, und daß er, je fleißiger er sich übt, je eher auf einen Umtausch bedacht sein muß. Wie ganz anders der Geiger! Seiner einfachen Holzschachtel wohnt der Zauber ewiger Jugend inne. Je mehr er sie liebkost, je höhere Anforderungen er an sie stellt, um so freundlicher zeigt sie sich seinen Wünschen geneigt. Er wird manchmal zwar unter ihren Launen zu leiden haben, — denn die Violine ist weiblichen Geschlechts, warum sollte sie also nicht ihre Launen haben? — aber seinen Schmeicheleien, seiner Ausdauer wird es immer gelingen, ihr Schmollen, ihren Trotz zu besiegen und einen silberhellen, goldklaren Ton als süßen Lohn aller seiner Bemühungen ihr zu entlocken. Auch bezüglich der Erwerbung eines Instruments hat der Pianist leichtes Spiel. Deutschland starrt von Klavierfabriken, die gar fleißig und produktiv arbeiten. Man entschließt sich eine bestimmte Summe auszugeben, weiß dann genau, was man für sein Geld bekommt und begnügt sich mit dem Erworbenen, mag es auch nach verschiedenen Richtungen zu wünschen lassen und unleugbare Mängel offenbaren. Wie lange wird es dauern, so kauft man ein neues, mit allen Verbesserungen einer in rasender Hast fortschreitenden Zeit ausgestattetes schöneres und — billigeres Instrument.

In ähnlichem Falle befinden sich auch die Bläser. Auch in der Technik ihrer Instrumente werden täglich neue Verbesserungen und Aenderungen angebracht und zudem leiden besonders die Holzblasinstrumente durch Feuchtigkeit und Hitze; sie werden verstimmt und verblasen, kurz sie nützen sich ab. Eine Flöte oder Hoboe, eine Klarinette oder ein Fagott, die der Vater gebraucht, sind für den Sohn meist wertlos, und wenn sie nicht der Papa zeitig abschafft, der Erbe mag gewiß nichts mehr mit ihnen zu thun haben.

Dagegen wird die Violine, je älter sie wird, je mehr man sie strapazierte, nur besser. Wie sie nun einmal ist, ist sie einer Vervollkommnung in ihrem Baue nicht mehr fähig. Je inniger sich der Spieler mit ihr vertraut macht, um so mehr Vorzüge entdeckt er an ihr, desto mehr steigert sich seine Hingabe, seine Liebe. Mag man vielleicht mit einiger Berechtigung den Künstlern Wankelmut in sonstigen Zuneigungen vorwerfen, ganz gewiß ziert die Geiger die seltene Tugend der Treue in hohem Grade. Und wie sind sie darauf bedacht ihren Liebling rein, schmuck, glän-



Ludwig Spohr.

zend zu erhalten, ihn weich und warm zu betten, ihn gegen jeden Luftzug abzuschließen, für den besten Saitenbezug zu sorgen u. s. w. Hundertmal des Tages betrachten sie ihn mit zärtlichen Blicken, drehen und wenden bewundernd die schlanke zierliche Schachtel, um sie dann liebeselig an das Kinn zu drücken oder zwischen die Beine zu klemmen und mit Wollust den Tonströmen zu lauschen, die der Bogen aus ihren Corden zauberte.

Wie schwer ist es aber auch in den Besitz einer guten Geige zu kommen! Meist sind die Violinspieler arme Teufel, die über Hunderte und Tausende, die nötig sind, ihre Absicht zu erreichen, nicht zu verfügen haben und nicht immer finden sich reiche Mäcenaten, die den verzehrenden Wünschen schmachtender Geigerherzen hilfsbereit entgegenkommen. Und wie es Nabobe gibt, die, einer Laune folgend, Gemälde und Kupferstiche und seltene Bücher sammeln, ohne vielleicht eine Ahnung vom inneren Werte ihrer Schätze zu haben, so gibt es wieder auch mit Glücksgütern unverschämt gesegnete Geigensammler (Gott verdamme sie!), welche, ohne selbst ihren Instrumenten einen Ton entlocken zu können, die kostbarsten Prachtstücke aus Cre-

mona aufkaufen, um sie neidisch und geizig hinter Schloß und Riegel zu bewahren, sie mit dämonischer Schadenfreude in stummen Schlummer versenkt zu halten, sie dem Gebrauche kunstgewandter Spieler, deren Glück und Lebensfreude ein tonreiches Instrument bilden würde, zu entziehen. Sind so die edelsten Violinen leider vielfach zu einem Objekte dilettantischer Liebhaberei und unerreichbar für den Künstler, der sie beleben und beseelen könnte, geworden, so hat sich anderseits der raffinierteste Betrug dieser Branche bemächtigt und es bedarf seltenster Sachkenntnis und langjähriger Uebung des Ohres und Auges um das Echte vom Unechten unterscheiden und sich vor Täuschung und Uebervorteilung bewahren zu können. Wie der Besitzer eines schönen, alten, aber nicht erkannten Gemäldes sich seines Schatzes nie von ganzem Herzen erfreuen kann, denn jeder der dasselbe betrachtet und prüft (und ganz besonders die Sachkenner, eine der unausstehlichsten Menschenspecies), findet etwas daran zu mäkeln und zu bezweifeln, so ist ein Musiker, der endlich an das Ziel langjähriger Wünsche kam, erst recht in Not; denn dem einen gefällt die Schnecke nicht, dem andern scheint Decke oder Boden unecht, der dritte tadelt den Ton der D-Saite, dem vierten ist die Quinte zu spitzig u. s. w. Kurz und gut, alle Kenner bieten alle Scheingründe so lange auf, bis dem Besitzer sein Schatz verleidet ist, er an Güte und Echtheit irre zu werden beginnt und seine Freude in Mißmut umschlägt. Es ist, wie wenn Mißtrauen und Zwietracht in eine Ehe gesät wird. Anderseits, wie Trug in der Liebe sich von Wahrheit und echter Empfindung oft kaum unterscheiden läßt, mancher Getäuschte sich für den zärtlichst geliebtesten Gatten hält, so rühmt auch mancher berühmte Violinspieler sich stolz eines Instruments, das aus Mittenwald oder Neukirchen stammt und die weisesten Sachverständigen irren sich hier oft in der amüsantesten Art.

Der König der Geiger unseres Jahrhunderts, auf dem Gebiete seiner Kunst nicht wieder erreicht, Louis Spohr (geb. 5. April 1784), war der Sohn eines in sehr einfachen Verhältnissen lebenden Arztes in dem Städtchen Seesen im Braunschweigischen. Nicht gerade arm, sah er sich doch frühzeitig schon auf sich selbst gestellt und darauf hingewiesen, alle Kräfte zur Erreichung eines von ihm alsbald bestimmt ins Auge gefaßten Lebenszieles einzusetzen. Er kam in seinem zwölften Jahre nach Braunschweig, um Unterricht vom Kammermusikus Kunisch und, als seine höhere Ausbildung es erforderte, von Konzertmeister Maucourt zu erhalten. Der auf ihn aufmerksam gewordene Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, derselbe, der nach der unglücklichen Schlacht bei Auerstädt seinen fürchterlichen Wunden in Wandsbeck unterlag (10. Novbr. 1806), wurde sein Gönner, stellte den nur fünfzehnjährigen jungen Künstler mit einem Gehalte von 100 Thaler als Kammermusikus in seiner Hofkapelle an, und förderte und unterstützte ihn in freigebigster und hochherzigster Weise. Ja er sah sogar über die frühen Kundgebungen künstlerischen und männlichen Selbstbewußtseins desselben gnädig hinweg und verzieh und entschuldigte es, wenn sein Schützling, dem die erhabene Kunst und die Würde des Künstlers über allem stand, Schranken durchbrach, welche die Hofsitte sonst strenge entgegenstellte.

Man darf wohl annehmen, daß die Geige, die Papa Spohr seinem Sohne nach Braunschweig mitgab, nicht zu den besten ihrer Gattung zu zählen war. Man muß sich auch des Knaben erinnern, der bei seinem Großvater, einem Dorfpastor im Hildesheimischen, Konfirmationsunterricht erhielt und von da, damit er seinen musikalischen Studien nicht ganz entfremdet würde, allwöchentlich zweimal nach dem Städtchen Alfeld wanderte, um mit dem dortigen Kantor Violinduetten zu spielen. Sein Instrument, wie dessen Spieler, allen Unbilden der Witterung ausgesetzt, wird er bei diesen Fußtouren wohl in einem Sacke unter dem Arm getragen haben. Reizend ist, was er in seiner, leider unvollendet gebliebenen Autobiographie erzählt, daß er nämlich bei diesen Wanderungen regelmäßig in einer unterwegs gelegenen einsamen Mühle eingekehrt und da durch sein wohlgesittetes Benehmen und seine musikalische Kunstfertigkeit der Müllerin Gunst in solchem Grade gewonnen habe, daß er stets freudig empfangen und mit Kaffee, Kuchen und Obst gelabt wurde. Ja, als er ihr einst Variationen über die bekannte Wranitzkische Melodie: „Ich bin liederlich, du bist liederlich“ vorphantasiert hatte, in der alle Kunststückchen vorkamen, mit denen Paganini später die Welt entzückte, wollte sie ihn an dem Tage gar nicht mehr fortlassen.

Es ist denkbar, daß der gute Herzog, der seinen Schützling zu weiterer Ausbildung im Jahre 1802 dem berühmten Geiger Franz Eck

übergeben und zur Reise nach Petersburg ausgestattet hatte, vorher auch noch auf eine gute Geige für ihn bedacht war. Spohr selbst meldet nichts von einem derartigen Glücksfall, denn ein solcher wäre es für den armen Kunstjünger gewesen, aber er berichtet, daß er in der nordischen Hauptstadt einen jungen Kammervirtuosen der kaiserlichen Kapelle, Namens Remi, kennen gelernt und innige Freundschaft mit ihm geschlossen habe. Derselbe lud ihn oft zu sich, um mit ihm Duette zu spielen und eines Abends, es war an Spohrs Geburtstag, brachte dieser ein soeben fertig gewordenes Duo seiner Komposition mit, das wiederholt von den beiden jungen Leuten mit sich steigerndem Enthusiasmus durchgespielt wurde[1]). Darauf umarmte Remi seinen Partner, indem er sagte: ‚Du mußt mit mir die Geige tauschen, damit wir beide ein Andenken aneinander besitzen!‘ „Ich," so erzählt Spohr weiter, „erschrak vor Freude; denn seine Geige hatte mir längst schon besser als die meinige gefallen. Da sie aber, eine echte Guarneri, wenigstens noch einmal so viel wert war, als die meine, mußte ich sein Anerbieten ablehnen. Er ließ sich aber nicht abweisen und sagte: ‚Deine Geige gefällt mir, weil ich dich so oft habe darauf spielen hören, und wenn die meine wirklich besser ist, so nimm sie als Geburtstagsgeschenk von mir an!‘ Nun durfte ich mich nicht länger weigern und trug überglücklich meinen neuen Schatz nach Hause. Hier hätte ich gar zu gerne noch die ganze Nacht gespielt, und mich an dem himmlischen Tone des nun mir gehörenden Instruments berauscht; da Herr Eck aber schon zu Bette gegangen war, mußte ich sie ruhig im Kasten lassen. Schlafen aber konnte ich nicht." Die köstliche Geige, in deren Besitz Spohr jetzt gelangt war, sollte nicht für allzulange Zeit sein Glück und seine Freude bilden. Nach Braunschweig zurückgekehrt, ward sie die Genossin seiner ersten Triumphe. Die Erfolge, die der junge Künstler in den Hofkonzerten errang, ließen alsbald einen kühnen Plan in ihm reifen. Er hatte für sich und einen Kollegen, den Kammermusikus Beneke, einem trefflichen Cellisten, ein Concertant für Violine und Cello geschrieben, bei dessen Einübung beide den Entschluß faßten, gemeinschaftlich eine Kunstreise nach Paris zu unternehmen. Im Januar 1804 traten sie, voll der überschwenglichsten Hoffnungen auch wirklich ihre Tour an. Lassen wir nun Spohr selbst wieder das Wort:

„Zuerst weilten wir einige Tage bei meinen Eltern in Seesen, von wo aus wir uns in Göttingen ankündigten, um dort unser erstes Konzert zu geben. Ich hatte mir kurz vor der Abreise aus Braunschweig für meine herrliche Geige eine ihrer würdige Hülle, ein höchst elegantes Kästchen, machen lassen und dieses, um es gegen jede Beschädigung zu sichern, zwischen Wäsche und Kleider in meinen Koffer gepackt. Ich trug daher Sorge, daß dieser, der meine ganze Habe barg, recht sorgfältig mit Stricken hinten auf unseren Mietwagen befestigt wurde. Demungeachtet hielt ich es für nötig, mich oft nach ihm umzusehen, besonders, als der Kutscher erzählte, es wären seit kurzem zwischen Nordheim und Göttingen einigemal Koffer abgeschnitten worden. Dieses Umsehen war aber, da der Wagen nach hinten keine Fenster hatte, eine sehr beschwerliche Arbeit und ich daher sehr froh, als wir mit Anbruch der Nacht zwischen den Gärten vor Göttingen anlangten und ich mich noch ein letztes Mal überzeugt hatte, daß der Koffer noch an seinem Platze sei. Froh, ihn glücklich so weit gebracht zu haben, äußerte ich gegen den Gefährten: Meine erste Sorge soll nun sein, zur bessern Befestigung des Koffers eine tüchtige Kette nebst Schloß anzuschaffen.

So kamen wir am Thore an, als eben die Laternen angezündet wurden. Der Wagen hielt vor der Wache. Während Beneke dem Unteroffizier die Namen diktierte, frug ich, von innerer Unruhe getrieben, einen der den Wagen umstehenden Soldaten, ob der Koffer noch gut befestigt sei? — „Es ist kein Koffer da!" war die Antwort. Mit einem Sprunge war ich aus dem Wagen und rannte mit gezogenem Hirschfänger wie rasend zum Thore hinaus. Hätte ich besonnen gelauscht, wäre es mir vielleicht geglückt, die auf einem Seitenwege davoneilenden Diebe zu hören und einzuholen. So aber war ich in meiner blinden Wut weit über den Punkt, wo ich den Koffer zuletzt gesehen, hinausgerannt und bemerkte meine Uebereilung erst, als ich mich auf freiem Felde befand. Trostlos kehrte ich zurück. Während mein Gefährte das Wirtshaus aufsuchte, eilte ich zur Polizei und verlangte augenblickliche Untersuchung der Gartenhäuser außerhalb des Thores. Mit Staunen und Aerger erfuhr ich, daß die Gerichtsbarkeit

[1]) Es war eines der drei während der Petersburger Reise komponierten Duos concertants pour deux Violons. Op. 3.

jenseits desselben dem Amte Wende zustehe. Da dies eine halbe Stunde von Göttingen entfernt ist, mußte ich für den Abend alle weiteren Schritte zur Erlangung meiner Sachen einstellen. Daß diese anderen Morgens erfolglos sein würden, wußte ich schon jetzt, und so durchwachte ich die Nacht in einer Stimmung, wie ich sie in meinem bisherigen, vom Glück begünstigten Leben nicht gekannt hatte. Wäre nur meine herrliche Guarneri-Geige, die Trägerin meiner ganzen bis dahin erworbenen Virtuosität, nicht verloren gewesen, ich hätte das übrige leicht verschmerzt; aber ohne Geige mußte ich nicht nur die Reise aufgeben, sondern auch gewissermaßen mein Studium ganz von vorn wieder anfangen. Anderen Morgens ließ mich die Polizei benachrichtigen, es sei im Felde hinter den Gärten ein leerer Koffer und Violinkasten gefunden worden. Voll Freude eilte ich hinaus, hoffend, es werde wohl von den Dieben die Geige, als ein für sie wertloser und in bezug auf Entdeckung gefährlicher Gegenstand im Kasten zurückgelassen worden sein. Leider war dem aber nicht so. Nur der am Deckel befestigte Bogen, ein echter Tourté, war unentdeckt geblieben; alles übrige, auch das Reisegeld in Gold, war mitgenommen. Die Musikalien allein hatten die Diebe verschmäht. Sie fanden sich sämtlich auf dem Felde zerstreut. Da meine Manuskripte darunter waren, von denen ich keine Abschrift hatte, war ich froh, diese wenigstens wieder zu bekommen.
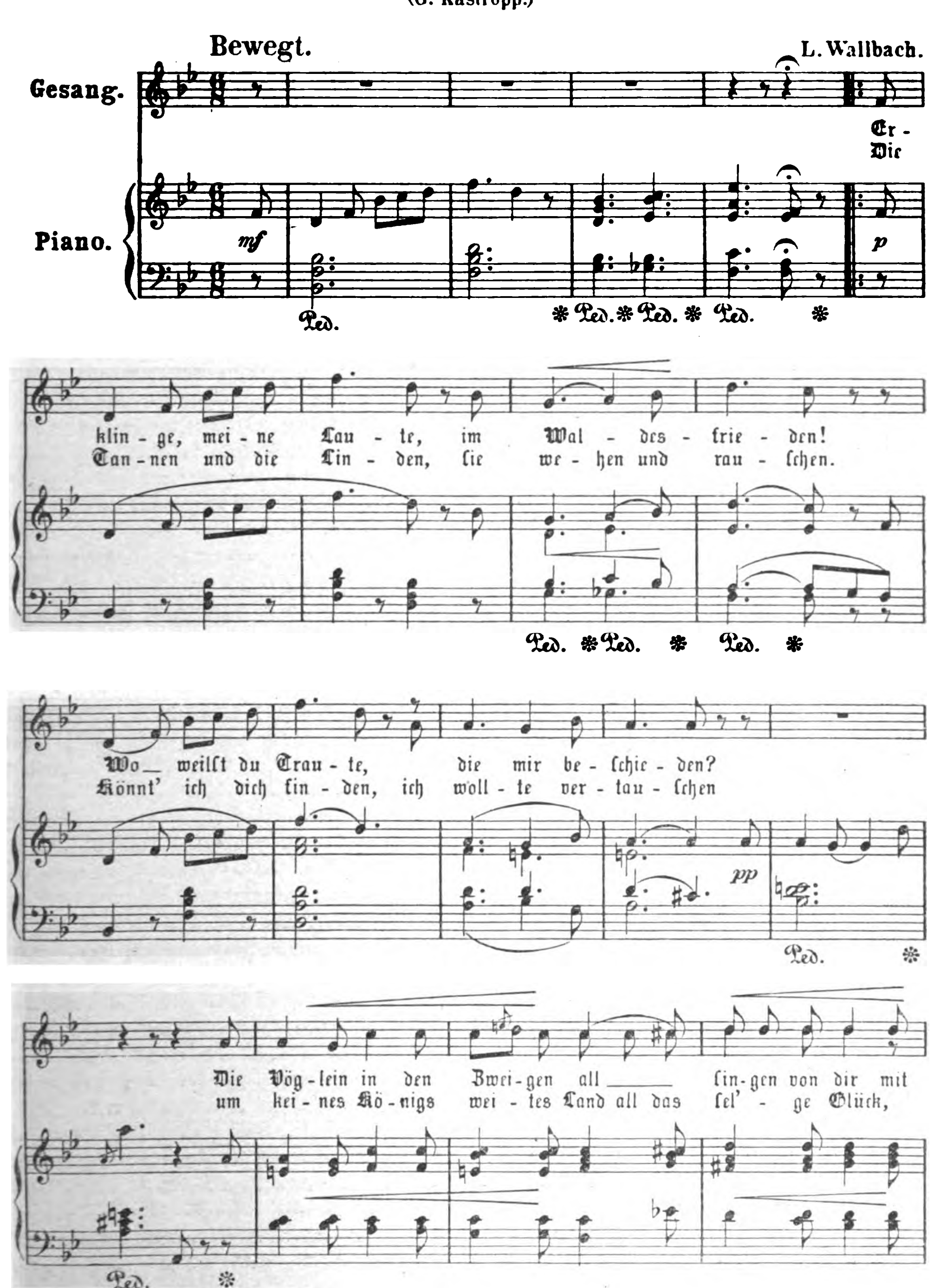
Ohne Geld, Kleider und Wäsche mußte ich mir nun erst auf Borg das Nötigste anschaffen, bevor das bereits angekündigte Konzert gegeben werden konnte. Inzwischen übte ich mich auf einer von einem Studenten entliehenen ganz guten Geige von Stainer fleißig ein, und so vorbereitet, trat ich zum erstenmal außerhalb Braunschweig als Künstler auf. Unser Konzert war ungemein zahlreich besucht. Vielleicht hatte die Kunde von meinem Verluste dazu beigetragen. Alle Vorträge wurden mit enthusiastischem Beifalle aufgenommen. Dies war nun zwar für die Weiterreise sehr ermunternd; doch konnte ich, ängstlich für meinen Ruf besorgt, mich nicht entschließen, öffentlich aufzutreten, bevor ich nicht wieder eine eigne gute Geige gewonnen und mich sorgfältig darauf eingeübt hatte. Wir kehrten daher nach Braunschweig, wo sich die Kunde von meinem Verluste schon verbreitet hatte, wieder zurück. Der Herzog, der ebenfalls davon gehört, schickte, um mir den Ankauf eines guten Instruments zu erleichtern, von neuem ein ansehnliches Geschenk, mit dessen Hilfe ich mir von einem Herrn von Hantelmann, einem ausgezeichneten Dilettanten, die beste damals in Braunschweig zu findende Geige erkaufte, jedoch bald fühlte, daß sie mir die verlorene nicht vollständig würde ersetzen können."
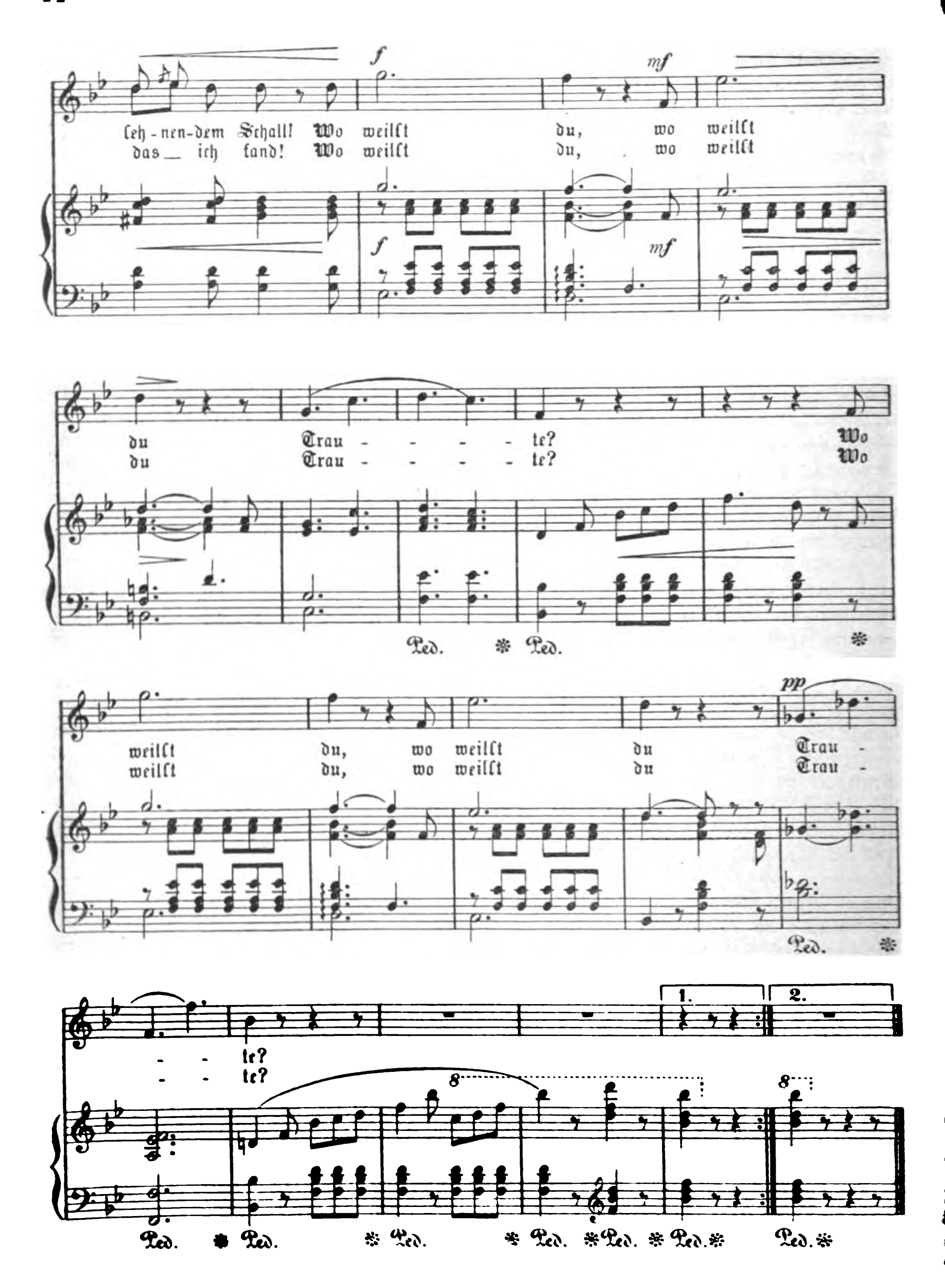
Dieses Instrument, eine italienische Violine, spielte Spohr auf seinen ersten höchst erfolgreichen Kunstreisen, auf denen er sich sofort als einen genialen Geiger allerersten Ranges einführte. Nachdem er jedoch Gelegenheit gefunden hatte, eine alte deutsche Violine von dem in allen Wörterbüchern vergessenen wackern Geigenmacher Buchstetter zu erwerben, übte er sich auf dieser ein. Sie war fortan Genossin seines Ruhmes, bis er im Jahr 1816 auf einer Reise nach der Schweiz und Italien, gelegentlich seines Aufenthaltes in Münster bei Kolmar, — wo sich der dortige reiche Fabrikbesitzer und begeisterte Musikfreund, Jacques Hartmann, aus Familiengliedern und Angestellten seiner Kattunfabrik ein vollständiges, recht gutes Orchester zusammengesetzt hatte, — von einem, die Stelle des Konzertmeisters versehenden Fabrikbeamten, seine in Braunschweig gekaufte italienische Geige gegen eine von dem berühmten Pariser Lautenmacher Nikolaus Lupot, des französischen Stradivarius, eintauschte. Das damals erst dreißig Jahre alte Instrument hatte ihn durch seinen kräftigen, vollen Ton frappiert und er spielte es nun ausschließlich.

Spohr war im Jahr 1805 als herzoglich Gothaischer Konzertmeister in die Dienste des originellen und durch seine barocken Launen und scurrilen Einfälle bekannt gewordenen Herzogs Emil August getreten. Dieser phantastische und splendide, wunderliche und excentrische Herr, zu den tollsten Abenteuerlichkeiten stets aufgelegt, war trotzdem ein großer Kunst- und Litteraturfreund, ein Mann von Geist und Bildung, und wie Spohrs, so auch K. M. v. Webers und Jean Pauls großer Gönner. Letzterer urteilte über ihn, daß er die Titanomanie habe und der witzigste Kopf sei, der je unter einer Krone gesteckt. Ein anderer Zeitgenosse dagegen nennt ihn einen personifizierten Nebel — bunt — leicht — schwül — kühl — in alle phantastischen Gestalten sich zerteilend — zwischen Sonne und Erde schwebend: bald fallend, bald steigend. Goethe prädizierte ihn gerade heraus als einen Narren, wofür ihm der schlagfertige Herzog die

„Erklinge, meine Laute."

(G. Kastropp.)




ſeh - nen-dem Schall! Wo weilſt du, wo weilſt
das ich fand! Wo weilſt du, wo weilſt
du Trau - - - - - te? Wo
du Trau - - - - - te? Wo
weilſt du, wo weilſt du Trau -
weilſt du, wo weilſt du Trau -
- - te?
- - te?

entsprechende Antwort nicht schuldig blieb. Dieser gute, wenn auch sehr sonderbare Herr wurde sogar Spohrs Gevattersmann. Denn der 21jährige, aber um der Kapelle zu imponieren, für 25jährig ausgegebene Konzertmeister, hatte sich alsbald nach seinem Amtsantritte in Gotha in die dort ebenfalls angestellte Tochter einer Hofsängerin, in die reizende 18jährige Harfenvirtuosin Dorette Scheidler verliebt, sich mit ihr verlobt, sie geheiratet und der Herzog, der sich ausdrücklich für dies Ehrenamt angetragen, hob Ende Mai 1807 sein erstes Töchterchen, Emilie, aus der Taufe. Er erschien am Tauftage auch wirklich im vollen Glanze seiner herzoglichen Würde, umgeben von seinen Hofherren und gefolgt von dem die Pracht der selten gebrauchten Galawagen und deren Inhalt anstaunenden Janhagel der Stadt, vor seines Konzertmeisters Wohnung und ward von diesem an der Hausthüre ehrfurchtsvoll empfangen und in die mit Blumenkränzen geschmückten Zimmer geleitet.

Trotzdem es Spohr und seiner jungen Gattin in Gotha, wo er auch der dicken, durch ihren schwarzen Diamantschmuck berühmten Herzogin Karoline (geb. Prinzessin von Hessen-Kassel) Gunst in hohem Grade besaß, recht gut erging, erwiesen sich doch die dortigen Verhältnisse als zu enge für eine hochstrebende Künstlernatur. Große Reisen, die er von hier aus unternahm, die erste nach Leipzig, Dresden, Prag, München, Stuttgart und Frankfurt, die zweite nach Breslau, Berlin und Hamburg, die dritte nach Wien, ließen ihm nach seiner Rückkehr die Beschränktheit der Kleinstadt nur um so mehr empfinden. So erbat er sich denn seinen ihm ungern bewilligten Abschied und siedelte 1812 als Theaterkapellmeister nach Wien, 1817 in gleicher Eigenschaft nach Frankfurt am Main, 1822 als Hofkapellmeister nach Kassel über. Er galt nun unbestritten als der erste Geiger strenger, klassischer Richtung und hatte sich auch als Tonsetzer bereits einen geachteten Namen erworben. Wie er aber in Gotha seine liebe, hochherzige und kunstreiche Gattin gefunden, so sollte er dort auch endlich, allerdings erst, nachdem er seine Kunstreisen als Geiger aufgegeben hatte, eine seiner würdige Violine finden.

In der herzoglichen Hofkapelle in Gotha befand sich, neben anderen vorzüglichen Künstlern, auch das Ehepaar Schlick angestellt. Fr. Joh. Konrad Schlick aus Münster, ein Cellovirtuose von Ruf, hatte den Titel eines herzoglichen Sekretärs, sie, Regina Strina-Sacchi-Schlick aus Mantua, war eine ebenso vorzügliche Violin- wie Guitarrenspielerin. Herr Schlick, der allbewunderte Virtuose, soll ein wunderschöner Mann gewesen sein, seine Gattin eine Erscheinung von bezauberndem Reize und gewinnendster Anmut. In dem beschränkten Kreise der kleinen fürstlichen Residenz ward beiden große Aufmerksamkeit und Teilnahme gewidmet. Die Gunst, in der sie bei den höchsten Herrschaften standen, gab ihnen ein Selbstbewußtsein, gegen dessen opponierende Aeußerungen der junge Konzertmeister unaufhörlich anzukämpfen hatte. Aber nicht allein in Gotha wußte sich das Künstlerpaar geltend zu machen, auch die benachbarten Höfe wetteiferten, sie mit Auszeichnung zu behandeln. Schiller hörte beide in einer Soirée zu Tieffurt, zu der er und Charlotte von Wolzogen von der Herzogin Amalie von Weimar geladen worden war (27. Juli 1787). „Die Schlicks," so schreibt er, „spielten Duos für Violine und Cello. Die Musik war musterhaft." Von Frau Schlick, deren köstlicher Besitz, eine herrliche Straduari-Geige, 1822 in Spohrs Eigentum überging, mag hier noch eine kurze Notiz folgen. Geboren 1764, erhielt Regina ihre künstlerische Ausbildung im Konservatorium della Pietà in Venedig und benützte dann noch einen späteren Aufenthalt in Paris, wo sie, mit den berühmtesten Geigenmeistern konkurrierend, im Concert spirituel auftrat, dazu, sich weiter zu vervollkommnen. Zwischen 1780—83 ließ sie sich, allerwärts die größte Bewunderung erregend, in ihrer Heimat und in Rom, Neapel und Florenz hören. 1784 kam sie nach Wien und erbat sich dort Mozarts Mitwirkung in einem ihrer Konzerte, die ihr nebst einer neuen Komposition von dem allezeit gefälligen Meister auch bereitwillig zugesichert wurde. Mozart rühmt seinem Papa nach Salzburg, daß sie sehr viel Geschmack und Empfindung in ihrem Spiele habe, und letzterer, ein gerade in Sachen des Violinspiels sehr einsichtsvoller und penibler Mann, schreibt, nachdem er sie im Dezember 1785 in einem Konzerte in Salzburg selbst gehört, seiner Tochter Marianna, seit einem Jahre mit dem Reichsfreiherrn von Berchtold in Sonnenburg verheiratet: „Die Strina-Sacchi spielt keine Note ohne Empfindung, sogar bei den Symphonieen spielte sie alles mit Expression und ihr Adagio kann kein Mensch mit mehr Ausdruck und rührender spielen als sie; ihr ganzes Herz und Seele ist bei der Melodie, die sie vorträgt und ebenso schön ist ihr Ton und Kraft

des Tones. Ueberhaupt finde ich, daß ein Frauenzimmer, die Talent hat, mehr mit Ausdruck spielt als eine Mannsperson." Regina war aber nicht nur eine vorzügliche Virtuosin, sie war auch durch und durch musikalisch gebildet, das bewies sie ebenso durch ihre Mitwirkung bei den Symphonieen im Orchester, wie bei dem Konzerte, das sie in Wien gab. Mozart berichtet seinem Vater weiter: „Ich schreibe eben an einer Sonate, welche wir Donnerstag im Theater bei ihrer Akademie zusammenspielen werden" (24. April 1784). Aber diese Sonate wurde nicht zu rechter Zeit fertig und nur mit Mühe erpreßte Regina am Abend vor dem Konzerte wenigstens die Violinstimme derselben, die sie am anderen Morgen ohne Beihilfe des Komponisten einübte und am Abend, ohne Probe, denn die Künstler sahen sich erst im Konzerte wieder, vortrefflich und mit großem Beifalle vortrug. War diese Leistung ihrerseits schon eine höchst anerkennenswerte, so war die Mozarts geradezu eine eminente. Kaiser Joseph, der zugegen war und aus seiner Loge gerade auf den Flügel und die aufgeschlagenen Noten sehen konnte, glaubte durch seine Lorgnette zu bemerken, daß der Klavierspieler gar keine Noten vor sich hatte. Er ließ ihn rufen und bitten, die Sonate mitzubringen. Mozart, der keine Zeit gefunden, die Klavierstimme aufzuschreiben, hatte wirklich von leeren, nur mit Taktstrichen bezogenen Blättern aus dem Gedächtnis eine Sonate gespielt, die er noch nie gehört hatte.[1]) Der Kaiser meinte, der Maestro habe seine Arbeit wieder zuweit hinausgeschoben; dieser aber entgegnete im Bewußtsein des von ihm Geleisteten, daß trotzdem doch keine Note verloren gegangen sei. Diese Sonate in B, die größte unter den Mozartschen Violinsonaten und von konzertierendem Charakter, ist, wenn auch immerhin ein bedeutendes und interessantes, doch nicht eben sehr tiefes Werk und zeigt auch nicht den heiteren, frischen Fluß anderer Sonaten, spricht dafür aber Ernst und erhöhte Stimmung in fesselnder Weise aus. Das Interesse der thematischen Durchführung beruht wesentlich auf der reichen und kühnen harmonistischen Behandlung; die Begleitung ist bis ins einzelne fein und geschmackvoll gearbeitet, der Rückgang ins Thema des ersten Satzes heute noch überraschend, wie in den Tagen Mozarts, das Andante zeigt die effektvollsten enharmonischen Verwechselungen.

Regina kam im folgenden Jahre auf ihrer Konzerttour auch nach Gotha. Hier lernte sie Schlick kennen, folgte ihr nach Italien und brachte sie von dort als seine Braut mit zurück. Die jungen Gatten unternahmen zahlreiche Kunstreisen, auf denen sie sich, überall Bewunderung erregend, in Doppelkonzerten für Violine und Cello hören ließen.

Die s. Z. so sehr bewunderte Künstlerin hatte das Unglück, in ihren letzten Lebensjahren zu erblinden. Dies bewog sie wohl, sich von ihrem geliebten Instrumente zu trennen. Spohr war auf dasselbe sofort nach seiner Anstellung in Gotha aufmerksam geworden, er hatte es nie aus den Augen verloren und unaufhörlich darum geworben. Es ward ihm gar nicht leicht gemacht, in den Besitz des heißersehnten Schatzes zu gelangen, denn bei den Schlicks hatte sich eine tiefe Abneigung gegen den einstigen Konzertmeister, der als Dirigent seinen Willen so energisch durchzusetzen gewußt und wohl auch eine neidische Eifersucht gegen den berühmteren Virtuosen festgesetzt. Gewiß gelangte Spohr nur durch Vermittelung seiner fürstlichen Gönner an das Ziel seiner Wünsche, denn der Sohn der Frau Schlick, später Kammermusikus und berühmter Geigenbauer in Dresden, auf den sich die Abneigung der Eltern vererbt hatte, war beim Empfang der Nachricht vom Geigenverkauf sehr unwillig und rief zornig aus, daß Spohr von ihm dies Instrument nie erhalten haben würde. Frau Schlick starb in Gotha 1823.

Spohr, nun im glücklichen Besitze eines langersehnten und langerstrebten Instruments, überließ darauf seine Lupotsche Geige, die im Laufe der Jahre sehr gut geworden und zu großer Berühmtheit gelangt war, auf dessen dringendes Bitten dem Konzertmeister H. A. Matthäi in Leipzig, aus dessen Besitze sie nach seinem Tode in den des Konzertmeisters Ullrich, nachmals in Sondershausen, überging. An wen nach dessen frühem und plötzlichem Hingang dies kostbare Instrument gelangte, vermögen wir nicht zu sagen.

Spohr, der sich jetzt leider nur noch selten öffentlich hören ließ, hütete seinen neugewonnenen Schatz wie einen Augapfel. Die betreffende Geige war ein großformatiger, tadellos erhaltener Straduarius von großem, edlem, weithintragendem Tone, namentlich die G-Saite von

[1]) Ein ähnliches Kunststück soll Beethoven mit seiner für den berühmten Hornisten Punto geschriebenen Hornsonate, Op. 17, geliefert haben.

sonorem Klange.[1]) Wie ein Strom quollen unter des durch sein Spiel stets so beredt zum Herzen sprechenden Meisters breiten, kräftigen Bogenstrichen gesangreiche, herrliche Melodieen und sprühende, glanzvolle Passagen aus ihr hervor. Doch trotz aller Sorgfalt, mit der er sein Instrument behandelte, vermochte er es vor schwerer Schädigung nicht zu bewahren. Leider enthält seine Autobiographie über ein Ereignis, das ihm so großen Kummer und große Sorge bereitete, keine Mitteilung. Man sagte, Spohr sei in seinem Zimmer einst so unglücklich gefallen, daß er mit dem Ellbogen in die Decke der kostbaren Geige ein Loch eindrückte. Er war, wie man sich denken kann, in Verzweiflung; eine Reparatur, die das Instrument nicht völlig verunziert haben würde, nämlich ein eingesetztes Stück Holz, schien unvermeidlich; zudem wollte sich keiner der angeseheneren Geigenbauer derselben unterziehen; hing ja doch von ihrem Gelingen ihr ganzer Ruf ab. Da entschloß sich J. Vauchel d'Offenbach in Würzburg, ein ebenso berühmter Künstler in seinem Fache, wie höchst origineller Kauz in seinen Lebensgewohnheiten, die Heilung des Schadens zu übernehmen und zwar griff er die Sache ebenso genial als gewissenhaft an. Er löste nämlich vom selben Holze eine in die auszufüllende Oeffnung passende Scheibe in ihre Fasern auf, erweichte diese in Leimwasser und fügte nun mit höchster Mühe und minutiöser Sorgfalt Faser an Faser in die Lücke ein. Ein Student, der zu dieser Zeit in Würzburg studierte, ein leidenschaftlicher Musikfreund und großer Geigenliebhaber, hatte sich Vauchels Vertrauen in hohem Grade zu erwerben gewußt. Es ward ihm gestattet, ihn zu jeder Stunde zu besuchen; er durfte auch Zeuge davon sein, wie die Arbeit von Tag zu Tag langsam vorschritt. Von ihm selbst, der nie genug Worte finden konnte, die Ruhe, Geduld und Geschicklichkeit des Meisters zu preisen, habe ich diese Mitteilung. Genug, Spohrs Straduarius, wenn man auch bei genauer Betrachtung heute noch die Stelle recht wohl erkennen kann, an der Vauchel seine seltene Kunst bethätigte, wurde vollkommen und zur großen Freude des Besitzers wieder hergestellt. Der volle herrliche Ton des Instruments, der einst Kaiser Joseph I. entzückt, der Mozart begeistert hatte, war der gleiche geblieben und der größte Geiger unseres Jahrhunderts konnte sich wieder einer seiner würdigen Violine erfreuen und rühmen.

[1]) Der im Instrumente angebrachte Zettel lautet: Antonius Straduarius Cremonensis Faciebat Anno 1690.

Ende August 1844 verbreitete sich im Kreise der Eleven Spohrs die Kunde, daß derselbe einen neuen Schüler angenommen habe, über dessen ungewöhnliche Talente und bereits erworbene Technik er sich in günstigster Weise aussprach. Bald sollte ich den Angekommenen kennen lernen. Es war ein unscheinbarer kleiner Junge, der von seinem Vater nach Kassel gebracht worden war, um nun in unsere Reihen einzutreten. Die Erscheinung der beiden fremden Leutchen war eine äußerst bescheidene; bald hörte man, daß der Schüler sehr arm sei und Spohr ihn als Freischüler unterrichte. Als ich ihn bald darauf einlud zu mir zu kommen, um die Violinduetten unseres Lehrers mit mir zu spielen, erkannte ich sofort die außerordentliche Begabung des Knaben. Leider stand mein Scheiden von dem von mir so hochverehrten, teuren Lehrer und der mir so liebgewordenen Stadt bevor. Ich verließ Kassel am 3. Oktober, um in Leipzig meine Studien bei Ferd. David fortzusetzen und verlor damit meinen jungen Freund rasch aus dem Auge. Erst nach 32 Jahren sollten wir uns wieder begegnen.

August Kömpel, der Sohn eines Musikers in Brückenau, 15. Aug. 1831 geboren, bethätigte schon in frühesten Jugendjahren große musikalische Anlagen. Der Vater, als thätiger und sparsamer Bürger in seiner Heimatgemeinde bekannt, wußte das Talent dieses seines jüngsten Kindes, sowie das zweier älterer Brüder entsprechend auszunützen, d. h. er zog mit seinen drei Buben, von denen zwei Violine und einer Viola spielten, während er selbst notdürftig das Cello traktierte, landauf landab, keinem Städtchen oder Marktflecken, keinem Edelsitze aus dem Wege gehend. August, der jüngste der Knaben, war kaum sieben Jahre alt, als er bereits allerwärts, wo sich das Familienquartett hören ließ, Aufsehen erregte. Seine Fertigkeit erregte verdiente Bewunderung und freudiges Staunen, seine Leistungen erwarben ihm jetzt schon allgemeines Lob und den Beifall aller Kunstverständigen. So fand er denn nicht nur, wie ein noch vorhandenes Buch, in dem sich der Vater des Sohnes Erfolge bestätigen ließ, darthut, die vollste Anerkennung der Fürsten Löwenstein-Wertheim, Hohenlohe-Schillingsfürst, Wittgenstein, der Großfürstin Helene von Rußland, des Grafen Giech, des Marquis von Cubières

in Fulda u. s. w., sondern auch die der Violinvirtuosen Ernst und Ole-Bull, der Kapellmeister Ed. Grund in Meiningen, Guhr in Frankfurt a. M., Mangold in Darmstadt, Wandersleb in Gotha u. a., ganz besonders aber die für ihn unschätzbare Gunst L. Spohrs in Kassel. Schon im Mai 1839 hatte er sich ihm erstmals vorgestellt. Ein damals von demselben ausgefertigtes Zeugnis sagt: „Die Musikerfamilie des Georg Kempel (sic!) und seiner drei Knaben wird vom Unterzeichneten dem Wohlwollen und der gütigen Unterstützung der Musikfreunde empfohlen, damit dem Vater Mittel und Gelegenheit verschafft werden, das Talent des jüngsten Knaben von 7½ Jahren, der den ersten Violinisten der Gesellschaft macht, weiter ausbilden zu lassen. Dieser Knabe verrät ausgezeichnete Naturanlagen und kann bei zweckmäßiger Ausbildung vielleicht ein Geiger ersten Ranges werden." Dieser erste Aufenthalt Kömpels in Kassel wurde entscheidend für ihn. Spohr hatte ihn sofort liebgewonnen und dem fähigen Knaben schwebte fortan nur ein Gedanke noch vor: den Unterricht des edlen Meisters einst empfangen zu können. Vorerst ward er nun, vielleicht auf Spohrs Empfehlung hin, in das unter Fröhlichs Leitung in Würzburg stehende königl. Musikinstitut aufgenommen (Dez. 1840). Der schlaue Papa wußte sofort des Sohnes heißesten Wunsch geschickt zu eignem Vorteile auszubeuten. Er reiste, da die älteren Söhne als Regimentsmusiker untergebracht waren, nun allein mit dem Knaben, vorgebend, daß die Konzerterträgnisse einen, der ferneren Ausbildung desselben dienenden Fond bilden würden. Mit dieser Vorspiegelung und bei der täglich sich steigernden Virtuosität Augusts, der oft in wenigen Tagen schwierige Konzertstücke, die er da und dort vorfand, studierte und vortrug, gelang es ihm denn auch, während der Vakanzmonate immer recht hübsche Geschäfte zu machen, deren Ergebnis der armen Familie wohl zu gute kam, den zu gründenden Fond jedoch leider nicht vergrößerte.

Schon im Februar 1844 war Papa Kömpel mit seinem Sohne nach Kassel zurückgekommen. Spohr war mit dessen Fortschritten so sehr zufrieden, daß er sich sofort erbot, ihn in Berücksichtigung seines ausgezeichneten Talentes unentgeltlich zu unterrichten, sofern sich nur Kunstfreunde finden würden, die für die Kosten des Unterhaltes des Knaben aufzukommen bereit wären. Wiederum machte sich nun der mit einem neuen Empfehlungsbriefe Spohrs versehene industrieuse Vater auf und bereiste unter dem seit Jahren gebrauchten Vorwande, Mittel für obigen Zweck zusammenzubringen, jetzt Hessen und Hannover. Auf dieser Reise kam er auch nach dem im Fürstentum Göttingen gelegenen Städtchen Nordheim und spielte da in einer Frühmesse der dort garnisonierenden Reiteroffiziere einige Piecen. Er erregte hier solchen Enthusiasmus, daß ihm dieselben ein vom dortigen Trompeterchor unterstütztes Konzert arrangierten, zu dem die ganze Nachbarschaft, namentlich auch die Gutsherren der Umgegend, geladen wurden.

Unter den letzteren befand sich ein eifriger und begeisterter Kunstfreund, der Amtsrat Friedr. Christian Lueder. Sohn eines angesehenen Justizbeamten in Herzberg, hatte er seine juristischen Studien s. Z. in Göttingen gemacht, wo er gleichzeitig auch den Unterricht des bekannten Musikschriftstellers und Komponisten Joh. Nikolaus Forkel, des Vaters der musikalischen Geschichtschreibung in Deutschland, eines begeisterten Verehrers Joh. Seb. Bachs, genossen hatte. Er war jetzt Pächter der großen Domäne Catlenburg und lebte auf dieser, aus einem alten Kloster in ein stattliches Schloß umgewandelten herrlichen Besitzung mit seiner edlen, nicht minder für Musik enthusiasmierten Gattin, einer gebornen Wynecken (deren drei Brüder sich als hannoversche Generale einen Namen gemacht haben), in glücklicher, wenn auch kinderloser Ehe.

Der würdige Lueder, dessen hoher, ernster Erscheinung ich mich noch sehr wohl erinnere, denn er kam regelmäßig zu den Abonnementskonzerten von dem 12—14 Stunden entfernten einsamen Catlenburg nach Kassel, war ein treu ergebener Freund und warmer Verehrer Spohrs. Beide hatten sich zuerst auf dem von letzterem dirigierten Frankenhauser Musikfeste (Juli 1811, dem ersten deutschen Musikfeste überhaupt) kennen gelernt und — zwei ausgezeichnete, einander würdige Männer — eine innige Freundschaft für das Leben geschlossen. Spohr erzählt dieses Zusammentreffen in seiner liebenswürdigen Weise also: „Ich und meine Frau machten in Frankenhausen unter den versammelten Künstlern und Kunstfreunden manch interessante Bekanntschaft, unter anderen auch die des Amtsrats Lueder, der bis zur Stunde einer meiner intimsten Freunde geblieben ist. Er wohnte damals in der Gegend von Bremen und war auf einer Geschäftsreise nach Berlin begriffen. Am Fuße

des Harzes angelangt, erzählte ihm sein Postillon von dem in einigen Tagen bevorstehenden Musikfeste. Lueder läßt sogleich vom Wege abbiegen und die Richtung nach Frankenhausen einschlagen. Dort angekommen ist es sein erstes Geschäft, mich aufzusuchen und um die Erlaubnis zu bitten, sämtlichen Proben beiwohnen zu dürfen. Dies wurde nicht nur sehr gerne gewährt, sondern ich lud auch den neuen Bekannten, an dessen brennendem Kunstenthusiasmus ich große Freude hatte, ein, den Zusammenkünften im Zelte mittags und abends beizuwohnen. Hier gestaltete sich in den Stunden zwischen den Proben und Aufführungen das fröhlichste Zusammensein. Besonders hatte sich an mich ein kleiner Zirkel Gleichgesinnter angeschlossen, der sich bald so lieb gewann, daß er sich nach Beendigung des Festes nicht sogleich zu trennen vermochte und noch gemeinschaftlich eine durch schönstes Wetter begünstigte Bergfahrt nach dem Kyffhäuser veranstaltete." Spohr meldet wiederholt von den vergnügten Tagen, die er auf dem herrlichen, reizend im Ruhmethal gelegenen Wohnsitze seines Freundes verlebte. Die hohe Lage des Schlosses gestattete einen weiten Rundblick über die dunkeln Höhenzüge des Harzes und niemand war für die Zauber eines schönen Landschaftsbildes empfänglicher als Spohr.

Es ist selbstverständlich, daß die Einladung zum Konzerte des jungen Kömpel zunächst an den Herrn Amtsrat gerichtet wurde; der aber meinte, er brauche nicht jeden fidelnden Buben zu hören. Aber seine Gattin wußte ihn zu bereden, der Einladung Folge zu leisten und endlich fuhren beide nach Nordheim herab; und so fügte es eine gütige Vorsehung, daß unser Künstler an diesem Tage den zweiten Freund und Gönner finden sollte, der entscheidenden Einfluß auf seinen Lebensgang zu üben bestimmt war. Die eminenten Leistungen des Knaben und der Spohrsche Geleitsbrief gewannen demselben so sehr die Gunst des braven Herrn, daß er zunächst Vater und Sohn mit nach Catlenburg nahm, wo beide für lange seine Gäste blieben, und daß er den strebsamen Knaben bei seiner Abreise so beschenkte und ausstattete, daß derselbe nun daran denken konnte, seinen Unterricht in Kassel zu beginnen. Leider war Papa Kömpel zu Hause zu sehr von Sorgen und Not bedrängt, als daß nicht auch dieser zweite Versuch, einen Fond zu gründen, scheitern sollte. Eines Tags sah sich der Sohn plötzlich verlassen und völlig mittellos, in der fremden Stadt. Wieder war es nun sein treuer Lehrer, der helfend eintrat und eine Anzahl von Familien für den armen Burschen zu interessieren wußte, so daß er bleiben konnte. Schon am 22. Oktober rühmt er die seit zwei Monaten gemachten bedeutenden Fortschritte Augusts, seinen Fleiß und seine Aufmerksamkeit, seine hervorragende Begabung. Am 13. Mai 1845 ermuntert er die Wohlthäter desselben, in ihrer Teilnahme nicht nachzulassen, denn sein sehr eifriger Schüler entwickle immer mehr ein ganz ausgesprochenes musikalisches Talent. Vornehmlich war es unter allen, die sich für des Knaben Entwickelung interessierten, der brave Amtsrat, der ihn hielt und die Existenz ermöglichte. Ein für allemal war derselbe während der von Spohr stets zu einer Reise benützten Theaterferien sein Gast auf Catlenburg und er behielt nicht allein dessen musikalische Ausbildung im Auge, sondern ließ sich's allen Ernstes auch angelegen sein, einen braven und wackern Menschen aus ihm zu erziehen. Er wurde in Wahrheit sein zweiter Vater.

Kömpel genoß Spohrs Unterricht bis zum Jahre 1847. Unterm 13. September d. J. stellt derselbe ihm folgendes rühmliche Zeugnis aus:

„Daß mein bisheriger Schüler, von der Natur mit glücklichen Anlagen für Musik begünstigt, sich durch ausdauernden Fleiß zu einem für seine Jahre höchst ausgezeichneten Solo-Geiger, wie auch routinierten Orchesterspieler ausgebildet hat, so daß er ein würdiges Mitglied eines jeden Orchesters sein kann, wird demselben hiemit bescheinigt."

Kömpel war nun 16 Jahre alt. Seine Fähigkeiten und die gewonnene Virtuosität berechtigten ihn, entweder nach einer Anstellung in einer Hofkapelle zu streben, oder sein Wanderleben, und zwar nun mit bedeutendem Erfolge, wieder aufzunehmen. Gegen beides aber sprach sich sein väterlicher Freund entschieden aus. Er bangte, ihn den Gefahren und Klippen eines ungebundenen Lebens auszusetzen, und der junge Mann fügte sich gehorsam seinem Willen und brachte nun zwei Jahre, die er fortwährend ernsten Studien widmete, unausgesetzt auf Catlenberg zu. Jeden Abend kam der alte Herr auf sein Zimmer und ließ sich von ihm vorspielen, was er während des Tages geübt hatte. Es machte ihn zugleich sehr glücklich, auf seinen Pflegesohn die eigne von seinem

Lehrer ererbte Vorliebe für die Werke des großen Leipziger Thomaskantors, J. S. Bach, übertragen zu können. Der stete Umgang mit einem hochgeachteten und wissenschaftlich gebildeten Manne von strengster Ehrenhaftigkeit, das zurückgezogene Leben in ländlicher Stille, die unvergeßlichen, der Kunst geweihten Familienabende, zu denen der junge Künstler den besten Teil beitrug, alles dies mußte auf seine Entwickelung und seinen Charakter von günstigstem Einflusse sein. Sein empfängliches, guten Eindrücken so offenes Gemüt war durch die edelsten Vorbilder unablässig gemahnt, dem ihm gegebenen vortrefflichen Beispiele nachzustreben. Im Jahre 1849 endlich schien der Zeitpunkt gekommen zu sein, wo der junge hoffnungsvolle Mann selbständig in die Welt hinaustreten sollte.

Wieder war es Spohr, der ihm die Brücke dazu baute, indem er ihn allen Musikfreunden als hervorragenden Solospieler und tüchtig durchgebildeten jungen Künstler zu freundlicher Aufnahme und gefälliger Unterstützung auf seiner bevorstehenden Kunstreise empfahl (5. Febr. 1849). Diese Reise kam nun aber doch nicht in beabsichtigter Weise zur Ausführung, da sich im Kasseler Hoforchester soeben eine Vakanz ergeben hatte, und er begierig die Gelegenheit ergriff, wieder in die Nähe seines hochverehrten Lehrers zu kommen, ein Glück, das er allen auswärtigen Künstlerehren vorzog. So sehen wir ihn denn während der Jahre 1849 bis 1852 als Orchestermitglied in Kassel, diese Stadt nur verlassend, als er in den Sommerferien 1851 und 1852 nach Leipzig ging, um da bei Ferd. David noch zu studieren oder wenn er von auswärts eine Einladung zum Konzertspiele erhielt. So trat er zu Neujahr 1849 in einem Hofkonzerte in Hannover, wo er das neunte Konzert Spohrs vortrug, mit ganz außerordentlichem Erfolge auf. Schon jetzt wünschte der musikverständige König Georg ihn für seine Kapelle zu gewinnen, aber erst drei Jahre später gab Kömpel dem Drängen seines Wohlthäters nach, dessen Patriotismus nicht eher zur Ruhe kam, bis er eine so vorzügliche künstlerische Kraft im Dienste seines Fürsten wußte. Er trat also 1852 als Solospieler, gleichzeitig mit Joachim, der als Konzertmeister angestellt war, in die hannoversche Hofkapelle, beide, koordiniert, spielten an einem Pulte. Kömpel wußte seinem Kollegen die Feinheiten der Wiener Schule abzulauschen, führte ihn dafür aber treuherzig in alle Geheimnisse der Spohrschen Schule ein: denn bis jetzt hatte Joachim die Werke des Kasseler Meisters nur oberflächlich kennen gelernt. [1])

In Hannover blieb Kömpel bis zum Jahre 1861. Ehe er von dort wegging, machte er Ende 1859 eine Reise über Frankfurt a. M. und Brüssel nach Paris und London, an beiden Orten der deutschen Schule und dem klassischen Violinspiele höchste Triumphe erringend. Der königliche Hof in England, vor dem er wiederholte Proben seiner Kunst ablegte, zeichnete ihn auf das ehrenvollste aus.

Kurz vorher, 22. Oktober 1859 abends 9 1/2 Uhr hatten sich die müden Augen seines geliebten Lehrers für immer geschlossen. Dieser hatte als sein teuerstes Besitztum stets seine Geige betrachtet und vor seinem Hinscheiden wiederholt den Wunsch ausgesprochen, daß man bei deren Veräußerung weniger auf die Höhe einer dafür gebotenen Summe, als vielmehr darauf sehen sollte, daß dieselbe in die Hand eines Künstlers, der sie zu schätzen und zu ehren wüßte, am liebsten in die seines Lieblingsschülers Kömpel käme. Dieser war zwar durch die Freigebigkeit seines Mäcens bereits in den Besitz eines guten Instruments gelangt, aber dasselbe war doch mit dem Straduarius Spohrs nicht zu vergleichen. Auch sein höchster Wunsch war es, seines Meisters Erbe antreten zu können. Aber dem Sologeiger Kömpel standen leider die Barmittel nicht zur Verfügung, die trotz aller Billigkeit die Erwerbung des kostbaren Instruments voraussetzten. Wiederum trat sein guter Genius für ihn ein, ihm großmütig und hochherzig die Erreichung seines Verlangens ermöglichend. Kömpel hatte sich erboten in Ratenzahlungen die Schuld, die er übernahm, zu tilgen und die Hinterlassenen Spohrs, bedeutende Angebote ausschlagend, zeigten sich mit diesem Vorschlage auch einverstanden. Aber dem Amtsrat war der Gedanke unerträglich, daß sein Schützling Schulden haben sollte. Mußte er durchaus jemanden etwas schuldig sein, so wollte er selbst dieser jemand sein. Er trat daher in die Kaufangelegenheit ein und

[1]) Darauf ist der von Fehlern wimmelnde Artikel: Kömpel, im Mendelschen musikalischen Lexikon zu berichtigen. Joachim war in keiner Weise Kömpels Lehrer; vielmehr fand das Gegenteil statt. Ebensowenig spielt Kömpel, wie es dort heißt, im Weimarschen Streichquartett die Bratsche, sondern stets nur, und zwar mit Auszeichnung, die erste Violine.

wahrhaft rührend ist der nun zwischen den Erben und ihm, als Vertreter Kömpels, unterm 10. Nov. 1860 abgeschlossene Vertrag, also lautend:

„Betreffend den Ankauf der, von dem verklärten teuren Großmeister L. Spohr hinterlassenen Violine für August Kömpel.

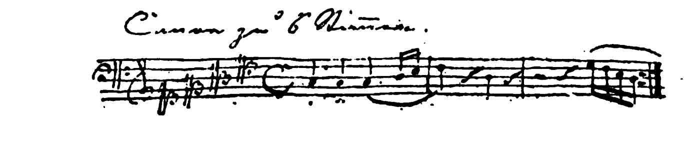
Nachdem die Frau General-Musikdirektorin Spohr, Frau Professorin Wolf und Madame Zahn[1]) die von deren allverehrtem teuren resp. Gemahle und Vater hinterlassene Violine vorzugsweise dem getreuen Aug. Kömpel zuzuwenden beschlossen haben, zu Erfüllung von dessen sehnsuchtsvoll heißem Wunsche, dieses Kleinod seines unvergeßlich großmütigen Lehrers und liebevollen Schöpfers seiner ganzen künstlerischen Ausbildung zu besitzen — und nachdem die verehrten Damen zu dessen Erleichterung höchst edelmütig den Preis der Violine demselben auf 1000 Thaler bestimmten, wenngleich von auswärtigen Liebhabern ein höherer Preis dafür offeriert war, und dieselben außerdem noch für Erleichterung der Erfüllung dieses beiderseitigen, edelsten Motiven entsprungenen Wunsches geneigtest offerierten, daß Kömpel diese 1000 Thlr. ohne Zinsenvergütung durch Abzüge von jährlich 200 Thlrn. von seinem Gehalte erst im Laufe der nächsten 5 Jahre abtrage, — auch der Intendant Herr Graf von Platen in Hannover auf Kömpels Antrag die Vollziehung und Uebermittelung solcher jährlichen Gehaltsabzüge zu garantieren sich bereit erklärt hatte, — ich aber die Besorgnis zu ertragen nicht vermochte, daß das den finanziell noch wenig routinierten guten Kömpel in die unvermeidliche Notwendigkeit anderer, sehr leicht selbst seinem guten Rufe und damit seiner ganzen weiteren Carriere gefährlich werdenden Schuldverwickelungen drängen könnte, habe ich die von beiden Teilen freundlich angenommene Vermittelung offeriert, die fraglichen 1000 Thlr. für die Violine deren Besitzerinnen unter den Bedingungen zu zahlen, daß

1. die Violine dem sehnsüchtigen Kömpel zwar behändigt werde, aber bis zu meinem Ableben mein Eigentum bleibe und erst bei meinem Ableben sein völlig freies Eigentum werde;

daß 2. in dem kaum gedenkbar unglücklichsten Falle, daß die jungen Jahre des braven Kömpels schon mir vorhergehend ihr irdisches Ziel erreichen sollten, die Violine meinem auch eignem Besitze wiederum anheimfalle;

daß aber 3. in einem solchen unglücklichsten Falle den verehrten Verkäuferinnen der Violine, von der jammervollen Traueranzeige an, vier Wochen hindurch die freie Wahl zustehen soll, ob solche in meinem Eigentum zu freier Disposition verbleiben solle, oder ob dieselben solche, mit deren dem guten Kömpel jetzt zu übergebenden Zubehörungen an Kasten und Bögen gegen Rückerstattung der denselben von mir dafür gezahlten 1000 Thlrn. zurücknehmen wollen;

daß aber gleichwohl 4. dem strebsamen Kömpel, den verehrten Verkäuferinnen wie mir gegenüber erlaubt sein soll, das freie Eigentum der Violine schon vor meinem Ableben zu erwerben, wenn er erreichen sollte, durch Ersparnisse oder glückliche Fügungen, die von mir bezahlten 1000 Thlr. aus seinen eignen finanziellen Kräften und ohne Zuhilfenahme der Anleihe fremden Geldes mir zu erstatten."



Autograph von L. Spohr.

Unter diesem schönen, die Erben des großen Meisters, den alten verehrungswürdigen Amtsrat und seinen Schützling gleicherweise hoch ehrenden Schriftstücke finden sich folgende Worte Kömpels:

„Mit tiefgefühlter unaussprechlicher Verehrung und dem heißesten Dank für die großmütigen Bestimmungen der edlen Besitzerinnen

---

[1]) Letztere Spohrs Töchter.

dieses mir heiligen Kleinods, sowie des neuen Beweises des liebevollen Wohlwollens meines edelmütigen Beschützers gelobe ich treue Erfüllung obgedachter Bestimmungen."

Spohrs herrliche Geige war also in die würdigsten Hände übergegangen. Wünschen wir jedem strebsamen talentvollen Kunstjünger einen hochherzigen Freund, einen treuen Leiter wie ihn Kömpel fand; möge sich dann aber jeder der gewordenen Förderung auch so wert zeigen, wie dieser. Tausende von reichen Leuten gibt es, welche die unsinnigste Anwendung der ihnen von der Vorsehung verliehenen Erdengüter machen, und die doch mit einem kleinen Teile ihres großen Besitzes das Glück eines Menschen so leicht gründen könnten — wenn sie das Herz auf dem rechten Flecke hätten!

Nicht lange mehr sollte Herr Lueder seine edle That überleben. Er starb, 80jährig, bald nach seinem Freunde Spohr im Jahre 1861. Aber selbst nach seinem Hingange noch durfte Kömpel die Segnungen des schönen Verhältnisses empfinden, das zwischen ihm und dem alten Herrn bestanden hatte. Dieser hatte ihm nämlich ein Legat ausgesetzt, das ihm gestattete, für einige Zeit unabhängig zu leben.

Kurze Zeit darauf schied Kömpel aus seinem Dienstverhältnis in Hannover. Er unternahm, nachdem er mit ehrendstem Erfolg in Leipzig gespielt, zunächst eine größere Kunstreise nach Holland und in die rheinischen Städte. Ende 1862 suchte ihn Fr. Lachner für München zu engagieren. Welche ganz andere Wendung und Entwickelung würden die dortigen Konzertverhältnisse und ganz besonders die Münchener Geigenschule genommen haben, wenn ein Künstler ersten Ranges und von der strengen Schulung Kömpels dem Orchester und dem königl. Konservatorium seine Kraft verfügbar gemacht hätte! Ehe man aber in der lange zaudernden bayrischen Hauptstadt zu einem Entschlusse gelangte, ward Kömpel im Februar 1863 von Fr. Dingelstedt als Konzertmeister nach Weimar berufen. Dort wirkt er seither, dort gründete er sich im letzten Jahreslaufe eine beglückende Häuslichkeit. Der in seiner frühen Jugend rastlos zum Wandern Gezwungene hat sich in der Folge mehr als er verantworten kann in der kleinen thüringischen Residenz eingepuppt. Von seiner geliebten Geige begleitet, erneuerte er zwar 1866/67 die neun Jahre vorher in Paris bereits gewonnenen Triumphe, aber einem ehrenden Antrage, in Petersburg an Wieniawskis Stelle einzutreten, leistete er keine Folge. Nur selten findet man in Deutschland Gelegenheit, einen der größten heimischen Künstler und die ergreifenden, wundervollen Töne der Spohrschen Geige zu hören.

Kömpel, der sich alle die Eigenschaften des Herzens bewahrt hat, die ihn einst der Liebe und Teilnahme Spohrs und Lueders würdig machten, ein bescheidener, treuer, dankbarer, herzensguter Mensch, nimmt unter den Interpreten der Werke seines großen Lehrers wohl die erste Stelle ein. Er besitzt eine jede Schwierigkeit mit tändelnder Leichtigkeit überwindende Technik und spielt mit gleicher Vollendung die Kompositionen Paganinis, wie die Bachs, die Konzerte Spohrs, Mendelssohns und Beethovens. Sein Ton ist groß und breit, seine Intonation tadellos, sein Strich frei, sein Staccato entzückend, sein Vortrag warm und von tiefer Empfindung zeugend, seine Leistungen sind nach allen Richtungen hin vollendet und hinreißend. Nur schade, daß er in den beschränkten Verhältnissen Weimars hängen blieb. Sein Name wurde nicht nach Gebühr bekannt; in einer Großstadt würde seine Entwickelung eine viel glänzendere geworden sein.

Zurückkommend auf eine im Eingange dieser Arbeit gemachte Bemerkung, fügen wir derselben einen heiteren Schluß bei, indem wir das Urteil anschließen, das weiseste und gewiegteste Sachkenner in jüngster Zeit über Spohrs Geige fällten, über das Instrument des feinhörigsten und größten Geigers, dem unzählige der besten Violinen durch die Hand gingen und der also gewiß ein Urteil recht wohl in dieser Sache besitzen konnte, dem übrigens nie ein leisester Zweifel an die Echtheit seines Instruments, das zudem auch von allen berühmten Geigenmachern Deutschlands, Frankreichs und Englands geprüft und bewundert worden war, kam. Besagte erste Sachverständige behaupten nämlich, Spohrs Geige sei eine ganz gewöhnliche 30-Thalergeige. — Dies zum Troste vieler Geigenbesitzer, die sich ähnliche scharfsinnige Urteile sagen lassen müssen.

Sinnspruch.

Von

Otto von Leixner.

Ein ungestörtes Glück verlangen,
Heißt Mondeslicht mit Netzen fangen,
Den Sonnenstrahl mit Ketten fesseln
Und Rosen fordern von den Nesseln.

Die Büste des Gefeierten.

Von

Richard Schmidt-Cabanis.

Wer möchte leugnen, daß es zu allen Zeiten und bei allen Völkern Leute gegeben hat, die sich irgend einmal in ganz unaussprechlicher Verlegenheit befanden? Man kann in dieser Beziehung u. a. Adam anführen — in dem Moment unmittelbar nach dem verhängnisvollen Apfelbiß; oder jenen Hauptmann Friedrichs des Großen, welcher gelegentlich einer Truppenrevue an dem Heldenkönig in tadelloser Equipierung und mustergültiger Haltung vorbeimarschierte — leider ohne etwas anderes hinter sich zu haben als seinen eignen Schatten, und das aus dem einfachen Grunde, weil er seiner Kompanie das Kommandowort schuldig geblieben war — oder noch ein paar tausend andere Verlegenheits-Opfer der höheren Grade . . .

Ich gebe gern zu, daß jedem der Genannten und Nichtgenannten speciell seine Situation als die heikelste und vermeidenswerteste erschienen sein mag; vom objektiven Standpunkt des Geschichtsforschers aus kann ich jedoch nicht umhin, alle Verlegenheiten der Welt — von jener ersterwähnten adamitischen an bis auf die jüngste, in der ich selber mich jetzt wegen des Stoffes zu einer Humoreske befinde — alle vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Verlegenheiten, sage ich, für konventionelle Maulwurfshaufen zu erklären — gegenüber dem schneebedeckten Riesenberge, an welchem der wohlweise Bürgermeister und die ehrsamen Ratsherren des bekannten Badeortes Tümpelheim am Morgen des 27. August vorigen Jahres standen.

Von der balneologischen Bildung des Lesers setze ich voraus, daß ihm die Zusammensetzung der Tümpelheimer Heilquellen bekannt und geläufig ist; ich wäre überdies augenblicklich nicht einmal in der Lage, ihm eine genaue analytische Personalbeschreibung derselben geben zu können, da mir Helffts Balneotherapie leihweise abhanden gekommen ist. Entdeckt wurde die sanitäre Bedeutung der Tümpelheimer Wässer nicht — wie z. B. die der Tepelquellen — auf dem ausgetretenen Wege des Zufalls, sondern aus Aerger. Gerechter Groll hatte die Männer von Tümpelheim ergriffen, als sie eines Tages im Kreisblatt der Mitteilung begegnet waren, daß in unmittelbarer Nähe der „Schwesterstadt“ Pfützenhausen ein Mineralbrunnen aufgefunden worden sei, über dessen Einwirkung auf den menschlichen Organismus einstweilen, und bis nach erfolgter Prüfung durch „einen unserer bedeutendsten Chemiker“, noch nichts in die Oeffentlichkeit gelangen solle, der aber — der Brunnen, nicht der Chemiker — in erhitztem Zustande und gelegentlich seiner Verwendung bei der Schweinemetzgerei Eigenschaften an den Tag gelegt habe, die auf eine noch nie dagewesene Fülle der heilkräftigsten Ingredienzen in demselben schließen ließen.

Pfützenhausen, „dieses Nest“ — in der That hatte Tümpelheim bei der letzten Volkszählung zwischen fünfundzwanzig und sechsundzwanzig Einwohner (ein Schneidergeselle, welcher gerade im Sterben lag, war nur mit Vorbehalt zu rechnen) mehr aufzuweisen! — Pfützenhausen — ein Badeort, und Tümpelheim nicht! Das war für den echten Tümpelheimer Lokalpatrioten ein unfaßbarer Gedanke; da mußte Abhilfe geschafft werden!

„Etw—was w—wird sich doch in unserem v—verdammten Pf—pfuhl f—finden, das denselben zu einem w—w—wunderthätigen T—teich B—b—bethesda w—wandelt!“ hatte einer der werkthätigsten Mitbürger Tümpelheims, der Postsekretär, in der ad hoc einberufenen „geheimen Mineral-Bade-Versuchs-Sitzung“ mit Emphase und der ihm eigentümlichen leichten Zungenhemmung ausgerufen.

Und es fand sich etwas.

Kaum acht Wochen waren seit der Entdeckung der Pfützenhäuser Thermen ins Land gegangen, als das Kreisblatt auch schon von einer neuen Mineral-Brunnen-Findung in dieser gesegneten Gemarkung zu berichten hatte. Und in diesem zweiten Falle konnten selbst für das blödeste Auge keine Zweifel über die Art der heilwässerigen Bestandteile obwalten; denn der Stahlgehalt der Tümpelheimer Quelle war so bedeutend, daß man an besonders günstigen Tagen starke Niederschläge von Eisenfeilspänen auffand, während die Ueberschüsse an Sulfuretum sich sogar in Gestalt von Schwefelfäden am Rande des Weihers ablagerten.

Pfützenhausen war total aus dem Felde geschlagen. Trotzdem gab es den Kampf nicht auf; es suchte vielmehr den „Fremdenstrom“, dessen Quellengebiet sich allerdings auf den dreimaligen Umkreis der beiden Konkurrenz-Bäder beschränkte, durch allerlei gesellschaftliche Reizmittel an sich zu ziehen, in deren Erfindung und Anwendung

der dortige Badekommissar ein wahrhaft salonteuflisches Raffinement offenbarte.

Tümpelheim parierte diesen Streich zwar zunächst dadurch nicht übel, daß es sich in den Ankündigungen auf seine Qualität als „wirklicher Kurort" berief, der solcherlei Allotria wie Gartenfeste, Park-Konzerte, Wasser-Korsos, Grotten-Beleuchtungen ꝛc. Gott sei Dank nicht nötig habe, und dieselben dreist den „sogenannten Luxus-Bädern" überlassen könne. Auf die Dauer aber war diese Position unhaltbar; die Kurliste, welche im Eröffnungsjahr bereits siebzehn Partieen mit neununddreißig Seelen aufwies, ging schon im dritten Sommer auf elf Partieen mit fünfundzwanzig Seelen zurück, und als in der vierten Saison auch der Rittergutsbesitzer Baron von Schlippermilch-Stietzenhagen „nebst Frau Gemahlin und zwei Fräuleins Töchter" — der hervorragendste Stammgast Tümpelheims — „versuchsweise" seine Tour nach Pfützenhausen nahm, von dessen Annehmlichkeiten die gedruckten wie die gesprochenen Berichte überströmten, da fielen der Tümpelheimer Badeverwaltung, bestehend aus dem Magistratskollegium, dem Apotheker und dem schon genannten Postsekretär, die Schuppen von den Augen und es wurde ihr sonnenklar, daß nur auf Grund umfassendster socialer Reformen „der alte Glanz" der Kurorts aufrecht erhalten, und im Wettstreit mit den „Pfützenhäuser Charlatanen" der guten und gerechten Sache zum Siege verholfen werden könne.

Und schnell mußte gehandelt werden. Aber was thun? Die Saison neigte sich dem Ende entgegen; an Festlichkeiten im Freien wäre ohnehin kaum noch zu denken gewesen, selbst wenn in dieser Beziehung nicht Pfützenhausen auch heuer bereits wieder so Unübertreffliches geleistet hätte.

Also etwas Außergewöhnliches — im geschlossenen Raum: das war die Parole; und zwar etwas, das vielleicht imstande wäre, die fahnenflüchtigen Schlippermilchs wieder ins alte Lager zurückzuführen.

„Man sollte ein Jubiläum begehen . . ." meinte der Apotheker; „Jubiläen sind gerade jetzt sehr beliebt, und am Ende: seit irgend was hier in Tümpelheim passierte, werden doch gerade fünfundzwanzig, oder fünfzig, oder hundert oder auch allenfalls nur zehn Jahre verflossen sein!"

„Der Goethe ist doch ziemlich viel gereist, soweit ich mich entsinne," meinte der Bürgermeister; „wenn man ihn hier in der Nähe ein Rad brechen und 'n vierundzwanzig Stunden Quartier nehmen ließe — — das könnte dann auch bloß 'ne ungerade Zahl Jahre her sein, das machte weiter nichts; so 'n dreiundachtzigjähriges oder neunundsiebzigjähriges Goethe-Ankunfts-Jubiläum . . ."

„Mit solchen Leuten dürfen wir nicht kommen!" rief der Vize-Stadtälteste und Leihbibliothekar — ein radikaler Neuerer — dazwischen. „Goethe — den lesen die wenigsten jetzt noch; darauf fährt von den Pfützenhäuser Badegästen keine Katze herüber! So 'n Doppel-Geburtstag von Georg Ebers und der Marlitt müßte man feiern!"

„Ach, Unsinn!" sagte brüsk der Ratszimmermeister (es gab überhaupt nur einen Zimmermeister in Tümpelheim, und darum mußte es dieser sein); „ich bin fürs Patriotische! Was Hiesiges muß es sein, das begangen wird. Nächsten Januar werden's zum Beispiel fünfundzwanzig Jahr, daß ich hier Meister geworden bin — — ich will nicht sagen . . ."

Er sagte auch in der That nichts weiter, denn der Postsekretär fuhr auf: „Ich h—h—hab's! Ein entf—f—fernter Vetter v—v—vom Baron Schl—l—lippermilch, v—von der L—l—linie P—p—pinneknopf, ist hier geboren und hat dann auch später 'ne V—v—erbesserung an einem Brütofen erf—funden! Es hat auch 'mal was drüber im l—l—landwirtschaftlichen Anzeiger gestanden, da h—h—hab' ich's selbst gelesen!"

„Großartig!" rief das Stadthaupt begeistert; „das ist der Richtige! Schlippermilchs können uns nicht entgehn!"

Apotheker und Leihbibliothekar waren gleicher Meinung — an sich schon ein seltener Fall; und nur der in seinen schönsten Jubelhoffnungen betrogene Ratszimmermeister verließ mit ingrimmigem „Macht was ihr wollt!" die Sitzung.

Trotzdem blieb ein Judas im Kreise der Männer zurück — Strups, der Badearzt, ein verschlossener Charakter, welcher seit dem Rückgange Tümpelheims in unheimlich lebhafter Korrespondenz mit der Kurverwaltung von Pfützenhausen stand, der aber einmal das unerschütterliche Vertrauen des Bürgermeisters genoß, und den man aus diesem Grunde auch zu den Sitzungen der Badeverwaltung zog, ob er derselben gleich nicht angehörte.

Der Postsekretär nur mißtraute dem stillen Wässerlein, und die Folge wird lehren, wie sein prophetisches Gemüt die Ahnung nicht betrogen!

Zeit war — wie gesagt — nicht zu ver-

lieren; die Wohlweisen von Tümpelheim machten sich also sofort an den Programm-Entwurf des lokalpatriotischen Festes. Der Titel war bald gefunden:

„Gedenkfeier
des
dreißigsten Jahrestages der Erfindung
eines verbesserten Brüt-Apparates
durch ihren allverehrten, leider zu früh dahingeschiedenen Mitbürger,
den Herrn Baron von Schlippermilch-Pinneknopf,
veranstaltet
von der Brunnen- und Bade-Direktion
zu Tümpelheim
im Kursaal"

lautete der einfache und gedrängte Hinweis auf die Bedeutung des Festes; derselbe wurde einstimmig angenommen, nachdem auf Antrag des Postsekretärs hinter dem „Schlippermilch-Pinneknopf" noch ein „Hochgeboren" eingeschaltet worden.

Schwieriger gestaltete sich schon die Feststellung der einzelnen Nummern; indessen auch hier half Begeisterung für die Sache alle Hindernisse überwinden.

Die Kurkapelle lieferte die Einleitung in Gestalt des „Tannhäuser"-Einzugsmarsches; der musikalisch gewiegte Leihbibliothekar hatte diese Piece nicht ohne das Bewußtsein der feinen symbolischen Beziehungen betreffs des Brütofens gewählt.

Festlied, vorgetragen vom Männergesangverein „Gelbe Tulpe". (Melodie: „Wer hat dich, du schöner Wald" — mit einem auf die Feier bezüglichen Text des Postsekretärs.)

Festrede des Bürgermeisters.

Auf energisches Andringen des Leihbibliothekars: ein Flöten-Solo seines ältesten Sohnes, welcher sich das durch Schillers Ferdinand so in Mißkredit gebrachte Instrument angewöhnte.

„Dem Fest wird dadurch am besten der ländliche Charakter gewahrt," sagte der Musikalische.

„Dann laß ich meine Sidonie das Mädchen aus der Fremde deklamieren!" entschied der Apotheker, und der Arzt erklärte sich einverstanden, weil er dadurch für seine Gattin die Berechtigung errang, das Trinklied aus „Lucrezia Borgia" einzuschalten — nomen et omen!

Nachdem die übrigen Anwesenden ebenfalls noch für ein halbes Dutzend andere „reichbegabte" Tümpelheimer und Tümpelheimerinnen die entsprechende Anzahl Vortrags-Nummern gesichert hatten, deren Inhalt allerdings nur in sehr oberflächlichem Zusammenhang mit dem Charakter eines Brütofen-Jubiläums stand, wurde der Schlußakkord des Festes vereinbart — ein Epilog in Jamben vom Postsekretär, und gesprochen im griechischen Kostüm von des Bürgermeisters holdseligem Töchterlein.

Somit waren die Rollen verteilt, und es konnte nun mit Vollkraft an die Scenierung der merkwürdigen und erhebenden Feier gegangen werden.

Daß sich ganz Tümpelheim, mit Einschluß der fünfundzwanzig Kurgäste, während der folgenden Woche in einer völlig fieberhaften Aufregung befand, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Aus den geöffneten Fenstern sämtlicher Häuser und Hütten flogen von früh bis spät musikalisch-deklamatorische Bruchstücke des Programms heraus; der Postsekretär hatte seine amtlichen Verpflichtungen fast ganz auf die Schultern seines Assistenten gewälzt und dichtete Tag und Nacht; im Kursaal arbeiteten fachgeübte Hände an der Aufstellung des Podiums, das allem Anschein nach die Dimensionen eines Massen-Schafotts anzunehmen bestimmt war. An den Doktor aber traf um dieselbe Zeit ein wuchtiger Brief ein — „eingeschrieben" und mit dem Stempel der Pfützenhäuser Kurdirektion versehen. — —

So kam der 27. August heran, der Tag der Generalprobe, welcher am Abend des 28. die Aufführung folgen sollte. Vom Baron v. Schlippermilch-Stietzenhagen war auf das an ihn gerichtete specielle Einladungsschreiben eine zustimmende Antwort bereits erfolgt; für andere wißbegierige Pfützenhäuser Kurgäste waren im „Tümpelheimer Hof" und im „Kurhause" zusammen neun Zimmer bestellt: an einem glänzenden Erfolg war nicht mehr zu zweifeln.

Eben hatte der Sprößling des Leihbibliothekars seinen letzten Flötenseufzer probeweise ausgehaucht, als die in der ersten Stuhlreihe postierte Bürgermeisterstochter — und zwar bereits ebenfalls versuchsweise ins schimmernde Peplum gehüllt — sich mit einer halblaut geflüsterten Frage an ihren gestrengen Erzeuger wandte.

Der Stadtpfleger wurde bleich; auf sprang er und stürmte zu dem in einer Ecke lauernden Badearzt, diesen ebenfalls mezza voce interpellierend; aber nur ein stummes Achselzucken erhielt er hier zum Trost, und als er den Rücken gewendet, konnte man den Doktor mit unheim-

lichem Grinsen die Hände reiben sehen, und vor sich hinmurmeln hören: „Nun ist die Blamage fertig!“

Der Postsekretär wird aus dem Bureau geholt und kommt atemlos, das Entsetzliche zu hören und im selben Moment halb entseelt in den nächsten Sessel zu sinken.

„Ruhe, Mäßigung!“ mahnt der Bibliothekar, dem ebenfalls jetzt die furchtbare Mähr zu Ohren kommt. „Nur nichts merken lassen, sonst spricht sich's herum!“ und, zu den „Künstlern“ gewendet, fährt er fort: „Ich bitte die Herrschaften ganz ruhig weiter zu probieren; das Festkomitee wird sich inzwischen zu einer dringenden Extrasitzung zurückziehen!“ Darauf schreitet er in verhältnismäßig männlicher Haltung seinen Kollegen voran ins Beratungszimmer.

„Wo soll ich denn aber den Kranz . . .“ wendet sich nochmals, dringender, die Patrizierjungfrau an den Bürgermeister, der jedoch ihre Frage durch einen väterlichen Kuß im Keime erstickt und ihr mit bebender Lippe zuraunt: „Markiere einstweilen diesen Moment, Ludmilla; die Büste des Gefeierten soll — noch — Geheimnis bleiben — Ueberraschung —“, damit war auch er in das Nebengemach entschlüpft. —

Die Büste des Gefeierten — ach ja, Geheimnis war sie allerdings noch, und tiefstes! aber leider auch für den Ausschuß selbst; denn, um die furchtbare Situation mit eins zu kennzeichnen: im Drang der Geschäfte, in der Hochflut des Wichtigen hatte niemand an dies Unumgängliche gedacht, und erst Ludmillas Verlegenheit um eine Stirn, der sie das Eichenlaubgewinde aufstülpen könne — das Grün des deutschesten Baumes harmonierte besser als der „welsche Lorbeer“ mit dem gefeierten Oekonomen und mit der Oekonomie der Feier! — brachte diesen dunklen Punkt ans Licht des Tages. —

„W—w—wenn ich t—t—telegraphierte . . .“ unterbrach der Postsekretär das dumpfe Schweigen.

„An wen, und um was?“ meinte fast höhnisch der Badearzt; „glauben Sie, daß die Kunsthändler in der Residenz gleich jeden Brütofen-Erfinder in Gips oder Marmor vorrätig haben!“

„J e d e n nicht; einen Schlippermilch h a b e n sie vorrätig!“ entschied der Bürgermeister mit lokalpatriotischem Stolz. „Aber das bleibt sich ganz gleich; bis morgen ist er nicht mehr zur Stelle zu schaffen! Was uns fehlt, meine Herren, ist eine Eisenbahn — “

„Wird auch bis morgen nicht fertig!“ gab der Jünger Galens knurrend zurück, der dem Postsekretär immer unheimlicher wurde.

„M—m—man m—m—müßte sich an den B—B—Baron selbst wenden —“

„Haha!“ lachte das verzweifelnde Stadthaupt ingrimmig auf, „und die Ueberraschung? der Ruck an seinem Herzen bei dem plötzlichen Anblick des teuren, unsterblichen Verwandten, wenn meine Ludmilla die Zweige von den Fliederbüschen auseinanderbiegt? die Rührung, die ihn uns wiedergewinnen soll?!“

„Haben wir denn gar keinen bildenden Künstler in ganz Tümpelheim?“ murmelte in Sinnen versunken der Leihbibliothekar vor sich hin.

Der Badearzt zuckte die Achseln und sagte kühl: „Außer den beiden Bäckern und dem Töpfer wüßt' ich keinen.“

„Der T—t—töpfer! — Ich h—h—hab's!“ schrie aufspringend der Postsekretär. „Er h—hat zwei oder dr—drei kn—knieende Gipsengel als O—O—Ofenaufsätze im V—vorrat —“

„Wie, wollen Sie denn aus 'nem knieenden Gipsengel 'ne Männerbüste machen? ganz abgesehen von der Aehnlichkeit —“, frug lauernd der Doktor. Aber auch der Bürgermeister war aufgesprungen und rief mit Emphase, den Sekretär an die Brust pressend:

„Das geht — das muß gehen! Sie sind unser Retter! Von dem Engel werden die Beine abgeschlagen — “

„Wenn ich sie nur nicht nachher wieder anheilen soll!“ warf der Badearzt ironisch dazwischen, und griff nach seinem Hut. „Na, einstweilen bin ich wohl dann hier überflüssig; zur Amputation können Sie mich ja rufen lassen. Guten Morgen!“

„W—w—widerwärtiger K—k—kerl! W—wenn der uns nur k—keinen St—strich durch die R—r—rechnung macht!“

Aber der Bürgermeister hatte weder den Einwurf des Arztes noch die Replik des Postsekretärs mehr beachtet; er war ganz in des letzteren geniale Idee versenkt.

„Die Bruchstelle wird mit grünem Flor drapiert und dicht hinter dem Kopf im entscheidenden Moment eine rote bengalische Flamme abgebrannt — das blendet wohlthätig die Augen! Wenn man nur wüßte, ob er Bart getragen hat —“.

„Ich glaube 'nen Backenbart,“ brummte aus einem leichten Halbschlummer heraus, in den er schon länger gesunken, der Bücherverleiher.

„Ein V—v—vollbart würde dem Engels-

k—k—kopf etwas mehr M—m—männlichkeit geben!"

Der Stadtvater meinte, für einen Schnurrbart wär' er am meisten; „der ist im Umsehn aus Thon gedreht, und leicht angesetzt oder abrasiert, je nach dem, was ich darüber durch feine Fragen vielleicht morgen noch aus dem Baron herausbekomme!" Damit eilte er fort zum Töpfer; der Sekretär begab sich in sein Bureau zurück, und der Leihbibliothekar schlummerte weiter. —

Die Feier war glänzend gelungen.

Herr von Schlippermilch-Stietzenhagen — als Ehrengäste hatten er und seine schlippermilchige Sippe die zwei kirschbraunen Samtfauteuils des Bürgermeisters und die beiden rehfarbigen des Apothekers in der ersten Sitzreihe eingenommen — der Baron hatte bereits zweimal mit näselnder Herablassung dem Stadtvater seine vollste Befriedigung über den herrlichen Abend ausgesprochen, und die Baronin jeder Piece einen eigenhändigen Applaus und jedem Abteilungsschluß ein eigenmündiges Bravo gespendet.

Das Komitee schwamm in Entzücken; nur der Doktor, dessen Gattin noch in der letzten Minute vor dem Konzertbeginn von einer verdächtigen Heiserkeit befallen worden, stand neben Schlippermilchs Sessel in unheimlichem Schweigen, und den Argusblicken des Postsekretärs entging es nicht, wie von Zeit zu Zeit ein diabolisches Grinsen über sein bleiches Antlitz zuckte.

Jetzt rauschte Ludmilla hinter dem Künstler-Wandschirm hervor aufs Podium, von einem allgemeinen Ah! des freudigen Staunens begrüßt. Etwas zu fett und modern vielleicht für die klassisch antike Gewandung, sah sie doch immerhin recht appetitlich aus, und kündete die postalischen Jamben mit wahrhaft wütiger Inbrunst.

Die letzte Strophe klingt aus; fest und energisch greift der Jungfrau Hand seitlich hinein in das im Hintergrunde als lebender Vorhang die Büste des Gefeierten deckende Topfgesträuch und biegt die Zweige nach rechts hin auseinander, während — vom Auditorium ungesehen — der Leihbibliothekar mittels einer geschickt ums Geäst geschlungenen Schnur dasselbe zur linken Seite besorgt. Zwischen dem Blättergrün taucht etwas Helles auf, das in der Nähe betrachtet entschiedene Aehnlichkeit mit einem weiß lakierten Ochsenfrosch besitzt, aus der Entfernung aber, und namentlich jetzt — von dem rötlichen Qualm zweier bengalischer Lichter sorgsam verschleiert, wirklich für eine menschliche Büste en miniature gelten konnte.

Langsam sollte Ludmilla die grüne Hülle sich wieder über „die Züge, geistdurchbrütet" (so nannte sie, jedenfalls in sinniger Hinleitung auf den Brütofen, der Dichter) breiten lassen, während das Auditorium, sich von den Sitzen erhebend, in das Schlußwort: „Ein Hoch dem großen Bürger Tümpelheims!" einstimmte und auf dem Flügel ein donnernder Tusch erscholl.

So war's programmgemäß festgesetzt; aber noch ehe der „große Bürger" vollständig ausgelebt, war der Badearzt — ein sprunghafter Panther — die beiden Stufen des Podiums hinaufgestürmt, hatte den geknickten Engel mit dem Schnurrbart aus Thon, aus seinem Blätterversteck hervor und an sich gerissen, und rief nun mit schriller, weithin verständlicher Stimme zu Schlippermilch gewendet:

„Gewiß wird es Sie, Herr Baron, drängen, durch die genauere Betrachtung der bekannten Züge des teuren, edlen Mannes liebe Erinnerungen in Ihrer Seele wach zu rufen! Ich bringe Ihnen die Büste des Gefeierten . . ."

Weiter jedoch kam er nicht. Nachgeeilt war ihm der ahnungsvolle Postsekretär, zischelte ihm jetzt ein vernichtendes „Verräter!" ins Ohr, und dann, als ob er dem Doktor behilflich sein wolle, das Meisterwerk der Plastik dem Baron in Sehweite zu bringen, stieß er's mit gewaltigem Ruck zu Boden, daß die Scherben weit umher flogen und ein feiner weißer Staub hoch aufwirbelte, wie der Rauch von einer verlöschenden Opferflamme.

„Ach, schade!" schnarrte unten der Baron, zu dem bleichen, zitternden Bürgermeister gewendet, „schade, daß kostbare Büste so enden mußte! Hätte mich gefreut, meinen Vetter, den im Leben nie gesehen, wenigstens jetzt im Bilde kennen zu lernen! Uebrigens spreche den Herren nochmals über ganz gelungene Feier volle Befriedigung aus, und hoffe Dank noch specieller im nächsten Jahre an Tag legen zu können, von wo ab mich wieder als treuen Kurgast Ihres ausgezeichneten Heilbades anzusehen bitte!" —

Die diesjährige Tümpelheimer Kurliste weist jetzt bereits neunundzwanzig Partieen mit zweiundsechzig Seelen auf; und die Saison hat ihren Höhepunkt noch nicht einmal erreicht.

In Pfützenhausen aber ist's still und tot, und Doktor Strupps Geist — des neuen Badearzts (diese Stellung war der Judaslohn für seine Verräterei gewesen!) — schwebt einsam über den Mineralwassern des Kurparks.

Richard Wagner †.

Richard Wagner ist tot! Diese Schmerzensnachricht wird niemand, der sich auch nur im geringsten um unsere Kunstverhältnisse bekümmert, ohne Trauer und Erschütterung hinnehmen, denn unser Besitzstand an großen und eigenartigen Geistern ist nicht so bedeutend, als daß wir einen der Besten und Hervorragendsten ohne Weiteres missen könnten. Kaum glaublich klingt es, daß das heiße Herz dieses Gewaltigen für immer zu schlagen aufgehört hat, und unsere Empfindung kann das Schmerzvolle nicht fassen, obgleich kein Zweifel daran ist. Nicht nur ein Komponist ist in Wagner gestorben, sondern eine kulturhistorische Erscheinung unserer Zeit ist mit ihm vom Schauplatz verschwunden, in der das eigentümliche Streben und Drängen der Epoche zum Ausdruck kam, aber zugleich auch ein Mann, der weit über dieser Zeit stand und seine Ziele anstrebte, ohne sich um Haß und Liebe zu kümmern, ohne einen anderen Weg einzuschlagen als den geraden, welche Rücksicht darunter auch immer litt. Nur felsenfester Glaube an sein Ideal, nur eine groß angelegte Natur, ein Feuergeist vermochte solche Bahnen zu wandeln und er war darin um so größer, als er in seinen Kunstwerken die gleiche Strenge gegen sich selbst übte, wie in seiner Kritik gegen andere. Selten nur hat ein Künstler seine Zeit tiefer bewegt, machtvoller nie einer die Aufmerksamkeit der ganzen Welt sich errungen. Es ist nur ein äußerer Ruhm, daß er die Großen nach Rang und Geburt, wie die Großen des Geistes zu sich zu ziehen verstanden, aber es ist ein unvergänglicher Triumph, ein unverwelklicher Lorbeer, den ihm niemand streitig machen kann, daß er auch die Kleinen und Armen, die mit Opfern und Entbehrungen den Weg zu ihm sich erkämpfen mußten, zu sich gezogen und mit seiner Kunst erfüllt hat. Mag man den Wert seiner Kunst beurteilen wie man will: ist nicht schon das ein Verdienst in dieser zerfahrenen, materialistisch gesinnten und egoistischen Zeit das Ideal hochgehalten, in den kalten Herzen die Flamme der Begeisterung wieder entzündet zu haben? Und das hat Wagner gethan wie nur Einer, und an seinem Sarg, wo die Parteileidenschaft schweigt, wird ihm das Keiner bestreiten wollen. Dem 70sten Jahre nahe, also dem Alter nach ein Greis, besaß Wagner doch noch die elastische Frische der besten Mannesjahre, oft bewunderten Fleiß, den kühnen Flug einer mächtigen Phantasie; und wer ihn im verflossenen Jahre dort auf dem Hügel von Bayreuth gesehen, inmitten seiner Getreuen, der hätte wohl Alles eher geglaubt, als daß wir ihn in diesem Jahre zur ewigen Ruhe betten würden. Ewig? Nein, nicht ewig, nur die Hülle sargt ihr ein, der Geist aber lebt weiter. Nirgends wird das Gefühl von einem Jenseit, der Glaube an die Unsterblichkeit mächtiger genährt, nirgends siegreicher durchbrechen, als an der Bahre eines großen Menschen. Das wunderbare geistige Gebilde, diese Summe seltener Eigenschaften kann nicht weggewischt sein, weil der elende Körper in Staub und Asche gefallen, es muß sich emporschwingen, befreit von irdischer Schlacke, zu jenen lichten Höhen, aus denen der bessere Teil unserer selbst entstammt. Und auch in der Zeitlichkeit haben wir ihn nicht ewig begraben, sein Wirken lebt fort und fort, sein Andenken ist dauernd und seine Werke werden noch lange die Menschen erheben; der hohe und edle Gedanke, der sich in seinem letzten Werke verkörperte, wird nicht umsonst ausgesprochen sein; — „der Glaube lebt“, der Glaube, daß nichts Schönes und Großes, was je geschaffen, der Menschheit verloren gehen könne. Wagner war ein Revolutionär, nicht etwa deshalb allein, weil er auf den Barrikaden Dresdens gekämpft hat in freiheitdrangvollen Jahren, sondern er war es auch in seiner Kunst, in der Kunst überhaupt. Er zertrümmerte Form und Inhalt der Alten und stellte ein neues Ideal auf mit gigantischer Kraft. Princip und Schöpfergeist vereinten sich zu einem bei ihm, er wollte durch eine neue Kunstgattung den letzten, höchsten Ausdruck der Kunst selbst schaffen. Und lehrreich und vorbildlich ist sein Wirken, sind seine Schöpfungen. Dichterisch beanlagt, wie kein anderer Komponist, drängte es ihn zunächst auf das Gebiet der Poesie, bis ihn dann vor allem Beethovens Einfluß der Musik in die Arme trieb. „Rienzi“ entstand, eine Oper wie andere im alten Stil mit den herkömmlichen Effekten, aber schon in den folgenden Werken, wie „Tannhäuser“, „Fliegender Holländer“ und „Lohengrin“ kam sein ureigenes Ich zum Vorschein, das sich darauf im „Tristan“ in noch höherer Weise manifestierte und endlich im „Ring des Nibelungen“ zu voller Klarheit durchrang. Maßvoller und ausgeglichener noch als die Nibelungen Tetralogie steht dann „Parsifal“ da, von dem einer unserer ersten Musikkritiker gesagt hat: Es strömet jener Frieden von ihm aus, der über dem reifen Kornfeld liegt, das die Abendluft leise bewegt . . . Abendluft — ahnungsvolles Wort! Parsifal war das Letzte, was wir von Wagner erhielten, vielleicht sein Höchstes und Reinstes. Der Abend war gekommen nach einem rastlosen Tag, aber selten hat ein Tag verklärter und schöner abgeschlossen als in diesem Leben. Der Kampf, den man gegen den Meister geführt, ist — wir wollen es annehmen — wohl in den meisten Fällen einer ehrlichen Gesinnung entsprungen. Die Gegner konnten, wurzelnd im Alten das Neue nicht mehr erfassen, aber eine junge Generation hat feurigen Herzens das Vermächtnis des Großen übernommen und wird für seine Verbreitung sorgen allerorten. Und wenn uns, seine Freunde, auch nie mehr die Weihetage in Bayreuth versammeln werden, die erhebenden Gedanken des Meisters werden in uns fortleben und uns allzeit die Gemeinschaft um unseren nun nur mehr geistigen Mittelpunkt bestätigen, dem wir in Verehrung und Liebe anhängen. Diese Liebe aber ist allmächtig, sie siegt auch über den Tod und in diesem Sinne rufen wir Dir Teueren nach, was Du einst selbst am Grabe Webers gesprochen: Wir kennen nicht Tod, nicht Verwesung mehr, nur Blüte und Gedeihen. Der Stein, der Deine Hülle umschließt, wird uns dann zu dem Fels der Wüste, dem der Gewaltige einst den frischen Quell entschlug; aus ihm ergießt sich in die fernsten Zeiten ein herrlicher Strom stets verjüngten schaffenden Lebens!

Joseph Kürschner.



Unser Hausgarten.

Von O. Hüttig.

Nächst den Rosen sind die **Lilien** wohl die bekanntesten, seit den ältesten Zeiten in allen Gärten gern gesehenen Zierpflanzen und in den Legenden der christlichen wie mohammedanischen Völker spielten sie von jeher eine Hauptrolle. Wird doch unsere liebe alte weiße Lilie (Lilium candidum L.) schon in den ältesten Gesängen der Perser und Syrer hoch gefeiert und von Salomo in den Schriften der Bibel oft gerühmt. Bei den Römern war die Lilie der **Juno** heilig und galt auch für ein Sinnbild der Hoffnung. Auf den alten römischen Münzen war eine Lilie abgebildet mit den Worten: Spes populi romani (Hoffnung des römischen Volkes). Auch als ein Attribut der Elfen und Feen galt die Lilie. — Die weiße Lilie, mit welcher die Juden die Altäre ihrer Tempel schmückten, ging auch als **Symbol der Reinheit und Unschuld** ins Christentum über und wurde der Jungfrau Maria als Wahrzeichen ihrer unbefleckten Empfängnis in die Hand gegeben. — Nach der Legende überreichte ein Engel dem **Frankenkönig Chlodwig**, als er zum Christentum übertrat, einen Lilienstengel, und die Könige Frankreichs, die **allerchristlichsten Könige**, nahmen von jener Zeit an auch die weiße Lilie in ihr Familienwappen auf, worin sie in den letzten Jahren des 12. Jahrhunderts zuerst vorkommt. **Lilienorden** wurden von mehreren Regenten gestiftet, von Ferdinand, König von Aragonien (1413), vom Papste Paul (1546) u. a. m.

Lilium speciosum Thbg.

Seit Jahrtausenden sind in den Gärten der Kulturländer nur wenige Lilienarten bekannt gewesen, und diese haben sich in Form und Farbe ihrer Blüten kaum geändert. Erst Ph. Fr. von **Siebold** (geb. 1796 zu Würzburg, † 1866 zu München), der von 1821 bis 1830 und von 1859 bis 1862 in **Japan** lebte und das Land nach seinen Pflanzen- und Blumenschätzen durchforschte, führte eine reiche Auswahl neuer schöner Lilienarten bei uns ein, wodurch die Liebhaberei für Lilien von neuem angeregt und bisher erhalten wurde.

Das größte Aufsehen erregte jedenfalls die Königin aller Lilien, die **Goldbandlilie** oder die **Japanische Gold- oder Berglilie Lilium auratum** Lindl. mit einem 60

bis 130 Centimeter hohen Blütenstengel, der sich mit 3 bis 6, selbst bis 20 prachtvollen perlweißen, erhaben purpurn gefleckten und goldgelb bandierten, wohlriechenden Blumen schmückt. In der Nähe des Berges Jujissana bewundert der Reisende unabsehbare Pflanzungen der Yama-Muri oder Berglilie, und fast wird er überwältigt von der Fülle und Schwere des Wohlgeruchs, der diesen Millionen von Blumen entströmt, welche damit die oft gehörte Behauptung widerlegen, daß in Japan der Blumenduft unbekannt sei.

Die bedeutenderen Specialisten beziehen gegenwärtig Zwiebeln der Goldbandlilie direkt aus Japan, wo sie zum Zwecke des Exports wie Bohnen und Erbsen angepflanzt wird, und vorzugsweise ist es die Plant and Bulb Company in Colchester, durch welche man im Frühjahr direkt von Yokohama importierte Kisten mit Zwiebeln zu billigem Preise beziehen kann. Aber diese Zwiebeln darf man nicht, etwa wie von Holland bezogene Hyacinthen- und Tulpenzwiebeln, direkt dem Erdboden übergeben — sie sind nach der weiten Reise halb vertrocknet und müssen durch Wärme und sehr mäßige Feuchtigkeit zu neuem Leben angeregt werden. Man legt sie zu diesem Zweck bald nach dem Empfange in mäßig feuchten Sand und hält sie bis zur Entwickelung der ersten Blätter im Kalt- oder auch im Warmhause oder im warmen Zimmer, pflanzt sie dann 10 bis 12 Centimeter tief in ein Beet mit Heideerde in halbschattiger Lage, wo sie von August an zu blühen pflegen; Mitte Oktober kann man sie in Töpfe pflanzen oder auch im Freien stehen lassen, wo sie nur einer schwachen Bedeckung bedürfen, um den Winter ohne Gefahr auszuhalten. Soll die Goldbandlilie verpflanzt und dabei behufs der Vermehrung geteilt werden, so muß dies, wie bei allen Lilien, bald nach der Blüte geschehen, wenn die Blätter zu welken beginnen; sobald frische Blätter erscheinen, ist es zum Verpflanzen zu spät — es sei denn, daß man die Zwiebel während des Wachstums aus einem Topf in einen größeren versetzen wollte; dann soll man aber den Wurzelballen möglichst wenig verletzen.

Die Goldbandlilie hat auch verschiedene Spielarten entwickelt, z. B. Virginale, mit reinweißen, hellgelb bebänderten Blumen; Rubro-vittatum hat statt des goldgelben Bandes ein schön rotes. L. auratum hat auch schon Neigung zum Gefülltwerden gezeigt und wird darin vielleicht noch Großes erreicht werden.

Nächst der Goldbandlilie ist die Prachtlilie, Lilium speciosum Thbg., jedenfalls eine der schönsten; sie wurde von Siebold 1830 als Lilium lancifolium in Europa von Japan aus eingeführt, wo die stattlichen weißen, zartrosa getigerten oder die blaß rosenroten mit Purpurflecken übersäten Blumen den Einwohnern die schönste Gartenzierde sind, und die auch bei uns täglich neue Freunde gewinnen.

Bei der Kultur im freien Lande blüht die Prachtlilie sehr dankbar, besonders wenn man sie mehrere Jahre ungestört läßt; doch muß man sie vorerst 10 bis 12 Centimeter tief pflanzen und über Winter mit Laub oder Moos decken; sie nimmt mit gewöhnlichem Gartenboden vorlieb, doch gedeiht sie am besten in leichtem, sandigem Boden, den man mit Laub- und Mistbeeterde gemischt hat. Nach 3 bis 4 Jahren hebt man die Zwiebeln im Oktober oder November aus, reinigt

Lilium Catesbaei.

Lilium auratum.

Galtonia candicans.

sie von ihrer Brut, die man zur Vermehrung verwendet, und verpflanzt die älteren Zwiebeln sofort oder im Frühjahr in frisches Erdreich; in letzterem Falle bewahrt man sie über Winter in trockenem Sande kühl oder frostfrei auf.

Bei der Topfkultur benützt man Töpfe von 30 Centimeter oberer Weite und grobe Rasen- und lockere Gartenerde, die man bis 12 Centimeter vom Rande auf guten Wasserabzug einfüllt, darauf, im zeitigen Frühjahr, die Zwiebel aufsetzt und diese nur wenig mit Erde einhüllt; erst wenn der Stengel die ungefähre Hälfte seiner Länge erreicht, füllt man den Topf mit dem durch einen reichlichen Anteil von Dungerde verbesserten Kompost nahezu voll und erreicht dadurch eine vollkommene Ausbildung der Stammwurzeln, die sich dicht über der Zwiebel am Ausgangspunkt des Stengels entwickeln, und dadurch eine vollkommene Größe der Blumen bewirken.

Weniger bekannt, aber höchst interessant ist Catesbys Lilie oder Southern red Lily, Lilium Catesbaei Walt., die zwar schon 1787 von Pennsylvanien in England und Frankreich eingeführt wurde, aber bis heute noch wenig Beachtung gefunden hat. Ihr Stengel ist von der Stärke eines Federkiels und 70 bis 100 Centimeter hoch; die Blumen sind leuchtend orangerot. Unsere Abbildung gibt ein deutliches Bild dieser schönen Lilie.

Ein besseres Schicksal, d. h. eine größere Beliebtheit glauben wir der erst in vorigem Jahre von Vilmorin-Andrieux & Co. in Paris den Blumenliebhabern angebotene Harris' Lilie, Lilium Harrisii prophezeien zu können. Es ist das eine Form der langblumigen Lilie, Lilium longiflorum Thbg., die 1819 aus Japan eingeführt, von Fortune auch in China gefunden wurde. Aber Lilium Harrisii ist weit schöner als die Stammform, hat größere Blumen vom reinsten Weiß; sie sind sehr wohlriechend und bewahren abgeschnitten in der Vase bei öfter erneutem Wasser ihre Schönheit und ihren Duft länger als 14 Tage. Diese Form eignet sich vorzugsweise zur Treibkultur; sie blüht sehr reich den ganzen Sommer hindurch; selbst Brutzwiebeln, die der alten Zwiebel sich ansetzenden kleineren Zwiebelchen, werden oft schon im ersten Jahre blühbar.

Die Herren Vilmorin-Andrieux & Co. sagen in ihrem neuesten Preisverzeichnisse, daß man zum Treiben im Herbst die Zwiebel in einen mit gutem Wasserabzuge (eine Lage Topfscherben) versehenen Topf mittlerer Größe pflanzen solle und zwar in eine Erdmischung, welche aus zwei Teilen Heideerde, einem Teile vollkommen zersetzter Düngererde und einem Teile Sand besteht. Anfangs und bis dahin, wo die Zwiebel sich neu bewurzelt hat, hält man das Erdreich aber nur wenig feucht; ist sie in das volle Wachstum gekommen, so setzt man sie in einen größeren, gleichfalls gut drainierten Topf und gießt ziemlich reichlich. Je nachdem man sie früher oder später blühend zu haben wünscht, setzt man sie einer mehr oder weniger hohen Temperatur aus, keinenfalls aber einer stärkeren Wärme eher, als bis der Blütenstengel sich beinahe vollentwickelt hat. Im Frühjahr kann man sie in den Garten pflanzen, wo sie fortfahren wird zu blühen. Auf andere schöne Lilienarten, von denen unsere Gärten viele besitzen, kommen wir gelegentlich noch zurück.



Lilium Harrisii.

Wir dürfen aber nicht unterlassen, hier auf eine vor wenigen Jahren aus dem Kaplande eingeführte Pflanzengattung aufmerksam zu machen, auf das von Decaisne zu Ehren des Erforschers der südafrikanischen Flora Franz Galton benannte Zwiebelgeschlecht Galtonia, das Baker unter dem Namen Hyacinthus beschrieb. Es sind bisher von dieser Gattung nur zwei Arten bekannt geworden, und von diesen möchten wir besonders auf eine aufmerksam machen, von der unsere Zeichnung leider nur ein ganz schwaches Bild gibt, auf die weißliche Galtonie, Galtonia candicans Dcsne., mit großer runder Zwiebel und 5 bis 6 riemenförmigen grasgrünen, fast aufrechten Blättern, über denen sich der bis einen Meter hohe Blütenschaft, zuweilen auch zwei oder drei, erhebt, der auf seiner Spitze eine 45 Centimeter lange Traube mit 15 bis 20 meist hängenden Blumen trägt. Die Blütezeit dauert vom Juli bis Oktober und bietet die Pflanze während dieser Zeit im Topf oder auf dem Blumenbeet einen herrlichen Anblick dar, auch werden ihre schneeweißen, festgewebten Blumen in der Blumenbinderei die besten Dienste leisten.

Die Zwiebeln nimmt man am besten im Herbst nach der Blüte aus dem Boden, läßt sie abtrocknen und bewahrt sie trocken aber frostfrei auf; im Früh-

jahr werden sie in irgend welchen beliebigen Boden gelegt, wenn er nur nahrhaft und trocken ist, und entwickeln sie in sonnigen Tagen leicht und sicher ihre herrliche Pracht. Kleine Zwiebeln werden zur Vermehrung benutzt; sie blühen aber oft schon im ersten, sicher aber im zweiten Jahre. — In günstigem Klima können die Galtonien über Winter auch im Freien bleiben, wenn sie nur einigermaßen gegen die Kälte und durch Laub oder Moos gegen plötzlichen Temperaturwechsel geschützt werden — d. h. man deckt sie immer erst, nachdem das Land schon stark eingefroren ist.

Die Galtonien lassen sich auch leicht durch Samen vermehren, der im Frühjahr warm auszusäen wäre und der oft schon nach 15 Monaten blühbare Pflanzen gibt. Der Samen ist bei Haage & Schmidt in Erfurt, Zwiebeln aber sind bei allen besseren Handelsgärtnern, in Berlin bei L. Späth vorrätig.

Wir werden wiederholt auf schöne, meist auch neuere Zwiebel- und Knollengewächse zurückkommen, eine Pflanzengruppe, die, nachdem sie Jahrhunderte hindurch kaum mehr beachtet worden, namentlich durch Siebolds herrliche Einführungen von neuem das lebhafteste Interesse aller Blumenfreunde fesselt. Und deshalb ist es ein durchaus zeitgemäßes Unternehmen des Herrn Th. Rümpler, Generalsekretärs des Gartenbauvereins in Erfurt, „die schönblühenden Zwiebelgewächse“ (Berlin, Verlag von Paul Parey, 1882) in einem Buch unter diesem Titel botanisch und gärtnerisch zusammenzustellen, nämlich die hervorstehenden wirklich schönen Gattungen und Arten der echten Lilien (Liliaceae), der Schwertliliengewächse (Iridaceae) und der Amaryllisgewächse (Amaryllidaceae) zu beschreiben und Anweisung für ihre Pflege zu geben. Das schöne Buch wird sicher allen Blumenfreunden und Fachmännern große Freude machen.

Trachten der Zeit.

Frühjahrsneuigkeiten.

Von **Ida Barber.**

So belebt auch der diesjährige Fasching war, soviel man auch getanzt, Toilette gemacht, Blumen, Ballschärpen, Fächer und duftige Tüllgewänder konsumiert hat, die Nachwirkungen der letzten Ballsaison zeigen sich noch heute und bedingen, da sich noch in allen Kreisen rege Geselligkeit zeigt, Diners, Soupers und Kränzchen miteinander abwechseln, stete Nachbestellungen, die an die bereits über Gebühr angestrengte Phantasie unserer Modistinnen erneute Anforderungen stellen. Die Spätlinge der diesjährigen Saison sind aber nicht minder reizend als die Erstlinge. Wir sehen die sehr geschmackvoll ausgestatteten Costumes Sylphides, die aus leichtem, silberschillerndem Bayaderestoff gearbeitet, mit handbreiten aus schmalsten Silberbändchen zusammengesetzten Rüschen garniert waren, ferner sind die eigenartigen, aus meergrünem Schleiertüll hergestellten Nixenkleidchen, deren Vorderteil, ganz aus Silberschuppen bestehend, in Kniehöhe mit einer breiten Franse von Schilfgräsern, Seerosen, Mirandellen und Algenblättern abgegrenzt ist; die eleganteren Diners- und Soiréetoiletten sind aus schwerem Satin gefertigt, von dessen lichtem Untergrund (aurore, bois de cèdre oder mais doré) sich plastisch weiße Edelweißblumen abheben, noch effektvoller gestalten sich vielleicht die aus perlmutterartig schillerndem Brokat gefertigten Roben, die man mit blauem Peluche und Chartreuse Satin Duchesse garnierte, oder gar die mit exotischen Blumen in Kattundruck durchwirkten Satins chinés, die uns die Farbenpracht der Tropenzone auf der

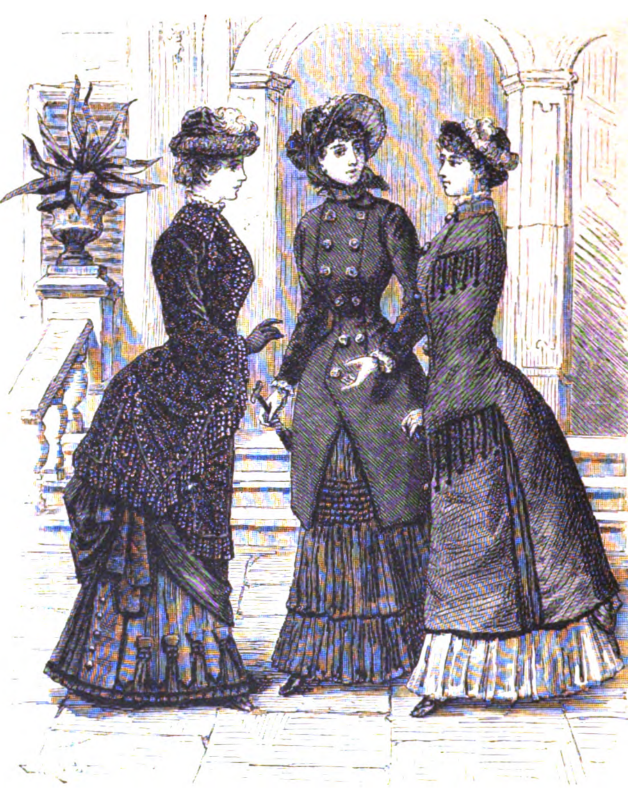


Fig. 3. Fig. 2. Fig. 1.
Frühjahrsmantel.

begrenzten Bildfläche einer Skizze veranschaulichten. Alles in allem sehen wir heute in den Mode- und Gesellschafts-Salons eher Gesellschafts- als die sonst schon im März vorrätigen Frühjahrskostüme; zwar verlautet, daß sie diesmal mehr glockenförmig gearbeitet werden, um der nach steter Weitung strebenden Krinoline Raum zu gewähren, daß farbiger, gepreßter Samt, Drap Seymour mit abgepaßten Bordüren und wollene Tricotstoffe eine dominierende Rolle spielen werden, doch haben wir in letzter Zeit oft die Erfahrung gemacht, daß die aus Paris anlangenden Modelle nicht mit Sicherheit angenommen werden, sondern daß das geschmackskundige Damenpublikum sich sein Recht der Annahme oder Ablehnung vorbehält.



Fig. 4. Fig. 5. Fig. 6.
Neue Kostüme.

Die Frühjahrsmäntel weichen nur unwesentlich von der seither beliebten Form ab. Regenmäntel fertigt man aus dichtem Tuch, dunkelm Kasimir oder wasserdichten Stoffen. Unser Modell (Fig. 1) ist aus dem imprägnierten Boppschen Water proof hergestellt, dessen Hauptwert darin besteht, daß er, ohne die Ausdünstung der Haut zu hindern, vollständig wasserdicht und leicht ist. Man hat bereits auf mehreren Ausstellungen die Vorzüge dieses ebenso praktischen wie schönen Stoffes anerkannt, der neuerdings auch zu Kleidern und Jacketts Verwendung findet. Die Form des Modells ist hinten anliegend, vorn halbweit, seitwärts und hinten eingesetzte Plissées, vorn doppelte Knopfreihe, weite bis an die Knöpfe hinantretende griechische Aermel mit breiter Chenillefranse abschließend; gleiche Franse unterhalb der Brusttasche.

Die eleganteren Paletots werden, wie Fig. 2 zeigt, ebenfalls zweireihig und vorn mit zurückgelegten Schößen getragen; ihr einziger Schmuck sind große Mosaikknöpfe und Samtaufschläge.

Aeltere Damen bevorzugen anliegende Mäntel aus façonniertem oder perlendurchsticktem Stoff, die wie (Fig. 3) mit weiten vom Rücken ausgehenden Aermeln, langen Vorder- und reichgefalteten Hinterteilen gefertigt werden. Unser Modell ist, wie auch die ersteren, dem in der Mäntel-Konfektion tonangebenden Hause E. Bopp (Wien) entnommen; es ist aus Satin ottomane gefertigt, mit Perlen-Pleins durchstickt, am Rande und vorn breite gleichfalls in Paris ausgeführte Bordüren; als Abschluß lange mit Chenille und Perlen gemischte Franse.

Die bis jetzt vorrätigen Frühjahrskostüme sind mit reichen Flach- und Blaschstickereien, die entweder in der Farbe des Kleides oder in Renaissance-Geschmack ausgeführt sind, garniert.

Fig. 4 beispielsweise zeigt ein aus grauem Kasimir gefertigtes Kostüm, dessen Taille und Seitenlagen mit prächtigen auf grauem Samt ausgeführten Stickereien in Blau, Rot, Gold geziert sind; die Seitenteile sind noch durch drei dahinter gesetzte Seiden-Plissées verbreitert, ein jetzt sehr beliebtes Arrangement, das allem Anscheine nach die bis zum Ueberdruß gesehenen Schürzen-Garnierungen endlich verdrängen soll. — Fig. 5 stellt uns eine aus Samt und Merino hergestellte Toilette dar, von der besonders die elegante Art der hinteren Rockgarnierung bemerkenswert ist; unterhalb der die Tournüre garnierenden Puffen ist eine kurze in Quetschfalten gelegte Schleppe angebracht, die — auch einmal die Probe von dem Gegenteil — sich nach der Mitte zu, anstatt länger zu werden, verkürzt und somit das elegante Samtfutter innerhalb jeder Falte zur Geltung kommen läßt.

Fig. 6 zeigt uns eine solche in Zacken gearbeitete Toilette. Der Rock ist aus plissiertem Satin gefertigt, darüber ein aus fünf Stoffteilen bestehender Ueberwurf, der da, wo die einzelnen Teile auseinandergehen, den plissierten Rock durchblicken läßt; die kurze aus glattem Stoffe gefertigte Tunique ist hinten offen, um den die Tournüre deckenden Puffen Raum zur Entfaltung zu gewähren; sie ist wie die Taille unten und seitwärts mit gestickten oder broschierten handbreiten Borten besetzt.





Deutsche Bronzen.

Von F. Luthmer.

Die Kunst in ihren verschiedenen Bethätigung sicher international. Dennoch kann einer, der sein land lieb hat, kaum anders, als in Sachen der Ku klein wenig Chauvin zu sein. Und dieser Chauvin der den friedlichen Wettkampf der Künste zu seinem platz wählt, ist sicher harmloser als der, welche Kruppschen Kanonen spielt.

Und doch hat das, womit wir uns heute besch wollen, eine gewisse Blutsverwandtschaft mit Kruppschen Kanonen: Der Bron es einerlei, ob man sie nach jener famosen Definition eines Geschützrohres „um e herumgießt", oder ob sie die Formen künstlerischer Schönheit trägt. Und gera Bronzen dieser letzteren Sorte sind es, die unseren nationalen Stolz wachrufen, wir sie heute betrachten und uns vergegenwärtigen, wie es damit noch vor z Jahren bei uns aussah.

Es war vor einem halben Menschenalter ganz unvermeidlich, wenn sich zwei Deutsche über Kunstbronzen unterhielten, daß der Name Barbedienne ausgesprochen wurde; so vollständig waren wir auf diesem Gebiet von Paris, und wo es sich um wirklich künstlerische Leistungen handelte, von der genannten Weltfir hängig. als ob in D land ni hätte Bronze können Kunst, cher Be scher un Schule unster Vorbild terlassen te, w Deutsc keines ausgest Deutsc wußte e gut wie andere seine g Männ wenn storben waren, durch eherne Denkmäler zu ehren, die in leistungsfähigen einhei Werkstätten gegossen und nach allen Regeln der Kunst ciseliert wurden. Allein di arbeitung der Bronze diente eben der Kunst und versäumte es, Kunsthandw werden: sie schmückte nur öffentliche Straßen und Plätze mit ihren Erzeugnissen, das bescheidene Heim des Bürgers. Für diesen war ein Stück aus echter Gegenstand scheuer Ehrfurcht; wir sagen „war", denn man soll einem fliehenden goldene Brücken bauen. Aber was gilt die Wette, daß, wenn wir noch heute in h wohlsituierten Bürgerhäusern nachsehen, sich in fünfzig der Bestand an echter



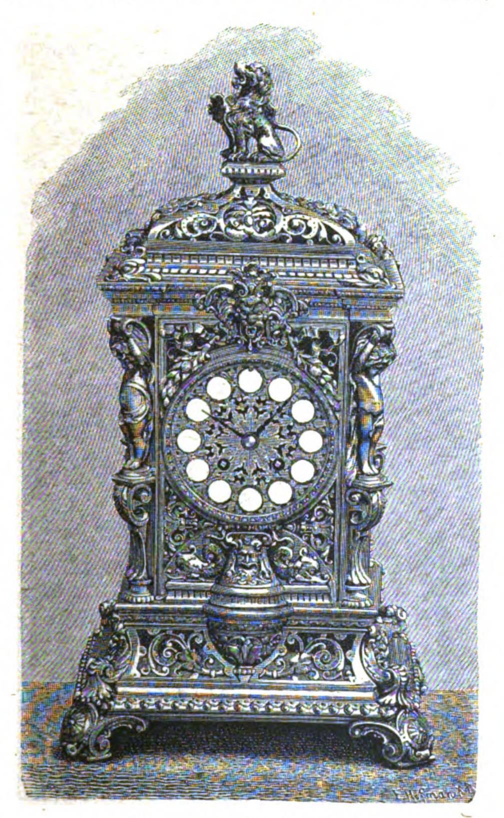
Bronzegefäß von Otto Schulz.



Fenster und Thürgriffe, den Mörser in der Küche
nfalls einige Gewichtsteine beschränkt?
woraus besteht die Figur, die auf dem Treppen-
in kühner Stellung eine Lampe trägt, woraus der
e, der Fuß der Petroleumlampe, woraus das
eug auf meinem Arbeitstisch, und die Pendeluhr
Spiegelkonsole? Aus einem elenden Surrogat,
mit dem Namen „Zinkbronze“ ein verschämtes Män-
mgehängt haben. Der
Zink, der Ueberzug ein
ich, über den beim
ein Atom Bronze ge-
, im besten Falle eine
aut von Kupfer, welche
galvanischen Bade auf
hat ablagern lassen.
möchten nicht miß-
n werden. Nicht als
gen das Metall „Zink“
twas einzuwenden hät-
ist unersetzlich zu tau-
hnischen Zwecken, zu
ren und Dachbedeckun-
lbst zu dem Gusse von
würde es ganz vor-
ein, wenn es nicht eine
tote Farbe hätte. Aber
n Ueberzug haben wir
einzuwenden; weniger
praktische Unsolidität,
a beim Lampenfuß 2c.
selber straft durch das
ische Durchschimmern
hen Zinks durch die gol-
rfe. Mehr stößt uns
liche Unsolidität ab,
Bronzegeräte heuchelt
nicht bezahlen kann; ein
Flecken auf dem Ge-
unsererLebensgewohn-
ber zu wichtig ist, um
nebenher abgemacht zu

ir sind eben eine zu
ation, um dieser Surro-
behren zu können“ ist
endfach gehörte Entschuldigung, wenn man gegen
eren eifert. Sagen wir lieber, wir haben die
diese Fragen nach unecht oder echt für so un-
zu halten, daß wir nicht geneigt sind, für eine
ige Beantwortung Geld auszugeben — das Geld,
doch nicht sparen, wenn es sich darum handelt, ob
eren Gästen mit zehn oder zwölf Gängen den Ma-
erben, ob wir unserem Hausarzt zuliebe unsere Familie den Sommer über ins Engadin oder an die Riviera schicken wollen. An irgend einer Stelle ist jeder Knauser, und an einer anderen wieder Verschwender: wir Deutschen lieben es nun einmal, oder liebten es doch bis vor kurzem, an dem Komfort unseres Hauses zu sparen.

Und so kam es, daß außer vielen anderen Kunstindustrieen auch die Kunst des Bronzegusses für kleinere dekorative Arbeiten fast gänzlich bei uns ausstarb. Wer den soliden Geschmack hatte, seine Uhr, sein Schreibzeug, auch wohl eine Dekorationsfigur in guter Arbeit von edlem Metall haben zu wollen, war gezwungen, sich mit französischem Fabrikat zu umgeben, das unsere besseren Luxusgeschäfte in Berlin und Leipzig, Frankfurt und Stuttgart führten. Die erste Stelle nahm der schon genannte Barbedienne ein; aber auch andere Formen, Lerolle, Paillard, Servant, Charpentier, Lemaire und Royer und noch manche andere genossen eines wohlverdienten Ruhmes. Tüchtige Künstler, die vortrefflich bezahlt wurden, schufen für sie die Modelle, Gießer und Ciseleure waren durch den kolossalen Bedarf jahraus, jahrein geschult.



Uhr aus Bronze von Otto Schulz.

Es ist kein kleines Ding, einer so natürlich erwachsenen, fest fundierten und gut unterstützten Industrie konkurrierend entgegenzutreten. Um so größer ist der Stolz, mit dem wir es aussprechen dürfen, daß Deutschland nicht nur, vielleicht die wirklichen Kunstwerke kleineren Maßstabes ausgenommen, seinen eignen Bedarf selbst deckt, sondern auch an bronzenem Gebrauche und Luxusgerät, sogen. Cuivre poli-Garnituren, nicht unbeträchtlich exportiert. — Es ist hier ziemlich gleichgültig, von wo der erste Anstoß zu dieser Aenderung ausging, ob wir die Wiener Luxusarbeiten eines Hollerbach und Dzedzinsky und Hanusch früher zu nennen haben, oder den prächtigen Tafelschmuck aus Bronze und Krystall, den die Stadt Berlin nach den Entwürfen des zu früh verstorbenen Kolscher ausführen ließ. Sicher ist, daß wir auch in den deutschen Bronzen jenen einheitlichen Zug in Nord und

Süd begrüßen können, der uns auf den meisten Gebieten unserer neudeutschen Kunstindustrie so beredt anspricht. Und in Nord und Süd haben wir heute die Vertreter einer lebens- und konkurrenzfähigen Bronze-Industrie zu suchen: in München die Miller, Vater und Sohn, in größten wie in kleinsten Arbeiten gleicherweise Meister; in Stuttgart Stotz, der zugleich Modelleur und Gießer ist, in Nürnberg Lenz und die Gießerschule des bayerischen Gewerbemuseums; in Sachsen Lauchhammer und eine Reihe kleinerer Firmen, welche einzeln aufzuführen zu weit führen würde; in Berlin außer dem Meister Gladenbeck, dem Schöpfer der größten Monumente wie der zierlichsten Salongruppen, und Elster, dem rüstigen Nacheiferer der in der Patinierung bisher noch nicht erreichten Chinesen und Japanesen eine große Anzahl von Geschäften, welche die Galanteriearbeiten aus blankem Messing zu ihrer Specialität gewählt und zu einem Weltgeschäft ausgebildet haben. Wenn wir aus der Zahl der letzteren hier die Fabrik von Otto Schulz hervorheben, so geschieht es nicht nur, weil wir demselben die hübschen, diesem Aufsatze beigefügten Illustrationen verdanken, sondern weil wir bei den Arbeiten derselben ein stetes frisches Streben nach einer Bereicherung des Gebietes finden. Namentlich ist es die Verbindung von Bronze mit anderen Stoffen, mit Glas und Majolika, was diese Schulzschen Arbeiten zum reichsten und zierlichsten Effekt geführt hat.

Zeitgemäßes aus Küche und Haus.

Von **E. von Pröpper.**

Radieschen mit englischen Butterbrötchen. Man schneide aus kräftigem Brot, am besten Pumpernickel, einige dünne Schnitten, bestreiche eine derselben gut mit Butter und lege eine andere darauf, welche wieder gut mit Butter bestrichen wird und fahre so fort (die letzte Schnitte wird nicht bestrichen), bis das Ganze etwa drei Querfinger hoch ist und man es nun in fingerlange und fingerbreite Stücke schneidet, auch abwechselnd eine Schnitte Schwarzbrot und eine Schnitte Weißbrot nehmen kann. Dann habe man eine Schale mit zwei Abteilungen, schichte in die eine die Butterbrötchen, in die andere schöne Radieschen und serviere feines Bier und für die Damen einen leichten weißen Wein dazu.

Bretagnische Suppe (Potage à la Sévigné). Man löse von einem jungen, recht saftig und weiß gebratenen Huhn, die Brust aus, stoße sie, nachdem man die Haut abgezogen hat, mit süßem Rahm zu Püree und streiche sie durch ein Haarsieb. Dann schlage man zwei ganze Eier und zehn Eidotter in eine Kasserolle, rühre 1/2 Liter Bouillon, Salz und Muskatnuß und die Püree dazu, gebe es in eine flache mit sehr frischer Butter ausgestrichene Form und stelle diese bis zur Hälfte in heißes Wasser, welches aber nicht kochen darf, und dann in den schwach geheizten Backofen (Röhre), bis die Masse gestockt ist; stürze sie, wenn erkaltet, und schneide sie in 2 1/2 Centimeter große Würfel, gieße gute, mit vier Eidottern und 1/8 Liter süßem Rahm legierte Bouillon in die Terrine und thue die Würfel hinein. — **Für zwölf Personen.**

Gekochtes Rindfleisch mit Kräutersauce. Man gebe das Rindfleisch, von welchem in gewöhnlicher Weise die Bouillon zur Suppe gekocht worden ist, recht heiß und serviere folgende kalte Sauce dazu.

Kräutersauce. Man verrühre vier rohe Eidotter und gebe nach und nach, unter beständigem Rühren, vier Eßlöffel feines Oel und hierauf Salz und Pfeffer, einen Eßlöffel Senf und einen Eßlöffel Zucker hinzu; hacke dann, jedes für sich, Petersilie, Schnittlauch, Esdragon, Pimpinelle, Zwiebelchen, Bowage und Pfefferkraut (breitblätterige Kresse, Lepidium latifolium, vortreffliches Würzkraut), thue von jedem einen Eßlöffel voll zu der gerührten Masse und danach noch so viel Essig, daß es eine dicke Sauce wird.

Spinat mit Pastetchen. Man breche die groben Stiele weg, wasche den Spinat und koche ihn in kochendem gesalzenem Wasser, seihe ihn ab und übergieße ihn mit kaltem Wasser, drücke ihn nur leicht aus, damit er nicht zu viel Kraft verliere und hacke ihn. Dann dämpfe man eine fein geschnittene Zwiebel in frischer Butter, thue den Spinat hinein und bestäube ihn mit einem halben Eßlöffel Mehl, gebe Bouillon und ein wenig Muskatnuß daran und koche ihn so eine Viertelstunde lang zu einem etwas dicken Gemüse, streiche es beim Anrichten glatt und lasse Pastetchen dazu reichen. Statt Bouillon kann man süßen Rahm nehmen und dann aber vor dem Anrichten noch ein Stück sehr frische Butter durchrühren.

Pastetchen. Man steche aus messerrückendick ausgewelltem mürbem Teig kleine Blättchen, welche querfingerbreit größer sind, wie die Vertiefungen einer Eierpfanne, bestreiche diese Vertiefungen leicht mit Butter und füttere sie mit den Blättchen aus, thue dann trockene Erbsen hinein, backe die Pastetchen lichtbraun, fülle sie, nachdem die Erbsen ausgeschüttet worden, mit folgendem Ragout und serviere recht warm.

Zu dem Ragout hacke man die Reste des gebratenen Huhns, nachdem man die Haut entfernt hat und lasse einen gehäuften Eßlöffel feines Mehl in 80 Gramm Butter weiß dämpfen, rühre es mit saurem Rahm zu einer dicklichen Sauce, würze mit Salz und weißem Pfeffer und füge ein paar Eßlöffel Kapern und ganz zuletzt drei Eidotter hinzu, wonach man das Fleisch recht heiß darin werden läßt.

Gebratene junge Ziege mit Rhabarber-Kompott und jungem Salat. Man schneide an einer schönen jungen Ziege, die nur einige Wochen alt und nur mit Milch getränkt ist, den Kopf, die Vorderbeine und die Bauchrippen weg, so daß sie wie ein zum Braten dressierter Hahn aussieht, häute sie und reibe sie mit Salz, gestoßenen Wachholderbeeren und einem Eßlöffel weißem Wein ein, spicke sie schön mit Speck, brate sie in



Der verunglückte Osterhase.

Butter und mit saurem Rahm etwa eine halbe Stunde lang und serviere mit dem Kompott und Salat dabei.

Von den abgeschnittenen Teilen, nebst Herz und Leber, kann man ein Ragout, wie Hasenpfeffer bereiten.

Rhabarber-Kompott. Man schäle die äußere Haut von den Blattstielen ab, was namentlich bei den im Freien gewachsenen, ungebleichten geschehen muß, weil sie sehr bitter schmeckt; bei den dunkel und warm getriebenen Prinz Albert- und Viktoria-Rhabarberpflanzen ist es nicht nötig. So wie so schneide man die Stiele von 1/4 Kilo Rhabarber in 3 Centimeter lange Stäbchen, thue ihn mit 1/8 Kilo gestoßenem Zucker und 1/8 Liter Wasser in eine Kasserolle und lasse ihn unter öfterem Schwingen wenig kochen, danach erkalten und richte ihn bergförmig an.

Es ist ein vorzüglicher und sehr gesunder Kompott und dabei das erste Frische, welches man für Kompott hat, denn die Ernte beginnt schon im April und dauert bis halben Juni.

Junger Salat (Nachsalat). Man vermischt ihn, da er so zart ist, wohl am besten nur ganz leicht mit reichlich Oel, etwas Essig und Salz.

Himbeer-Schaum. Man lasse 180 Gramm Himbeer-Marmelade mit ganz wenig Wasser aufkochen und schlage unterdessen 14 Eiweiß (von der Suppe übrig geblieben) mit 45 Gramm gesiebtem Zucker zu festem Schnee; nehme dann die Marmelade vom Feuer und ziehe den Schnee nach und nach langsam darunter; fülle die Masse, welche wie ein ziemlich steifer Brei sein muß, in eine mit frischer ungesalzener Butter gut ausgestrichene Blechform, bestreue sie mit Zucker und stelle sie 25 Minuten lang ins Bain-Marie, stürze sie **sofort** und serviere gleich.

Osterbrot. Man vermische ein Liter Milch, vier verklopfte Eier, drei Eßlöffel Zucker, einen Eßlöffel Salz, etwas Kardamom, gehackte Citronenschale, 60 Gramm feingeschnittene Succade, eine Tasse Korinthen, einige geschnittene Mandeln, sechs Eßlöffel geschmolzene Butter und für zehn Pfennig Hefe, rühre, wenn dies gut vermischt ist, allmählich 1 Kilo gutes Weizenmehl darunter, streue 1/2 Kilo Mehl trocken darüber und stelle den Teig, welchen man abends vor dem Backen einrühren muß, über Nacht an einen warmen Ort zum Gehen. Am andern Morgen arbeite man das trockene Mehl unter den Teig, forme zwei Brote daraus, bestreiche sie mit Eigelb und backe sie in guter Hitze eine Stunde. Dies Brot muß einen Tag alt sein, ehe man es wie üblich in feine Scheiben schneiden kann.

Der gestirnte Himmel im Monat April.

Merkur steht am 16. jenseits der Sonne und kann deshalb nicht wahrgenommen werden, gleichzeitig ist er alsdann von der Erde am weitesten entfernt. Gegen Schluß des Monats kommt er jedoch abends vor 9 Uhr wieder hervor und ist dann im Westen sichtbar.

Venus ist noch Morgenstern, kann aber höchstens nur etwa 20 Minuten lang bei sehr gutem Wetter gegen 4 Uhr morgens gesehen werden. Am 4. April steht die Mondsichel in der Nähe des Planeten.

Mars bleibt unsichtbar.

Jupiter. Die Sichtbarkeit dieses Planeten nimmt immer mehr ab, denn er rückt früher und früher dem westlichen Horizonte zu, so daß er Ende des Monats schon um Mitternacht untergeht.

Saturn. Auch dieser Planet rückt der Sonne scheinbar näher, so daß seine Sichtbarkeit noch weiter abnimmt, bis er am Schlusse des Monats ganz unsichtbar wird. Am 10. steht der Mond in seiner Nähe.

Am 22. April tritt eine partiale Mondfinsternis ein, die jedoch nur im westlichen Teil von Nordamerika, in Australien und im östlichen Asien zu sehen ist. Nur ein sehr kleiner Teil des Mondes wird übrigens verfinstert.

Rätselhafte Inschrift.



Charade.

Das Ganze wirkt im Körper als Organ,
Nehmt ihm den Kopf, so droht sein scharfer Zahn
Verletzung euch: drum seid auf eurer Hut!
Ihr liebt sein Fleisch und umgekehrt sein Blut,
Und seht ihr's samt dem Kopfe rückwärts an,
So trotzt es, reiht ihr noch ein Zeichen dran,
Der Obrigkeit mit kühnem Frevelmut.

Rebus.



Buchstabenrätsel.

Nachstehend verzeichnete 100 Buchstaben sind auf ein Quadrat von ebensoviel Feldern derartig zu verteilen, daß auf allen vier Seiten des Quadrats dasselbe Wort zu lesen ist, und zwar oben und unten von links nach rechts; an der vorderen Langseite von oben nach unten und an der hinteren Langseite von unten nach oben:

5 × a, 7 × b, 1 × d, 20 × e, 2 × f, 5 × g, 1 × h, 6 × i, 6 × l, 2 × m, 15 × n, 1 × p, 12 × r, 4 × s, 4 × t, 7 × u, 1 × w, 1 × y.

Das zweite Wort bezeichnet eine Waffengattung: das dritte eine Stadt in Ostpreußen; das vierte ist ein bekannter reizender Ort am Bodensee; das fünfte eine weibliche Berufssphäre; das sechste der untere Teil eines Flusses in Holland; das siebente ein Lehrbegriff; das achte eine Hauptbedingung für sorgenfreies Dasein; das neunte eine pommersche Lieblingsspeise. — In jede Ecke des Quadrats setze man zunächst den Buchstaben „n".

Silbenrätsel.

Aus folgenden 13 Silben sind 5 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten und die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, die Namen zweier deutscher Patrioten bilden:

a, [illegible] ant, cä, den, [illegible] la, ley, ni, nu, rand, [illegible] tal.

1) Ein berühmtes Königsgeschlecht; 2) ein berühmter Staatsmann; 3) eine Stätte der Seligkeit; 4) ein Monat; 5) eine Stadt in Kleinasien.

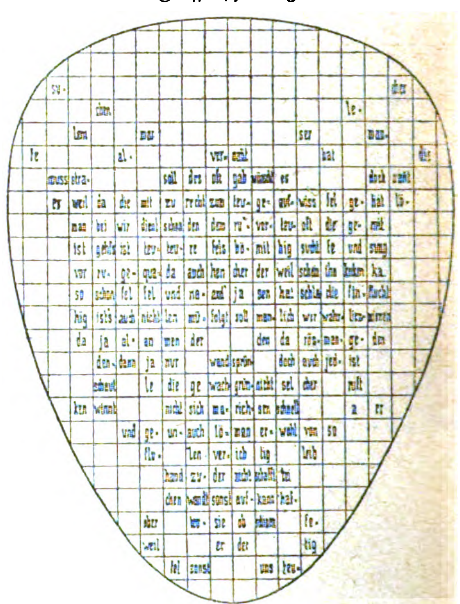
Rätsel.

In Thüringen, wie am Neckar und Rhein,
Kurz bei allen Reisen findet sich's ein,
Und dennoch wär's eine falsche Idee,
Sucht'st du's in der Schweiz, im Harz, an der See.

Die Nemesis zeigt es dir offenbar,
In Nacht selbst und Nebel siehst du es klar,
Und nimmst du's dem Neid bis zur letzten Spur,
So wird aus dem Laster ein heiliger Schwur.

Die Hoffnung verdoppelt's, der Liebe bleibt's fern,
Dem Glauben aber vereinet sich's gern,
Der Schluß aller Pein ist's, der Anfang der Not,
Das Ende vom Leben und doch nicht der Tod.

Rösselsprung.



Auflösungen zu Heft 6, S. 739.

Diamant-Rätsel: Es lebe Kaiser Wilhelm, des Reiches guter Hort. A. Ost, Tilly, Eugenie, Karabiner, Orleans, Mekka, Aar. B. Leo, Tasso, Amerika, Erzherzog, Helikon, Sachs, Ehe. C. Erz, Tower, Bariton, Charlotte, Michael, Ebers, Ill D. Kur, Patti, Euterpe, Habermann, Richter, Rhone, Arm.

Rebus: Wo Treue Wurzel schlägt, macht Gottes Segen einen Baum daraus.

Bergspitzen-Rösselsprung: Gar mancher liebt die Berge, — Besteigt sie voller Lust, — Hier atmet er die Freiheit, — Froh hebt sich seine Brust. — — Da steht er still entzückt, — Schaut Gottes Herrlichkeit, — Bewundert dessen Allmacht, — Die zeigt sich weit und breit. — — Wir könnten auch genießen — Dies köstliche Pläsier, — Wenn leider nicht das Rössel — Gebannt wär' ans Papier. — Doch springen wir mit diesem — Zu Berg und bald zu Thal, — Und steigen so in Laune — Auf Berge allzumal.

Zahlenrätsel: Mars, Bisam, Kram, Mark, Mais, Birma, Bismarck.

Charade: Hasenfuß.

Skat-Aufgabe! Gesetzt, Vorhand hat Treff-Aß und Neun, Carreau-König, Dame, Neun, Acht, Sieben, Coeur-Aß, König, Dame. Hinterhand hat Treff-Acht und Sieben, Pique-Zehn, König, Dame, Neun, Acht, Coeur-Neun, Acht, Sieben. — Erster Stich: Vorhand Carreau-König, Mittelhand Carreau-Aß, Hinterhand Treff-Acht. — Zweiter Stich: H. Pique-Zehn, V. Treff-Aß, M. Pique-Aß. — Dritter Stich: V. Carreau-Dame, M. Carreau-Zehn, H. Treff-Sieben. In diesen drei Stichen haben die Gegenspieler 60 Points.

Verantwortl. Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.



Die Jugendspiele und ihr gesundheitlicher Wert.

Von

J. Affelmann.

Als einst im alten Griechenland das politische Leben sich kraftvoll zu entfalten anfing, als Künste und Wissenschaften in wunderbarer Weise aufblühten, da erkannte das Volk mit größter Klarheit, daß es für die Allgemeinheit, für die Gesellschaft und den Staat unumgänglich nötig sei, alles an die richtige Erziehung der Jugend zu setzen. In dieser Erkenntnis gelangte es zu pädagogischen Principien, die, schon an sich vortrefflich, in meisterhafter Art zur Ausführung gebracht wurden. Es war die harmonische Bildung von Körper und Geist, die man im Auge hatte und verfolgte. Der Schwerpunkt der Erziehung lag nicht, wie leider jetzt, in dem Erstreben einer Vielwisserei, in dem Aufstapeln von Kenntnissen, sondern in der Schaffung eines gesunden Körpers und gesunden Geistes, in der methodischen Uebung der körperlichen Fähigkeiten und der Sinne, in der formalen Schulung des Geistes, in der Schärfung des Beobachtungsvermögens und des Urteils, in der Ausbildung des Schönheitssinnes, in der Schaffung eines festen Willens, sowie eines entschlossenen Mutes und in der Fortbannung niedriger, egoistischer Triebe. Um dies Ziel zu erreichen, führte man die Knaben den Gymnasien zu. In ihnen fand die Jugend Gelegenheit, durch Umgang mit den hervorragendsten Männern das Wissen zu vermehren, sich geistig zu vervollkommnen. Ebendort aber wurde sie durch besondere Lehrmeister auch körperlich ausgebildet und zwar durch planmäßige Uebung im Laufen, Springen, Ringkampf, Diskuswerfen, Speerschleudern, wie im Schwimmen. Bei diesem Unterricht in der Gymnastik hatte man immer die eben angegebenen höheren Zwecke im Auge, gewöhnte in den Leibesübungen die Knaben zugleich an Gehorsam, an Geistesgegenwart, schärfte ihr Beobachtungsvermögen, bildete ihren Schönheitssinn, weckte in ihnen edlen Wetteifer, sowie Mut, Entschlossenheit, Selbstvertrauen und Thatkraft.

Was diese Methode der Erziehung bei den alten Griechen aber noch besonders auszeichnete, war die regelmäßige Abwechselung von ernster Anstrengung und Spiel. Man hatte sehr richtig erkannt, daß eine solche Abwechselung unerläßlich sei, wenn man elastische, zu frischer Thätigkeit aufgelegte Jünglinge heranziehen wolle. Darum hielt man die Jugend zum

Spiel an und förderte dasselbe, soweit es thunlich schien. Insbesondere war es das **Ballspiel**, welches mit großem Eifer gepflegt wurde. Die Aerzte empfahlen es ohnehin als ein vorzügliches Mittel gesundheitlicher Kräftigung; auch schätzte man es hoch, weil es in besonderem Maße die Sinne, das Beobachtungsvermögen zu schärfen, gesunden Ehrgeiz zu erzeugen geeignet sich erwies. Mit den Knaben nahmen Jünglinge und Männer, ja selbst Mädchen, Jungfrauen und Frauen an diesem Spiele teil — ein deutlicher Beleg, wie beliebt es war, in welchem Ansehen es stand.

Die hohe Bedeutung des Spiels für die Erhaltung und Förderung der Gesundheit des heranwachsenden Geschlechts, für die Schaffung körperlicher wie geistiger Frische und Schnellkraft ist der Gegenwart nur noch in geringem Maße klar, insbesondere wird sie von vielen Eltern und selbst von einer großen Zahl Pädagogen vollständig verkannt. Deshalb verlohnt es sich wohl der Mühe, dies wichtige Kapitel einer Besprechung zu unterziehen.

Jedes Spiel ist für die Sinne eine angenehme Anregung; es schafft aus diesem Grunde **Zufriedenheit und Frohsinn**. Freudiger Anregungen bedarf jedermann, um sich geistige Frische, Lust und Mut zum Schaffen zu wahren, am meisten aber das Kind mit seinem lebhaften Temperamente. Es bedarf desselben ganz besonders während des schulpflichtigen Alters. Wird in diesem das Kind immer und immer wieder lediglich auf die Notwendigkeit ernster Arbeit hingewiesen, werden ihm nicht auch freudige Anregungen in richtigem Maße zu teil, so darf man sich nicht wundern, wenn der jugendlich heitere Sinn eine schwere Einbuße erleidet, wenn der Charakter in wenig erwünschter Weise sich entwickelt, wirkliche Lust und Liebe zur geistigen Thätigkeit abhanden kommt. Das Spiel ist aber nicht bloß eine wohlthuende Anregung, sondern auch eine angenehme **Erholung**. Eine solche muß dem in der Schule und mit häuslichen Arbeiten angestrengten Kinde zu teil werden, wenn es nicht erschlaffen, wenn es seine Frische sich bewahren soll. Jedes Organ ermüdet, wenn es ohne Unterbrechung zu arbeiten gezwungen wird, und so auch das Gehirn. Dasselbe bedarf der angemessenen Erholung, und diese findet das noch gesunde Kind nicht etwa im Nichtsthun, in gedankenlosem Hinbrüten, im stillen Stubenhocken, sondern im Spiel. Es langweilt sich geradezu beim Nichtsthun, auch wenn es viele Stunden hintereinander in der Schule gesessen, eine lange oder schwierige häusliche Arbeit vollendet hat; es sucht, vorausgesetzt, daß es nicht schon durch Ueberhetzung oder fehlerhafte Erziehung an seiner natürlichen Frische Einbuße erlitt, es sucht, sage ich, nach der geistigen Anstrengung mit Eifer das Spiel auf, eben weil ihm dieses die angenehmste Erholung bietet. Legt man solchem natürlichen Drange des Kindes Fesseln an, so muß es Schaden auch an seiner geistigen Gesundheit nehmen, und dies um so mehr, je größer die Anstrengung, je notwendiger also die Erholung ist. Dagegen wird ihm neue Lust und Liebe zur Arbeit erwachen, wenn es nach Vollendung derselben frei und ungezwungen dem Spiele sich hingeben darf. Eltern und Pädagogen müssen dies wohl bedenken. **Geistige Elasticität des lernenden Kindes ist unmöglich ohne Erholung im Spiel**; darum soll ihm die Gelegenheit zu letzterem nicht verkümmert werden.

Noch weitere Vorteile lassen sich aufzählen. Zunächst ist es jedem, der sehen will, völlig klar, daß das Spiel auch die gesunde **Entwickelung der geistigen Fähigkeiten** zu fördern vermag. Findet sich nicht so manches Spiel, das in besonderem Maße an Aufmerksamkeit, an schnelles Besinnen, an Geistesgegenwart gewöhnt? Ich erinnere nur an das Ball-, das Jagd-, das Soldatenspiel. Haben wir ferner nicht auch solche, welche das Gedächtnis stärken, das Denk- und Urteilsvermögen, die Kombinationsfähigkeit schärfen? Die meisten Ruhespiele, deren ich noch später gedenken werde, haben ja neben dem Zwecke der Unterhaltung auch denjenigen, in der eben angedeuteten Weise fördernd zu wirken. Sicherlich kann also das Spiel bei richtiger Auswahl und zweckmäßiger Leitung geradezu als pädagogisches Mittel verwertet werden. Daß dies im Altertume geschehen ist, habe ich oben bereits kurz angedeutet. Im sechzehnten Jahrhundert machten einzelne der Humanisten einen Versuch, in gleicher Weise vorzugehen; zu Ende des vorigen Jahrhunderts wurde derselbe wiederholt, aber erst Fröbel und seinen Nachfolgern gelang es, weitere Kreise von der Wichtigkeit des Spiels auch für die Entwickelung der geistigen Fähigkeiten zu überzeugen.

Ausnehmend bedeutungsvoll ist dasselbe ferner für die gesundheitsgemäße **Ausbildung der Sinnesorgane**. Unser Auge, unser Ohr, unser Tastsinn und Muskelgefühl, sie alle ver-

langen stete Uebung und gewinnen lediglich durch diese, nicht von selbst und von innen heraus, die notwendige Vervollkommnung. Geübt aber werden sie durch die allermeisten Bewegungs- und viele Ruhespiele, wie später des Näheren gezeigt werden soll. Bald muß eine Entfernung bemessen, die Richtung eines sich bewegenden Gegenstandes, das Maß einer anzuwendenden Kraft abgeschätzt werden; bald gilt es, scharf zuzusehen und zuzuhören, fein zu tasten, genau abzuwägen. Dies bildet die Sinne in ganz vortrefflicher Weise, gewöhnt auch das Kind frühzeitig an klares Anschauen, scharfes Beobachten, richtiges Vergleichen und Beurteilen, stärkt also die Grundlage der geistigen Gesundheit und vermehrt dazu noch das positive Wissen durch die Fülle neuer Bilder, neuer Vorstellungen und neuer Anhaltspunkte, welche es dem Kinde fortwährend darbietet. Die Uebung der Sinne im Spiel ist somit ein bedeutsames Mittel auch der Schulung des Geistes, seiner Fähigkeit, die Eigenschaften der Dinge um den Menschen her zu erkennen, der Fähigkeit zu vergleichen, zu kombinieren, ein Mittel, von welchem man schon allein um dieser segensreichen Wirkung willen wünschen muß, daß es in dem zulässigen Maße voll zur Anwendung gelange.

Dazu kommt, daß das Spiel bei richtiger Wahl auch die **körperliche Gesundheit und Elasticität** außerordentlich zu fördern geeignet ist. Wie werden bei dem munteren Tummeln und Jagen die Muskeln in Thätigkeit gesetzt, wie rühren sich Arme, Beine, Kopf und Rumpf! Alles ist Bewegung und Leben, kein Glied in Ruhe, jede Fiber wird angespannt. Das hebt den Blutlauf, stärkt die Muskeln, verleiht ihnen neue und größere Schnellkraft, macht den ganzen Körper biegsamer, gewandter und regt endlich den Stoffwechsel in bedeutendem Grade an. Jedem Kinde ist dies heilsam, besonders aber dem schulpflichtigen, welches stundenlang stillsitzen muß und während dieser Zeit zahlreiche Muskelgruppen gar nicht oder doch nur ungenügend in Thätigkeit setzen, durch die so sparsam bemessenen Turnübungen allein aber, so vorteilhaft sie sind, eine Korrektur dieser Benachteiligung schwerlich erlangen kann.

Das Spiel hat hiernach in der That eine hohe Bedeutung für die körperliche und geistige Gesundheit des Kindes. Aber noch anderweitigen Gewinn vermag es zu bringen, welcher indirekt der letzteren ungemein zu statten kommt. Es gibt viele Spiele, welche einen gesunden Ehrgeiz wecken, welche das Kind an Pünktlichkeit gewöhnen, welche es zwingen, sich zu beherrschen, einen fremden Willen anzuerkennen, der Majorität oder feststehenden Regeln sich unterzuordnen, der Rechthaberei, der Eitelkeit des Ich zu entsagen. Es gibt andere, welche wesentlich dazu beitragen, das Gefühl der Furcht zu verscheuchen, den Mut, die Entschlossenheit, das Selbstvertrauen zu heben, noch andere, welche den Sinn für das Schöne zu wecken geeignet sind. Wie hoch eine solche, im Spiel und durch dasselbe ohne Zwang sich vollziehende Beeinflussung des Fühlens, Denkens und Wollens zu schätzen ist, liegt so sehr auf der Hand, daß eine nähere Begründung überflüssig erscheint.

Nach allem diesem darf der Jugend die Gelegenheit zum Spiele nicht entzogen oder ungebührlich beeinträchtigt werden. Auf die Wahl desselben, auf die Ausführung und das Maß sollen Eltern wie Pädagogen ihr stetes Augenmerk richten, aber nur dann mit Einschränkungen vorgehen, wenn sie Gefahren für das körperliche, geistige und sittliche Wohl des Kindes erkennen. Eine solche Einschränkung ist um so vorsichtiger zu handhaben, als das Spiel der **Befriedigung jener natürlichen Triebe** Rechnung trägt, welche sich in so mächtiger Weise während der Jugendzeit äußern, ich meine des **Thätigkeits-**, des **Gesellschafts-**, des **Nachahmungs-** und des **Wissenstriebes**. Das Kind **will** Beschäftigung haben, selbst nach geistiger Anstrengung, wie wir oben sahen; deshalb muß ihm dazu Gelegenheit gegeben werden. Thätigkeit wird von jedem gesunden Kinde instinktiv gesucht, ist ihm Sinneslust und erzeugt ihm das Gefühl innerer Befriedigung. Ebenso physiologisch ist sein Drang nach Gesellschaft, nach Verkehr mit Altersgenossen, und das Streben, Gesehenes, Gehörtes nachzuahmen. Auch die Neugierde der Jugend, ihr stetes Fragen, ihr Wissenstrieb muß als in ihrer Natur liegend aufgefaßt werden. Alle diese Triebe sind in sorgsamster Weise zu beachten, sind zu überwachen, zu leiten, weil sie das Kind leicht in falsche Bahnen bringen können, sind aber nie zu unterdrücken, nur richtig zu lenken. Sehr zweckmäßig und vorteilhaft läßt sich dies nun aber im Spiel und durch dasselbe erreichen; ja, in der Zeit vor vollendetem sechsten Lebensjahre darf irgend welche andere Befriedigung des Dranges nach Thätigkeit als diejenige, welche das Kind sich

selbst in seinem Spiele wählt, schlechterdings nicht statthaben. Fast jeder Versuch einer vorzeitigen Beschäftigung des Geistes in den Schulwissenschaften hat Fiasko gemacht. Man beobachtet wohl, daß die betreffenden Kinder in letzteren eine Zeitlang gut vorwärts kommen. Dann aber tritt bald langsam, bald plötzlich ein Stillstand, ein geistiges Erlahmen ein, welches nur allzuoft ein dauerndes ist und ein entschiedenes Zurückbleiben hinter dem Durchschnitt zur Folge hat. Dies ist die harte Strafe dafür, daß man das Kind zu früh der spielenden Beschäftigung entzog! Vielleicht wird die eine oder andere Mutter mir erwidern: „Ich mußte meinen Sohn so früh zur Schule schicken, weil er zu Hause im Spiele keine Unterhaltung mehr fand, sich langweilte." Derartiges hört man gar nicht selten, aber der Einwurf ist nicht geeignet, das vorhin Gesagte zu widerlegen. Findet ein Kind von fünf Jahren keine Unterhaltung mehr am Spiel, so ist es fehlerhaft erzogen, verzogen, oder die Wahl des Spiels war nicht die richtige.

Nach dieser Einleitung, welche die hohe Bedeutung des Spiels für die gesundheitsgemäße Entwickelung des Körpers und Geistes zeigen sollte, gehe ich zu einer kurzen Besprechung einzelner Spiele über, um an ihnen darzulegen, wie und wodurch sie ihren Einfluß ausüben oder wenigstens ausüben können. Wir unterscheiden dieselben am zweckmäßigsten in Bewegungs- und Ruhespiele. Unter ersteren ist am verbreitetsten und beachtenswertesten das Ballspiel. Das Kind der ersten Jahre benutzt den Fangball und begleitet das Werfen mit rhythmischem Liede. Es übt dadurch nicht bloß die Muskeln, sondern auch die Sprachwerkzeuge, übt aber zugleich das Auge im Abschätzen der Entfernungen. An die Stelle des Fangballes tritt späterhin der Schlagball und überhaupt das Ballspiel in seinen zahlreichen Abarten. Dieses bedingt zunächst eine sehr bedeutende Muskelübung, die besonders für die schulpflichtige Jugend so vorteilhaft ist. Wir wissen, daß durch das vielstündige Sitzen in der Schule das normale Wachstum der Muskeln der Beine merklich leidet. Diese müssen nun im Ballspiel stark gebraucht werden und können so den in der Schule erlittenen Schaden wieder ausgleichen. Das genannte Spiel erzeugt Schnellbeweglichkeit und Gewandtheit, übt das Auge und das Muskelgefühl. Außerdem gewöhnt es an Aufmerksamkeit, an Geistesgegenwart, an Pünktlichkeit, an Unterordnung unter feststehende Regeln, weckt gesunden Wetteifer und kameradschaftlichen Sinn, wirkt also nach den verschiedensten Richtungen hin erziehend. Um so mehr ist es zu bedauern, daß es vielerorts so ganz vernachlässigt wird. Mit allen Kräften sollte man dahin streben, daß es überall wieder in Aufnahme kommt, daß auch die reifere Jugend, zumal die der höheren Schulen, an ihm sich wieder beteiligt.

Eine bemerkenswerte Variation des Ballspiels ist der Thorball, oder das Cricketspiel, ursprünglich ein Nationalspiel der Engländer. Das Wort Cricket oder Wicket bezeichnet ein kleines Thor, welches aus drei senkrecht nebeneinander in die Erde gesteckten und zwei wagerecht über ihr oberes Ende gelegten Stäben aufgebaut wird. Bei dem gewöhnlichen Cricketspiel stellt man zwei solcher Thore auf und zwar in bestimmter Entfernung. Sie gelten als Punkte, die zu verteidigen sind. Als Wurfgeschoß dient ein fester, baumwollener, mit Leder überzogener Ball. Dieser wird nach dem Cricket mit der Absicht geworfen, die Querstäbe zum Herunterfallen zu bringen. Vor dem Cricket aber steht ein Posten, der Batter, welcher mit einem Ballholz den geworfenen Ball zu parieren und weit zu entfernen sich bemüht. Gelingt ihm dies, so sucht er, ehe der Ball von dem Gegner erfaßt und aufs neue geworfen werden kann, möglichst oft zu dem gegenüberliegenden Thore zu laufen. Aus der Anzahl seiner Läufe wird der Gewinn berechnet. Glückt es aber dem Angreifer, die Stäbe herabzuwerfen, so muß der bisherige Verteidiger abtreten und den Platz einem anderen seiner Partei überlassen.

Diesem Spiele kommen die Vorzüge des Ballspiels ganz besonders zu. Auch deutsche Schulmänner erkennen dies an und rühmen das Cricket, wie ich weiter unten noch hervorheben werde, um seiner erziehenden Eigenschaften willen in hohem Grade.

Die Lauf-, Spring- u. Marschierspiele, z. B. das Laufen mit dem Reif, das Springen mit der Schnur, das Schlag- wie das Barlaufen, das Jagd- und das Soldatenspiel sind vortreffliche Leibesübungen. Sie stärken die Muskeln und besonders wiederum diejenigen, welche in der Schule am wenigsten zur Thätigkeit gelangen. Zum Teil schärfen sie aber auch die Sinne und die Aufmerksamkeit. Dies gilt speciell vom

Jagdspiel, welches Auge und Ohr zu fortwährender Wachsamkeit zwingt, und ebenso vom Soldatenspiel. Letzteres steht in seiner Bedeutung für die Gesundheit und in seiner erziehenden, charakterbildenden Wirkung dem Ballspiel sehr nahe, schafft große Gewandtheit und Elasticität, gewöhnt an Aufpassen, an Ordnung und Pünktlichkeit, an Gehorsam und Pflichttreue, gibt Selbstvertrauen und gewährt außerdem der freien Thätigkeit, der eignen Kombination der Kinder angemessenen Raum.

Das Bogen- und Armbrustschießen übt in hervorragendem Maße das Auge und ist ein vorzügliches Mittel zur Korrektur des Schadens, der in der Schule durch die Accommodation für die Nähe erwächst, sei es, daß das Kind zu kleine, oder zu matt gedruckte Schrift zu lesen gezwungen wurde, sei es, daß es beim Schreiben zu sehr vornüber geneigt lag. Das Fixieren eines fernen Zielpunktes bringt dann dem Accommodationsmuskel die nötige Entlastung, gleicht die vorherige zu starke Anstrengung desselben wieder aus.

Die Wurfspiele kräftigen die Armmuskulatur, üben aber zum Teil auch das Muskelgefühl und das Auge. Diese Wirkung dürfen wir wenigstens dem Kegel- und dem in vielen Gegenden Deutschlands wohlbekannten Ziegen- oder Bärenspiele zusprechen. Das Diskuswerfen nimmt die gesamten Muskeln des Körpers gleichzeitig in Anspruch und ist deshalb ein überaus vortreffliches Mittel ihrer Kräftigung für die vorgerücktere Jugend.

Die Kugelspiele werden von den Kindern der frühen, wie der späten Jugendzeit mit großer Vorliebe geübt. Ich erinnere nur an das Grübleinspiel, das Werfen mit den Marmelkügelchen, das schottische Mail, das bekannte Croquetspiel, das Schwingen der an einem Bindfaden aufgehängten Kugel. Alle schärfen in besonderem Grade das Augenmaß und üben gleichzeitig das Muskelgefühl. Dies gilt speciell von dem zuletzt erwähnten Spiel, dem Kugelschwingen und dem Croquetspiel. Letzteres hat außerdem die nämlichen allgemeinen Vorzüge, welche dem Ball- und Soldatenspiel zuzusprechen sind, und kann deshalb besonders für Mädchen nicht eindringlich genug empfohlen werden. Für die späte Jugendzeit eignet sich in vorzüglicher Weise das Billardspiel, welches Augenmaß und Muskelgefühl ganz außerordentlich schärft, die Fähigkeit zu beobachten, das Kombinationsvermögen fortwährend übt und außerdem die Gewandtheit, Biegsamkeit, Gelenkigkeit des Körpers verbessert.

Das Ringspiel hat in seiner Wirkung große Aehnlichkeit mit dem Kugelschwingen. Es wird bekanntlich in folgender Weise geübt: Man befestigt einen Bindfaden, an dessen einem Ende ein metallener Ring eingeknüpft ist, mit dem anderen Ende an der Decke des Zimmers oder draußen an einem Baumast ꝛc. und setzt nun den Ring in Bewegung, um ihn auf einen Haken zu werfen, der in einer gewissen Entfernung nach vorne an einer Wand oder an einem Baumstamm angebracht wurde. Ein solches Spiel übt in seltenem Maße Auge und Muskelgefühl, weil das Gelingen des Wurfes von der genauen Abschätzung sowohl der Entfernung, als der Richtung und der anzuwendenden Kraft abhängt. Natürlich eignet es sich nicht für kleine Kinder; für größere aber ist es eine sehr empfehlenswerte Unterhaltung.

Alle Blindlingsspiele — ich rechne dahin die Jagd im Dunkeln, das Blindekuhspiel und dessen Variationen, das Versteckenspielen, Wächter und Diebe — haben den Vorzug, daß sie Tast und Gehörsinn schärfen. Es gilt ja, durch feines Tasten oder genaues Hören oder durch beides die Chance des Spieles zum guten zu wenden. Einzelne dieser Blindlingsspiele, besonders das zuerst genannte, wirken noch in anderer Weise vorteilhaft, nämlich insofern, als sie das furchtsame Kind an Dunkelheit gewöhnen, ihm die Angst vor letzterer benehmen. Was durch andere Mittel oft nicht gelingen will, gelingt meist sehr bald durch jene Spiele.

Von den sogenannten Ruhespielen dienen einige wesentlich zur Schärfung der Aufmerksamkeit. Dahin gehören die Nachsprechspiele, viele Pfänderspiele, das Befehlsspiel, bei welchem ein Kind aufgerufen wird und möglichst rasch einen ihm genannten Auftrag auszuführen hat, und die orthographische Lehrstunde. Andere sind in hohem Maße geeignet, das Denkvermögen und die Kombinationsfähigkeit zu schärfen. Wir müssen dahin rechnen die Fragen- und Antwortspiele, die Rätselspiele, das Mühlenspiel, das Spiel Schaf und Wolf, das Damen- und das Schachspiel, das Kinderkriegsspiel, das Festungs- oder Belagerungsspiel. Es gibt andere Ruhespiele, welche das Gedächtnis üben und außerdem geradezu das

Wissen vermehren, nämlich die geographischen, historischen, arithmetischen Spiele, von denen wir so manche wirklich vorzügliche besitzen, und das Reisespiel Campes, welches längst als eins der besten dieser Art bekannt ist.

Zu den spielenden Beschäftigungen, welche Formen- und Schönheitssinn wecken, gehören das Laubsägen, das Arbeiten in Pappe, in Papier, in Moos, das Ausschneiden und Ausstechen von Figuren, das Ausmalen und Anmalen von Bildern, die sogenannte orientalische Malerei durch Schablonen, das Parkett- oder Täfeleispiel.

Es gibt endlich noch Ruhespiele, welche wesentlich dem Thätigkeitstriebe des Kindes Rechnung tragen. Ich zähle dahin vor allem das Spielen mit dem Baukasten, mit Handwerkszeug, mit Sand, das Arbeiten von Flechtwerk, von Ketten, das Papierfalten, das Spielen mit der Kinderküche, mit der Puppenstube und das Modellieren in Thon, welches letztere besonders geeignet ist, dem Drange des Kindes nach freiem Selbstschaffen Vorschub zu leisten.

Manche Spiele, sowohl Bewegungs- als Ruhespiele, werden mit Gesang begleitet oder nach einem bekannten Texte ausgeführt. Solche Sing- und pantomimische Spiele, z. B. der Ringelreihentanz, der bunte Kranz, die Windmühle, drei Räder u. s. w. dienen wesentlich zur Stärkung des jugendlichen Frohsinns, zur Befriedigung des Gesellschaftstriebes, üben aber zum großen Teile auch die Aufmerksamkeit, weil sie das Beachten eines Schlagwortes verlangen.

Mit dieser kurzen und unvollständigen Aufzählung von Kinderspielen habe ich nichts weiter beabsichtigt, als zu zeigen, daß dieselben, wie oben behauptet war, auf die Entwickelung der körperlichen und geistigen Fähigkeiten thatsächlich von bedeutsamem Einfluß sein können. Daß sie diesen auch in nicht günstigem Sinne auszuüben vermögen, wird niemand leugnen wollen. Jeder weiß, daß sie oft genug das Fühlen, Denken und Wollen des Kindes in unrichtige Bahnen lenken und dadurch dauernden Schaden bringen. Selbst bei richtiger Wahl — richtig nach dem Alter, dem Geschlecht, der Individualität — vermag schon das einfache Uebermaß nachteilig zu wirken. Sagen doch manche ruhig urteilende Schulmänner es selbst der Kindergartenerziehung nach, daß sie durch allzuvieles Spielen zahlreiche Zöglinge für spätere ernste Geistesarbeit untauglich mache. Ob dies sich so verhält, will ich hier nicht näher erörtern, zumal ich zur Abgabe eines bestimmten Urteils nicht kompetent bin. Aber selbst wenn es wahr wäre, würde es an der oben ausgesprochenen Behauptung gar nichts ändern. Ein an sich treffliches Mittel kann durch die fehlerhafte Methode der Anwendung ungünstig wirken; sein innerer Wert wird dadurch jedoch nicht vermindert.

Die Gesundheitspflege darf also getrost den Eltern und Lehrern die Mahnung zurufen: „Lasset die Kinder spielen, lasset sie sich tummeln, damit sie ihren Körper üben, ihre Sinne schärfen, die Nachteile ausgleichen, welche mit dem Unterricht in der Schule unvermeidlich sich verbinden." So viel Zeit muß da sein, für Knaben wie für Mädchen, daß sie täglich im Spiel sich erholen können. Es ist das eine Forderung, die wir unentwegt festhalten und auf deren Erfüllung wir mit allen Kräften hinwirken wollen. Allerdings wird da die öffentliche Gesundheitspflege nicht umhin können, auch ihrerseits einzuschreiten und einem in zahlreichen Städten tiefgefühlten Bedürfnis abzuhelfen. Unsre Jugend spielt wenig, besonders die der höheren Schulen. Dies liegt gewiß zum Teil an der ganzen modernen Erziehung, welche nur allzusehr geneigt und geeignet ist, das Kindliche möglichst früh abzustreifen, welche die Notwendigkeit eines ungezwungenen spielenden Verkehrs der Kinder untereinander nicht kennt oder nicht achtet, für eine angemessene Befriedigung des natürlichen Thätigkeits- und Gesellschaftstriebes keine Fürsorge trifft. Zum Teil liegt es aber auch daran, daß die Plätze, auf denen die Jugend sich frei und ungeniert dem Spiele hingeben könnte, innerhalb der Städte oder in der unmittelbaren Nähe derselben immer seltener werden. Dies ist ein sehr großer und sehr beklagenswerter Uebelstand. Die Frische unserer ländlichen Kinder rührt wesentlich davon her, daß sie so viel in der freien Luft sich tummeln können. Der städtischen Jugend sollte die gleiche Gelegenheit geboten werden im Interesse ihrer körperlichen und geistigen Schnellkraft. Es leidet der Frohsinn, es leidet die Lust zu ernster Arbeit, es leidet die physische Gesundheit, wenn das Kind seinem natürlichen Drange nach spielender Unterhaltung mit den Altersgenossen nicht folgen kann. Deshalb stellen wir die Forderung an alle städtischen Kommunen, daß sie

in genügender Zahl und Ausdehnung Plätze schaffen, auf denen die Jugend frei und ungezwungen sich zu tummeln, auf denen besonders die Schuljugend sich von der nachteiligen Wirkung des Stillsitzens und des Aufenthalts in wenig guter Luft zu erholen vermag. Es ist das eine Forderung, die mit größtem Ernste erhoben werden muß, gerade in Deutschland, wo in dieser Beziehung viel gesündigt worden ist, wo so manche Stadt nach und nach fast alle früheren Spielplätze zu anderweitigem Zwecke verwertet oder die Nachbarschaft derselben so umgestaltet hat, daß sie den Kindern zu ungezwungenem Umhertummeln nicht mehr behagen. Ganz anders liegt die Sache in England. Schon im Jahre 1847 brachte hier ein Gesetz besondere Vorschriften über Anlage von öffentlichen Spiel- und Erholungsplätzen; im Jahre 1858 und 1859 folgten dann die public parks acts, die sich mit demselben Gegenstande befaßten, und 1875 übertrug man dort, was von größtem Belange war und segensreich gewirkt hat, den Ortsgesundheitsbehörden das Recht, für solche Plätze Sorge zu tragen. Von sehr großem Einflusse war aber dort auch das Wirken der Presse, welche nicht müde wurde, den hohen sanitären Wert der öffentlichen Spiel- und Erholungsplätze zu betonen. In gleichem Sinne arbeiteten zwei gemeinnützige, durch ihre segensreiche Thätigkeit weit über Englands Grenzen bekannte Vereine, die National Health Society und die Ladies Sanitary Association. Beide haben unablässig die Notwendigkeit des Vorhandenseins dieser Plätze besonders für die städtische Schuljugend, wie für die Kinder der städtischen Armen hervorgehoben und in der That sehr viel erreicht, zumal durch Einwirkung auf die private Wohlthätigkeit. Letztere ist dort zu Lande nach der hier bezeichneten Seite hin sehr vorteilhaft zu Tage getreten. Große Strecken Terrain wurden und werden noch alljährlich einzelnen Kommunen zum Zwecke der Herstellung von Spielplätzen geschenkt. Aber es haben auch die Städte selbst aus öffentlichen Fonds viele solcher Anlagen gemacht. So besitzt jetzt London 1 Acreparks auf ca. 1000 Einwohner, Bradford hat fünf große Spiel- und Erholungsplätze mit einem Kostenaufwande von 3,740,000 Mark hergerichtet, und in Birmingham finden sich nicht weniger als neun umfangreiche Plätze gleicher Art, in Leeds deren fünf. Auch kleinere Städte, wie Swansea, Brighton, Bowneß, Peebles sind nicht zurückgeblieben und haben verhältnismäßig sehr bedeutende Summen für diesen Zweck verausgabt. Ein solches Vorgehen entspricht ganz den englischen Anschauungen bezüglich des hohen Wertes der gesundheitsgemäßen Erziehung. Wissen wir doch, daß dort die Schuljugend jeden Alters regelmäßig Tag für Tag mit großem Eifer Spielen und freien körperlichen Uebungen obliegt. Bei ihr steht noch das Ballspiel, das Cricket und Croquet in großem Ansehen; überall sieht man das eine wie das andere mit Fleiß und sichtlichem Behagen geübt. Dies haben uns Deutsche, welche England bereisten, wiederholt als Beispiel vorgeführt, leider ohne damit den gewünschten und wünschenswerten Erfolg zu erzielen. Soll derselbe aber eintreten, so muß der deutschen Jugend selbstverständlich der Raum zu spielender Unterhaltung in ebenso genügendem Umfange zu Gebote stehen, wie der englischen.

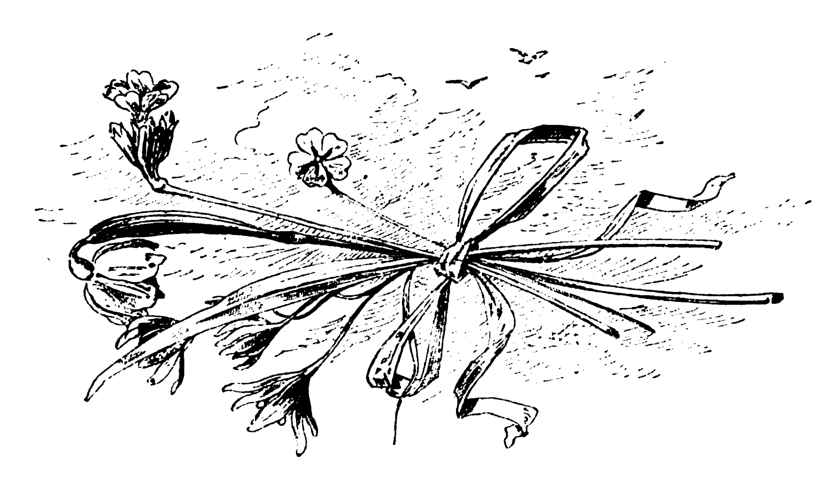
Allerdings wird noch mehr geschehen müssen. Unsere Jugend, wenigstens die der höheren Schulen, einschließlich der Töchterschulen, ist dem Spiel mehr oder weniger entfremdet, ist demselben also wieder zuzuführen, mit ihm bekannt zu machen. Geschieht dies, so wird bei allen nicht durch die Erziehung verdorbenen Kindern die Lust zum Spiele bald wieder wach werden, weil sie ihnen angeboren ist. Ein schöner und bemerkenswerter Anfang wurde bereits nach dieser Richtung hin in jüngster Zeit gemacht, so in Braunschweig, ferner in Celle, Bremen, Göttingen, Goslar, Hannover, Lüneburg, Wiesbaden und Rostock, mit dem besten Erfolge, wie es scheint, in der zuerstgenannten Stadt. Es war nach dem darüber von K. Koch veröffentlichten Berichte im Mai 1872, als der Oberlehrer Corvinus zu Braunschweig zum erstenmal mit seinen Schülern im Freien einige früher bekannte, damals aber fast ganz vergessene Spiele wieder übte und damit ein Beispiel gab, dem bald auch andere Lehrer folgten. Gleichzeitig stellte man auf einen Wink von ärztlicher Seite Ermittelungen darüber an, wie oft wohl Schüler sich überhaupt an irgend welchem Spiele im Freien beteiligten, wie oft sie allein oder mit Altersgenossen über die nächste Nähe der Stadt hinaus ins Freie und besonders in die nahen Waldungen kämen. Das Ergebnis dieser Ermittelungen war ein geradezu erschreckendes. Zum Spiel im Freien waren nur ganz, ganz wenige bei vereinzelten Gelegenheiten gekommen; mehr als zwölf-

mal im Jahre war niemand über die Stadt hinaus ins Freie gelangt. Das Vorgehen der Lehrer war demnach so gerechtfertigt, wie nur irgend möglich.

Im Herbste des Jahres 1874 schritten sie zur Einführung des englischen Spiels, welches man den **Fußball** nennt, und erzielten damit eine sehr wesentliche Förderung der vorher immer noch matt gebliebenen Spiellust. Schnell wurden die Knaben mit diesem Ball bekannt und übten sich im Spiel mit ihm das ganze Wintersemester zu eignem, höchsten Vergnügen. Dieser Erfolg führte zu einem Versuche mit dem amerikanischen Eckball, der aber nicht viel Anklang fand, und weiterhin zu einem solchen mit dem englischen Cricketspiel, welches alsbald ungemein gefiel, und welches nach den in Braunschweig gemachten Erfahrungen als das bei weitem geeignetste bezeichnet wird, größere Schülermassen gleichzeitig auf einem freien Platze so in anhaltende eifrige Thätigkeit unter eigner Leitung zu bringen, daß dabei die Ordnung aufrecht erhalten werden kann.

Zur Zeit ist dort am Gymnasium Martino-Catharineum die Einrichtung derartig getroffen, daß im Sommer für zehn Doppelklassen — Quarta bis Obersekunda — zwei Schulnachmittage, für jede Spielabteilung einer, vom Schulunterrichte ganz frei sind. An diesen Nachmittagen wird zwei Stunden hindurch von sämtlichen Schülern der betreffenden Klassen offiziell gespielt. Das vorherrschende Spiel ist Cricket, daneben auch Barlaufen, Kaiserball u. s. w. Außerdem werden andere Körperübungen, wie Ger- und Diskuswerfen, Ringkampf, Dauerlauf betrieben. Am Mittwoch finden sich außerdem etwa hundert Schüler zu freiwilligem Cricketspiel zusammen. Im Winterhalbjahre bestehen keine obligatorischen Schulspiele; doch üben dann zahlreiche Schüler freiwillig zweimal wöchentlich den Fußball, so lange es die Witterung zuläßt.

Das Vorgehen der braunschweigischen Schulmänner hat Anerkennung und Nachahmung gefunden, gewiß mit Recht. Ob die englischen Spiele an sich den deutschen vorzuziehen sind, muß von anderer mehr kompetenter Seite beantwortet werden. Das aber darf man sagen, der dort eingeschlagene war der richtigste Weg, die Schuljugend wieder dem Spiele zuzuführen, welchem sie so ganz sich entfremdet hatte, und vielversprechend ist es, daß gerade die Pädagogen hierzu die Initiative ergriffen haben. Mögen die Lehrer und — im dringenden Interesse des heranwachsenden weiblichen Geschlechts — auch die Lehrerinnen aller Orten diesem schönen Beispiele folgen. Die Schule soll ja nicht bloß Lehr-, sondern auch Erziehungsanstalt sein, soll die harmonische Bildung der körperlichen und geistigen Fähigkeiten verfolgen. Ein wie bedeutsames Mittel zu diesem Zwecke aber das Spiel ist, haben wir oben gesehen. Man sollte desselben sich nicht entschlagen; ist es aber aus irgend welchen Gründen unthunlich, es in den Lehrplan einzufügen, so sollte die Schule wenigstens alles thun, die ihr anvertraute Jugend wieder mit dem Spiel bekannt zu machen, nichts dagegen thun, um es ihr zu verleiden. Eine gleiche Mahnung richten wir an die Eltern, von denen so manche das Spiel mit ungünstigem Vorurteil betrachten, seinen gesundheitlichen Wert nicht kennen, von denen so manche auch aus falscher Eitelkeit darauf ausgehen, die Kinder vom Verkehr mit den Altersgenossen abzusondern. Sollte die obige Ausführung in dieser Beziehung ein wenig belehrend gewirkt haben, so wäre der Zweck des Verfassers erreicht.





Moskau

Der Schauplatz der russischen Kaiserkrönung.

Von

Friedr. Wilh. Groß.

Moskau mit seinem Kreml ist das Mekka Rußlands; St. Petersburg eine russische Vorstadt. Hier, im Winterpalais an der Newa wohnten die Zaren der neueren Zeit, aber zum Kreml an der Moskwa pilgerten sie hin, wie die Gläubigen des Propheten nach Beith-Allah oder el Haram in Hedschra, um ihr Gelübde zu erneuen. In Uspenski-Saborr, der Kathedrale im Kreml, werden die Zaren gesalbt und gekrönt, in der Peter-Paulskirche, der Citadelle auf der Newa-Insel, werden sie in das Grab gelegt.

Drei Dinge gehen dem Russen über alles: Moskau — sein Weib, und trotz vieler Angriffe in neuester Zeit — der Zar! — „Moskau ist Moskau!“ ruft er stolz aus. „Wenn du Moskau gesehen, hast du Rußland gesehen. Petersburg wird einst wieder untergehen und in den Gesümpfen der Morastinseln des Finnischen Meerbusens versinken, auf denen es erstand, oder von den Fluten des Baltischen Meeres oder des Ladogasees hinweggespült werden, aber Moskau wird ewig bestehen — es ist unsterblich!“

Es liegt was Wahres in dieser Verherrlichung Moskaus, denn es ist der Spiegel Rußlands und es ist unvertilgbar. Wer in diesen Spiegel geschaut, der hat das russische Reich gesehen mit all seinen Freuden und Leiden, seinem bestechenden Prunk und seinen Mängeln, in seinem Glanz und in seinem Jammer. Hinter all dem herrlichen Flitter und dem Farbenreichtum Moskaus verbirgt sich eine seichte Oberflächlichkeit, und wenn man die prächtige Schauseite der Kremlstadt gesehen hat, soll man eigentlich auf die fatale Kehrseite verzichten, wenn man nicht sehr enttäuscht werden will.

Seit beinahe zwei Jahrhunderten war aber Moskau die entthronte Königin der russischen

Hauptstädte, und seitdem Peter der Große infolge der immer wiederholten Strelitzen-Meutereien veranlaßt worden war, dem Kreml — den die Leibgarde des Zaren zum Rebellennest gemacht hatte — den Rücken zu kehren, um sich fern auf den sumpfigen Inseln des Finnischen Meerbusens sein Palmyra zu errichten, stand die Burg an der Moskwa ziemlich verwaist da, und während dieses langen Zeitraumes hat dieselbe wohl kaum jemals die öffentliche Aufmerksamkeit in gleicher Weise auf sich gelenkt, wie seit ungefähr einem Jahre, da das Gerücht von ihrer Rehabilitierung als Residenz wiederholt und immer ernster auftauchte. Allein, selbst auch während der Zeit ihrer Verlassenheit blieb die alte Residenz doch das Zion der Russen, denn — wie gesagt — zur heiligen Oelung mußten die Herrscher doch nach dem Kreml wallfahrten.



Großer Boulevard in Moskau mit der Eremitage (S. 143).

Aber auch schon der Pietät wegen besuchte man zeitweilig die alte russische Metropole, ähnlich wie man den Ort besucht, an welchem unsere Wiege gestanden, und man beschäftigte sich mit derselben, wie man von Zeit zu Zeit gewisse Gegenstände der Wertschätzung hervorsucht, sie betrachtet, und dann — zu den übrigen Andenken der Väter legt.

Mehr als einmal oder — wenn es viel war — zweimal alljährlich erfreute sich jedoch der Kreml nicht der Ehre, seinen Herrn und Gebieter zu beherbergen. Die Ruhmeszeit, da der Kreml als die heilige Hochburg Rußlands und als Sitz des Selbstherrschers gefeiert wurde, gehörte ein für allemal der Vergangenheit an. Der Akropolis von Moskau erging es wie einer Favoritin, bei der man ehemals weilte, weil man sie liebte, verehrte und ihr huldigte, die man aber später nur aufsucht, weil man ihr einen Beweis geben will, daß man es noch nicht verlernt hat, sie zu achten. Aeußerlich zwar noch mit allem Glanz eines Kaisersitzes umgeben, spielte die alte Residenz doch im offiziellen Leben keine Rolle mehr, und wenn die gastlichen Tage

der temporären Anwesenheit des Zars vorüber waren, fiel sie in ihre frühere Vereinsamung zurück.



Russisches Zigeunermädchen (S. 143).

Dieser Stellung entspricht auch die Zarenburg ihrem ganzen Charakter nach, sobald man sich nur die Mühe geben will, sie etwas näher zu untersuchen. Ueberall, wenn man in ihre einzelnen Teile eingeht, trägt sie deutlich die Spuren des Alters und des Verfalles, aber — insbesondere der Vernachlässigung zur Schau. Dem Scheine nach äußerlich noch die Majestät selber und von imponierender Schönheit, ist sie im Innern ein moderndes Labyrinth von teils schon verfallenen, oder zum Teil doch solchen Schloßpartieen, die dem Verfalle sehr nahe sind.

Schon aus diesem Grunde ergab sich fast die Unmöglichkeit, daß Moskau nach einer beinahe zweihundertjährigen Vereinsamung und ohne daß eine sehr gründliche Restauration vorhergegangen wäre, zu ihrer alten Würde hätte erhoben werden können. Es wäre auch ein sehr merkwürdiges Wechselspiel gewesen, das sich da vollzogen hätte. Ein mächtiger Zar war es, der dem Kreml entfloh, um den Palastrevolten ein für allemal aus dem Wege zu gehen, Alexander III. wäre wieder umgekehrt, von St. Petersburg nach Moskau zurückgeflohen, um sich gegen die nihilistischen Meuchelmörder zu schützen!

Allein, trotz der hohen Unwahrscheinlichkeit, ist es vielfach geglaubt worden. — Warum hätte man es auch nicht glauben sollen? — Pilgernde Zaren und aufgegebene Residenzen kann man in der russischen Geschichte nach Dutzenden zählen. Vor Moskau war das stolze Nowgorod mit seinen 400,000 Einwohnern da, und vor Nowgorod noch Wladimir u. a. m. die dominierende Stadt, je nachdem der eine oder andere Großfürst von Twer, Kostroma oder Rjasan die Oberherrschaft ausübte. Außerhalb der Grenzen der Möglichkeit braucht es daher nicht zu liegen, daß man einst von Petersburg nach Moskau oder nach den Ruinen von Nowgorod zurückgelangt, wie man nach langer Zeit nach dem vergessenen Schlosse von Gatschina zurückgekommen war.

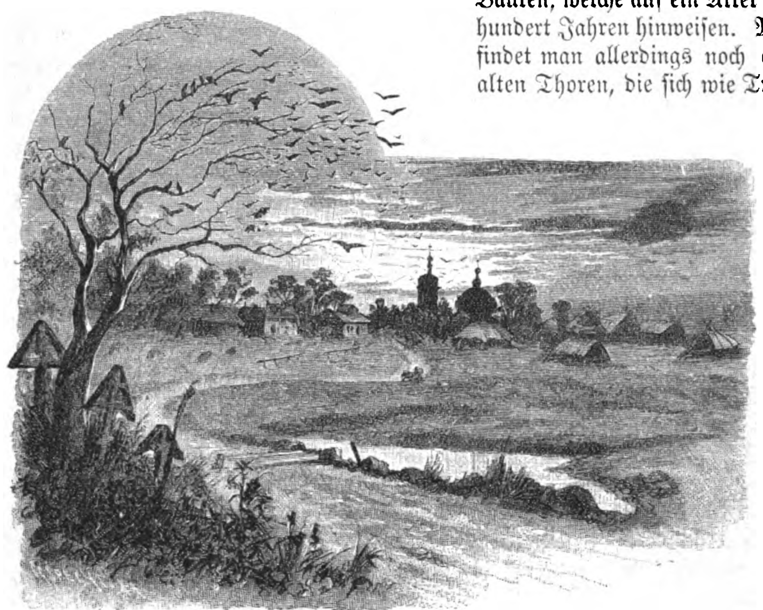
Unter allen russischen Hauptstädten hat sich aber keine so lebensfähig erwiesen, wie das heilige Moskau. Ein merkwürdiger Unstern schien über das winzige Städtchen des Fürsten Dolgorucki von Kiew zu walten, denn noch war kein Menschenalter seit der Gründung des Moskwastädtchens vergangen, als es auch schon zum erstenmal wieder zerstört wurde. Moskau war aber eben unsterblich! und es hätte nicht Moskau sein müssen, wenn seine Wiedergeburt weniger merkwürdig vor sich gegangen wäre. Einmal



Architektur in den engen Straßen Moskaus (S. 148).

über das andere der Erde gleich gemacht, erstand es immer mächtiger und jedesmal schöner wie ein Phönix aus seiner Asche. Weder der Vandalismus der eignen Stämme und Horden, noch

der benachbarten Tataren konnte Moskau vernichten. Zahllos oft durch Feuer und Flammen in Trümmer gelegt, glich es doch manchen Pflanzen, die nicht auszurotten sind und desto üppiger wuchern, je öfter sie über ihren Wurzeln abgemäht werden, und desto schöner blühen, je öfter man sie schneidet. Der Araber ruft freudetrunken „El Kahiro! El Kahiro! Du Siegreiche!“ oder auch „Masr! Masr! Schöner Ort!“ Der Moskowiter hat ein Recht zu rufen: „Moskau! Moskau! Du Unvertilgbare!“



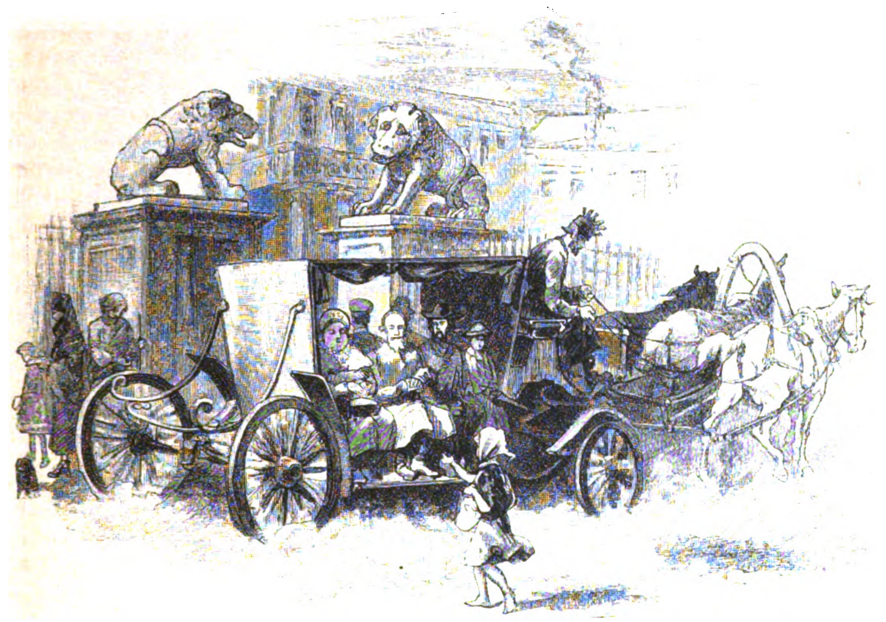
Dorf Abinzowa in der Nähe Moskaus (S. 145).

Dieses allmähliche Werden, temporäres Zerstörtwerden und Wiederemporblühen läßt sich an dem heutigen Moskau bei einiger Aufmerksamkeit recht bequem erkennen und verfolgen. Deutlich unterscheidet man die einzelnen Entwickelungsstadien an den fortschreitenden Erweiterungen vom ursprünglichsten Kern der Stadt bis zur vierten Zone. Wie grüne Bänder schlängeln sich die Boulevards — aus der Vogelperspektive oder vom Kremlturm gesehen — derart um jeden abgeschlossenen Stadtteil, daß Moskau drei solcher, mit prächtigen Baumanlagen geschmückte Ringstraßen aufzuweisen hat, und bald noch eine mehr besitzen wird, da schon wieder ganz beträchtliche Häuserkomplexe hinter dem abgeschlossenen letzten Stadtteil entstanden sind, welche ihren dekorativen Abschluß finden könnten.

Von den ersten und ältesten Gründungen der Stadt ist freilich wohl kaum noch ein Fragmentchen, und von den älteren sind nur sehr geringe Ueberreste erhalten geblieben. Wir durchwandern vergeblich die gewundenen, bald steigenden, bald fallenden Straßen derjenigen Zonen, welche sich um den Kreml verbreiten, und finden so gut wie gar nichts von historischen Bauten, welche auf ein Alter von mehr als zweihundert Jahren hinweisen. Mitten in der Stadt findet man allerdings noch einige Ruinen von alten Thoren, die sich wie Triumphpforten ausnehmen und ursprünglich an der Grenze der Stadt gestanden haben. Einzelne dieser Ruinen sind beinahe gänzlich dieser Zeit erlegen, wie z. B. im Südwesten das Thor „Trigornia sastawa“ oder „Dreibergthor“, nach welchem noch heute die Stadtgegend genannt wird, obgleich nur noch einige Steintrümmer davon übrig geblieben sind. Andere dergleichen Sastawen oder Thore sind dagegen renoviert und mit bunten Farben aufgetüncht worden, so daß sie aus der Ferne reizend aussehen und sogar imponieren, sobald man aber näher kommt, eine ungemeine Enttäuschung bereiten. Meist sind es solche Thore, die eine historische oder irgend eine andere Bedeutung erlangt haben, und deshalb besonders wert gehalten wurden, der Stadt erhalten zu bleiben.

Doch da liegt vor uns Lubianka (S. 139), die schönste und älteste aller Mauerruinen, schon aus der Ferne sichtbar. Es ist ein Ueberrest der alten Stadtmauer mit einem noch gut erhaltenen Turme — ein architektonisches Märchen aus der guten alten Zeit, da noch Zwerge und Kobolde den Menschen dienten. O Lubianka, wie

schön du bist! Ich bin entzückt über das herrliche Farbengeflimmer, das mir entgegenstrahlt, und in einen Freudenschrei ausbrechend muß ich mir die Augen reiben und mich erst betasten, um gewiß zu sein, ob ich bei Sinnen sei oder träume. Ein Muselmann beschrieb mir einst die Himmelspforte, durch welche die Gläubigen in das Paradies einziehen, allein — wenn er Lubianka gesehen hätte, würde seine Phantasie erlahmt sein. Doch da fährt eine prächtige Karosse durch das Thor, von sechs feurigen Rossen gezogen, deren Geschirr ebenso reich von Gold glänzt, wie die Livree der beiden Roßlenker oder der hinten stehenden Lakaien. Ehrfurchtsvoll beugt sich das Volk gegen das mit fürstlichem Luxus ausgestattete Gefährt, während andere in den Staub niederknieen. — Vor wem? — Vielleicht vor dem Zar oder der Zaritza? — Doch nein, der Zar oder die Zarin fährt mit einem anderen Gespann. Durch das offene Fenster des Wagens blickt eine verschleierte Dame, vielleicht — eine Prinzessin — eine Großfürstin? — Nein, noch



Twerskoi-Straße mit der Löwengruppe (S. 135).

höher hinauf! — Es ist die allerheiligste Mutter Gottes von Iversk, die gegen ein beliebiges Honorar — doch nicht unter fünfzig Rubel — zu irgend einem Patienten eilt, den der irdische Arzt nicht heilen kann. Die heilige Mutter Gottes von Iversk kann alles und vollbringt alles! — Sie macht Blinde sehend, Lahme gehend, und vollbringt jedes andere Wunder, wie es sich für eine Göttermutter geziemt.

Wie schon aus der ganzen Anlage von Moskau und den ringförmigen Erweiterungen zu entnehmen ist, muß der Kreml mit der Chinesenstadt und Weißstadt (oder Kitaiski-Gorod und Beloi-Gorod) zu den ältesten aller Stadtteile gehören, an die sich dann die übrigen Teile, wie Semlanoi-Gorod oder die Erdstadt u. s. w., sowie die zweiunddreißig Vorstädte oder Slobodas in ihrer unendlichen Ausdehnung und mit ihren zahllosen Dörfern anschließen, welche letztere nach Hunderten zählen.

Sehen wir uns zuerst die Chinesenstadt oder Kitaiski-Gorod an, die auf der Nordseite des Kreml, dem letzteren am nächsten liegt, und von diesem durch den Roten Platz (Krasnoi-Ploschadj) getrennt wird. Hier an dieser Stelle erstanden vermutlich die ersten Hütten, als der Fürst Dolgorucki oben auf den Hügeln des nördlichen Moskwa-Ufers seine Stadt anlegte. An eine Befestigung hatte man vorläufig nicht gedacht; ebensowenig an die Befestigung der Burg,

die dicht neben der Stadt auf dem Plateau des höchsten Hügels, hart an dem Flüßchen aufgeführt worden war. Erst zweihundert Jahre später, als Moskau wiederholt zerstört worden war, wurde infolge der fortwährenden feindlichen Angriffe die Stadt mit einer Mauer umgürtet, von welcher letzteren wir schon oben gesprochen haben. Ebenso wurde die Burg gründlich befestigt und mit dem Namen „Festung" oder Kreml beehrt.

Dieser ursprüngliche und älteste Teil ist das eigentliche Herz der Residenz. In Kitaiski-Gorod pulsiert das Leben Moskaus und — ehemals auch zugleich das Herz Rußlands. Was die City für London, das ist die Chinesenstadt mit Gostinoi-Tworr und den riesigen Kaufhallen und Handelshöfen für die alte russische Hauptstadt. Ein Labyrinth von Gassen und geschlängelten Straßen bilden die eigentlichen Arterien und führen Kitaiski-Gorod aus allen Richtungen das belebende Element zu. Hier sieht man nicht nur die handeltreibende, schachernde und feilschende Hauptstadt, sondern überhaupt Moskau, wie es weint und lacht, darbt und schwelgt, in seinem Reichtum und in seiner Armut, oder auch — in seinem Elend!

Den Mittelpunkt alles Lebens bilden natürlich die Kaufhallen von Gostinoi-Tworr und die Warenbuden und Vorhöfe desselben. Man muß geträumt haben, wenn in Nachschlagebüchern Gostinoi-Tworr als ein großes dreistöckiges Gebäude geschildert wird, von welchem nicht das Mindeste vorzufinden ist. Man wird der Wahrheit am nächsten kommen, wenn man sich darunter einen überdachten permanenten Bazar von ungeheurem Viereck und wenigstens einer halben Stunde Umfang vorstellt, in welchem übereinanderliegende Galerieen, in Buden eingeteilt, hinlaufen. Von den Erzeugnissen der europäischen und asiatischen Industrie dürfte es kaum etwas geben, das in diesen Hallen der ständigen Messe — wie man sie nur noch in St. Petersburg und Nischni-Nowgorod ähnlich vorfindet — nicht vertreten wäre. Vom Lumpen des Bettlers bis zum kostbarsten Hermelin, von den wertlosesten Gegenständen des Trödlers bis zum wertvollsten Brillanten des Juwelenhändlers vermag die Phantasie kaum etwas zu ersinnen, das hier nicht ausgeboten würde und Käufer fände. Man kann daraus entnehmen, welchen Schaden die Feuersbrunst anrichtete, die im Jahre 1881 Gostinoi-Tworr in Asche legte.

Wie schon angedeutet, erstreckt sich dieses hochbewegte Bild nicht nur auf die Galerieen oder Hallen, sondern auch auf die Vorräume, Zwischenräume, Gassen und Höfe, wo es eigentlich noch lebendiger als im Innern zugeht. Alles Denkbare und Undenkbare, eigne, gestohlene und geraubte Sachen, Wirtschaftsgegenstände und andere Artikel des Lebens werden ausgeboten und meist für den vierten Teil der Forderung gekauft. Goldene und silberne Uhren, Schmuckgegenstände, Perlen, Ringe, Messer, Gabeln, Löffel werden für ein Spottgeld umgesetzt und wechseln mit Kleidungsstücken, Decken, Gläsern, Tellern, Schuhen, Teppichen, Leuchtern, Pelzen, Töpfen, alten und neuen Waffen. oder mit Diamantennadeln, Agraffen, ciselierten Bechern, oder mit altem Kupfer und Eisen ab. Man kann fragen, ob es möglich ist, daß das alles so vor sich gehen kann? — Allein, Rußland ist ein freies Land und Moskau ist seine Hauptstadt! — Die Polizei versteht es wunderbar, über Ungehörigkeiten hinweg zu sehen, und jene Freihändler haben ein wachsames Auge, und alle die Perlen und Pretiosen sind bei dem Anzuge eines Graurockes in den Taschen verschwunden und kommen erst wieder zum Vorschein und an das Tageslicht, wenn die geharnischten Feinde dieser merkantilen Thätigkeit vom Schauplatz verschwunden sind.

Daß natürlich bei einer so fieberhaften Bewegung auch den leiblichen Bedürfnissen Rechnung getragen wird, ist selbstverständlich. Hier und da auf dem Schnee, oder im Sommer auf dem trockenen Boden, findet man Tafeln mit Sakuski (Artikel zum Imbiß) aufgeschlagen, die Samowara (Theemaschinen) brodeln und Flaschen mit Wutki und Quas stehen neben Semmel und Fleisch, Kaviarbüchsen und gekochten Eiern oder zusammengerollten Rindskaldaunen, welche von Legionen lüsterner Fliegen umschwärmt werden, während Männer und Knaben mit Blechkästen, die sie um den Hals gehängt vorn auf dem Leib tragen, sich hin und her bewegen und schreiend ihre warmen, in Baum- oder Sonnenblumenöl gebackenen Pfannenkuchen, heiße Würstchen oder Pastetchen mit einer Füllung von gekleinten Eiern, geriebenen Mohrrüben oder Kapusta (Sauerkraut) ausbieten und von Zeit zu Zeit ihre blechernen Röstmaschinen öffnen, um durch die denselben entströmenden Wohlgerüche den Appetit der Umstehenden zu erregen und Gelüste zu erzeugen.

Scenen der heitersten Art können dabei den Fremden und selbst den Moskowiten stundenlang im Lachen erhalten. Ergötzlich sind allemal die Enttäuschungen der Liebhaber für die eine oder andere Specialität, wenn dieser oder jener statt das gewünschte Eierpastetchen zu erhalten, eine Füllung von Sauerkraut zwischen den Zähnen verspürt, und die Schadenfreude der Zuschauer und der Aerger des Geschädigten sich in hochkomischen Auftritten zu erkennen geben.

Alles das sind Momente, die, wenn sie auch nicht im stande sind, das Leben in Gostinoi-Tworr vollständig wiederzuspiegeln, doch dazu beitragen, das öffentliche Verkehrsleben einigermaßen zu illustrieren. Der Aufenthalt von einem halben Tage an dieser Stätte des moskowitischen Handels reicht hin, um die alte Hauptstadt besser kennen zu lernen, als das durch den monatelangen Besuch der öffentlichen Plätze, Vergnügungsanstalten und anderer Orte der Erholung oder des Studiums möglich wäre. Alle Klassen der Gesellschaft wühlen hier in Gostinoi-Tworr im buntesten Chaos durcheinander. Dort handelt ein geldbedürftiger russischer Fürst mit gnädiger Herablassung etwas abseits mit einem russischen Kupetz (Handelsmann oder Kaufmann) der über Millionen gebietet und auf den Se. Durchlaucht für gewöhnlich etwas verächtlich herabblickt; hier an einer Ecke oder Säule steht die echt typische Figur eines moskowitischen Bettlers (siehe Seite 140) mit der Mütze und dem Stock in der Hand und dem Bettelsack um den Leib, um auch seinem, oftmals recht lohnenden und nicht gerade sehr anstrengenden Erwerbe nachzugehen, weshalb solche Lazarusgestalten in Moskau nach Tausenden zählen. In den Säcken befinden sich — außer den verschiedenartigsten Gegenständen der Rinnsteine und Schleusen — nicht selten auch Beträge in Kupfermünzen, die viele Rubel ergeben und den Tagesverdienst manches Handwerkers erheblich übersteigen.

Mit der Chinesenstadt, in welcher sich viele öffentliche Gebäude, wie z. B. das Stadthaus, die Börse, die Druckerei der heiligen Synode, berühmte Kathedralen u. s. w. vorfinden, steht die Weißstadt oder Beloi-Gorod in engster Verbindung. Dieser Stadtteil besitzt die elegantesten Straßen, wie z. B. die Twerskoi-Straße mit ihren prächtigen Läden, und umgibt den Kreml im Westen gerade ebenso, wie die Chinesenstadt denselben im Norden. Diese wird durch den Roten Platz, jene durch den vom besseren Publikum beliebten und als Sammelpunkt und Promenade aufgesuchten Alexanderpark von der Kaiserburg getrennt.

Durch ihre Lage sowohl, wie durch ihre Verbindung mit Kitaiski-Gorod und als die Metropole der Stadt und des offiziellen Lebens ist Beloi-Gorod überhaupt der wichtigste Stadtteil, der sich wie ein mächtiger Ring um den Kreml herumschlingt und an der äußersten Grenze durch den großen, ungefähr eine Meile langen und im großen Bogen gehenden Twerskoi-Boulevard seinen Abschluß findet. Nicht bloß als Mittelpunkt, sondern auch infolge seiner prächtigen gartenmäßigen Anlagen ist dieser Teil der Sitz der Aristokratie und des Luxus. Hier finden wir außer den vielen amtlichen Gebäuden und Schlössern von Bedeutung auch den Gouvernementspalast, das Haupt-Postamt, das Adelshaus, das große Exerziergebäude, die Universität, das große und pompöse kaiserliche Theater, die medizinisch-chirurgische Akademie und viele andere mehr. Die Twerskoi-Straße, welche vom Kreml nach Westen gehend zum Twerskoi-Boulevard führt, ist schon erwähnt worden. In dieser via elegans von Moskau verdient der englische Klub schon deshalb genannt zu werden, weil sich an dieser Stelle die berühmte Löwengruppe (siehe Seite 133) befindet, die wir auf unserer Illustration vorführen. Ein Omnibus aus guter alter Zeit und nach unserer Väter Geschmack, der an dieser Stelle hält, führt Männlein und Weiblein der Kremlstadt nach den entlegensten Lustorten.

Nächst der Weißstadt ist die Erdstadt oder Semlenoi-Gorod, welche schon durch ihren engen Anschluß an erstere ganz von selbst dazu bestimmt ist, die Vorzüge und Schönheiten zu teilen, die von Beloi-Gorod gerühmt worden sind, der hervorragendste Stadtbezirk. Das große Findelhaus, das Gebäude der philantropischen Gesellschaft, das Kommissariats-Depot mit zwei Flügeln und mit dorischen Säulen ausgestattet, ziehen — wie viele andere öffentliche Gebäude, Wohlthätigkeitsanstalten und Kunst- und wissenschaftliche Institute — in Semlenoi-Gorod die Aufmerksamkeit auf sich. Eine Ringstraße grenzt auch diesen Stadtteil ab, an welchen sich noch viele andere anschließen.

Da Moskau durch das Moskwaflüßchen in zwei Teile, und zwar in eine hochliegende und in eine tiefliegende Hälfte, zerlegt wird, so wäre man vollkommen berechtigt, die Stadt in eine



Restaurant Kreml (S. 149).

Oberstadt und eine Unterstadt einzuteilen. Wir wollen jedoch außer den flüchtig erwähnten vier Hauptteilen und den etwa acht nicht genannten Teilen nur noch die Vorstädte nennen, deren es etwa zweiunddreißig gibt, obschon auch andere einige mehr herauszählen. Diese Slobodas oder Vorstädte mit ihren anschließenden Dörfern, Lustorten und Schlössern, die Moskau umgeben, wie Peterhof, Oranienbaum, Zarskoi-Selo, Strelna u. a. m., die Hauptstadt des Nordens St. Petersburg, bergen selbstverständlich noch eine große Anzahl von hervorragenden Punkten und Sehenswürdigkeiten, allein, da es hier jedoch in der Hauptsache auf den Kreml und die benachbarten Stadtteile ankommt, welche mit der Zarenburg korrespondieren und mit dieser in engster Fühlung stehen, so werden wir auf den Besuch der entfernter liegenden Zonen verzichten müssen, um auf die alte Hochburg Moskaus — über deren Umgebung wir jetzt einigermaßen informiert sind — selbst etwas genauer einzugehen.

Sehen wir uns die letztere von außen an.

Wie bekannt, liegt der Kreml auf dem höchsten Punkt von Moskau und bildet derselbe mit seinen vielen Kirchen, Schlössern, Klöstern und offiziellen Gebäuden einen Stadtteil für sich, welcher im Süden am Fuße der hohen Böschung von dem tief unten fließenden Moskwafluß umspült wird. Von welcher Seite wir immer den Kreml sehen, so präsentiert sich derselbe doch sowohl von der südlichen wie nördlichen Front als ein längliches Viereck, das von einer hohen, mit vielen in chinesischer Form gehaltenen Türmchen und mehreren Warttürmen verzierten starken Mauer umgürtet ist, über welche ein sinnenberückendes Chaos von flimmernden und farbigen Kuppeln und Kirchtürmen emporragt. Am längsten sind die Nord- und Südmauern, die vielleicht gegen achthundert Schritt haben mögen, während die Ost- und Westmauern kaum viel mehr als halb so lang sein dürften.

Sowohl wegen der eigentümlichen

Bauart, als auch infolge der hohen Mauer sieht man von den drei Seiten, die dem Norden, Osten und Westen zugewendet sind, vom Kreml — soweit es die inneren Bauten betrifft — so gut wie gar nichts, und es sieht ganz so aus, als ob der Schöpfer desselben alle seine Kunst und Aufmerksamkeit auf die südliche Schauseite aufgeboten habe, von wo aus man allein eine Totalansicht erhält, die dann aber auch um so bezaubernder und entzückender ausfällt, je reizloser sich alle übrigen Seiten präsentieren. Voll Bewunderung blicken wir — nein, gaffen wir vom tiefliegenden Süden zu der Akropolis hinauf, die in ihrer ganzen Länge vor uns liegt, als ob der große Zauberer über den Wolken von einem riesigen Schmuckkasten den Deckel abgenommen hätte. Ein Märchen — traumhaft schön im vollsten Sinne des Wortes und aus längst entschwundenen Zeiten, wie man es uns in der Kinderstube geschildert und später in Feerieen auf der Bühne zu veranschaulichen gesucht hat — scheint vor uns zu stehen, und es kostet uns mehr als eine Probe an uns selbst, um gewiß zu werden, ob wir wachen oder ein Magiker uns gefoppt und durch einen Hokuspokus dieses Bild vorgezaubert hat.

Dicht unten an der grünen Grasböschung leiert und rauscht jetzt das kleine Flüßchen, das unsere Titelvignette (S. 129) so treu veranschaulicht und über dessen steiniges Bett im Frühjahr grauschmutzige, vom Tauwasser getrübte Wasserwogen sich hinwälzen, die dann auch zeitweise über ihre Ufer gehen. Im Sommer freilich ist nicht mehr Wasser darin, als durchaus nötig ist, wenn das zwerghafte Strömchen sich nicht schämen soll, überhaupt ein Flüßchen zu heißen.

Um das Bild in seiner ganzen Glorie zu genießen, müssen wir jedoch noch etwas zurücktreten. Man sieht dann besser über die hohe Mauer hinweg, die — wenn man nahe steht — so vieles verdeckt. Die beste Ansicht gewinnt man aus einer Entfernung von mehreren hundert Schritten. Dort, in einer nach Süden führenden Straße, liegt eine nicht zu große, aber berühmte Kirche, die wie zum Observationspunkt geschaffen ist. Erst von dort sehen wir den Kreml wie ein aufgerolltes Gemälde vor uns liegen, und wie betäubt steht man da, wenn man den Blick über das in allen Farben schillernde bunte Durcheinander der glitzernden großen und kleinen Türme, Paläste und Häuser, oder über die in wirrer Unregelmäßigkeit untereinander gewürfelten Kathedralen mit ihren roten, grünen, blauen, gelben, weißen oder noch anders gefärb-



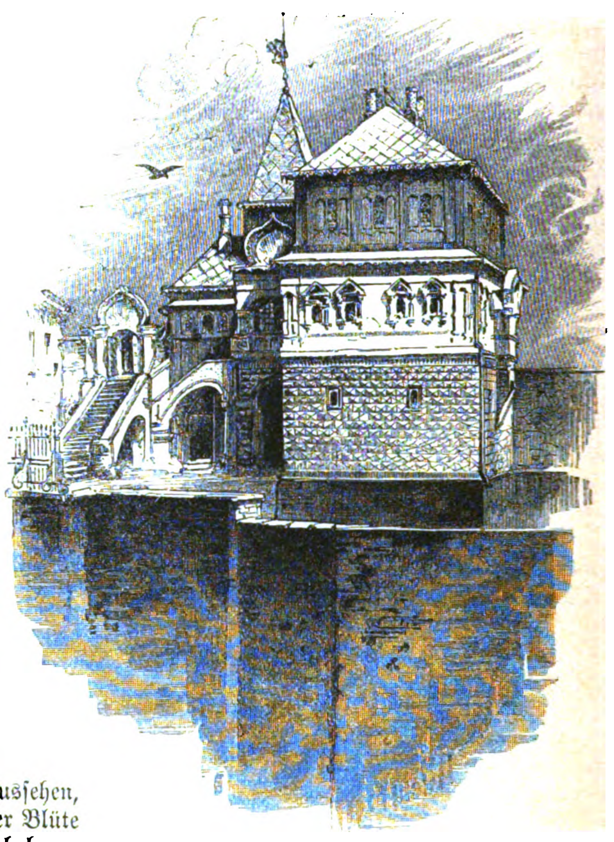
Partie aus dem Kreml. – Turm Iwan Weliki (S. 138).

ten Kuppeln hinweg schweifen läßt, welche letzteren, von unten gesehen, sich ausnehmen, als

ob große Pyramiden bunter Glasglocken von riesiger Größe dort aufgeschichtet worden wären.

Ganz hart am äußersten Mauerrande des westlichen Flügels erhebt sich oberwärts der Moskwabrücke ein Palast mit kuppelartigem Oberbau, auf welchem man eine Flaggenstange ohne Fahne erkennt. Es ist das verwaiste neue Palais oder — wie man vielfach unrichtig sagt — der neue Kreml. In eine Ausrufung freudigen Erstaunens brechen wir jedoch aus, sobald wir nach dem östlichen Flügel der Zwingburg schauen, wo uns ein bunter Glokkenberg fesselt. Elf kleinere und größere Kuppeln, alle von ungleicher Höhe, alle von verschiedener Farbe, erheben sich pyramidenartig auf einem mit breiten Treppen versehenen Unterbau mit winkligen Mauern und Säulenhallen in so wirrem Untereinander, wie es nur das Hirn eines Trunkenen im Taumel seines Rausches erdenken kann.

Diese staffelförmige Pyramide von melonenförmigen oder — noch besser — radieschenförmigen Kuppeln, die in ihrer schillernden Buntheit aussehen, als ob man alle Farben eines in voller Blüte stehenden Mohnfeldes hätte künstlich nachahmen wollen, ist die Kathedrale „Wasili Blaschenie", die uns derart in einen Zustand der Verwunderung versetzen kann, daß wir es kaum beobachten, daß das phänomenale Bauwerk schon außerhalb des Kremls liegt. Allein zwischen beiden äußersten Endpunkten des östlichen und westlichen Flügels der Burg liegen noch so viele andere betürmte und mit Kuppeln geschmückte, aber auch turm- und kuppellose Bauwerke von nicht minder imposanter Wirkung und Schönheit, daß man nicht weiß, wohin man das Auge wenden soll. Unter allen dominiert natürlich der König der Türme von Moskau — der Iwan Weliki oder Große Johann (siehe Seite 137), der rechts vom neuen Palais schlank wie eine Säule emporragt. Obwohl mehr dem westlichen Flügel sich nähernd, bildet derselbe doch eigentlich den Mittelpunkt des Kreml und spiegelt sich in der unten am Fuße der Festungsmauer fließenden Moskwa. Links, seitwärts vom Iwan Weliki, bemerkt man ein ganzes Bündel kleinerer Türmchen, die sich in der Nähe des Riesen wie aufrecht stehende Zahnstocher neben einem Mastbaume ausnehmen. Es sind die Türmchen der Schloßkapelle, welche letztere mit dem neuen Palais verbunden ist. Etwas rückwärts in derselben Gruppe bemerkt man rechts und links vom Großen Johann die Kuppeln von Uspenski Saborr (der Himmelfahrts- oder Krönungskirche) und Archangelski Saborr oder der Erzengelkirche.

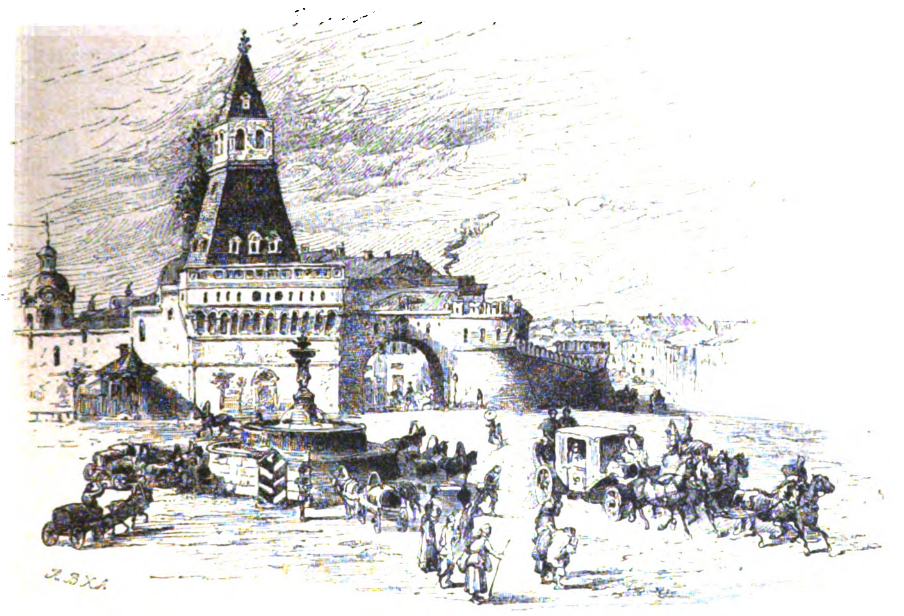


Stammhaus der Romanoffs (S. 140).

Noch mehr im Hintergrunde macht sich ein größerer Häuserkomplex bemerkbar, in welchem man die Kommandantur, das Arsenal und andere Amtsgebäude unterscheiden kann. Ziemlich verdeckt ragen aus diesem Wirrwarr die Türme und Kuppeln der Verkündigungskirche oder Blagoweschtschenski Saborr und das Mönchs-

kloster (Tschudoff=Monasteri) hervor, ebenso noch andere, die jedoch weniger imponieren oder in die Augen fallen. Etwas entfernter vom Iwan Weliki mit der Kathedrale des heiligen Nikolaus — und dem östlichen Flügel näher gerückt — bemerkt man ein ganz unscheinbares Gebäude und so niedrig, daß es kaum sichtbar ist, das man aber als das alte historisch merkwürdige Palais erkennt, in welchem einst die alten Großfürsten und Zaren bis zu Peter dem Großen hausten.

Allein, so großartig schön diese Schauseite sich ausnimmt, die man sehen muß, wenn die auf= und untergehende Sonne ihr magisches Licht auf die goldig= oder buntstrahlenden Dächer der Kaiserburg ausgießt, so nüchtern erscheint der Kreml, wenn man ihn von den übrigen drei Seiten betrachtet. Auf der Westseite ist der Blick in das Innere gänzlich abgesperrt und man kann nichts weiter sehen, als eine schmucklose sehr hohe Mauer und allenfalls eine Seite vom neuen Palais mit dem Nikolaithore, zu welchem ein ziemlich ansteigender steiler Weg hinaufführt. Die grünen Gehölzgruppen des Alexanderparkes, welche zum großen Teil die Mauer umbuschen, sind hier die einzige freundliche Draperie, welche die Westseite verzieren.



La Grande Lubianka (S. 132).

Nicht mehr, sondern eher noch weniger bietet das Bild von Osten, wo nichts weiter über die Mauer emporragt, als der Giebel des Nonnenklosters und der altersgraue Turm der dazu gehörigen Kirche, hinter welcher sich alte Gebäude und Teile des alten Palastes anschließen. Die einzige Verschönerung auf diesem Flügel ist durch die schon bewunderte, außerhalb der Ostmauer stehende Kathedrale „Wasili Blashenni" (S. 142) geboten worden, welche auf dem großen Platz kokettiert, als ob man ein riesiges Korallenbouquet auf einer Tafel aufgepflanzt hätte.

Dieses merkwürdige Gebilde aus der Zeit Iwans des Schrecklichen kann durch seine grotesken Schönheiten für vieles entschädigen und interessiert noch mehr, wenn man seine Entstehungsgeschichte kennt. Als das Werk fertig war, frug Iwan der Grausame voll Bewunderung den Künstler, einen Italiener, ob er sich getraue, eine noch schönere Kirche zu bauen? Die Antwort soll bejahend ausgefallen sein, und dafür, daß der Künstler nicht sogleich die schönste gebaut hatte, ließ ihm Iwan vor dem Eingange der Kirche den Kopf abschlagen, wo noch heute eine in den Boden eingelassene Tafel die Richtstätte bezeichnet, an welcher der Henker die Exekution vollstreckte.

An dieser Stelle stehen wir überhaupt auf einem Boden, der fast mehr Menschenblut einsog, als Regenwasser, denn hier war es, wo die früheren Zaren, besonders aber Iwan der Schreckliche, die Massenhinrichtungen vollziehen ließen, und wo auch Peter der Große nach seiner Rückkehr von Wien an der Spitze der dazu kommandierten vornehmsten Bojaren eigenhändig den aufständischen Strelitzen die Köpfe absäbelte und der Moskwa mehr Blut zuführte, als sie zu manchen Zeiten Wasser enthält.

Wir gelangen nun zur Nordseite des Kreml, wo der Rote Platz (S. 142) liegt, welcher die Burg von Gostinoi-Tworr und der Chinesenstadt trennt. Wenn man sich gerade vor die Kaufhallen hinstellt und über den Platz hinweg sieht, so wird man sich ungefähr der Mitte der Kremlmauer gegenüber befinden. In der Mitte des Platzes steht ein Monument, das dem Fürsten Poscharski und dem Bauer Minin errichtet wurde, welche Rußland von der schwedischen Invasion befreiten und am 21. Februar 1613 den Zar Michael Romanoff auf den Thron erhoben. Nicht weit von dieser Stätte liegt das Stammhaus der alten Romanoffs, wo einst die Ahnen des gegenwärtig regierenden Kaiserhauses wohnten (siehe Seite 138). Das Haus, von welchem wir eine Ansicht bringen, wird noch heute in Ehren gehalten und kann ohne große Schwierigkeiten besucht und besichtigt werden.



Russischer Bettler (S. 135).

Auch auf dieser Nordseite sieht man von der Hochburg nichts mehr als die Mauer und die darüber hinwegblickenden schwarzen Dächer und Giebel einer von der Zeit ergrauten Häusermasse, die sich zur Schauseite des Kreml verhält, wie die Rückseite eines eingerahmten Bildes zur Vorderseite. Rechts blickt man über den Alexanderpark hinweg oder vorbei nach der Twerskoi-Straße; links fällt das Auge auf die nordöstliche Kremlpartie mit der schon von allen Seiten bewunderten Kathedrale, die am Tage unvergleichlich, aber auch bei Abend nicht weniger zauberhaft sich ausnimmt. Wir haben sie im Glanz des Sonnenlichtes gesehen; — wir wollen Wasili Blashenni auf unserer Illustration auch in Mondbeleuchtung anstaunen, wenn die Figuren lebendig zu werden und Poscharski und Minin auf ihrem Piedestal sich zu bewegen scheinen (siehe Seite 142). Neuester Zeit ist auch noch das dem russischen Dichter und Schriftsteller Puschkin errichtete Denkmal hinzugefügt worden.

Allein, die Zeit drängt; treten wir dem Kreml nach diesem Umgang selbst näher, um demselben einen Besuch abzustatten. Vor uns, auf jedem Flügel der Nordmauer, liegt ein Thor, östlich das Dreifaltigkeitsthor und westlich das Erlöserthor — die „Porta sacra“ oder „Spaski Worota“.

Wir lassen das Dreifaltigkeitsthor liegen und nähern uns dem allerheiligsten Spaski Worota, das überhaupt von allen drei Thoren des Kreml den Haupteingang bildet. Es ist ratsam, bei Zeiten die Mütze abzunehmen, denn ein Polizeibeamter bewacht ängstlich jeden Aus-





Rennbahn (S. 149).

und Eingehenden, damit niemand anders als mit entblößtem Kopfe dieses Thor passiert, das selbst von dem Kaiser respektiert wird. Man weiß nicht so recht, wer diese Erfurchtsbezeigung gebot und seit wann sie besteht; allein, die Mythe erzählt, daß einst ein früherer Zar das Thor passierte und ein Sturmwind ihm die Kopfbedeckung nahm, was der Herrscher so verstand, als ob die Götter diesen Portikus besonders geheiligt wissen wollten; Götter dürfen wohl überhaupt verlangen, daß sie erraten werden, ohne sich erst erklären zu brauchen; auch jener Zar erriet es und verordnete, daß fortan niemand mehr bedeckten Hauptes das Thor passieren dürfe.

Aber treten wir ein! — Rechts und links in der dunkeln Wölbung brennen die ewigen Lämpchen, die gerade so viel Licht verbreiten, daß man ein kleines Heiligenbild sehen kann. Wer es versteht, der bekreuzt sich und — ist im Augenblick vorüber. Wir befinden uns innerhalb des Kreml.

Dicht hinter Spaski Worota führt ein dunkles schmutziges Gäßchen links an der Mauer entlang und hinter alten modrigen Gebäuden hinweg; rechter Hand liegt ein langer Platz zwischen zwei großen langen Gebäuden — das Arsenal und die Kommandantur. Unmittelbar am Thore, links seitwärts gelegen, bemerken wir eine ziemlich unscheinbare Kirche. Es ist die Klosterkirche des Mönchsklosters, auf dessen Besichtigung wir verzichten, wie wohl dieselbe gern gewährt wird und obschon die in der Kirche und dem Kloster geborgenen Schätze wert sind, daß sie in Augenschein genommen werden.

Allein, es giebt außer dieser Kirche, die sich übrigens eines großen Zuspruchs erfreut, noch viele andere im Kreml, die wir kennen lernen wollen. Die wichtigsten sind schon genannt worden, allein, um sie besser im Gedächtnis zu behalten, wollen wir dieselben hier noch einmal hintereinander folgen lassen: 1) Uspenski Saborr oder die Himmelfahrts- auch Krönungskirche, 2) Archangelski Saborr oder die Erzengelkirche, 3) Blagoweschtschenski Saborr oder die Verkündigungskirche, 4) die Nikolaikirche mit dem auf unserer Illustration gezeigten Iwan Weliki-Turm, 5) Spasna Boru oder die Erlöserkapelle, 6) die oben erwähnte Kirche des Mönchsklosters und 7) die ebenfalls schon er-

wähnte Kirche des Nonnenklosters am östlichen Dreifaltigkeitsthore, die unter dem Namen „Wosnesenski Dewischi“ bekannt ist.

Die für uns am meisten interessante ist doch die Krönungskirche, obgleich andere für noch heiliger gelten und noch mehr frequentiert werden. Um zu ersterer zu gelangen, gehen wir an dem zur linken Hand liegenden Kommandanturgebäude entlang und über den langen Platz hinweg, auf welchem an der Mauer des Arsenals alte Kanonenrohre von verschiedenem Kaliber und kleine und große Wälle Kanonenkugeln jeder Größe aufgeschichtet liegen. Im Arsenal — wie man uns sagt — sollen sich die Ausrüstungsgegenstände für einmalhunderttausend Mann vorfinden.

Nirgends sieht man aber die erwarteten Monumentalbauten, von welchen man träumte, als man den Kreml aus der Ferne betrachtete, und immer mehr überzeugt man sich, daß derselbe nur für eine Gesamtwirkung berechnet ist und einzelne Teile wegen ihrer außerordentlichen Schönheit ebenso wenig herausgenommen zu werden verdienen, wie eine Note aus einem Opus. Selbst die berühmte Krönungskirche — vor der wir



Roter Platz mit der Kirche Wasili Blashenni und dem Denkmal des Fürsten Poscharski und des Bauers Minin (S. 139 f.).

bereits stehen — darf kaum auf eine Ausnahme Ansprüche erheben. Man kann von dem Kathedralenplatz in den Tempel hineinblicken, denn das Portal ist offen und ladet zum Eintreten ein. Wir folgen der Lockung. Ueber uns wölbt sich eine prächtige Decke, aber die inneren Räumlichkeiten sind sehr beschränkte und drängen uns die Frage auf, ob das der Dom ist, in welchem der Herrscher von achtzig Millionen Menschen die heilige Oelung empfängt und gesalbt wird?

In den Nischen der Kathedrale stehen verschiedene Sarkophage, in welchen die Gebeine frommer Patriarchen ruhen. Die Zaren krönt man hier; die Erzpriester bestattet man da. Vor einem Bilde, auf das man aufmerksam gemacht wird, bleibt man länger als gewöhnlich stehen, um es zu betrachten, denn es gehört zu den wertvollsten Reliquien und ist unschätzbar. Das Bild stellt die Muttergottes von Wladimir vor und rührt von dem Evangelisten Lukas selber her, der es nach dem lebenden Original gemalt hat und übrigens ein ganz leidlicher Künstler gewesen sein muß.

Nicht minder unschätzbar unter den Kleinodien dieses Tempels ist eine Tunika, die gezeigt wird. Sie ist von hohem historischen Wert, da sie von dem Welterlöser getragen wurde und sich trotz der Jahre gut erhalten hat. Ein Nagel vom Kreuz des Heilands wiegt mehr als einen Regent und Konhinor auf und darf nicht unerwähnt bleiben. Man sieht, daß Uspenski Saborr — auch ohne daß sie Krönungskirche wäre — vollkommen die Verehrung verdient, die sie genießt; davon abgesehen, daß sie auch als Rendezvousplatz



Straßenscene bei einer Feuersbrunst (S. 148).

geschehen kann, braucht man auch in Moskau nicht zu suchen. Allein, wohin wenden wir uns in anmutiger Begleitung? — Wir wissen es nicht genau und übergeben uns dem Zufall. Ein Singsang klingt uns nach kurzer Wanderung entgegen und gibt uns die Richtung an. Musikklänge und russische Weisen tönen accompagnierend dazwischen. Wir horchen! Ha, wir haben gefunden, was wir suchten und treten ein, denn wir befinden uns in dem Restaurant Eremitage (siehe Seite 130) am großen Boulevard, der am Abend bei Beleuchtung zum mindesten ebenso schön aussieht wie am Tage. Das Restaurant gehört zu den bekanntesten und beliebtesten in Moskau.

Nach der Erbauung in Uspenski Saborr thut es uns wohl, ein Glas Tschai oder Thee zu trinken. Er schmeckt vortrefflich, denn ein junges Zigeunermädchen in russischer Nationaltracht (S. 131) ergötzt uns mit russischen Liedern, die sie den Gästen vorsingt. Es ist ein junges feuriges Blut, keck, frisch und hübsch, wie man es selten unter den Zigeunermädchen der Moskauer Restaurants findet, so daß es nicht wundern darf, wenn alle vom Thee schwitzenden Zuhörer entzückt sind.

Kehren wir jedoch nach dieser Abschweifung zum Kreml zurück, von welchem wir einen Augenblick hinweggeführt wurden. Uspenski Saborr haben wir bereits besichtigt; Archangelski Saborr oder die Erzengelkirche ist nur einige Schritte davon entfernt. Man braucht nur hinein zu treten, um zu sehen, daß auch sie nicht arm ist an Dingen, die einem Tempel den Nimbus außerordentlicher Heiligkeit verleihen. Auch hier bemerken wir eine Menge steinerner Särge in dem Dämmerlicht der Nischen und Bogengänge. Es sind die Ruhebetten der alten russischen Zaren aus längst vergangener Zeit. In

für die junge Welt einen hohen Ruf besitzt. Draußen in den Anlagen lustwandeln die Pärchen, hier in feierlichem Dunkel der Kathedrale beten sie mitsammen.

Allein, das Herz und der Magen liegen noch näher beisammen, als Uspenski Saborr und der Alexanderpark. Wenn man im Kreml gebetet und im Park geschwärmt hat, verlangt auch der Magen, daß ihm Genüge geleistet werde. Nach einem geeigneten Ort, wo das

einem der harten Betten ruht Iwan der Schreckliche, der größte der russischen Wüteriche. Dicht dabei schlummern seine Vorgänger, Nachfolger und Partisanen. Der Tod hat alle vereinigt, obschon sie im Leben ein, zwei oder drei Säkula voneinander getrennt waren. Boris und Gudonoff genießen die Ehre, nicht weit davon aufgebettet zu sein. Vom Krönungstempel bis zur Totenstätte ist nur ein kleiner Sprung und irdische Größe und das Nichts des Staubes, Herrlichkeit und Vergänglichkeit liegen dicht nebeneinander!

Wir wenden uns von dieser entsetzlich tristen Dekoration der Erzengelkirche ab und treten in die Kathedrale des heiligen Nikolaus ein, die in nächster Nachbarschaft liegt. Natürlich besitzt auch diese ihre Kostbarkeiten; allein, die größte Aufmerksamkeit nimmt doch der große



Prozession vor dem Monastor Strelinka (S. 148).

Iwan in Anspruch. Fünfzehn Kopeken für den Führer zu Tschai (Thee) und die Mühe des Besteigens soll man sich nicht verdrießen lassen, um ein Panorama zu genießen, wie es Satanas nicht hätte schöner erfinden können, um den Messias zu versuchen; es wird kaum ein Städtebild geben, das in gleicher Herrlichkeit wiedergefunden wird. Auf gewundenen Treppen gelangt man an einem Teile der zweiunddreißig Glocken vorbei auf den Altan, von welchem man alle Reize der Welt sehen kann, so weit nämlich das Auge trägt. Wie ein Meer von bunten Kieseln und Korallen breitet sich die Stadt mit ihren dreihundert und fünfzig Kirchen, wenigstens tausend Türmen und mindestens zwei- bis dreitausend Kuppeln nach allen Richtungen bis an den Horizont aus. Gegen Westen blickt man bis auf die Straße von Smolensk und im Osten auf größere Waldmassen, welche Moskau auf dieser Seite begrenzen, von wo man eben das Dampfroß keuchend über die Ebene dahin eilen sieht, das nach Nischni Nowgorod abgelassen worden ist.

Am wenigsten fesselt uns der Norden. Im Süden dagegen umkränzen grüne Waldsäume die fernen Hütten der Hauptstadt und ihrer an-

schließenden Dörfer. Mit gutem Auge und — noch besser — mit bewaffnetem erkennt man mäßige Höhenzüge, die sich nach Westen herumziehen und als die Sperlingsberge bekannt sind. Hier liegen die zahlreichen reizenden Datschen (Villen) und Landhäuser der Aristokraten und reichen Moskowiten, und die ozonreichen Gärten und Parks, in welchen die Bewohner der Kremlstadt in heißen Tagen Erholung suchen. Ziemlich gut findet man das kaiserliche Lustschloß „Niesкutschne“ oder „Ohnesorgen“ mit dem idyllischen Garten heraus, und nicht weit davon „Kolomanskoi Selo“, den Geburtsort Peters des Großen, ebenso Petrowski mit dem im tatarischen Stil erbauten kaiserlichen Schlosse, in welchem Peter seine Jugend- oder Kinderjahre zubrachte, und wohin Napoleon I. während des Brandes von Moskau gebracht wurde, als man denselben mit Gewalt aus dem alten unterminierten Kremlschlosse entfernt hatte. Nicht weit davon liegt das Dörfchen Adinzowa (das wir auf Seite 132 in guter Darstellung sehen), wo sich das Hauptquartier Napoleons I. befand, dessen Dragoner in der historischen kleinen Kirche untergebracht wurden.



Der Garten der Eremitage.

Legionen Dohlen, die sich mit Sonnenuntergang auf den Weiden- und Erlenbäumen zur Abendkonferenz zusammenfinden, scheinen noch heute ihr Hauptquartier auf dem Turme der Kirche aufgeschlagen zu haben. Recht gut erkennt man unter den vielen Lustorten, Dörfern und Schlössern auch Preobraschemsk, und etwas weiter seitwärts noch besser den Garten Eremitage — die schönste Schöpfung der Gartenkunst in Moskau und sicherlich einer der herrlichsten Parks, welche uns bekannt sind. Konzerte, Feuerwerke und andere Belustigungen jeder Art vereinigen da die elegante Welt zu anmutiger Unterhaltung. Wir können leider nur auf vorstehender Abbildung eine sehr kleine Scenerie dieses moskowitischen Paradieses zur Anschauung bringen.

Allein, wir werden genötigt, uns in dem Genuß dieser wundervollen Umschau ein Ziel

zu setzen, denn noch bleiben uns mehrere Kirchen zur Besichtigung übrig, und wir steigen von dem Turm herab, sobald wir nur einigermaßen von dem Anblick gesättigt sind. Unten angelangt, verabsäumen wir nicht, ein Glockenungetüm in Augenschein zu nehmen, das draußen am Fuße des Iwan Weliki steht. Ein Eber soll es einst gewesen sein, der dieses — leider schadhafte — Werk auf dem Kremlplatz ausgewühlt haben soll; doch knüpfen sich auch noch andere Sagen an diese an, die wesentlich von der vorigen abweichen.

Ein ähnliches Glockenmonstrum beherbergt der Große Johann. Es soll einhundertundsechzigtausend Pfund wiegen und läßt nur einmal alljährlich in der Osternacht seine brummende Stimme ertönen, die dann genügt, den schlanken Bau in eine schwingende Bewegung zu versetzen, daß er wie ein Rohr hin und her schwankt; was kein Wunder ist, wenn man bedenkt, daß 32 andere Glocken diese Riesin accompagnieren.

Doch, wir müssen uns trennen, Großer Johann, um in die nahe Verkündigungskirche, Blagoweschtschenski Saborr zu eilen! Neun Kuppeln mit prächtiger Bedachung krönen ihr stolzes Haupt und kostbare Steine, die ein immenses Kapital repräsentieren, pflastern den Fußboden. Allein, wohin zuerst? — Wir können die höchst seltenen Reliquien dieses Heiligtums nur streifen und werden gezwungen, uns von den kostbaren Ausschmückungen abzuwenden, um weiter zu gehen. — Vielleicht aus einem Dom in den andern? — Nein! Alle liegen zwar — bis auf das Mönchs- und Nonnenkloster — in nächster Nachbarschaft auf dem Kathedralenplatz zwischen den beiden Schlössern dicht nebeneinander; allein, wir müssen die heiligen Stätten liegen lassen und uns den Palästen zuwenden, um auch diese flüchtig kennen zu lernen.

Wir brauchen nicht weit zu gehen und uns von Uspenski Saborr nur zur rechten Seite zu wenden, um vor dem neuen oder Alexanderpalais zu stehen, das für den Fall einer Wiedererhebung des Kreml zu seiner alten Würde doch allein als Residenzschloß in Betracht kommen könnte, da das andere alte Palais seit einhundertundachtzig Jahren so gut wie ganz unbewohnt da liegt und zum größeren Teil sehr dem Verfall nahe gekommen ist. Allein, auch das neue Palais sieht nichts weniger als grandios aus und wird nur dadurch außerordentlich gehoben, daß es auf der Höhe, dicht an der Brustwehr der Kremlmauer steht und von da oben auf das Häusermeer der südlichen Stadthälfte herabblickt. Auf ebenem Terrain würde es jedoch weit eher einem kaiserlichen Lustschloß als einem Residenzschloß ähnlich sehen. Von einem Vergleich mit dem riesigen Winterpalais in St. Petersburg kann schon gar nicht die Rede sein.

Was wir jedoch äußerlich an Großartigkeit vermissen, wird freilich durch den außerordentlichen Luxus im Innern nach Möglichkeit ersetzt. Schon wenn man durch den großen Haupteingang vom Süden eintritt, ist der Eindruck ein sehr freundlicher und fürstlicher. Zu beiden Seiten führen Galerieen oder Korridore zu den verschiedenen Gemächern und Wohnungen der Schloßbeamten, und geradeaus führt von dem unteren Vorraum (Vestibule) eine breite, elegante Treppe zum ersten Stock. Durch eine große Glasthür eingetreten, gelangt man in einen großen Saal, aus welchem eine Thür zu dem im westlichen Flügel des Schlosses liegenden Thronsaal führt, der von vielen hundert Stühlen und dem Thron dekoriert ist. Von diesem Saal, der die ganze südwestliche Ecke einnimmt, gelangt man rechter Hand in die Gemächer des Kaisers, wo sich auch das hübsch ausgestattete Schlafgemach der allerhöchsten Herrschaften befindet oder — früher — befand. Bei einem Blick zu den Fenstern hinaus wird dem Auge ein sehr freundliches Bild geboten und man sieht über den unten liegenden Alexanderpark und seinen Anlagen hinweg nach dem angrenzenden westlichen Stadtteil.

Im östlichen Flügel desselben Stockes liegt, ähnlich wie der Thronsaal, ein sehr großes langes Gemach mit Säulenkolonaden, das vielfach vom Zar als Spielzimmer benutzt wurde. Da dasselbe ein Eckzimmer ist, so führen die Fenster sowohl nach Süden, als auch auf den Kathedralenplatz und Paradeplatz nach Osten, wo man alle die angeführten Kirchen und den alten Palast sieht, während man durch die gegen Mittag liegenden Fenster über das unvergleichliche Bild des bunten und schimmernden Häusermeeres der südlichen Stadthälfte hinwegschaut.

Zu erwähnen bleibt noch das interessante kleine Familienmuseum des Kaiserhauses in diesem Schlosse, das einen großen Teil der Spielzeuge, Kleider, Wiegen u. s. w. der früheren Zaren auf-

bewahrt. Ebenso interessant sind auch die Zimmer der Kaiserin und besonders der hübsche Wintergarten derselben im zweiten Stock. Was die moderne Gartenkunst Schönes und Bezauberndes zu ersinnen vermag, findet sich da auf einem kleinen Raum zusammengedrängt.

Beim Verlassen dieses Palastes treten wir noch auf den Altan desselben hinaus, der um den ganzen etwas zurückspringenden Oberbau herumführt. Es verlohnt sich der Mühe, denn die Aussicht, die man genießt, ist eine so himmlische und überwältigend schöne, daß man sie schwerlich wieder vergißt. Allein, wir können uns nicht mehr dabei aufhalten und müssen uns gewaltsam davon lossagen, um auf das alte Palais überzugehen, das von außen noch viel weniger bietet als das neue Palais und kaum von jemand als ein kaiserliches Residenzschloß angesehen werden möchte. Es ist ein einstöckiges, altes, beinahe dürftig aussehendes Gebäude mit vorn abgerundeter Ecke und kleinem Balkon und liegt so ungünstig, daß man nur sehr wenig davon sieht und infolgedessen für winzig klein hält, obschon es nach hinterwärts einen ungeheuren Flächenraum einnimmt.

Um den ganzen Umfang des Schlosses kennen zu lernen, muß man sich entschließen, in dunkle, schmutzige, ringsumführende Gassen einzudringen. Bei mittelmäßigem Tempo wird man dieselben in einer halben Stunde durchmessen können, vorausgesetzt, daß man seinen Schritt nicht unterbricht. Es ist schon wiederholt erwähnt worden, daß leider die Teile ältesten Ursprungs sich in einem jämmerlichen Zustand befinden und man kann sich einer gewissen Wehmut nicht erwehren, wenn man sieht, daß Bauwerke von so großer historischer Bedeutung so sehr ihrer Auflösung anheimgegeben werden konnten, selbst wenn man zugibt, daß ihre Historien nicht immer angenehme Erinnerungen wecken mögen.

Recht deutlich kann man bei einer Wanderung durch die feuchten Gassen die verschiedenen Perioden der Entstehungsgeschichte des nach und nach erweiterten Schlosses herauskennen, von dessen Hinterflügeln kaum noch mehr zu sehen ist, als die schimmelnden und kleberigen Wände. Hier und da findet man zerbrochene Thüren und Fenster, durch welche man in die inneren Räume sehen kann. Sechs Jahrhunderte russischer Geschichte sind es, die uns daraus entgegengähnen. Schutt und Gerölle oder faulende Möbeltrümmer bedecken jetzt den Boden, auf welchem ehemals kostbare persische Teppiche ausgespannt gewesen sein mögen, und wo einst vielleicht die Zarinnen und Prinzessinnen oder Favoritinnen und kaiserlichen Damen auf schwellenden Polstern sich wiegten, und Sklaven und Sklavinnen zu den Füßen ihrer Gebieterinnen kauerten, um auf die Befehle und Wünsche derselben zu lauschen, kriechen jetzt aufgedunsene Kröten, häßliche Salamander und anderes Geziefer umher, die auf ebenso ekelhaftes Gewürm Jagd machen, während man in noch anderen Behältnissen ganze Kollektionen giftiger Schwämme finden kann, welche auf dem Boden und an den Wänden wachsen.

In Oranienbaum bei St. Petersburg fand ich einst ein kleines verfallenes Palais von wütenden Hunden bewohnt, das den Eindruck eines verwünschten Schlosses machte und von dem Gemahl Katharinas II. infolge eigentümlicher Todesahnungen errichtet wurde, um sich darin zu verschanzen, weshalb es mit Wällen umgeben worden war; hier im alten Kreml erschrickt man nicht weniger, wenn man in diese unheimlichen Räume hineinschaut und im Dunkel derselben die Phosphorflämmchen fliegenfangender Kröten aufblitzen sieht.

Als ob man nur geträumt hätte, so kommt es einem aber vor, wenn man den vorhin erwähnten sichtbaren vorderen Teil des Schlosses betritt, der noch als Absteigequartier für die Mitglieder der kaiserlichen Familie benutzt wird. Hier herrscht noch der denkbar ausgesuchteste Luxus, die Fußböden sind vom kostbarsten Getäfel ausgelegt und die Wände von Sammet und gefalteter Seide bekleidet, während die Decken, Gesimse und Kapitäle von Gold strotzen. Ganze Zimmer sind von Gerätschaften aus massivem Silber ausgestattet, wie man ähnlich ein Zimmer in Sanssouci bei Potsdam findet. Riesige Kandelaber von Silber und Malachit und andere Gegenstände des Luxus vervollständigen die wahrhaft fürstliche Pracht mit echt russischem Raffinement.

Besonders hervorzuheben bleibt hier die herrliche Bankethalle, deren Wände mit rotem, von goldenen Adlern durchsticktem Sammet ausgeschlagen sind. Der so reich ausgestattete Saal, in welchem ehemals die Zaren bei ihrer Krönung dem Vornehmsten des Reichs das übliche Gastmahl gaben, wird natürlich so gut wie gar nicht mehr benutzt. In den prunkenden Hallen wurde geschwelgt und gejubelt; draußen vor den Fenstern wurde geköpft!

Gleich interessant und von Sehenswürdigkeiten erfüllt sind viele andere Zimmer. Einzelne sind mit Waffen, Trophäen, goldenen Gerätschaften, Vasen, Kronen und Sceptern, Mänteln und anderen Gegenständen dekoriert, oder dadurch doch besonders wertvoll. Andere, wie z. B. die von Napoleon I. bewohnt gewesenen Gemächer, haben eine historische Bedeutung erlangt, was man schließlich von allen sagen könnte; allein schon ist es Abend geworden und die großen Spiegelscheiben der Fenster werden von der tiefstehenden Sonne rosig angehaucht, was uns gemahnt, daß es Zeit ist, unsere archäologischen Studien aufzugeben.

Heraustretend und uns an das Eisengitter stellend, das den südlichen Rand des Kremlplatzes einfaßt, sieht es jetzt gerade aus, als ob die Sonne sich bemühe, bei ihrem Gehen und Kommen diese Märchenstadt zu verherrlichen, und wenn man in die unten murmelnde Moskwa hinabschaut, möchte man glauben, es sei das reine Gold, das da über das kieselreiche Bett des Flüßchens dahin rinne. Der Anblick ist so unbeschreiblich, daß er wohl einer Majestät würdig ist, und er ist so bestechend, daß selbst die überschwänglichste Phantasie eines Chinesen und Birmanen von dem Sitze eines Herrschers befriedigt werden müßte, so daß man begreifen kann, wenn die Franzosen, als sie 1812 über die Sperlingsberge heranrückten und die Kremlstadt erblickten, entzückt ausriefen: „Moskau! o Moskau!“

Allein, jauchzen wir nur, so viel wir wollen, der Jubel macht doch nicht satt. Jetzt, nachdem wir studiert, geforscht und geschwelgt, darf man auch an die Befriedigung anderer Bedürfnisse denken, die zu stillen bereits Restaurants und Traiteure zu Tausenden warten. Langsam wandern wir dem Dreifaltigkeitsthore zu. Links liegt das Nonnenkloster, vor welchem einige Nonnen auf den Stufen der Treppe sitzen und sich verbeugen und bekreuzen, denn eben hämmert der Glöckner die Abendglocke zum Gebet. Ob es den Aermsten wirklich gelungen sein mag, sich vor der Sehnsucht ihres Herzens zu retten? Wir mögen nicht darauf antworten, aber Moskau ist nicht arm an solchen Asylstätten, in welche sich Männlein und Weiblein von dem ruhelosen Streben unbefriedigt gebliebener Wünsche und vor der Verfolgung der Kobolde des Herzens und der Phantasie zurückziehen können. Für alte Jungfrauen bietet das Jungfrauenkloster „Monastor Dewischi“ am Jungfernfelde Aussicht auf ein beschauliches Stillleben. Berühmt ist das „Monastor Simonowski“ durch seine reichen Kuppeln, sowie nicht minder das „Monastor Strelinka“, das wir in Abbildung bringen und das den Vorzug hat, sehr alt zu sein und aus den Zeiten der Tataren zu stammen (siehe Seite 144). Seine zahlreichen Kuppeln, die im Abendrot glühen und über die Umfassungsmauer des Klosters hinwegblicken, entzücken die Moskowiten seit bereits vier Jahrhunderten, und die Prozessionen von Monastor Strelinka gehören zu den besuchtesten. In Petersburg betet man zu seinen Favoritinnen und Huldinnen; in Moskau zu der Muttergottes.

Die Prozession mit dem Erzbischof unter dem Thronhimmel, welche eben zum Kloster hinauszieht, könnte uns vielleicht fesseln, allein eine andere Scene nimmt uns bereits in Anspruch. Dort vor uns in einiger Entfernung strömen Menschen zusammen, brüllen Rinder und fahren wie die wilde Jagd einige Wagen mit Wasserfässern und — voraus eine Spritze, dazwischen kleine Iswoschtschicks (Fiaker) und größere Droschken. Ein Feuerschein beleuchtet die vor uns liegende Kirche und eine Rauchwolke hüllt ihre Kuppeln ein. Es ist eine Feuersbrunst, wie man sie alle Tage erlebt, und so gewöhnlich, daß sie zu den regelmäßigen Abendscenen gehören (siehe S. 143). Daß dieselben in Moskau noch weniger selten sind, als in anderen Großstädten, begreift man leicht, wenn man die Bauart in Berücksichtigung ziehen will, die noch vielfach selbst in den besseren Straßen von Moskau, noch mehr aber in den entfernteren Teilen der Stadt angetroffen wird und durch unser Bild auf Seite 131 illustriert werden soll.

Lange kann uns jedoch das Flammenschauspiel nicht fesseln, und dem Menschenstrome folgend, setzen wir unsere Wanderung fort. Noch ein Stück wandeln wir im Schatten des Boulevards hin, dann dringt uns ein etwas helleres Licht entgegen, und fröhliche Stimmen und heiteres Gelächter fesseln unser Ohr. — — Wo sind wir? — Wir sehen uns um und sind sofort orientiert! Dicht neben uns erkennen wir die grüne Mauer, und dort in der Ecke, von wo das Licht herkommt, befindet sich das Restaurant Kreml, wo wir hinwollen. Es erfreut sich eines guten Rufes, das sieht man, denn die Kellner sind fortwährend bemüht, ihren Gästen draußen im Grünen die Erzeugnisse der nicht

gerade exquisiten Küche und Erquickungen in flüssiger Form von noch zweifelhafterer Güte zuzutragen. Der Kleinbürger Moskaus ist in dieser Beziehung weniger empfindlich, und die hübsche Lage des Restaurants und der ungezwungene gesellschaftliche Ton kann für manche Mängel entschädigen (siehe Seite 136).

Wie sehr das der Fall ist, beweist die beständige Frequenz. Fortwährend strömen Gäste herbei, die echauffiert Thee und Sakuski (Imbiß), seltener Bier begehren. Woher kommen sie und wohin gehen sie? — Man ist sehr erregt und spricht von Rossen, und — dazwischen auch von Kirchen, was freilich nicht auffallen kann, da Moskau nur Heiligenbilder, Klöster, Kirchen und Rosse besitzt; aber man spricht auch von hohen Kavalieren und bekannten russischen Fürsten und Grafen, die als Sieger hervorgegangen sein sollen. Jetzt wissen wir es mit einem Male, um was es sich handelt. Man unterhält sich von dem Ereignis des Tages — von der berühmten Moskauer Rennbahn, auf welcher die renommiertesten Rosse der sehr großartig betriebenen eignen Zucht und des Auslandes die Leistungsfähigkeit ihrer Lungen und flinken Beine miteinander messen, und die herbeiströmenden Gäste sind die Zuschauer, die an dem Schauspiel teilgenommen haben (S. 141).

Die Unterhaltung führt ganz von selbst auf die bevorstehenden Festlichkeiten — die Krönungsfeier des Zars. Andere gehen noch weiter und schwärmen schon von einer neuen glanzvollen Epoche, die über das unsterbliche Moskau aufgehen und mit dem großen Prasnick (Fest) der Salbung ihren Anfang nehmen soll.

Ob diese Hoffnung sich wohl erfüllen wird — erfüllen kann?

Wir glauben es nicht, weil es nicht recht gut glaubhaft ist. Wer Moskau und Petersburg kennt, weiß sehr wohl, daß der Zar aus Scylla in Charybdis geraten würde, wenn er die um sehr viel leichter zu bewachende Burg an der Newa verlassen und in den gar nicht zu kontrollierenden Kreml an der Moskwa übersiedeln wollte.

Soviel wir wissen, ist der Kreml ein Krater, wenn auch seit langer Zeit ein erloschener Krater, aber doch immer noch ein Vulkan, der plötzlich einmal über Nacht wieder Feuer speien könnte. Jede Festung hat bekanntlich Hohlräume, und der Kreml hat solche von beträchtlichem Umfange aufzuweisen, was einer Verschwörerbande zu gute kommen würde. — Doch enthalten wir uns weiter darauf einzugehen, sondern gönnen wir den Moskowiten die Freude und lassen wir sie bei dem schönen, kindlichen Glauben, daß mit dem neuen Frühling und mit dem nahen Auferstehungsfest im Kreml, diesmal das gloriose Moskau auch seine politische Auferstehung feiern und aus seiner Vergessenheit in die schönsten Zeiten des Glanzes und der Herrlichkeit zurückversetzt werden wird.

Leonardo da Vinci
und
die Probleme der Luftschiffahrt.

Von

Carus Sterne.

Die erste Verwirklichung des Dädalus-Traumes der Menschheit ist seinem hundertjährigen Jubiläum nahegekommen. Am 21. Oktober 1883 wird man den Gedenktag der ersten Luftreise menschlicher Wesen, welche vom Schlosse La Muette bei Paris stattfand, feiern. Kurz vor jenem Tage, am 19. September 1783 hatten die Gebrüder Montgolfier unter den Augen von Ludwig XVI. und Marie Antoinette die erste Auffahrt einiger lebender Wesen, die so hohe Regionen noch nicht besucht hatten, veranstaltet. Vom Schloßhofe von Versailles hatte man in einem an der Montgolfiere befestigten Weidenkorbe ein Schaf, eine Ente und einen Hahn nach dem Wolkenreiche reisen lassen, von welcher Fahrt wenigstens die ersten beiden glücklich zurückgekommen waren. Nachdem so die Möglichkeit der Sache erwiesen war, drängten die kecken Erfinder dazu, den Versuch mit Menschen zu wiederholen. Der humane König wollte jedoch zu einem so frevelhaften Spiel mit dem menschlichen Leben seine Erlaubnis nicht geben und höchstens gestatten, daß zwei zum Tode verurteilte Verbrecher auf dieser Straße die Freiheit oder den Tod suchen dürften. Aber das kühne Herz Pilâtre de Roziers, des ersten Aeronauten, der leider auch zum zweiten Ikarus werden sollte, empörte sich bei dem Gedanken, daß einige elende Verbrecher den Ruhm ernten sollten, das Reich der Lüfte zuerst erobert zu haben,

und endlich gab der König, durch die Herzogin von Polignac, die Erzieherin seiner Kinder, dazu überredet, seine Einwilligung, und jene erste Luftfahrt, deren Protokoll Benjamin Franklin unterzeichnet hat, fand von dem angegebenen Orte aus statt: Pilâtre de Rozier unternahm in Begleitung seines Freundes, des Marquis von Arlandes, die erste wirkliche Reise ins Blaue, nachdem er schon einige Tage vorher (am 15. Oktober) mit einem von einem Seil gehaltenen Ballon aufgestiegen war.

Die Franzosen sind geborene Luftschiffer, und wie ein witziger Kopf gesagt hat, schon infolge ihres leichten Sinnes Beherrscher des luftigen Elementes und der windigen Regionen. Niemand wird ihnen diesen Vorrang streitig machen und lange bevor das Ballonsteigen in Deutschland populär wurde, konnte in Paris bereits kein größeres Volksfest ohne Ballonfahrt mehr gedacht werden. Mit großem Vergnügen würden wir ihnen auch die erste Erfindung dieses trotz hundertjähriger Praxis noch immer

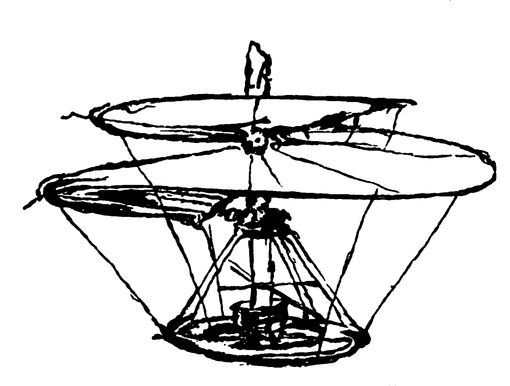


Fig. 1. Modell von Leonardos Flugmaschine.

recht problematischen „Transportmittels der Zukunft“ zugestehen, wenn da nicht doch noch einige ältere Ansprüche zu berücksichtigen wären. Wie die Zeitungen berichteten, hat die Pariser Aeronauten-Gesellschaft schon am 18. November 1882 durch ein solennes Bankett das hundertjährige Jubiläum der ersten Auffsteigung einer Montgolfiere ohne tierische und menschliche Begleiter, welches am 18. November 1782 von einer heute durch eine Denksäule bezeichneten Stelle des Val d'Auglas zu Bougival bei Paris stattfand, gefeiert. Man erzählt bekanntlich, daß der Papierfabrikant Josef Michel Montgolfier zu Annonay seine Entdeckung gemacht habe, als er gesehen, wie ein Hemd, welches ein Dienstmädchen für seine kranke Frau über offenem Feuer

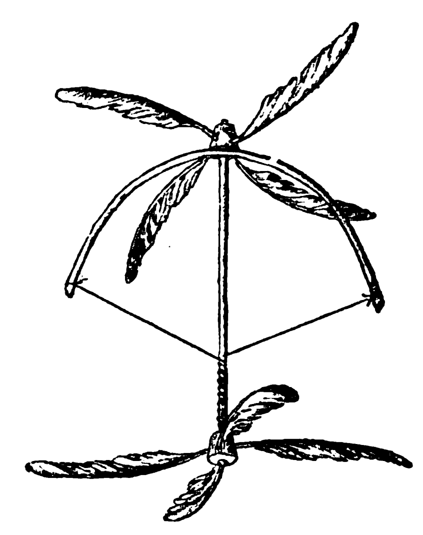


Fig. 2. Flugmaschine nach Cayley.

wärmte, sich aufblähete und ein Stück emporstieg. Dies ist selbstverständlich nur die unvermeidliche Erfindungs-Anekdote, denn ohne Zweifel wußten die Gebrüder Montgolfier, welche gelehrte Leute waren, auch ohnedies, daß die warme Luft leichter ist als die kalte und leichte Körper mit sich emporreißt. Ist doch dieses Emporflattern der Gewänder über dem offenen Feuer schon auf den Höllenbildern der alten Maler beinahe stets wiedergegeben worden, und Dürer hat die sich aufbauschende Siegesfahne des zur Hölle herabgestiegenen Erlösers in allen seinen Passionsfolgen höchst charakteristisch dargestellt.

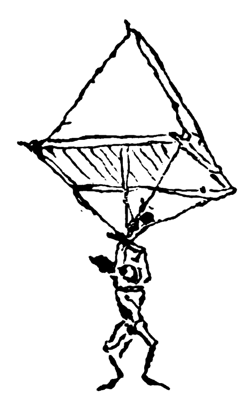


Fig. 3. Leonardos Fallschirm.

Allem Anscheine nach hat man schon in alten Zeiten mit heißer Luft gefüllte, leichte Hohlkörper zum Steigen gebracht. Aulus Gellius, ein römischer Schriftsteller des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung erzählt, daß der Pythagoräer Archytas, welcher mehrere Jahrhunderte vor un-

serer Zeitrechnung zu Tarent lebte, eine hölzerne Taube angefertigt habe, die vermittelst einer in ihren Hohlkörper eingeschlossenen dünnen Luft (aura spiritus inclusa) emporgestiegen sei. Man kann dabei wohl nur an ein leichtes mit dünnem Zeuge überspanntes Holzgestell in Gestalt eines größeren Vogels denken, welches durch erwärmte Luft zum Steigen gebracht wurde, und damit stimmt recht gut eine Bemerkung des Favorinus, nach welcher die Taube nur sehr kurze Zeit gestiegen und sobald sie eine gewisse Höhe erreicht habe, wieder herabgesunken sei.

Diese Taube ließ den Erfindungsgeist der Menschen nicht schlafen. Der englische Mönch Roger Baco († 1292), der so reich an Projekten war, daß man ihn den Edison des dreizehnten Jahrhunderts nennen möchte, hielt es nicht für schwer, eine Maschine zu bauen, mit der sich ein Mensch wie ein Vogel in die Lüfte erheben könnte, und im Orient scheint man sogar schon in alten Zeiten über das Projekt hinausgelangt zu sein, denn in der zum mindesten einige hundert Jahre alten Märchensammlung der Scheherazade findet man bereits (556. Nacht) die vollständige Beschreibung eines Luftschiffes mit Ballon und daran befestigter Gondel, in welcher ein Reisender schleunigst die weitesten Strecken zurücklegt. Im Jahre 1670 trat der italienische Mönch Franz Lana mit dem Projekte hervor, ein Luftschiff durch vier große kupferne Hohlkugeln, aus denen man die Luft herausgepumpt hätte, emportragen zu lassen. Er hatte ziemlich richtig berechnet, um wieviel die aus dünnem Blech gefertigten Hohlkugeln leichter sein würden, als ebenso große, mit Luft gefüllte Kugeln, allein leider übersehen, daß solche Kugeln dem Luftdrucke nicht widerstehen könnten. Im Jahre 1775 trat der Dominikaner-Pater Galien mit einem noch phantastischeren Plane auf. Er schlug vor, einen ungeheuren Kasten, so groß wie die Stadt Avignon mit der leichten Luft der obersten Regionen zu füllen, und meinte (in einer besonderen Schrift über die Luftschiffahrtskunst) mittels einer solchen Maschine würde man mit Leichtigkeit ganze Regimenter Soldaten nach entfernten und sonst unzugänglichen Bestimmungsorten schaffen können. Dieser phantastische Plan war es ohne Zweifel, der die Gebrüder Montgolfier zu Versuchen in dieser Richtung anreizte, und zu Avignon war es auch, wo sie den ersten viereckigen Papierkasten (von 40 Kubikfuß Inhalt) durch Füllung mit warmer Luft dahin gebracht haben, bis zur Zimmerdecke meporzusteigen.

Fig. 4. Flugmaschine von de la Landelle.

Schon lange vorher und viel eingehender als alle die erwähnten Luftbaumeister hatte sich jedoch bereits Leonardo de Vinci mit den Proolemen der Luftschiffahrt beschäftigt. Nach den Untersuchungen von Venturi, Lombardini, Cialdi, H. Grothe, Govi und anderen moderner Forschern, war jener große Künstler als Naturforscher, Mechaniker und Physiker mindestens ebenso bedeutend, wie als Maler, ja er hat in diesen Richtungen seine Zeitgenossen um vieles überragt, während er als Maler wenigstens Ebenbürtige gefunden. In seinen umfangreichen, größtenteils in Spiegelschrift geschriebenen und eben deshalb schwer benutzbaren Manuskripten, hat man in neuerer Zeit eine Menge von Entdeckungen aufgefunden, die man später dem Galilei und anderen Naturforschern zugeschrieben hat. Auf kein Problem kommt er darin aber häufiger zurück, als auf dasjenige des Fliegens

und der Luftschiffahrt; allein in dem sogenannten Codex atlanticus zu Mailand (einem aus einzelnen Stücken zusammengesetzten Sammelband seiner viel umhergeworfenen Schriften) fand Hermann Grothe[1]) gegen hundert verschiedene, auf dieses Problem bezügliche Skizzen, während die zu Paris und London aufbewahrten Bände andere Entwürfe derselben Richtung von vielfach nicht minderem Interesse enthalten.

Leonardo gehörte bekanntlich zu der immer seltener werdenden Klasse der bescheidenen und gegen sich selbst strengen Künstler, die niemals mit ihren Werken zufrieden sind, so daß er, obwohl seine Schöpfungen die Bewunderung aller Kenner erregten, unaufhörlich daran herumbesserte, und zuzeiten von solcher Mutlosigkeit erfaßt wurde, daß er den Pinsel für lange Zeit völlig ruhen ließ. Eine solche Periode des Kleinmuts war auch im Spätherbst 1513 über ihn gekommen, als ihn Leo X. nach Rom berufen hatte, um dort verschiedene Gemälde von ihm ausführen zu lassen. Leonardo sah dort die Arbeiten Raphaels und Michel Angelos, und da es ihm eigen war, die Werke anderer Künstler mehr zu bewundern als seine eignen, so konnte er sich nicht entschließen, mit den übernommenen Arbeiten zu beginnen, und ließ einen Monat nach dem anderen verstreichen, zum höchsten Verdrusse des Papstes, der nicht begreifen konnte, wie ein Mann von solchem Rufe so unentschlossen und zaghaft sein könnte. Wie er es in solchen Pausen des künstlerischen Schaffens gewohnt war, nahm Leonardo damals (im Jahre 1514) wieder seine physikalischen Experimente auf, und beschäftigte sich namentlich mit seinen Flugversuchen. Er verfertigte eine Anzahl tierischer und menschlicher Figuren aus Wachs (wie Grothe sagt, wahrscheinlich ist eine Art mit Wachs gedichteten Zeuges, unserem Wachstaffet vergleichbar, zu verstehen), die er mit heißer Luft füllte und zum Vergnügen seiner Freunde emporsteigen ließ.

Dies also waren die ersten „Montgolfieren", deren hundertjähriges Jubiläum demnach 1614 und nicht 1882 zu feiern gewesen wäre. Daß es sich dabei nicht um bloße Spielereien handelte, wird sich aus dem Folgenden ergeben. Jedenfalls hatte Leonardo das Princip der Montgolfiere vorweggenommen, und selbst die Anwendung dieses Princips hat in dem seither verflossenen Jahrhundert kaum irgend einen nennenswerten Fortschritt aufzuweisen. Niemand wird es als eine besondere Erfindung ansehen, daß Professor Charles alsbald (1783) die heiße Luft durch Wasserstoffgas, die leichteste aller Luftarten ersetzte. Schon zwei Jahre nach der Entdeckung des Wasserstoffes (1766) hatte Joseph Black in Edinburg vorgeschlagen, dadurch leichte Hohlkörper zum Steigen zu bringen, aber der später durch den englischen Physiker Cavallo ausgeführte Versuch scheiterte an der Leichtigkeit, mit welcher dieses dünne Gas durch die Fugen und Poren der aus tierischer Membran oder Papier gefertigten Hohlkörper entwich. Erst durch die damals geglückte Herstellung des Kautschukfirnißes wurde es möglich, so dichte Gewebe herzustellen, um darin den dünnsten und flüchtigsten aller Körper, den Wasserstoff, für Luftschiffahrtszwecke einzuschließen. Seitdem hat man das reine Wasserstoffgas häufig durch das schwerere, aber leichter in großer Menge zu erhaltende Leuchtgas ersetzt, aber alle Versuche, die ursprüngliche Form des Ballons durch eine zweckmäßigere zu ersetzen, ihm Segel und Ruder oder Flügel hinzuzufügen, sind bisher so erfolglos gewesen, daß die große Mehrzahl der praktischen Luftschiffer immer wieder zur ursprünglichen, einfachen Ballonform zurückkehrt.

Leonardo da Vinci dagegen kommt das Verdienst zu, bereits im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts eine ganze Anzahl weiterer Projekte erwogen zu haben, um dem Menschen die höheren Sphären des dünnen Luftmeeres zugänglich zu machen, und darunter auch die Luftschraube, welche auch von vielen Mechanikern unserer Tage als das hoffnungsreichste Instrument der Aeronautik angesehen wird. Der italienische Physiker G. Govi hat im Jahre 1881 zuerst die vorstehende Zeichnung (Fig. 1) einer Luftmaschine Leonardos veröffentlicht, welche er in den zu Paris in der Bibliothek des „Instituts" verbliebenen Bänden der Manuskripte Leonardos (Bd. B. Blatt 83) aufgefunden hat. Neben dieser Figur liest man in italienischer Sprache und in Spiegelschrift[1]) die beiden folgenden Bemerkungen:

[1]) Leonardo da Vinci als Ingenieur und Philosoph. Ein Beitrag zur Geschichte der Technik und der induktiven Wissenschaften. Mit 77 Figuren. Berlin 4. 1874. S. 49.

[1]) Aus der Gewohnheit Leonardos, in Spiegelschrift zu schreiben, hat man in neuester Zeit bekanntlich schließen wollen, daß er auf der rechten Seite gelähmt gewesen, allein auch ungelähmten



I. (Neben der Figur.) „Der äußere Rand der Scheibe soll aus Eisendraht von der Dicke eines Seiles bestehen und vom Centrum einen Abstand von acht Ellen erhalten."

II. (Unter der Figur.) „Wenn dieses Instrument in Schraubenform wohl angefertigt (nämlich aus mit Stärke gedichteter Leinwand) und mit Schnelligkeit um sich bewegt wird, so finde ich, daß eine solche Schraube die Luft zu ihrer Schraubenmutter machen und darin emporsteigen wird."

„Du kannst einen Beweis davon erhalten, wenn du ein breites und dünnes Lineal (oder Brettchen) rapide durch die Luft schwingst, denn dein Arm wird alsbald gezwungen sein, der Richtung der Brettschiefe nachzufolgen."

„Das Gestell der erwähnten Leinwand muß mit langen und starken Stäben gestützt werden."

„Man kann hiervon ein kleines Papiermodell machen, dessen Achse ein dünnes Stahlband darstellt, welches man mit Kraft spannt (dreht). Sobald man diese Klinge freilassen wird, wird sie die Schraube in Drehung versetzen."

In neuerer Zeit hat man bekanntlich ähnliche kleine Modelle von Luftschrauben, wie sie Leonardo hier andeutete, als Spielzeuge für Kinder hergestellt, die sich in Drehung versetzt, bis zur Zimmerdecke erheben. Eins der ältesten derselben ist wohl das 1796 von Sir George Cayley erdachte Modell, welches jeder nach der hier folgenden Figur (Fig. 2) selbst anfertigen kann. Es besteht aus zwei Korken, in deren jedem vier Schwungfedern irgend eines Vogels, etwas schräge, wie die Flügel einer Windmühle, eingesetzt sind, jedoch im entgegengesetzten Sinne, da beide Flügelräder, obwohl in entgegengesetzter Richtung bewegt, die gleiche hebende Wirkung auf das Modell äußern sollen. In dem Kork A ist ein drehrunder Stab befestigt, dessen Spitze sich in einem Loche des auf dem Korke B befestigten Fischbeinbogens bewegt. Dieser Bogen wird von beiden Seiten durch zwei an dem oberen Ende der Welle befestigte Schnüre durch Drehung der Welle gespannt. Sobald man den gespannten Apparat sich selbst überläßt, bewirkt der Bogen eine schnelle Rotation beider Flügelräder in entgegengesetzter Richtung und die kleine Maschine steigt empor. Nach einer Rechnung Cayleys würde ein derartiger Luftflügel übrigens eine Fläche von zweihundert Quadratfuß erhalten müssen, um einen Menschen heben zu können. Ein etwas größeres Modell ähnlicher Art mit Dampfkugel, welches im ganzen zwei Pfund wog und zu bedeutenden Höhen aufstieg, hat Phillips 1842 konstruiert und in neuerer Zeit haben Nadar und de la Landelle entsprechende Modelle, meist von sehr zerbrechlicher Art verfertigt, die durch Federwerke getrieben wurden. De la Landelles Projekt eines größeren Luftschiffes derselben Art (Fig. 4), leidet offenbar an einer zu großen Komplikation des Mechanismus. Keiner dieser Erfinder dürfte eine Ahnung davon gehabt haben, daß ihnen Leonardo in der Erfindung der Luftschraube um fast dreihundert Jahre zuvorgekommen ist.

Personen wird es mit der linken Hand sehr leicht, eine nur im Spiegel lesbare Schrift zu liefern.

Ihre Anwendung für die Luftschiffahrt wird vielleicht an der Schwierigkeit scheitern, einen Motor von solcher Kraft zu konstruieren, daß er, ohne selbst ein bedeutendes Gewicht zu besitzen, der Schraube die erforderliche Schnelligkeit zu erteilen imstande wäre. Vielleicht hilft uns die Elektricität einmal aus dieser Verlegenheit. Wie dem aber auch sein mag, jedenfalls geht aus dem Obigen hervor, daß die Erfindung der Propellerschraube weder dem Deutschen Ressel, noch dem Franzosen Sauvage zukommt, sondern im Principe schon drei Jahrhunderte früher angewendet worden war, wie denn Leonardo an anderen Stellen seiner Handschriften auch die Idee ausspricht, Schiffe mit Wasserdampf zu treiben und ein Dampfgeschütz, wie es in neuerer Zeit wiederholt vorgeschlagen wurde, wirklich ausgeführt hat. Auch waren es keineswegs bloß flüchtig hingeworfene Ideen, die Leonardo in betreff des Luftfahrtproblems entwickelte, sondern er berechnete als gründlicher Mathematiker sogleich die durch den Luftwiderstand zu gewinnende Bewegungskraft.

Auf dasselbe Princip des Luftwiderstandes begründete Leonardo die Erfindung des Fallschirmes, welche man in allen physikalischen Werken fälschlich dem ersten Luftschiffer Pilâtre de Rozier oder Le Normand zugeschrieben findet. Das Wahre an der Sache ist, daß Le Normand, Professor zu Montpellier auf die Nachricht hin, daß indische Sklaven sich zur Belustigung ihrer Gebieter aus beträchtlicher Höhe mittels eines Sonnenschirmes herabzulassen pflegten, im November 1783 ähnliche Versuche anstellte, deren sich bald die Luftschiffer bemächtigten, worauf Garnerin sich zum Vergnügen

des Publikums aus ungemessenen Höhen von seinem Ballon aus mit diesem Instrumente herabstürzte. Schon mehrere Jahrhunderte vorher hatte Leonardo dasselbe Hilfsmittel bereits aus der Theorie konstruiert. Er gibt davon die vorstehende Zeichnung (Fig. 3) mit der folgenden kurzen Erläuterung:

„Wenn jemand ein Zeltdach (padiglione)

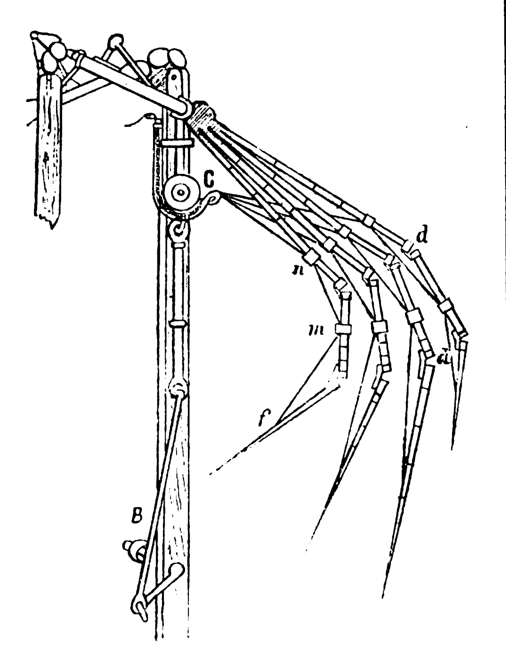


Fig. 5. Künstliche Flügel nach einer Zeichnung von Leonardo da Vinci.

aus gesteifter Leinwand von zwölf Ellen Höhe und je zwölf Ellen Seitenlänge besitzt, so wird er sich von jeder beliebigen Höhe, wie groß sie auch sei, ohne Furcht vor Beschädigung herablassen können." (In seiner Zeichnung zeigt der Schirm im Verhältnis zu der menschlichen Figur eine zu geringe Größe.)

Auch mit Versuchen, nach dem Vorbilde des Vogelflügels, künstliche Flügel für einen Menschen zu konstruieren, finden wir Leonardo beschäftigt. In der prächtigen Galerie des Grafen Schack zu München sehen wir auf einem Schwindschen Gemälde den deutschen Dädalus, Wieland den Schmied, dargestellt, wie er versucht, den anatomischen Bau eines zu seinen Füßen liegenden toten Adlers in einer mechanischen Konstruktion nachzubilden. Aehnlich verfuhr Leonardo, der ein großer Vogelfreund war, und, wie man erzählt, in seiner Jugend gefangene Vögel kaufte, nur um die Freude zu genießen, ihnen die Freiheit wiedergeben zu können. Aus seinen Studien des anatomischen Baues von Vogel- und Fledermaus-Flügeln gingen dann Entwürfe von Flügeln hervor, die stark genug ausgeführt werden sollten, um einen Menschen zu tragen. Seiner Eigenart gemäß ging er auch hier nicht blind ans Werk, sondern suchte zunächst durch Rechnung den erforderlichen Umfang für zwei Flügel zu ermitteln, die groß genug wären, um das Gewicht eines Menschen bis zur Schwimmfähigkeit in dem dünnern Elemente zu erniedrigen. Das einzige, was er dabei außer Betracht ließ, war die Frage, ob ein Mensch wohl auch die Kraft besitzen werde, Flügel von der erforderlichen Größe andauernd zu bewegen. Schon wenn man Leonardos Flügel (von denen wir eine Abbildung nach Grothe in Fig. 5 beifügen) für sich als mechanische Kunstwerke betrachtet, so wird man mit dem genannten Ingenieur die geniale Konstruktion bewundern müssen. Wir verstehen ohne weitere Erläuterung, die allzuviel Worte kosten würde, das Spiel der Gelenke (o) und der durch Fäden dargestellten Sehnen, die sich gleichsam zu einem über die bewegliche Rolle (C) laufenden Muskelbündel vereinigen, um die Flügel beim Aufheben zu falten. Beim Senken sollten sie sich von selbst, vermittelst kleiner, an allen Gelenken angebrachten Federn wieder ausspannen, um die Luft wie unter einem runden Gewölbe zu fangen. Die Kurbel B mit Pleuel- und Zugstange sollte, indem sie die Rolle C in regelmäßigem Rhythmus emporschob und zurückzog, dieser Bewegung die erforderliche Regelmäßigkeit verleihen. Die Flügel, mit denen sich im Jahre 1808 der Wiener Uhrmacher Jakob Degen in die Luft erheben konnte, wenn er seine Körperschwere durch ein Gegengewicht auf die Hälfte erniedrigte, waren, indem sie sich beim Aufheben mit vielen Klappen öffneten, viel einfacher und vielleicht auch widerstandsfähiger, keinenfalls aber so sinnreich ausgedacht, wie die Leonardischen. Nachdem Borelli (um 1680) und in neuerer Zeit namentlich Pettigrew und Marey die Mechanik des Vogelflugs genauer studiert haben, ist man unstreitig imstande, der Natur durch mechanische Konstruktionen näher zu kommen, und man braucht die Hoffnung nicht aufzugeben, daß es mit künstlichen, von einer Maschine bewegten Flügeln

noch einmal möglich werden mag, es den Vögeln gleichzuthun. Das kürzlich entdeckte Verfahren von Webster, das leichte Aluminium-Metall für den zehnten Teil des bisherigen Preises herzustellen, dürfte den einschlägigen Plänen einen neuen Aufschwung geben.

Von Genf nach Cette.

Von

Karl Vogt.

(Schluß.)

Meine Ferien sind schneller vorüber gerauscht, als es mir lieb ist. Die letzten Tage gehen mit Sortieren, Einpacken, Vernieten der Blechkisten vorüber. Der Abschied von den Freunden in Montpellier ist nicht leicht. Es ist unmöglich, mit mehr Herzlichkeit und Zuvorkommenheit aufgenommen zu werden.

In geringer Entfernung von Lunel, dem durch seinen Wein berühmten Städtchen, liegt auf einer, das platte Land umher beherrschenden Anhöhe ein Landgut, la Tour Farge genannt. Von den Terrassen und Balkonen des Hauses schweift der Blick weithin über die Ebenen bis zu dem Meere, zu den alten Mauern von Aigues-mortes und dem Schloßberge von Cette; gegenüber dräut in finsteren Umrissen das Schloß Castries, wo der Marschall von Mac Mahon sich seine Frau geholt hat und dem der Capitän entstammt, welcher neuerdings im Süden der Provinz Oran sich so unglücklich überfallen ließ; auf der anderen Seite schließen die malerischen Ketten der Cevennen, mit dem majestätischen Pic de Saint Loup in der Mitte, den Hintergrund ab.

Ein wunderbarer Bau, dieser alte Turm Farge! Die mittelalterlichen Verteidigungswerke haben sich den Zwecken des Friedens und der Arbeit anbequemen müssen; statt reisiger Kriegsknechte hausen in dem einen Turme friedliche Tauben, während der andere einen Wasserbehälter trägt; in einer Kasematte wird gepfropft und aus den Kellern sind Wohnräume geworden, warm im Winter, kühl im Sommer, „heimelig" in jeder Beziehung, denn ein paar vortreffliche Menschen, ein edles Künstlerpaar, hat diese Wohnung für sich und die Freunde hergerichtet als eine Stätte, an die jeder mit Liebe zurückdenkt, der sie betreten.

„Es ist geradezu lächerlich, das alles beschreiben zu wollen," sagt Moritz Hartmann in seinem vor einunddreißig Jahren geschriebenen Tagebuch aus Languedoc und der Provence. „Ich thue es nicht; ich steige vom Balkon herab zu meinen lieben Gastfreunden."

„Durch die Bibliothek, wo französische, deutsche, englische, italienische, spanische, griechische und lateinische Klassiker über und nebeneinander aufgestellt sind, ja wo sogar geheimnisvolle Sanskritzeichen wie indische Schlingpflanzen den Studientisch decken, gelange ich hinab in den Saal des ersten Stockes. Er ist in ein Atelier gewandelt. Der Schloßherr, der dort eben Sanskrit studiert und sich an Nal und Damajanti entzückt, malt hier unten die Porträts seiner Freunde; neben ihm sitzt seine siebzehnjährige Tochter und studiert anspruchslose Schönheit an einem Bettelkinde, das, wenn sein Porträt vollendet, in wenigen Tagen reich beschenkt entlassen wird. An den Wänden hängen Zeichnungen und Kartons, Meisterstücke des früh verblichenen Papety. Unwillkürlich haftet das Auge am konstruierten Pantheon, dem Inbegriff aller Schönheit, das Papety mit Künstlerliebe aus tausend Bruchstücken zusammengetragen und wieder hergestellt hat. Indessen klingen aus dem Saale im Parterre Lieder von Gluck, Mozart, Beethoven oder irgend einem uralten Italiener herauf. Wenn sie schweigen, erbraust der Erard in Beethovenschen Sonaten, in Bachschen Fugen oder lispelt graziöse Melodieen von Chopin. Denn Schloß und Umgegend gehören einem Künstler, der, horribile dictu, ein Socialist und, admirabile dictu, dabei ein reicher Mann ist, der es versteht, sich mit dem Schönen aller Zeiten und aller Völker zu umgeben. Seine Gattin ist eine weltberühmte Künstlerin, die hier in Languedocscher Einsamkeit, auf Lorbeeren ruhend, ihr schönes Künstlerleben weiter träumt. Sie ist die Sängerin, welche sang. Die Musikerin aber, die Beethovensche Sonaten zum Lispeln der Cypresse spielt, ist ihre Ziehtochter, eine verlassene junge Künstlerseele, deren sie sich gütig angenommen. So wandere ich herauf und herunter, von Poesie zu Malerei, von Malerei zu Gesang, von Gesang zu Musik. Ein schönes Leben, schön eingerahmt."

Ja, so war es hier auf Tour la Farge und auf der Villa „La Concessione“ bei Florenz.

Es ist stille geworden um unseren alten Freund (warum sollten wir ihn nicht nennen) François Sabatier, seitdem seine herrliche Gattin, Karoline geborene Unger, ihm durch den Tod entrissen wurde.

Liebenswürdige Freunde hatten mir von Montpellier aus das Geleit gegeben und in lebhaftem, anregendem Gespräch waren die Stunden bis zum Abend verflogen, wo sie nach Hause kehrten. Ich sollte um Mitternacht in Lyon den Schnellzug nach Genf nehmen.

Wir saßen, unsere Pfeifen rauchend, an dem riesigen Kamin, in welchem ein mächtiger Klotz glimmte, wir beide und als dritte im Bunde eine langjährige Freundin der verstorbenen Karoline. „Wie wäre es, François,“ sagte diese, „wenn Sie die Gelegenheit benutzten, um unserem Freunde ein Bruchstück Ihrer Uebersetzung von Goethes Faust vorzulesen? — Es kommen gar zu leicht trübe Gedanken über ihn,“ sagte sie, als der Freund sich entfernt hatte, „wenn wir so abends hier am Kamine sitzen, er kann sich in seinen Verlust nicht finden. Die Seele des Hauses ist mit Karolinen entwichen.“

„Es ist eine schwere Arbeit, die ich unternommen,“ sagte Sabatier wiederkehrend. „Ich wollte nicht nur den Sinn getreu wiedergeben, sondern auch dasselbe Maß der Verse beibehalten und das ist in unserer rebellischen, fest gegliederten französischen Sprache fast unmöglich. Unsere Silbenreiter würden mich zerreißen, wenn ich das Werk drucken ließe.“

Die Stunden zerrannen, bis Sabatier erschöpft einhielt. Er las prachtvoll, mit tiefem Verständnis und das Werk schien mir, der ich die Feinheiten des französischen Versbaus nicht zu beurteilen verstehe, außerordentlich gelungen, so daß ich lebhaft in ihn drang, es dem Drucke zu übergeben.

Aber ich muß gestehen, daß ich nicht immer aufmerksam zuhörte. Karolinens lebensgroßes Bildnis hing mir gerade gegenüber und wenn ich bei den Beschwörungen des Erdgeistes hinüber blickte in das kaum von dem Wiederscheine der Lampe erleuchtete Helldunkel, schien es mir, als höre sie aufmerksam und teilnehmend zu, sich freuend der Geistesfrische ihres Mannes, dem sie mit ihrer Herzensgüte, ihrem edlen Feuer für alles Schöne und mit ihrer praktischen Tüchtigkeit als Hausfrau ein glückliches Leben bereitet hatte. Die alten Zeiten stiegen vor meinen Augen wieder auf — unsere erste Begegnung in Florenz bei Putsky, dem dort in der Verbannung lebenden kunstsinnigen Ungarn, wie sie mit sanfter Gewalt uns entführte. „Sie müssen gleich mit mir frühstücken, Sie und Ihre Frau und ihr Bruder! François ist gerade nicht da, aber er würde mir ewig zürnen, wenn ich Ihnen nicht die Concessione geöffnet hätte. Ich muß fort, denn ich habe weder Koch noch Dienstboten, weil ich morgen abreisen will — aber das thut nichts, zu essen sollen Sie doch bekommen! Wiener Schnitzel, Backhändl und Paprika — nicht wahr, Putsky, ich verstehe mich darauf? Ohne Umstände! In einer halben Stunde holt der Wagen Sie ab!“

Vorüber! Vorüber! Ich hänge den Erinnerungen nach, während nach herzlichem Abschiede der Wagen in schnellem Trabe mich durch die sternenhelle Nacht nach dem Bahnhofe von Lyon führt. Die Klage, sie wecket den Toten nicht auf!

Der Schaffner öffnet ein Coupé. Ich sehe im Hintergrunde etwas, wie ein eingewickeltes Paket, über dessen Natur mich ein Damenhut, der darüber hängt, nicht im Zweifel läßt. „Bitte,“ sage ich, „ein anderes Coupé — ich will die Dame nicht stören!“ Das Paket entwirrt sich und die Gestalt eines Frauenzimmers stürzt mir mit flehender Gebärde entgegen. „Ich bitte Sie um Gottes willen,“ ruft sie händeringend, „steigen Sie ein, lieber Herr. Ich sterbe vor Angst und Müdigkeit. Ich komme aus Spanien, wohin ich meinen Sohn gebracht habe, der dort die Sprache lernen soll. Das ist nun schon die dritte Nacht! Ich möchte wach bleiben und kann nicht mehr!“ „Würden Sie nicht besser schlafen, wenn Sie allein blieben?“ „Aber ich fürchte ermordet zu werden, wenn ich einschlafe! Bitte, steigen Sie ein. Ich will Sie nicht genieren! Rauchen Sie Ihre Cigarre fort — aber lassen Sie mich nicht allein!“ „Meinetwegen,“ sage ich einsteigend, „aber, wenn ich nun selber der Mörder wäre?“ „O!“ antwortet sie lächelnd, „danach sehen Sie nicht aus! Tausend Dank! Jetzt kann ich schlafen. Sie retten mir das Leben!“

Damit nimmt sie ein Tuch über den Kopf und wendet sich um.

Gespräch am andern Morgen, in der Nähe von Lyon. „Wohl geruht, Madame?“ — „Danke Ihrer Güte,“ antwortet sie, ihr graue



Frühlingsmorgen im Walde. Von Chr. Kröner.

Haar mit einem Kämmchen streichend, „vortrefflich. Ich wäre ohne Sie gestorben vor Angst auf dieser Mörderstrecke von Tarrascon.“ — „Sie konnten es nicht besser treffen. Als ich vor drei Wochen von Lyon nach Cette fuhr, bat ich den Stationsvorstand in Lyon, mir ein Coupé anzuweisen, in welchem nicht gemordet wird. Sie sehen, der Mann hat Wort gehalten!“

Nachtviola.

Novelle in neun Kapiteln.

Von

J. Niemann.

Erstes Kapitel.

In welchem ein Vater und seine Tochter erscheinen.

„So, das wäre formuliert. — Lassen Sie den Receß hiernach dreimal ausfertigen und den Beteiligten zugehen. Die anderen Mandate bleiben für morgen zur Unterschrift. Was noch? — Prozeßsache des Redakteur Schwarz contra Se. Excellenz? — Klient soll morgen zur persönlichen Rücksprache vor 10 Uhr sich herbemühen. Alles nun in Ordnung?"

Der Sprechende stand auf, suchte eine Weile unter den umliegenden Papieren nach einem oder dem anderen vergessenen Blatt, das er zu sich steckte, sah noch einmal die Nummern der überhängenden Aktenzeichen durch, verschloß Pult und Schrank, griff nach den Handschuhen in seinem Hut, setzte den letzteren auf das graue, buschige Haar, blickte in der Bureaustube ratlos umher, bis er seinen Stock in dem verstecktesten Winkel entdeckte, schob denselben quer unter den Arm und verließ, mit einer letzten Weisung an den Bureauvorsteher, die trübe Dämmmerung und dumpfe Schreibluft des niederen Raumes. Auf dem, mit Fliesen belegten Flur war noch sein Schritt hörbar, seine halb unterdrückte, kurze Art zu husten, dann ging die Hausthüre und er stand draußen auf dem Marktplatz der kleinen Stadt, deren gesuchtester Rechtsanwalt er war. Das Haus, das er eben verlassen, trug ein großes Messingschild mit der Aufschrift: „A. Eichmann, Justizrat und Notar, Bureaustunden von 9—7 Uhr." Die letzte Weisung war keine überflüssige, da nur die Geschäftsräume des Notars sich in dem Hause am Markt befanden, seine Privatwohnung aber vor der Stadt gelegen war. Dorthin schlug er jetzt den Weg ein. In dem schmalfenstrigen Bureauzimmer war es dunkel gewesen, auf dem Marktplatz lag noch goldenes Herbstabendlicht, goldener und heller noch draußen vor der Stadt. Am Ausgang derselben kam dem Justizrat eine junge Mädchenfigur entgegen, die dort schon eine Weile wartend auf und nieder gegangen war.

Seine Tochter Elisabeth. Damit sie ihren Spaziergang habe und nicht den ganzen Tag versitze, hatte der Vater ein für allemal angeordnet, daß Elisabeth ihm abends zur Stadt entgegenkomme.

Und daß der alte Mann auf dem einsamen Heimwege nicht allein sei, versäumte Elisabeth niemals, sich zur bestimmten Stunde vor der Stadt, oder auf dem Markte einzufinden. Wie fast immer schritten sie auch heute, nach kurzer Begrüßung, schweigend nebeneinander her, jeder von ihnen seiner eignen Gedankenwelt hingegeben. Der Vater, gleich allen Menschen der Neuzeit, die Seele ganz fest umstrickt von den Maschen seines Berufsnetzes; die Tochter den reinen, ruhigen Sinn unberührt von den Interessen eines modernen, genußverwöhnten Flatterlebens.

Hinter ihnen wurde es Dämmerung. Die Bergkuppen leuchteten purpurn, und wie in Gold getaucht funkelten von fern die Fenster eines Hauses aus dunklem Tannengrün hervor. Das war ihr Heim, und Bergesluft, Waldgrün, ein freier Horizont und unter leicht geschwungener Brücke ein klarer Bach gaben den Rahmen zu dem Stillleben, das hinter jenen Fenstern weltentrückt verlief.

Vater und Tochter schritten über die Brücke und standen gleich darauf auf der Terrasse vor dem Hause. Der Vater trat zur Thüre herein, Elisabeth aber knüpfte den Strohhut auf und ging noch ein paarmal draußen auf und nieder. Jetzt blieb sie stehen, dem sonderbaren Lockru eines Nachtvogels lauschend, dabei murmelte si ein paar Liedstrophen vor sich hin; dann folgt ihr Auge dem Aufblitzen kleiner Lichtchen au den gegenüberliegenden Bergen, bald das einzig

noch, das man im Dunkel sehen konnte, denn es war nun völlig Nacht geworden und aus den Fenstern rechts fiel Lampenschein auf die Terrasse. Dort war des Vaters Zimmer, er selbst trat an das Fenster und rief: „Elisabeth," darauf ließ er die Vorhänge nieder und Elisabeth ging hinein.

Eine Stunde später saß sie ihrem Vater gegenüber an dessen Arbeitstisch. Es war das allabendliche Gewohnheit und ihr Nähzeug lag neben den Büchern und Schriftstücken des Vaters, die sie dem Ansehen nach so gut kannte, daß sie ihm dieselben je nach Bedürfnis zureichen konnte.

Er vergaß oft seines Kindes Gegenwart und sah nicht selten, wie in plötzlicher Verwunderung, auf das, vom Lampenlicht umflossene, von reichem Haar umschattete, stille Gesicht ihm gegenüber. Selten fing er ein Gespräch an, und wenn er es that, war es tiefe, gedankenschwere Art zu reden. Ob Mädchen daran Gefallen finden könnten? Die Frage war dem Vater noch nie gekommen, dem zwiespältig, sonderbaren Menschen, der er war. Rechtsgelehrter von bedeutendem Ruf und namentlich als Verteidiger von großer Beliebtheit, von weltmännischer Gewandtheit im Geschäfts- und Weltverkehr, wehrte er dem letzteren doch jeden Eingang über die Schwelle seines Waldhauses. Völlig einsam, der Liebhaberei mathematischer Studien hingegeben, verbrachte er die außeramtlichen Stunden dort, in jenem Gelehrtengleichmut, für den die Außenwelt nicht existiert. Und mit ihm lebte Elisabeth einsam, weltentrückt, oder vielmehr, sie lebte so neben ihm, wie ein etwa zufällig vorhandener Gegenstand des Hausrats, der zu verwerten, aber natürlich zu keinem Selbstleben berechtigt war. Draußen im Flur schlug die Uhr zehn Schläge und Elisabeth, die, von der Hausordnung abzuweichen, sich niemals einfallen ließ, stand auf und bot dem Vater: „gute Nacht." Wider seine Gewohnheit legte derselbe Buch und Feder aus der Hand, suchte in seiner Brusttasche und sagte dann mit raschem Aufblick seiner hellen Augen:

„Elisabeth, ich habe da einen Brief von deiner Tante. Sie will dich einmal sehen und läßt mir keine Ruhe mit Bitten, dich nach Berlin zu schicken. „„Weil du das Kind ihrer Schwester bist,"" sagt sie. Was mag sie übrigens denken, was deine Brüder sind?" Und er lächelte vor sich hin, dann fuhr er fort:

„Nun Kind, die gute Seele ist kränklich, verwitwet, und deine Mutter hatte sie lieb, wir werden nachgeben müssen. Sonntag fährt der alte Doktor nach Berlin, er kann dich mitnehmen. So habe ich der Schwägerin geschrieben."

Elisabeth hatte sich wieder gesetzt, weil ihr die Knie vor Ueberraschung zitterten.

Der Vater sah es und lächelte wieder.

„Bist du erschrocken, Mädchen," sagte er. „Das rechte Staunen wird erst beginnen, wenn die Großstadtherrlichkeit vor dir liegt. Aber merke Kind, alle ihre steinerne Schönheit ist nicht so schön, als die Waldeswelt unserer Berge, die Tannen vor deinem Fenster. Menschenwerk, das sie drüben errichtet, Gottes Werk, das hier draußen steht."

Elisabeth sah ihn zweifelnd an, dann trat sie halbscheu vor ihn hin. „Du hast dann niemand um dich," sagte sie, „die alte Dore kann nicht einmal lesen; es wäre unrecht, dich allein zu lassen."

„Kind!" sagte der Vater, gleichmütig abwehrend. „Warum? Ich habe meine Bücher, die mich gut unterhalten, und die Dore weiß leidlich zu kochen. Wir kommen schon aus." Und er nahm die Feder wieder auf, rückte die verschobene Seite des Schreibbogens zurecht und arbeitete weiter.

Elisabeths Augen füllten sich mit Thränen und nicht zum erstenmal überkam sie das schmerzliche Gefühl, als werde etwas Zartes in ihrem Gemüte unsanft zerrissen. Eine Weile stand sie noch zögernd, dann nahm sie ihr Nähzeug leise zusammen und schlich zur Thüre.

„Gute Nacht", sagte sie schüchtern.

„Gute Nacht", rief der Vater zurück. „Ehe wirs vergessen, du mußt auch Hermann lebewohl sagen. Denke morgen daran."

Elisabeth nickte und war zur Thüre hinaus. Eine Stiege hinauf, lag oben ihr Schlafzimmer, daneben das des Vaters. Sie merkte es sonst jedesmal, wenn er spät in der Nacht, oft sehr spät, herauf kam, an dem Lichtschein, der durch den Thürspalt glitt und schnell wieder verschwand, sobald der Vater über die Flurschwelle in seine Kammer gegangen war. Heute fiel der Lichtschein gerade auf ihre Bettdecke und breiter als sonst, denn der Vater hatte die Thüre geöffnet und stand in der Oeffnung, das Licht in der Hand. Elisabeth schlief. Die Haarflechten hatte sie um die Hände geschlungen, um den geschlossenen Mund lag ein Zug spröden Schweigens, der im Wachen von dem suchenden Blick sehnsüchtiger Augen besänftigt wurde. Das Licht flackerte

in dem Luftzug, vielleicht hatte auch des Vaters Hand ein wenig gezittert, und im verlängerten Lichtstreif tauchte jetzt die Wand zu Häupten des Bettes auf und an derselben, von Immortellen gekränzt, ein schwarzes Kreuz, mit dem elfenbeinernen Christus, das vormals Elisabeths Mutter gehört hatte. Dem Vater ging bei dem Anblick ein schmerzliches Erinnern durch die Seele; sachte trat er wieder rückwärts über die Schwelle und drückte die Thüre ins Schloß. „Ein gutes Wesen," sagte er vor sich hin, aber „ihre Mutter" und des Alten Stimme wurde fast unhörbar, „ihre Mutter, wie war sie schön."

Zweites Kapitel.

In welchem unter Münzen und anderen Raritäten Abschied genommen wird.

Hermann war Elisabeths Halbbruder und wohnte unten im Städtchen. Wenn die beiden jüngeren Brüder vom nahen Pädagogium zu den Ferien oder einmal Sonnabend nach Hause kamen, gingen sie alle drei Sonntag früh zu Hermann, der mit ihnen Spaziergänge, wahre Entdeckungsreisen machte und dabei selbst unerschöpflich in Erzählungen, Einfällen und Phantastereien war.

„Hermanns Kopf ist eine Fundgrube alter und neuer Gelehrsamkeit, ein Arsenal von ungeheuren Kenntnissen," versicherten die Brüder gegen Elisabeth. Dazu war er Bibliothekar im Städtchen und hatte die, meist ungelesenen, Buchschätze der Schloßbibliothek unter Aufsicht. Sein Leben selbst war jener Gattung von Büchern gleich, die tief und im großen Geiste geschrieben, doch unbeachtet im Winkel liegen, nur für wenige lesbar. Die eilig geschäftige Menge geht vorüber und wer einmal neugierig stehen bleibt, versteht nicht die hohen, ernsten Gedanken und die fremde, altmodig schöne Sprache. Wer eine ungefüge Foliantenschwere in Denk- und Wesensart nicht los werden kann, müßte zu rechter Schätzung seines Wertes erst studiert werden und dazu hat, in der großen Ungeduld dieser Zeit, niemand Lust. Hermann war ein solch schwerfällig brauner Foliant, und darum hatte er es, bei aller Gelehrsamkeit, zu nichts weiter, als zum Bibliothekar der kleinen Stadt gebracht.

Mit den Geschwistern zeigte er sich freilich handlich bequem, seine scheue Sonderlingsseele wie losgebunden und wohlig ausgestreckt im Element liebevoller Naturbetrachtung und schlichter Sitten.

„Du mußt auch Hermann lebewohl sagen." Das Wort, abends zuvor, hatte der Vater aus Elisabeths Seele gesprochen. Mit dem Gedanken daran stand sie auf, und Schritt für Schritt heller vom Sonnenlicht begleitet, das sich aus Nebeln langsam losrang, ging sie den liebgewohnten Wiesenweg thalwärts zur Stadt hinab. An einigen Stellen rauschte gelbes Laub um ihre Füße.

„Ob in Berlin die Blätter auch schon welk sind?" dachte sie und hörte den Lokomotivenpfiff unten vom Thale her. Uebermannt von fremden Vorstellungen saß sie eine Weile auf einem Steine am Feldweg, die junge, noch eckig ungerundete Gestalt vorn übergebeugt, unter der Anstrengung, die innere Bilderfülle zu ordnen. Hastig sprang sie dann wieder auf.

„Hermann wird ausgegangen sein, wenn ich nicht eile," dachte sie, und ging nun rasch, ohne rechts und links zu sehen und fast wie ein Knabe kräftig schreitend, bis zu dem Städtchen und die Gassen entlang zu Hermanns Wohnung. Er war noch zu Hause.

Als sie in seine Stube trat, saß er mitten unter geöffneten Kästen, die mit den Abdrücken alter Münzen gefüllt waren; seitwärts auf dem Tische lagen Kupferstiche, überall auf Brettern im Fenster waren Pflanzen zum Trocknen ausgebreitet; die Glasschränke an den Wänden enthielten alte Waffen, Werkzeuge, Mineralien und Fundstücke jeder Art.

„Gut, daß du kommst," sagte er halb rückwärts gewendet, da er ihre Stimme erkannte. „Du kannst mir helfen die alten Römer wieder ordnen."

Elisabeth gehorchte, als wäre sie nur deshalb gekommen und bald schweigend, bald miteinander schwatzend, hantierten die beiden eine Weile unter den Gipsabgüssen. Gleich Elisabeths Vater hatte auch Hermann eine Art mit ihr zu reden, die zwar eingehender und vertraulicher, aber doch auch niemals so war, als sei Elisabeth ein Mädchen und ein sehr junges; genau in derselben Weise hielten's die jüngeren Brüder. Niemand gab sich die Mühe, um ihretwillen eine leichtere und weichere Art des Betragens wie des Denkens zu suchen, als die unter Männern, Jünglingen und Knaben übliche.

Hermann schlug Wald- und Bergpfade ein, ohne Rücksicht auf Elisabeths zartere Kraft, die

Unterhaltung der Brüder hing sich an Gegenstände, ihnen längst geläufig, zu deren Verständnis sich die weiblich ungeschulten Gedanken oft mühsam hinauf arbeiten mußten. Wäre Elisabeth eine Knabe gewesen, ihre seltenen Anlagen hätten ihr bald das Uebergewicht gegeben, so aber trat sie mit richtigem Takte fast immer freiwillig zurück, was denn von den anderen nur eben bequem empfunden wurde.

Was ein Mädchen liebenswert macht, suchte keiner bei ihr; mit Elisabeth zu tändeln, fiel niemand ein. Ob sie das vermißte? Vielleicht nicht —, aber es machte sie stolz und scheu, von dem zu reden, was keiner des Fragens darnach für wert erachtete. So hielt sie auch jetzt wieder alles zurück, was sie zum Abschied hatte sagen wollen. Die Gipsformen waren geordnet und Hermann überschaute mit zufriedener Arbeit das Werk.

„Wo willst du hin?" fragte er, da Elisabeth den Strohhut wieder aufsetzte.

„Ich war gekommen, um Abschied zu nehmen," erwiderte sie. „Tante Hammer hat mich haben wollen, übermorgen fahre ich, ich muß noch meine Sachen ordnen und Schuhe kaufen, darum bin ich so früh hier. Du wärst später auch nicht zu Hause gewesen." Das alles sprach sie rasch, in kurzen Sätzen, leicht mit der Stimme dabei zitternd. Er sah sie unterdes an, von den dunklen Haarzöpfen bis abwärts zu dem Saum des völlig schmucklosen Kleides, das die Füße von den Gelenken an frei ließ. Ein halb verwundertes, halb mitleidiges Lächeln kam in sein Gesicht.

„Du freust dich wohl?" fragte er endlich.

Elisabeth wurde rot. „Ich weiß kaum," sagte sie ehrlich. „Wenn es weniger rasch gekommen und nicht so ungewohnt zu denken wäre."

„Solltest einen Umweg durch eins der großen Institute nehmen, darinnen sie die Fräulein für die große Welt drechseln," sagte er gelassen. „Ich weiß zwar nicht, wie deine Tante darüber denkt; aber sie könnte ja eine vornehme Frau sein."

„Sie hatte meine Mutter lieb," war Elisabeths Antwort.

Ein paar Minuten noch ging sie mit leisen Schritten im Zimmer hin und wieder, vor den einzelnen Dingen, Büchern, Waffen, Instrumenten und anderem blieb sie stehen, zuletzt vor Hermann, dem sie die Hand reichte.

„Ich werde dir schreiben, Elisabeth," sagte er, dann küßte er sie und stand am Fenster, als sie draußen vorüber ging. Er dachte an seine Wiesengewächse und wie sie sich ausnehmen würden, wenn jemand sie in lackierte Scherben für einen Salon verpflanzen wollte.

Drittes Kapitel.

Dasselbe erzählt von aufgehenden Sonnen und was deren Glanz zur Folge hat.

„Liebes Töchterlein, laß dich anschauen," sagte Frau von Hammers weiche Stimme, als sie Elisabeth aus erster Umarmung frei gab. Thränen flossen der feinen Frau dabei still und glänzend über das Antlitz, aber die Thränen galten mehr vergangenen Tagen und der geliebten verlorenen Schwester, als des Wiedersehens Freude an deren Kinde. Wie wenn sie nach den Zügen eines anderen schöneren Bildes suchten, ruhten ihre Augen auf dem Sonnenbraun dieses fremden Gesichtes, auf dem unfertigen Wuchs und der ganzen unerwartet anmutlosen Erscheinung Elisabeths und wurden, je länger sie dort forschten, um so traumverlorener, hoffnungsloser.

Elisabeth fühlte das scharf und es reichte hin das bittende Liebesverlangen auch hier von ihren Lippen wieder zum Herzen zurückbeben zu lassen. Dagegen gewann sie den Mut, in fast altkluger Betragensfühle mit allerlei Berichten von daheim und unterwegs, ihnen beiden über diese erste beklommene Stunde hinweg zu helfen. Während des Hin- und Herfragens stand Frau von Hammer einmal auf, ging zu einem Schranke und entnahm demselben ein seidnes Tuch, das sie Elisabeth selbst um den Hals knüpfte.

Es gibt Menschen, die instinktiv nicht anders können, als mit kleinen Aeußerlichkeiten, das Versagen einer großen inneren Gunst gutmütig ausgleichen zu wollen.

„Es gehörte deinem Onkel," sagte sie, „aber du mußt zu deinem braunen Gesicht etwas Hellfarbenes tragen."

Als Elisabeth dann in dem bestimmten Gefühl, durch das blaßblaue Tuch nicht reizender geworden zu sein, da saß, ging die Thüre rasch auf und kam es über die Schwelle wie hellster Lichtglanz und sieggewohnte Freude, denn: „Schönheit ist Siegesfreude", nach dem Ausspruch eines modernen Philosophen und ihrer wunderbaren Schönheit wegen wurden Elisabeths Cousinen, Cornelia und Hildegard, von

den Freunden des Hauses „die aufgehenden Sonnen" genannt.

Beide eilten auf Elisabeth zu. „Babette, da ist sie wirklich. Willkommen, Babette!" Und die scheue Elisabeth fand sich, ein um das anderemal, von den lebhaften Mädchen umarmt.

Das kam so unerwartet und ergoß sich so reich und warm über sie, daß eine ungekannte, aufquellende Freude ihr zum erstenmal Herz und Augen heiß machte. Freilich nur für eine Minute, dann war alles wieder erloschen.

Die heiteren Schwestern hatten Babette ohne Umstände zum Fenster, in das helle Morgenlicht gezogen und lachten jetzt bei ihrem Anblick in souveräner Ungeniertheit, wie man über ein drolliges Spielzeug lacht.

„Wie du noch sperlinghaft aussiehst mit deinen sechszehn Jahren," sagte Cornelia, die ältere und schönere von beiden.

„Aber köstlich geschmückt hast du dich," fügte Hildegard hinzu. „Ein mächtiges Tuch um den Hals, Babette! Gewiß aus deines Vaters Garderobe."

„Von deinem Vater ist es," erwiderte Elisabeth.

Erneutes Lachen darauf und lauter Neckereien, in der Weise ungefähr, wie märchenschöne Nixen mit einem spröden Erdgeist scherzen oder wie tanzendes Sonnenlicht, das um die Wundergebilde einer dunklen Moosart spielt. So trieben sie es fort, bis Spiel und Spielzeug den Reiz der Neuheit verloren und der Genuß des Tages die Unruhigen zu anderen Gegenständen zog. Cornelia ging aus, um Besuche zu machen, Hildegard ordnete ihren Blumentisch, froh, Babetten eine Stickerei anvertraut zu haben, die, „leider noch immer nicht fertig war." —

Zur Theestunde empfingen sie, wie fast allabendlich, wenn sie zu Hause blieben, Gesellschaft und Elisabeth trat zum erstenmal einer Welt gegenüber, deren Sprache sie nie zuvor gehört. Durch den Lehnstuhl ihrer Tante, hinter welchem sie Platz genommen, halb verdeckt, hatte sie anfangs keinen größeren Wunsch, als daß niemand sie bemerken möge und vergaß auch diesen bald über der Betrachtung des ungewohnten Bildes, das sie umgab. Wie Bilder selbst erschienen ihr diese Menschen, ihre Erscheinung und ihr glänzendes Betragen. Sie thaten nichts, als miteinander sprechen; aber die Gespräche wurden zu einem Kunstfeuerwerk, in dem es sprühte und knatterte, Geistblitze und Witzfunken hinüber und herüber flogen und in dem alles vorbei wirbelte. Theater, Gemälde, Bücher, Personen, privates und öffentliches Leben, so daß der stummen Zuhörerin der Kopf fast schwindelte.

„Waren Sie gestern im Reichstage?" fragte Cornelia einen älteren Herrn. „Haben Sie Rittberg sprechen hören?"

Von Rittberg war Corneliens Verlobter. Er stand gegen das Fenster gelehnt und sah ruhig über die anderen hinweg. Der Gefragte blickte einen Moment zu ihm hin, lächelte dann bedeutungsvoll und — — schwieg.

Cornelia wandte sich ungeduldig den übrigen zu.

„Das ist grausam, ist Tortur!" rief sie. „Will mir denn niemand etwas sagen? Rittberg verweigert jede Auskunft und mich verzehrt das Verlangen zu wissen . . ."

„Was er gesagt hat?" —

„Nein, nur welchen Eindruck er gemacht."

„Sieger der Schlacht. Gekrümmt die anderen unter seinem Fuße." Beifall und Lachen folgte diesen Worten des Alten, Cornelias wunderschönes Gesicht aber strahlte.

„Ah!" sagte sie tiefer atmend. „Also doch."

Unter den anderen entspann sich eifrige Debatte, über Fragen der Tagespolitik und Rittbergs Rede. Er hatte die Regierung aus fataler Enge herausgezogen; einer nannte ihn den Minister von morgen.

„Ich bitte mich zur Hochzeit," rief eine junge Frau mit einem schalkhaften Blick auf Cornelia.

„Um Gottes willen," warf Hildegard dazwischen, „kommt es dahin, ist mit den beiden nicht mehr menschlich zu reden."

Rittberg drohte ihr warnend mit dem Finger, dann hörte Elisabeth, wie seine Stimme plötzlich halblaut fragte:

„Wem gehört das fremde Gesicht, neben Mama?" und eine Weile später dieselbe Stimme:

„Ihr solltet das Mädchen zu Bette schicken, die Augen fallen ihm zu."

Das letzte, das sie noch sah, waren Rittbergs ruhige Blicke und wie ein Strahlenschein aus denselben plötzlich über sein ganzes Gesicht floß, da Cornelia leise zu ihm trat und seine Hand an ihre Lippen zog.

Frau von Hammer wandte sich rückwärts und sagte freundlich: „Geh zu Bett und schlafe aus, Babette."

Oben im Schlafzimmer aber stand Elisabeth am Fenster und sah auf die große schweigende Häuserwelt und ihres Vaters Gesicht war wieder vor ihr und seine Stimme. Jetzt saß er bei seinen Büchern, die ihn so gut unterhielten, daß er die Tochter vergaß. Am Fenster dunkelten die Tannen, dazwischen blitzte es hell; der Fußsteig, der zum Städtchen und zu Hermanns Wohnung hinabführte.

Elisabeth kreuzte ihre Arme, ein Gefühl des Alleinseins überkam sie, stärker denn je zuvor; als wäre die große Stadt da unten, der weite Himmel oben, leerer verlassener Raum, darinnen eine einzige Seele suchend umflöge, wie ein losgerissenes Blumenblatt, von dem man weiß, daß es niemals wieder zurück zum frohen Blumenleben kann.

„O, komm, nur einmal komm," rief sie und breitete die Arme, ohne deutlich zu wissen, was denn eigentlich kommen sollte, ließ die Arme wieder sinken und fuhr fort, sich still zu entkleiden. Cornelia und Hildegard kamen die Treppe herauf. Es war Mitternacht.

„Babette, warum schläfst du nicht?" fragte Hildegard.

„Was habt ihr unten noch gethan?"

„Nichts Besonderes, wir sind vergnügt gewesen, wie das Leben auch."

Cornelia war an das Fenster getreten, an dem Elisabeth vorhin gestanden. Ihre schöne Gestalt und das leuchtende Antlitz beglänzte der Mond.

„Kind," sagte sie, „Götterlust wohnt auch bei Erdgeborenen und ein Tropfen Nektar füllt die ganze Daseinsschale mit Süßigkeit."

Und auch sie breitete die Arme, als wollte sie rufen: „Noch einmal komm'." — Sie aber wußte, wem die Arme gebreitet waren.

Viertes Kapitel.

In welchem von Lehren und Lernen die Rede ist.

Dem Sperling wollte das Glanzgefieder nicht kommen und noch immer, wiewohl Monate vergangen, schien es ein Wagnis, Elisabeth zu den Winterfesten des vornehmen Berlin auszuführen, selbst wenn sie gewollt, aber sie wollte auch nicht und fand sich dann freilich in der lärmenden Stadt bald einsamer, als in der schweigsamen Nähe ihres Vaters daheim.

„Was thun wir mit Babette? Das Mädchen führt ein Zwitterleben," fragte Frau v. Hammer, nachdem sie von ihrer Sofaecke aus eine Weile die Blicke zwischen Töchtern und Nichte hatte hin- und hergehen lassen.

Cornelia saß am Schreibtische und wandte auf die Frage der Mutter den Kopf ein wenig rückwärts über die Schulter.

„Babette?" wiederholte sie. „Du meinst, sie hat hier keine Achse, um die der Tag sich dreht?"

„Ich meine, sie langweilt sich, indes" — —

„Wirklich Babette?" Cornelia hatte das lebhafte Gesicht jetzt Elisabeth zugekehrt, die, mit einer Lückenbüßerarbeit in den Händen am Fenster stand.

„Ich mache mir schon zu thun," sagte sie auf Cornelias Bewegung.

Diese schüttelte den Kopf.

„Fingerarbeit auf Kosten des Intellekts, dabei gedeiht man nicht. Ich will dich unterrichten, damit das Gleichgewicht der Kräfte erhalten bleibt." Und entzückt von dem eignen Einfall, dessen Gelingen sich von selbst verstand, denn Cornelia hatte zu keiner Zeit von sich und ihrem Können gering gedacht, drehte sie den Stuhl herum und begann an den Fingern zählend:

„Sprachen, Zeichnen, Litteratur, Naturwissenschaft, Musik? Wo steht das Thermometer am tiefsten?"

Elisabeth mußte lachen. „Ich fürchte es steht nirgends hoch," sagte sie.

„Nun, Babette!" bemerkte Frau v. Hammer begütigend, ich möchte das Gegenteil vermuten."

Elisabeth schüttelte Kopf: „Ganz elementares Wissen, wie es der Hauslehrer den Brüdern und mir verabfolgt hat. Später gelangte des Vaters Methode zu rechten, der, wenn ich auf Unterricht zu sprechen kam, ein Buch vom Brette nahm und sagte: „Hier steht alles gedruckt, wer lernen will, der lerne."

Hildegard lachte und wiederholte: „Wer lernen will, der lerne. Wir fangen morgen an, Babette."

Aber sie hatte keinen leichten Stand.

Jeden Morgen, während Rittberg im Ministerium arbeitete und sein Besuch nicht zu erwarten stand, saßen Cornelia und Elisabeth im kleinen Salon, den Tisch mit Lehr- und Lernbüchern zwischen sich, und selten dauerte es länger als eine halbe Stunde, ohne daß Elisabeths Lachen wie in großer Belustigung erklang und ihre Stimme sagte:

„Aber Cornelia, verzeihe, der Irrtum ist zu arg — Hermann hat den Beweis geführt“ — und nun legte sie mit behender Sachkunde einen verwickelten litterarischen oder naturwissenschaftlichen Vorgang so gewandt und mühelos auseinander, daß Cornelia fast nicht folgen konnte.

„Ich bitte dich, schweige von deinem Hermann, er mag manchen Scherz mit dir getrieben haben. Hier steht doch . . .“ Elisabeths dunkelgraue Augen vergrößerten sich: „Ersichtlich Verkehrtes anerkennen, weil es gedruckt ist?“ fragte sie mit leisem Spott.

Cornelia erglühte und klappte das Buch zu.

Elisabeth legte ihre Hand darauf. „Basta,“ sagte sie, und dann, den dunkeln Kopf mit den schwarzen Zöpfen über den Tisch Cornelien entgegen neigend:

„Jetzt zu den Sprachen.“

Das ging aber, da Elisabeth jeder Uebung entbehrte, anfangs so langsam, daß Cornelia ungeduldig wurde.

„Du stellst dich an, Babette; kinderleicht wie das Ding ist,“ und ihre wohltönende Stimme erging sich mühelos im elegantesten Französisch. Elisabeth saß ganz verstummt.

„Könnte ich's nur erst,“ sagte sie seufzend. „Es klingt bedeutend und vornehm, selbst ohne Kenntnis des Sinnes. Vielleicht deshalb“, fügte sie nachdenklich hinzu.

Solche Bemerkung mußte Cornelia wieder verdrießen.

„Für dich, du Klügste, ist nächstens alles Thorheit,“ sagte sie, „aber das ändert wenig und die Sprache von Paris bleibt die Herrscherin über alle.“

„Warum?“ fragte Elisabeth.

„Warum und warum. Du könntest Tote damit lebendig fragen.“ —

„O wer das könnte,“ und wie Elisabeths Augen, dem Gedanken folgend, unbewußt emporsahen, fuhr sie erschrocken zusammen. In der Thüre stand Rittberg und sah den beiden zu.

„Ludwig!“ Das Buch flog hin und Cornelia in Rittbergs Arme. Ohne etwas zu sagen wandte er forschend ihr Gesicht dem Fenster zu; sie verstand ihn und stand von so plötzlicher Glut übergossen, daß er lächeln mußte. Wer solch ein Lächeln jemals in seinem Gesicht gesehen, harrte immer wieder darauf. Cornelia allein schien den Schlüssel zu haben, der den sinnenden Ernst dieser Züge zu heiterer Verklärung erschloß.

„Du kommst heute früh? Nur um uns zu überraschen?“

„Nein!“ sagte er, „ich kam ‚adieu‘ zu sagen. Der Kanzler hat mich zu persönlicher Konferenz bitten lassen, die mich einige Tage fern halten wird.“

Cornelia faßte seine beiden Hände und hielt ihn daran einen Schritt von sich entfernt, wie um ihn besser betrachten zu können.

„Ludwig,“ sagte sie, „die Kugel ist im Rollen. Wie bin ich stolz.“ Er wollte etwas antworten, aber sie hatte seine Hände losgelassen und die Arme um seinen Hals werfend, schloß sie ihm den Mund mit den eignen stolzen Lippen.

Unbeachtet von beiden stahl sich Babette aus dem Zimmer, draußen traf sie Hildegard.

„Wollen wir eine Sonate durchgehen, Babette? Nachmittag fahre ich aus.“

Nur eine Viertelstunde spielten sie zusammen, dann wurde Hildegard ebenso ungeduldig, als vorhin Cornelia, und als gar das Sonnenlicht über die Tasten gehüpft kam, auf Elisabeths unsicheren Fingern und Hildegards goldhellem Haar tanzte, hatte ein silberner Quell seine Fessel gesprengt. Sie trug es nicht länger, schob Elisabeth zur Seite und „o Sonnenschein, o Sonnenschein“ fing die herrliche Stimme an zu singen, daß es wie Jauchzen und Frühlingsgetön klang. Lied folgte auf Lied. Die mütterlichen Augen Frau v. Hammers ruhten mit zärtlicher Bewunderung auf der Sängerin.

„Bravissimo, encore,“ rief Rittberg durch die Thüre, und da er jetzt mit Cornelia hereinkam und so das Zimmer voll Sonne, Gesang und mit den schönen, heiteren Menschen eine Atmosphäre des Glückes geworden schien, hatte Elisabeth jene Empfindung des Kranken, dem die Tageshelle Schmerz bereitet und schlüpfte leise hinaus. Im Flur spielten die Kinder der Hausgenossen und als sie an ihnen vorüber wollte, griffen sie nach ihrem Kleide, hielten sie fest und baten wie schon oftmals: „Erzähle.“

Auf der Treppe mit ihnen sitzend, erzählte Elisabeth aus der Sagen- und Märchenwelt ihrer Heimat.

Schade nur, daß keines der schönen Märchen jemals recht lustig war, und die Kinder tief Atem holen mußten, wenn sie schloß.

„Gib einen Kuß, du süßes,“ sagte Elisabeth zu dem kleinsten. Das Kind bedeckte schnell abwehrend sein Gesicht mit den beiden runden Händchen.

„Hast du mich nicht lieb?" fragte sie.

„Nicht dich," rief es ohne Besinnen, „nicht dich, nur deine Märchen."

Im Hinaufgehen hörte Elisabeth unten die Thüre öffnen, und sah über das Geländer einen Moment hinunter. Es war Rittberg, der eben den Salon verließ. In der Thür wandte er sich noch einmal um und sie hörte ihn sagen:

„Cornelia sollte lieber nicht unterrichten. Babette verdirbt ihren Charakter."

Fünftes Kapitel.

Welches mit Kameradschaft beginnt, ein Gespräch zu zweien bringt und zuletzt mit einer Verstimmung schließt.

Hermann hatte an Elisabeth geschrieben:

„Eine Spanne Zeit und der Wald wacht wieder auf, im alten Gestein wird es lebendig; das aufgeschlagene Buch zeigt überall, in Hieroglyphenschrift, das hohe Lied von Gottes Schaffensfreude. Derer, die es lesen, werden freilich immer weniger. Wer gewohnt ist, die Natur anzusehen, als wenn sie nur für ihn existiere, nennt Pflanzen, die er nicht essen kann, Unkraut, eine Gegend, in der er nicht wohnen kann, Wildnis; Güter, die er nicht zu erreichen oder zu entbehren vermag, Luxus, und betrügt sich und andere in solcher Selbstliebe. Es gibt kein Unkraut und keine Wildnis an sich, nur daß alles Unverstandene einem Geheimnis gleicht, einem Testament, dessen Entsiegelung wir langsam entgegenreifen. Du möchtest, ich wäre in Berlin? Warum? Damit ich der jahrtausend alten Verwechselung von Zweck und Mittel, an welcher die Menschen, sobald sie en masse wirken, niemals vorbei können, mit Verdruß zusehe? Wie das Große und Edle ihnen unvermerkt, unter den Händen, klein und gemein wird? Sorge nur, daß sie aus deiner Seele, die hier noch feine Fühlung mit der Wahrheit hatte, keine Puppe in Gips machen, der es in den Gliedern wehe thut, wenn der einfältige Mensch jedes Kind bei seinem Namen nennt. Freiere Menschen sollen das sein, unter welche du jetzt gestellt bist? Ich sage: nein. Von oben gesehen, ist's überhaupt ein gleicher Teig, aus dem die Menschheit gebacken scheint; schaut man erst näher, finden sich Differenzen ohne Ende. Derselbe Wille aber ist's, der Menschen und Blattformen bildet, und er weiß auch, warum und warum, ob alle verschieden, vor ihm alle gleich sind.

Neulich ist die alte Frau Rätin gestorben, der ich allwöchentlich aus ihrem Dante vorlas. Gute alte Seele! Ihre Wohnung haben sie geräumt und junges Volk haust darin. Wenn ich den Schloßweg heraufkomme und nach alter Gewohnheit zu den Fenstern hinaufschaue, gucken drei Köpfe hinter den Scheiben hervor, hübsche und häßliche, und alle mit lachenden Augen. Eine davon mit schwarzen Zöpfen möchte dir gleichen, wäre sie minder zierlich und hübsch. Der Vater läßt dich grüßen und die alte Dore. Sie klagt, seit du fort, lebe sie vereinsamt wie die Käuze im Walde. Ich sagte ihr, da lebe sie nicht schlecht, denn den Käuzen im Walde gehe nichts ab, hätten's viel besser, als — nun als die Käuze von Menschen in ihren vier Wänden. Was ist das für eine Art Kauz, dieser Rittberg? von dem die Zeitungen reden. Er streitet mit scharfen Waffen, wie lange wird das dauern. Freimut ist ein Geschoß, das zuerst meist den Schützen selber trifft. Du brauchst ihm das nicht wieder zu sagen; aber wenn du — was liegt daran? Glücklich, wen der ganze Außenweltkram nicht zu kümmern braucht, wie deinen — Bruder Hermann."

Vor diesem Brief saß Elisabeth und ließ die Feder antwortend über das Papier laufen. Ein Kamerad sprach zu dem anderen, nicht der Freund zum Freunde. Kameradschaft zur Freundschaft ist wie der jüngere Sohn des Hauses, der ohne Erb und Titelrecht, doch in den Gewohnheiten der Familie emporgewachsen.

Während des Schreibens hörte sie jemand die vordere Thüre öffnen und gleich darauf hereinkommen. Sie sah auf. Rittberg, der einen Tag früher als erwartet von seiner Reise heimgekehrt, stand vor ihr. „Was treibst du?" fragte er, da sie halb unbewußt das beschriebene Blatt schnell umgewendet hatte.

„Ich schrieb an Hermann."

„Ah so, an den Verehrer von Bruder."

„Nicht Verehrer," sagte sie, „nur Kamerad," und es mochte etwas wie Hochmut in ihrem Blick gestanden haben, denn er versetzte, halb verweisend:

„Und wenn er es wäre? Sollte das nicht erlaubt sein." Sie reichte ihm, statt der Antwort, Hermanns Brief. Während des Lesens sah er ein paarmal, mit einem Anflug von Neugier, zu ihr hin, den Schluß las er zweimal, dann legte er ohne etwas zu sagen, den Brief auf den Tisch und ging im Zimmer auf und nieder, die Uhr schlug fünf. „Wo ist Cornelia?" fragte er.

„Sie sind zusammen ausgefahren.“

Er antwortete nicht, sondern fuhr mit der Hand zerstreut über die Tasten des offenstehenden Flügels.

„Sei einmal Cornelia,“ sagte er, „und spiele die Symphonie mit mir durch.“

Elisabeth stand auf und suchte das Notenheft. Zusammen spielen war am Ende leichter, als ein Gespräch mit ihm unterhalten, dem die Stirn so voll Wolken stand.

Sie spielten und hatten sich bald miteinander in der entfesselten Tonwelt verloren; dann ließ Rittberg plötzlich die Hände ruhen, lehnte sich rückwärts an den Stuhl und sagte:

„Wie das wohl thut! die Leidenschaften bändigt, einschläfert. Kleine Meisterin,“ und er beugte sich vor, Elisabeth in das Gesicht zu blicken, „Wie du geschickt bist.“

Etwas wie ungläubige Verwunderung war in ihren Augen, doch wandte sie ruhig das Notenblatt.

Also weiter. Die Bändigung der Leidenschaften mußte nicht ganz erfolgt sein, denn, ehe sie noch zum Finale gekommen waren, hatte Rittberg das Spiel jäh abgebrochen, und saß, die Hände vor das Gesicht gelegt, in zusammengesunkener Haltung neben Elisabeth. Sie rührte sich nicht, hielt die Finger reglos auf den Tasten und wartete.

Die Schwere eines ungeheuren Druckes schien den Mann an ihrer Seite, seine stolze Gestalt und seinen mutigen Geist bis zur Ohnmacht geknickt zu haben, ihn, den Liebling des Glücks, wohin er immer kam. Es schnitt ihr ins Herz, ihn so zu sehen, und ihre Scheu bezwingend, rührte sie seine Schulter und rief leise seinen Namen.

Er richtete sich auf und wandte ihr sein Antlitz zu.

„Verzeihe,“ sagte er, seine Hand sanft auf die ihre legend. „Dein Hermann hat recht. Glücklich der Mann, den der Außenweltkram nichts zu kümmern braucht. Man wird müde, todesmüde und entzwei.“

Ihre stillen tapfern Augen sahen ihn durchschauend an.

„Glücklich mag der Mann sein, nachahmenswert und männlich ist er nicht.“

„Auch du Brutus?“ erwiderte er, und das Lächeln, das dabei um seine Lippen irrte, trieb ihr die Thränen in die Augen.

„Was ist denn geschehen? fragte sie.

„Geschehen?“ wiederholte er, „noch nichts. Aber was geschehen kann, wird — muß. Ich weiß nicht, ob du mich verstehen kannst, Babette, ob eine von euch Frauenseelen es vermag. Doch einerlei, es sei mit dir ein Versuch gemacht, ehe Cornelia . . .“

Er war aufgestanden und ging mit großen Schritten durchs Zimmer, gelegentlich einmal stehen bleibend, Elisabeth anschauend, dann den Blick wieder abwendend und so die Gedanken immer wieder in Worte zwingend.

Elisabeth saß noch immer am Flügel, aber den Stuhl herumgedreht, das ganze Gesicht: Anteil, Seele, Empfindung. „Heute bin ich zurückgekehrt, kaum weiß ich wie. Was der Kanzler im Sinne hatte, ahnte ich in diesem Umfange nicht. Er geht mit großen Entwürfen um, zu deren Durchführung es der Unterstützung einer starken Partei bedarf, die, wie er sagt, gewonnen werden muß, wäre es auch durch einen Kompromiß, durch vorläufige Zusicherungen an die Opposition. Eine solche Vereinbarung soll ich herbeiführen, der Lavierer in zwei Wassern, der Träger von zwei Gesichtern sein. — Du verstehst das, Babette?“

Sie nickte: „Treulos, treulos gegen sich selbst,“ sprach sie, ohne aufzusehen, vor sich hin.

„Nicht das harte Wort,“ fiel Rittberg hastig ein. — „Aber freilich, es wäre so und darum ist es unmöglich, nie möglich — nicht der großen Stunde, nicht dem großen Manne zulieb — und gelte es . . .“

„Den Ruhm von heute,“ sagte sie. „Was liegt daran.“

„Wenn es nur das wäre, was liegt daran,“ wiederholte er „aber — — Cornelia stürzt von ihren Hoffnungen und . . . wird das nicht verwinden.“

Elisabeth sah ihn mit einem Lächeln an, das ihr Gesicht ganz überzauberte. „Das glaubst du?“ sagte sie. „Was liebt denn eine Frau in dem Manne? Seine Stellung, seine Titel, seinen Tageserfolg, das ganze, zufällige, vergängliche Gehäuse, das die Persönlichkeit von außen umgibt? oder diese selbst, ihre Wahrhaftigkeit, die unzerbrechbare Größe des Charakters?“

Rittberg hörte ihr mit steigendem Entzücken zu.

„Was ich nicht zu hoffen gewagt, halte ich jetzt für möglich,“ sprach er — „und überdies — es gibt noch Lebenswege, seitab der großen Straße politischer Arbeit, Paradieseswege, die —“

„Zu gehen nur den Schwachen erlaubt ist," fiel Elisabeth ein. Die Besten und Berufenen harren aus und du bist ein Berufener."

Er hatte sich wieder neben sie gesetzt und in derselben Empfindung, daß nun keine Unterhaltung der verflossenen folgen dürfe, rührten beide zugleich die Tasten und spielten die Symphonie zu Ende, unter deren Schlußtakten Cornelia und Hildegard heimkehrten.

„Ludwig — Babette deine Partnerin?" Das Erstaunen machte sie fast sprachlos.

Rittberg erhob sich mit heiterer Miene. „Wir haben trefflich gespielt, nicht wahr Babette? Was sollten wir auch anfangen."

Cornelia gab ihm nicht Gelegenheit, während der ersten zehn Minuten ihr Gesicht zu sehen; sie legte Hut und Handschuhe ab und brachte vor dem Spiegel ihre Frisur so umständlich in Ordnung, als würde sie nie damit zu Ende kommen.

„Könnten wir nicht Licht haben, Babette?"

Elisabeth ging hinaus, die Lampe zu holen, und als sie dann alle um den Tisch im kleinen Salon versammelt waren, mußte Rittberg berichten. War alles gut und nach Wunsch gegangen? — die Resultate zweckentsprechende? „Nicht ganz", berichtete er. „Der Mann windet einem die Seele und den Willen aus der Brust, daß man sie von sich weichen fühlt, wie Schlemihl seinen Schatten und, seines Ichs entblößt, in willenloser Nacktheit vor ihm steht, der keinen Widerstand erträgt. — Ich fürchte, es gibt zur Wahrung der eignen Wesenheit nur eine Rettung — schneller und völliger Rückzug — Abbruch."

Cornelia hob die feinen Augenbrauen ein wenig und öffnete die Augen so weit, daß sie wie große, schöne Sterne auf ihn einstrahlten, dann sagte sie:

„Uebertreibe nicht Ludwig, in den Hauptstücken muß doch Uebereinstimmung von selber statthaben."

„Nur, daß es für den Aristokraten echten Schlages, bei welchem gestern und heute, That und Gesinnung, aus einem Gusse sind, keine Haupt- und Nebenstücke gibt. — Die Geister der Verneinung, denen wir heute winken würden, weil wir sie zu brauchen meinen, werden wir morgen nicht mehr los — nie mehr los."

„Bitte, und was ist mit solcher Principienreiterei gewonnen?" fragte Cornelia. „Mit diesem Isoliersystem, das aus Staatsmännern Säulenheilige macht?"

„Die Achtung vor dem sittlichen Charakter, der sich nicht brauchen läßt zu Zwecken, die ihm verderblich scheinen; aber," und er zuckte die Achseln, „wer so fragen kann, dem ist, fürchte ich, schwer begreiflich zu machen, was ich meine."

Cornelia wurde bis zu den Schläfen rot. „Möglich!" versetzte sie. „Um so klarer begreift er sodann, was in Gefahr des Verlorengehens steht. Für dich so ziemlich alles. Die einflußreiche Stellung, die dem gemeinen Streber wie dem uneigennützigen Idealisten gleich schätzbar sein muß, denn ohne sie steht jeder mit gebundenen Händen, die Zugehörigkeit zu den Ersten der Gesellschaft, der ganze große Zuschnitt des Lebens, den niemand missen mag, der unter glänzenden Gewohnheiten gelebt oder sich dafür bestimmt fühlt. Am Ende kommt auch für das Wohl der Gesamtheit viel weniger darauf an, daß gewisse abstrakte Ideen zur Herrschaft gelangen, sondern Persönlichkeiten, denen große Kräfte in die Wiege gebunden."

„Wer wollte das bestreiten!" sagte Rittberg. „Die Möglichkeit, hohe Werte opfern zu müssen, bringt ja eben den Konflikt — das schneidende: Entweder — oder —"

„Ich hoffe, es handelt sich für Sie nicht um solch ‚entweder — oder', lieber Rittberg," sagte Frau v. Hammer ängstlich. „Welche Bedingungen wurden gestellt?"

„Noch keine," erwiderte er. „Alles nur Möglichkeiten, Präliminarien — die erst die Folgezeit bestätigen mag."

Er schwieg. Es war ihm lieb, diese Fragen berührt zu sehen, sie heute zum Austrag zu bringen, trug er berechtigte Scheu.

Von der Taffetschürze Hildegards glitt die kleine Stickschere und fiel neben Rittberg auf den Teppich.

Beide zugleich bückten sich darnach, so daß die Köpfe einander berührten. Hildegard zwickte ihn leicht am Ohr.

„Prends-garde," flüsterte sie, „Cornelia ist verstimmt."

Er sah ernsten Auges zu Cornelia hinüber, deren Lippen sich fest zusammenschlossen, während die rechte unablässig den bunten Seidenfaden durch den Stramin zog.

Sie war verstimmt und meinte zwiefachen Grund dafür zu haben.

Sechstes Kapitel.

In welchem einer gegen den Strom treibt.

In der großen Stadt braust der Strom öffentlicher Tagesereignisse so rücksichtslos über Ebbe und Flut des Einzellebens hin, daß die veränderte Strömung des letzteren, selbst von den Nächststehenden kaum bemerkt wird. Elisabeths Innenleben war unbemerkt verändert. Seit der, mit Rittberg am Klavier verbrachten Stunde, hatte es die Achse gefunden, um die der Tag sich drehte und alle Zwecklosigkeit und Inhaltsleere war dem Geistesrapport gewichen, der seitdem zwischen ihnen bestand. Uneingestanden brach derselbe doch immer wieder, wie Flämmchen ein und desselben Feuers hervor, die an verschiedenen Stellen zugleich aufleuchten, ineinander fließen und zuckend wieder verschwinden. Elisabeth lernte so sehr Rittbergs Gedanken denken, daß sie anfing sich in seinen Worten auszudrücken, in dem Reflex seines Geistes die politische, litterarische und gesellschaftliche Welt von Berlin sah und sie nun erst bedeutend genug fand, Vaterhaus und Heimat darüber zu vergessen.

Rittberg aber, dessen Wesen aller Tändelei fremd, mochte sich der Resonanz, die jede seiner Stimmungen in diesem feinen, weiblichen Verstande fand, wohl bewußt geworden sein, denn auch er gewöhnte sich daran, im Gespräch mit anderen ihren Blick zu suchen, bei dem Anlaß plötzlicher Erregung nach ihr sich umzuwenden, einen Wortstreit, mit der halb ernst, halb scherzhaft hingeworfenen Frage zu enden: Was sagt denn unsere Babette dazu?

Kein Tag jetzt, an dem er nicht zwei, oft dreimal zu Cornelia kam und fast immer eilig, oft bis zur Erschöpfung abgespannt, nur wenige Minuten verweilend, als habe er nur das schöne Bild der geliebten Gestalt in den Kampf des Tages hinausnehmen wollen. „Zeus im Donnergewölk" nannte ihn Cornelia und strich mit der samten Hand über seine Stirn. Daß es nicht nur Ueberanstrengung, sondern ein innerer Kampf war, der ihn zerarbeitete, wollte oder konnte sie nicht sehen. Die Wiedereinberufung des Reichstages nach den Ferien stand bevor, und die Vorarbeiten in den Ministerbureaus und Fraktionssitzungen häuften sich.

„Wir werden bald nichts mehr von Rittberg haben," sagte Frau v. Hammer bedauernd.

„Seit vier Wochen kein Theater mit uns besucht," schalt Hildegard. „Wenn ich Cornelia wäre . . ."

„Würdest du den Staatsmann und seine große Zukunft dem Galanteriedienst des Liebhabers opfern wollen," versetzte Cornelia mit jener stolzen Bewegung des Kopfes, die ihrer vornehmen Schönheit so gut stand. „Du wirst weise thun, bei zukünftiger Wahl etwas abwärts zu greifen, wir aber — werden uns dann am festesten verbunden fühlen, wenn wir ganz oben stehen, zu unseren Füßen all den Spießbürgerkram kleiner Verhältnisse." Sie legte ihre Hand auf Rittbergs Schulter und das Gesicht dagegen, so daß ihr duftendes Haar fast seine Wange berührte. Ein leises Zittern ging durch seinen Körper und unwillkürlich suchte er den Blick Elisabeths.

Das Gespräch wurde durch einen Bekannten unterbrochen, der Rittberg zu einer Sitzung abzuholen kam.

„Was haben Sie da?" fragte Cornelia.

„Eine Broschüre, mein gnädiges Fräulein, vom neuesten Datum. ‚Gegen den Strom' ist der Titel. Es werden beachtenswerte Fragen darin diskutiert. Sie kennen vermutlich den Inhalt, Rittberg?"

„Lassen Sie uns etwas hören," war Rittbergs ausweichende Antwort.

Nach einer Erlaubnisbitte an die Damen, las der andere Bruchstücke vor. Zuschlagende, tiefgreifende, weithin treffende Anträge in der schönsten durchsichtigsten Sprache krystallisiert. Wer konnte? . . . .

„Rittberg," rief Elisabeth. „Das sind seine Gedanken."

„Was sagen Sie, meine Gnädigste?" fragte der Vorlesende und sah mit seinen höflich fragenden Augen etwas erstaunt auf Elisabeth, die erschrocken schwieg, als sie Rittbergs bestürzten Ausdruck wahrgenommen.

„O nichts, ich wollte nur fragen, ich dachte" — sie schien vor großer Verwirrung nicht weiter zu können und man lächelte über ihre Verlegenheit, ohne dem vorhin entschlüpften Worte nachzugehen!

„Wir müssen wohl aufbrechen," sagte Rittberg.

„Haben wir morgen die Ehre?" fragte Hildegard.

„Ah so, der Ball beim Gesandten. Ja ich hole euch."

In dem Hin und Her des Verabschiedens gelang es ihm, Elisabeth einen Moment im Vorzimmer fest zu halten.

„Babette!“ flüsterte er. „Silentium“ und drückte die Hand auf ihre Lippen. Die klugen, dunklen Augen darüber sahen ihn mit so rührend-stummer Bitte um Vergebung an, daß er wider Willen lächeln mußte.

Am folgenden Abende stand Cornelia, die erste, welche ihre Toilette beendet, vor dem Spiegel im Salon, als Rittberg erschien. „Wie war es im Reichstag? hast du gesprochen?“ fragte sie, ohne zu hören, was er antwortete.

Und er wieder verlor sich in dem Anblick ihrer hinreißenden Schönheit, ohne den reichen Anzug zu beachten, den pfirsichfarbenen Atlas, geschmückt mit tiefdunkeln sametweichen Rosen. Als Elisabeth Frau v. Hammer in den wolligen Mantel hüllte, flüsterte ihr diese ins Ohr. „Er und sie — das schönste Paar.“

Sie hatte recht. Der schönste Mann, das schönste Mädchen. Und so groß ist die Macht des Schönen, daß bei dem Erscheinen jener beiden, für einen Augenblick das Interesse aller von dem Entzücken über ihren Anblick verschlungen wurde.

Leider nur für einen Augenblick. Dann machte Cornelia eine ganz neue Erfahrung, eine, auf die sie so wenig vorbereitet war, als sie dieselbe überhaupt für möglich gehalten.

Um sie herum wurde es leer, blieb es leer; ein Ring von Kälte, von absichtlichem Gemiedenwerden seitens der Gesellschaft, umgab sie. Es war, als seien die Intimsten mit einem Male blind und taub geworden, hätten das Gedächtnis verloren.

Das ist die kluge Vorsicht, welche die erste Gesellschaft dem in Ungnade Gefallenen gegenüber schnell besonnen auszuüben pflegt.

Cornelia brauchte nicht mehr zu fragen; auch ohne den verstohlenen Händedruck zu bemerken, den hier und da einer mit Rittberg wechselte, wußte sie nun, daß er im Reichstage gesprochen und in welchem Sinne daß der Würfel gefallen war.

Elisabeth war früh zu Bette gegangen und hörte mit Verwunderung, daß der Wagen schon vor Mitternacht zurückkehrte. Sie hatte anfangs nicht schlafen können unter dem Bemühen, sich die einzelnen Sätze jener Broschüre zurückzurufen, sie mit Rittbergs gesprochenen Worten zu vergleichen. Als sie dann eingeschlafen war, wandelte ein Traum alles in sinnlich belebte Vorstellung. Sie sah einen wirklichen Strom, wilder als der Waldbach daheim vor ihrem Fenster und einen Schwimmer darin, der mit Wassern kämpfte. Der Schwimmer war Rittberg.

Aus solchem Traum weckte sie das Rollen des Wagens auf der Rampe vor dem Hause. So früh? Sie hörte die Schritte der Heimkehrenden auf der Treppe und daß Rittberg — mit herauf kam.

Der kleine Salon lag unter dem Schlafzimmer und der Klang lebhafter Stimmen drang von dort zu ihr hinauf. Cornelias Stimme, immer leidenschaftlicher, heftiger werdend, zuletzt in Weinen endend, dazwischen Rittberg, sein Reden und sein Auf- und Niedergehn, endlich das Zufallen einer Thüre und wie jemand das Haus verließ. Noch eine Stunde verging, bevor Cornelia und Hildegard heraufkamen, aber dann hatte Elisabeth, wiewohl das Herz ihr bis an den Hals hinauf klopfte, nicht den Mut eine Frage zu thun oder die Augen zu öffnen.

Siebentes Kapitel.

In welchem zwei Meteore auseinanderfahren und Elisabeth alles mit ansehen muß.

Der nächste Tag verging, ohne daß Rittberg sich sehen ließ. Cornelia hatte schon am frühen Morgen einen Brief an ihn geschrieben, der ihre Wangen glühen und ihre Augen brennen gemacht, dann war sie in voller Toilette ausgefahren. „Ich gebe noch nichts verloren“, unter diesen Worten einer unruhigen Siegeshoffnung hatte sie Frau v. Hammer beim Fortgehen zugelächelt, während Hildegard den entzückenden Kopf auf die Blumensträuße in ihrem Fenster bückte und vor sich hinsprach: „Gott schütze einen vor solchen Aufgaben.“ — Weiteres wurde nicht gesagt und Elisabeth war zu stolz und zu bescheiden, um Fragen zu thun.

„Wollen wir zur Gemäldeausstellung, Babette?“

Sie gingen und brachten so den Tag hin, Cornelia mit wiederholten Besuchen, von denen sie in schlecht verhehlter Aufregung zurückkam, Hildegard mit Bemühungen, ein und das andere Vergnügen zu erhaschen und Elisabeth unter folterndem Angstgefühl. Sie hatte unterwegs in einer Buchhandlung die Broschüre „Gegen den Strom“ gekauft, dieselbe in der Dämmerung für sich gelesen, dann eingesiegelt und an Hermann geschickt.

Während dieser Beschäftigung hörte sie Cornelia im Nebenzimmer sagen:

„Laß nur, Mama. Es muß nun dabei bleiben, er hat die Wahl: entweder — oder —"

Am folgenden Morgen dann, als Cornelia und Elisabeth zusammen französisch lernten, kam Rittberg.

Sein Gesicht war blaß, mit tiefliegenden, fieberhaften Augen, die Bewegung, mit welcher er Cornelia einen Brief reichte, sonderbar gespannt.

Aus Cornelias emporgewandtem Antlitz sahen ihn zwei schicksalfragende Augen eine Sekunde forschend an, dann senkte sie das Gesicht und las die Aufschrift:

„An den Ministerialrat Freiherrn Ludwig v. Rittberg."

„Ludwig?" fragte sie mit beklommener Stimme.

Er deutete schweigend auf den Brief und daß sie lesen solle, während er selber zu Elisabeth an das Fenster trat.

„Entlassung," sagte er leise und hielt, da sie eine Bewegung des Fortgehens machte, ihre Hand fest, vielleicht ohne zu wissen, daß er das that.

„Also Entlassung, sans façon," sagte nun auch und lauter Cornelias Stimme. „Ich gratuliere, Herr v. Rittberg. — Vermutlich keine Ueberraschung?"

„Nein," sagte er. „Ich sah es kommen und fühle mich befreit, am Ende aller Zweifel, die länger nicht zu tragen waren."

Cornelia zuckte die Achseln. „Das ist Geschmackssache," sagte sie kalt. „Schulknabengefühle beim Ferienbeginn. Ich bedaure, kein Verständnis dafür zu haben."

„Cornelia, du beleidigst mich."

Sie hob den Blick und als sie sein verstörtes, schmerzgespanntes Gesicht sah, ging auch durch das ihre eine zuckende Bewegung.

„Nein," sagte sie. „Keine Beleidigungen, es ist genug, daß wir einander nicht verstehen. Daß wir es glaubten, war ein Irrtum, wie — alles — wie unsere Verlobung. Was nun?"

„Was nun?" Er stockte einen Moment, sein Atem ging und die heiße Blutwelle schoß in sein Gesicht, während seine Augen unverwandt auf ihr ruhten.

„Cornelia," sagte er, „du mußt es mir schon glauben, daß ich nicht anders handeln konnte, daß diese Entlassung meinen Charakter und meinen Mannesmut verbrieft. Ich habe nach außen Glänzendes verloren: Stellung, Einfluß, Reichtum, wenigstens einstweilen; das ist viel, aber es ist nicht das höchste — letzte — und es kann wieder gewonnen werden. Das höchste und, einmal verloren, Unwiederbringliche, ist unverändert mein: Gewissen, Ehre, Selbstachtung und du — du und deine Liebe." Das letzte sprach er erst zögernd, um es dann mit voller Leidenschaft und all dem zärtlichen Entzünden, dessen seine warme Seele fähig war, zu wiederholen, „du Cornelia und deine Liebe."

Sie erwiderte nichts und er fuhr fort:

„Ich glaube an diese Liebe, darum mute ich ihr Großes zu, das größte vielleicht jetzt, da ich dich bitte, einen kühnen Schritt zu thun, einen, der unser würdig. Laß uns jetzt heiraten und dann Berlin verlassen und nach der Schweiz gehen, dort bleiben bis —" Er hielt an, seine vertrauende Redlichkeit wollte ihn verleiten, das letzte, noch ungesprochene Bekenntnis auszusprechen, aber ein Blick auf ihr stummes, unbewegtes Aussehen hielt ihn zurück.

„Cornelia," rief er mit glockentönender Stimme und streckte die Arme vor sich hin. „Es ist kein elender Schiffbrüchiger mit zerschlagenen Kräften und gebrochenem Mute, der dich bittet, ihm zu folgen. Es ist ein Mann mit allen Mitteln, Leibes und der Seele, der es mit dem Leben und seinen Kämpfen aufnehmen kann und will und ein Mann, der zu lieben weiß, dem du die geliebteste Frau aller Frauen bist."

So stand er hochaufgerichtet, ein Bild herrlicher Kraft und männlicher Schönheit vor ihr.

In ihrem Gesichte kam und ging die Farbe.

„In deiner Hand lag die Wahl," sagte sie, „dein Götze, Eigensinn und Mannestrotz auf der einen, deine Stellung, deine Liebe auf der anderen Seite, du hast gewählt. Ob du so hast wählen müssen, ob ein Mann es darf, der nicht mehr allein steht, magst du, der Unfehlbare, entscheiden. Ich klage dich an, daß du mich getäuscht hast, schwer getäuscht, denn du kanntest mich, du weißt, daß ich von dem Strohfeuer ein paar aufgeregter Scenen nicht zu leben vermag.

„Hundert Mädchen mag es geben, die sich beglückt und willig finden, mit dir in irgend einem Paradiese ein Idyll zu träumen, hundert andere, die sich fraglos zu jener Touristenexistenz herbeilassen, bei welcher man zur bloßen Nummer für Hotelkellner und Bahnhofsbeamte wird. Ich kann es nicht, will es nicht."

Sie war aufgestanden und streckte nun gleichfalls die Arme von sich, die königliche Gestalt



aufrichtend und das vornehme Gesicht von innerer Glut durchstrahlt.

„Es ist kein vergessenes, bleichsüchtiges Gänseblümchen, mit den kranken Gefühlen und dem kleinen, in häuslicher Enge verkrümmten Geiste einer Nähterin, das du zu lieben das Unglück hast; es ist eine Frauennatur mit allen Gaben ausgestattet und mit dem ehrgeizigen Verlangen, nach einer Stätte, dieselben fürstlich zu entfalten."

Wie sie so vor ihm stand, in der unbarmherzigen Pracht ihrer Mädchenschönheit, übermannte ihn die Leidenschaft vollends.

„Ja," rief er, „das bist du, die Fürstin der Frauen, die einzige, und mich traf das Unglück, dich zu lieben." Ehe sie es hindern konnte, hatte er ihre Hand gefaßt und lag, das glühende Gesicht darauf gedrückt, vor Cornelia auf den Knieen.

Sie brauchte alle ihre Kraft, diesem Ausbruche der Leidenschaft und Verzweiflung zu widerstehen.

„Du thust mir weh," sagte sie, „bitte, jetzt keine Gewalt," und sie versuchte ihre Hände fortzuziehen.

Er gab sie frei. „Gewalt, Cornelia? Ich besaß deine Liebe nie," und, wie wenn sie ein Rätsel wäre, das er zu lösen habe, sah er sie mit düsterem Schmerze an.

„Was liebt denn eine Frau in dem Manne? Was war es doch, Babette?" Seine Blicke gingen im Zimmer umher, blieben einen Augenblick mit starrem Ausdrucke auf Elisabeth, die wie gelähmt im Fenster gestanden, haften, dann lächelte er, ein bitteres, stolzes Lächeln, verneigte sich und hatte das Zimmer, gleich darauf das Haus verlassen.

Bei dem Schalle der zufallenden Hausthüre fuhr Elisabeth zusammen und sah mit scheuen, erschrockenen Augen zu Cornelia hin, die noch immer regungslos mitten im Zimmer stand.

„O, was thatest du, Cornelia — wie . . ."

Aber sie kam nicht weiter, denn Cornelia hatte mit heftiger Bewegung ihr die Lippen verschlossen.

Die Hand und auch die Stimme war todeskalt, als sie sagte:

„Still, der Vorhang ist gefallen. — Das war nichts für dich," und sie schob sie rasch und gebietend aus der Thüre.

Nein, es war nichts für Elisabeth; das empfand sie an dem Fieberschauer, der ihren Körper wiederholt schüttelte und an dem nervösen Schrecken, mit dem sie bei jedem unvermuteten Geräusch im Hause zusammenfuhr. Und der Vorhang war noch nicht ganz gefallen.

Zwar ging das Tagesleben in gewaltsam erhaltener äußerer Glätte bis zum Abend hin. Cornelia war zu stolz, Frau v. Hammer zu angegriffen und Hildegard zu gleichgültig, die innere Erregung zum Gegenstand des Gespräches zu machen, jetzt, da nichts mehr zu ändern war. Frau v. Hammer ging bald nach Tisch zu Bette, Hildegard fuhr ins Theater und Cornelia blieb mit Elisabeth in dem Wohnzimmer allein. Das anfangs künstlich hingesponnene Gespräch zwischen ihnen erlosch bald von selbst. Cornelia saß vor dem Kaminfeuer im Lehnstuhl, die Lider sanken ihr über die glänzenden Augensterne, während sie schweigend ein um das anderemal den Seidenfaden durch die Stickerei zog; dann blitzte im Schein des Kaminfeuers das Gestein des Ringes an der auf- und abfahrenden Hand und schimmerten die Purpur- und Goldsträhnen ihrer Stickarbeit. Welch farbenreiches Bild! Tizians Tochter in Jugendfülle.

Elisabeth war in Betrachtung dieses Bildes versunken, das sie nicht mehr ohne Bezug zu der leidenschaftlichen Scene am Morgen zu denken vermochte. Cornelia erschien ihr mehr als je liebens- und hassenswert, anbetungs- und verehrungswürdig zugleich und völlig unbegreiflich.

Als sie jetzt den Blick hob und halb lächelnd sagte:

„Zehn Uhr, Posa nimmt Abschied von der Königin, Hildegard wird gleich hier sein", meinte Elisabeth, den widerspruchsvollen Trotz dieser Komödie nicht ertragen zu können. Also daran dachte Cornelia? An Posa und das Theater, während sie an den verhaltenen Thränen um Rittberg zu ersticken glaubte. Sie stand auf und verließ das Zimmer. Im Flur sah sie jemand eben die Treppe vorsichtig heraufkommen, hohen Wuchses, die Gestalt in einen Mantel gehüllt. „Still," sagte Rittberg, Elisabeth erkennend, „still! Nur einmal noch sie sehen, ich müßte sterben ohne das," und an der Erschrockenen vorbeigleitend, trat er durch die halbgeöffnete Thür, deren Griff sie noch in der Hand hielt, in das dunkle Vorzimmer. Dort blieb er, an die Wand gelehnt, regungslos stehen, mit brennenden Augen Cornelias Gestalt umfassend, als wolle sein trunkener Blick sie ewig halten. Aber da machte sie im Lehnstuhl eine leichte Bewegung und wandte das Gesicht mit fein zu-

sammengezogenen Brauen, wie in leichter Spannung zur Thüre.

Ein Schauer des Erwachens ging durch seinen Körper, und er preßte beide Hände vor das Gesicht. Es war dieselbe Haltung, in der Elisabeth ihn schon einmal gesehen, derselbe Sturm, der über ihn hinfuhr und seinen Körper in verhaltenem Schmerz zusammenkrümmte, ohne daß ein Laut, ein Stöhnen über die Lippen drang, und wie schon einmal, nannte sie, leise weckend, seinen Namen.

Er fuhr auf, breitete die Arme Cornelias beleuchteter Gestalt entgegen und wandte sich dann zum Gehen.

In der Thüre fiel sein Blick auf Elisabeth, die mit zitternden Knieen gegen den Pfosten lehnte; heftig schloß er sie in seine Arme, drückte sie an sich — und ließ sie dann.

„Leb wohl! lebt wohl!“ rief er. Es klang wie der Schrei des todwunden Wildes; schon war er die Treppe hinunter.

Elisabeth schwanden die Sinne. Außer sich wollte sie ihm nach, stürzte sich aber statt dessen in das Zimmer, Cornelia entgegen, die den Ruf gehört.

„Was hast du?“ rief sie. „Um Gottes willen, Babette?“

Rittbergs Name war alles, was die zitternden Lippen Elisabeths noch hervorbrachten. Wie zerbrochen in allen Gliedern, krampfhaft schluchzend, fiel sie bewußtlos zu Cornelias Füßen auf den Teppich nieder.

Achtes Kapitel.

In welchem ein edles Gerät nur auf seinen Nutzwert angesehen wird.

Elisabeth war wieder daheim.

„Mein Himmel, unsere gute Elisabeth, unsere,“ sagte die alte Dore und befaßte mit täppisch einfältigen Fingern den Wollenstoff von Elisabeths Kleide, das jetzt unverkürzt bis zur Erde hing und sich oben um voller gerundete Schultern legte.

„Ein ganzes Jahr,“ fuhr die Alte fort. „Ein ganzes, Elisabethchen, mein Himmel.“ Sie mußte jetzt zu der größer Gewordenen emporsehen und that das, zu Elisabeths Unbehagen, beständig unter starrendem Verwundern und Selbstgesprächen, ohne mit sich ins Reine zu kommen, was denn eigentlich in Elisabeths Gesicht vorgegangen war. Nichts, als daß die Stadtluft aus dem Sonnenbraun desselben einen matten Elfenbeinschimmer gemacht, der denn freilich zu Haar und Augen schöner stimmte. „Schon gut, laß nur!“ sagte diese und nahm der Achtlosen sachte des Vaters Trinkglas aus der Hand, das sie im Begriff gewesen, neben die Tischkante zu stellen. Ein ganzes Jahr, und doch war es gleich anfangs wieder, als sei sie nie fortgewesen, so sachte glitt die Kette, daran der kleine Haushalt lief, durch ihre stillen thätigen Hände. Am zweiten Tage schon ging sie wie sonst dem Vater zur Stadt entgegen, wartete aber diesmal nicht vor dem Thore, sondern klopfte vorher an Hermanns Thüre. Er fuhr aus seiner Sonderlingswelt auf und starrte mit unbeschreiblichem Erstaunen dem ungewohnten Damenbesuch entgegen.

„Ach Elisabeth!“ sagte er dann verlegen, nachdem er sie erkannte, „du bist es wieder, hast dich wieder zurückgefunden.“ Sie nickte. „Wie geht es dir?“ fragte sie. „Ich danke dir jetzt für die Briefe, welche du mir geschrieben, die auch Cornelia und Hildegard mit Anteil gelesen haben.“ Er lächelte sehr befriedigt; dann fragte er nach Elisabeths Cousinen, sie sollte ein Bild entwerfen, das die Unbekannten deutlich male.

Sie schüttelte den Kopf. „Worte sind zu arm, dem Unbekannten den Verein von Schönheit und Talent zu schildern, der diesen Sonntagskindern mitgegeben,“ sagte sie.

Er blickte sie erstaunt an. „So unbeschreiblich?“ sagte er nachdenklich und dann nach einer Weile:

„Ja, es gibt Schau- und Prachtgeräte zur Augenweide bei dem Festmahl des Lebens bestimmt, damit die Freude nicht aus der Welt schwindet und dann gibt es andere Gefäße, die einfach dem Nutzen dienen und in ihrer Art auch wert sind.“ Er sah sie an und Elisabeth verstand ihn.

Ein Gefäß, nicht zur Augenweide, damit die Freude nicht aus dem Leben schwände, sondern zum Nutzen bestimmt. Das war es.

Sie hatte das Gesicht abgewendet und betrachtete, wie damals beim Abschiede, die Gegenstände im Zimmer, die ihr heute wie verlebter Trödelkram erschienen, ließ sich geduldig den Zweck neu von Hermann konstruierter Instrumente erklären und blieb zuletzt mit den halb abwesenden Blicken an dem Schreibtisch haften, auf dessen Platte unter anderen Schriftstücken ein kleines Heft gerade soweit den verstaubten

...chlag verschob, daß man die Titelworte „Ge-
...den Strom“ lesen konnte. Elisabeths Hand
...te sich unwillkürlich aus.

Hermann sah es, und auf die Broschüre mit
... Finger tippend, fragte er lächelnd:

„Nicht übel dies! Weißt doch, wer es ge-
...eben?“

„Weißt du es?“ gab sie zurück.

„Rittberg!“ sagte er.

Elisabeth hatte sich gesetzt und er stand vor
... die Schöße seines auseinander wallenden
...rockes über den spitzen Knieen zusammen-
...gend. „Es hat ziemlich lange gedauert,
... sie das herausgewittert haben, nun aber
...den die paar Wahrheiten auf den paar Blät-
... wohl herhalten müssen, dem Manne am
...g zu flicken. Er hat das vielleicht voraus-
...hen, und wartet den Ausgang aus sicherer
...ne ab. Aber es scheint, du weißt das nicht
...al, Elisabeth?“

Ihre Augen waren zu groß und aufmerksam
...orden, während er sprach; jetzt schrak sie leise
...mmen und sagte:

„Wie sollte ich? Du weißt, ich habe Tante
...mmer in ein Bad begleitet, da haben wir die
...t aus dem Gesicht verloren.“

„So.“ Er kramte unter seinen Scharteken.

„Wo ist Herr v. Rittberg jetzt?“ fragte
...sabeth.

„In der Schweiz, wenn die Zeitungen nicht
...en.“

Sie sah an Hermann vorbei durch die Fenster
... Leere, während sie sagte: „Könnten wir den
...ter nicht dazu bringen, sein Sachwalter zu
...den.“ —

„Wir? den Vater? sein Verteidiger? Wo-
... sprichst du, Elisabeth? Was kümmern uns
... Händel?“ Er lachte. Sie stand auf. „Adieu
...mann, auf Wiedersehen.“

„Kommst du Sonntag?“ fragte er.

„Ich weiß nicht, vielleicht.“

Sie kam nicht mehr Sonntags, und an an-
...en Tagen nur, wenn sie in Sorgen der Wirt-
...aft oder Geschäften des Vaters ohnehin zum
...ädtchen hinab mußte. Auf einen Augenblick
...t sie dann in Hermanns Stube und erbat ein
...ch oder einen Rat von ihm, oder, was noch
...ter vorkam, räumte mit ihrem feineren Ver-
...nde etwas in dem wuchernden Ideenbeet auf,
...rin sich der wunderliche Mensch mehr und
...hr verstrickte.

Dem Vater gegenüber blieb sie das, einzig
dem Nutzen bestimmte Gerät, dessen sich der
älter werdende bei jeder Gelegenheit bediente,
nicht allein für die geringfügigen Mühen des
Haushaltes, sondern auch in dem schwierigeren
Geschäfte der Finanzverwaltung und der Kor-
rektur mathematischer Arbeiten.

„Du bist ein ganz gewandter Praktikus,“
sagte er. „Gottlob, daß ich dich soweit gebracht.“

Das war die Stunde, in der Elisabeth den
Gutgelaunten auf Rittberg brachte und ob er
nicht bei der bevorstehenden Anklage desselben,
wegen Preßvergehen des Verklagten Sache füh-
ren wolle. Der alte Justizrat kniff die weißen
Brauen zusammen, steckte das Kinn in die hohle
Hand und saß eine Weile nachdenkend, ohne
etwas anderes zu sagen als: „Interessanter
Fall, interessanter Fall.“ Am Abend erbat
er sich die Broschüre „Gegen den Strom“. Am
nächsten Abend, eine Charakteristik des Ver-
fassers, den Elisabeth ja wohl kennen gelernt
habe.

Dann erfuhr sie nichts mehr, bis der Vater
einige Wochen später den Bescheid gab, daß er
einige Tage abwesend sein werde, nach Berlin
hinüber müsse in der Sache dieses Rittberg, die
jetzt zur Entscheidung komme.

Elisabeth fragte nur, ob Rittberg auch dort
sein werde.

„Nein,“ sagte der Vater, „ich bin sein Be-
vollmächtigter.“

Später erfuhr sie dann durch die Zeitungen
von der glänzenden Verteidigung und der völli-
gen freisprechenden Rechtfertigung des Ange-
klagten infolge dieser Verteidigung. Der alte
Justizrat ließ Elisabeth wie hundertmal vorher,
allein in dem weltentlegenen Waldhause zurück
und machte halb verwunderte Augen, als ihm
unterwegs eine Reisegefährtin aus dem Städt-
chen den indirekten Vorwurf hinwarf.

„Wie lebt Ihre Elisabeth einsam, ohne
Jugend und Jugendlust.“

„Warum das?“ fragte er halb ironisch. „Sie
ist gesund und hat sich nie beklagt; überdies
schaffen sich Mädchen so ihre besonderen Freuden.“

Einen einzigen Zettel, mit wenig Zeilen
seiner krausen Schrift, erhielt Elisabeth von dem
Abwesenden, des Inhalts: „Ich vergaß beim
Fortgehen mitzuteilen, daß deine Brüder in acht
Tagen kommen, richte die Kammern zu. Jeden-
falls werde ich einen Tag früher zurück sein.“

So geschah es. Elisabeth lehnte in der
Thür des Hauses auf der bergschönen Terrasse.

Es war an einem goldnen Sommersonnentag; sie stand ja selbst darin in Blüte und Empfindung, und so harrte sie nach langer Zeit zum erstenmal wieder auf die Heimkehr der lustigen Genossen ihrer Kindheit. In langer Trennungszeit vergißt man wie einer ist, und da sie nun über den Wiesenweg kamen, die Brücke überspringend, eine Welt von Lebenslust in den Augen und in jeder Bewegung, da schien ein reicher voller Strom davon endlich auch für Elisabeth zu fluten, daß sie meinte, ihm unter Lachen und Weinen die Arme entgegen breiten zu müssen. So stand sie in herzklopfender Erwartung.

„Vivat, Elisabeth!" riefen die Stimmen der beiden Studenten von weitem, dann waren sie da, küßten Elisabeth flüchtig und achtlos, wie ihre Art, neckten die alte Dore, schwatzten, lachten, lockten den großen Hund, alles in einem Atem, alles in gleicher Weise.

Erich, den Elisabeth besonders geliebt, war es, der zuerst darauf kam, sie näher zu betrachten.

„Seht! Elisabeth will eine Schönheit aus sich machen," rief er halb spottend, und faßte eine von den Locken, die ihr, von seidener Bandschleife gehalten, lang über den Rücken fielen. „Tannenzapfen, die von den Bäumen geliehen," fuhr er fort, so daß auch der Vater lächeln mußte, der bisher nicht einmal gewußt hatte, wie Elisabeth das Haar trug.

Sie aber wurde rot bis zu den Schläfen und hatte die Empfindung, als habe ihre Hand sich nach dem ausgestreckt, was ihr versagt, und als geschehe ihr mit allem Spott nur recht. Am nächsten Morgen waren die Locken glatt gekämmt und zu schweren Zöpfen festgesteckt. Kein flatterndes Band, nicht das geringste Schmuckstück zierte mehr den schlichten Anzug. Elisabeth sah nun älter aus, und doch so, als habe ihre Seelengestalt die ihr natürliche harmonische Hülle gefunden, als sei nun beides, Form und Gehalt den farblos stillen Nachtviolen gleich, deren Blumenschönheit im Licht des Tages keine zu sein scheint, deren starker, süßer Duft aber den späten Wanderer wundersam umfängt, die Nachtigall zu ihren Liedern stimmt und sich beim Morgennahen wieder, wie ein verschwiegenes Rätsel, scheu verbirgt. Eine Wald- oder Feldblume blieb seitdem der einzige Farbenschein, den Elisabeth an Haar und Busen trug und auch diesen nur selten, nur wie zufällig, im Vorübergehen aufgelesen und liebend vor Zerstörung dort geborgen.

Für die nächste Zeit wurde es jetzt im Waldhause und im Städtchen lebendig, denn Elisabeths Brüder waren, wohin sie immer kamen, die geborenen Quellenfinder des Vergnügens, des eignen Vergnügens, versteht sich, in erster Linie. Elisabeth wurde, besonders, wenn der Vater nicht zu Haus war, gebeten, den Tisch draußen unter den Tannen herzurichten, mit goldenem Wein und vielem Bier zu besetzen, mit Blumenschmuck zu kränzen. Kam dann die Freundesschar zur Tafelrunde in der Sommernacht zusammen, welche Lieder stiegen zu den Baumwipfeln empor, welche mächtigen Willkommen wurden der Heimat getrunken, welche urkräftigen Salamander gerieben. Elisabeth stand oben am Kammerfenster, oder unten im Schatten des Hauses, an einen Baum gelehnt. Hin und wieder fiel es einem Burschen ein, ihr zu Ehren ein Lied anzustimmen, in welches die anderen einstimmten, dann lächelte sie für sich, ein Lächeln, als wollte sie sagen: „Ich weiß wie das gemeint ist." Niemals gesellte sie sich nur für Augenblicke den Geladenen zu, nur die Spuren ihres Waltens waren, wie Nachtviolenzauber, wirksam.

Hatten es die Brüder freilich dahin gebracht, daß auch die Mädchenjugend des Städtchens in Sommergewändern über den Wiesenweg kam, auf der Waldterrasse sich mit Freunden und Brüdern am Tanze zu vergnügen, dann verlangte es die Schicklichkeit, daß auch Elisabeth zugegen war, obschon sie selber niemals tanzte und allen das unerfreuliche Gefühl gab, sie sei eine Fremde unter ihnen.

Sie konnte nicht anders, konnte es nicht hindern, daß sich zwischen sie und jede freundliche Begegnung ein unauslöschliches Erinnern schob, und alle Gegenwart verschlang, das Erinnern der Leidenschaft, mit der Rittberg Cornelia geliebt. Und war es denn ihre Schuld, deren Seele und Leben man so sehr das Sonnenlicht des eignen Glücks entzogen, wenn das Schattendunkel ihres Wesens keinen wärmte?

Neuntes Kapitel.

In demselben findet eine Provinz ihren Führer, ein Wanderer eine Nachtviole und die Geschichte ihr Ende.

Elisabeth legte den Kopf rückwärts an die Stuhllene; durch das geöffnete Fenster folgte ihr Blick dem sachte rieselnden Niederfall des Laubes, das, Blatt um Blatt, mit leisem Knistern

ur Erde sank, dann aufwärts dem schrägen, chwarzen Dreieck südwärts ziehender Vögel in er Luft; ihre Gedanken zogen in gleicher Richung, den Vogelscharen und den Mitteilungen es Briefes folgend, der, eben gelesen, noch auf ren Knieen lag. Hildegard hatte aus Italien eschrieben: „Wir bleiben wahrscheinlich den anzen Winter hier, Mama und ich, freie Vögel vieder, wir zwei, nachdem wir im Gesandtschaftsotel in B..... unseres Patenamtes gewartet aben.“ — Cornelia hatte vor einem Jahre den Gesandten Grafen N. geheiratet. Ob sie noch ie damals sagen würde: „O Kind, Götterlust wohnt auch bei Erdgeborenen“. — War das möglich — nachdem? —

Doch warum solche Fragen stellen? Elisabeth legte die Hand über Stirn und Augen, als wenn sie schmerzten und stand auf. Was war es doch, das der Vater vor einer Stunde beim Aufbruch gesagt? Eine Anzahl Bescheide, die der Eilige für sein Bureau, für nachfragende Clienten und einlaufende Briefe der Tochter zurückgelassen, fielen ihr ein. Dann zuletzt: Es thäte ihm leid. — Was nur? Richtig: es thäte ihm leid, eben jetzt in entgegengesetzter Richtung fort zu müssen, da in der Nachbarstadt die Provinz den neuen Landesdirektor begrüße und man zu dem Festessen auch ihn, den alten Eichmann, geladen habe; aber vor morgen könne er nicht zurück sein.

Der Tag lag frei für Elisabeth und nachmittags ging sie, der Bestellungen wegen, selbst zur Stadt. In den Gassen derselben war der Herbst, wenn schon durch andere Zeichen, nicht minder kenntlich, als draußen im Walde. In der einen Straße hatte eine Kinderschar rotbraune Kastanien in lange Schnüre gereiht und zog, die glänzenden Ketten in hängenden Festons zwischen den ausgebreiteten Armen schaukelnd, singend einher. Bei Elisabeths Nahen machten sie eine rasche Schwenkung und umgaben die ruhig Schreitende ein paarmal mit den Herbstfesseln, daß sie halb verlegen, halb ungeduldig Mühe hatte, sich wieder loszuwickeln. Auf dem Markt spielte eine zweite Schar, auf der Erde hockend, unter großem Lärm ein Kugelspiel, bei dem die Marmeln auf dem Pflaster aufsprangen oder den Passanten vor die Füße rollten. Von dem Marktbrunnen aus ließen Knaben einen Drachen in die Lüfte und riefen schon von weitem: „Nicht in das Garn! Achtung! er steigt, er steigt.“ Elisabeth wich zur Seite, dicht an der alten, dicken Obstfrau und ihrem Tisch vorüber, an den Babymädchen, die unter der Markthalle auf den nachmittags leeren Bänken miteinander schwatzten, an den Ladenbesitzern, die auf dem Rohrstuhl in der offenen Thüre die Zeitung lasen oder mit dem Nachbar disputierten. Ein geselliger, geschwätziger, glücklich machender Hang zum Verkehr untereinander, wohin sie sah. Sie hätte zu den meisten Gesichtern eine Geschichte erzählen können, so lange und genau kannte sie diese Existenzen und ihren zirkelmäßigen Verlauf, aber sie hätte nicht das geringste gewußt, das, von ihr zu ihnen kommend, nur halb vertraut geklungen. Nachdem sie im Bureau ihres Vaters die Bestellungen ausgerichtet, ein paar andere Besorgungen gemacht, blieb sie vor Hermanns Wohnung stehen und sah von draußen durch das offene Fenster in seine Stube. Er würde ja nicht darin, sondern in der Bibliothek sein; aber da saß er doch am Tische und betrachtete Mineralien durch ein Mikroskop.

„Du bist nicht in der Bibliothek?“ fragte sie.

Er sah auf und nickte ihr zu:

„Geschlossen,“ sagte er gleichmütig. „Generalrevision bevorstehend. Man geht damit um, die Bibliothek von der Stadt an die Provinz zu überweisen. Dann steht es zu erleben, daß sie einen über Nacht aufs Trockene setzen. Sollte mich nicht wundern, wenn der Landesdirektor heute beim Dessert den Posten einem aus seiner Kanzlei verspräche.“

„Wie man doch stumpf bei euch wird,“ sagte Elisabeth. „Ich weiß nicht einmal wie der neue Mann heißt.“

Hermann kniff die Augen. „Du könntest es schon wissen,“ sagte er. „Ein Herr v. Rittberg. — — Was hast du?“

„Die Steine sind hier abschüssig,“ sagte sie, und ihre Finger umspannten das Fensterkreuz so ängstlich, als wenn sie sich daran festhalten müsse. „Rittberg?“ wiederholte sie, „er ist unser — unser Landesdirektor?“

„Staatsdienst, — Provinzdienst, — Stadtdienst!“ sagte Hermanns Stimme mit leisem Kichern. „Keiner, der ruhig ist, bis sie ihn wieder angeschnallt haben;“ und er schwippte mit der Hand bezeichnend von rechts nach links. „Man wird ja sehen; weißt du, ich denke ...“

Aber Elisabeth war gegangen. In der Stadt mit raschen, draußen mit langsamen gedankenvollen Schritten. „Das stille Wandern für sich in der Herbstabendschöne ist so angenehm,“ hätte





Frühlingsbild. Von Robert Beyschlag.

sie vielleicht auf eine Frage geantwortet, ohne zu bemerken, daß ein feiner Regen niederfiel, die Luft plötzlich kühl und die Atmosphäre neblig und trübe geworden.

Sie bemerkte nichts von dem allen.

Rittberg! der tüchtige, edle, also wieder an einflußreicher Stelle mitten in große Wirksamkeit gestellt und der Gegenstand seines Wirkens ihre heimatliche Provinz. Immer langsamer schritt Elisabeth, Gedanken um Gedanken wollten sie überwältigen; sie setzte sich an der Wegscheide auf den Grenzstein und vergaß, mit den Händen ihre Kniee umfassend, Gegenwart und Stunde.

Hinter ihrem Rücken rollte ein Wagen auf der Chaussee heran, der wenig Schritte davon still hielt. Ein Mann stieg heraus.

„Adieu, meine Herren, ich danke ihnen."

„Ueber die Wiese, dann links bis zur Brücke," rief eine Stimme aus dem Wagen.

„Danke ergebenst, danke!" Der Außenstehende lüftete den Hut, grüßte noch einmal in den Wagen zurück, wartete das Fortfahren desselben ab und schritt dann quer über die Wiese bis zu dem Fußsteig. Bei dem Geräusch der nahenden Schritte machte Elisabeth eine Bewegung, zog das herabgeglittne Tuch um die Schultern und stand auf, wartend, ob der Fremde in derselben Richtung gehen würde, um ihn dann auf dem schmalen Pfade voranzulassen. In dem Augenblick, als er grüßend bei ihr vorbei wollte, trafen sich beider Augen und von Elisabeths Lippen kam es wie leiser Schrei, wie Ruf: „Rittberg". Der Fremde, schon halb voraus, wandte sich wieder um, stand einen Moment forschend, dann eilte er, beide Hände in freudiger Bewegung ausgestreckt, auf sie zu.

„Ist das Babette?" rief er. „War ich denn blind?"

Als er das sagte, lächelte sie, und diesmal ein Lächeln, so sehr gleich der Entsiegelung einer schönen, geheimnisvollen Schrift, daß er mit überraschten betroffnen Blicken darauf hinsah.

Ohne ein Wort zu sagen zog er ihren Arm in den seinen und spannte, da der Regen zunahm, den Schirm über ihre Köpfe. Diese gemeinsame Ueberdachung und der schmale Pfad nötigte beide zum engsten Nebeneinander.

„Ich wollte zu Ihrem Vater, Babette," sagte er im Weitergehn und sah sie halb lächelnd von der Seite an, ob sie die Wandlung des früheren Du in Sie bemerken und sich verbitten werde.

„Er kommt erst morgen zurück," erwiderte sie, von der Angst beherrscht, er werde sich dann gleich verabschieden.

Rittberg dachte nicht daran, sondern fuhr mit lebhaft bewegter Stimme fort:

„Ich bin nämlich einer von denen, die Ihrem Vater zu großem Danke verpflichtet sind. Meine Wiederherstellung als Staatsbürger, meine Popularität von heute sind so ziemlich sein Geschenk. Sie wissen doch, Babette, daß er mit eminentem Geschick meine kleine Flugschrift gerettet hat?"

Sie nickte. „Ich glaube, das war nicht schwer," sagte sie, „da nur momentanes Uebelwollen den Verfasser strafbar finden wollte."

„Wenigstens fiel das Glück dem Verstoßenen diesmal unvermutet in den Schoß," erwiderte er, „da Ihr Vater mir seine Hilfe selber antrug; ich weiß noch heute nicht warum?"

Elisabeth sagte nichts darauf, nur ein feines, feines Lächeln stand ganz im Hintergrunde ihrer klaren Augen, mit denen sie den Sprechenden während seiner Worte ansah.

Er nickte ihr freundlich zu. „Welch liebes Gesicht aus vergangener Zeit," sagte er und schwieg eine Weile.

„Ja, wirklich ganz vergangene Zeit," begann sie so ruhig, als bei dem Klopfen ihres Herzens eben möglich war.

„Heute weht oben bereits ein anderer Wind und Sie würden nicht ‚Gegen den Strom' schwimmen, Rittberg."

„Nein," sagte er. „In gewissem Sinne nicht; um so besser für die dort oben. Was mich betrifft, so beklage ich nichts von allem, was geschehen und gehe mit unverlornen Kräften und ganzem Eifer an die neue Arbeit, deren Ueberantwortung mich ehrt. Gott gebe das Gelingen. Sie sehen mich so bedenklich an, so, als müsse ein Bodensatz von ungelöster Schwere zurückgeblieben sein. Nein, Babette, als Mann, als Christ lebt, kämpft und leidet man nicht vergebens. Der Kampf ist Läuterung, das Ende Frieden. Und nun genug von mir. Wie sind die Tage unterdes für Sie vorbeigegangen, erzählen Sie, ich bitte."

Und sie erzählte von den Brüdern und deren Aussichten für Beruf und Leben, von dem Vater und den Arbeiten seines Alters, von Hermann, dem Kleinstädtchen und seiner Welt, von der Provinz und ihren Sitten und Zuständen. Von sich selber fast nichts. Aber was sie nicht erzählen wollte und nicht konnte, weil das Schönste und Tiefste allezeit unaussprechlich ist, das blieb für

ihn, der weniger mit dem Ohr als mit dem Herzen hörte, darum nicht unverstanden. Aus dem Blick, den sie bisweilen zur Seite wandte, weil sie fühlte, daß ihn Thränen füllten, aus dem halben Zögern, dem leisen Erröten, das hin und wieder über ihre Züge ging, las er die stille Schönheit ihres Nachtviolenlebens und er meinte, nie etwas mädchenhaft Edleres, Liebenswerteres gekannt zu haben, als diese schlichte Gestalt an seinem Arme, die schöne Stimme und diese Augen voll Verstand und Güte.

Als sie die Brücke erreicht hatten, machte er den Schirm zu und gab ihren Arm frei.

„Sie wohnen hier schön," sagte er, nach dem Hause blickend. „Wie die Perle, eingeschlossen in ihrer Muschel. Adieu, Babette."

Er nahm den Hut ab und verneigte sich.

„Adieu, Herr v. Rittberg." Sie reichte ihm die Hand.

„Herr v. Rittberg." Er wiederholte die Worte mit langsamster Betonung und unter leisem Kopfschütteln.

„Leb wohl, Babette," sagte er dann und ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß ihre Hand merklich in der seinen zitterte, ließ er dieselbe nach sanftem Druck ruhig sinken, faßte nochmals an seinen Hut und war in der nächsten Sekunde auf dem Rückweg. Nach einigen Schritten blieb er freilich stehen und wandte sich um. Elisabeth war in das Haus gegangen und er schritt nun, unbekümmert um den fallenden Regen, langsam über die Brücke auf dem schmalen Wege allein zurück. Elisabeth saß oben in dem Stübchen, wo das schwarze Kreuz mit dem elfenbeinernen Christus, das vormals ihrer Mutter gehörte, zu Häupten des Bettes an der Wand hing; sie hatte den Kopf an die Bettkante gelehnt und weinte.

Vierzehn Tage später wurde der Landesdirektor, nach beendeter Reise durch die Provinz, wieder in dem Städtchen gesehen.

„Das ist er, der große, der rechts," sagten Leute, welche am Markt wohnten und die Gesichter gegen die Fensterscheiben drückten, als sich in der Hausthüre des alten Justizrat Eichmann drüben zwei Herren zeigten, die sich mit Handdruck voneinander trennten. Der Justizrat ging in das Haus zurück, der andere so ungeduldig rasch über Markt und Straße, daß er manchen Gruß unbeachtet ließ, der ihm ehrfürchtig tief gespendet wurde. Später verlangsamte er die ungestümen Schritte, je weiter er jenseit des Thores, je näher dem Hause unter den Tannen kam.

„Elisabeth, Elisabeth," sprach er mehrmals vor sich hin und stand zuletzt schwer atmend und um alle Ruhe gebracht, vor der bekannten Thüre. Dieselbe öffnete sich fast zu gleicher Zeit und Elisabeth selbst, ein Schleiertüchlein um den Kopf und Gartenhandschuhe an den Händen, trat in den Rahmen der Thür. Bestürzt wich sie zurück, wollte dann ein begrüßend freundliches Wort sagen und fand, da sie seinen alles verratenden Augen begegnete, kein einziges. Ihm aber, als sie so überglüht, verstummt, beklommenen Herzens vor ihm stand, schwoll sein Inneres in bewegten, raschen, bekennenden Worten über, deren Wonneklang sie atemlos, traumbefangen hörte, um nur einmal, wie Kinder, aus Furcht, ein Märchen möchte nur ein Märchen sein, an seiner schönsten Stelle den Erzähler bitten, aufzuhören, die leisen Worte: „sei barmherzig" hervorzubringen.

„Elisabeth, du liebste, edelste. Elisabeth, mein Kind, mein unbewußt gesuchtes, bestgeliebtes Glück auf Erden."

Er mußte die Schwankende halten, die unter seinen Worten zusammenschauerte, sie, deren Traum von Glück dahin gegangen, für den geliebten Mann zu sterben. Der Wiederschein so demütigen Träumens übergoß ihr Gesicht mit jenem Schmelz der Weiblichkeit, der dem verschwiegenen Zauber der Nachtviolen gleicht. Glücklicher Rittberg, welchem es vergönnt war, all den verborgenen, wundervollen Reichtum erst zu finden und dann in seliger Segensstunde heimzutragen.

Frühlingsmorgen.

Von

G. Greuel.

Frührot glänzt mit goldnem Hauch
Ueber Busch und Haide,
Spinnt um Moos und Besenstrauch
Fäden schimmernder Seide.

In den Zweigen, licht und hell,
Will sich's fröhlich regen,
Und um Fels und Kluft und Quell
Klingt mir der Lenz entgegen.

Mit den Lüften wolkenwärts
Veilchendüfte ziehen,
Und es wogen durch mein Herz
Brausende Melodien.

Und am Himmel wundervoll
Flammt empor die Sonne —
Weiß nicht, wie ich dich bergen soll,
Jauchzende Frühlingswonne!

Physiognomie einer Welt-, Bade- und Pensionsstadt.

Von

C. Schultes.

Der Mensch, dieses große Fragezeichen in der Schöpfung, ist gerade da der leichtsinnigste Verschwender, wo er ein Geizhals ex professo sein sollte; denn „die Gesundheit“, diesen größten Schatz, welchen ihm die Natur auf den Lebensweg mitgeben konnte, lernt er zumeist erst



Trink-Kolonnade (S. 185).

würdigen, wenn derselbe vergeudet ist, und zwar sehr oft auf eine Weise, welche den pessimistischen Ausspruch rechtfertigt: Diese Welt, in der wir uns bewegen, ist im Grunde nichts anderes als ein großes Tollhaus!

Der Gott „Genuß“ ist es, zu dem die meisten beten, und wenn er dann seine Opfer fordert, so strecken sie ihre Hände nach dem kleinsten Obolus aus, als hätten sich nicht vorher Tonnen des reinsten Goldes durch die Finger laufen lassen, und dieser Bettelpfennig allein könne sie noch retten!

Steckt in diesen zwei Worten nicht eine Geschichte aller Bäder, welche in der Welt florieren?

Freilich gibt es auch Wanderer auf dieser Erde, denen dieser Schatz nie bekannt war, oder denen er durch fremde Schuld — und seien es die Sünden der Väter gewesen — geraubt wurde, und mehr für diese armen Elenden als für jene elenden Reichen hat die gütige Allmutter Natur Heilstätten hervorgebracht, nach denen der Strom dieser Siechen sich drängt.

Wiesbaden marschiert in dieser Beziehung an der Spitze, und es ist sicher keine Hyperbel, wenn man es als diejenige Stadt Deutschlands bezeichnet, welche den „schönsten" Weltruf besitzt, der sich noch dazu in erheblicher Weise geklärt hat, seitdem es den drückenden Alp des Spieles von sich schüttelte.

Thatsache ist es, daß die Zahl der hier Heilung und Linderung Suchenden, oder gar jener, welche in dem lieblichen, geschützten Wiesenthale



An der warmen Quelle (Kochbrunnen) (S. 185).

ihren Ruhesitz nehmen, seit jenem glücklichen Momente sich fast verdoppelt hat.

Einen schöneren Flecken Erde wird man überhaupt vergebens suchen, und seine in jeder Hinsicht bevorzugte Lage, seine Heilquellen, der Komfort, den Wiesbaden wie die größte Stadt bietet, ohne zugleich den genußreichen Landaufenthalt vermissen zu lassen, machen es zu dem, was es in Wahrheit ist: Die Weltkurstadt par excellence!

Die Altstadt mit ihren berühmten Bade-Etablissements ist von einem Kranze von Villen-Vorstädten umschlossen, welche einen Glanz und Reichtum in der Abwechselung der Baustile zeigen, der auch dem verwöhntesten Auge imponiert, und der ankommende Fremde, welcher die Rhein- oder Wilhelmsstraße durchfährt, besonders wenn dieselben in ihren grandiosen Ausdehnungen zur Abendzeit in einem Lichtmeere strahlen, wird den Vergleich mit den Pariser Avenuen durchaus korrekt finden.

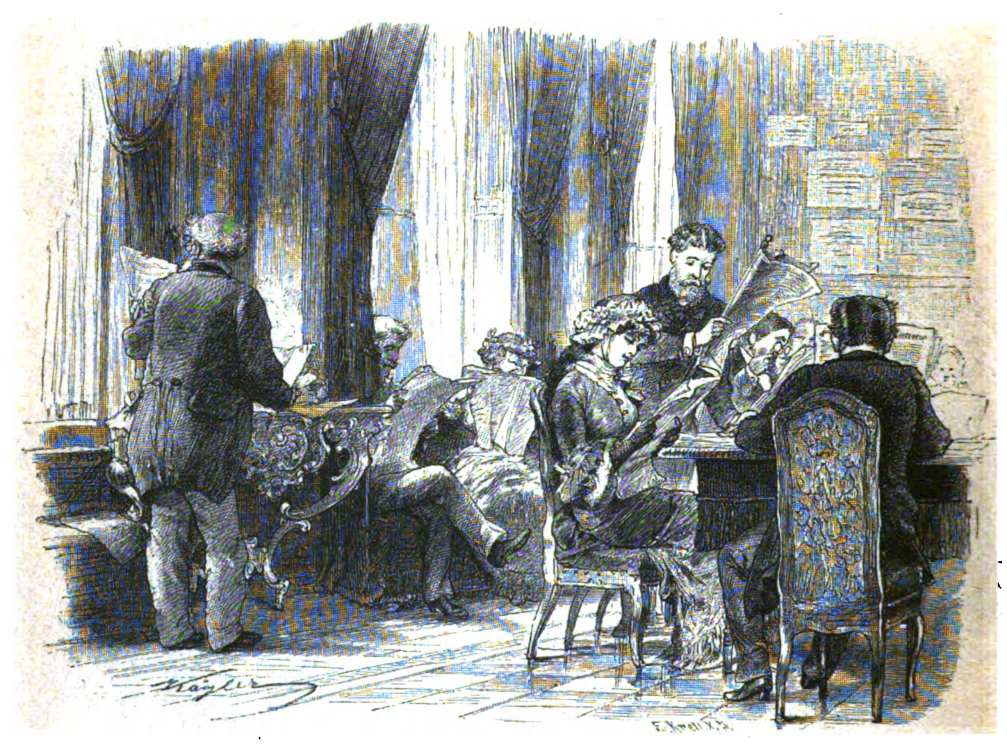
Wiesbaden ist zugleich der End- oder Ausgangspunkt für jene Rheinfahrt, die uns den schönsten vaterländischen Strom in seiner vollsten Romantik zeigt, und bietet in dem Kranze von

Bergwäldern, der es fast in einem Halbkreise umgibt, Gelegenheit zu nerven- und geiststärkenden Fußtouren, wie keine zweite, gleichgroße Stadt dieselben in solch unmittelbarer Nähe wieder aufzuweisen hat.

Ist es daher zu verwundern, wenn Wiesbaden in rapider Weise gewachsen ist und wächst? Die Stadt lockt ja den Fremden, ob all des Guten, das sie ihm darbringt, nicht nur an, sondern fesselt ihn zumeist — wie eine richtige Quellen-Nixe — auf solche Weise, daß er auch das Fortgehen ganz und gar vergißt!

Welche Anzahl von Millionären Wiesbadens Villen bergen, wollen wir unerörtet lassen, daß aber die Grundfläche, welche die Stadt bedeckt, gern und gut für eine 3—4fache Einwohnerzahl (W. hat 50,000 Seelen) ausreichen würde, mag für den Umstand sprechen, wie luxuriös und komfortabel man sich hier einrichtet.

Sollen doch von pensionierten Excellenzen



Lese-Kabinett (S. 187).

nahe an Hundert hier ausruhen, weshalb Kaiser Wilhelm diesem, seinem Lieblingsaufenthalte im Frühling den Scherznamen „Pensionopolis“ gegeben hat. Poetinopolis wäre auch nicht übel, da außer Gustav Freytag in seiner wunderschönen Villa, auch Bodenstedt ꝛc. ihre Ruhe hier suchten und fanden. Ein Freund hat 40 dramatische — Dichter hier gezählt, und eine „foule de nombre“ von Lyrikern läßt ihre Quellen rieseln, so daß man es vergißt, daß dem schönen landschaftlichen Bilde doch eigentlich das Wasser fehlt. — Die „Lieder-Müller“ Franz Abt und Ferdinand Möhring ꝛc., welche auch hier leben, haben Mühe, das allzureichlich zuströmende Naß von ihren Mühlen abzudämmen!

Was an Vergnügungen wie: Theater, Konzerten, Bällen, Reunions, Sommerfesten und Karnevals-Gesellschaften geboten wird, ist so überreich zugemessen, daß man gleichsam in einem ewigen Sonntage hier lebt!

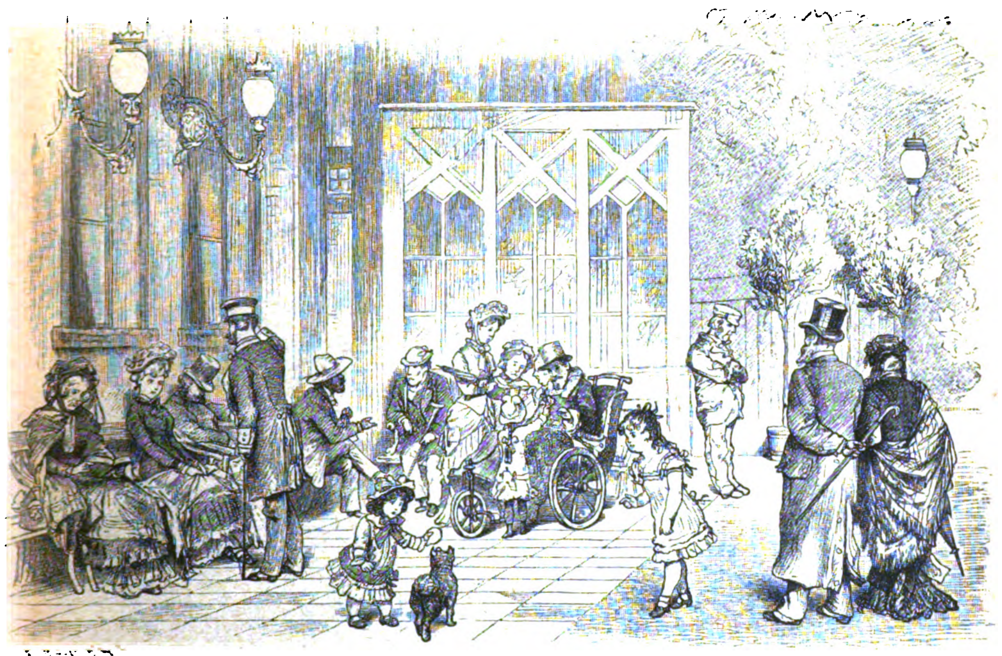
In Wiesbaden ist ein „High-life“-Kolonial-system ausgebildet, daß man getrost von einer englischen, russischen, und — neuerdings — holländischen Kolonie sprechen kann.

Die Herren Engländer (the travellers of the Rhine), die manche große Vorzüge ge-

nießen, betrachten Wiesbaden überhaupt als die einzige Stadt auf dem Kontinent, wo sie sich so recht — at home — befinden, und sie sind, dem Vernehmen nach, eben daran, eine zweite chapel sich zu bauen, da die erste kaum für die Hälfte der Gemeinde ausreichen dürfte, und doch der englische Sonntag nicht auszuhalten wäre ohne den Spaziergang nach und von der Kirche!

Die Russen, welche in der letzten Zeit etwas dünner gesät sind, haben außer der pompösen griechischen Kirche auf dem Neroberge auch ihren eignen Friedhof dicht daneben, den Natur und Kunst zu einem der schönsten Ankergrunde, wo die Wogen des Lebens sanft ebben, gemacht haben!

Von Monumental-Bauten ist außer der protestantischen Hauptkirche, der katholischen Kirche, der neuen Bergkirche und der im orientalischen Stile erbauten Synagoge wenig die Rede. Nur die neuen Schulen, wenn auch zumeist in einem Kasernenstile gehalten, wie es eben nicht leicht anders sein kann, sind von bedeutender Größe. Eine hübsche Ausnahme machen die höhere Bürgerschule in der Oranienstraße, und die im altdeutschen Stile erbaute Gewerbeschule, welch letztere jedoch schlecht placiert ist, so daß sie nicht zu der Wirkung kommt, die sie eigentlich verdient.



Am Nizzaplätzchen (S. 187).

Die großartigste Einrichtung, welche Wiesbaden besitzt, ist seine Wasserleitung, und sollte kein Fremder verfehlen, sich dieselbe anzusehen.

Das neue Krankenhaus ist so groß angelegt, daß es bequem für das dreifache Bedürfnis der Stadt ausreicht, und hat eine vortreffliche Einrichtung.

Das Kurhaus mit seinen beiden Riesen-Kolonnaden, von denen die südliche glänzend eingerichtet ist, während die nördliche der Gleichstellung noch harrt, ist weltbekannt.

Wenn es jedoch in Wiesbaden ein Gebäude gibt, welches weder in seinen äußeren noch in den inneren Räumlichkeiten einer solchen Welt-Kurstadt würdig erscheint, so ist es das — Theater!

Das Kunst-Institut wird durch die Gnade Seiner Majestät des Kaisers und Königs auf der Höhe gehalten, die das aus allen Städten Deutschlands und Europas zusammenströmende Publikum beansprucht, aber das Gebäude selbst entspricht keinenfalls den modernen Anforderungen!

Dasselbe ist städtisches Eigentum, und es ist wohl zu glauben, daß den Vätern der Stadt noch ganz andere Sorgen am Herzen liegen als ein neues Theater, aber wer genau erwägt, welchen Geldumsatz ein solches großes Institut für den Säckel der Stadt bedeutet, der kann sich bei Bekanntschaft mit der Sachlage, des trü[ben] Gedanken nicht erwehren, es möchte der F[all] eintreten, daß es hier — trop tard — hei[ßen] könnte!



Ausfahrt.

Dann allerdings wird man sich hinter den Ohren kratzen! Es ist in den letzten Jahren so viel an dem alten Kasten verkleistert worden, daß die Kosten dafür in gar keinem Verhältnisse zu den Neueinrichtungen stehen!

Das „Theater-Neubau-Komitee" hat seine Schuldigkeit gethan. Es hat prachtvolle Pläne aufgestellt, die mit den möglichst geringsten Kosten hätten ausgeführt werden können, da schon ein bedeutender Fonds vorhanden ist, aber es konnte nicht verhindern, daß ein „Theater-Neubau" — ad calendas graecas verschoben ist!

Enfin! Vous l'avez voulu George Dandin!

Wiesbaden ist zugleich eine Musikstadt par excellence, und bietet eine solche Ueberfülle von Konzerten und musikalischen Aufführungen aller Art, daß man allen Respekt vor den starken Nerven des zarteren Geschlechts bekommt, welches das Haupt-Genuß-Kontingent dabei bildet!



Vor dem großen Musikzelt (S. 188).

Bei 50,000 Einwohnern allein „25 Lieder-Vereine" das dürfte genügen!

Eine Wohnung ohne — Klavier ist hier ein Unding!

Man wird es nach dieser Schilderung Wiesbadens im „Ausruferstile" nicht unglaublich finden, daß die 90 hier praktizierenden Aerzte doch nicht für alle — Kranken ausreichen! —

Wir wollen an der Hand der Köglerschen trefflichen Zeichnungen, die allerdings mehr dem engeren Kur-, resp. Kurhaus-Leben entnommen sind, einen kleinen Rundgang machen, der am frühen Morgen eines schönen Sommertages beginnt.

Wenn man aus der inneren Stadt auf den Theaterplatz kommt (hoffentlich hat derselbe die längste Zeit so geheißen), dann steht man vor einem Bilde, wie es auf dem Kontingente vielleicht nur noch der berühmte „Etoile" in Brüssel bietet. — Zwischen den beiden Kolonnaden mit ihren reichen Verkaufsläden und einer Doppelreihe von Riesenplatanen liegt das reizende Bowling-Green mit seinen beiden mächtig rauschenden, dreireihigen Kaskadenbecken und den Abschluß bildet das Kurhaus, vielmehr dessen griechische, säulengetragene Vorhalle. Einen überwältigenden Eindruck macht dieses schöne, große Ganze, wenn in milder Sommernacht die Hunderte von Gasflammen auf den vielarmigen Kandelabern, die Tausende von Flämmchen unter dem Silberschleier der Kaskaden, sowie die Säule mit dem elektrischen Lichte, den Kampf mit dem vollen Monde aufzunehmen haben, und — lächerlich genug — auf diesem Quellenfeenplatze die Sieger bleiben!

Von dem Kochbrunnen (S. 181) her, der hinter dem Theater nach der linken Seite zu liegt, und an dessen ewig wallender Quelle und in den Wandelbahnen (S. 180) man die Nationalitäten aller Länder in ihrem eigentümlichen Gebahren studieren kann, wälzt sich schon in früher Morgenstunde unter Musikbegleitung der Strom



Kahnfahrt auf dem Weiher (S. 188).

Heißwasserschlürfer, nachdem sich derselbe den unvermeidlichen Sträußchen geschmückt hat, oder — hat schmücken lassen, an diesem Platze vorbei, um entweder ins Bad zu gehen, oder dem Kurparke zuzueilen, um unter dessen prächtigen Baumgruppen eine Morgenpromenade zu machen.

An der rechten Seite des Kurhauses, vor den Fenstern der vier großen Lesesäle (S. 182), in denen 300 Zeitungen in allen europäischen Sprachen aufliegen, allwo die Zeitungstiger und „rinnen" volles Futter finden, ist ein Plätzchen mit Glaswänden eingerahmt, an dem wir rasch



Zum Tanz (Kursaal) (S. 188).

vorbeieilen wollen, da es das menschliche Elend in allen Abstufungen — von dem zum hülflosen Kinde gewordenen, tapferen Krieger, bis zu dem kindisch gewordenen Rückenmärker — zeigt. Wir sind schnell vorüber an diesem „Klein-Nizza" (S. 183), wie es der Volksmund benennt, und gelangen auf den eigentlichen Kurplatz mit seinem hübschen See, den herrliche Baumgruppen umgeben, dem Musiktempel und den Hunderten von Tischen und Stühlen, wo eine vortreffliche Restauration dem verfeinerten wie dem einfachen Geschmacke volle Rechnung trägt.

Wir wollen annehmen, es sei Konzertzeit an einem schönen Sonntagnachmittage, wo zu der Anzahl der hier Domizilierenden oder augenblicklich zum Kurgebrauche hier Weilenden noch der Schwarm der Besucher aus Frankfurt, Mainz und den Städtchen des Rheingaues kommt, so

daß oft 5—6000 Personen auf dem Platze versammelt sind.

In Wahrheit gibt das niedliche, mit ziemlich bekannten Porträts gespickte Bildchen (S. 185) nur annähernd einen Begriff von dem ungeheueren Gedränge, welches in der Promenade vor dem Konzerttempel um diese Stunde stattfindet. „Man glaubt zu schieben und wird geschoben“, so heißt es auch hier, und wer wirklich eine interessante oder lächerliche Figur beobachten wollte, der dürfte es in diesem schnatternden und plappernden, sich neigenden und verbeugenden babylonischen Gewirre vergebens versuchen.

Die rauschendste Musik muß vor diesem quiekenden und quäkenden Sprachgesurre verstummen, und das nennt der Mensch — der Bademensch — Nachmittagserholung mit Konzert!

Diejenigen, welche an ihren Kaffeetischen



An der kühlen Quelle (Nonnenhof).

festgenagelt sitzen bleiben, oder jene, welche sich in Kähnen, Gondeln oder Eskimobarken auf die Flut des kleinen Sees retten (S. 186), selbst auf die Gefahr hin, von der Riesenfontäne überstäubt zu werden, haben sicher das bessere Teil gewonnen! Am schönsten ist für die Kinder gesorgt, die in nächster Nähe einen eignen, stillen Spielplatz haben, oder die paar Rehe füttern können, welche von dem ehemaligen Tierparke übrig geblieben sind (S. 190).

Der Badegast liebt es auch, öfter zum Ballgaste zu werden, trotz Krankheit und vorsorgendem Arzte, wenn allwöchentlich der große Kursaal, in feenhafter Pracht strahlend, die unermüdlich weiter Taumelnden zu ferneren Opfern einladet (S. 187).

Die Gescheiteren ziehen es vor, dem Gotte Gambrinus im „alten Nonnenhofe“, dem „roten Hause“, der „Kurrestauration“, bei „Mutter Engel“ oder sonst wo zu huldigen. Es mangelt ja nicht an solchen urgemütlichen Stätten, da hier — erst — das sechste Haus ein Gast- oder Wirtshaus ist, und ein Fehlgehen nicht leicht stattfinden kann!

Die Klügsten gehen zur wirklichen Erholung in die Wälder und Berge, und dienen so ihrem kranken Körper, oder den von geistiger Anstrengung herabgestimmten Nerven in voller

Wahrheit! Das schönste und nächste Ziel aller dieser Gesundheitswallfahrten bildet der Neroberg, mit der schönen griechischen Kapelle und einem neuen, eleganten Wirtschaftsetablissement (S. 190).

Es ist schade, daß dieses sonst schöne Gebäude zu wenig Räumlichkeiten für solche Gäste bietet, die hier oben in der reinen Bergluft ihre Sommerfrische nehmen möchten. — Bemerkt mag hier noch werden, daß derjenige sich gewaltig irrt, der da meint, Wiesbaden zeige nur im Sommer eine solche Fremden-Physiognomie, und die Leute kämen nur hierher der Sommerkur wegen. Gerade im Winter, der zumeist von einer unglaublichen Milde ist, finden sich Leidende in großer Zahl hier ein und namentlich aus den mehr nördlich gelegenen Ländern Europas.

Der vergangene Winter war in Wiesbaden sicherlich angenehmer als der an der Riviera, wo der Schnee zu einer Zeit fußhoch lag, indem man hier im Sonnenschein spazieren gehen konnte.

„Sieh' das Gute liegt so nah!“

Aber der Deutsche, welcher das Geld zu einer Winter-Gesundheitsreise hat, will doch auch einmal sagen, daß er in dem himmlischen Lande der Citronen sich recht heftig nach seinem deutschen Ofen sehnte!

So schrieb eine „hohe Dame“ dem Verfasser dieser Plauderei aus Venedig: „Wissen Sie, wodurch wir hier bei der Gesellschaft in dem größten Ansehen stehen? Wir besitzen in dem Hauptsaale unseres Palazzos zwei riesige, gußeiserne, deutsche Oefen, die zum Rotglühen erhitzt, das Entzücken unserer Gäste bilden!“ Solche — Feuerspeier hatten und haben wir in Wiesbaden, Gott sei Dank, nicht nötig!

Im Wald. — Neroberg mit der griechischen Kapelle.

Revenons à nos moutons!

Wir befinden uns ja gegenwärtig an einem schönen Sommernachmittage auf dem Neroberge

bei Wiesbaden. Mit dem blutigen Scheusale Nero hat der Name des Berges keinen Zusammenhang. Auf eine unaufgeklärte Weise ist der



Auf dem Neroberg (S. 189).

altdeutsche Name „Nehrsberg" (der hintere Berg) in einen Neroberg verunziert worden.

Es ist dumm, aber es klingt! Und was hat nicht alles der Klang auf dem Gewissen? Sei es der Klang des Goldes, oder der von Titeln und Ehren, oder der Klang einer verführenden Männerrede oder gar der Klang einer silberhellen, verlockenden Frauenstimme!

Wahrlich, gerade Wiesbaden könnte im ersten Falle die schrecklichsten, und der Neroberg im letzten die süßesten Geheimnisse ausplaudern!

Seine sanftdämmerigen, wohlgepflegten Waldpfade sind so recht geeignet, um im Flitterwochendusel (Pardon, für den herben Ausdruck) selbander dahinzuschmachten.

Selbst alternde Herzen verjüngen sich hier oben, berauscht von Duft und Luft, und dem Verfasser, der doch längst über den zweiten Johannistrieb hinaus sein sollte, passierte es, daß er sich auf lyrischen Ergüssen ertappte, die er längst beiseite geschoben wähnte.

Aber das Singen kann kein Dichter verschwören!

Daß es übrigens gar nicht so schlimm damit war, möge ein kleines Liedchen beweisen, das er auf dieser Höhe — verbrach! Es ging an die Adresse eines bekannten Poeten, der in einem Briefe „dem molligen Geschlechte vor dem schlanken" den Vorzug gab und es lautet:

Leichtes Lieben — leichtes Leben!

Sage Freund, warum du schmähest
Auf die Schlanken so gewaltig?
Nimmer viel von dicken — Mädchen,
Und von dicken — Weinen halt' ich!

In die Arme kannst du pressen
Nie die einen ohne Stöhnen,
An die andern wird sich niemals
Zung' und Gaumen recht gewöhnen!

Leichtes Lieben — leichtes Leben!
In dem Arm ein schlankes Mädchen,
Feuerflüss'gen Wein im Glase,
Dann rollt leicht das Schicksalsrädchen!



Bei den Rehen (S. 188).

Doch nun eilen wir zum Ende der fast allzulangen Plauderei.

Von dem Aussichtstempel auf dem Neroberge, dessen südlicher Abhang mit Weingärten

voll des köstlichsten Traubenblutes bedeckt ist, genießt man eines Rundblickes auf die zu Füßen liegende Stadt, den Rhein, das nahe Mainz, den Taunus, die Bergstraße bis zum Melibokus und die weite Ebene nach Darmstadt hin, der einmal in die Seele gesogen, nie wieder aus derselben verschwinden kann! Hier erst offenbart sich in seiner vollen Wahrheit das Nixenwort:

„Wen meine Reize mächtig angezogen,
Wer sich an meinen Lippen festgesogen,
Der kann nicht scheiden,
Mich wieder meiden;
Denn seine Seele hab' ich mir gewonnen,
Und jubelnd stürzt er in den Nixenbronnen!"

Ja wohl! der Kranke, welcher auf den einsamen und doch so schön gebahnten Waldwegen die treuesten Gefährten seines Lebens zur Be-



Römische Villa.

gleitung hat, der übermüdete Gelehrte, der geistesmatte Dichter und Künstler, der Ruhe suchende Weltkaufmann, der reiche — Nichtsthuer, sie können, einmal von den Armen der Nixe umfangen, sich nicht wieder von ihr trennen, oder wenn höhere Gewalten sie denselben entreißen, sie kehren immer wieder! Denn wie einst der Spielpächter Monsieur Blanc seinen jammernden Croupiers sagte, als ein reichgewordener Spieler durch die Lappen ging: „Mais dites moi! Est-ce qu'il est mort?" „Non Monsieur!" „Alors, que voulez vous donc? Il reviendra certainement!" so wird selbst jener bocklederne Altertumsforscher wiederkehren, der nach der „römischen Villa" auf dem Neroberge suchend, zwei Steine findet, die er besser in der Mauer seines Städtchens entdecken könnte, wollte er nicht den mageren Armen seiner Hausehre entfliehen, um an dem üppigen Busen der „Meretrix" — Pardon — „Aspasia Wiesbaden" sich neue Kraft und ein — dickeres Fell für häusliche Typhone ergattern! Quod Deus bene vertat!

Ein Gang durch das Wachsfigurenkabinett der Madame Tussaud.

In London gewesen zu sein und Madame Tussauds Ausstellung nicht gesehen zu haben, ist unverzeihlicher, als von Rom wegzugehen, ohne des Papstes ansichtig geworden zu sein. Die verschiedenen Reisehandbücher, Bädeker u. a. brauchten diese Sammlung gar nicht zu erwähnen, um erst auf einen Besuch dort aufmerksam zu machen; an allen Bahnhöfen, auf allen öffentlichen Plätzen laden die größten Anschlagzettel in buntester Farbe den Wanderer ein, zu kommen und zu genießen; und kaum hat Guiteau seinen Schuß auf Garfield abgefeuert und Lefroy den Mord in der Eisenbahn zwischen London und Brighton verübt, so stehen sie schon in Lebensgröße, vollkommen getroffen, in der Ausstellung. Aber es ist der Madame Tussaud und ihren Nachkommen durchaus nicht bloß darum zu thun, die Neugierde der schaulustigen Menge zu reizen und zu befriedigen, sondern sie wollen, wie der Katalog sagt, eine bildende, veredelnde Einwirkung auf Gemüt und Geist ihrer Besucher ausüben, gleichsam Anschauungsunterricht treiben; wie das, wird bei genauerer Betrachtung der Sammlung ans Licht treten.

Im Jahre 1802 siedelte die Gründerin der Ausstellung, Madame Tussaud, von Paris nach London über samt allen Schaustücken, die sie damals schon besaß. In Paris hatte Madame

Tussaud, eine geborene Bernerin, in den höchsten Kreisen Zutritt gehabt. Sie gab der Madame Elisabeth, der Schwester König Ludwigs XVI. Unterricht im Zeichnen und Modellieren. Aus jener Zeit stammt die Vorliebe zu gekrönten Häuptern, die bis heute den Hauptbestandteil der Ausstellung bilden. In dem Wirrwarr der Revolution bot sich dann der Gründerin vielfache Gelegenheit, mit den Unmenschen aller Schichten bekannt zu werden, die den Grundstock zur zweiten Abteilung der Sammlung gaben, dem sogenannten „Zimmer der Schrecken", mit besonderem Entree. Zwischen diesen beiden Extremen sind eine Menge solcher verteilt, die in hervorragender Weise historischen Wert haben, ohne daß alle genau nach den Rubriken: berühmt und berüchtigt sich haben katalogisieren lassen.

An der Schwelle der eigentlichen Sammlung, in einer Nische, stellt sich dem Besucher gleich eine charakteristische Gruppe dar, an der freilich die meisten Gäste teilnahmslos vorbeieilen, eben weil sie da außen steht. Es sind Pius IX., Leo XIII. und Antonelli. Pius IX. liegt auf dem Paradebett, wie er nach seinem Tode den Gläubigen zum letztenmal präsentiert wurde. Neben ihm steht in rotem Gewande mit goldener Kette Leo XIII., drei Finger der rechten Hand freundlich ernst ausstreckend. Man sieht seinem Gesichte nicht an, welche Kämpfe sich auch mit seiner Person verknüpfen. Antonelli steht etwas im Hintergrund, im Dämmerlicht; es bekommt eben jeder hier seine Stelle da, wo es ihm am wohlsten ist. Stoff genug liegt in dieser Gruppe zum Nachdenken über Kirchengeschichte, Kulturkampf u. a. m.

Nun geht es hinein in die eigentliche Ausstellung. Erste Halle: 134 Persönlichkeiten vom Maharadscha von Kaschmir rechter Hand bis zur Johanna d'Arc am linken Ende. Der Polizeidiener, der Eingangsthüre gerade gegenüber, verliert die Geduld nicht über den vielen Fragen, die an ihn gerichtet werden, denn er ist eben auch von Wachs, aber außerordentlich gut gemacht. Die Diener der heiligen Hermandad können von ihrem Kollegen hier ein gut Stück Geduld und Sanftmut lernen.

Was der schon erwähnte Maharadscha von Kaschmir Gutes gethan, daß er hier stehen darf, oder was Böses, daß er hier stehen muß, wird nicht aufgeklärt. Der Katalog, der, beiläufig gesagt, zur Vermehrung der Einnahmen durch Veränderung der Nummern der aufgestellten Objekte etwa alle Monate neu aufgelegt wird, meldet über den Mann nur, daß er im Falle eines Krieges 20,000 Soldaten und 100 Kanonen stellen könne; sein Kollege, auch so ein türkensäbelschleppender brauner Bursche, steht noch eine Stufe höher, denn der kann 200 Kanonen ins Feld schicken. Für den Militärstatistiker sind also diese Persönlichkeiten jedenfalls bemerkenswert. — Um diese zwei stehen alle die, welche in den berüchtigten Kriegen hinten in Afghanistan Lorbeeren oder Schläge sich geholt haben: Lord Napier, Mayo und Ripon, die Generale Roberts, Phayre und Borrows. Der letztere fand erst nach seiner unglücklichen Niederlage hier Aufstellung und der englische Beschauer verzeiht ihm diese nie. Es nimmt einen übrigens Wunder, daß diese schmächtigen Männer über die gewaltigen Gestalten der aufgestellten Afghanen, vor allem eines Ayub Khan, Herr werden konnten; immerhin wird durch diese Gruppe die lange Dauer jenes Krieges und der zähe Widerstand des Feindes augenscheinlich erklärt.

Hinter dieser kriegerischen Scene erscheint eine zweite, größere und glänzendere. Mittelpunkt: die regierende Königin von England. Erster Sternenchor: der Prinz von Wales nebst allen Gliedern der königlichen Familie, 16 an der Zahl, alle in den prächtigsten Gewändern mit den höchsten und allerhöchsten Orden. Auch unser deutscher Kronprinz ist darunter; aber man erkennt ihn nur mit Hilfe das Katalogs. Ganz bezeichnend ist, daß der Marquis von Lorne nicht neben seiner Frau stehen darf, damit man ja gleich merke, er habe in diese höchste Gesellschaft hereingeheiratet. — Zweiter Sternenchor: Staatsmänner und Feldherrn des laufenden Jahrhunderts englischer Geschichte: Wellington, Nelson, Palmerston, Derby, Hartington, Gladstone u. a. Die Stelle des letzteren hatte früher Beaconsfield inne; aber die Zeiten ändern sich eben, und mit ihnen die Stellungen auch der größten Männer. Jedem strebsamen Staatsbürger muß die Anordnung dieser ganzen Gruppe zu der Ueberzeugung helfen: ein verdienstvoller Mann darf an den Stufen des Thrones seinen Lohn finden. Aber auch die Mahnung drängt sich ihm auf: Nichts ist beständig unter der Sonne!

An den Seitenwänden dieses großen Saales hat eine Reihe der interessantesten Persönlich-

keiten, aber in unmotivierter Ordnung ihren Platz gefunden. Kaiser Wilhelm, wohlgetroffen, steht in eifriger Unterhaltung mit dem Kaiser und der Kaiserin von Oesterreich, und Moltke hört zu, schweigend wie immer. Ihnen folgt: Garibaldi neben dem gewaltigen Schnurrbart Viktor Emanuels und den wässerigen Augen Humberts. Damit man es ja glaube, die ausgemergelte Gestalt sei Garibaldi, hat man zu seinen Füßen das rote wollene Hemd niedergelegt, das er in den vierziger Jahren getragen hat. Sehr lehrreich für die Bedeutung des Mannes sind auch die zwei Thatsachen aus seinem Leben, die der Katalog hervorhebt: Im Krieg von 1870 stellte er der Republik Frankreich sein Schwert zur Verfügung, — und bei seinem Besuch in London 1864 wurde er enthusiastisch empfangen! Neben diesen dreien steht ein Geistlicher im schwarzen Talar, namens Tooth, von dem rein nichts bekannt ist. Er teilt in dieser Beziehung das Los noch manches anderen hier zur Schau gestellten Ehrenmannes. An ihn schließt sich die Gruppe der Kinder des Prinzen von Wales, fünf an der Zahl, an, alle mit bedeutenden Köpfen und mit dem Lieblingshund Billie in ihrer Mitte. Wieder kommt eine kriegerische Scene, diesmal aus Südafrika. Es ist der Zulukrieg. Cetewajo mit zwei seiner wüsten Lieblingsweiber; ihm, dem herkulischen, verschlagenen Neger gegenüber, nehmen sich seine geschniegelten Besieger in schwarzem Frack und weißer Halsbinde: Bartle Frere, Chelmsford und Wolsley geradezu lächerlich aus. Wirklich köstlich und ergreifend aber ist die folgende Gruppe: Die Begegnung Stanleys mit Livingstone in Ujiji im Innern des dunklen Weltteils. Stanley, der junge, lebenskräftige Forscher reicht dem abgematteten Veteranen die Hand, der sich auf sein getreues Negerbüblein stützt. Unwillkürlich dankt man im stillen diesen Heroen für das, was sie zum Besten der Wissenschaft mit Aufopferung all ihrer Kraft geleistet haben. — Aber ein „look here, how beautiful“ aus hübschem Damenmund reißt uns aus allen Träumen. Was ist's? Da steht dicht daneben der spitznasige Voltaire, als Symbol seines beißenden Witzes eine geöffnete Tabaksdose in der Hand und eine zähnefletschende, hochfrisierte Kokette aus jener Zeit lächelt ihm huldvoll zu. Ach, so etwas zieht! Das wirkt bildend! Drum dociert auch der Katalog an dieser Stelle: „Es hüte sich jeder junge Mann, daß er sich nicht in dieses Weibsbild verliebe, wie Pygmalion in eine Statue sich verliebte.“ Man sieht nun, welchen Geschmack die Aussteller ihrem bildungsbedürftigen Publikum noch zutrauen.

In bunter Reihe ziehen die verschiedensten Persönlichkeiten am Auge des Beschauers vorüber: John Bright, der Quäker und daher solange er im Ministerrat saß, stets für mildes Verfahren gegen das aufrührerische Irland gestimmt; Shakespeare, mit dem obligaten Spitzbart und Räubermantel; die Amerikaner Franklin, Washington, Grant, Johnson, Lincoln, Garfield; dann Walter Scott und die große Schauspielerin Siddons, die der Stolz des englischen Volkes ist und darum auch in der Nationalgalerie ein halbes Dutzendmal gemalt gesehen werden kann. Ferner Luther, der laut Katalog anno 1523 die Kutte wegwarf und die Reformation anfing; Rothschild, der Erste jüdischer Abstammung im englischen Parlament; Bradlaugh, der Eidesverweigerer und Commis Voyageur in Atheismus; Wesley, Spurgeon — ganz sonderbare Zusammenstellungen! Zur Abwechselung wieder etwas Fürstliches; die russische Kaiserfamilie, die alte und die neue; die arme Kaiserin lebt zwar noch, aber kaum kann sie sich aufrecht halten. — In der Ecke reden drei Herren im feinsten Civil eifrig miteinander: Macmahon, Cavour und Thiers. Neben dem Schlußstück: Johanna d'Arc, steht ein behäbiger Chinese, Houqua, der berühmte Theekaufmann aus Hong-kong. Er vertritt eigentlich die Stelle einer vollen Theekiste, indem die Achtung, die ihm durch diese Ausstellung geschieht, im Grund genommen dem Nationalgetränk des Engländers gilt. — Beim Passieren aus diesem ersten Saale in den folgenden betrachtet man noch ein lebensgroßes Reiterstandbild: Napoleon IV., Lulu, wie er sich vergeblich abmüht, sein hoch bäumendes Pferd zu besteigen. Die Inschrift lautet: how he died (so starb Er); der Beschauer denkt: sic transit gloria mundi.

Etwas vermißt man in diesem Saale, wie auch in der ganzen Sammlung, und das sind Repräsentanten der Malerei und Tonkunst. Diesem entschiedenen Mangel ist auf sinnige Weise abgeholfen. Die Wände und Decken sämtlicher Säle sind wirklich schön bemalt mit Darstellungen aus der englischen Geschichte und aus dem Leben Napoleons; die Arbeiten sind von Kneller, Lely, Thornhill, Reynolds und anderen

Künstlern. Die Stelle der Musiker vertritt ein kleines, aber sehr gutes Orchester, das in einer Nische des ersten Saales während des Abends seine Schuldigkeit thut. Rechnet man noch dazu ein wohlbesetztes Büffett, so fehlt nichts zur Vervollständigung des Genusses.

Wir gehen weiter. Der zweite große Saal enthält mit Ausnahme von Wicliffe und zwei anderen nur allerhöchste Personen aus der englischen Königsgeschichte. Die Mitte nimmt Heinrich VIII. († 1547) ein; um die gewaltige Figur mit ihren groben, brutalen Zügen stehen im Halbkreis seine unglücklichen sechs Frauen; auch Kardinal Wolsley hat sich hier eingefunden. An den Wänden kommen in chronologischer Reihenfolge in wahrheitsgetreuen Kostümen ihrer Zeit die Könige von Wilhelm, dem Normannen († 1087), bis zur Königin Viktoria. Meist hat der jedesmalige König seine hohe Gemahlin sich gegenüber, so daß der ganze Aufzug der einzelnen Paare, die Musik aus dem Saale daneben dazugenommen, den Eindruck einer eben beginnenden Tanzunterhaltung macht. Unstreitig ist dieser Teil der Sammlung der belehrendste von allen. Vielleicht eben deshalb aber fesselt er die Zuschauer am wenigsten; alles jagt vorüber; höchstens wird einem Richard Löwenherz, Eduard, dem schwarzen Prinzen, oder sonst einem und dem anderen ein beifälliger Blick gespendet, oder von der Damenwelt die Gewandung einer der Königinnen auf Stoff und dessen Feinheit geprüft. Wie überall, so ist's auch hier: die Fülle erdrückt und nur das am meisten in die Augen Fallende findet noch einigermaßen Beachtung, wenn es auch in der Regel das wertloseste ist.

Im dritten Saale stehen die Königinnen Maria und Elisabeth. Das bedeutendste aber ist die Gruppe des Berliner Kongresses. Die Herren sind um einen Tisch in Hufeisenform geschart. Die Mitte nimmt Fürst Bismarck, der „ehrliche Makler" ein, stehend, die eine Hand in der Brust, die andere auf den Tisch gestützt. Er ist sehr gut getroffen. Der arme Mehemet Ali am rechten Ende des Tisches wird durch des Fürsten Blick sichtbarlich niedergeschmettert. Graf Corti und Waddington zeigen nichts Besonderes; dagegen Lord Beaconsfield, rechts von Bismarck, ein unqualifiziertes Gesicht und einen lächerlich schmächtigen Körper. Hoffentlich haben die Tussauds bei ihm etwas übertrieben. Neben Salisbury mit wohlgepflegtem Haar und Bart sitzt der bebrillte Gortschakoff mit rosigen Wangen wie ein junger; dann kommt Schuwaloff, hinter dem sich Ignatiew als Ohrenbläser aufgepflanzt hat. So lange diese Herren über ihren Karten und Plänen noch brüten, so lange jedenfalls ist dem Türken das Dasein gefristet. — Unter Glas und Rahmen ist hier auch der goldene Lorbeerkranz zu sehen, „the Peoples tribute", den Beaconsfield in edler Selbstverleugnung zurückgewiesen und der dann zu den Tussauds sich verirrt hat.

Es folgen nunmehr zwei Zimmer, die den Napoleoniden gewidmet und mit einer ungewöhnlich reichhaltigen Sammlung von Reliquien angefüllt sind. Zweck derselben ist nach dem Katalog der: eine richtige und vollständige Anschauung jener Periode der Geschichte zu geben, was eben durch solche Reliquien am besten geschehen kann.

Im ersten dieser Zimmer finden wir eine sehr gut ausgeführte Gruppe der verschiedenen Napoleone nebst Anhang. Napoleon I. in der Mitte, links Napoleon III., rechts Lulu, der einem abgelebten Roué gleicht. Die Kaiserin Eugenie in ihrer Blütezeit steht auch da, sowie Marschall St. Arnauld, Ney, Trochu und der Leibmameluck Napoleons I., der ihm in Egypten das Leben gerettet. Kürzer und belehrender kann man in der That das Leben Napoleons I. nicht darstellen, als der Katalog es thut: „Dieser außerordentliche Mann ist geboren in Ajaccio auf Korsika, 19. August 1769; er war der Sohn des Carl Buonaparte und der Letitia Raniolini. Im Jahr 1795 wurde er General der Armee in Italien und heiratete Madame Beauharnais. Nach einer Reihe der brillantesten Erfolge wurde er endlich bei Waterloo am 18. Juni 1815 besiegt, was seine Gefangennahme und Ueberführung nach St. Helena zur Folge hatte." — Noch ist in diesem Zimmer die Wiege des Königs von Rom samt diesem selbst aufgestellt, und geradezu abgeschmackt — die Giftmischerin Hannah Dobbs. Die Wände zeigen die lebensgroßen Porträts der Kaiserinnen Marie Luise und Josefine, des Königs von Rom, der Prinzen Lucien und Jerome Buonaparte, und der Prinzessinnen Pauline und Caroline, Murats Frau. Alle diese Gemälde sind meisterhaft in der Ausführung.

Das zweite Zimmer ist das napoleonische Raritätenkabinett, das immer gedrängt voll von Schaulustigen ist. In der Mitte des Zimmers ruht auf einem Feldbett die Leiche Napoleons I., in den über der Brust gefalteten Händen ein

Kruzifix. Es ist dasselbe Bett, auf dem er auf St. Helena starb. Welcher Geist prägt sich auch noch auf den erblaßten Zügen des gewaltigen Mannes aus! Welch ein Abstand zwischen dem einstigen Herrscher der Welt und dem Toten auf dem mehr als einfachen Totenlager! — Links und rechts davon stehen zwei Equipagen, die Napoleons I. von Waterloo und die Napoleons III. von Sedan. Man kann sich nichts Bequemeres in diesem Genre denken, wovon sich jeder Besucher durch eigne Probe überzeugen darf. — Ringsumher eine Menge von Reliquien! Verschiedene Waffen, die Napoleon I. im Laufe seines kriegerischen Lebens getragen, Schwerter, Pistolen u. s. w.; sein Tubus von Waterloo, seine Arzneikiste, niedlich eingerichtet, Zahnbürsten, der Schlüssel, mit dem ihm die Zähne ausgebrochen wurden; ein Zahn selbst; Haare von ihm, Rasiermesser, Ringe, Uhren, Feldbestecke, Kaffeetassen, Hemd und Hosen, auf Helena getragen, hundertlei Sächelchen; interessant ist der Atlas, den er jederzeit benützte und in den er eigenhändig verschiedene Schlachtpläne eingezeichnet hat. Auch von seinen siegreichen Gegnern Nelson und Wellington sind etliche Ueberbleibsel zu sehen. Eine schauerliche Kuriosität ist das blutbefleckte Hemd Heinrichs IV. von Frankreich, das er beim Mordanfall Ravaillacs 1610 trug.

So stark, wie in diese unschuldige Raritätenkammer, drängt sich das Volk in das nächstfolgende, letzte Gemach der Sammlung: „Das Zimmer des Schreckens" mit Extrabezahlung von 50 Pfennig.

Wie kamen die Tussauds darauf, eine solche Ausstellung der scheußlichsten Verbrecher mit dem was drum und dran hängt zu veranstalten und immer mit Novitäten zu vergrößern? Die Idee dazu gab die Neugierde des unbefriedigten Volkes; aber ein ethisch-veredelnder Zweck soll dieselbe rechtfertigen. Als nämlich im Jahre 1849 verschiedene außergewöhnliche Mordthaten stattfanden und der Andrang des Volkes so ungewöhnlich stark wurde, daß Tausenden ihr Wunsch, die Mörder zu sehen, nicht erfüllt werden konnte, da fingen die Tussaud an, zu den Mustern, die sie aus der Revolutionszeit gerettet, eine Galerie der neuesten Verbrecher anzulegen, und um sich vor der gebildeten Welt zu rechtfertigen, muß der Katalog verkündigen: die Erfahrung habe die Aussteller gelehrt, daß schon mancher durch die Betrachtung notorischer Uebelthäter von Verbrechen abgehalten worden sei und das bezwecke man mit der Schaustellung. Wird der Zweck erreicht werden, wenn man so oft und viel Mütter ihre Säuglinge in diesem Schauerzimmer, versunken in die Betrachtung der schlimmsten Physiognomieen, stillen sieht? Viel Edles wird dabei nicht herauskommen.

Die meisten der Mörder, die in Lebensgröße und gut getroffen dastehen, gehören der englischen Verbrecherwelt an. Doch finden sich auch die Pierri, Pianori, Orsini, Traupmann; der Deutsche Franz Müllre, der anno 1864 einen alten Herrn im Eisenbahnwagen hier in London ermordete, frischt durch seinen Anblick diese That immer wieder auf. Sein Kollege Lefroy ist der neueste Ankömmling in dieser Ausstellung. Der flehendlichen Bitte der zum Tode Verurteilten, man möge sie nicht in effigie bei Tussaud ausstellen, wird keine Folge gegeben; sie kommt meist auch zu spät, da die Tussauds sehr rasch arbeiten. Es sei sonst nur noch einer erwähnt, Bousfield, und zwar deshalb, weil bei seiner Hinrichtung eben sämtliche Glocken der Stadt den Frieden einläuteten nach beendigtem Krimkrieg anno 1856.

Auf besonderen Postamenten sind auch noch etliche Köpfe enthaupteter Größen in häßlicher, naturgetreuer Nachbildung aufgestellt, nämlich die Köpfe von Ludwig XVI., Maria Antoinette, Hebert und Robespierre. Bei solchen Schaustellungen hört die Beschreibung auf.

Die Freunde der Todesstrafe mögen sich ergötzen an zwei Modellen: dem eines Galgens und dem einer Guillotine. Es fehlt nur noch, daß man dieselben auch praktisch arbeiten ließe. Das Schauerliche dieser zwei Mordwerkzeuge wird dadurch noch erhöht, daß sie in düsterem Halbdunkel stehen. Da kommt das Gruseln von selbst. Hier sind auch zwei alte Reliquien, die an viel Jammer und Elend mahnen: der riesige Originalschlüssel zur ehemaligen Bastille in Paris und die Originalguillotine aus der Revolutionszeit. „Die außerordentlichste Reliquie in der Welt" nennt der Katalog die letztere, und erwähnt der 22000 Köpfe, die das Messer von den betreffenden Leibern getrennt hat, mit einer staunenswerten Kaltblütigkeit.

Nun ist man am Ende, und mit erleichtertem Herzen tritt der Besucher wieder hinaus in Gottes freie Natur. E. E.

Adlerflug.

Von

Elisabeth Werner.

(Schluß.)



Das Gespräch mußte hier abgebrochen werden, denn das Ziel war erreicht, vor ihnen lag auf grüner Matte die Alm. Alexandrine stieg ab und während ein kleiner Hirtenbube aus der Sennhütte herbeieilte, um ihr Pferd in Empfang zu nehmen, vereinigte sich die Gesellschaft wieder. Auch der Professor und Sir Conway beabsichtigten eine längere Rast hier zu machen, ehe sie den anstrengenden und beschwerlichen Weg nach der Egidienwand antraten.

Das Wetter war herrlich, die Aussicht übertraf alles Erwarten und lag in voller Klarheit da. Das mitgenommene Frühstück erwies sich als vortrefflich, dennoch wollte es in der Reisegesellschaft zu keiner rechten Stimmung kommen. Bei Siegbert schien die Erzählung, womit ihn sein Lehrer von den Vorzügen einer unglücklichen Liebe überzeugen wollte, gerade den entgegengesetzten Eindruck gemacht zu haben, er war nur noch ernster und schweigsamer geworden. Alexandrine zeigte eine gewisse Befangenheit, die ihr sonst ganz fremd war, und Sir Conway war übler Laune, denn er hatte soeben erst durch den Professor erfahren, daß der junge Reisegefährte sie nicht weiter begleiten, sondern gleichfalls hier bleiben werde.

Nicht als ob der Engländer auch nur die Möglichkeit einer Annäherung gefürchtet hätte, in seinen Augen war Siegbert zu unbedeutend, um dergleichen überhaupt zu versuchen, und er hatte sich ja auch bisher in einer beinahe ängstlichen Entfernung gehalten, aber Sir Conway fand es im höchsten Grade eigenmächtig und unpassend, daß man diesen jungen Menschen, der eigentlich gar kein Recht auf die vornehme Gesellschaft hatte, in die Professor Bertold ihn eingeführt, so ohne weiteres zum Beschützer und Begleiter des Fräuleins v. Landeck machte. Er ließ auch in der That eine Bemerkung darüber fallen, mußte aber erfahren, daß die Grobheit des Professors nicht bloß für den Bürgermeister von Wiesenheim vorhanden war. Auch Sir Conway mußte sich einen sehr deutlichen Wink gefallen lassen, daß ihn die Sache ganz und gar nichts angehe, und es bedurfte seines ganzen Respektes vor der Berühmtheit des alten Meisters, um das stillschweigend hinzunehmen.

Allerdings ahnte auch der Präsident, als er seine Tochter dem Schutze des alten Freundes anvertraute, nichts von dessen eigenmächtiger Verfügung. Er war freilich von der Beteiligung Siegberts an der Partie unterrichtet, nahm aber als selbstverständlich an, daß dieser die Herren begleiten und Alexandrine allein zurückbleiben werde. Auf der Alm war immerhin für die Unterkunft von einigen Stunden gesorgt; die Leute in der Sennhütte erhielten oft den Besuch von Fremden, die sich meist mit der Aussicht von hier begnügten, ohne die Egidienwand zu ersteigen. Bertold wußte sehr gut, daß der Präsident dies stundenlange Alleinsein seiner Tochter mit dem jungen Maler nicht billigen werde, aber er kümmerte sich nicht im mindesten darum. Es war seine Art, rücksichtslos auf das Ziel loszugehen, das er sich einmal gesetzt hatte, und dazu war ihm jedes Mittel recht.

Alexandrine hatte eingewilligt; von ihr stand keine „Kinderei", wie etwa die Anknüpfung eines Romans, zu befürchten, also war es sehr gleichgültig, ob Excellenz sich nachträglich empfindlich zeigte oder nicht. Der Professor hatte seinen Kriegsplan vortrefflich eingeleitet und war in bester Laune. Kurz vor dem Aufbruch ergriff er aber noch die Gelegenheit und zog Alexandrine auf einen Augenblick beiseite.

„Es bleibt also dabei, Sie werden dem Siegbert ordentlich in das Gewissen reden!" sagte er leise aber nachdrücklich. „Und was seine Schwär-

merei für Sie betrifft, so schonen Sie ihn durchaus nicht. Ich wiederhole es Ihnen, wir müssen den Jungen vollständig zur Verzweiflung treiben, das ist das einzige Mittel, ihn zur Vernunft zu bringen."

„Ich werde thun, was in meiner Macht steht!" erklärte Alexandrine etwas einsilbig.

Der Professor nickte befriedigt, er wußte, daß er auf dies Versprechen bauen konnte, und während die junge Dame ging, um ihre Skizzenmappe zu holen, trat er zu den beiden Herren und wandte sich an Conway.

„Nun, wie steht es mit Ihrem Adlerfang?" fragte er lachend. „Dort drüben an der Felswand hängt das Nest des Burschen, und seit ich es in der Nähe gesehen habe, begreife ich, daß sich niemand findet, der Ihren Preis verdienen will. Sogar dieser Wagehals, der Adrian Tuchner, läßt nichts von sich sehen und hören. Er hat jedenfalls die Sache aufgegeben."

„So scheint es!" erwiderte Conway mit unverhehltem Mißmute. „Es ist wahrscheinlich nur eine Prahlerei gewesen, als er sich dazu erbot."

„Ich fürchte, es war ihm ernst damit," nahm Siegbert das Wort. „Das Prahlen ist seine Sache nicht. Ich bin überzeugt, er bringt eines Tages den jungen Adler, oder — wir hören von einem Unglück."

„Ich habe aber ausdrücklich Weisung gegeben, mich über Tag und Stunde des Unternehmens zu unterrichten," sagte Conway. „Ich wünsche ihm beizuwohnen und was hätte der Mann für einen Grund, es mir zu verschweigen."

„Das weiß ich nicht," entgegnete Siegbert ruhig, „aber Adrian ist stets gewohnt, seinen eignen Weg zu gehen. Vielleicht will er nicht kaltblütig durch das Fernglas beobachtet werden, wenn er die Fahrt auf Leben und Tod unternimmt."

Der Vorwurf in diesen Worten war deutlich genug. Der Engländer aber zuckte nur spöttisch die Achseln. „Sie überschätzen die Gefahr, Herr Holm! Die Bergbewohner unternehmen oft genug solche ‚Fahrten auf Leben und Tod', wenn es sich um irgend eine verwegene Jagd handelt. Ihnen freilich mag ein derartiges Wagnis ungeheuer erscheinen, von Ihnen verlangt ja auch niemand, daß Sie Ihr Leben einsetzen."

In dem Antlitz des jungen Mannes schlug wieder eine Flamme empor bei diesen verächtlichen Worten, aber jetzt war es die Empörung, die ihm die Glut in die Wangen jagte, und seine Stimme klang in schneidender Schärfe, als er antwortete.

„Im Notfall werde ich mein Leben einsetzen, wenn es das Leben eines anderen gilt — für die Laune eines anderen wäre es mir allerdings zu kostbar!"

„Sieh, sieh, der Junge macht sich!" murmelte der Professor, ebenso überrascht als vergnügt über diese Abfertigung. Sir Conway dagegen nahm eine unermeßlich erstaunte Miene an. Er konnte gar nicht begreifen, daß man sich dergleichen gegen ihn herausnahm, und er war mit seiner Verwunderung darüber noch nicht fertig geworden, als Bertold alle weiteren Erörterungen abschnitt, indem er erklärte, es sei die höchste Zeit, aufzubrechen, und man müsse sich fertig machen.

Das geschah denn auch; der Führer wurde herbeigerufen und die beiden Herren verabschiedeten sich von Alexandrine; während der Professor aber seinem Schüler herzhaft die Hand schüttelte, ignorierte Conway diesen in der beleidigendsten Weise. Er hatte das rechte Mittel gefunden, den jungen Mann aus seiner träumerischen Ruhe zu treiben, denn Siegbert sah ihm mit einem Ausdrucke nach, der selten, vielleicht noch nie in seinem Antlitz erschienen war.

Die Alm lag in sehr bedeutender Höhe, unmittelbar am Fuße der Egidienwand, die wie eine mächtige Felsenkrone den Berg überragte. Beide waren nur durch die schmale aber tiefe Egidienschlucht getrennt, welche die Bergsteiger umgehen mußten, ehe sie den Weg aufwärts nehmen konnten. Die Sonne war inzwischen höher gestiegen und brannte heiß hernieder auf die Matten. Die anfangs so morgenklare Aussicht begann sich allmählich zu verschleiern, der heiße Dunst der nahenden Mittagsstunde legte sich auf Thäler und Höhen und hier und da sammelten sich leichte weiße Wolken um die Häupter der Berge.

„Ich fürchte, gnädiges Fräulein, Sie werden keine günstige Beleuchtung haben, wenn Sie die Aussicht aufnehmen wollen," sagte Siegbert. „Je höher die Sonne steigt, desto mehr verschleiert sich die Ferne. Nur die Egidienwand ist nahe genug, um sich in voller Klarheit zu zeigen."

„Ich beabsichtige auch nur die Wand selbst zu zeichnen," entgegnete Alexandrine. „Wollen Sie mir einen passenden Standpunkt aussuchen?

Nein, ich danke," unterbrach sie sich hastig, als er ihr die Skizzenmappe abnehmen wollte. „Ich trage sie schon allein. Bitte, nehmen Sie statt dessen meinen Plaid!"

Siegbert gehorchte, etwas befremdet darüber, daß die junge Dame darauf bestand, die schwere Mappe allein zu tragen. Er wußte nicht, daß sie auch seine eignen, so schmerzlich vermißten Skizzen einschloß, die man vor einer zufälligen Entdeckung bewahren wollte.

Der geeignete Platz war bald gefunden. Unter einem jener niedrigen Tannengebüsche, die hier und da den Rand der Matte säumten, wurde ein Rasensitz improvisiert, der den Vorteil hatte, im Schatten zu sein, und anderseits den vollen Ausblick frei ließ. Hier begann die Schlucht, die sich immer mehr verengte, je weiter sie sich in den Berg hinein erstreckte und gerade da, wo sie endigte, erhob sich das Kreuz, das, nur aus Holz gezimmert, aber von riesigen Dimensionen, überall sichtbar und dadurch gewissermaßen zum Wahrzeichen des Berges geworden war. Es war auf einem felsigen Vorsprunge, unmittelbar am Rande der Schlucht errichtet, die hier fast senkrecht abfiel, und wenige Schritte seitwärts wand sich steil der Weg empor, der auf die Egidienwand führte. Ernst und dunkel ragte das Wahrzeichen in die sonnige Luft, es hatte ja noch seine besondere unheimliche Bedeutung gewonnen durch den Unglücklichen, der gerade an dieser Stelle den Tod gefunden. Es mochte allerdings leicht sein, in der Hast und Dunkelheit den schmalen Weg zu verfehlen und ein Fehltritt brachte hier unabwendbares Verderben.

Alexandrine hatte sich niedergelassen und begann zu zeichnen, während Siegbert neben ihr stand und schweigend die Linien verfolgte, die ihr Stift auf dem Papier zog. Er schien in der That keine Idee von den Pflichten eines Kavaliers zu haben, denn er machte nicht den geringsten Versuch, ein Gespräch anzuknüpfen.

„Sie zeichnen nicht Herr Holm?" fragte die junge Dame endlich. „Freilich, die Landschaft ist ja nicht Ihr eigentliches Fach. Sie haben sich von jeher wohl hauptsächlich dem Porträt zugewendet?"

„Jawohl, gnädiges Fräulein," war die einsilbige Antwort.

„Ich meine, Sie könnten trotzdem hier oben Ihr Skizzenbuch bereichern. Haben Sie den kleinen Hirtenbuben bemerkt, der mir bei der Ankunft das Pferd abnahm? Ein allerliebstes keckes Knabengesicht! Ist es Ihnen nicht aufgefallen?"

„In der That nein; ich dachte an andere Dinge."

„Ganz unverzeihlich für einen Künstler! Professor Bertold würde Ihnen sicher einen Vorwurf daraus machen. Ich bin überzeugt, seinem scharfen Auge entgeht nichts Derartiges, und Sie haben sich doch jedenfalls Ihren Lehrer zum Vorbilde genommen, das Sie einst zu erreichen hoffen."

„Zum Vorbilde allerdings! Aber ich habe nie gehofft die Meisterschaft eines Bertold zu erreichen."

„Weshalb nicht?" fragte Alexandrine halb unwillig. „Sein Schüler sollte doch diesen Ehrgeiz haben, sein Lieblingsschüler zumal, und das sind Sie ja doch."

„Ich war es einst!" sagte Siegbert mit schwerer Betonung. „Und seine Liebe hat er mir nicht entzogen, sonst aber —" Er brach ab. Was sollten diese Erörterungen der jungen Dame, die er freilich seit Wochen kannte, die ihm aber noch ebensofern und hoheitsvoll gegenüberstand, wie am ersten Tage. Was kümmerte sie das Loos eines Fremden! Freilich, sie schien heute zum erstenmal Anteil an diesem Fremden zu nehmen. Ihre Stimme klang so eigentümlich weich und ihre Augen blickten so fragend ernst zu ihm auf, aber Siegbert kannte zu gut die Gefahr, die ihm von dieser Stimme und diesen Augen drohte, um sie nicht zu fliehen. Er wußte, daß er das Gespräch nicht aus der gewöhnlichen Bahn lenken durfte, wenn er seine Selbstbeherrschung behaupten sollte.

Seine stumme Abwehr wurde verstanden, mißdeutet wurde sie nicht mehr, dafür hatte der Professor mit seiner Mitteilung gesorgt. Aber auch Alexandrine schien für jetzt das Gespräch nicht fortsetzen zu wollen, sie begann wieder zu zeichnen und das frühere Schweigen trat wieder ein.

Die Alm lag einige hundert Schritt hinter ihnen und dort lag auch die weite Aussicht über das Gebirge, mit all seinen Thälern und Höhen, über die Ebene, mit ihren Städten und Ortschaften. Die Scenerie aber, die sich vor den beiden aufthat, zeigte nur die weltverlorene Einsamkeit des Hochgebirges in ihrer ganzen starren und wilden Größe.

Die kleine grüne Matte, die sich so eng an die rauhen Felsen schmiegte, war das letzte, was

Natur hier oben ihnen abringen konnte; weiter hinauf wucherte nur Moos und Felsengestrüpp in den Spalten, da erstarb alles Leben in dem eisigen Hauch der Höhe. Nackt und kahl ragten die riesigen Schroffen der Egidienwand empor, wild zerklüftet und zerrissen starrte das zackige Gestein nach allen Seiten. Der gigantische Felskoloß schien in fast greifbare Nähe gerückt zu sein, jede Linie trat scharf und deutlich hervor. Auf den höchsten Spitzen lag weißleuchtend der Schnee und nur unten über der Schlucht, die wie ein dunkler klaffender Riß den Berg spaltete, flatterte noch ein leichter Nebelstreif. Das Auge unterschied hier nichts als ein Chaos von Tannen und Felstrümmern, aus denen hin und wieder der weißschäumende Gischt des Wildwassers aufblinkte, das sich dort in der unheimlich dämmernden Tiefe sein Bett wühlte. Die Felswand selbst stand im hellen Sonnenglanz und darüber wölbte sich klar und wolkenlos der Himmel, aber selbst das blendende Licht vermochte es nicht, dieser Felsenwüste das Tote, Eisige zu nehmen, das wie ein starrer Zauber sie umfing. Der Wildbach, der drüben von der Höhe niederstürzte und sich in der Schlucht verlor, schien das einzige Leben hier oben zu sein, sein einförmig mächtiges Rauschen der einzige Laut, der die Stille unterbrach, sonst regte sich nichts in dieser schweigenden Oede.

Und dort drüben in jener unzugänglichen Felsenburg hatte sich der Adler seinen Horst ersehen. In halber Höhe der Wand, auf einem jener Zacken, die wie versteinerte Riesengebilde in wild phantastischen Formen aufragten, hing das Nest, dem Auge deutlich erkennbar. Unter sich die jähe schwindelnde Tiefe, über sich Kluft an Kluft, erschien es unerreichbar und unnahbar für Menschenhand.

Alexandrine hatte zu zeichnen aufgehört, sie mochte wohl fühlen, daß die Großartigkeit dieses Bildes sich auch nicht annähernd wiedergeben ließ.

„Das also ist der Horst des Adlers!“ sagte sie hinüberblickend. „Die Burg, die er sich dort geschaffen hat, ist in der That uneinnehmbar.“

„Sir Conway denkt sie doch zu nehmen,“ warf Siegbert ein. Es lag noch ein Nachhall der früheren Bitterkeit in den Worten; die junge Dame schien das nicht zu bemerken, sie lächelte nur.

„Im Angesicht dieser Felsen und Klüfte wird er seine Idee wohl aufgeben, er findet auch sicher keinen, der sie ihm verwirklicht. Sir Conway kannte jedenfalls nicht den Umfang der Gefahr, so wenig wie ich ihn kannte, als ich, halb im Scherz, jenen Wunsch aussprach.“

„Thaten Sie das?“ fragte Siegbert betroffen. Er konnte sich jetzt die Hartnäckigkeit erklären, mit der Conway an seiner Idee festhielt, und wenn irgend etwas imstande war, den jungen Mann noch mehr zu erbittern, so that es diese Entdeckung. Alexandrine dagegen, die nur flüchtig von der Sache gehört hatte, ohne die näheren Umstände zu kennen, fuhr unbefangen fort:

„Gewiß! Ich leugne nicht, daß es mir große Freude gemacht hätte, den jungen Adler zu besitzen, der sich in dem Neste befinden soll. Es wäre ja nicht das erste Mal, daß es gelingt, ein solches Tier aufzuziehen und zu zähmen.“

„Für den Käfig!“ brach Siegbert aus. „Ja wohl, da wird der Gefangene gepflegt und gefüttert und ist versorgt sein lebenlang, aber er darf nie mehr die Schwingen regen, nie wieder emporsteigen zum Licht — besser er wird von der Kugel eines Jägers getroffen! Nein, nein, lassen Sie den jungen Adler frei da oben auf seiner Felsenhöhe, glauben Sie mir — es ist etwas Hartes um die Gefangenschaft!“

„Haben Sie das vielleicht schon erfahren?“ fragte Alexandrine langsam.

„Ich?“ Siegbert schrak zusammen. Er hatte in völliger Selbstvergessenheit gesprochen und fühlte erst jetzt, wie jäh und unvermittelt jener Ausbruch gekommen war. „Ich sprach nur aus, was wohl ein jeder fühlt,“ setzte er mit sinkender Stimme hinzu.

„Vielleicht,“ aber es klang wie der Aufschrei eines Gefangenen, der sich nach der Freiheit sehnt. Der junge Mann schwieg und wandte sich ab.

„Erscheint Ihnen meine Teilnahme zudringlich, Herr Holm? Dann will ich schweigen.“

„Nein, nein!“ rief Siegbert aufwallend. Er begriff es nicht, wie die stolze unnahbare Alexandrine v. Landeck auf einmal dazu kam, sich fast gewaltsam seines Vertrauens zu bemächtigen, aber seine Verschlossenheit hielt nicht stand vor der ernsten Frage dieser dunkeln Augen, die heut einen so rätselhaft milden und weichen Ausdruck hatten, wie er ihn nie darin gesehen.

„Ich glaubte nur, daß das Schicksal eines Fremden Ihnen kein Interesse abgewinnen könnte,“ erwiderte er, noch kämpfend mit der alten, scheuen Zurückhaltung.

Alexandrinens Blick ruhte fest auf dem blassen träumerischen Antlitz des jungen Mannes, als versuche sie darin zu lesen.

„Ich weiß durch Professor Bertold, daß Sie in beengenden, unwürdigen Verhältnissen festgehalten werden, die Sie und Ihr Talent nicht zur Entwicklung kommen lassen. Weshalb haben Sie sich nicht längst diesen Banden entwunden und sich frei gemacht?"

„Weil ich schwach und feig bin," sagte Siegbert, mit tiefer Bitterkeit. „Wenigstens meint Professor Bertold das. Er hat es mir oft genug anzuhören gegeben, er wird es auch Ihnen gesagt haben, und Sie werden es glauben."

„Niemals!" rief Alexandrine in einem Tone, von dessen Wärme sie selbst nichts wußte.

„Nicht? Wirklich nicht?"

„Ich glaube, daß Professor Bertold eine große, bedeutende, aber auch eine rücksichtslose Künstlernatur ist, gewohnt jedes Band zu zerreißen, das ihn hindert. Er hat nur eins im Auge, das Ziel, dem er nachstrebt, und fragt nicht danach, was er auf seinem Wege verletzt oder zertritt. Er wird das Gleiche auch von Ihnen gefordert haben und Sie haben es nicht gekonnt."

„Nein, ich konnte es nicht," sagte Siegbert mit einem tiefen Atemzuge. „Mein Fräulein, ich möchte wenigstens vor Ihnen nicht als Schwächling dastehen, vor Ihnen nicht! Und doch werden Sie es vielleicht am wenigsten begreifen, wie Wohlthaten und Dankbarkeit zu einer Kette werden können, die unlösbar ist, weil sie unsichtbar ist. Man muß das selbst durchgemacht haben, um zu fühlen, wie solche Fesseln jeden Mut lähmen, jede Kraft entnerven, wie sie unerbittlich am Boden festhalten, wenn auch die ganze Seele verzweifelnd empordrängt. Ich habe das siebzehn Jahre lang ertragen — ich weiß wie solche Ketten drücken!"

Er hatte in steigender Erregung gesprochen und stieß die letzten Worte mit so leidenschaftlicher Heftigkeit hervor, daß Alexandrine fast erschrak. Sie sah es jetzt, welch ein qualvolles Kämpfen und Ringen sich hinter jener träumerischen Ruhe barg, die sie wie alle anderen getäuscht hatte.

„Sie danken Ihrem Pflegevater viel?" fragte sie zögernd.

„Ich danke ihm alles, die ganze Existenz, die Erziehung, selbst das Studium, das mir die ersten Schritte auf der Künstlerbahn ermöglichte. Es ist nichts, was ich nicht aus seiner Hand empfangen hätte. Ich war in Armut und Niedrigkeit geboren, und hatte im Elternhause nichts kennen gelernt, als das ewige Einerlei des Elends und Schlimmeres noch — die Verbitterung des Elends. Da starben die Eltern und ließen mich als zehnjährigen Knaben zurück, der nichts besaß als sein Zeichentalent, das die Lehrer über Gebühr lobten. Es erregte die Aufmerksamkeit meines Pflegevaters und er nahm mich an Kindesstatt an. Aus den tiefsten Entbehrungen wurde ich plötzlich in das reichste und angesehenste Haus der Stadt versetzt, aber ich konnte des Wechsels nicht froh werden. Es wurde mir ja täglich vorgehalten, welche große, überschwengliche Wohlthat mir zu teil geworden war, und wie dankbar ich mich dafür zeigen müsse, und das vergiftete mir die Dankbarkeit."

„Aber sie kamen doch zu Professor Bertold," warf Alexandrine ein. „Sie brachten zwei Jahre bei ihm in der Residenz zu?"

„Ja, es war der einzige Sonnenblick in meinem Leben! Möglich, daß ich damals am Wendepunkte meines Schicksals stand, daß ein rücksichtsloser Entschluß mich emporgeführt hätte. Bertold wollte mich gewaltsam von jenen Verhältnissen losreißen, er forderte den offenen Bruch mit dem Manne, dem ich alles verdankte, und hat es mir noch heute nicht verziehen, daß ich dessen Ruf folgte. Er wußte nicht, wie meine Rückkehr gefordert wurde, mit der Berufung auf meine Kindespflicht, auf meinen schuldigen Gehorsam, mit Klagen, Vorwürfen, Bitten! Mein Pflegevater ahnte ja nicht, welch ein Fluch mir die Abhängigkeit geworden war, er bestand nur auf seinem Rechte. Wäre ich wirklich schwach und feig gewesen, ich hätte mich in den Schutz meines Lehrers geflüchtet, der bereit war, mit seiner ganzen Energie für mich einzutreten. Statt dessen riß ich mich von ihm los, trotzdem ich alles zurücklassen mußte, woran mein Herz hing, trotzdem ich das Leben kannte, das meiner wartete. Wenn das ein Irrtum war — ich habe ihn schwer genug gebüßt in diesen letzten vier Jahren!"
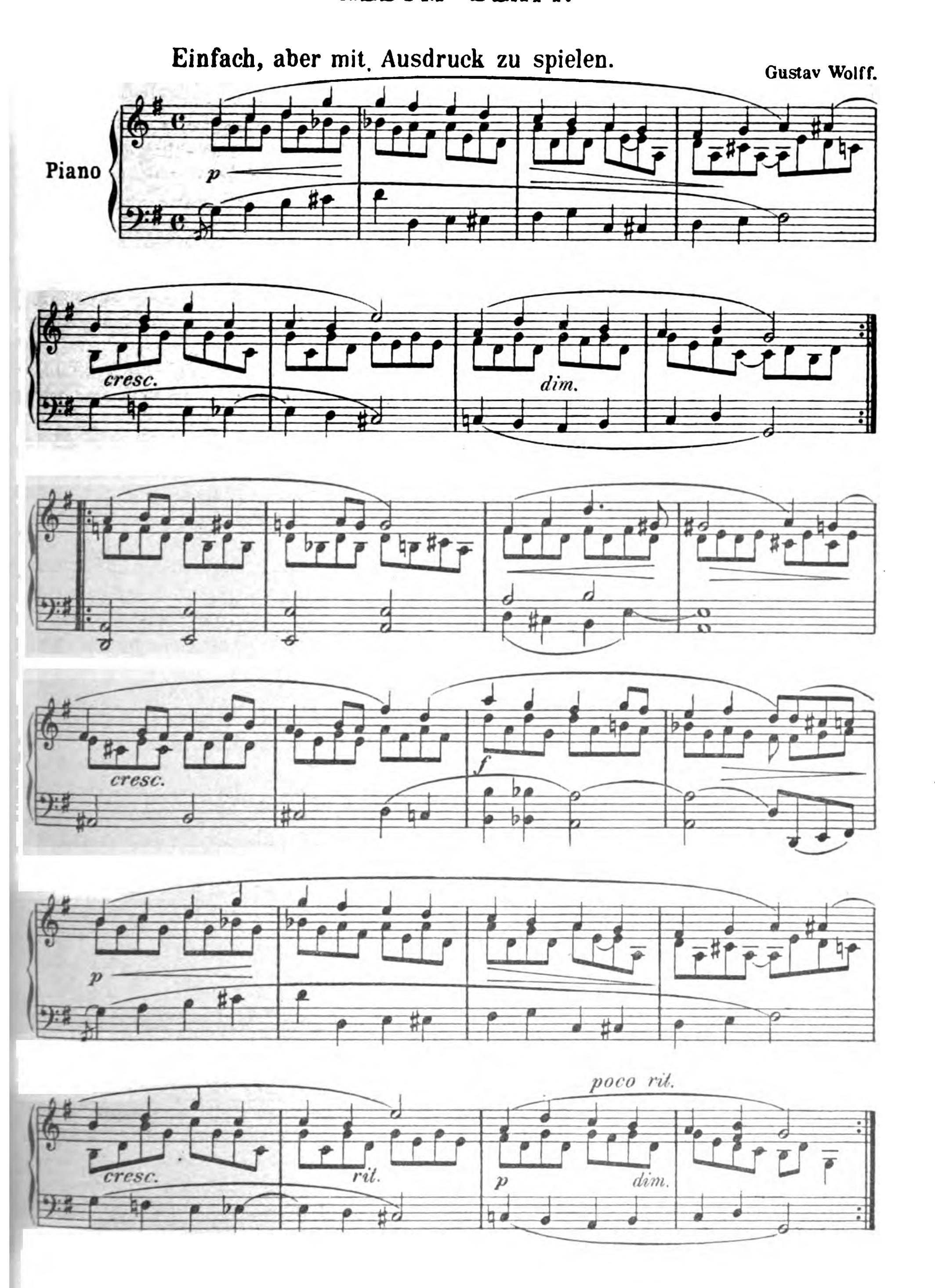
Er schwieg, überwältigt von der Erregung. Alexandrine schüttelte leise den Kopf.

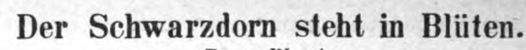
„Ich begreife es, daß man Märtyrer seines Pflichtgefühls werden kann, aber Sie thaten dennoch unrecht. Mit dem Märtyrertum, mit dem bloßen Dulden erringt man nichts Großes im Leben, das fordert die volle Kraft und oft genug auch die volle Härte des Charakters. Sie hatten eine Künstlerlaufbahn einzusetzen, und für diese ist die Freiheit so notwendig, wie für uns andere die Luft zum Atmen. Sie mußten und müssen

ALBUM-BLATT.

Einfach, aber mit Ausdruck zu spielen.

Gustav Wolff.





Der Schwarzdorn steht in Blüten.

Franz Woenig. Th. Salzmann.

Frisch.

Gesang.

Piano.

1. Schon grünt's am Rain, schon sproßt's im Hag, Gold-kätz-chen schießt die Wei-de gar lu-stig lockt des Fin-ken Schlag im Busch-werk auf der Hai-de, an Heck' und Zaun Blau-veil-chen klein ver-stohl-ne Grü-ße bie-ten, am Kirchsteig fort zum Wald hin-ein der Schwarzdorn steht in Blü-ten.

2. Und dro-ben aus der Gar-ten-thür, vom Früh-lings-glanz um-flos-sen, tritt leis des Pfarrers Kind her-für, ein Knösp-lein kaum er-schlos-sen. Mit Au-gen dem Blau-veil-chen gleich, die aus dem Moos sich müh-ten, schaut's in die Wei-te, wo am Steig der Schwarzdorn steht in Blü-ten.

3. Ein Bild so minnig-lich und zart wie's al-te Mei-ster schu-fen dem frommen Sinn ge-of-fen-bart er-scheint es auf den Stu-fen. Doch all den Mei-stern nie ge-lang, wie treu-lich sie sich müh-ten, ein Bild wie das, wo dort am Hang der Schwarzdorn steht in Blü-ten.

p pp rit. a tempo mf cresc. f rit. tempo

sich diese Lebensluft erkämpfen, um jeden Preis, wenn Sie ein echter Künstler sind!"

„Wenn ich es bin!" sagte Siegbert düster. „Das ist eben die Frage."

„Halten Sie sich nicht dafür?"

„Nein." Es war nur ein einziges kurzes Wort, aber das ganze Weh eines verfehlten und verlorenen Lebens lag in diesem Nein.

Alexandrine erhob sich und trat an seine Seite.

„Da thun Sie sich selbst das schwerste Unrecht, Herr Holm. Wenn Sie nicht an Ihr Talent glauben, so glauben andere daran und diesen anderen dürfen Sie vertrauen."

„Wer glaubt an mich?" fragte Siegbert sie erstaunt anblickend.

„Ihr Lehrer, dessen Urteil Ihnen doch wohl am höchsten steht."

„Bertold? Unmöglich!"

„Weshalb unmöglich?"

„Weil er sich trotz all seiner Vorliebe für mich doch nie zu einer Unwahrheit herablassen wird. Ich habe bereits sein Urteil über meine letzten beiden Gemälde empfangen. Es war verdient, ich weiß es, aber es hat mich doch vernichtet."

Alexandrine blickte auf ihre Skizzenmappe nieder und ihre Stimme gewann eine eigentümtümliche Unsicherheit, als sie antwortete:

„Ich kenne jene Gemälde nicht, sie mögen verfehlt sein, es ist aber auch von ihnen nicht die Rede. Es handelt sich um gewisse — Studien und Zeichnungen, die Professor Bertold für genial erklärt."

„Um Studien? Aber er hat ja nicht einmal einen Blick in meine Skizzen gethan, und es war auch nichts darunter, was ich —"

Er hielt inne, denn wie ein Blitz kam ihm auf einmal die Erkenntnis des wahren Zusammenhanges. „Mein Gott, jenes Buch, das ich im Walde verlor — der Professor war dort, er leugnete es mir zwar ab — sollte er es dennoch gefunden haben?"

Alexandrine neigte nur bejahend das Haupt, sie konnte der glühenden Röte nicht wehren, die ihr Antlitz überflutete.

„Und Ihnen hat er davon gesprochen, hat es Ihnen vielleicht sogar —?" Er vollendete nicht, denn er sah es, daß hier nichts mehr zu verbergen und abzuleugnen war, daß Bertold ihn und sein Geheimnis verraten hatte.

Es folgte eine sekundenlange Pause, die mit beklemmender Gewalt auf den beiden lastete. Keiner sprach, keiner wagte zu sprechen, endlich beugte sich Alexandrine zu der Mappe nieder und zog das vermißte Buch hervor.

„Hier sind Ihre Zeichnungen, Herr Holm. Sie wurden mir anvertraut, wollen Sie dieselben von mir zurücknehmen?"

Er nahm das Buch nicht, das sie ihm reichte, sein Auge hing in atemloser Spannung an ihren Zügen. „Aus Ihren Händen! Und Sie zürnen mir nicht? Zürnen diesen Blättern nicht? Es ist nicht meine Schuld, daß Sie davon Kenntnis erhielten, ich hielt sie verborgen, selbst vor Bertolds Augen."

„Daraus eben macht er Ihnen einen Vorwurf. Er meint —"

„Ich frage nichts danach," fiel ihr Siegbert ungestüm ins Wort. „Ich frage nur nach Ihrem Urteil und sonst nach nichts auf der ganzen Welt! Sprechen Sie ein Wort, und ich vernichte vor Ihren Augen diese Blätter, vernichte mit ihnen meinen letzten Künstlertraum, mein letztes Sehnen nach Leben und Glück. Sprechen Sie mein Urteil Alexandrine, ob es auf Leben oder Tod lauten mag — ich beuge mich seinem Spruch!"

Alexandrine hob den gesenkten Blick empor, es schimmerte feucht darin, aber durch diesen feuchten Schleier strahlte ein Glanz, der die Antwort gab, noch ehe ihre Lippen sie aussprach.

„Sie dürfen diese Skizzen nicht vernichten! Ich will es nicht, aber ich will sie auch nicht in anderen Händen wissen als in den meinen. Lassen Sie mir das Buch, ich werde es Ihnen zurückgeben, wenn —"

„Wenn —?" wiederholte Siegbert mit stockendem Atem, als könne jedes seiner Worte den Zauber zerstören, der ihn wie mit berauschender Gewalt umfing.

„Wenn Siegbert Holm eingelöst hat, was er bis jetzt noch seinem Talente und seiner Zukunft schuldig geblieben ist, wenn er das geworden ist, was sein Lehrer und ich von ihm erwarten, ein wahrer, ein großer Künstler! Dann lösen Sie auch diese Blätter wieder ein, ich — werde sie Ihnen nicht verweigern!"

Ein halb unterdrückter Ausruf des Jubels brach von den Lippen des jungen Mannes. Das Skizzenbuch fiel unbeachtet zu Boden, er selbst aber hatte die Hand der Geliebten ergriffen und drückte stürmisch seine Lippen darauf. Er wußte es ja jetzt, was ihm verheißen war und was er zu erringen hatte.

Da löste sich etwas Dunkles von dem grauen Gestein dort drüben und schwebte über den Abgrund hinaus. Es war der Adler, der einige Sekunden lang fast regungslos über der Schlucht hing, die gewaltigen Schwingen weit ausgebreitet, dann begann er langsam zu kreisen und endlich stieg er in mächtigem Fluge empor. Immer weiter zog er seine Kreise, immer höher hob er sich, über Felsen und Schnee hinaus, der Sonne entgegen, als werde er von ihren Strahlen emporgezogen. Bald erschien er nur noch wie ein dunkler Punkt dort oben in unerreichbarer Höhe und endlich verschwand er ganz im blauen sonnigen Aether.

„Der Adler!" sagte Siegbert, dessen Augen unverwandt mit einem seltsamen Aufleuchten jenem Fluge gefolgt waren. „Er steigt empor!"

„Zum Lichte!" ergänzte Alexandrine. „Und seine Schwingen tragen ihn über Felsen und Abgründe."

Siegbert wandte sich zu ihr, sein Blick tauchte tief in den der Geliebten, als suche er dort allein den Mut und die Kraft.

„Sie sollen mich nicht umsonst gerufen haben, Alexandrine. Mein alter Lehrer hatte recht, als er die Mahnung auf Ihre Lippen legte, er wußte es wohl, da würde sie nicht ungehört verhallen. Ich habe gezagt und gezweifelt ein halbes Leben hindurch und der Zweifel an meiner eignen Kraft hielt mich am Boden. Jetzt will ich es versuchen ob die Schwingen mich tragen, und versagen sie — nun denn besser im Sturze erliegen als langsam ersticken in einem Leben, wie ich es in den letzten Jahren führte."

„Sie werden nicht erliegen," sagte Alexandrine stolz und siegesgewiß. „Wagen Sie den Flug! Nur wer das Höchste wagt kann das Höchste gewinnen! Ich glaube an Ihren Sieg!"

Kalt und starr wie vorher standen die Felsen, einförmig rauschte der Wassersturz nieder und wie verloren lag die kleine grüne Matte inmitten der riesigen Wände. Den beiden aber, die sich hier gefunden, hatte sich ein Eden aufgethan, hoch über der Welt, die so fern unter ihnen lag, in dem stürzenden Wasser klangen ihnen tausend Verheißungen von Leben und Glück und die Oede ringsum schien überflutet von goldigem Lichte — sie wußten nicht, floß es vom sonnigen Himmel nieder oder brach es hervor aus zwei glücklichen Menschenherzen. —

Aber Siegbert und Alexandrine sollten nur zu bald daran erinnert werden, daß sie der Welt und dem Leben nicht entrückt waren. Gerade in diese Stunde drängte sich ein Bild herber düsterer Wirklichkeit. Drüben auf der Höhe der Egidienwand waren schon seit einiger Zeit drei oder vier Gestalten erschienen, ohne von den beiden bemerkt zu werden, die nur mit sich allein beschäftigt waren. Erst jetzt begannen sie wieder auf die Umgebung zu achten.

„Da sind unsere Bergsteiger!" sagte Alexandrine, indem sie lächelnd hinaufdeutete. „Ich glaubte nicht, daß sie so schnell den Gipfel erreichen würden."

„Unmöglich!" rief Siegbert. „Sie sind erst seit einer Stunde fort und können kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt haben." Er legte die Hand über die Augen, um sie gegen die Sonnenstrahlen zu schützen, und blickte einige Sekunden lang scharf und spähend hinauf, plötzlich fuhr er auf.

„Allmächtiger Gott, das ist Adrian mit seinen Gefährten! Er läßt nicht ab von dem unsinnigen Wagnis, ich habe es ja gewußt!"

„Adrian Tuchner? Sie täuschen sich, Sie können ihn doch nicht in dieser Entfernung erkennen."

„Nein, aber ich sehe, daß das dort oben keine Reisegesellschaft ist, die die Aussicht bewundert. Man scheint Vorbereitungen zu treffen. Sehen Sie nur, eben wird etwas in die Tiefe hinabgelassen."

Alexandrine nahm rasch das kleine Fernglas, das bisher unbenutzt neben ihr gelegen hatte und blickte hindurch.

„Ich fürchte, Sie haben recht," sagte sie nach einer Pause. „Die Männer dort oben haben etwas vor, sie führen Stangen und Seile mit sich. Es scheint wirklich Tuchner zu sein, der Tollkühne! Er wagt wahrhaftig sein Leben, um einer Summe Geldes willen!"

Siegbert nahm schweigend das Glas, das sie ihm reichte. Er wußte es, der Mann da drüben wollte keine bloße Prahlerei behaupten und kein Geld gewinnen, wenn er die Fahrt auf Leben und Tod unternahm. Er kämpfte um die verlorene Stellung unter seinesgleichen, und er mochte wohl recht haben mit seiner Behauptung, daß das glücklich ausgeführte Wagnis sie ihm zurückerobern werde. Wer diesen Weg unversehrt zurücklegte, den schützte sichtbar eine höhere Macht und nach dem Glauben des Volkes mußte diese Macht ihren Schutz dem versagen, der eine Blutschuld auf der Seele trug, fühlte

doch selbst Siegbert im Angesichte der Gefahr etwas von diesem Glauben.

Das Fernglas zeigte klar und deutlich Adrians riesige Gestalt, er stand dicht am Abgrunde und schien das Ganze zu leiten, während seine drei Gefährten ihm zur Hand gingen. Man hatte bereits zur Probe ein Seil herabgelassen, jetzt stieg es langsam wieder empor und die Männer, die augenscheinlich nur den Ausflug des Adlers abgewartet hatten, gingen ans Werk.

„Ich möchte den sehen, der sich da hinunter wagt!“ hatte der alte Wendlin gesagt, der seit vierzig Jahren in den Bergen zu Haus war und jeden Schritt auf der Egidienwand kannte. Und jetzt wagte es doch ein Mensch, allein, nur vertrauend auf die eiserne Kraft seiner Muskeln und auf seinen schwindelfreien Blick. Die Männer da oben konnten ihm wenig helfen, sie hielten nur das Seil, das ihn im äußersten Falle vor dem Sturz bewahren sollte, leiten und tragen konnte es ihn nicht, denn der Horst lag nicht unmittelbar an der Wand, sondern seitwärts, in dem Felsenmeere, das sich unter dem höchsten Grat hinzog.

Nur einige zwanzig Fuß war Adrian herabgelassen worden, bis zu einem schmalen Vorsprung der ihm gerade Raum zum Stehen gewährte. Hier begannen die Klüfte, von hier aus mußte er sich seinen Weg allein suchen und welchen Weg! Bei jedem Schritt galt es erst, eine Todesgefahr zu überwinden, bei jeder Bewegung gähnte ihn der Abgrund an und trotzdem ging es vorwärts, mitten durch Felsgeröll und Felsstrüpp über breite Spalten und Risse hinweg, an steilen Wänden entlang, wo der Fuß kaum eine Handbreit Raum fand, immer vorwärts, dem Ziele entgegen.

Und das Glück schien in der That den Tollkühnen zu begleiten. Kein Stein wich unter seinen Füßen, kein Stützpunkt versagte ihm den Dienst. Je näher er dem Horste kam, desto mehr wuchs die Gefahr, die wie mit tausend Armen nach ihm griff, aber sie vermochte nicht, ihn zu erreichen. Kalt und vorsichtig prüfte er jeden Tritt, berechnete er jede Entfernung, der Mann schien in der That Sehnen und Muskeln von Stahl zu haben und einen stählernen Sinn, der die Gefahr verlachte.

Endlich war der Horst erreicht, mit einer letzten kraftvollen Anstrengung gewann Adrian den Fels, auf dem sich das Nest befand, nur wenige Schritte unter ihm, so daß er es mit der Hand erreichen konnte, und hier, auf dem verhältnismäßig breiteren Raume, wo das Gestein ihm überall Stützpunkte gewährte, war er vorläufig in Sicherheit.

Siegbert und Alexandrine waren mit angstvoller Spannung jeder Bewegung gefolgt, jetzt atmeten beide auf, obgleich das Wagnis erst zur Hälfte vollbracht war. Es galt ja noch einmal denselben Weg zurückzulegen, und auf diesem Rückwege war die Gefahr nicht geringer. Adrian verlor indessen keine Zeit, kaum daß er sich eine Minute des Aufatmens und Ausruhens gönnte. Er lehnte sich fest an eine der Zacken, die ihm Halt gewährte, die Kniee gegen den Boden gestemmt, beugte er sich nieder und streckte die Hand nach dem jungen Adler aus, der sich in der That im Neste befand, und schutzlos dem Räuber preisgegeben war.

Da stieß etwas herab aus der Höhe, mit der Schnelligkeit eines jäh herniederfahrenden Blitzes. Der Stoß traf Adrian mit voller Gewalt und hätte ihn in die Tiefe geschleudert, ohne jene Zacke, an der er sich hielt. Der Adler war zurückgekehrt und eilte seinem bedrohten Jungen zu Hilfe.

Auf dem schmalen Raum, über der schwindelnden Tiefe entspann sich jetzt ein wilder, verzweifelter Kampf zwischen dem riesigen Manne und dem riesigen Tiere. Das Tier kämpfte mit dem Instinkt der Mutterliebe um die Rettung seines Jungen, der Mann kämpfte nur noch um sein Leben.

Wenn Adrian auch eine Waffe bei sich hatte, so konnte er doch kaum Gebrauch davon machen. Er hing ja festgeklammert an dem Fels, bei jeder Bewegung drohte der Sturz und mit ihm unabwendbares Verderben. Dennoch schien er sich zu verteidigen, schien sogar anzugreifen, aber das wütende Ringen dauerte nur einige Minuten. Dann durchschnitt plötzlich ein Schrei die Luft, ein furchtbarer, markerschütternder Schrei, den das Echo der Felswand dumpf, wie mit Geisterstimme zurückgab. Das Seil flatterte lose, zerrissen in der Luft. Mit mächtigem Flügelschlage schoß der Adler zum Horste und breitete schützend seine Schwingen über das gerettete Junge aus und der Unselige, der es gewagt hatte, die Hand darnach auszustrecken, lag zerschmettert drunten in der Egidienschlucht.

Alexandrine hatte die Hand über die Augen gelegt, um das Entsetzliche nicht zu sehen und jener Schrei verriet ihr doch, was geschehen war.

Siegbert stand an ihrer Seite, auch er war totenbleich, aber er hatte nicht einen Moment lang den Blick abgewendet und jetzt stürzte er vorwärts nach dem Rande der Schlucht und beugte sich hinüber.

„Um Gotteswillen, nicht so nahe!“ rief Alexandrine angstvoll. „Seien Sie vorsichtig! Sie können von hier oben nichts entdecken.“

Siegbert hatte sich bereits wieder emporgerichtet, seine Stimme bebte, aber in seinem Antlitz stand ein Zug ungewohnter Energie und Entschlossenheit.

„Nein, von hier ist nichts zu sehen, die Tannen hindern den Einblick. Ich muß hinunter!“

„Was wollen Sie?“ fragte Alexandrine, die ihren Ohren nicht traute.

„Hinunter in die Schlucht!“

„Sind Sie von Sinnen? Wollen Sie das eigne Leben wagen, um eines Toten willen? Er muß ja zerschmettert sein bei dem Sturz aus dieser Höhe. Sie kommen in jedem Falle zu spät.“

„Wer weiß! Vielleicht haben die Tannen ihn aufgefangen, vielleicht kann noch Hilfe gebracht werden, und es dauert Stunden, ehe die Männer dort oben herabkommen. Hier ist der einzige Punkt, von wo es möglich ist, in die Schlucht zu dringen. Ich will es wenigstens versuchen.“

Alexandrine stand bereits an seiner Seite und blickte gleichfalls hinab. Es war allerdings möglich, von hier aus in die Schlucht niederzusteigen, die von allen anderen Stellen fast senkrechte Wände zeigte, aber auch eben nur möglich. Der Abhang senkte sich hier nicht so jäh und Felstrümmer und Tannenwurzeln bildeten eine Art von Stufen. Aber ohne die dringendste Not wagte gewiß niemand diesen Weg in die Tiefe und ein Fremder, der des Steigens ungewohnt war, unbekannt mit all den Hilfsmitteln der Bergbewohner, setzte vielleicht sein Leben dabei auf das Spiel.

„Wir wollen die Leute aus der Sennhütte herbeirufen,“ sagte Alexandrine, die jetzt ihre Besonnenheit zurück gewann. „Sie werden am besten wissen, was hier not thut.“

„Ja, thun Sie das!“ stimmte Siegbert bei. „Ich gehe voran!“ Damit setzte er den Fuß auf den Rand der Schlucht, und machte Miene hinabzusteigen, aber in derselben Minute hatte Alexandrine auch schon seinen Arm ergriffen und riß ihn zurück.

„Siegbert!“

Es war ein Ruf der Todesangst aber auch der vollsten Zärtlichkeit. Siegbert hielt inne, er blieb gebannt stehen, als er seinen Namen zum erstenmal von diesen Lippen, in diesem Tone hörte. Mit beiden Händen umschloß er die bebende Rechte der Geliebten.

„Alexandrine, ängstigen Sie sich um mich?“

Ein heißer Thränenstrom stürzte aus ihren Augen und alles vergessend, nur ihrer Angst Gehör gebend, rief sie außer sich:

„Gehen Sie nicht, Siegbert — ich ertrage es nicht, wenn Sie stürzen!“

Ein Aufleuchten des Glückes flog über die Züge des jungen Mannes und er preßte heiß und innig seine Lippen auf die Hand, die er noch in der seinigen hielt, dann aber richtete er sich empor.

„Haben Sie Dank für diese Worte! Sie werden mich schützen auf meinen Wegen. Lassen Sie mich hinunter! Ich kann nicht unthätig warten hier oben, während dort unten vielleicht ein Mensch im Todeskampfe ringt — ich kann es nicht! Schicken Sie mir Hilfe nach und leben Sie wohl!“

Er ließ ihre Hand los, und ehe sie es verhindern konnte, hatte er sich über den Rand der Schlucht geschwungen und stand bereits auf der obersten Felsstufe. Alexandrine machte auch keinen Versuch mehr, ihn zurückzuhalten. Es war etwas in dieser aufflammenden Energie des jungen Mannes, in diesem rücksichtslosen Einsetzen des eignen Lebens für ein anderes, was ein Echo in ihrer Brust fand, was sie trotz aller Angst mit Stolz und Freude erfüllte. Weit übergebeugt, die Hände gegen die Brust gepreßt, folgte ihr Auge dem Niedersteigenden, der bald zwischen den Tannen verschwand, bald wieder auftauchte. Im Angesicht der Gefahr schien alle Träumerei von Siegbert gewichen zu sein, fest und sicher klomm er nieder, ohne ein einziges Mal zu schwanken oder zu zögern. Jetzt stand er auf dem letzten Felsvorsprunge und ein gewagter Sprung trug ihn hinunter auf den Boden der Schlucht.

Ein lautes „Gott sei Dank!“ rang sich von Alexandrinens Lippen und jetzt erst eilte sie beflügelten Fußes nach der Alm, um deren Bewohner zur Hilfe aufzurufen.

Unten in der düsteren Tiefe, dicht neben dem brausenden Wildwasser, das über seine Füße hinwegschäumte, lag der Gestürzte, und Siegbert, der ihn eine Strecke seitwärts aufgefunden hatte,

hielt sein Haupt auf den Knieen. Die Tannen, die den Unglücklichen aufgefangen, hatten ihn nicht halten können. Er hatte im Sturz ihre Zweige durchbrochen, aber eben deshalb erfolgte der Sturz nicht mit voller Macht. Es war noch Leben und Bewußtsein in dem blutenden, zerschmetterten Körper. Siegbert sah es, daß hier auch nicht die fernste Möglichkeit einer Rettung vorhanden war, dennoch versuchte er es, dem Sterbenden einen Trost zu geben, an den er selbst nicht glaubte.

„Mut Adrian, die Hilfe ist schon unterwegs! Fassen Sie Mut, wir werden Sie retten!“

Adrian blickte in das Antlitz, das sich im schmerzlichen Mitleid über ihn beugte. Vielleicht hatte er noch Bewußtsein genug, um zu erraten, was der junge Mann um seinetwillen gewagt hatte, aus seiner schwer arbeitenden Brust rangen sich noch einzelne Worte hervor.

„Mir hilft keiner mehr! — Aber Sie sind bei mir, Herr Siegbert! Sie — ich dank' Ihnen!“

Er machte eine Bewegung, als wolle er sich aufrichten. Siegbert erriet das Verlangen des Sterbenden, der sich mit letzter Kraft dem Tageslichte zuwendete. Er hob leise seinen Kopf empor und gab ihm die Richtung nach oben.

Es war nur ein kleines Stück Himmel, das zwischen den hohen Felsen sichtbar blieb, und jetzt, wo die Sonne ihren höchsten Stand erreicht hatte, verlor sich einer ihrer Strahlen bis in die finstere Schlucht; er schimmerte goldig wie ein letzter Gruß des Lebens an den, der für immer vom Leben Abschied nahm. Aber auf diesem tiefblauen, sonnendurchleuchteten Himmel, in diesem goldigen Strahl zeichnete sich scharf und dunkel das Kreuz ab. Es stand gerade über jener Stelle und blickte wie drohend herab von seiner felsigen Höhe.

Adrians Blick traf diesen Punkt und ein dumpfer Aufschrei des Schreckens, des Entsetzens entrang sich seiner Brust. Er bäumte sich auf, als wollte er jenem Anblick entfliehen, und versuchte die Hände vor das Antlitz zu schlagen, aber die zerschmetterten Glieder versagten ihm den Dienst. Wie festgekettet lag er da, unfähig sich zu regen, und hoch über ihm blickte das Kreuz geisterhaft nieder in seinen Todeskampf.

Siegbert sah das und zum erstenmal wehte es ihn an wie Grauen und Entsetzen vor dem Manne, den er in seinen Armen hielt.

„Adrian,“ sagte er angstvoll. „Hören Sie mich?“

Adrian hörte nicht mehr, die Menschenstimme vermochte es nicht mehr, sein Ohr zu erreichen, aber es war ein Ausdruck grenzenloser Todesangst und Todesqual in seinen Zügen, während sein Auge starr und unverwandt an jenem Punkte hing, der es mit dämonischer Gewalt festzuhalten schien.

„Das Kreuz!“ stöhnte er. „Dort oben — Gott sei —“

Seine Stimme brach und seine Augen brachen unter der eisigen Hand des Todes, die sich schwer und kalt auf ihn niedersenkte, das Haupt sank zurück — es war vorüber.

Siegbert legte leise seine Hand auf diese Augen, die selbst im Tode noch den Ausdruck starren Entsetzens behielten, und sie schließend vollendete er in tiefster Erschütterung.

„Er sei dir gnädig!“

* * *

Auf dem Wege, der von dem kleinen Bergorte nach dem Hotel führte, schritten der Professor und Siegbert dahin. Man hatte heute Morgen die Leiche des Verunglückten von der Alm herunterbringen wollen und die beiden Herren waren in dem Städtchen gewesen, um zu hören, ob dies in der That geschehen sei.

„Es ist und bleibt eine unheimliche Geschichte!“ sagte Bertold, „und bei dem schlimmen Ausgang, den sie genommen hat, wird sie nun vollends zur Sage der ganzen Umgegend werden. Was war das gestern für ein Raunen und Flüstern unter den Leuten auf der Alm, und das Volk hier im Orte thut nun gar, als hätte sich ein Stück Weltgericht vor seinen Augen vollzogen! Als ob es ein Wunder ist, wenn jemand, der eigens darauf ausgeht, sich den Hals zu brechen, ihn schließlich bricht! Ein Wunder wäre es gewesen, wenn dieser Adrian Tuchner unversehrt davon gekommen wäre. Was meinst du, Siegbert, hältst du ihn für schuldig?“

„Ich meine, daß man dem Unglücklichen die Ruhe in seinem Grabe gönnen soll,“ entgegnete Siegbert in einem Tone, der seine tiefe Bewegung verriet. „Der Tod endigt alles und versöhnt alles! Wozu den Schleier heben, den er darüber gebreitet hat.“

„Ganz recht, lassen wir den Toten ruhen,“ stimmte der Professor bei, der sich überhaupt nicht gern mit traurigen Ereignissen beschäftigte. Was übrigens die Neigung betrifft, sich den Hals zu brechen, so hast du sie gleichfalls in sehr be-

denklicher Weise kund gegeben. Mir und dem Führer standen die Haare zu Berge, als wir es drüben von der Egidienwand mit ansahen, wie du auf Leben und Tod in die Schlucht hinunterfuhrst, und Sir Conway riß seine wasserblauen Augen noch einmal so weit auf als gewöhnlich. Warum hast du denn nicht gewartet, bis die Leute von der Alm zur Hilfe herbeikamen? Du allein konntest doch den Gestürzten nicht aus der Schlucht heraufbringen."

„Nein, aber ich konnte wenigstens bei ihm sein in seinem Todeskampf. Es ist furchtbar, allein und verlassen zu sterben, in einer düsteren Felsschlucht, ohne ein Menschenantlitz zu sehen und eine Menschenstimme zu hören!"

„Deswegen riskiert man aber nicht das Leben. Du warst gestern überhaupt in einer ganz merkwürdigen Stimmung. Was du dem Sir Conway an der Leiche des armen Burschen sagtest, den er allerdings auf dem Gewissen hat, war von einer Schärfe, die ich dir gar nicht zugetraut hätte."

„Und seine Erwiderung war eine Unverschämtheit!" rief Siegbert mit blitzenden Augen.

Der Professor zuckte die Achseln. „Mag sein! Ihr hattet nicht übel Lust, aneinander zu geraten. Es war ein Glück, daß ich dazwischen trat, und euch noch zu rechter Zeit trennte."

In dem Gesichte des jungen Mannes zeigte sich eine gewisse Verlegenheit bei der Bemerkung. Er schien etwas erwidern zu wollen aber nicht die rechten Worte dafür zu finden und vorläufig kam es auch nicht dazu, denn urplötzlich packte Bertold den Arm seines jungen Begleiters und zog ihn fast gewaltsam an sich.

Siegbert sah ihn erstaunt an, aber der Professor wußte, weshalb er ihn festhielt. Sie passierten gerade die Brücke, die an dieser Stelle über die Ache führte, und nach der Meinung des alten Herrn war jetzt entschieden ein Verzweiflungssprung zu besorgen. Die Katastrophe hatte gestern stattgefunden, das wußte er, aber Alexandrine zeigte sich ungemein einsilbig und zurückhaltend. Sie hatte nur erklärt, Siegbert habe versprochen, sich zu einem Entschluß aufzuraffen, und sich frei zu machen, mehr konnte der Professor trotz all seines Forschens und Drängens nicht erfahren und seinem Schüler wagte er nicht mit Fragen zu nahen. Er hatte sonst wenig Respekt vor der Seelenstimmung anderer, aber dem blassen Antlitz und den düsteren Augen seines Lieblings gegenüber fühlte er doch einige Gewissensbisse. Der arme Junge litt offenbar schwer unter der bitteren Arznei, mit der man ihn heilen wollte. Er hatte auch mit keiner Silbe die Rückgabe jenes Skizzenbuches erwähnt, vermutlich war Alexandrine sehr schonungslos gewesen, da fühlte sich der Professor verpflichtet, ihn um so mehr zu schonen, und vor allen Dingen festzuhalten, was denn auch geschah.

In Siegberts Antlitz lag in der That heute etwas Tiefernstes, sogar Düsteres. Vielleicht war es noch ein Nachhall des schrecklichen Ereignisses, vielleicht auch etwas anderes, denn nachdem sie einige Minuten schweigend weiter gegangen waren, begann der junge Mann plötzlich:

„Herr Professor — ich habe eine Bitte an Sie."

„Nun so sprich sie aus," sagte Bertold, der ihn noch immer festhielt, denn der Weg führte noch eine Strecke am Rande der Ache entlang.

Trotz dieser Ermutigung zögerte Siegbert und blickte vor sich nieder.

„Es ist mir sehr peinlich, daß ich gerade Sie damit behelligen muß, aber ich bin so ganz isoliert hier und kenne niemand, dem ich mich anvertrauen möchte. Es handelt sich um einen Freundesdienst."

Der Professor wurde aufmerksam. „Das klingt ja ganz feierlich! Freundesdienst? Herzlich gern, aber was willst du denn eigentlich?"

„Ich wollte Sie bitten, mich morgen früh zu begleiten — nach der kleinen Waldwiese — ich habe dort ein Zusammentreffen verabredet."

Bertold ließ den Arm des jungen Mannes los und blieb stehen.

„Was soll das heißen? Mit wem willst du dort zusammentreffen? — Willst du dich etwa schlagen?"

„Ja," sagte Siegbert ruhig.

„Mit diesem verwünschten Engländer? Ich brachte euch ja gestern glücklich auseinander. Hat er dich etwa noch nachträglich gefordert?"

„Nein — aber ich forderte ihn!"

Bertold prallte zurück. „Du hast ihn gefordert? Junge, hast du den Verstand verloren?"

„Soll ich mich etwa ungestraft beleidigen lassen?" fragte Siegbert mit zuckenden Lippen. „Soll ich mich hochmütig und verächtlich zurechtweisen lassen, wie ein Schulknabe, und das noch dazu vor den Augen des Fräulein v. Landeck? Ich bin gestern einzig Ihrer Autorität gewichen und an der Leiche Adrians war auch nicht der Ort, wo die Sache zum Austrag gebracht werden

konnte. Heute Morgen aber habe ich von Sir Conway die Zurücknahme jener Beleidigung verlangt. Er verweigerte es — also blieb nur eine Entscheidung übrig.

Der Professor stand da und starrte seinen schüchternen, sanftmütigen Schüler an, der von dem Duell wie von einer selbstverständlichen Sache sprach. Er konnte sich das Ganze offenbar nicht erklären, plötzlich aber fiel ihm ein, es sei nur ein Verzweiflungsschritt des jungen Mannes, der dies Ende dem Sprung in die Ache vorziehe, und ganz erfüllt von dieser Vorstellung sagte er diktatorisch:

„Daraus wird nichts!"

„Herr Professor!" fuhr Siegbert auf, aber der Herr Professor schnitt ihm das Wort ab.

„Denkst du, ich werde einen derartigen Unsinn zulassen und es ruhig mit ansehen, wie du dir das Vergnügen machst, dich von diesem Engländer totschießen zu lassen? Er ist ein ausgezeichneter Schütze, das weiß ich, und du hast noch nie eine Pistole in der Hand gehabt. Kurz und gut, ich verbiete dir dies lebensgefährliche Amusement. Ich werde allerdings zu Sir Conway gehen, aber nicht als dein Sekundant, sondern um die Sache gütlich beizulegen."

„Das werden Sie nicht thun!" sagte Siegbert, sich hoch und fest aufrichtend. „Ich kann allein beurteilen, was ich von einem Fremden hinnehmen darf und was nicht. Wenn ich mich für beleidigt erkläre, so ist das meine Sache, und wenn Sie versuchen sollten, das Duell zu verhindern, so werden wir uns zu einer anderen Zeit und an einem anderen Orte treffen. Verbieten aber lasse ich mir dergleichen nicht. Ich glaubte nicht, daß Sie mich der Tyrannei meines Pflegevaters nur entreißen wollen, um mich blindlings unter Ihren Willen zu beugen."

„Das ist ja eine förmliche Kriegserklärung!" brauste der Professor auf. „Wo hast du denn auf einmal das Rebellieren gelernt? Noch vorgestern habe ich dich als geduldiges Opferlamm gepriesen und heute benimmst du dich wie ein wütender Löwe und willst absolut Blut vergießen. Bist du verhext worden da oben auf der Egidienwand?"

Der junge Mann schien in der That, wenn auch nicht das Rebellieren, so doch den Widerstand gegen die ungerechte Hitze seines Lehrers gelernt zu haben, denn er antwortete mit ruhiger Festigkeit:

„Ich bin nur zur Selbständigkeit erwacht und gerade Sie waren es, der mir fortwährend predigte, daß ich mich gegen Zwang und Bevormundung auflehnen müsse."

„So? Und bei mir machst du den Anfang damit? Das ist ja recht freundschaftlich!"

Siegbert trat zu dem erzürnten Manne und legte die Hand auf seinen Arm, während er ihm ernst und bittend in das Auge sah.

„Herr Professor — habe ich unrecht?"

„Nein — du hast recht, Junge!" rief der Professor, der urplötzlich vom hellsten Zorn in den vollsten Enthusiasmus umschlug. „Du hast ganz recht! Laß dir nichts gefallen, auch von mir nicht. Es ist wahr, dieser Conway ist unverschämt gegen dich gewesen, und wenn du dich mit ihm schlagen willst, so schlage dich und wenn ich es dir zehnmal verbiete. Uebrigens thue ich das jetzt nicht mehr, im Gegenteil, ich werde dein Sekundant sein. Ich denke, der Himmel wird doch ein Einsehen haben, und dich nicht gerade jetzt fallen lassen, wo du endlich anfängst für die Erde brauchbar zu werden!"

Und den Arm um die Schulter des jungen Mannes legend, zog er ihn mit sich fort. —

* * *

Es war am Vormittage des nächsten Tages. Herr Bürgermeister Eggert ging in seinem Zimmer mit großen Schritten und großer Entrüstung auf und nieder und machte seinen Gefühlen gegen seine Frau und Fränzchen Luft, die noch beim Frühstück saßen.

„Das geht zu weit!" Ich nehme gewiß die höchste Rücksicht auf die Berühmtheit und die Stellung eines Meisters wie Bertold, aber das geht wirklich zu weit. Er scheint Siegbert als sein ausschließliches Eigentum zu betrachten, über das er nach Belieben verfügt. Vorgestern nimmt er ihn mit auf die Egidienwand, trotzdem ich von Anfang an dagegen war. Es passieren da schreckliche Dinge, der Wagehals, der Adrian Tuchner, stürzt vom Fels, Siegbert klettert ihm nach in die Schlucht —"

„Er hätte sich dabei das Genick brechen können," schaltete Frau Eggert ein.

„Oder den Arm!" rief ihr Gatte, für den diese Alternative die schlimmere zu sein schien. „Den rechten Arm, und dann wäre es mit dem Malen vorbei gewesen! In meiner Gegenwart passieren solche Dinge nicht und ich nehme mir nun auch vor, Siegbert nicht aus den Augen zu lassen. Statt dessen nimmt ihn der Professor so voll-

ständig in Beschlag, als ob wir überhaupt gar nicht da wären. Gestern hat er ihn kaum von seiner Seite gelassen, bis gegen Mitternacht waren sie zusammen, und als ich heute früh in Siegberts Zimmer trete, um ihn ernstlich darüber zur Rede zu stellen, tritt wieder der Herr Professor ein und sagt im unhöflichsten Tone:

„Lassen Sie den Jungen in Ruhe! Quälen Sie ihn nicht mit Ihren Redensarten. Wir haben ganz andere Dinge im Kopfe und übrigens brauche ich den Siegbert jetzt notwendig. Wir empfehlen uns Ihnen, Herr Bürgermeister." Damit nimmt er meinen Sohn beim Arm, geht mit ihm davon und ich bleibe stehen."

„Ja, dieser große Künstler hat bisweilen etwas recht Gewaltsames an sich," meinte Frau Eggert, die schon Zeuge davon gewesen war, wie der „große Künstler" ihren Gemahl zuerst grob behandelte und dann stehen ließ. Der letztere aber schien sich noch immer nicht an diese Methode gewöhnt zu haben, denn er fuhr in wachsender Empörung fort:

„Das soll und muß ein Ende nehmen! Wir wollten zwar noch acht Tage hier bleiben, aber unter diesen Umständen halte ich es doch für besser, wenn wir den Aufenthalt abkürzen. Siegbert findet sonst noch Geschmack an dem Ungehorsam, der ihm täglich und stündlich gepredigt wird. Wir reisen morgen ab."

„Ach ja, Papa, wir wollen abreisen!" fiel Fränzchen beinahe stürmisch ein. „Ich sehne mich so nach Hause!"

Der Bürgermeister war sehr gerührt über dies Heimatsgefühl seiner Tochter. Er wußte nicht, daß diese wahrhaft erschütternde Sehnsucht in engster Wechselwirkung stand mit jenem erschütternden Dichterschmerz im Wiesenheimer Tagesboten, der noch immer auf dem Grunde des Koffers ruhte. Aber auch Eggert selbst begann sich fort zu sehnen aus der ewigen Bergwelt, wo man ihn so schnöde behandelte, nach dem gemütlichen Wiesenheim, wo der erste Würdenträger und reichste Mann der Stadt sicher war, einen unbedingten Respekt zu finden. Die Abreise wurde also unter allseitiger Zustimmung beschlossen.

Während die bürgermeisterliche Familie mit ihren Reiseplänen und Reisevorbereitungen beschäftigt war, kamen Siegbert und der Professor aus dem Walde und näherten sich langsam dem Hause. Der Himmel schien in der That das nötige Einsehen gehabt zu haben, denn der junge Mann war unverletzt und das vergnügte Aussehen Bertolds verriet, daß das Duell auch anderseits ohne schwere Folgen verlaufen war.

„Das wäre abgemacht!" sagte er. „Ich mache dir mein Kompliment, Siegbert. Du hast gestanden wie eine Mauer und kaum mit der Wimper gezuckt, als die Kugel an dir vorbeisauste. Für einen Anfänger hast du auch gar nicht so übel geschossen. Dem Sir Conway kostet die Geschichte einen neuen Hut, deine Kugel ging gerade mitten durch."

„Es war ein Glück, daß ich ihn nicht traf," sagte Siegbert leise und wie beschämt. „Ich würde mir später doch einen Vorwurf daraus gemacht haben, denn er — hat in die Luft geschossen."

„Meinst du?" fragte Bertold betroffen.

„Ich bin davon überzeugt. Ein so vortrefflicher Schütze wie er, fehlt nicht, wenn er nicht fehlen will. Die Art, wie er mir später die Hand reichte, verriet mir, daß es seine Absicht gewesen war, mich zu schonen."

„Ja, du hast ihm Respekt beigebracht, das zeigte sein ganzes Auftreten heute und ich glaube sogar, daß ihm die Geschichte mit dem Adrian Tuchner näher geht, als er für gut findet, zu zeigen. Doch da sind wir schon am Hause! Für heute mußt du dich noch ausruhen nach all der Erregung aber morgen unternehmen wir gemeinschaftlich den Sturm auf Wiesenheim. Es bleibt doch dabei, daß du offen und rückhaltlos mit deinem Pflegevater sprichst?"

„Das thue ich noch heute," erklärte Siegbert entschlossen, „aber ich bitte Sie, es mir allein zu überlassen. Ich muß mich selbst aus den Banden lösen und werde es thun."

Der Professor schüttelte bedenklich den Kopf. „Wenn du nur fest bleibst! Der Kugel hast du vorhin stand gehalten wie ein Held, ob du aber den Bitten und Vorwürfen deiner Pflegeeltern stand hältst, ist noch die Frage. Für eine Natur wie die deinige, ist dies Feuer jedenfalls das schlimmere und sie werden Himmel und Erde in Bewegung setzen, um dich zu halten."

Ueber das Gesicht des jungen Mannes flog ein helles Aufleuchten, während seine Augen halb unbewußt ein gewisses Balkonfenster des Hauses suchten und fanden.

„Fürchten Sie nichts! Jetzt gehe ich vorwärts ohne zu schwanken und zu zögern. Ich will nur erst in meinem Zimmer die Briefe vernichten, die ich für den Fall eines unglücklichen

Ausganges schrieb, dann suche ich sofort meinen Pflegevater auf. Es wird ein schwerer Gang, ich weiß es, aber ich weiß auch, was für mich auf dem Spiele steht. Sie sollen mit mir zufrieden sein!"

Er reichte seinem Lehrer herzlich die Hand und trat in das Haus. Bertold sah ihm erstaunt aber mit höchster Befriedigung nach.

„Der Junge ist ja ganz außer Rand und Band!" brummte er vor sich hin. „Wie lange ist es denn her, daß ich ihn hier abkanzelte als einen unverbesserlichen Träumer, der keinen Funken von Kraft und Energie in sich hatte? Ich sage es ja, solch eine unglückliche Liebe ist goldeswert bei einem Künstler. Jetzt gilt es aber noch, ihm über die erste Zeit der Verzweiflung hinwegzuhelfen, denn seine augenblickliche Ruhe täuscht mich ganz und gar nicht. Ich werde mein möglichstes thun, ihm die Sache aus dem Kopfe zu bringen."

Mit diesem Vorsatz schwenkte der Professor seitwärts nach den Waldanlagen, wo er den Präsidenten v. Landeck erblickte. Zufällig hatte aber auch Siegbert denselben bemerkt und es deshalb vorgezogen, nicht direkt nach seinem Zimmer zu gehen, sondern sich bei Fräulein v. Landeck melden zu lassen, die er jetzt allein wußte. Die beiden alten Herren, die so harmlos in den Anlagen promenierten und plauderten, hatten keine Ahnung von diesem Besuch und noch weniger von dem, was dabei verhandelt wurde. Als aber Siegbert die junge Dame verließ, strahlte sein Antlitz von einer so unverkennbaren Glückseligkeit, daß der Vorsatz seines Lehrers, ihn der Verzweiflung zu entreißen, einigermaßen überflüssig erschien.

Die Wohnung des Bürgermeisters Eggert lag im zweiten Stockwerk des Hotels und die Fenster derselben öffneten sich auf eine Galerie, die an dieser Seite des Hauses entlang lief, und dicht mit wildem Wein berankt war. Auf dieser Galerie nun stand eine Stunde später der Professor Bertold, der es nach reiflicher Ueberlegung doch für gut befunden hatte, wenn auch inkognito, der entscheidenden Unterredung beizuwohnen. Er traute der Festigkeit Siegberts noch immer nicht recht und wollte für alle Fälle als Hilfskorps in Bereitschaft stehen. Daß er dabei zum Horcher werden mußte, störte seine Seelenruhe nicht im mindesten, denn übertriebenes Zartgefühl gehörte bekanntlich nicht zu seinen Fehlern. Er hatte dicht neben einem der offenen Fenster Posten gefaßt, wo das herabhängende Weinlaub ihn verbarg, während er alles hören konnte, was im Zimmer vorging.

Dort fand in der That eine Scene statt, die mit jeder Minute stürmischer wurde. Frau Eggert und Fränzchen bildeten eine Art von Tribunal, bei dem das Familienhaupt als Ankläger und Richter in einer Person figurierte, und vor diesem Gerichtshofe stand der Schuldige, dessen Erklärung mit der Gewalt einer platzenden Bombe in die Familie gefallen war.

„Bist du denn ganz und gar von Sinnen?" eiferte der Bürgermeister, „oder habe ich nicht recht gehört? Du weigerst dich, mit uns nach Wiesenheim zurückzukehren. Du willst den Professor Bertold nach Italien begleiten? Und das habt ihr beide allein unter euch abgemacht, ohne mich zu fragen! Freilich, er hat es ja schon einmal versucht, dich uns zu entfremden, jetzt beginnt er das alte Spiel von neuem. Nicht einen Tag, nicht eine Stunde hätte ich dich in seiner Nähe lassen dürfen. Er machte ja gar kein Hehl aus seinen Absichten, aber ich glaubte deiner unbedingt sicher zu sein. Ich baute auf deine Anhänglichkeit, auf deine Dankbarkeit und sehe nun, wie schmählich ich mich getäuscht habe."

„Du thust mir unrecht, Papa!" entgegnete Siegbert in einem Ton, dem man es anhörte, wie schwer er unter diesen Vorwürfen litt. „Ich bin nicht undankbar, du weißt, daß ich damals gehorsam deinem Rufe gefolgt bin, als du mich mitten aus meinen Studien zurückriefst, aber du weißt nicht, was es mich gekostet hat. Glaube mir, auch jetzt wird der Entschluß mir schwer genug, weil ich fühle, daß er dich kränken muß, aber ich sehe die Unmöglichkeit ein, unter den bisherigen Umgebungen und Verhältnissen irgend etwas zu leisten. Ich bitte dich, im Namen all des Guten, das ich von dir empfangen habe, gib mir die Erlaubnis, Bertold zu begleiten. Es ist eine Lebensfrage für mich!"

„Viel zu zahm!" kritisierte draußen der Professor mit unzufriedener Miene. „Er denkt es wahrhaftig mit Bitten und vernünftigen Vorstellungen durchzusetzen. Dem Manne muß man ganz anders kommen, bei dem hilft nur Grobheit!"

Die warme innige Bitte seines Pflegesohnes schien in der That die Hartnäckigkeit des Bürgermeisters nur zu steigern; er rief in höchster Erbitterung:

„So! Also eine Lebensfrage ist es für dich; uns zu verlassen — das Haus, in dem du als

Waise aufgenommen wurdest, die Menschen, die dich aus Armut und Niedrigkeit zu Reichtum und Ansehen erhoben? Siebenzehn Jahre lang habe ich dich wie meinen eignen Sohn gehalten, siebenzehn Jahre lang habe ich alle nur möglichen Wohlthaten auf dein Haupt gehäuft, und nun dankst du mir so?"

„Papa, ich bitte dich, nicht solche Worte!" unterbrach ihn Siegbert in qualvollster Erregung, aber der Pflegevater fuhr nur noch heftiger fort: „Und du wagst es sogar, meine Erlaubnis zu dieser Trennung zu erbitten? Nun und nimmermehr gebe ich sie dir! Wir reisen morgen ab. Du wirst uns nach Wiesenheim begleiten. Du wirst dort bleiben und ich werde dafür sorgen, daß der gefährliche Einfluß dieses Herrn Professors dich in Zukunft nicht mehr erreichen kann."

„Dieser verwünschte Despot und Bürgermeister!" murmelte der Professor draußen ingrimmig. „Er soll es nur versuchen, mir den Jungen noch einmal zu nehmen! Diesmal mache ich ernst, und drehe ihm und seinem ganzen Neste den Hals um."

Der herrische, rücksichtslose Befehl schien indes auch auch auf Siegbert seine Wirkung zu üben. Seine Stimme klang ruhiger und fester, als er antwortete.

„Dann mußt du es verzeihen, wenn ich dir in diesem Falle ungehorsam bin. Es handelt sich hier um meine Laufbahn und um meine Zukunft. Ich kann und will nicht zum zweitenmal die Hand zurückstoßen, die mir beides öffnet, Bertold hat mein Wort, daß ich ihn begleite, und ich werde es halten. Ich brauche die Freiheit — denn ich ersticke in diesem Leben!"

Die letzten leidenschaftlich hervorgestoßenen Worte, die wieder wie der „Aufschrei eines Gefangenen" klangen, erregten endlich die Zufriedenheit des Inkognito-Zuhörers.

„Recht so!" brummte er vor sich hin. „Sag' ihnen einmal ordentlich die Wahrheit, aber wütender — wütender! Du bist noch immer viel zu sanftmütig."

Drinnen im Zimmer aber hatten jene Worte einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen, an dem sich auch Frau Eggert und Fränzchen beteiligten, aber das Familienhaupt überschrie sie beide. Von allen Seiten stürmten jetzt die bittersten Vorwürfe, die herbsten Anklagen auf den jungen Mann ein, der das eine Zeitlang schweigend über sich ergehen ließ. Aber es war nicht mehr jenes mutlose und wehrlose Schweigen, das er sonst derartigen Vorwürfen entgegensetzte. Seine Stirne begann sich immer dunkler zu röten, in seinen Augen leuchtete es immer drohender, auch bei ihm war augenscheinlich ein Sturm im Anzuge, den die nächste Minute entfesseln mußte.

„Und das muß ich von dir hören!" schrie der Bürgermeister, kirschrot vor Zorn. „Von dir, den ich aus dem tiefsten Elend gezogen, der alles, was er hat und ist, meiner Gnade dankt! Was wäre aus dir geworden, wenn ich mich nicht deiner angenommen hätte?"

„Vielleicht etwas Besseres!" sagte Siegbert mit bebenden Lippen. „Ich hätte gedarbt, wie mein Lehrer es in seiner Jugend that, und mich wie er emporgeschwungen, aber ich wäre nicht der mutlose, kraftlose Träumer geworden, zu dem ihr mich gemacht habt."

Ein Aufschrei der gesamten bürgermeisterlichen Familie begleitete diese Anklage, aber Siegbert war jetzt nicht mehr einzuschüchtern, der Sturm brach los und riß die Hülle von einer jahrelangen Verschlossenheit.

„Ich habe es nicht vergessen, daß ich arm war," fuhr er in tiefster Bitterkeit fort, „aber so oft mir das gesagt wurde, so oft fühle ich auch, daß es nicht Liebe war, die mich dieser Armut entriß. Man wollte prahlen mit dem Talent des Knaben, der in der Stadt für eine Art Wunderkind galt, deshalb wurde er in das reiche Haus aufgenommen, deshalb gab man ihm Nahrung und Kleidung und forderte dafür sein ganzes Dasein als Eigentum. Ich wurde wie ein Kind am Gängelbande geleitet, und wenn ich mich dagegen erheben wollte, dann wurden mir die empfangenen Wohlthaten aufgezählt. Ich wurde festgebannt in einem Kreise, gegen den mein ganzes Sein und Wesen sich empörten, wurde abgeschnitten von der Welt und dem Leben — und da sollte mein Genius die Schwingen regen! Ihr hattet ihm von Anfang an die Flügel gebunden, damit er nicht weiter flog, als euer Gesichtskreis reichte, und fragtet nicht darnach, ob er sie im verzweifelten Ringen wund und blutig schlug. Und jetzt verlangt ihr von mir, ich soll Zukunft, Freiheit, Glück, alles von mir stoßen und euch wieder zurückfolgen in den Kerker? Einmal, habe ich das gethan, zum zweitenmal geschieht es nicht wieder! Was ich von euch empfangen habe, das ist bezahlt mit der Sklaverei meines ganzen bisherigen Lebens. Ich frage jetzt nicht mehr danach, ob ihr mich

frei gebt — ich mache mich frei, koste es, was es wolle!"

Er atmete tief auf, als sei mit diesem wilden, stürmischen Ausbruch eine Last von seiner Brust gesunken. Die Zuhörer hatten es im Anfange versucht, ihn zu unterbrechen, aber sie verstummten nach und nach. Das schien ja gar nicht mehr Siegbert zu sein, der da vor ihnen stand, sie hatten beinahe Furcht vor dieser hochaufgerichteten Gestalt mit den flammenden Augen, vor dieser glühenden, leidenschaftlichen Sprache, die sie noch nie vernommen. Fränzchen flüchtete scheu hinter ihre Mutter, die selbst immer weiter zurückwich, und selbst dem Bürgermeister fehlte für den Augenblick die Sprache. Erst als er sah, daß Siegbert sich zum Gehen wandte, fuhr er auf, um noch in aller Eile den Pflegesohn, den er nicht mehr halten konnte, mit dem nötigen Eclat zu verstoßen.

„Aus meinen Augen, Undankbarer! Ich sage mich von dir los, ich verstoße dich auf immer! Zu spät wirst du einsehen, was du verloren und aufgegeben hast, aber wenn du auch mit heißen Reuethränen zurückkehrst, wenn du mich auf den Knieen um Verzeihung bittest, ich verschließe dir mein Haus und Herz auf ewig!"

Ein halb schmerzliches, halb verächtliches Lächeln zuckte über Siegberts Antlitz, als er sich noch einmal umwandte. „Sei unbesorgt! Ich kann zu Grunde gehen in der Welt da draußen — zurückkehren werde ich nie! Es thut mir weh, daß wir so scheiden müssen, aber ihr habt mich auf das Aeußerste gebracht, ich konnte nicht anders. Die Freiheit ist mein Recht. Das habe ich endlich eingesehen, und dies so lange versagte und verkümmerte Recht werde ich jetzt behaupten, euch und der ganzen Welt gegenüber!"

„Bravo!" tönte es im tiefsten Basse vom Fenster her und als Siegbert in der nächsten Minute auf die Galerie hinaustrat, befand er sich plötzlich in den Armen seines Lehrers, der ihn mit stürmischer Zärtlichkeit umfaßte.

„Bravo!" wiederholte er. „Das hast du gut gemacht, mein Junge! Und jetzt komm — jetzt gehen wir nach Rom!" —

Am anderen Morgen, in aller Frühe, rollte ein offener Wagen, in dem sich Siegbert und der Professor befanden, nach der Bahnstation. Bei einer Biegung des Weges wurde das Hotel noch einmal sichtbar und vom Balkon des ersten Stockwerkes flatterte ein weißes Tuch den Scheidenden nach. Alexandrine, die dort an der Seite ihres Vaters stand, durfte ihrem Lehrer wohl einen Abschiedsgruß nachwinken und der Professor schwenkte auch eifrig seinen Hut als Gegengruß. Aber der junge Mann an seiner Seite, dessen Auge so unverwandt auf jenem wehenden Tuche haftete, wußte besser, wem das Lebewohl galt. Siegberts Antlitz war noch immer ernst und düster, er gehörte nicht zu jenen Naturen, die sich leicht und schnell aus langgewohnten Banden lösen, die Art, wie sich die Trennung vollzogen hatte, lag noch immer schwer auf seiner Seele, aber tief im Auge schimmerte doch der Strahl des Glückes, dessen Verheißung er mit sich nahm in das neue Leben.

Das Haus verschwand und die Fahrt ging weiter durch das dampfende Thal. Die Morgennebel hielten noch alles dicht umzogen, die ganze Landschaft barg sich noch hinter ihren feuchten Schleiern, nur die mächtige Felsenkrone der Egidienwand tauchte schon daraus empor. Sie wurde mit jeder Minute klarer und während ihre höchsten Spitzen rosig erglühten in der aufsteigenden Morgensonne, legten sich die Wolken tiefer und tiefer ihr zu Füßen.

Und dort oben, über jener Felsenkrone, zog langsam und majestätisch der Adler seine Kreise. Er war emporgestiegen aus dem wogenden Nebelmeer und seine mächtigen Schwingen ausbreitend, nahm er den Flug empor, dem Lichte, der Sonne entgegen.

* * *

Es war an einem Herbstabende, etwa drei Jahre später, als der Kurierzug, der von Süden kam, in die Halle des Bahnhofes von L. einfuhr. Der Zug hatte hier einen längeren Aufenthalt und die Passagiere benutzten das größtenteils, um auszusteigen. In dem Gewühl, das sich nun auf dem Perron entwickelte, sah man auch einen alten Herrn von hoher Gestalt, der trotz seiner weißen Haare noch eine beinahe jugendliche Rüstigkeit zeigte. Er stand an eine Säule gelehnt und blickte heiter auf das bewegte Treiben ringsum. Soeben fuhr ein zweiter Zug, der aus einer anderen Richtung kam, in die Halle ein, die Thüren wurden geöffnet und der Strom der Reisenden ergoß sich gleichfalls auf den Perron.

Unter den neuen Ankömmlingen befand sich auch ein kleiner wohlbeleibter Herr, der eine große Reisetasche trug, und mit seiner Begleitung, die aus zwei Damen und einem Herrn bestand, dem Ausgange des Bahnhofes zuschritt. Plötz-

lich aber blieb er stehen, stieß einen Ausruf der Ueberraschung aus und arbeitete sich dann, seine Familie im Stiche lassend, aber die Reisetasche festhaltend, durch das Gedränge, bis zu jener Säule.

„Herr Professor Bertold! Welch ein glücklicher Zufall führt uns hier zusammen? Wie freue ich mich, Sie wieder zu sehen und noch dazu in unverminderter Frische und Kraft!"

Der Professor war sonst nicht leicht aus der Fassung zu bringen, aber er blickte doch einige Sekunden lang ganz verdutzt auf den kleinen Mann, der ihn so freundschaftlich willkommen hieß, dann aber brach er in ein lautes Gelächter aus.

„Herr Bürgermeister Eggert, sind Sie es wirklich? Nun, wenn Sie sich freuen, mich zu sehen — warum soll ich es nicht auch thun?"

„Unbeschreiblich!" versicherte der Bürgermeister, indem er versuchte, die Hand der Künstlers zu ergreifen und zu drücken. „Ich bin soeben mit meiner Familie hier angelangt, wir beabsichtigen die Nacht in L. zu bleiben. Haben wir vielleicht das Vergnügen, auch Sie dort zu sehen?"

„Nein, ich fahre mit dem Kurierzuge weiter. Ich komme direkt aus Italien und will noch vor Mitternacht in der Residenz sein."

„Das ist auch unser Reiseziel, aber wir werden erst morgen dort sein. Wir wollen Siegbert in der Heimat begrüßen, unseren Siegbert, unseren teuren, berühmten Sohn!"

„Ist er das wieder nach neustem Datum?" fragte Bertold trocken. „Vor drei Jahren haben Sie den ‚Undankbaren' ja feierlichst verflucht und von sich gestoßen. Sie wollten ihm auf ewig Ihr Haus und Herz verschließen, wenn er auch mit heißen Reuethränen — und so weiter!"

„Ein Mißverständnis, verehrter Herr Professor!" rief Eggert, der jetzt doch einigermaßen in Verlegenheit geriet. „Siegbert hat meine damaligen Aeußerungen ganz falsch aufgefaßt. Ich habe ihm nie, auch nur einen Augenblick lang, meine Liebe entzogen, ich versichere Ihnen —"

„Versichern Sie mir gar nichts," unterbrach ihn Bertold. „Ich stand damals auf der Galerie und habe die ganze Geschichte von Anfang bis zu Ende mit angehört. Ich habe sogar Bravo gerufen, als der Junge Ihnen den Gehorsam aufkündigte. Also Sie verzichten einstweilen auf seine Reuethränen und wollen ihn in aller Freundschaft besuchen? Er wird allerdings etwas überrascht sein."

„Wir sind bereits angemeldet," lächelte der Bürgermeister. „Als ich durch die Zeitungen erfuhr, daß Siegbert aus Italien zurückgekehrt sei und seinen Aufenthalt in der Residenz genommen habe, schrieb ich an ihn und erinnerte ihn an die Zeit, wo er noch ganz und voll uns angehörte. Vor wenigen Tagen erhielt ich seine Antwort, die seinem Herzen alle Ehre macht. O, ich wußte ja, daß er uns nicht vergessen würde! Ich komme übrigens auch als Vertreter seiner Vaterstadt, die durch mich ihrem berühmten Sohne Gruß und Huldigung sendet. Wir sind stolz darauf, daß ein solches Genie aus unserer Mitte hervorgegangen ist."

„Ja, die Abstammung merkt man ihm nicht an," warf der Professor boshaft dazwischen, aber das störte nicht den Enthusiasmus des Herrn Bürgermeisters, der mit vollem Pathos fortfuhr:

„Wiesenheim hat ihn geboren! Wiesenheim sah seine Entwickelung, sein erstes Schaffen und ich darf mit stolzer Freude sagen, daß ich es gewesen bin, der den ersten Funken seines Genius entdeckte und ihn dann treu behütet und gepflegt hat, bis er zur leuchtenden Flamme wurde!"

Das war dem Professor denn doch zu stark. Er stand im Begriff, ein volles Sturzbad über den Flammenhüter auszugießen, als dessen Familie zu rechter Zeit intervenierte. Sie hatte sich glücklich durch das Gedränge gewunden und beeilte sich nun auch ihrerseits, den Künstler zu begrüßen.

Frau Eggert trug gleichfalls eine große Reisetasche wie ihr Gemahl, Fränzchen dagegen hing am Arm eines jungen Mannes, der gar nichts trug, dafür aber mit unendlich herablassender Miene um sich blickte. Der Bürgermeister beeilte sich, ihn vorzustellen.

„Mein Schwiegersohn, Herr Ellbach! Ein junger Dichter, von dem wir alle Großes für die Zukunft erwarten. Ich habe das Glück, ihn gleichfalls Sohn nennen zu dürfen, wie meinen Siegbert, und wie dieser wird er die Höhen des Ruhmes ersteigen."

„Nun dann hätten wir ja die Dioskuren von Wiesenheim!" meinte der Professor. „Ich gratuliere Ihnen, Frau Ellbach und auch Ihrem Herrn Gemahl."

Fränzchen nahm den Glückwunsch mit einem Lächeln der Befriedigung entgegen, der Dichter aber ergriff augenblicklich das Wort. Er glich nicht im mindesten seinem bleichen, tiefernsten Vorgänger und hatte auch nichts von dessen

scheuer, stummer Verschlossenheit. Sein etwas breites Gesicht glänzte förmlich von Gesundheit und Selbstzufriedenheit und in der Korpulenz schien er sich den Schwiegervater zum Muster genommen zu haben, den er fast darin erreichte. Seine Frau hatte ihn bereits über Namen und Stellung des Professors unterrichtet und er ließ infolgedessen nun allerdings sein herablassendes Wesen fahren. Er begrüßte den Künstler als einen Ebenbürtigen und fuhr dann fort:

„Ich acceptiere Ihren Vergleich mit den Dioskuren, Herr Professor. Siegbert Holm ist allerdings einige Schritte voraus auf der Bahn des Ruhmes, aber Edwin Ellbach wird ihm folgen! Ich fürchte nur, er zürnt mir, weil ich," hier warf er einen Blick auf seine Frau, „ein Gut errungen habe, das ursprünglich ihm bestimmt war, aber wer kann der Liebe gebieten!"

„Gott bewahre!" rief der Professor. „Er zürnt Ihnen durchaus nicht, mein Wort darauf. Er gönnt Ihnen Ihre Frau Gemahlin von ganzem Herzen. Also sind Sie der frühere Sonntagsgast und Redakteur des interessanten Tagesboten?"

„Er ist es!" bestätigte der Bürgermeister, der wie seine ganze Familie ehrfurchtsvoll den Dichterworten gelauscht hatte, „aber die Redaktion steht jetzt unter anderer Leitung. Mein Schwiegersohn hat es nicht nötig, sich mit einem Amte zu plagen, und er findet das auch unter seiner Würde. Allerdings veröffentlicht der Tagesbote ausschließlich seine Dichtungen, da sich leider noch immer kein anderes Blatt gefunden hat, das diese Werke zu schätzen weiß; Edwin hat sich aber von jedem alltäglichen Beruf zurückgezogen, um einzig den Eingebungen seiner Muse zu lauschen."

„Nun, dann wäre ja alles in schönster Ordnung!" sagte der Professor. „Nur noch eine Frage. Was macht das neue Stadtgefängnis?"

„Es ist überfüllt," erklärte der Bürgermeister im feierlichen Tone, „wir werden es vergrößern müssen. Aber Wiesenheim nimmt mit jedem Jahre einen bedeutenderen Aufschwung, jetzt läßt die Regierung sogar eine Taubstummenanstalt dort errichten!"

„Ich gratuliere! Aber da gibt die Glocke bereits das Zeichen zum Einsteigen! Leben Sie wohl, meine Herrschaften, auf Wiedersehen!"

„Bei unserem Siegbert! Sagen Sie ihm, wir hätten uns sogleich nach Empfang seines Briefes auf den Weg gemacht, um den Langentbehrten in die Arme zu schließen, und mit eignen Augen sein großes Bild in der Galerie zu B. zu bewundern. In der Residenz werde ich auch die Ehre haben, Ihnen, Herr Professor, die sämtlichen Dichtungen meines Schwiegersohnes zu überreichen. Wir führen sie immer bei uns, aber die Koffer sind leider nicht zur Hand, sonst würde ich —"

„Ich danke!" rief der Professor, jäh zurückweichend. „Ich muß fort und übrigens schlafe ich vortrefflich auf der Eisenbahn, ohne jedes Mittel."

Die letzten Worte verhallten zum Glück in dem Läuten der großen Bahnhofsglocke, die bereits das zweite Zeichen gab. Der Dichter, der auf diese Weise nichts von der ihm angethanen Beleidigung erfuhr, reichte majestätisch seiner Gattin den Arm und schritt mit ihr von dannen. Die Schwiegereltern keuchten in andächtiger Bewunderung mit den schweren Reisetaschen hinterher und der Zug, in dem sich Professor Bertold befand, dampfte weiter nach Norden.

Siegbert Holm war in der That nach einem dreijährigen Aufenthalte in Italien nach Deutschland zurückgekehrt, um in der Residenz seines Vaterlandes seinen dauernden Wohnsitz zu nehmen. Die Behauptung seines ehemaligen Lehrers, daß es nur das bisherige Leben und die bisherigen Umgebungen seien, die den jungen Künstler am Boden festhielten, daß er empor konnte, hatte sich bewahrheitet. Einmal von diesen Fesseln befreit, nahm er einen so schnellen und glänzenden Aufschwung, daß selbst Bertold darüber erstaunte. Das große Bild, das er noch im ersten Jahre seines römischen Aufenthaltes vollendete, ‚der Kampf mit dem Adler', hatte einen unglaublichen Erfolg und trug den Namen des bis dahin ganz unbekannten jungen Malers in alle Welt. Es war in fast allen Hauptstädten Deutschlands ausgestellt worden und hatte überall die ungeteilteste Bewunderung errungen. Schließlich wurde es von der großen Galerie in B. angekauft und was der Maler in den letzten beiden Jahren geschaffen hatte, hielt sich durchaus auf der Höhe dieses ersten Werkes.

Die Herbstsonne schien hell herein in das Atelier, dessen Fenster sich auf einen Garten öffneten. Der weite, prächtige Raum war mit echt künstlerischem Geschmack eingerichtet. Alle diese Waffen, Stoffe und Geräte, die in malerischer Anordnung überall verteilt und zum Teil sehr wertvoll waren, gaben Zeugnis davon, daß

wenn der Künstler sich Ruhm und Ehre errungen hatte, das Schicksal ihm auch den äußeren Lohn nicht schuldig geblieben war.

Professor Bertold saß behaglich in einen Sessel zurückgelehnt und hielt Umschau in dem Atelier seines ehemaligen Schülers, der ihm gegenüber an der Staffelei stand, wo er soeben ein Bild in die rechte Beleuchtung gerückt hatte. Es wäre schwer gewesen, in der schlanken, vornehmen Erscheinung des jetzt dreißigjährigen Mannes, mit der ruhig sicheren Haltung den alten Siegbert wiederzuerkennen. Sein Gesicht verriet, daß er jahrelang unter der Sonne des Südens gelebt hatte, aber mit der kräftig dunkleren Färbung war auch ein ganz anderer Ausdruck in diese Züge gekommen, die nichts mehr von Müdigkeit und Abspannung zeigte. Es war ein Antlitz voll Leben und Lebensmut, auf dem der Blick des Professors mit väterlichem Wohlgefallen ruhte. Nur in den Augen lag noch der alte Ernst und die alte Träumerei, aber sie hatte nichts Düsteres mehr.

„Du hast dich ja hier ganz vortrefflich eingerichtet," sagte der Professor umherblickend. „Du scheinst bereits wieder ganz heimisch in Deutschland zu sein. Seit wie lange bist du denn eigentlich hier in der Residenz?"

„Erst seit acht Tagen," entgegnete Siegbert. „Aber ich hatte schon bei meiner Ankunft vor zwei Monaten alle nötigen Anordnungen getroffen, und die Einrichtung wurde während meines Aufenthaltes in den Bergen vollendet. Das Meiste habe ich ja auch aus Italien mitgebracht."

„Ja du warst nicht zu halten bis zu meiner Abreise," sagte Bertold ein wenig unmutig. „Du wolltest durchaus noch in das Gebirge, ehe der Herbst kam. Freilich, ich kann es mir denken, daß es dich einmal wieder nach der Egidienwand zog! Von dort hat ja dein Ruhm so recht eigentlich den Ausgang genommen."

„Und mein Glück!" ergänzte Siegbert mit einem Aufleuchten der dunklen Augen.

„Allerdings, Ruhm ist immer Glück, aber es ist doch merkwürdig, daß es bei uns beiden mit einer unglücklichen Liebe begonnen hat. Was wendest du dich denn ab, Siegbert? Jetzt nach drei Jahren wird man wohl endlich darüber sprechen können, wenn du auch bisher hartnäckig jeder Andeutung ausgewichen bist. Es war ein ganz vorzüglicher Gedanke von mir, dich auf dieselbe Weise zu kurieren, wie mich einst das Schicksal kuriert hat, wenn auch die Kur etwas gewaltsam war. Geschadet hat sie übrigens nicht, du hast überhaupt diese Leidenschaft merkwürdig schnell überwunden."

„Meinen Sie?" Die Frage klang beinahe spöttisch.

„Ja, das meine ich! Ich brauchte sechs Monate, um mit meinem Liebesjammer und meinem Bilde fertig zu werden, du warfst die ganze Geschichte in acht Tagen über Bord. Es war gar nicht notwendig, daß ich dich so ängstlich vor Selbstmordideen hütete, denn kaum waren wir in Rom, so benahmst du dich wie ein Gefangener, dem der Kerker aufgeschlossen wird, und von Verzweiflung war auch nicht das mindeste mehr bei dir zu spüren. Ich glaubte, bei deinem Charakter würde dir die Sache noch mehr zu Herzen gehen wie einstmals mir."

Um Siegberts Lippen schwebte ein leises aber triumphierendes Lächeln, als er entgegnete: „Sie bestehen immer darauf, die Parallele zwischen unseren beiderseitigen Schicksalen zu ziehen. Bei näherer Betrachtung würde sich doch einiger Unterschied finden."

„Gar kein Unterschied!" erklärte Bertold hartnäckig. „Es war ganz dasselbe. Unglückliche Liebe — Trennung — Verzweiflung — und als Resultat des Ganzen ein Bild, das uns berühmt machte. Die einzige Variante ist, daß ich das Ideal meiner Jugendschwärmerei malte und du den Adrian Tuchner."

Siegbert gab keine Antwort, aber seine Augen schweiften wie suchend in den Garten hinaus, der trotz der vorgerückten Jahreszeit noch im grünen Schmucke prangte, aber in diesem Augenblicke ganz leer war.

„Ich habe dir auch einen Gruß auszurichten," begann der Professor von neuem. „Wiesenheim ist unterwegs, um seinem berühmten Sohne Gruß und Huldigung zu bringen. Ich traf gestern auf dem Bahnhofe von L. den Herrn Bürgermeister Eggert nebst Familie. Sie haben unglücklicherweise von deiner Ankunft gehört und sich schleunigst auf den Weg gemacht, um dich, wenn auch ohne Reuethränen, in die Arme zu schließen. Morgen überfällt dich die ganze Gesellschaft in deinem Atelier und sie bringen auch die Wiesenheimer Musen mit, in Gestalt des Schwiegersohnes. Du weißt doch, daß der poetische Redakteur des Tagesboten dein glücklicher Nebenbuhler geworden ist?"

„Ich weiß es; mein Pflegevater hat es mir

ausführlich geschrieben, als er mir seinen Besuch ankündigte."

„Und du warst gutmütig genug, diesen Besuch anzunehmen, nach der Art, wie man dich verabschiedete? Ich habe den Herrn Bürgermeister nachdrücklich daran erinnert, ich hätte überhaupt einen derartigen Brief gar nicht beantwortet."

„Es ist der Mann, der Vaterstelle bei mir vertreten hat," sagte Siegbert ernst. Er meinte es ja gut in seiner Weise und er ahnte nicht, wie unglücklich mich seine Güte machte."

„Meinetwegen!" grollte Bertold. „Wenn du diese Familienumarmung über dich ergehen lassen willst, so ist es deine Sache. Wenigstens ist jetzt keine Gefahr mehr, daß du dich nach Wiesenheim zurückschleppen läßt, zumal deine Stelle dort glänzend ersetzt ist. Der Herr Bürgermeister muß nun einmal Flammenhüter bei irgend einem verborgenen Genius sein, der vorläufig erst Funken schlägt, und da ihm der Maler durchgegangen ist, so hat er sich jetzt mit Haut und Haar der Poesie ergeben."

Siegbert lachte. „Ich hoffe, das geschieht zur allseitigen Zufriedenheit. Ellbach ist gerade der rechte Mann für Fränzchen und für ihre Eltern. Dies Leben der Abhängigkeit und Unthätigkeit, das für mich zur Hölle wurde, war von jeher das Ziel seines Strebens."

„So scheint es, aber jedenfalls versteht es dieser Genius besser, ihnen zu imponieren als du, den sie fast zu Tode maltraitierten. Er läßt seine Schwiegereltern die Reisetaschen tragen und erzählt ihnen dafür alle Tage von seiner Unsterblichkeit und seinem künftigen Weltruhm. Sie glauben das natürlich felsenfest und sehen andächtig zu, wie „Edwin "den Eingebungen seiner Muse lauscht. Weiter thut er nämlich gar nichts, jede andere Beschäftigung hält er tief unter seiner Würde, aber das Lauschen bekommt ihm vortrefflich, er sieht sehr wohlgenährt dabei aus. – Doch nun genug von diesen Wiesenheimern, wir haben wichtigere Dinge zu besprechen. Dein ‚Kampf mit dem Adler' ist also von der Galerie angekauft?"

„Ja und man erweist dem Bilde eine Rücksicht, die mich mit Stolz und Freude erfüllt. Es wird den Ehrenplatz unmittelbar neben Ihrer ‚Julia' erhalten."

„Und da wird die aufsteigende Sonne das niedergehende Gestirn verdunkeln."

„Herr Professor!" unterbrach ihn Siegbert mit heftiger Abwehr.

„Nun ereifere dich nur nicht," sagte Bertold, „das ist einmal der Lauf der Welt. Ich habe auch meine Zeit des Aufganges gehabt und schließlich ist es doch meine Kunst, die in meinem Schüler triumphiert. Ein rechter Meister ist stolz darauf, wenn sein Schüler ihn überflügelt. Ich freue mich von ganzem Herzen, daß eine junge, eine echte Kraft die Erbschaft antritt, die ich sonst verwaist zurücklassen müßte, denn unter all den anderen ist kein einziger, der sie übernehmen könnte, und ich gönne sie keinem lieber als dir. Darum eben konnte ich es nicht ertragen, daß du mir verloren gehen solltest, darum riß ich dich gewaltsam empor."

Der Schüler reichte seinem alten Meister wortlos die Hand. Es war ein stummer, inniger Druck, aber er sprach mehr Dank aus, als Worte es vermocht hätten.

„Was meinst du, Siegbert?" fragte der Professor, urplötzlich wieder zu seinem gewohnten Humor zurückkehrend. Es war doch gut, daß ich dich damals nicht in die Ache springen ließ. Du hattest im vollen Ernste Lust dazu."

Siegbert senkte beschämt die Augen. „Sie wissen nicht, in welcher Verzweiflung ich damals war. Seitdem habe ich es mir gelobt, nie wieder kleinmütig an mir selbst zu verzagen."

„Das sollte dir auch schwer werden nach diesem großartigen Erfolge. Dein Bild hat ja einen förmlichen Triumphzug durch ganz Deutschland gehalten. Ist es denn noch hier in deinem Atelier?"

„Nur für heute, morgen soll es der Galerie übergeben werden. Ich war froh, es noch einmal ungestört für mich allein zu besitzen — es wurzelt ein Stück meines Lebens darin!"

Er schlug einen Vorhang zurück, der eine kleinere Abteilung des Ateliers von dem großen Hauptraume trennte. Auch der Professor erhob sich und die beiden Herren traten vor das Bild, das dort in voller Beleuchtung stand. Die lebensgroßen Gestalten schienen aus dem Rahmen hervorzutreten und die tief gesättigten, harmonisch leuchtenden Farben brachten das Gemälde zur vollsten und glänzendsten Wirkung.

Es war eine Scene wilden Kampfes, die der Künstler hier auf die Leinwand festgebannt hatte, jeder Zug an dem Bilde atmete stürmische Bewegung, aber auch zugleich erschütternde Lebenswahrheit. Im Hintergrunde ragte die Felswand auf, nackt und schroff ansteigend, nur an einzelnen Stellen von Moos und Gestrüpp

umwuchert. Zur Rechten fiel der Fels jäh ab in die bläulich dämmernde Tiefe, zur Linken starrte das zackige Gestein empor, in dem sich der Horst erhob. Die ganze Macht und Wucht der Darstellung aber war auf die beiden Gestalten im Vordergrunde gelegt — den Adler, der sein Junges verteidigte, und den Mann, der mit der letzten Kraft der Verzweiflung um sein Leben kämpfte. Die Bewegung des wild gereizten Tieres, das mit ausgebreiteten Flügeln, Schnabel und Klauen zum Stoße gehoben, auf den Feind eindrang, war meisterhaft wiedergegeben. Und unter dem Adler, von seinem Stoß zu Boden geworfen, und dicht an den Rand des Abgrundes gedrängt, lag der Tollkühne, der es gewagt hatte, den Horst zu ersteigen. Der rechte Arm, dem das Messer entfallen war, hob sich noch mit geballter Faust zur Abwehr, der linke versuchte sich an das Gestein festzuklammern, das dem Stürzenden keinen Halt mehr gewährte — der Mann war verloren, das sah man! Auf den sonnverbrannten Zügen lag eine fahle Blässe, aber selbst jetzt, auf der Schwelle zwischen Leben und Tod, zeigte das energische, ausdrucksvolle Antlitz noch einen wilden unbeugsamen Trotz und jede Muskel des riesigen Körpers spannte sich noch zum Widerstande. Nur in dem Auge, das starr und weit geöffnet auf den Feind gerichtet war, malte sich die ganze Todesangst und Todesqual des Verlorenen. Es war ein Blick, von dem man sich mit innerem Grauen abwandte, und der doch den Beschauer dämonisch wieder anzog und gefesselt hielt. Der Blick schien zu leben, wie das ganze Bild.

Einige Minuten lang standen die beiden Männer in schweigender Betrachtung davor, dann sagte Siegbert gepreßt:

„Ich erklärte einst dem Adrian, halb im Scherze, daß ich eine Gestalt wie die seinige nur im Kampfe, in einem Ringen auf Leben und Tod verkörpern möchte — ich glaubte nicht, daß ich ihm so Wort halten würde!"

„Und ich glaubte nicht, daß du imstande wärst, eine derartige Scene zu malen," entgegnete der Professor. „An deinem Talente habe ich nie gezweifelt, aber dies Talent voll Energie und Leidenschaft habe ich erst in dir entdeckt, als das Bild unter meinen Augen entstand. Du hast das Beste damit erreicht, was in unserer Kunst zu erreichen ist — die vollste Lebenswahrheit!"

Der Blick des jungen Künstler ruhte düster auf seinem Werke. „Wenn die Studie nur nicht so grauenvoll gewesen wäre! Ich habe ihn ja erlebt, diesen Todeskampf, wenn auch nicht oben auf dem Felsen, sondern unten in der Egidienschlucht. Ich habe ihn gesehen diesen Blick voll Todesqual, dies letzte verzweifelte Aufbäumen und ich habe den Eindruck monatelang nicht wieder los werden können. Das Bild verfolgte mich im Wachen und im Traume, es drängte sich an mich, wie mahnend, fordernd, daß ich es zum Leben erwecke, es ließ mir keine Ruhe, bis ich zu Pinsel und Palette griff. Erst als die Gestalt auf der Leinwand vor mir stand, wich sie mir aus Kopf und Herzen."

Bertold nickte ernst. „Ich kenne das! Es gibt Erlebnisse und Gestalten, die sich ihre künstlerische Auferstehung erzwingen. Man wird sie nicht los, bis man ihnen den Willen gethan hat. Dir freilich ist jenes schreckliche Ereignis zu einem Triumphe geworden. Diesmal hast du schwerlich eine so großartige Ausbeute von der Egidienwand mitgebracht."

„Aber eine glücklichere!" rief Siegbert, wieder mit jenem strahlenden Aufleuchten in seinen Zügen, wie vorhin.

„Wir wollen sehen! Du warst in deinen Briefen ungemein einsilbig über deinen Bergaufenthalt und hast ihn doch über zwei Monate ausgedehnt. Wo sind denn deine Studien?"

„Es sind nicht bloße Studien. Ich hatte mir dort ein Atelier improvisiert, um zu malen. Das Bild ist fast vollendet, ich werde es Ihnen zeigen."

Er kehrte in den vorderen Raum zurück und trat zu einer Staffelei, die in der Nähe des Fensters stand, plötzlich fuhr er auf.

„Entschuldigen Sie mich einen Augenblick, ich erhalte soeben Besuch, den ich empfangen muß. Ich bin sogleich wieder hier." In derselben Minute war er auch schon verschwunden.

„Was ist denn das für ein Besuch, dem man entgegenstürzt, als ob das Leben davon abhinge?" brummte der Professor, der gefolgt war, indem er an das Fenster trat, aber was er hier sah, raubte ihm für den Moment die Sprache.

Durch den Garten kam nämlich Präsident v. Landeck, der seine Tochter am Arme führte, im ruhigen Promenadeschritt und gewohnter vornehmer Haltung. Auf einmal machte sich die junge Dame von ihrem Vater los und eilte Siegbert entgegen, der im Sturmschritt aus sei-

nem Atelier kam, und — im offenen Garten, am hellen Mittage, vor den Augen Seiner Excellenz des Herrn Präsidenten küßten sich die beiden! Der Professor sank auf den ersten besten Sessel, der in der Nähe stand. Auf diese schlagende Widerlegung seiner Theorie von der unglücklichen Liebe war er nicht gefaßt gewesen.

Gleich darauf trat die Gesellschaft in das Atelier und Siegbert führte Alexandrine, deren Hand er noch immer in der seinigen hielt, seinem Lehrer entgegen.

„Meine Braut!“ sagte er triumphierend. „Sie sehen, es existiert doch ein gewisser Unterschied zwischen unseren beiderseitigen Schicksalen. Alexandrine hatte mir schon damals auf der Egidienalm Herz und Hand gegeben. Ich nahm ihr Jawort mit mir, als ich mit Ihnen nach Italien ging.“

Alexandrine streckte lächelnd dem alten Meister ihre Rechte entgegen. „Ich bin Ihnen ungehorsam gewesen, Herr Professor! Sie gaben mir gemessenen Befehl, Siegbert zur Verzweiflung zu treiben, um ihn zu einem entscheidenden Entschluß zu bringen. Ich habe ein anderes Rezept angewendet, und Sie sehen, es hat auch seine Wirkung gethan.“

„Und davon habe ich kein Wort erfahren!“ brauste Bertold auf. „Das ist ja eine ganz abscheuliche Verschwiegenheit! Drei Jahre hast du neben mir gelebt, Siegbert, ohne mir auch nur eine Silbe davon zu verraten, und hast es ruhig hingenommen, wenn ich dich und dein vermeintliches Unglück mit der größten Zartheit behandelte. Hattest du denn gar kein Vertrauen zu mir?“

„Trösten Sie sich lieber Freund,“ sagte der Präsident lachend. „Meine Tochter hat es mit mir nicht besser gemacht. Ich ahnte nicht, weshalb Sir Conway damals einen Korb erhielt, weshalb später so manche anderweitige Annäherung hartnäckig zurückgewiesen wurde, ich wußte auch nichts von der Korrespondenz, die eigenmächtig hinter meinem Rücken geführt wurde. Erst als Siegbert uns in diesem Sommer in den Bergen aufsuchte, ging mir ein Licht auf und erst da ließen sich die jungen Herrschaften zum Geständnis herab. Ich hätte Ihnen die Nachricht längst mitgeteilt, aber Siegbert und Alexandrine bestanden darauf, Sie bei Ihrer Ankunft mit der Verlobung zu überraschen, die erst in diesen Tagen veröffentlicht werden soll.“

Der Professor that noch immer sehr beleidigt und erzürnt, als aber Alexandrine schmeichelnd und bittend die Hand auf seinen Arm legte, und er in Siegberts strahlendes Antlitz blickte, da wollte der Zorn nicht länger stand halten.

„Die ganze Schicksalsparallele hast du mir über den Haufen geworfen,“ grollte er, „und die Theorie von den absoluten Vorzügen einer unglücklichen Liebe desgleichen. Aber ich habe es ja vorhergesagt, wenn du einmal Liebesgedanken bekommst, dann gehst du auch schleunigst auf das Heiraten aus.“

„Ja das that ich!“ rief Siegbert lachend, „und Alexandrine war durchaus einverstanden damit.“

„Ich bin es gar nicht,“ brummte der Professor. „Ich bin principiell gegen das Heiraten überhaupt und gegen das der Künstler nun vollends. Da es aber Alexandrine ist, die du heiratest, so bist du entschuldigt, so weit dergleichen überhaupt zu entschuldigen ist, und da mein Einspruch bei euch beiden doch nichts helfen würde, so — gratuliere ich euch!“

Damit schüttelte und drückte er die Hände des Brautpaares mit einer Herzlichkeit, die seine grimmigen Worte Lügen straften, und wandte sich dann zu dem Präsidenten.

„Und was sagen Sie denn eigentlich zu der Geschichte, Excellenz?“

Landeck zuckte die Achseln. „Ich habe nachgegeben, wie Sie sehen. Einigen Kampf hat es allerdings gekostet, ehe ich einwilligte, denn mein Wunsch und Wille war es nicht, daß Alexandrine einen Künstler heiratet. Ich hatte andere Pläne und Absichten mit ihrer Zukunft, aber ich habe sie dem Glücke meines einzigen Kindes zum Opfer gebracht.“

Die Worte waren halb im Scherz gesprochen, aber der Professor nahm sie dennoch gewaltig übel.

„Ihr einziges Kind hat eine sehr vernünftige Wahl getroffen,“ rief er in seiner derben Weise. „Was hätte Ihre Tochter davon, wenn sie jetzt mit dem langweiligen Sir Conway auf irgend einem langweiligen Landsitze Englands säße und auf die künftige Lordschaft wartete, die vermutlich ebenso langweilig ist. Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, der Name Siegbert Holm wird noch genannt werden, wenn kein Mensch mehr weiß, daß irgendwo einmal ein Sir Conway gelebt hat, und Alexandrine wird an der Seite ihres Mannes ein glänzenderes

Los haben und mehr Triumph ernten, als wenn sie eine brillante Partie in Ihrem Sinne gemacht hätte."

„Nur nicht so heftig," beschwichtigte der Präsident, indem er ihm begütigend die Hand auf die Schulter legte. „Ich habe Siegbert selbst lieb genug gewonnen und gebe ihm den höchsten Beweis davon, indem ich ihm mein Liebstes anvertraue. Herrn Professor Bertold möchte ich aber doch fragen, wie er dazu kam, damals ein förmliches Rendezvous zwischen den beiden auf der Egidienalm zu veranstalten?"

„Konnte ich denn wissen, daß es einen solchen Ausgang nehmen würde!" verteidigte sich der Professor. „Ich baute felsenfest darauf, daß der blasse scheue Träumer Alexandrinen ganz gleichgültig sei, und ihm traute ich kaum eine Liebeserklärung zu, viel weniger eine Werbung. Aber rechne nur einer mit dieser verwünschten Liebe, sie stellt die vernünftigsten Pläne und Berechnungen geradezu auf den Kopf. — Bei alledem habe ich noch immer nicht dein neues Bild gesehen, Siegbert. Jetzt bin ich wirklich neugierig, was du diesmal von der Egidienwand mitgebracht hast."

Er trat vor die Staffelei, auf der sich das fast ganz vollendete Gemälde befand. Es stellte diesmal nur eine Landschaft dar, eine Scenerie des Hochgebirges in der ersten Morgenfrühe. Tief unten im Thale wogten noch dichte Nebelmassen, aber höher hinauf, an den Bergen, begannen sich die Schleier bereits zu lichten vor den Strahlen der aufgehenden Sonne. Das seltsame Ineinanderfließen von Licht und Schatten, von Sonnenglanz und Nebel war mit täuschender Wahrheit wiedergegeben. Man sah das Ringen und Kämpfen des Lichtes, das sich siegreich Bahn brach durch das Wolkenmeer, aus dem schon einzelne Höhen und Wälder emportauchten. Die Gipfel der Berge umwob nur noch leichter blauer Duft und die gewaltige Felsenkrone, die darüber emporragte, stand schon im vollen, rosigen Morgenglanz. In der Mitte des Bildes aber schwebte, mit weitausgebreiteten Schwingen ein mächtiger Adler. Unter sich die wogenden, kämpfenden Nebel, über sich das goldene Licht des anbrechenden Tages, nahm er seinen Flug empor — zur Sonne!

Professor Bertold hatte seine große kritische Miene aufgesetzt; wo es sich um ein Urteil handelte, trat all seine Vorliebe für Siegbert zurück. Er prüfte das Bild scharf und streng in allen Einzelheiten, dann wandte er sich zu seinem ehemaligen Schüler und sagte einfach und kurz:

„Bravo!"

Die Augen des jungen Künstlers blitzten auf in stolzer freudiger Genugthuung. Wie viel Ruhm und Anerkennung ihm auch in der letzten Zeit zu teil geworden sein mochte, das Lob seines alten Meisters und Lehrers stand ihm doch am höchsten.

„Du hast das Bild doch hoffentlich noch nicht versagt, Siegbert?" fragte der Präsident. „Seine Hoheit der Prinz von C.," er sprach mit großer Genugthuung den Namen aus, „hat mir erst gestern erklärt, daß er um jeden Preis ein Werk von deiner Hand besitzen müsse. Ich bin überzeugt, er macht dies Gemälde allen anderen Bewerbern streitig."

„Ich fürchte Papa, der Prinz wird sich noch eine Zeitlang gedulden müssen," entgegnete Siegbert lächelnd. „Dies Bild ist bereits an meine Braut versagt; ich habe es für sie allein gemalt und es soll der erste Schmuck unseres neuen Hauses sein. Ich löse damit gewisse Studien ein, die ich einst entwarf und die sich noch immer in Alexandrinens Händen befinden. Jetzt darf ich sie wohl zurückfordern."

„Was sind das für Studien?" fragte Landeck, aufmerksam werdend.

„Vermutlich jenes Skizzenbuch, in dem er die Dame seines Herzens sechsmal hintereinander abkonterfeite," spottete Bertold. „Ich habe es damals unterschlagen und dann in höchst diplomatischer Weise damit intriguiert. Ich werde Ihnen jetzt die ganze Intrigue beichten, Excellenz!"

Er zog Landeck beiseite und begann die Beichte, die dem Präsidenten schon zum Teil bekannt war, deren Einzelheiten er aber erst jetzt erfuhr.

„Das Zeichen von damals hat uns doch Wort gehalten," flüsterte Alexandrine, indem sie den Kopf an Siegberts Schulter lehnte. „Der Adler, der vor unseren Augen emporstieg, wies dir deinen Weg!"

„Du hast mir ihn gewiesen," sagte Siegbert, indem er sich mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit zu ihr niederbeugte. „Du warst es, die mich aus meinem Zagen und Zweifeln emporriß und mir zurief: Nur wer das Höchste wagt, kann das Höchste gewinnen! Ich wagte — und ich gewann!"

Vom deutschen Scharfrichter.

Von

F. Ch. B. Avé-Lallemant.

Unlängst hat ein Wiener Journalist den Scharfrichter von Berlin in dessen Wohnung interviewt und in einer großen Zeitung darüber berichtet. Ob dies Unternehmen überhaupt — besonders aber in der Gegenwart, in welcher die höchst beklagenswerte Zunahme der schwersten Verbrechen die ernste Thätigkeit des Scharfrichters immer häufiger in Anspruch nimmt —, als Beitrag für die Hebung der Volkssitte angesehen werden darf, mag ebenso dahingestellt bleiben, wie die schon unzähligemal auf die Tagesordnung gebrachte und dennoch ungelöst gebliebene Frage über Recht und Zulässigkeit der Todesstrafe, über die nur der von den äußersten Konsequenzen des Rechtsstaates noch nicht befangene Jurist seine klare Ueberzeugung bewahren kann. Wenn der gewissenhafte deutsche Rechts- und Kulturhistoriker mit dem Blick auf das große Panorama deutschen Kulturlebens sich stets — und je länger desto sicherer — bewußt bleibt, daß das pragmatische Grundwesen der Geschichte doch immer nur aus dem bündigen Zusammenhang des organischen Ganzen mit seinen zeitgeborenen und zeiterfüllenden Faktoren herauszuerkennen ist, so überschleicht ihn mit demselben Blick auf das Volk und dessen befangene Anschauung die unheimliche Erkenntnis, daß die zu allen Zeiten in der volkseigentümlichen Auffassung am farbigsten heraustretenden Individualitäten und Gruppen doch immer nur als absolute selbständige Einzelheiten vom Volke begriffen werden und dabei nun wieder, mit übelster Verdunkelung des gesamten Kulturbildes, als wunderlich phantastische Erscheinungen im Leben und Glauben des Volkes figurieren.

Zu diesem aus dem trüben Nebel mittelalterlichen Aberglaubens und roher Unwissenheit wie unheimliche Schemen in schiefer Luftspiegelung hervortauchenden Erscheinungen gehören auch besonders die Scharfrichter, die überall in Deutschland als volksmythische Typen mit der vielseitigsten und wunderlichsten Eigenartigkeit hervortreten und nur dann für den Moment in greifbarer drastischer Realität erscheinen, wenn sie auf dem Schafott, dem Pranger oder in der Folterkammer auftreten.

Diese einzigen Gelegenheiten, den Scharfrichter in seiner wesentlichen Hauptthätigkeit zu sehen, sind jetzt dem Volke von der Politik der Kultur, des Rechtes und der Sitte versagt worden. Die Hinrichtungen sind zwischen die hohen Gefängnismauern, die Folterbänke in die Raritätenkammern — für die Selbstgerechtigkeit der gerne gruselnden Gegenwart — gewiesen; der Pranger ist abgeschafft, steht aber noch immer mit unleugbarer monumentaler Wirklichkeit in der weiten Perspektive der vielen zum Zeugnis der Unvollkommenheit unserer Strafmessung und zum vollständigen bürgerlichen und sittlichen Ruin des fehlhaften Individuums dekretierten „Ehrverluste" mit dem kategorischen Zwang der öffentlichen Meinung zur absoluten erbarmungslosen Verdammung. So hat das Volk mit der verkehrten Auffassung der hervortretenden Einzelindividuen überhaupt seine richtige historische Anschauung verloren und kann die ihm zugebilligte Teilnahme an der Rechtssprechung nicht gedeihlich verwerten, da es einerseits von schwächlichem Humanismus, anderseits von der sittlichen Entrüstung eifernder Orthodoxie hin- und hergeworfen wird. So ist der Kampf der Justiz mit der Unwissenheit des Volkes viel ernster und schwerer als der gegen die, wenn auch immer gefährlicher sich häufenden, Verbrechen. So darf es auch nicht überflüssig erscheinen, daß hier wenn auch nur in rascher, kurzer Skizze das Wort vom deutschen Scharfrichter genommen wird.

Von Anfang an gehörte in unserer deutschen Strafrechtssprechung der Scharfrichter dem Richter-Kollegium selbst an. Für die Vollstreckung der von diesem gesprochenen Urteile wurde ein Mitglied aus dem Kollegium, gewöhnlich der jüngstgewählte Richter, deputiert. Noch bis in die neuere Zeit wurde in der vormaligen Reichsstadt Reutlingen das alte Richtschwert bewahrt, „mit welchem oftmals arme Sünder von den jüngsten Ratsherren gerichtet worden." An manchen anderen Orten, namentlich in ostfränkischen Dörfern, wurde der jüngstverheiratete Ehemann für diese Kommission auserlesen. Doch hatte er, mindestens beim Henken, den Dienst keineswegs ganz allein zu vollziehen, sondern mußte nur die Schlinge um den Hals des armen Sünders legen und sodann den mit dem Dorfschulzen versammelten Dorfeingesessenen einen Wink geben, damit alle den Delinquenten an den „Knüpfelbaum", gewöhnlich eine alte, abgestandene Eiche, aufzogen, was mit dem schon lange

außer Gebrauch gekommenen Ausdruck „huyen“ (hujen, huien) bezeichnet wurde, wovon allein noch das substantivische „Hui“ übrig geblieben ist für die Bezeichnung größtmöglichster Geschwindigkeit, vielleicht auch mit Alliteration an das Schwirren oder Sausen eines Pfeiles oder sonstigen Geschosses. Eine derartige noch im Jahre 1809 vorgekommene Justiz von seiten einer Dorfgemeinde aus der Ukermark teilt von Seld S. 197 seiner „Erlebnisse“ (1860) unter der Ueberschrift „Bauerngericht“ mit. Auch kommt es vor, daß sogar der Ankläger selbst die Hinrichtung des Verurteilten vollstrecken mußte. Ebenso geht aus den Gerichtsakten der vormaligen freien Reichsstadt Lindau hervor, daß Laienbrüder („Bärtlinge“) sich zu Scharfrichtern, namentlich an der Folterbank, hergaben.

In Rücksicht auf ihre richterliche Geltung und Kollegialität (die Braunschweiger Femordnung von 1314 sagt ausdrücklich: „Dat Ordell schölen sproeken de Büdel offte de Scarprichter“) führten die alten Scharfrichter den Titel Minister justitiae oder Maître de la haute justice oder des hautes œuvres und in ihren Siegeln Wage und Schwert, welch erstere später wegfällig wurde, als die Berechtigung mit Sitz und Stimme für die Rechtsfindung in der Ratsversammlung dem Scharfrichter allmählich bis zur endlichen Ausschließung verkümmert wurde. In Lübeck habe ich jedoch noch bis zu Anfang der fünfziger Jahre den Scharfrichter in jeder Gerichtssitzung nahe an der Thüre stehen sehen. (Ratsbefehl vom 9. September 1718.)

Eine ebenso unheimliche wie furchtbare Geltung gewährten den Scharfrichtern die Femgerichte, von denen jeder Freischöffe die von den Freigerichten gesprochenen Todesurteile unweigerlich vollziehen mußte.

Noch ein bemerkenswertes Zeugnis für das Ansehen des Scharfrichteramtes gibt der Sachsenspiegel (B. 1, Art. 53) indem er sagt: „Der Fembote, das heißt der heilige Bote, das ist der Büttel, und heißt heilig durch zweierlei Sachen willen, zum ersten durch das, daß er zu seinem Amte auf die Heiligen schwöret, zum andernmal durch das, daß er Gottes Rächer ist.“ Diese vom kanonischen Rechte (Dekr. II. 23. 9. 5.) statuierte „heilige“ Stellung kam nach dem Sachsenspiegel aber auch „den gehenkten und geköpften Leuten“ insofern zu gute, als diese vom Scharfrichter ohne Anstand auf dem geweihten Kirchhof begraben werden durften, wenn nicht ausdrücklich anders im Urteil bestimmt war. Der „schwarze Tod“, welcher um die Mitte des 14. Jahrhunderts durch ganz Europa wütete, befestigte den Nimbus um die Scharfrichter, welche zur Beseitigung der zahllosen verpesteten Leichen unermüdlich thätig waren, obschon auch ein großer Teil von ihnen dem Tode dabei verfiel. In Lübeck waren um jene Zeit die Büttel unter dem Namen der „Schobande“ (vom Lat. scopa, Rute, Staubbesen, und scopare, mit Ruten züchtigen) ausschließlich mit dem Begräbnis der Leichen thätig, und scheinen, obwohl zu jener Zeit eine Menge Brüderschaften ihnen zu Hilfe kamen, doch auch später diese Thätigkeit ausschließlich fortgesetzt zu haben, da der wackere Lübeckische Superintendent Levin Pouchenius († 1600) noch gegen das Ende des 16. Jahrhunderts, als schon längst mit der Einführung des Römischen Rechtes und der Tortur die Scharfrichter mit Makel behaftet waren, in seiner achten Passionspredigt sich dahin ausließ: „Aber wie geht es hier zu? Wenn sich einer die Zeit seines Lebens wohl gehalten, so muß ihm noch von dem Schoband Dienst geleistet werden, der muß ihn verscharren, da es doch öffentlich wider Gottes Wort ist“ u. s. w.

Die bis zum Abscheu gesteigerte Abneigung des Volkes gegen die Scharfrichter stützte sich besonders auf die entsetzlichen Qualen, welche viele Schuldige und bei weitem noch mehr Unschuldige auf der Folterbank erdulden mußten, um im glücklichsten Falle mit verrenkten und zerquetschten Gliedmaßen davon zu kommen. In seiner sittlichen Entrüstung vergaß aber das Volk, daß der Richter es war, der die Qualen erdachte und vorschrieb, und daß in seiner Gegenwart der Scharfrichter genau nach dem vom Richter vorgeschriebenen Grad und Maß der Folter und Zeit die Opfer unmenschlicher Blindheit und Kaltherzigkeit handwerksmäßig und pflichtgehorsamst quälen mußte, wobei eine nicht geringe Menge Akten die Auflehnung menschlich fühlender Scharfrichter gegen die von fanatischen herzlosen Richtern dekretierten Folterqualen, wie auch den gefährlichen Verdacht nachweisen, daß der mitleidige Scharfrichter behext oder im Bündnis mit dem Teufel sei. Somit erklären sich die bei Wächter (Beiträge zur deutschen Geschichte IV.) angeführten abwehrenden Kunsturteile des folternden Scharfrichters, „daß es (bei einer Frau von 64 Jahren) soviel gewesen sei, als hätte man in einen alten Pelz gehauen“, oder, „der

Böse müsse sein Spiel mit der alten Vettel gehabt haben, obwol er (der Scharfrichter) das Luder hin- und hergezerrt habe".

Die Verachtung und Furcht, mit welcher das Volk auf die Scharfrichter blickte, die mit kalter Handwerksmäßigkeit täglich die furchtbarsten Marter vor den Augen und auf Geheiß der Richter vollzogen, mochte vielleicht am nächsten den verfinsterten Blick der Richter auf die Seele ihrer Helfershelfer wie des Volkes gerichtet und sie für die Abschiebung der eignen Makel zur Ehrlosigkeitserklärung der Scharfrichter und zu deren Verbannung aus dem socialen Verkehr bestimmt haben, ohne daß die Richter ein offenes Auge behielten für die ursprüngliche Natur und Bestimmung der alten „Schärphere, Häher" u. s. w., die bald den willkürlichen Bezeichnungen „Henker, Meister Hemmerlin, Peinlein, Angstmann" u. s. w. Platz machen mußten. Bei der unklugen Verbannung und Isolierung der Scharfrichter fanden diese volle Gelegenheit, im finstern Aberglauben der Zeit das Volk gerade mit der Zauberei, um derentwillen sie täglich unschuldige Opfer zu martern hatten, am meisten und ungestraft zu betrügen, ohne Aufsicht und Strafe sich mit dem Gaunertum zu verbinden und mit dessen Künsten und Geheimsprache schmählich in das Volk hineinzuwirken. Der Scharfrichter konnte alle Schäden an Menschen und Vieh kurieren. Er konnte verborgene Dinge, das Gestohlene und die Diebe selbst entdecken, den Dieben selbst auf hundert Meilen weit ein Auge zur Kenntlichmachung ausschlagen und überhaupt jedermann es ansehen, der eines unnatürlichen Todes sterben werde. Er konnte Amulette und Zauberzettel verkaufen und damit „hieb- und kugelfest" machen, alles das darum, weil der Scharfrichter mit Schwert, Galgen und Rad umging und dadurch Beziehungen mit allen bösen Geistern bekam, die besondere Gewalt über die hingerichteten Missethäter hatten und dem Scharfrichter ihre geheimen Künste offenbarten.

Unter den angedeuteten Scharfrichterkünsten ist besonders die „Passauer Kunst" des Passauer Scharfrichters Kaspar Neithardt von Hersbruck von wirklich welthistorischer Bedeutung geworden und im Laufe der Zeit so vergeblich von der Justiz wie von der Kanzel herab bekämpft worden, daß sie, wie noch der letzte deutsch-französische Krieg ausweist, noch immer nicht völlig von der Tagesordnung abgesetzt ist. Als nämlich Kaiser Matthias 1611 in der Gegend von Passau ein Heer zusammenwarb, um seinem Bruder Rudolf II. Böhmen wegzunehmen, druckte Neithardt mit einem eigens geschnittenen Stempel allerlei kabbalistische Figuren auf kleine Zettel und verkaufte diese zu teuren Preisen an Soldaten, denen der rechte Kriegsmut fehlte, und versicherte, daß das Verschlucken eines solchen Zettelchens gegen Schuß, Hieb und Stich festmache. Rudolfs gesindelhafte Soldaten leisteten nur geringen Widerstand, und so kam es, daß die Soldaten des Kaisers Matthias mit ihren Passauer Zettelchen im Magen heil und gesund davon kamen. Dieser Erfolg machte die Passauer Kunst weithin berühmt und brachte dem Neidhardt große Reichtümer ein. Der gleich darauf folgende dreißigjährige Krieg eröffnete der Passauer Kunst die allerglänzendste Konjunktur. Wer in den Krieg ging, wollte fest werden, und das konnte man nur vom Scharfrichter zu Passau erlangen. Der Erfinder und seine Nachkommen konnten kaum so viel Zettel drucken, als die Soldaten verschlingen wollten. Sogar die Geistlichen zweifelten nicht daran, daß diese Passauer Kunst wirklich fest mache; sie glaubten nur, daß der Passauer Scharfrichter diese Wirkung aus dem Bündnis mit dem Teufel hervorbringe, und so ward denn eifrig wider die Passauer Kunst als Teufelskunst gepredigt, ohne jedoch der lukrativen Konjunktur der Kunst, so wenig wie der gewandten lebhaften Konkurrenz (die auch sogar von Mönchen gemacht wurde) Abbruch zu thun. Bei anderer Gelegenheit mögen in diesen Blättern Rezepte derart mitgeteilt werden.

In den älteren Zeiten erhielten, nach einzelnen archivalen Mitteilungen zu schließen, die Scharfrichter ein festes Salarium, über dessen Betrag sich jedoch noch nichts Zuverlässiges sagen läßt. Um den städtischen Kämmereien das Salarium wie die Bau- und Reparaturkosten der Scharfrichterwohnungen zu ersparen, wurden nach und nach die Scharfrichterwirtschaften den Scharfrichtern, oft gegen ein bedeutendes Kaufgeld, in Erbpacht verkauft und im Kaufbrief den Scharfrichtern das Privilegium der Abdeckerei von den Magistraten erteilt. Oft genug wurde ihnen dazu auch noch die Verwaltung des Stockhauses (davon „Stöcker") übertragen, dessen Entlegenheit und isolierte Lage häufig genug für die Unterbringung der Folterbänke in tiefen Kellergewölben willkommen war. Nach einer alten Lübeckischen Taxe aus dem 15. Jahrhundert bekam der Scharfrichter für eine Enthauptung

mit dem Schwerte einen rheinischen Gulden, für das Lebendigvergraben eine Mark Lübisch, für das Henken „im obersten Galgen" einen rheinischen Gulden, „im niedersten Galgen" eine Mark Lübisch, für das Setzen eines Galgens auf das Grab acht Schillinge, für das „Seden" oder „Barnen" (Verbrennen) eines falschen „Paymenters" oder Münzers zwei Mark, für das „Racken" (Tortur) in der Folterkammer (davon Racker für Scharfrichter) acht Schillinge u. s. w.

Erstaunt man beim Studium des von Meister Franz Schmidt, Scharfrichter zu Nürnberg, mit ebensoviel Treuherzigkeit wie Gewissenhaftigkeit geführten Tagebuches, wonach dieser einzige Scharfrichter von 1573 bis 1615 nicht weniger als 361 Personen vom Leben zum Tode gebracht und dazu in gleicher Zeit 345 Personen mit Ruten ausgestrichen oder ihnen Ohren abgeschnitten oder Finger abgeschlagen hat, so muß man doch noch mehr darüber erstaunen, daß sein Zeitgenosse, der berühmte Kriminalist Benedikt Carpzov, es, trotz seinem zweiundfünfzigmaligen Durchlesen der ganzen Bibel und allmonatlichen Abendmahlsgange, dahin brachte, mit handwerksmäßiger Geläufigkeit 20,000 Todesurteile auf eigne Faust zu erkennen. Nahezu dürfte es ungerecht erscheinen, die Einzelnen zu nennen, wo die ganze Zeit fehlte und Tausende von Geisteskranken, Hysterischen, von politisch und kirchlich anders Denkenden in Gefängnis und Ketten gelegt, gefoltert und grausam hingerichtet hat. Die Geschichte der Justiz beweist ebenso scharf die geistige und sittliche Unvollkommenheit der Menschheit wie die Geschichte der Ungerechtigkeit. Namentlich hatte der dreißigjährige Krieg das Ganze zu einer dicken, zähen und schlammigen Masse verdichtet, in die man nur mit verzweifeltem Mut hineinzugreifen vermag, um mit Ekel und Abscheu die faserigen Partikel zurückfallen zu lassen und mit Verzagtheit auf die ratlosen Mittel zu blicken, mit welchen die Behörden die ungeheure Versumpfung trocken zu legen versuchten, welche große Männer, vor allen der unsterbliche Christian Thomasius, hell beleuchtet hatten. Die mit dem 18. Jahrhundert beginnende systematische Behandlung des Strafrechtes schuf nichts anderes als eine dürftige ungelenke Organisation der vorhandenen Justizübel. Das nach wie vor auf der Folter erpreßte Geständnis beschwichtigte das Gewissen des Richters, daß er seine orthodoxe sittliche Entrüstung für das Walten und Empfinden wahrer Gerechtigkeit nahm und die etwaigen Gewissensskrupel wie den gordischen Knoten durch das Schwert des Scharfrichters beseitigte. Wenig gewürdigt wird auch jetzt noch, daß mit der gleichen Systematisierung des Strafrechtes eine neue Aera für die Scharfrichter anbrach, namentlich seitdem Kaiser Karl VI. im kaiserlichen Patent vom 29. Dezember 1729 für die Scharfrichter „die ihnen vermeindlich anklebenden Ehren-Makel vollständig getilget" hatte und in allen deutschen Landen die neuen oder revidierten Verordnungen und Edikte nebst Taxen für die Scharfrichter wie Pilze aus der Erde schossen. Nun konnten die Scharfrichter, wenn sie unmittelbar nach dem Schwertstreich den Richter mit dem blutigen Schwert salutiert, dabei gefragt, ob „sie recht gerichtet" und die Antwort erhalten hatten, „daß es also sein Bewenden haben solle", in der seltsamsten Konkurrenz mit den Geistlichen Buß- und Ermahnungsreden vom bluttriefenden Schafott herab an das Volk richten, ohne jedoch damit den Glauben des Volkes an das Teufelsbündnis zu erschüttern und ohne aus den zelotisch eifernden Predigten der sittlichen Entrüstung etwas anderes im empfänglichen Gemüt zu empfinden als frostigen Schauder und Angst vor der absoluten ewigen Verdammnis. Eine wenn auch nur geringe Sammlung von der geistlichen Behandlung armer Sünder jener Zeit im Gefängnis, auf dem Schafott und während des komödienhaft pompartigen Zuges dahin würde Staunen und Unwillen erregen. Hatte doch der Budissiner protestantische Hauptpastor Nicolas Haas im vierten Teile seines voluminösen Werkes „der getreue Seelenhirte" (1736) seinen Kollegen ein fast unmenschlich kaltfrommes umfangreiches Paradigma für alle Phasen der armen Sünder vom Gefängnis bis auf das Schafott und für alle gängigen Varianten der Hinrichtungsarten geliefert. So heißt es S. 168 für den Delinquenten unter dem Galgen: „Euer Galgen, wie schmählich er vor der Welt erscheinet, wird nicht nur der Streit-Plan, darauf ihr den letzten Kampf halten sollt, sondern auch der Schau-Platz der Ehren sein, auf welchem ihr über Tod, Teufel und Hölle triumphieren könnt. Die Leiter muß auch eine Himmelsleiter sein, der Strick, der eure Seele von dem Leibe scheidet, ist das Seil, womit Jesu euch zu sich in den Himmel ziehet." Für den zum Rade Verurteilten heißt es S. 171: „Gedenket an jenen buß-

fertigen Schächer, den man nicht allein an das Creutz genagelt hatte, sondern auch die Beine brach und mit einem großen Hammer entzwey-schlug, seinen Tod zu befördern. Ihr werdet mitten in der Marter und unter den Schmertzen den Vorschmack der ewigen Seligkeit empfinden, zu welcher der Herr eure Seele in dem Augenblick ihres Abschiedes aufnehmen will." S. 179 vor dem Scheiterhaufen: „Euren Scheiter-Hauffen habt ihr nicht anders anzusehen als den feurigen Wagen, darauf ihr mit Elia in den Himmel eingeführet werdet." S. 187. Für ein Frauenzimmer „das gesäcket und ersäuffet werden" soll: „Euer Leib kann ohne Empfindung großer Qual und Schmertzen sterben, und wird aus dem Wasser bald wieder heraus gezogen und in die Erde zur Ruhe gebracht werden." Schwindelhaft erscheint S. 174 der kaustische Trost für den zum Schwert verurteilten armen Sünder: „Kein leichterer und geschwinderer Tod ist wohl als dieser. In einem Augenblick ist alle Angst vorbey, und der Schmertz eher überwunden als er empfunden wird" u. s. w. Ein gleich charakteristisches höchst merkwürdiges Zeitbild liefert der Jesuitenpater Jakob Schmid in seinem Werke: „Das von der Welt verachtete, bey Gott angenehme Völklein — — von allerhand heiligen Scharpffrichtern und Henkers-Knechten (zweite Auflage 1752), das dem heiligen Apollinaris, als Schutzpatron der Scharfrichter, mit einer seltsamen begeisterten Vorrede gewidmet ist und die apologetische Biographie von einigen funfzig „Scharfrichtern, Gerichtsdienern, Schörganten, Kerkerhütern und Wächtern, wie auch Rad- und Eisenmeistern" enthält, die Schmid, gestützt auf eine staunenswert reiche Litteratur, samt und sonders heilig spricht.

Erst Friedrich, der Große und wahrhaft Einzige, mit seinem klaren Blick in Zeit und Leben, mit seiner Gerechtigkeit und Menschlichkeit, gab mit Aufhebung der Tortur der Menschheit freien Atem und frischen Blick in das Leben wieder. Jetzt erst begann auch mit allmählicher Milderung der qualvollen Todesstrafen und Körperverstümmelungen der Haß und die Abneigung des Volkes gegen die Scharfrichter zu schwinden und das ernste Amt vor die Person zu treten. Jetzt erst konnte man mit dem Blick auf die Geschichte der Medizin, auf deren jetziger herrlicher Höhe es kaum glaublich erscheint, daß erst Montini de' Luzzi zu Bologna 1306 und 1315 es unternahm, zwei menschliche Leichname zu zergliedern, die unzweifelhafte Thatsache erkennen, daß die exklusive Thätigkeit der Scharfrichter in ihren Abdeckereien auch die exklusive Grundlage für die Veterinärkunde und vergleichende Anatomie, für die auf jeder Universität eigne Lehrstühle errichtet sind, bildete, und daß lange Zeit vorher die tüchtigsten Tierärzte aus den Abdeckereien hervorgegangen sind. Diese kaum genügend anerkannte Wahrheit mit den glücklichen Erfolgen in den unternommenen Kuren an Tieren aller Art hat bis zur Stunde den Scharfrichtern den Glauben an ihre besondere Kenntnis und Geschicklichkeit in der Heilung von Krankheiten auch der Menschen beim Volke bewahrt und den Zulauf des Volkes bei den Scharfrichtern erhalten, wie das jeder aufmerksame Polizeimann, der namentlich alte erfahrene Scharfrichter gekannt hat, bestätigen muß.

Dieser Glaube des Volkes ist noch immer die, wenn auch einzige, doch auch sehr bedenkliche Beziehung zum Scharfrichter und bleibt so lange ein leidiger Nachklang des mystischen Aberglaubens früherer Jahrhunderte als das Volk der wahren Aufklärung ermangelt. Die nicht-öffentliche Hinrichtung mit der Bekanntmachung des Vollzuges hält den Ernst der Justiz wie des Volkes würdig aufrecht, wie sie auch die ernste und bedeutsame Stellung des Scharfrichters als Urteilsvollstrecker gleich würdig befestigt. Um so schlimmer werden wir von unseren Nachkommen verurteilt werden, wenn wir in der Gegenwart herumreisenden Prestigiateurs gestatten, auf offener Schaubühne vor dem Volke mit dem Herabschlagen eines pappenen Kopfes den feierlichsten und verantwortlichsten Akt der Justiz, zum Hohn und Schmach der Zeit, Aufklärung und Sitte auf das Elendeste zu travestieren.

So sehr auch der erfahrene Kriminalist aus rechtlichen, sittlichen und religiösen Rücksichten ein Gegner der Todesstrafe sein mag, so bestimmt muß er angesichts der immer bedenklicher sich häufenden Sittenverbrechen, Raub- und Lustmorde zugestehen, daß die Todesstrafe zur Frage der Politik geworden ist und bleiben muß, bis die zur Verwilderung gediehene Entsittlichung des Volkes, wenn nicht gänzlich beseitigt, doch einigermaßen gebändigt sein wird. Schon die relative Strafmilderung des Kindermordes im Art. 131 der „Peinlichen Halsgerichtsordnung" Kaiser Karls des Fünften hat die politische Rücksicht angebahnt.



Stillvergnügt. Von A. Greil.



Unser Hausgarten.

Von O. Hüttig.

Sommerblumen.

Cobaea scandens.

Wir haben bereits öfters ausgesprochen, daß die Aussaat der einjährigen Gewächse, der sog. Sommerblumen zum Teil im Mistbeet zu geschehen habe. Zu den schwierigsten Gewächsen dieser Abteilung gehört jedenfalls die Sommer-Levkoje Cheiranthus annuus L. (Matthiola annua Sweet) mit ihren Unterabteilungen, der großblumigen, der Bouquet-, Pyramiden-Sommer-Levkoje u. a. m. Die Pflanzen werden nämlich im Mistbeet leicht brandig und sterben dann ab. Die Ursache dieses leidigen Umstandes ist der Dunst vom Miste und zu große Feuchtigkeit der Erde bei oder unmittelbar nach dem Keimen. Man sollte deshalb, nachdem man das Mist- oder Laubbeet einigermaßen sich hat abkühlen lassen, dann recht sandige Erde darauf bringen und diese, nachdem sie durchwärmt worden, bis zur Wasserebene planieren und mit der Brause stark angießen. Auf diese nasse Erde wird gesät, immer aber möglichst dünn; dann deckt man den Samen mit sehr sandiger Erde, drückt sie an, gießt aber nicht mehr. Man läßt nun das Beet, bezw. die Fenster zugedeckt, bis sich die ersten Keime zeigen, hält aber stets ein Fenster an der Ecke ein wenig offen, um den Dunst herauszulassen, und gibt nach dem Aufgehen reichlich Luft, nimmt auch bei windstillem warmem Wetter die Fenster ganz ab, und erhält man dann sicher gesunde Pflanzen. — Müssen die Pflanzen begossen werden, dann geschehe es früh, ehe die Sonne sie trifft. — In ähnlicher Weise wie die Sommer-Levkojen behandelt man auch andere feine Sommergewächse.

Von solchen feineren, allgemein beliebten Sommerblumen möchten wir einige nennen, die, im allgemeinen Anfang oder Mitte Mai ins Freie auf die Beete gepflanzt, vom Juni bis in den Herbst unaufhörlich blühen, auch als Material für Blumensträuße u. dergl. von großem Wert sind.

Von der Phlox Drummondi Hort. kommt die einjährige Art, eine der beliebtesten und dankbarsten Florblumen, in zahlreichen Farbenvarietäten vor, von denen wir nur hier folgende empfehlen möchten: Alba mit rahmweißen, Coccinea mit scharlachroten und Rosea mit rosenroten Blumen; Grandiflora hat sehr große, runde Blumen; Heynholdi wächst sehr niedrig und gedrungen, ebenso Nana compacta; Verbenaeflora hat verbenenartige Blütenstände; viele Varietäten zeichnen sich durch eine glänzende Farbe aus, die durch ein andersgefärbtes Auge in der Mitte der Blume noch gehoben wird.

Die Petunie ist eine Pflanze, welche der Familie der Kartoffelgewächse (Solaneae) angehört und in den gemäßigt warmen Ländern Südamerikas einheimisch ist. Die Stamm-Mutter dieser unserer be-

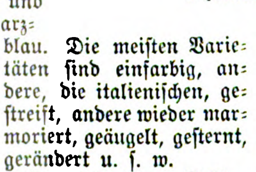

Petunia superbissima.

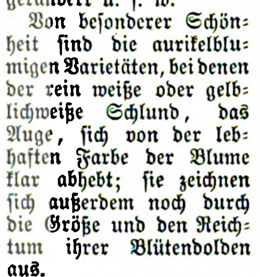

Phlox Drummondi.

liebten Florblume ist Petunia violacea Lindl., aus der Hunderte der verschiedensten Formen entstanden sind. Sie alle werden mit dem Namen Petunia hybrida Hort. bezeichnet. Der Same ist sehr fein, muß sehr dünn gesät werden und darf man ihn nicht bedecken, sondern nur in das Beet eindrücken. Die Pflanzen mit den schönsten gefüllten Blumen vermehrt man am besten durch Stecklinge, die man im August schneidet, nach der Bewurzelung einzeln in kleine Töpfe pflanzt und dann im Kalthause oder im Wohnzimmer zwischen den Doppelfenstern überwintert; sie dürfen aber bis zum Frühjahr nur wenig begossen werden. Pet. hybr. superbissima, **die stolzeste Petunie**, früher Graf Tettenbach benannt, zeichnet sich durch eine Blume mit weißem Schlund aus, der oft weit in den rosenroten, karminroten oder purpurnen Saum der Korolle hineingeht. Compacta elegantissima, die zusammengedrängte geschmackvollste Petunie, bleibt ganz niedrig und ist übersät mit unzähligen leuchtendroten oder rot mit weiß gezeichneten Blumen. Die Gartenverbenen zeigen in ihren Blumen die ganze Farbenskala in den verschiedensten und auffallendsten Abstufungen von reinweiß und schwarzblau. Die meisten Varietäten sind einfarbig, andere, die italienischen, gestreift, andere wieder marmoriert, geäugelt, gesternt, gerändert u. s. w.

Tropaeolum Lobbianum.


Englische großblumige Levkoje.





Von besonderer Schönheit sind die aurikelblumigen Varietäten, bei denen der rein weiße oder gelblichweiße Schlund, das Auge, sich von der lebhaften Farbe der Blume klar abhebt; sie zeichnen sich außerdem noch durch die Größe und den Reichtum ihrer Blütendolden aus.

Die Verbenen kriechen gern auf dem Erdboden, wo sie durch kleine Häkchen von Baum- oder Strauchzweigen festgehalten werden müssen. Pflanzen, die sich durch die Größe und Schönheit ihrer Blumen vor anderen auszeichnen, vermehrt man im August oder September durch Stecklinge, die man, ohne sie vor Februar oder März zu verpflanzen, auf der lichtesten Stelle des Kalthauses überwintert. Gewöhnlich aber zieht man die Verbenen aus Samen.

In ähnlicher Weise zieht man auch einige **Schlingpflanzen** an, die in der Hand des geschickten Pflanzenzüchters im Garten von unbeschreiblichem Wert sind, besonders, wenn man versteht, sie an Bäumen und zwischen Gesträuch, selbst an Gebäuden, an Rasen u. dgl. frei wachsen zu lassen, ihre Freiheit nur zu beschränken, um sie nach bestimmten Richtungen zu leiten oder sie zu bändigen, wenn ihre zu weite Verbreitung ihrer Stütze oder der malerischen Wirkung nicht mehr von Vorteil ist. Gruppen und niedliche Alleen von Rosen, hochstämmigen Fuchsien u. a. werden vermittelst Guirlanden von Schlingpflanzen verbunden, andere werden durch sie zu Pyramiden umgebildet, und wieder andere läßt man an den Sparren und Pfeilern der Gewächshäuser emporwachsen.

Petunia hybrida grandiflora.

Wenn auch für viele Zwecke die strauchartigen Schlingpflanzen, wie Wildwein und amerikanische Reben, Epheu, Clematis, Caprifolium

... vorzuziehen sind, über die wir später einmal gelegentlich sprechen werden, so zeichnen sich doch die Einjährigen durch die Farbenpracht ihrer Blumen vor andern aus, und von diesen wieder zwei Arten der Kapuzinerkresse, Tropaeolum peregrinum Jacq. und Lobbianum Paxt., und Cobaea scandens Cav. Sie alle können aus Stecklingen vermehrt und im kalten, auch temperierten Hause überwintert und hier zur Dekoration benützt werden; gewöhnlich aber zieht man sie, wie oben beschrieben wurde, im Mistbeet aus Samen und setzt dann die jungen Pflanzen zu größerer Sicherheit einzeln in kleine Töpfe, aus denen sie zu geeigneter Zeit an den Ort ihrer Bestimmung verpflanzt werden.

Cobaea scandens. Die Blumen, denen der Marienglockenblume (Campanula Medium) ähnlich, sind anfangs blaßgrün, nehmen aber bald eine bläulichviolette Färbung an; man hat auch eine weißblühende Varietät. Bei einer anderen Art C. pendulina Hort., der pendelartigen Cobaea, sind die Lappen der Blumenkrone zu welligen herabhängenden Bändern verlängert. Beide Arten wachsen sehr rasch, auch bieten sie den besonders hervorzuhebenden Vorteil, daß sie in östlicher und nördlicher Lage gedeihen und auch hier dankbar blühen.

Die Kapuzi'nerkresse Tropaeolum Lobbianum Paxt. aus Kolumbien, wächst bis zu 3 bis 4 m Höhe, verästelt sich stark und hat runde, weichhaarige Blätter und in der Stammform scharlachrote Blumen. Man hat auch von dieser Pflanze



Cobaea scandens.

zahlreiche Varietäten, denen man eigne Namen gegeben hat, z. B. Kronprinz von Preußen, Napoleon III., Queen Viktoria u. a. m. Sie wechseln in Form und Farbe der Blumen ab — sie alle aber gehören wegen ihres bewundernswerten Blütenreichtums zu den beliebtesten Gartenzierpflanzen und werden auch häufig im Gewächshause gezogen, wo sie, namentlich die Varietät Lilli Schmidt, Sommer und Winter blühen. — T. peregrinum Jacq., die „fremde“ Kapuzinerkresse aus Mexiko, wird ebenfalls 3—4 m hoch und zeichnet sich durch ihre tief eingeschnittenen Blätter vom zartesten Grün und ihre kleinen schwefelgelben Blumen aus, welche letzteren im Herbst dunkler werden als im Sommer; sie blühen bis spät in den Herbst außerordentlich reich; am besten erzieht man sie an Gittern und Wänden, auch an freistehenden Drahtspalieren. — Eine dritte Art ist die fünfblättrige Kapuzinerkresse, Tr. pentaphyllum Lam. aus Montevideo,



Verbena auriculae-florae.

mit knolligem Wurzelstock, die also trocken überwintert und im Frühjahr durch Warmstellen angetrieben werden kann; sie wird wie die vorige im Freien verwendet, wo ihre Knollen unter guter Bedeckung auch den Winter überdauern.

Zeitgemäßes aus Küche und Haus.

Von L. von Pröpper.

Spargelsuppe. Man koche Suppenspargel in Wasser mit einem Stück Butter und schneide die Spitzen zwei bis drei Centimeter lang ab; streiche das übrige, Spargeln und Brühe, durch ein Sieb, ziehe die Suppe mit ein paar Eidottern, etwas Rahm und einem Stückchen frischer Butter ab und gebe beim Anrichten die Spargelspitzen hinein.

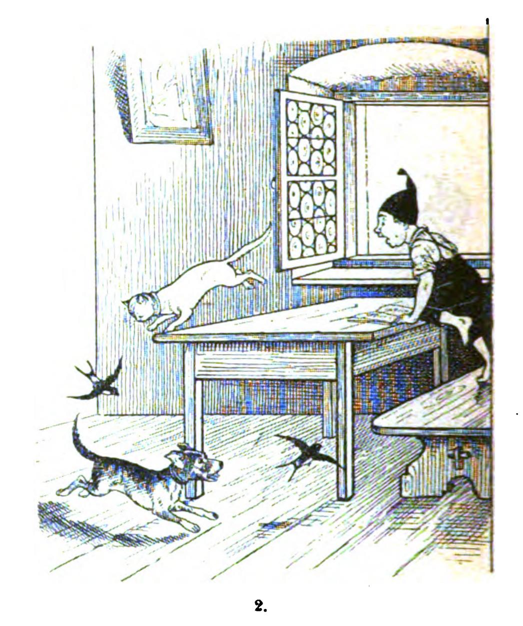
Auch von dem Wasser, worin Spargeln gekocht worden, läßt sich eine sehr gute, gesunde Suppe bereiten. Man dämpfe dazu zwei Eßlöffel feines Mehl in einem eigroßen Stück Butter weiß und recht glatt und rühre dies mit dem Spargelwasser zu einer seimigen Suppe, in welche man Salz, ein Stückchen Zucker und recht viel gehackte Petersilie oder Kerbel thut und sie über geröstete Weißbrotschnitten anrichtet.

Käse-Kannelons. Man rühre 60 Gramm sehr frische Butter zu Schaum und nach und nach vier Eidotter hinein, dann 120 Gramm geriebenen Parmesankäse, ein wenig Salz und zuletzt den Schnee von fünf Eiweiß. Nun rolle man Blätterteig zu Strohhalmdicke aus, schneide ihn zu Blättchen wie eine Spielkarte und bestreiche an der Hälfte dieser

Die Ruhestörung. Humoreske.



1.



2.



5.

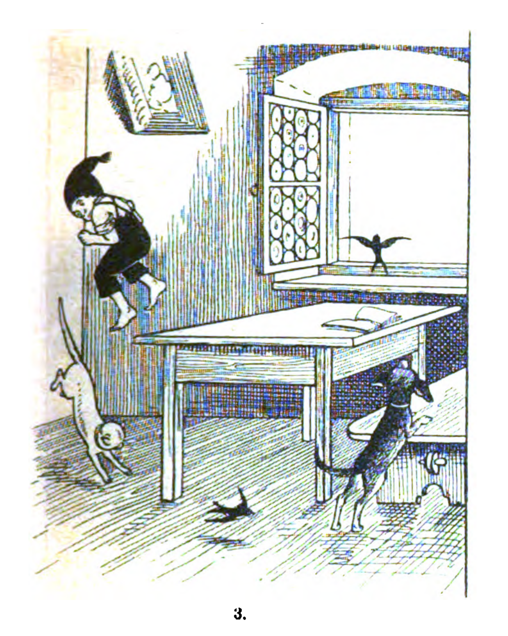


6.

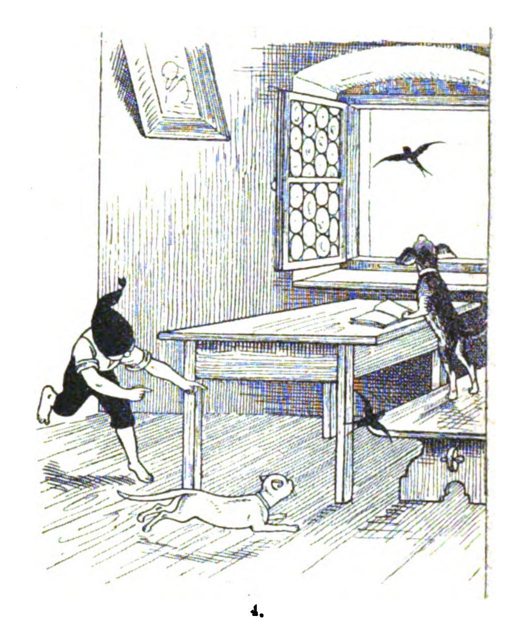
Blättchen den Rand ganz schmal mit Eigelb, gebe auf jedes Blättchen einen Eßlöffel von der Käsemasse, lege ein unbestrichenes Blättchen darüber und drücke die Ränder zusammen, bestreiche die Kannelons mit verklopftem Ei, reihe sie über ein mit Mehl leicht bestäubtes Backblech und stelle es über einen hohen Dreifuß in den gut geheizten Backofen (Röhre), backe sie etwa fünfundzwanzig Minuten zu hochgelber Farbe und gebe sie gleich zu Tisch.

Gefüllte Hammelblätter mit Mairüben. Man löse an zwei schönen Blättern zuerst den oberen Scheibenknochen und dann den Rohrknochen bis zum Kniegelenke aus, welches man übrigens am besten vom Metzger besorgen läßt und bereite dann aus einem Stück Hammelfleisch eine

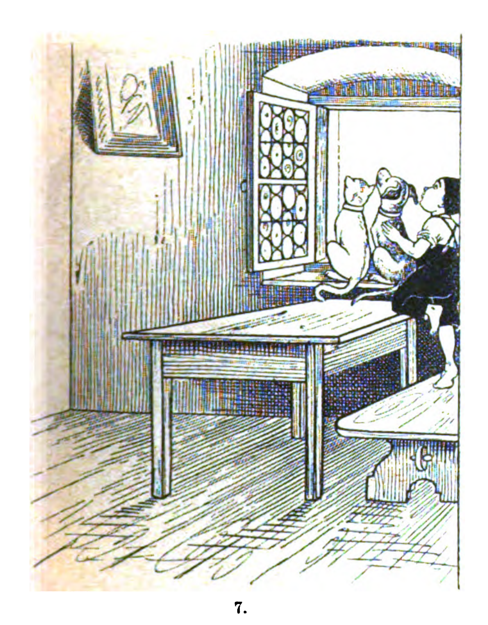
Von L. Meggendorfer.



3.



4.



7.



8.

Farce, zu der man das, aus allen Sehnen gelöste Fleisch ganz fein hackt und es mit einem Drittel soviel, ebenfalls fein gehacktem Speck und Salz, zu einer konsistenten, jedoch nicht zu festen Masse mischt und die Hammelblätter, jedes für sich und nicht zu voll füllt und mit einer Heftnadel zu länglich runder Form zusammennäht, dann behutsam, daß sie nicht platzen, in fetter Brühe kocht und mit einem dichten Kranze von Mairüben umlegt, serviert.

Die Mairüben nehme man in Walnußgröße, schäle sie und dämpfe sie in heißer Butter mit etwas Wasser oder Bouillon schön braun, und füge eine Weile vor dem Anrichten dann noch einen Eßlöffel in Wasser oder Butter braun gebrannten Zucker hinzu.

Abgekochte Maifische (Alsen). Es sind dies bei ihrem Eintritt in die Flüsse und ehe sie gelaicht haben, sehr gute Fische und besonders am Rhein sehr geschätzt, wo man sie meistens kalt serviert, wie folgt: Man bringe Wasser mit einem Glas Weinessig, einigen Lorbeerblättern, ein paar Zwiebeln und einer kleinen Hand voll Salz zu Feuer und wenn es **recht** kocht, so lege man die, zu schönen Scheiben geschnittenen Fische hinein, lasse sie kochen bis sie gar sind, dann in der Brühe erkalten und gebe sie mit Oel und Essig.

Trachten der Zeit.

Von Ida Barber.

Die Form der neuen Frühjahrskostüme ist diesmal eine durchweg einfache; englische Façons erfreuen sich allseitiger Aufnahme; entweder ist der Rock durchweg in Hohlfalten gelegt oder rechts und links durch breite Einsatzstreifen garniert; auch ganz glatte, aus klein karriertem Cheviot gefertigte Röcke kommen in Aufnahme; sie sind wie bei Fig. 1 unten eingeschnitten, so daß ein untersetztes Plissee in Entfernung von je 10 Centimeter zur Geltung kommt; zu derartigen Roben wählt man glatte, seitwärts durch eine Agraffe shawlartig drapierte Tunique, glatte Taille mit Shawlkragen und karriertem Latz.

Gleichfalls sehr kleidsam ist das in Fig. 2 skizzierte Kostüm Viktoria, das aus glattem und karriertem Kasimir zusammengestellt ist. Der Rock zeigt vorn zwölf schmale Falten, die durch eine breite Hohlfalte rechts und links begrenzt werden; die Seitendraperie ist durch gefalteten karrierten Stoff gebildet, der in entsprechenden Zwischenräumen mit Korden garniert ist; gleiches Arrangement auf der vorn spitz auslaufenden Taille und an den Aermeln; die Tunique ist seitwärts hoch troussiert, fällt aber hinten in großen, mit Reifen untersetzten Puffen fast bis zum Saum der Robe hernieder.

Die Gesellschaftstoiletten fertigt man vorzugsweise aus lichtem Taffet und dunklem Samt; als Zwischengarnierung dienen mit dünner Chenille, Seidensoutache oder Lederschnur durchzogene Spitzen, Passementerieen oder Pompons. Bei derartigen, eleganteren Toiletten ist der Phantasie der Verfertigerin der weiteste Spielraum gelassen. Alles ist modern, schön, wenn ein Anflug von künstlerischem Sinn in der Stoff-, Farben- und Formenmischung erkennbar ist.

Von prächtigster Wirkung war beispielsweise die in Fig. 3 dargestellte Toilette, die wie die zuvorgenannten dem Salon Glück (Wien) entnommen ist. Der Rock ist aus blauem Satin gefertigt, seitwärts mit helleren Falten, die die in Chenille gestickte Spitzentunique begrenzen, garniert; unterhalb derselben Volant von dunkelblauem Samt, oben kurz garaffte Schoßteile, die sich seitwärts unter den von der Taille ausgehenden Zipfeln verlieren. Der aus Samt gefertigte Ueberwurf ist vorn offen, so daß der in Chenille gestickte Taillenlatz zur Geltung kommt; die Spitzen sind unten mit Quasten garniert, längs der Außenlinien mit dicken Chenillekorden umrandet. Der oben gepuffte Satinärmel zeigt einen epauletteartigen Chenillebesatz, am Handgelenk schmale Bordüre.

Chenille ist auch ein sehr beliebter Ausputzartikel für die modernen Frühjahrshüte. Wir sehen



Fig. 2. Fig. 3. Fig. 1.

beispielsweise in Fig. 4 einen ganz aus Chenille gefertigten Hut, der nur seitwärts mit einer Blume garniert ist, vom Grundstoff sieht man gar nichts. Chenillespangen umwinden den Bügel, der Kopf ist mit Chenilleschnüren überdeckt, oberhalb der nach hinten geschlungenen Taffetbänder gleichfalls Toque von gewundener Chenille.

Aehnlich diesem Arrangement sind die mit schmalstem Samtbandschlupfen gedeckten Hüte, die wie Fig. 5 einen gezogenen, seitwärts mit Federn garnierten Kopf, breiten, mit 3 Reihen schmalster Samtschlupfen gedeckten Schirm haben.

Die Kapottehüte sieht man (Fig. 6) zumeist aus geschopptem Seidestoff gefertigt; statt des Schirms eine breite Spitzenrüsche, seitwärts hochstehende Bandrosetten, in deren Mitte eine große Stahlschnalle, unterhalb des Kinns breiter, durch eine gleichartige Stahlschnalle geschlossener Samtstreif.

Nicht nur die Großen, auch die Kleinen haben ihre Moden und da wir nun einmal samt und sonders die vielleicht tadelnswerte, aber recht verzeihliche Schwäche haben, unsere kleinen Leutchen

recht hübsch herauszuputzen, sei auch der neuesten Kindertrachten mit wenigen Worten gedacht.

Die Unsitte der kurzen Kleidchen und Wadenstrümpfe hat nach und nach aufgehört; man kommt auch davon zurück, die noch in der Entwickelung begriffenen Mädchen in Schnürmieder und Panzertaillen zu stecken; die Röcke sind mäßig lang, die Taillen zumeist in Blusenform gehalten, mit breitem Gurt abschließend.

Die Knabenanzüge scheinen immer noch etwas stutzerhaft — geknöpfte, enge Hosen, Gilets, frackartig zugestutzte Röckchen — wahrlich, oft fehlt nur noch der Cylinder, um aus solch einem kleinen, mit dem Griffel und der Schiefertafel hantierenden Schulbuben äußerlich einen Kavalier zu machen. —

Fig. 7 zeigt uns z. B. einen modernen, für ein 6—8 jähriges Mädchen bestimmten Paletot, der graziöser für keine Theaterprinzessin gefertigt zu sein brauchte. Die Hinterteile sind anliegend, geschlitzt, seitwärts ein durch eine Art Taschengarnierung gedecktes Plissee, breiter Kragen, Samteinfassung, Perlmutterknöpfe, der Schnitt läßt die Figur sehr hübsch hervortreten.



Fig. 4. Fig. 5. Fig. 6.

Solider im Schnitt ist vielleicht Fig. 8, doch schauen wir nur näher zu, welche Fülle von verschiedenartigem Aufputz. Oben breiten Revers, in der Mitte der für die Kindertoilette jetzt sehr beliebte eckige Knopflatz, dann Taschenbesatz, zurückgeschlagene Vorderteile — wahrlich Dame Mode hat sich unserer Kleinen vorsorglich angenommen.

Einer der einfachsten von Knaben wie Mädchen gleich viel getragenen Paletots ist Nr. 9 skizziert.



Fig. 9. Fig. 8. Fig. 7.

Der Mantel ist halb anliegend, mit zwei Knopfreihen und breiten Shawlkragen versehen.

Der gestirnte Himmel im Monat Mai.

Merkur ist Abendstern und kann jetzt wieder gegen 9 Uhr etwa eine Stunde hindurch am Nordwesthimmel gesehen werden. Am 14. steht er am weitesten östlich von der Sonne. Im letzten Drittel des Monats wird er wieder unsichtbar.

Venus ist noch immer Morgenstern, aber ihre Sichtbarkeit ist auf eine so kurze Zeit beschränkt, daß wohl kaum jemand sie auffinden wird. Am 2. erreicht sie ihre Sonnenferne und am 4. steht der Mond in ihrer Nähe.

Mars noch unsichtbar.

Jupiter. Die Sichtbarkeitsverhältnisse dieses Planeten sind nun sehr ungünstig, denn er kann am Schlusse des Monats eben nur noch vor Untergang gesehen werden und zwar nach 10 Uhr abends. Am 10. steht der Mond in seiner Nähe.

Saturn ist in den Strahlen der Sonne verschwunden.

Zum Kopf-Zerbrechen.

Rebus.



Rätsel.

Ihr findet mich, doch nicht als Fisch im Weiher;
Leicht blickt ihr durch des Rätsels dünnen Schleier:
Stets furchtbar bin ich in des Jägers Hand,
Ins Freie lock' ich oft durch sanfte Töne
Hinaus zum muntern Hirten seine Schöne.
Wie vorwärts klingt mein Wort auch umgewandt.
Des Kopfs Verlust macht mich zum Sinnorgan
Und fußlos deut' ich schlechte Sitten an.

Silbenrätsel.

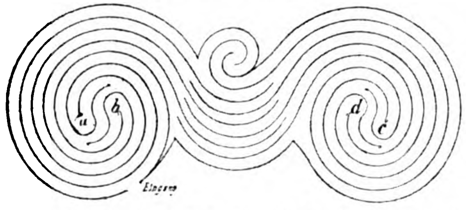
a, e, e, i, o, o, hi, li, li, li, ti, ti, ni, le, ce, ne, ne, re, me, ma, an, ot, ta, ta, sa, eu, der, tel, nel, gli, zig, sis, net, len, sar, sal, dan, lat, nas, wahn, beck, burg, pheu, fried.

Die obigen 44 Silben lassen sich zu 15 Wörtern so zusammenstellen, daß die Anfangsbuchstaben der Wörter ein klassisches Drama und die Endbuchstaben derselben eine beliebte Operette ergeben. Die 15 Wörter (aber in anderer Reihenfolge) bezeichnen: 1) eine bekannte Künstlerfamilie; 2) eine Pflanze; 3) einen heldenmütigen Verteidiger seiner Vaterstadt; 4) eine Insel; 5) eine Göttin der Griechen; 6) einen Vornamen; 7) des Meisters Heim; 8) eine alte Handelsstadt; 9) eine der Personen aus einem Schillerschen Drama; 10) eine Kaiserin des Altertums; 11) eine Pflanze; 12) einen Vornamen; 13) einen Namen aus einem Gedicht von Schiller; 14) einen König des Altertums; 15) einen verflossenen Minister.

Mathematische Aufgabe.

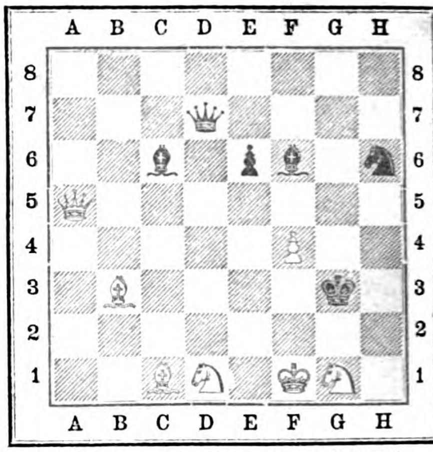
$$(po)\,\frac{2kt}{p}.$$

Labyrinth.



Die Aufgabe besteht darin, auf dem kürzesten Wege die Punkte a, b, c und d zu berühren und auf demselben Wege umzukehren.

Schach-Aufgabe.



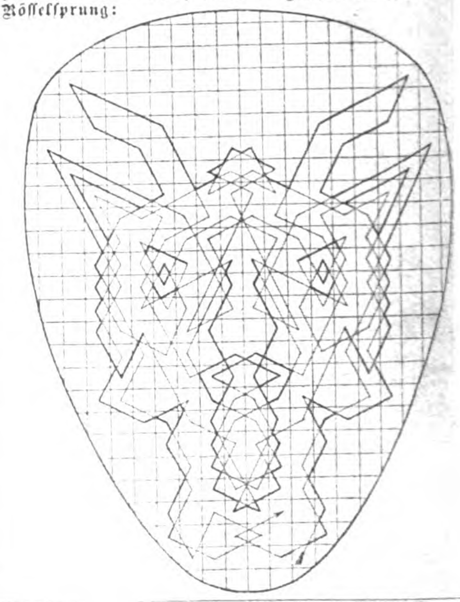
Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Vexierrätsel.

Viens	France	fert	Colbert
Je	les	ka	Paris.

Auflösungen zu Heft 7, Seite 120.

Rätselhafte Inschrift: O warum is a ma Vater ka Millionär, a Schuster is a. — **Charade:** Leber, Eber, Rebe, Rebell. — **Rebus:** Ein Undankbarer schadet 10 Armen. — **Buchstabenrätsel:** Nibelungen, Infanterie, Braunsberg, Ermatingen, Lumpenfrau, Unteryssel, Naturlehre, Gelderwerb, Erbsenbrei, Nibelungen. — **Silbenrätsel:** Stuart, Talleyrand, Eben, Januar, Nicäa — Stein, Arndt. — **Rätsel:** Buchstabe N. — **Rösselsprung:**



Verantwortl. Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Die Zunahme der Verbrechen
und deren Verhütung.

In den letzten Jahren sind von verschiedenen Stellen des neu erstandenen Deutschen Reiches wiederholt Klagen darüber erhoben worden, daß die Zahl der begangenen Verbrechen und Vergehen in einem steten Wachstum begriffen, daß die Steigerung derselben in einem argen Mißverhältnis zur Zunahme der Bevölkerung sich befinde, und daß die Sittlichkeit in einen beklagenswerten Verfall geraten sei. Nicht gar selten werden Stimmen vernommen, welche unabweislich und nachdrücklich die Rückkehr zu dem älteren strengeren Verfahren der Strafrechtspflege und Strafvollstreckung verlangen, weil darin angeblich das einzige Mittel bestehe, das Volk vor dem gänzlichen Untergang in Sünde und Laster zu wahren.

Allerdings weisen die statistischen Ermittelungen aus dem verflossenen Jahrzehnt eine Vermehrung der Kriminalität im allgemeinen und insbesondere einzelner Gattungen der Verbrechen nach; es ist nicht zu verkennen, daß die Verbrechen und Vergehen wider die Sittlichkeit in einer abnormen Weise zugenommen und ebenso die Verbrechen gegen die Person, sowie die gegen die öffentliche Ordnung und die des Widerstandes gegen die Staatsgewalt; es ist eine Thatsache, daß unter den Verbrechen gegen das Eigentum, Betrug, Unterschlagung, Raub und Erpressung eine ungewöhnliche Höhe erreicht haben.

Indessen hat man mit Recht darauf hingewiesen, daß die festgestellte Zahl der begangenen gesetzwidrigen Handlungen allein noch durchaus keinen sicheren Maßstab für die wirkliche Zu- oder Abnahme der Sittlichkeit darstelle, daß ein Zeitraum von nur einigen Jahren an sich nicht geeignet sei, um als genügende Basis für eine endgiltige Entscheidung über die Moralität eines Volkes oder eines Landes betrachtet zu werden.

Und mit noch mehr Recht hat man darauf hingewiesen, daß wohl selten eine Zeitepoche für eine Zunahme der Kriminalität einen so günstigen Boden dargeboten haben dürfte, als es das abgelaufene Jahrzehnt thatsächlich darzubieten vermocht hat. Wohl selten haben so viele hochwichtige staatspolitische, sowie politisch-ökonomische und politisch-sociale Faktoren in verhältnismäßig dicht gedrängtem Zeitlauf zusammengewirkt, um eine Verschiebung des Gleichgewichts der sittlichen Potenzen herbeizuführen. Die mittelbaren und unmittelbaren Wirkungen des Krieges, der, von welch idealem Aufschwung des Volkes auch begleitet, und wenn auch noch so glorreich beendet, doch niemals einen versittlichenden Einfluß auf das Volksleben auszuüben imstande ist — der ungeahnte Aufschwung der schwindelhaft sich überstürzenden Unternehmungen mit ihren Rückwirkungen auf die unmäßig in die Höhe geschraubten Lohnansprüche der arbeitenden Bevölkerung, welche ihrerseits wieder eine entsprechend beträchtliche Steigerung der Preise für alle Lebensbedürfnisse zuwege gebracht und trotzdem doch in den niedrigsten Kreisen der Bevölkerung bisher ungekannte Anforderungen an die Bequemlichkeit und an die Genüsse des Lebens wach gerufen und groß gezogen — die in Aufschwung gekommenen und zu einer fanatischen Anerkennung und Verbreitung gelangenden Ideen der alles umstürzenden und nivellierenden, alle Autorität der hergebrachten Ordnung und Gesetzlichkeit negierenden socialistischen Lehren — die auf die Jahre des Ueberflusses folgenden Jahre der Arbeits- und Geschäftslosigkeit mit ihrem schweren Rückschlage auf alle aus dem Geleise des Gesunden und Normalen getretenen Zustände — alle diese ganz ungewöhnlichen Faktoren mußten eine Lockerung der sittlichen Anschauungen hervorbringen, die ihren Ausdruck auch in einer Zunahme der Kriminalität gefunden haben. Nicht wenig auch

haben die Umänderungen der Strafgesetzgebung, die großen Umgestaltungen der Gewerbeordnung und anderer Verwaltungsgesetze eine Schwenkung in der Stabilität der hergebrachten sittlichen Gepflogenheiten zur Folge gehabt.

War die Zunahme der Zahlen der begangenen Verbrechen von den angedeuteten abnormen Faktoren zum größten Teil oder allein abhängig, so war zu erwarten, daß mit der Beseitigung jener — daß mit einer Wiederkehr normaler, fester Zustände auch jene Zahlen eine Verringerung erleiden würden. In der That zeigte sich in den allerletzten Jahren mit dem sich zum bessern gestaltenden Ausgleich der gesellschaftlichen und gewerblichen Zustände, daß die Periode der Zunahme der Kriminalität ihren Höhepunkt bereits überschritten, daß die Zahlen, die die Verbrechenserscheinungen ausdrücken, eine gewisse Gleichmäßigkeit und sogar eine Tendenz zur langsamen Herabminderung verraten. — Die auffallende Abnormität im sittlichen Leben des Volkes kann als eine solche angesehen werden, deren Ursache nicht in einer eingewurzelten moralischen Depravation, sondern in voraussichtlich vorübergehenden, in zeitlichen Bedingungen ruhenden Umständen zu suchen ist, so daß auch hier im weitesten Umfange zutrifft, was der Statistiker Hoffmann in tiefsinniger Weise sagt: „Die Geschichte,“ meint dieser, „hat seit Jahrtausenden die leidenschaftlichen Ankläger ihres Zeitalters beschämt. Dieselben Tage, worin nach ihrer Ueberzeugung das äußerste Maß des sittlichen Verderbens überfließend erfüllt war, wurden für ihre Enkel die gute alte Zeit, das verlorene Paradies, dessen sich ihre Zeit durch ihre Greuel und Verbrechen täglich unwürdiger machte. Bei solchen Erfahrungen mahnt die Bescheidenheit dringend, Täuschungen, welche seit mehr als vierzig Jahrhunderten die Welt beherrschten und verwirrten, auch im einundvierzigsten zu befürchten.“ Wie auf die Linie des physischen Lebens und der physischen Gesundheit eigenartige Seuchen und Krankheiten, die mit Zerstörung und Verderben unter den Völkern und Ländern wüten, hoch aufragende Zahlen der Sterblichkeit aufzeichnen, ohne die allgemeine Gesetzmäßigkeit der Absterbeordnung wesentlich zu beeinflussen oder gar abzuändern, so werden zu allen Zeiten und unter allen Völkern hin und wieder auch Abnormitäten der sittlichen Erscheinungsäußerungen zu Tage treten, ohne von einem bestimmenden Einfluß auf den moralischen Grundcharakter zu bleiben. — Die Zahlen, welche als Ausdruck der Kriminalität dienen, bezeichnen entweder die Summe der in einem Zeitabschnitte ermittelten strafbaren Handlungen oder die Summe der wegen einer angeschuldigten Gesetzwidrigkeit angeklagten, verhafteten oder verurteilten Personen. Will man, was allein als zulässig erkannt wird, aus dieser letzten Zahl, aus der Summe der ermittelten Verbrecher einen Rückschluß auf die Zu- oder Abnahme der Kriminalität machen, so ist in erster Reihe von Wichtigkeit zu erfahren, wie sich in derselben der Anteil der zum erstenmal bestraften, der erstmaligen Verbrecher, zu dem der wiederholt bestraften, zu dem der rückfälligen Verbrecher, verhält. Zeigt das Steigen der erstmalig Bestraften uns eine ev. auffallende Zunahme derselben an, daß die Scheu vor dem Gesetz und vor der von diesem angedrohten Strafe ihre Wirkung mehr oder weniger eingebüßt, daß die Neigung zum Begehen strafwürdiger Handlungen in immer weiteren Kreisen um sich greife, Unsittlichkeit und Verbrechen zunehmen — so zeigt die Konstanz oder die Steigerung der Zahl der rückfälligen Verbrecher anderseits an, daß das Verbrechertum im Staate konsolidiert, zu einer gewissen Macht geworden; daß es trotz wiederholt erlittener Strafe vom Wege des Verbrechens nicht abzubringen und eine unverkennbare Gefahr für die freie Gesellschaft bildet. Während die Zunahme der erstmaligen Verbrecher die berechtigte Hoffnung zuläßt, daß diese Zunahme eine vorübergehende, durch äußere sociale Verhältnisse bedingte und mit dem Eintritt günstigerer Umstände wieder abnehmen werde, so gewährt die Zunahme der Rückfälligkeit unter den Verbrechern die betrübende Ueberzeugung, daß ein Teil der Staatsangehörigen einen beharrlichen Kampf gegen Gesetz und Ordnung, gegen redlichen Besitz und Erwerb zu führen, entschlossen und gewillt ist. Die Zunahme der Zahl der rückfälligen Verbrecher ist eine Erscheinung, die nicht allein in Deutschland einen wahrhaft beunruhigenden Charakter angenommen, sie ist in mehr oder minder gleicher Ausdehnung auch bei den meisten der modernen Kulturvölker nachweisbar; sie ist ein internationales Uebel, das seit Jahrzehnten allmählich bis zu der derzeitig abnormen Höhe herangewachsen ist, und gegen welches gegenwärtig in allen Staaten auf verschiedene Weise und mit verschiedenem Erfolge anzukämpfen unter-

nommen wird. Man hört nicht selten die Behauptung aufstellen, daß nur die Milde der modernen Strafgesetzgebung und noch mehr die übertriebene Humanität der modernen Strafvollstreckung an dem abnormen Wachstum des Verbrechertums und der Rückfälligkeit schuld seien, daß nur die Wiedereinführung harter und schwerer Strafen die Rückkehr zu den Strafmethoden früherer und älterer Zeit allein imstande sein werde, dieser die Gesamtheit wie den einzelnen gleich bedrohlichen Gefahr einen Damm entgegenzusetzen. Abschreckung ist die Losung, von der alles erwartet werden soll und zu diesem „Terrorismus der Strafen gehört", wie es in einer in der neuesten Zeit viel erwähnten Schrift heißt, „die freie Verfügung über alle Mittel, welche den Gemütern der Menschen Furcht und Schrecken einzuflößen geeignet sind, ohne Rücksicht auf Leben und Gesundheit, Blut und Gliedmaßen der Missethäter; ohne Skrupel, ob und wie das Maß der verursachten Schmerzen, erregten Abscheus und Entsetzens auf den einzelnen, auf die Gesamtheit wirkt". ... „Der Strafgefangene soll rücksichtslos angespannt und erbarmungslos angetrieben werden im Scharwerk jeglicher Art, soweit das Mark seiner Knochen und die Sehnen seines Fleisches es ertragen. Und er soll dies als grausame Pein empfinden, Körper und Seele sollen darunter leiden, aufstöhnen und zusammenbrechen, und jedermann soll wissen, daß das die gerechte Ordnung dieser Welt sei ..." „Stehen nur erst wieder unsere Zuchthäuser ein paar Jahre unter dem Regime des Hungers und der Prügel, und es wird das heute gänzlich abhanden gekommene Gefühl, Strafe sei Schmach und Schande, auch wieder lebendig werden."

Mit Beil und Fallbeil, mit Hunger und Prügel denkt man die gesunkene Moralität wiederherzustellen, die Zahl der Verbrechen zu vermindern und das Verbrechertum zu besiegen. Und doch scheinen diese eifervollen Terroristen zu vergessen, daß gerade unter der Herrschaft dieses Schreckenssystems, das bis vor wenigen Jahrzehnten auch in Deutschland in üppigster Fülle noch geblüht hat, der Ruf nach einer Reform der Strafrechtspflege und des Strafvollzuges am lautesten und verbreitetsten war, weil jenes Regime der schrecklichsten Peinigungen und der grausamsten Strafschärfungen nicht zu verhindern vermochte, daß Verbrechen und Verbrechertum in ungekannter Weise stetig zugenommen, und daß die Zucht- und Strafhäuser, obschon Orte der unmenschlichen Verwahrlosung und der schnödesten Willkür dennoch immer mehr übervölkert und überfüllt waren. Jene Freunde der extremsten Abschreckungstheorie scheinen nicht daran denken zu wollen, daß in Staaten, in welchen auch heute noch unmenschliche Härte und grausame Zucht, Hunger und Prügel, Galgen und Verbannung die Grundlagen der Strafjustiz ausmachen, die immer zunehmenden Zahlen der Verbrechen und Verbrecher nichtsdestoweniger offen und geheim die Existenz des Staates und der Gesellschaft bedrohen und gefährden. Ist es angesichts dieser Erfahrungen und Thatsachen nicht geratener und auch weiser auf einem anderen Wege, mittels eines anderen Systems das Verbrechertum zu bekämpfen, seine Verbreitung und Ausdehnung vermindern zu wollen? So lange der Mensch mit Leidenschaften und Trieben heterogenster Art behaftet, von angeerbten und anerzogenen Anlagen und Eigenschaften beeinflußt, von besonderen Verhältnissen und Umständen in seinen Wünschen und Bestrebungen beherrscht sein wird — und so lange die staatliche Gemeinschaft sich aus Individuen dieser Gattung zusammensetzen wird, so lange wird auch bei der bestgegliederten Ordnung des Gesellschafts-Organismus eine gewisse Summe von Vergehen und Verbrechen sich als ein unvermeidliches Ergebnis herausstellen. Nur auf die Größe dieser Verbrechensmenge verbleibt der Staat vermöge seiner Veranstaltungen und Einrichtungen nicht ohne Einfluß, und sicherlich wird die Zahl der Verbrechen und der Verbrecher dort am niedrigsten sein, wo die größte Sorgsamkeit und Achtsamkeit darauf gewendet ist, die Entstehung des Verbrechens zu verhüten, die Ausbildung des verbrecherischen Sinnes soviel als möglich zu hintertreiben, die Bedingungen für die Ausbreitung des Verbrechertums möglichst zu vermindern und zu beseitigen. Die Verhütung von Verbrechen hat mindestens einen ebenso sicheren, wenn nicht einen noch wirksameren und nachhaltigeren Erfolg im Kampf gegen das Verbrechertum als die Bestrafung der Verbrecher.

Verschieden sind die Mittel und die Wege, die zur Erreichung dieses Zieles führen und beitragen. Im großen und ganzen sind es jedoch der Hauptsache nach nur drei Angriffspunkte, von denen aus auf genau bezeichneten Richtungslinien die angedeuteten Bestrebungen sich nach dem einheitlichen Zielpunkte hin fortzubewegen haben. Die Zu-

nahme des Verbrechertums kann dadurch verhütet werden, daß in netzartiger Verbreitung über den ganzen staatlichen Verband Einrichtungen und Anstalten vorhanden sind, welche ihr emsiges Augenmerk darauf richten, diejenigen heranwachsenden Elemente in der bürgerlichen Gemeinschaft, welche das Kontingent des Gewohnheits-Verbrechertums zu vermehren pflegen und zu vermehren geeignet sind, aus ihren bisherigen Verhältnissen in solche zu verbringen, in denen sie zu gesetz- und ordnungsliebenden Mitgliedern des Staates und der Gemeinde werden. Staatliche oder philantropische Einrichtungen müssen dafür sorgen, daß die große Anzahl der Kinder, welche von sittlich verkommenen Eltern zum Verbrechen, zum Müßiggange und zum Betteln böswillig herangezogen werden, daß die Kinder, welche frühzeitig verwaist, der schützenden Hand der Eltern entbehren und der Verwahrlosuug anheimzufallen drohen, daß die Kinder aus Familien, in welchen die Eltern selbst einen verbrecherischen Lebenswandel führen, daß alle diese zahlreichen Elemente, die für das Verbrecherleben eine verhängnisvolle Prädestination zu haben scheinen und aus denen sich das Verbrechertum immer neu rekrutiert, möglichst frühzeitig schon einem geordneten Erziehungssysteme übergeben und zu brauchbaren Menschen umgestaltet würden. — Das Verbrechertum soll ferner dadurch vermindert werden, daß der Verbrecher in streng ernster Weise gestraft werde, damit die Drohung der Strafen von dem Begehen gesetzwidriger Handlungen zurückhalte, daß der Vollzug der Strafe in allen seinen Einzelheiten dem Bestraften ein Uebel werde, das ihn von weiteren verbrecherischen Thaten abschrecke und gleichzeitig so geartet, daß der Bestrafte nicht allein von einer sittlichen Verschlechterung während der Gefangenschaft bewahrt bleibe, sondern durch Einwirkungen erziehentlicher und versittlichender Art zu einer Umkehr auf den Weg des Besseren geleitet werde. — Das Verbrechertum kann endlich noch vermindert werden dadurch, daß Vereinigungen edelgesinnter Menschen mit und auch ohne Unterstützung des Staates es sich zur Aufgabe machen, dem aus der Gefangenschaft Entlassenen und in die Freiheit Zurückkehrenden, nachdem er die auferlegte Strafe gebüßt und das Verbrechen gesühnt, diejenige Hilfe angedeihen zu lassen, welche ihm nötig wird, um in seinen gefaßten guten Grundsätzen ausharren und auf dem neu betretenen Pfade verbleiben zu können. Wer das Leben und das Schicksal der Gefangenen kennt, der weiß, wie der entlassene Sträfling gar häufig einen schweren Kampf in der Freiheit kämpft, um sich in redlicher Weise durch ehrliche angestrengte Arbeit zu erhalten, wie er von Mißtrauen und Härte verfolgt, nicht selten den schwersten Entbehrungen ausgesetzt, in Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit dem Verbrechen wieder in die Arme getrieben wird. Von allen Seiten verächtlich und übelwollend zurückgewiesen, schnöde und hartherzig zurückgestoßen, immer und überall mit demselben Uebelwollen und derselben Verachtung behandelt — was Wunder, wenn er sich schließlich von dem sogenannten guten und ehrlichen Teile der Gesellschaft abwendet, Bekannte aufsucht, die ihn mit opferbereiter Freundschaft, mit warmem Mitgefühl aufnehmen — was Wunder, wenn er ihr Bundesgenosse wird, dem Recht und dem Gesetz ewige Feindschaft und ewigen Haß schwört? Wie die freie Gesellschaft dem entlassenen Gefangenen jetzt sich feindselig und hartherzig gegenüber verhält, wie sie es ihm fast zur Unmöglichkeit macht, wieder in den Kreis der Redlichen und Guten einzutreten, ja, jeden Versuch eines solchen Strebens und jede Mithilfe zur Verwirklichung desselben von sich weist, kann es nicht ausbleiben, daß die Zahlen der Rückfälligen unter den Bestraften immer mehr anwachsen, daß das Verbrechertum in immer festerer und drohenderer Gestalt auftritt. Der einmal Bestrafte soll ein flecken- und tadelloses Leben führen, so verlangt es übereinstimmend die Gesellschaft und das Gesetz; schon jeder Zweifel an sein ehrliches Treiben macht ihn verdächtig und jedes noch so leichte Vergehen wird an ihm härter gestraft als an jedem anderen bisher noch nicht Bestraften. Aber wie soll der so Geächtete und Gemiedene es anfangen in dem großen Kampfe um das Dasein, in dem Ueberfluß an Angebot aller Arten von Arbeitskräften sich auf dem ehrlichen rechtlichen Wege zu erhalten, wie sein und der Seinen Leben durch redliches Thun fristen? Es ist eine große, heilige Aufgabe der Gesamtheit im Interesse der eignen Sicherheit ebensowohl, als im Sinne echter Menschen- und Nächstenliebe, in systematischer Weise helfend einzutreten, den einmal Gefallenen aufzurichten, den vom Wege des Gesetzes Abgewichenen nicht durch mitleidloses Zurückstoßen in den tiefen Abgrund des Verbrechens zu drängen.

In allen denjenigen Kulturländern, in welchen in der neueren Zeit eine Herabminderung der



Beim Schuster. Von Hugo Kaufmann.

Kriminalität ermöglicht worden ist, finden wir in der That die Mittel der Präventive, die Organisation der Unterbringung verwahrloster Kinder und die der Schutzvereine für entlassene Sträflinge, in einer Weise ausgebildet und in Anwendung, daß sie unsere Bewunderung und Nachahmung verdienen. In allen Staaten mit hoch erreichter Civilisationsstufe finden wir das Bestreben immer mehr zur Anerkennung und Geltung gelangen, neben einem gerechten, zweckmäßig und zeitgemäß eingerichteten Straffystem die möglichst reichhaltigsten und allseitigsten Maßnahmen für die Vorbeugung und Verhütung der Verbrechen zu ergreifen und auszubilden. Was mit diesem System zu erreichen und durch dasselbe erreicht worden ist, zeigen England und Belgien, zeigen auch einzelne Staaten Nordamerikas. Thun wir es diesen gleich! Dr. B . . .

Der Sänger des Ekkehard.

Von

Otto Sievers. [1])



Man hat Scheffel den Lieblingsdichter der Gegenwart genannt. Mag diese Behauptung angesichts der Thatsache, daß Geibel, Freytag, Bodenstedt, Ebers, Wolf u. a. sich einer gleichen oder ähnlichen Popularität zu erfreuen haben, immerhin etwas superlativisch erscheinen: ein Lieblingsdichter der Gegenwart ist Scheffel jedenfalls. Aber es sind kritische Stimmen laut geworden, welche mehr oder weniger verblümt die Behauptung aufstellten, daß Scheffel seinen Erfolg nicht sowohl dem inneren Werte seiner Schöpfungen als der wechselnden Laune der Mode zu verdanken habe. Auch Rudolf v. Gottschall, der freilich wiederholt versichert, daß er Scheffels Verdienste nicht herabsetzen wolle, gibt anderseits deutlich zu verstehen, daß er von diesen Verdiensten keine hohe Meinung hat. Allerdings nennt er in seiner Litteraturgeschichte des 19. Jahrhunderts den „Trompeter von Säkkingen“ eine durchaus volkstümliche Figur; auch rühmt er Scheffels Dichtungen erquickliche, waldquellartige Frische und originellen Humor nach. Doch werden die Verehrer des Dichters schon stutzig werden, wenn hinzugefügt wird, daß diese Eigenschaften ihn zu einer keineswegs mißliebigen Specialität unseres modernen Parnasses machen. Kurz vorher ist betont worden, daß Scheffel seine Stoffe dem Mittelalter entnehme; und das ist in Gottschalls Munde immer ein Tadel; denn nach seiner Auffassung sind wir der Denk- und Empfindungsweise des Mittelalters entfremdet, trotz aller Bestrebungen, dieselben gewaltsam der Gegenwart aufzudrängen. Scheffels Ekkehard wird im 4. Bande der Litteraturgeschichte mit den Abenteuern des Herzogs Christoph von Bayern von Franz Trautmann zusammengestellt, und dann heißt es weiter: „Wer sich für alte Waffen und Trachten, für Glauben und Sitte der guten alten Zeit interessiert, der wird diese poetische Bereicherung des germanischen Nationalmuseums nach Gebühr zu schätzen wissen.“ In demselben Sinne wird später gesagt: „Noch weniger als die oben genannten Autoren (Scheffel, Trautmann u. a.) verdienen die Repräsentanten der vielschreibenden Masse Berücksichtigung.“

So gern wir geneigt sind, den Auffassungen eines unserer geistvollsten und vielseitigsten Litterarästhetiker Gewicht beizulegen, so fest sind wir überzeugt, daß sein Urteil über Scheffel ungerechtfertigt und durch ein zu zähes Festhalten an einem blassen Princip, die Stoffwahl betreffend, mißleitet ist. Wir halten vielmehr Scheffel für einen Dichter von Gottes Gnaden; wir sind der Ansicht, daß einige seiner Werke sehr lange leben werden, daß einzelne seiner Lieder sogar den Stempel der Unsterblichkeit tragen. Wir haben es daher, obwohl wir uns wenig „für alte Waffen und Trachten interessieren,“ auch für die „gute alte Zeit“ keine schwächliche Vorliebe besitzen, für eine lohnende Aufgabe erachtet, seinem Leben und Dichten ein sorgfältigeres Studium zu widmen. Einige Früchte dieses Studiums bieten die folgenden Zeilen.

Joseph Victor Scheffel ist am 16. Februar 1826 als Sohn eines badischen Majors in Karlsruhe geboren; er erhielt seine Gymnasialbildung auf dem dortigen Lyceum und verließ im Jahre 1843 als ein Jüngling von 17 Jahren seine Vaterstadt, um zunächst auf der Universität München Jurisprudenz zu studieren.

Damit tritt nun das erste innere Erlebnis Scheffels ein, welches auf ein tieferes Interesse der Litteraturfreunde rechnen darf. Scheffel wählte nämlich in der Jurisprudenz ein Stu-

[1]) Die thatsächlichen Angaben dieses Artikels sind von Scheffel selbst kontrolliert worden, so daß derselbe schon darum ein besonderes Interesse für sich in Anspruch nehmen darf. D. Red.

dium, zu welchem er keinen Beruf hatte, und welches er auch nicht gewählt haben würde, wenn seine Wahl eine vollkommen freie, von Familienrücksichten und äußeren Verhältnissen unabhängige gewesen wäre. Er hatte ein schönes Talent zum Zeichnen in sich entdeckt und damit eine entschiedene Vorliebe für die bildende Kunst gewonnen; er hatte die Genüsse künstlerischen Schaffens schon gekostet, während er die Jurisprudenz nur erst vom Hörensagen kannte und nach allem, was er von ihr gehört hatte, gern auf eine nähere Bekanntschaft verzichtet hätte. Aber Familieneinflüsse und äußere Rücksichten drückten auf seine Entschließung.

„Und so ward er ein
Juriste," —

können wir mit dem Trompeter sagen —

„Kaufte sich ein großes
Tintfaß,
Kauft' sich eine Ledermappe
Und ein schweres Corpus Juris."

Ob wir auch den nächsten Vers des Trompeter citieren dürfen:

„Und saß eifrig in dem
Hörsaal,"

wir wissen es nicht; jedenfalls eroberte ihn die Rechtswissenschaft weder in München, noch später in Heidelberg und Berlin, obwohl Männer wie Puchta und Vangerow seine Lehrer waren.

Viktor von Scheffel.

Der einseitige Kultus dem fremden römischen Rechte gegenüber und die oft spitzfindige Auslegung desselben verletzte seinen schlichten Sinn und sein deutsches Gefühl, und oftmals mögen Empfindungen des Aergers und Verdrusses sein Herz beunruhigt haben, wie er solchen später im Trompeter Ausdruck gab mit den Worten:

„Sind verdammt wir immerdar, den
Großen Knochen zu benagen,
Den als Abfall ihres Mahles
Uns die Römer hingeworfen?
Soll nicht auch der deutschen Erde
Eig'nen Rechtes Blum' entsprossen
Waldesduftig, schlicht, kein üppig
Wuchernd Schlinggewächs des Südens?"

Der Zwiespalt zwischen innerem und äußerem Beruf klaffte nun immer tiefer und erfüllte Scheffel mit einer Bitterkeit, welche zwar in seiner Erstlingsschöpfung schon zum Humor abgeklärt erscheint, aber nichts destoweniger einen tief melancholischen Bodensatz zurückgelassen hat. Die einzige Partie des juristischen Studiums, welche ihn einigermaßen anzog, waren, was nach dem Vorhergehenden begreiflich ist, die deutschen Rechtsaltertümer, welche dann wiederum den Uebergang zu den vielseitigsten germanistischen Studien vermittelten. Um seinen künstlerischen Neigungen einigen Vorschub zu leisten, besuchte er in Berlin die kunsthistorischen Vorlesungen Waagens und Kuglers. Nachdem er dann seine juristischen Studien im Jahre 1847 zu Heidelberg beendigt und bald darauf das Doktor- und Staatsexamen bestanden hatte, fungierte er als badischer Rechtspraktikant und Dienstverweser [1]) in der durch ihn berühmt gewordenen Stadt Säckingen, später als Sekretär des badischen Hofgerichts in Bruchsal.

Hatte schon die juristische Wissenschaft Scheffel keine Freude bereitet, so fand der phantasievolle Jüngling begreiflicherweise in der juristischen Beamtenpraxis mit ihren unvermeidlichen Wiederholungen und ihren ebenso unvermeidlichen Wüsten des Mechanismus, zumal auf ihrer untersten Stufe, erst recht keine Befriedigung. So gedieh in ihm der Entschluß zur

[1]) Der veraltete technische Ausdruck „Dienstverweser" bezeichnet einen Praktikanten, der den Dienst eines Assessors zu versehen hat. Durch einen alten Druckfehler ist aus dem „Dienstverweser" ein „Dienstrevisor" geworden, der dann die Runde durch die Scheffel-Litteratur gemacht hat.



Reife, lieber alles aufs Spiel zu setzen, als noch länger die verhaßten Ketten geduldig zu tragen; er machte jetzt möglich, was ihm früher unmöglich gewesen war, und begab sich, nachdem er dem Wortlaute nach Urlaub, in Wahrheit aber seinen Abschied genommen hatte, zum Zweck malerischer Studien nach dem Lande der Kunst, Italien. Zum Zweck malerischer Studien — Scheffel hatte also seinen Schwerpunkt noch nicht erkannt; aber indem er nach Stoffen zur Bethätigung eines halben Talentes suchte, fand er ein ganzes Talent auf einem Gebiete, auf welchem er ein solches nicht vermutet hatte. Seine intellektuelle Entwickelung, könnte man sagen, erfolgte nach dem Gesetze vom Parallelogramm der Kräfte. Seine Familie drängte ihn zur Wissenschaft, sein eigner Herzenswunsch zur bildenden Kunst: so geriet er zwischen beiden — so zu sagen in der Richtung der Diagonale — auf die Poesie.

Davon hatte er aber noch keine klare Vorstellung, als er die Reise nach Italien antrat. Er nahm seinen Weg durch den Kanton Wallis, wo das Dorf Visp am Eingang in die Thäler des Monte Rosa seinen Bleistift herausforderte. In Italien selbst bot ihm namentlich das malerische Albanergebirge Anregung zu landschaftlichen Studien, und er hat Partieen desselben teils von Albano, teils von Montagnaccio, teils von Ariccia aus aufgenommen. Alle diese Zeichnungen, welche sich durch glückliche Behandlung der Perspektive, Plastik und saubere Ausführung auszeichnen, hat Scheffel später durch Lichtdruck vervielfältigen und für seine Freunde zu einer wertvollen Mappe vereinigen lassen.

Scheffel ging nach Rom. Hier stellte sich das entscheidende innere Erlebnis ein. Scheffel entdeckte, daß er nicht zum Maler, sondern zum Dichter geboren sei. Man kann sich denken, welche Revolution in seiner Seele vorging, als diese Ueberzeugung zuerst wie ein Blitz sein Traumleben durchleuchtete. Bemerkenswert aber ist es, daß, während die bildende Kunst ihn aus Deutschland vertrieben hatte, ihn die Kunst der Poesie, wenn auch zunächst nur im Geiste, wieder nach Deutschland zurückführte. Wohl sah sich der junge Dichter in Rom von einer üppigen Blüte südländischer Weiblichkeit umgeben, wohl riefen lockende Reize und lodernde Augen ihm zu: „Besinge mich!“, aber sein sehnender Geist flog heimatwärts, und ein schlankes deutsches Mädchen mit freundlichen blauen Augen trug den Sieg davon über alle die blendende Pracht der Töchter Italiens. Und ein frischer deutscher Jüngling mit blondem Lockenhaar und blühenden Wangen trug den Sieg davon über alle die glatten, schmiegsamen, höflichen Italiener. Und zwischen Pinien und Myrten drängten sich die Tannen des Schwarzwaldes ein, und zwischen die stolzen Trümmer des Forum Romanum eine alte deutsche freiherrliche Burg. Und lieblicher und lauter als der Klang der Mandoline und Guitarre tönte das Rauschen des Rheines und heller fröhlicher Trompetenschall. Und so das Herz von deutscher Empfindung und den Kopf von Schwarzwaldträumen voll, begab sich Scheffel nach der schönen Insel Capri, wo damals noch ein anderer Stolz des deutschen Parnasses, Paul Heyse, weilte, und schrieb seinen „Trompeter von Säckingen.“ Zwar hatte die Dichtung erst Jahre nötig, um das allgemeine Interesse auf sich zu ziehen, dann eroberte sie aber die Herzen des deutschen Volkes im Sturme und gewann eine fast beispiellose, durch 100 Auflagen gesicherte Popularität [1]).

Welches sind denn aber die Vorzüge, welche dem Trompeter einen so großartigen Erfolg verschafften?

Zunächst erscheint schon in diesem Erstlingswerke Scheffels Talent, anschaulich, lebenswahr und originell zu charakterisieren, in vorteilhaftem Lichte. Allerdings hat Scheffel, der lyrischen, jeder epischen Breite widerstrebenden Haltung der Dichtung entsprechend, seine Charaktere weniger entwickelt, als skizziert, aber diese Skizzen sind von einem freundlichen Zauber umflossen und schmeicheln sich so tief in unsere Phantasie hinein, daß wir sie wohl nie wieder loswerden; der kecke Trompeter wie die anmutige Margareta, der originelle Reiterobrist wie der würdige Pfarrherr, der selbstbewußte Freskomaler Fludribus wie der nicht minder selbstbewußte Kater Hiddigeigei. Dazu kommt eine Fülle trefflich ersonnener, ansprechender Situationsbilder und Erzählungen. Wir erinnern hier nur an Werners Bericht von seinen Erlebnissen auf der Universität Heidelberg, an die Feier des Fridolinustages, an das Konzert im Gartenpavillon, an Margaretas Trompetenstudien, namentlich aber an jene liebliche Scene zwischen Werner und Margareta, welche ihren Höhenpunkt in den Worten erreicht:

[1]) Uebersetzt ist der „Trompeter“ ins Holländische von Bouman, ins Englische von Francis Brünnow und ins Italienische von G. B. Fasanotto.

„Und sie flog in seine Arme,
Und sie hing an seinen Lippen,
Und es flammte drauf der erste
Schwere, süße Kuß der Liebe.“

Nicht geringen Reiz übt ferner die sinnige, an romantische Phantastik anstreifende, aber sich durchgängig in den Grenzen der Schönheit haltende Naturbeseelung; die burschikose, ungezwungene, nicht selten ein wenig ausgelassene Rhythmik und Sprachform, der leichtbeschwingte, gemütliche Humor, dem aber doch wie jedem echten Humor die melancholische Kehrseite nicht fehlt. Scheffel zeigt überhaupt schon in diesem Erstlingswerke, wie fremd ihm bei aller Gesundheit und Herzensheiterkeit ein einseitiger, oberflächlicher Optimismus ist. So heißt es im dritten Stücke nach der Beschreibung der Insel des heiligen Fridolinus:

„Wohl ein mancher von uns andern
Spätgebornen Menschenkindern
Träumt von einem stillen Eiland,
Wo sich glücklich ließe nisten,
Und das müde Herz sich labt an
Waldesruh' und Sonntagsfrieden,
Und ein mancher zieht sehnsüchtig
Auf die Fahrt — doch wenn sein Fuß sich
Am erträumten Lande wähnt,
Weicht es jäh vor ihm zurücke,
Wie im Süd das wundersame
Spiegelbild der Fee Morgana.“

Ja, Scheffel hat es sogar für angezeigt gehalten, unter die vielen freundlichen Gestalten seiner Dichtung einen Vertreter des Pessimismus, einen Apostel der Weltflucht und Naturzurückgezogenheit zu mischen: das ist der stille Mann in der Erdmannshöhle, der, vom Menschenleben angeekelt, in der schönen Natur Ersatz gesucht und gefunden hat. Es ist überhaupt ein bei Scheffel häufig wiederkehrender Gedanke, daß die Natur einen gar heilkräftigen Balsam für ein wundes Herz biete, und daß zumal der weltkranke Denker nichts Besseres thun könne, als dem kleinlichen Menschentreiben zu entfliehen und die vom Staube des Alltagslebens beengte Brust mit dem freien Odem der Natur wieder aufzuweiten.

Nach Vollendung des Trompeter kehrte der Dichter im Jahre 1853 nach Deutschland zurück und lebte in Heidelberg in einem heitern und anregenden Männerkreise, der nach des Dichters eignem Ausspruch den Mittwoch in den Donnerstag zu längern bei goldnem Rheinwein oft beflissen war. Es ist dies der durch Scheffel berühmt gewordene „Engere“, zu welchem u. a. der Pfarrer von Ziegelhausen, Schmetzer, der Publizist von Rochau und der berühmte Historiker Ludwig Häußer zählten. Es ist bekannt, daß Scheffels originelle Kneiplieder zunächst für den „Engeren“ verfaßt und den vom Pfarrer Schmetzer verbreiteten Liedermelodieen als Text untergelegt wurden.

Schmetzer hat insofern auch einen indirekten Einfluß auf die Entstehung einiger dieser Gedichte ausgeübt, als er es war, der im Dichter das Interesse für geologische Studien erweckte und dadurch Keime in seine Phantasie legte, aus welchen die naturwissenschaftlichen Lieder hervorblühten. Die Lieder vom alten Granit, der eruptiv wird, vom weltschmerzelnden Ichthyosaurus, der zu tief in die Kreide kommt und daran zu Grunde geht, vom verliebten Basalt und vom gefräßigen und faulen Megatherium würden vielleicht ohne diese Anregung nicht entstanden sein. Zu den Liedern „aus dem Engeren“ lieferte Scheffel später die Fortsetzung in den Liedern „aus dem Weiteren“, in welchem er seinen Freunden von seinen mancherlei Reisen poetisch Bericht erstattete. Anfang und Fortsetzung erschienen dann im Jahre 1867 unter dem Titel „Gaudeamus“.

Unter den Liedern „aus dem Engeren“ sind wohl die gelungensten: „Im schwarzen Walfisch zu Ascalon“, „Als die Römer frech geworden“ und das harmlos cynische Guanolied. Die naturwissenschaftlichen Lieder sind insofern anfechtbar, als sie einen fachmännisch gelehrten, dem Gebildeten nur halb verständlichen Humor enthalten. Die berühmten Rodenstein-Lieder zeichnen sich durch Originalität und Kraft aus; in einzelnen Strophen stürmt eine eiserne Gewalt des Rhythmus; sie setzen aber bei dem Sänger wie bei dem Zuhörer einen gewissen Zustand gehobenster Stimmung voraus; sie gehören zu den Liedern, von denen Scheffel in der Widmung des Gaudeamus zugibt, daß sie dem einen oder anderen „schier allzu durstig“ vorkommen könnten.

Unter den Liedern „aus dem Weiteren“ sind wohl die ansprechendsten: „Der Hut im Meere“, „Der Delphin“, „Graziella“; ferner die episch-lyrischen Stücke „Rippoldsau“, „Die Schweden in Rippoldsau“ und der „Festgruß zur Feier von Hebels hundertjährigem Geburtstag“ in allemannischer Mundart. Gedichte wie „Trifels“ dagegen leiden unter der Wucht des topographisch-historischen Details. Die Lieder aus dem Weiteren verraten fast sämtlich den bildenden Künstler, sie sind mehr gemalt als gesungen;

Scheffel selbst vergleicht sie den Blättern eines Skizzenbuches.

Wie die meisten Blüten der Gaudeamus-Lieder auf Heidelbergs Fluren gewachsen sind, so auch die Keimpflanze, welche sich zum „Ekkehard“ entfaltete. Scheffel studierte Pertz' Monumenta Germaniae und fühlte sich darin besonders angezogen von den sanktgallischen Klostergeschichten, die der Mönch Ratpert begonnen und Ekkehard IV. bis ans Ende des 10. Jahrhunderts fortgeführt hat. Wie der Dichter sagt, hob und baute es sich aus den naiven lateinischen Zeilen empor, wie Turm und Mauern des Gotteshauses St. Gallen. Der schlichte Bericht der Klosterchronik von Hadwigs und Ekkehards Virgilstudien, den Scheffel ein Stück Poesie nennt, so schön und echt, als sie irgend unter Menschen zu finden, forderte ihn gleichsam zum poetischen Wettkampfe heraus. Aber er war nicht gesonnen, das, was er in der Studierstube angefangen hatte, auch dort zu vollenden. Und so nahm er eines Morgens sein Schreibmaterial und zog zu jenen Fluren, welche einst der Herzogin Hadwig unterthan gewesen waren, zur „ehrwürdigen Bücherei des heiligen Gallus“ und zum Hohentwiel, auf dessen Abhang ihn ein Wirtshaus und daneben eine alte schattenspendende Linde zur Einkehr lud. Unter dieser Linde ist im Sommer 1854 der größte Teil des Ekkehard entstanden. Aber auch den luftigen Alpenhöhen des Säntis stattete der Dichter seinen Besuch ab, „wo das Waldkirchlein keck wie ein Adlerhorst herunterschaut auf die grünen Appenzeller Thäler“. Das sind die Stätten, welche der Ekkehard schildert; das sind die Stätten, an denen der Ekkehard entstanden ist; an denen die Schemen der Klosterchronik dem Dichter lebendig wurden; an denen er jenen kräftigen Berg- und Waldesodem schöpfte, der seine Dichtung so erfrischend durchweht; an denen sich der Bücherstaub der gelehrten Studien in Blütenstaub der Poesie verwandelte.

Fassen wir nun die Dichtung selbst ins Auge, so fesselt uns zunächst eine stattliche Reihe interessanter Charakterköpfe, welche nicht nur, wie im Trompeter, skizziert, sondern, dem größeren Umfang wie dem rein epischen Kolorit der Dichtung entsprechend, sorgfältig ausgeführt sind. Bei der Gestaltung der Hauptfigur ist Scheffel durchaus den Andeutungen der Quelle gefolgt. Diese sagt unter anderem: Männer wie Ekkehard existieren, wenn überhaupt noch, so doch sehr selten. Er war so schön, daß er den Blick eines jeden, der ihn anschaute, fesselte. Er war schlank, aber kräftig; sein Blick feurig. An Weisheit und Beredtsamkeit, namentlich aber an klugem Rat stand er keinem seiner Zeitgenossen nach. Ganz ähnlich sagt Scheffel von seinem Helden: „Er war von schöner Gestalt und fesselte jeden, der ihn schaute, durch sittige Anmut, dabei weise und beredt, und von klug verständigem Rat und ein scharfer Gelehrter.“

Hadwig, die Herzogin von Schwaben, nennt die Quelle eine sehr schöne, aber sehr strenge Frau, so daß sie weit und breit ein Gegenstand des Schreckens war. Trotzdem weiß die Quelle auch einzelne liebenswürdige und anmutige Züge von ihr zu berichten. Der Dichter hat diese letzteren sehr viel mehr herausgearbeitet und so einen Charakterkopf geschaffen, welcher gerade durch den Kontrast harter und weicher Linien einen eigentümlichen Reiz ausübt.

Von den Liebesbeziehungen, welche sich zwischen Ekkehard und Hadwig anspinnen, weiß die Quelle nichts, sie berichtet nur von der gemeinsamen Virgillektüre. Was diese Liebe selbst betrifft, wie sie bei Scheffel sich darstellt, so ist sie von seiten der Herzogin die des Weltkindes, von seiten Ekkehards die des echt deutschen Idealisten, der Leben und Lieben nur aus Büchern und Träumen kennt. Scheffel sagt von ihm sehr bezeichnend, in Dingen der Liebe habe er nicht rechnen und abzählen gelernt, wie in den Versmaßen des Virgilius. Ekkehard ist überhaupt, sobald er aus den Regionen der Ideen und der Pergamente ins wirkliche Leben hinabsteigen und unter anderen Menschenkindern sich bewegen soll, wie gelähmt, er hat dann die ganze blöde Unbeholfenheit und Schwerfälligkeit des Idealisten und des Gelehrten. Praxedis hat so unrecht nicht, wenn sie mit Rücksicht auf Ekkehard sagt: „Ich meine, das Wissen ist wie Honig, verschiedene können ihn holen, der Schmetterling summt um den Blumenkelch und findet ihn auch, doch so ein deutscher weiser Mann kommt mir vor wie ein Bär, der schwerfällig in den Bienenstock hineingreift und die Tatzen leckt“. Trotzdem ist Ekkehard hochpoetisch veranlagt: es hängt ihm nur an, daß er vorher aus den vier Wänden seiner Klosterzelle nicht herausgekommen ist und also so gut wie nichts erlebt hat. Auf dem Hohentwiel kommen die Erlebnisse: seine zu spät sich ihrer selbst bewußt werdende Liebe und die Hunnenschlacht. Sein ganzes Inneres wird

gewaltsam durcheinander geschüttelt. Die Welt stürmt so mächtig auf ihn ein, daß er wiederum die Einsamkeit aufsucht, aber nicht mehr das Kloster, sondern die freie Natur, deren Odem ihn gesund macht, und deren Anblick seine Seele so groß und erhaben stimmt, daß ihm nun die poetische Darstellung seines Liebesleides zu winzig vorkommen würde, und er zu dem anderen, großen Erlebnisse, der Hunnenschlacht, zurückgreift. Er denkt an Konrad von Alzey, der ihm einst von Walthari erzählt hatte, und der Entschluß ist gefaßt, das Lied vom Reckenkampf, das Waltharilied, zu singen. Daß Scheffel im Widerspruch mit der Geschichte den Sänger des Waltharliedes und den Lehrer der Hadwig zu einer Person verschmolzen hat, kann ihm nicht zum Vorwurf gereichen, da sich der Dichter nur in Bezug auf allgemein bekannte Persönlichkeiten und Thatsachen an die historische Ueberlieferung zu halten braucht.

Außer den beiden Hauptcharakteren mutet uns namentlich die Griechin Praxedis an, ein Bild frischer, unbefangener Grazie, leichtblütig und keck, aber nicht ohne tiefere Gemütsregung; ferner die lieben träumerischen Hirtenkinder Audifax und Hadumoth, welche ausziehen, einen Schatz zu heben.

Zu den interessanteren Figuren gehört auch die getaufte, aber heidnischen Gebräuchen ergebene Waldfrau, die wir kaum verdammen mögen, weil ihr zähes Festhalten am Glauben ihrer Väter von einer pietätvollen Gesinnung zeugt. Es hat etwas Ergreifendes, wenn sie an den eifernden Ekkehard die tief empfundenen Worte richtet: „Ihr habt die alten Götter vertrieben und in See gebannt; in der Fluten Tiefe liegt alles begraben, der Hort alter Zeit und die alten Götter, wir sehen sie nicht mehr und wissen nur noch die Plätze, wo unsere Väter sie verehrt, ehe der Franke kam und die Männer in den Kutten. Aber wenn der Wind die Wipfel des Eichbaums droben schüttelt, dann kommt's wie Stimmen durch die Lüfte, das ist ihr Klagen — und in gefeiten Nächten rauscht und braust es und der Wald leuchtet, Schlangen winden sich an den Stämmen empor, da jagt's über die Berge wie ein Zug verzweifelter Geister, die nach der alten Heimat schauen." Im unerquicklichen Gegensatze zu der religiösen Innerlichkeit der heidnischen Waldfrau steht die äußerliche Askese der unduldsamen, glaubensstolzen Klausnerin Wiborad, die in der Quelle eine „magistra praedurata" genannt wird, was Scheffel unübertrefflich „eine hartgeschmiedete Meisterin" übersetzt.

Die ergötzlichste Gestalt des Romans ist der Kämmerer Spazzo, eine Falstaffnatur, in welcher die Sinnengelüste bei etwaiger Kollision mit der Moral sich stets eines leichten Sieges rühmen dürfen. Unter den übrigen humoristischen Figuren stehen in erster Linie: der Wächter und Jäger Romeias, ein deutscher Bär, dessen zottiges Gewand aber doch für Amors Pfeile nicht ganz undurchdringlich ist, und der außer der Rauheit und Plumpheit eines Bären auch die Stärke und Tapferkeit desselben besitzt. Ferner der Leutpriester zu Radolfszelle Moengal mit seiner Jagdleidenschaft, seinem Küchenlatein, seinen kräftigen Flüchen und seiner Verachtung der Stubenweisheit. Er gehört wie Ekkehard zu den bei Scheffel ab und an auftretenden Geistlichen, welche aus der Klosterzelle den Weg zur Welt und zur Natur zurückfinden.

Außer der Mannigfaltigkeit origineller und durch ihre Naturwahrheit ansprechender Charaktere ist der Dichtung eine Fülle schöner Naturgemälde, ferner ein großer Reichtum an fesselnden Situationen nachzurühmen. Nach der humoristischen Seite ist namentlich „Herrn Spazzo, des Kämmerers, Gesandtschaft" auszuzeichnen, nach der ernsten: die Scene zwischen Ekkehard und Hadwig auf dem Hohenkrähen, der Herzogin Abschied von Ekkehard vor der Hunnenschlacht, namentlich aber die großartige, erschütternde, fast dramatisch bewegte Scene in der Burgkapelle, in welcher Ekkehards Liebe zu Hadwig einem tragischen Ausgang entgegengeführt wird.

Will man sich aufs Kritisieren legen, so mag man am Ekkehard den etwas ausgedehnten Gebrauch beanstanden, welchen der Dichter — wie übrigens auch im Trompeter — von der Episode macht. Allerdings ist der Epiker nicht nur berechtigt, sondern sogar gezwungen, die Episode anzuwenden — entweder um den breiten, behaglichen, ruhigen Ton zu erzeugen, welcher mit Recht als ein charakteristisches Merkmal der epischen Dichtungsart betrachtet wird — oder um die Eintönigkeit der geradeaus führenden Straße der Erzählung gleichsam durch liebliche Waldpfade, welche von der Hauptstraße ab- und immer wieder auf sie zurückführen, zu unterbrechen — oder um die Kulturbeziehungen der geschilderten Epoche wenigstens in ihre Hauptverzweigungen zu verfolgen und so die epische Totalität zu stande zu bringen — oder um jenem anderen

Gesetze der erzählenden Dichtart zu genügen, welches fordert, daß der Held nicht wie im Drama der souveräne Beherrscher unseres Interesses sei, sondern nur als der erste von vielen sich an unsere Sympathie wende. Nichtsdestoweniger wird der Dichter gut thun, sich in der Anwendung der Episode möglichst zu bescheiden, weil sonst die künstlerische Form gesprengt wird, sich unser Interesse zu sehr zersplittert, und uns die ewigen Hemmschuhe ungeduldig und verdrießlich machen. Nun ist aber nicht ganz in Abrede zu stellen, daß Scheffels Ekkehard wie der Trompeter eine gewisse Ueberfülle an Episoden aufweist — so anziehend und poetisch dieselben an und für sich sind. Solche Episoden sind im Ekkehard: die Abschweifungen von Audifax und Hadumoth, vom Alten in der Heidenhöhle, vom Hunnen Cappan und der langen Friderun, vom Klosterschüler Burkard, die Streitschrift Gunzos wider Ekkehard, das Waltharilied, die Geschichten vom Schmied Wieland und vom König Rother.

Es ist interessant zu beobachten, wie einzelne Motive und Charaktere des Trompeter im Ekkehard wiederkehren. Scheffel hat gewisse Lieblingstypen, die er in seinen Schöpfungen immer von neuem verwendet. Diese Eigenschaft teilt er mit den meisten Humoristen, wie auch der genialste deutsche Humorist, Jean Paul, von einer Truppe spricht, die er immer wieder auftreten lasse. Im Trompeter ist das treibende Motiv die Liebe zu einer gesellschaftlich Höherstehenden, ebenso im Ekkehard. In beiden Dichtungen entwickelt sich die aufkeimende Neigung in Unterrichtsstunden. In beiden zucken durch die Liebesidylle die Blitze weltgeschichtlicher Ereignisse: im Trompeter ist es der Bauernaufstand, im Ekkehard der Hunnenkrieg. In beiden findet sich die Schilderung eines Volksfestes, an welchem sich die Patronatsherrschaft beteiligt: im Trompeter ist es ein Fischzug, im Ekkehard die Hochzeit des Cappan. Der stille Mann ist in gewisser Beziehung der Vorläufer des Alten in der Heidenhöhle, die heidnische Ahnfrau die Vorläuferin der Waldfrau, der bücherfeindliche, natur- und menschenfreundliche Pfarrherr der Vorläufer Moengals.

Im übrigen ist die Poesie im Trompeter der Flug einer jubilierenden Lerche, die des Ekkehard nicht selten der Flug eines Adlers mit rauschendem Flügelschlage. Die Lektüre des Trompeter ist ein müheloser Spaziergang, die des Ekkehard bisweilen ein Bergansteigen, aber auch mit weiteren Rundblicken. Der Trompeter ist liebenswürdiger, der Ekkehard bedeutender.

In den nächsten Jahren nach der Vollendung des Ekkehard treffen wir den Dichter bald in Italien, bald im südlichen Frankreich, bald in München beim König Max, bald in Donaueschingen als Bibliothekar des Fürsten von Fürstenberg, bald auf der Wartburg beim Großherzog Karl Alexander. An poetischen Erzeugnissen vollendete Scheffel in dieser Zeit nur die Novelle „Hugideo“ und die Erzählung „Juniperus“, eine Kreuzfahrergeschichte aus der Zeit des Friedrich Barbarossa; aber eine neue größere Dichtung befand sich in Vorbereitung: „Frau Aventiure“. Als der Dichter im Jahre 1857 der Enthüllung des Goethe-Schiller-Denkmals in Weimar beigewohnt hatte und auf der Rückfahrt die Wartburg besuchte, da machte das berühmte Wandgemälde im Sängersaale, in welchem Moriz von Schwind den mythischen Sängerkrieg dargestellt hat, einen tiefen Eindruck auf ihn, und er dachte: „Hei, wer soviel erfahren dürfte und erführe, daß er mit den halbmythischen Schemen dieser mittelalterlichen Sänger, ihrem Leben, Fühlen und Dichten samt den starren und treibenden Kräften ihrer Epoche vertraut würde wie mit Goethes und Schillers klarer Zeit!“ Und langsam ehrwürdig, erzählt der Dichter, als hätte sie in einem Erdgeschoß des Landgrafenpalasts weltentrückt, wie Kaiser Rotbart im Kyffhäuser, die Jahrhunderte verschlafen, kam auf den Steinstufen unter der Sängerlaube Frau Aventiure emporgestiegen und sprach, dieweil Lächeln unsterblicher Jugend die Lippen umspielte: „Vertrau dich mir, ich führe dich zu jenen!“ Und was an Sagen und Geschichten die hehre Göttin dem Dichter in Stunden poetischen Schauens offenbarte, das hat er im Lauf der Jahre niedergeschrieben und unter dem Titel „Frau Aventiure“ veröffentlicht.

Es ist ein reiches Gemälde, welches die Dichtung entrollt. Natur- und Kulturbilder lösen einander ab in vielgestaltigem Wechsel. Dämmernder Waldesfrieden mit Nachtigallengesang und blauleuchtende Eiswände der Hochgebirgswelt — traubenschwere Rebengelände und blühende Triften, durchtönt vom Glockengeläute heimziehender Herden — wimpelbesäte Ströme und stürzende Bäche mit flinken Forellen — stolze Burgen mit wehendem Banner und Kauf-

herrnstädte mit Rathaus und Börse — Turnier und Buhurt mit Speergekrach und Schildgerassel, und Spiel und Tanz um die duftende Linde bei Flötenton und Geigenstrich — Ritter und Knappen, Mönche und Nonnen, Klausner und Pilger, Jäger und Fischer, fahrende Schüler und fahrende Fiedler, Minnesinger und Singerknaben, Wolfram von Eschenbach und Biterolf, Reinmar der Alte und Heinrich von Ofterdingen — sie alle schweben in buntem Zuge vor unserem Geiste vorüber und singen und sagen von Wein und Minne, von Kunst und Natur, von Männermut und Frauenadel.

Wenn Frau Aventiure trotz dieses Reichtums der Anschauung nicht annähernd den Beifall gefunden hat wie Scheffels frühere Schöpfungen, so erklärt sich das einmal daraus, daß bei der Umsetzung der germanistischen Gelehrsamkeit in deutsche Dichtung ein gelehrter Rest zurückgeblieben ist, welcher der Durchschnittsbildung das Verständnis erschwert, jeder Bildungsstufe aber einen Teil des ästhetischen Genusses verkümmert. Es erklärt sich ferner daraus, daß Scheffel in einer Zeit, in welcher die Grundstimmung seiner Seele nicht mehr die lyrische, sondern die epische war, zu den lyrischen Formen zurückgriff und so einen Widerspruch zwischen Inhalt und Form erzeugte, welcher in Gedichten wie „Die Ausreise“, „Der Rennstieg“, „Exodus cantorum“, „Bericht vom Meerdrachen“ fühlbar wird. Trotzdem wird jeder, den Fülle der Anschauung erfreut, namentlich auch derjenige, welcher für treue Lokalfarben Sinn und für kunstvolle und originelle Reime Gehör besitzt, auch in dieser Dichtung einen lauteren Quell echten Kunstgenusses finden. Gedichte wie „Der Papegân“, „Dörpertanzweise“, „Irregang“, „Wider Heinrich von Ofterdingen“ üben auf jedes für Poesie empfängliche Gemüt einen unwiderstehlichen Reiz aus.

Die Zeit, in welcher die Lieder der Frau Aventiure ihre endgültige Form erhielten, auch diejenige, welche der Vollendung dieses Werkes folgte, war für den Dichter keine glückliche. Seine Gesundheit begann zu wanken, so daß er in der Kuranstalt Brestenberg am Hallwyler See Zuflucht suchte; eine Ehe, welche er geschlossen hatte, brachte ihm nicht das erhoffte Glück; seine treue Mutter, der er stets die dankbarste Verehrung gewidmet hatte, und der er um so näher stehen mußte, da auch ihre Seele poetisch gestimmt war, starb. Seitdem gab er sein Wanderleben ein für allemal auf und wohnte in seiner Geburtsstadt Karlsruhe bei seinem alten Vater, dessen Wunsch es hauptsächlich war, der den wanderlustigen Singvogel seßhaft machte. Auch gegenwärtig lebt Scheffel wenigstens den Winter über in Karlsruhe, während er den Sommer in seinem Landhause am Bodensee, der sogenannten Seehalde bei Radolfzell, zuzubringen pflegt. Seitdem Scheffel sich dauernd in Karlsruhe niedergelassen, hat er an umfassenderen selbstständigen Dichtungen nur noch die „Bergpsalmen“ im Jahre 1870 veröffentlicht.

Die Bergpsalmen sind in andächtige Stimmung getauchte Schilderungen der Alpenwelt. Dieselben werden einem Regensburger Bischof des zehnten Jahrhunderts in den Mund gelegt, welcher sich „aus Kaiserfehde und Fürstenstreit“ in die weltverlassene Hochgebirgspracht zurückgezogen hat, um zu gesunden. Scheffel kommt also auch in dieser seiner Dichtung auf jenes Thema zurück, welches wie ein Leitmotiv durch alle seine Werke tönt: Bist du mit der Welt zerfallen, so suche Schutz und Genesung in den Armen der alltröstenden Mutter Natur. Man mag an dieser Schöpfung des Dichters ausstellen, daß der hymnenartige Charakter nicht scharf genug ausgeprägt ist; daß die Beziehung auf das Ewige, Unerforschliche sich zu sehr im Hintergrunde hält, dagegen die malerischen, beschreibenden Elemente sich in einer Weise geltend machen, daß der Flug der Gedanken, der Schwung der Begeisterung dadurch hin und wieder gehemmt wird; man mag ferner ausstellen, daß Gott der Herr nicht erhaben genug gefaßt ist, sondern zu sehr einer altgermanischen Gottheit ähnlich sieht: niemand wird leugnen wollen, daß die Wunder der Hochgebirgswelt genial erfaßt und in einer dem Inhalte entsprechenden Form geschildert sind.

Seit der Veröffentlichung der Bergpsalmen hat Scheffel, um von Einzelgedichten zu schweigen, nur noch den sinnigen poetischen Text zu Maraks landschaftlichen Stimmungsbildern, die „Waldeinsamkeit“, geschrieben. Gönnen wir ihm die Ruhe auf seinen wohlverdienten Lorbeern. Es verlautet, daß er gegenwärtig wieder mit umfassenderen Arbeiten beschäftigt sei. Sollten dieselben zur Vollendung gedeihen, so würden wir gewiß eine neue Gabe des gefeierten Mannes mit warmem Danke entgegennehmen; sollten sie Fragment bleiben, nun so können wir uns wahrlich an dem genügen lassen, was

Scheffel uns gegeben hat. Viele Dichter reden bis an ihr Lebensende, aber ihre Werke verstummen: mag auch Scheffel verstummen, seine Werke hören nicht auf zu reden. So haben offenbar alle diejenigen gedacht, welche den 50. Geburtstag des Dichters, den 16. Februar 1876, zu einem Festtage gestalteten, einem Festtage, welchem durch Ehren und Auszeichnungen jeder Gattung, durch Geschenke und Glückwünsche aus allen deutschen Gauen, durch die persönliche Beteiligung von Scheffels Landesherrn, namentlich auch durch ein Telegramm des größten deutschen Mannes, des Fürsten Bismarck, ein fast einziger Glanz verliehen wurde.

Es ist bekannt, daß Scheffel bei dieser Gelegenheit vom Großherzoge von Baden in den erblichen Adelstand erhoben wurde, und daß ihm von seiten bramarbasierender Gesinnungskämpen in beleidigender Weise daraus ein Vorwurf gemacht ist, daß er diese Standeserhöhung annahm. Wie Scheffel über solche Auszeichnungen dachte, das zeigt außer anderem die vielcitierte Stelle des Trompeter, welche lautet: „Wen die Kunst geadelt, dem ist solcher Schmuck unnützes Beiwerk.“ Trotzdem ist es für jeden Menschen von gesunder Empfindung und vorurteilslosem Blick vollkommen selbstverständlich, daß Scheffel ein Geschenk, welches ihm ein edler, hochherziger, ihm persönlich befreundeter Monarch in der Absicht darbot, ihm eine ganz besondere Freude zu machen, unter keinen Umständen zurückweisen konnte. Jenes schmähsüchtige Mundheldentum scheint ganz vergessen zu haben, daß — um von Goethe gar nicht zu reden — auch ein Mann wie Schiller, an dessen Gesinnungstüchtigkeit nie ein besonnener Mensch gezweifelt hat, diese Auszeichnung annahm.

Scheffel hat überhaupt das sonderbare Schicksal gehabt, daß ihm Schritte verübelt wurden, welche jeder andere ungestraft thun durfte, und daß Neid und Scheelsucht vornehmlich bestrebt gewesen sind, ihn in den Augen der Nation als einen Hofpoeten mit byzantinischen Gesinnungen hinzustellen. Der Leser erinnert sich wohl noch, daß, als der Großherzog von Baden im Jahre 1878 sein eignes Jubiläum feierte, Scheffel in einem Festgedichte die Worte gebrauchte: „Familienglück in jedem Haus — So war sein fürstlich Ideal.“ Er erkannte also nur das rühmenswerte Streben eines allgemein geschätzten und beliebten Fürsten an, und äußerte über die Erfolge dieses Strebens nicht einmal ein Urteil. Trotzdem erschien in einem vielgelesenen Blatt ein Gedicht von einem als Proletarier auftretenden Manne, in welchem unser Dichter mit unverblümten Worten der Lüge geziehen wurde, und die Redaktion, die das Gedicht gar nicht hätte aufnehmen sollen, beging noch dazu den Fehler, der in demselben enthaltenen abfälligen Kritik über Scheffels Verhalten in einem wesentlichen Punkte beizustimmen. Ich begnüge mich damit, diese Thatsache in die Erinnerung des Lesers zurückzurufen, und verzichte auf jeden weiteren Kommentar, da ein solcher bei einem Manne, der seinen bescheidenen Stolz darein setzt, als freier Mann auf freier Scholle zu leben, vollkommen überflüssig sein würde. Glücklicherweise haben Verdächtigungen der erwähnten Art im deutschen Volke keinen Boden gefunden. Dieses ehrt an Scheffel nach wie vor nicht nur die geniale Begabung, sondern auch das edle Herz, im besondern aber den ausgesprochenen deutschen Zug in seinem gesamten Denken und Dichten.

Ja, Scheffel ist ein echter Sohn des deutschen Vaterlandes. Aus deutscher Vergangenheit holt er seine Stoffe, deutsch sind seine Männer, deutsch seine Frauen, deutsch ist er selbst mit seiner Schlichtheit und Wahrhaftigkeit, seinem gutmütigen, gewinnenden Humor, seiner Innerlichkeit und Weltzurückgezogenheit, seinem innig empfindenden Herzen und seinem tiefen Verständnis für das Leben der Natur. Ja auch seine Sehnsucht nach Italien und seine burschikosen Sympathieen sind echt germanische Züge. Wie es einem Deutschen wohl ansteht, hat er sich als Jüngling im Märchenland der blauen Blume, im Zauberreich der Romantik umgethan. Da hat er Flußgötter und Nixen, Zwerge und Waldgeister leibhaftig erschaut, da hat er die Sprache der Vögel und Bäume verstehen gelernt, da hat er erlauscht, was Deutschlands Muse, hingestreckt auf blumengepolstertem Pfühl in der Laube von Jelängerjelieber im Traume gesprochen. Und als die hehre Göttin, aufgescheucht vom wüsten Lärm trunkener Afterromantik, Deutschland den Rücken kehrte und mit dem Sänger des Buches der Lieder nach Frankreich entwich, da hat er sie nicht aus den Augen verloren. Und als das Herz jenes Flüchtlings in Staub zerfiel, da ist sie unserm Dichter wieder nach Deutschland gefolgt, und sie hat ihn geführt von Berg zu Berg, von Burg zu Burg, von der Wartburg zum Hohen-

twiel, vom Schwarzwald zu den Alpen, wo er „das Geheimnis erlauschte, das auf luftiger Berghöhe waltet und des Menschen Herz weitet und dehnt und himmelan hebt im freien Schwung der Gedanken.“ Und wenn er hinabstieg zu Städten und Dörfern, und der Menschen Getrieb ein Lächeln auf seine Lippe rief, da hat sie mit ihm gelacht; und wenn er der Predigt zerfallener Burgen, die von den Bergen, den Kanzeln der Natur, herab erscholl, wehmütig lauschte und traurig den Strom der Vergänglichkeit an sich vorüberrauschen hörte, da hat sie ihm die Thränen getrocknet. Und dann ist sie wieder mit ihm durch Klüfte und Schlüfte gefahren und hat ihn gelehrt, den Hort versunkener Sagen zu heben und die ungemünzten Goldbarren altgermanischen Sprachschatzes kunstvoll zu prägen.

So hat deutscher Sinn sein ganzes Wesen erfüllt, und voll berechtigten Selbstgefühles darf er die Hand aufs Herz legen und Heines stolzes Wort auf sich anwenden:

„Ich bin ein deutscher Dichter,
Bekannt im deutschen Land;
Nennt man die besten Namen,
Wird auch der meine genannt.“



Seehalde
bei Radolfzell am Bodensee.



Die Roßtrappe (S. 262).

Der Harz.

Von

Hermann Vogt.

Als nördlichstes Glied des mitteldeutschen Berglandes ragt das Harzgebirge, im Mittelalter Hart, Bergwald, von den alten Römern Harticus Mons genannt, zwischen Leine und Saale in mächtiger Lagerung über die weite niedersächsische Ebene empor und erscheint namentlich dem von Norden kommenden Wanderer als eine Bergwand von imposanten Verhältnissen, obgleich der höchste Gipfel, der Brocken, sich nur 1140 Meter über dem Meeresspiegel erhebt und also keinen Vergleich mit anderen himmelanstrebenden Bergriesen eingehen kann. Der Harz bildet im geographischen Sinne die Grenze, welche die niederdeutschen Stämme unseres Vaterlandes von den hochdeutschen Brüdern trennt, so daß auch eine dialektische



Kaiserworth in Goslar (S. 251).

Am Marktkirchhof in Goslar (S. 254).

jahrelang der neugepredigten Lehre des Christentums gegenüber den Kultus der alten heidnischen Götterschar fortzusetzen.

Unter den sächsischen Kaisern, welche Schlösser erbauten und den Betrieb des Bergbaues begannen, war der Harz das vorzugsweise beliebte Jagdrevier der hohen Herren und nach dem Verfall der Kaiserherrlichkeit erstarkte im Anschluß an den mächtigen Hansabund die Kraft und Macht einzelner Städte, der zunehmende Handel schuf Verkehrswege und die Trümmer mancher Burg wissen zu erzählen von den Raubzügen der Ritter und dem erfolgreichen Widerstande der gewappneten Bürger. Ein Netz von Sagen, Märchen und Erzählungen webt sich um fast alle Punkte und Gegenden des Harzes in weit ausgedehnterem Maße, als dies in anderen Gebirgslanden der Fall ist. Diese mythischen Gebilde sind dabei so ganz unmittelbar aus dem Wesen der Volksanschauung hervorgegangen, daß sie, allerdings in manchen Varianten und Neuerungen, sich größtenteils bis in die jetzige Zeit erhalten haben und wahrscheinlich wohl nie ganz untergehen werden. Dieser märchenhafte Hauch, welcher über dem Harze sich lagert, den namentlich der Niederdeutsche mit den herrlichen Naturschönheiten desselben ohne weiteres in seinen Gedanken verbindet, und die eigenartige Schönheit des Gebirges, welches in der Abwechselung vom Sanften, Lieblichen mit dem Wildromantischen, dem störrig stolzen und doch so weich gutmütigen Charakter der Niedersachsen wiederspiegelt, haben in ihrer Verbindung stets eine mächtige Anziehungskraft auf die Bewohner der Ebene ausgeübt.

Mit der stetigen und raschen Entwickelung der Verkehrswege in den letzten Dezennien ist auch der

Sprachscheidung unverkennbar zu Tage tritt, zugleich ist er der Schauplatz althistorischer Tradition. Thüringer und Sachsen haben oft genug sich die fruchtbaren Landschaften am Fuße des Waldes und die wildreichen Jagdgründe des Hochgebirges streitig gemacht; auf die unzugänglichen Spitzen, in die wilden Schluchten und zerrissenen Felsspalten, in den undurchdringlichen Urwald des letzteren flüchteten sich die Ueberbleibsel der von dem Siegeszuge Kaiser Caroli Magni unterworfenen Sachsen, um noch

Harz dem modernen Reisepublikum von Jahr zu Jahr zugänglicher, ich möchte sagen, mundgerechter geworden. Zahlreiche Eisenbahnlinien vermitteln den Zuzug aus allen Richtungen der Windrose, die Reisehandbücher machen bestimmt formulierte Vorschläge für die nach Ausgangspunkt, Richtung und Dauer verschiedenartigster Ausflüge, große Hotels mit dem unvermeidlichen „Komfort der Neuzeit“ erheben sich an allen Aussichtspunkten, und an Sonn- und Festtagen pflegen Extrazüge aus den benachbarten

Städten solche Menschenmengen an einzelne besonders bevorzugte Punkte zu befördern, daß man sich auf die Promenade einer Residenz versetzt wähnt, und von Naturgenuß wenig mehr die Rede sein kann.

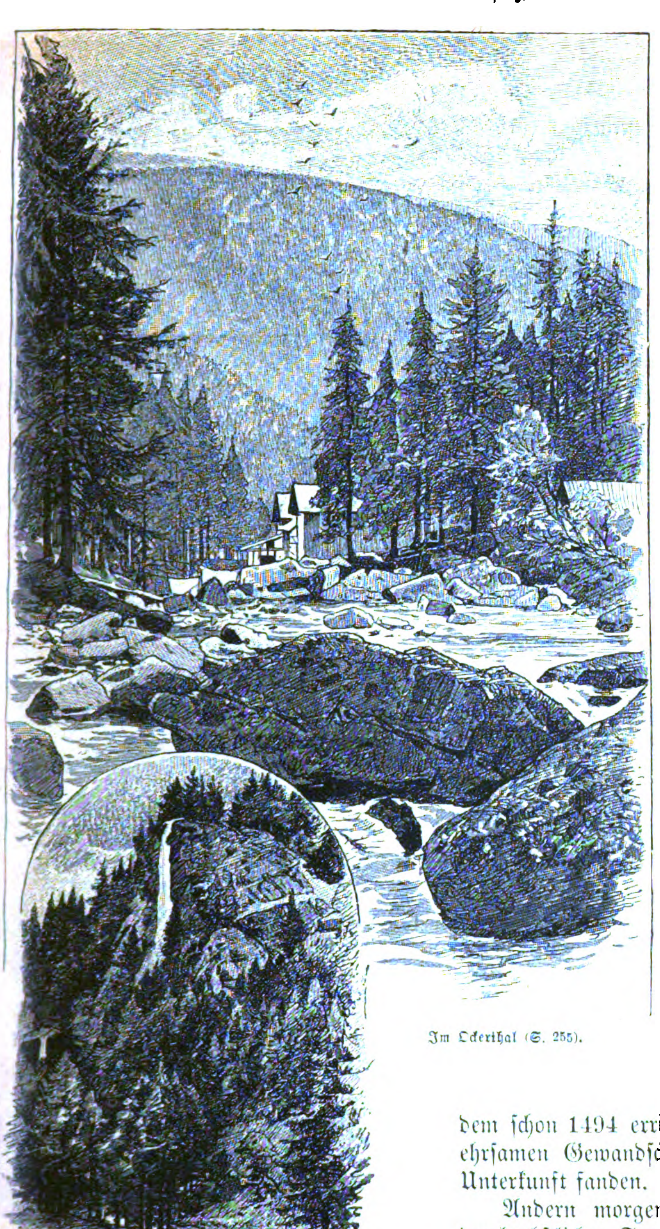
Unser Künstler hat eine Reihe von stimmungsvollen und charakteristischen Bildern geschaffen, die insgesamt so vollständig dem jetzigen Harze entlehnt sind, daß es unmöglich scheint, bei ihrer Betrachtung vergangener Tage anders als in der Erinnerung zu gedenken; anderseits widerstrebt es mir, diese der Natur abgelauschten Blätter mit dem Schwarme heutiger Touristen zu bevölkern, und so will ich den Versuch wagen, an der Hand eines vor mehr als dreißig Jahren aufgezeichneten Tagebuches den freundlichen Leser durch einzelne alte Städte und Ortschaften, wie zu manchen Naturschönheiten zu geleiten.



Am Judenteich in Goslar (S. 254).

Das Kaiserhaus in Goslar (S. 254).

Damals gab es weder „Meyer“ noch „Pröhle“, und wie die Reisebücher sonst heißen mögen, ja selbst die Beschaffung einer Specialkarte mit den für eine Fußwanderung wünschenswerten Eintragungen begegnete Schwierigkeiten. Aber auch ohne diese wurden die notwendigen Vorbereitungen getroffen, der Reiseplan festgestellt, und frohen Herzens dampften die beiden siebzehnjährigen Freunde dem unbekannten Ziele entgegen. Zwar waren die baren Mittel wie die zur Verfügung stehende Ferienzeit knapp genug bemessen, und von den heute als unentbehrlich betrachteten Reiseutensilien führten wir außer der einfachen Herbstkleidung lediglich etwas Wäsche in der über die Schulter gehängten Tasche mit, aber es war der erste selbständige und freiheitliche Ausflug, und dieses Entrinnen



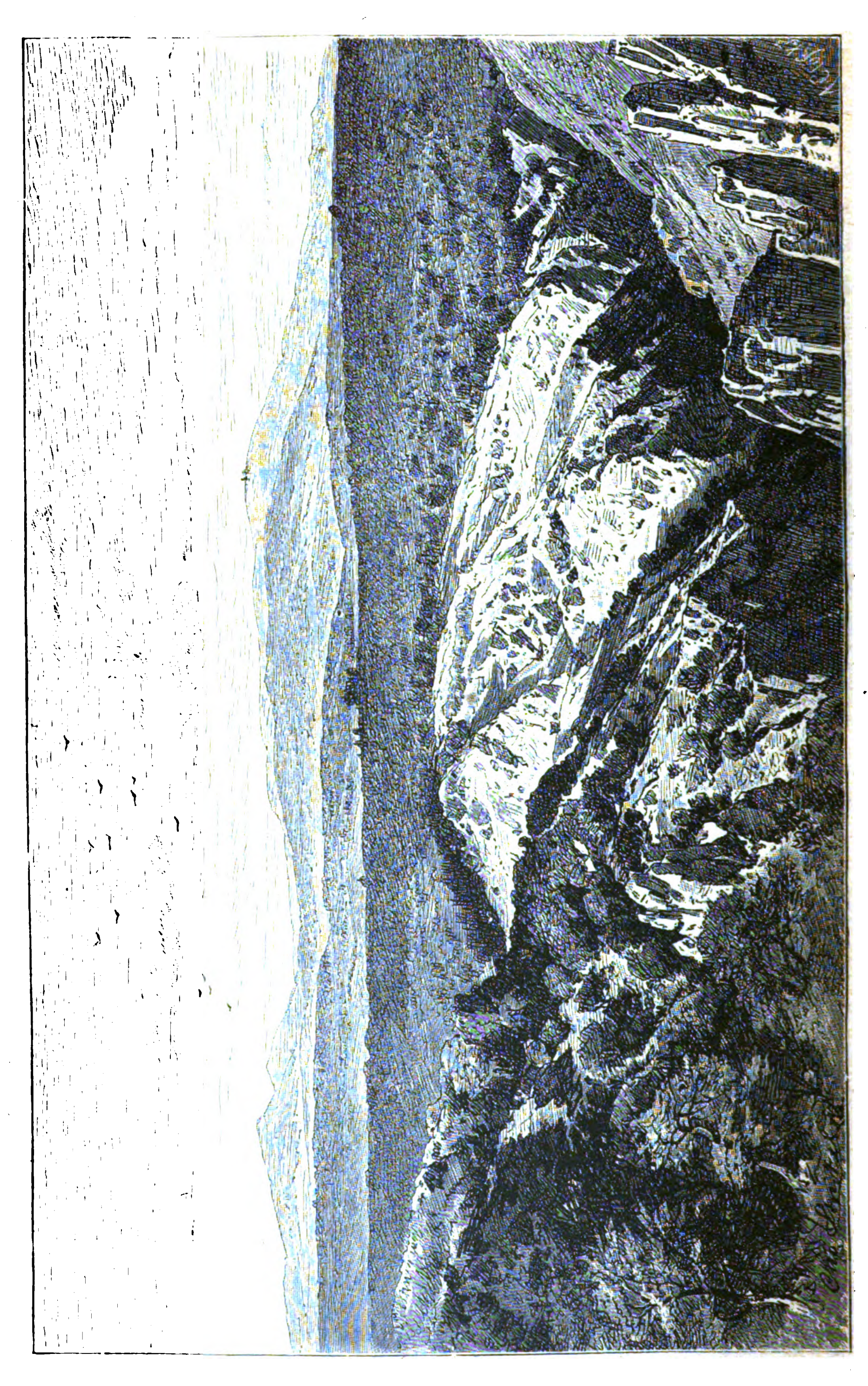
Im Ockerthal (S. 255).

Wasserfall bei Romkerhall (S. 256).

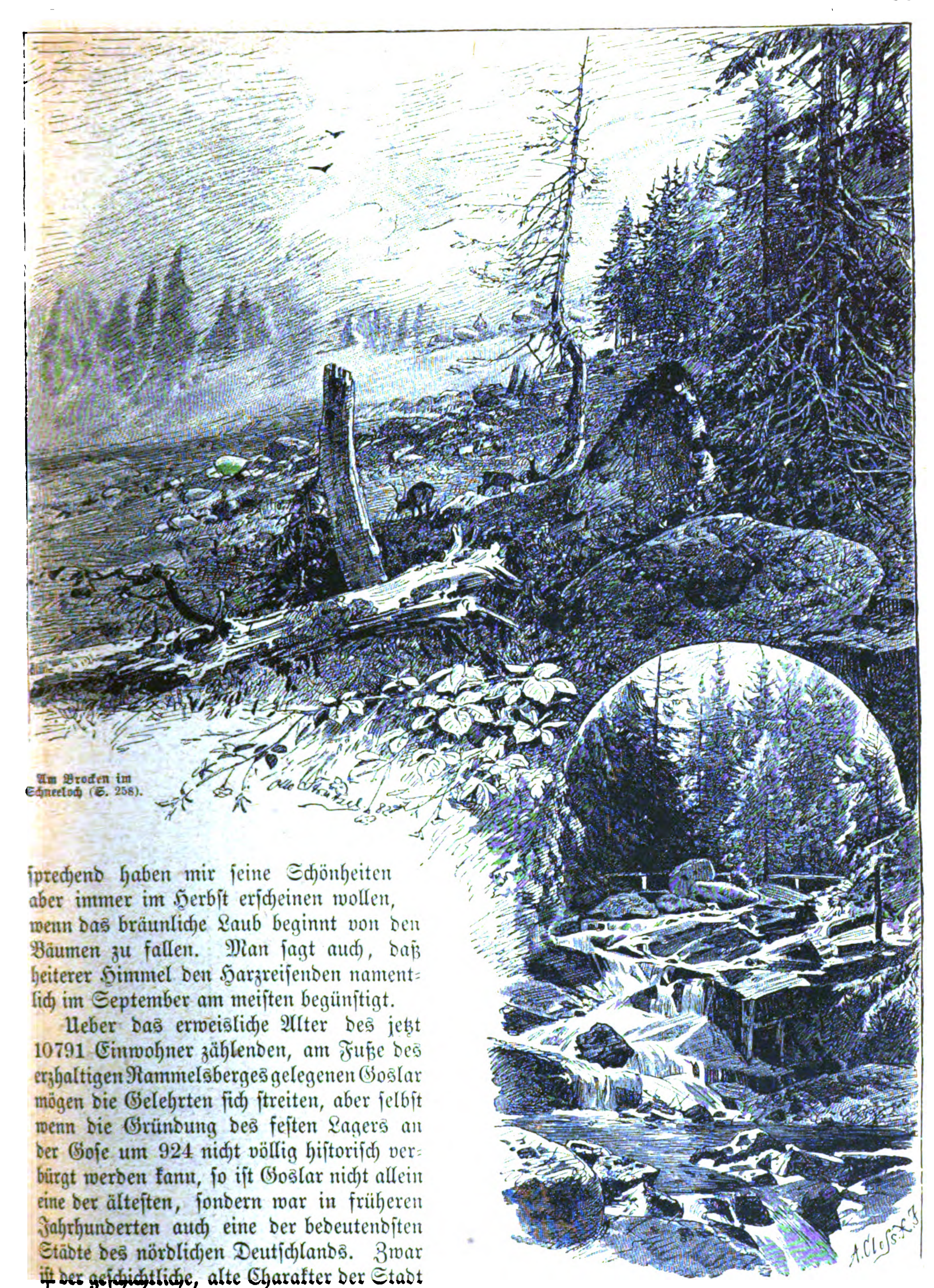
aus dem Staube und der drückenden Luft der größeren Stadt, wie dem eintönigen Kreislauf von Studium und Erwerbsthätigkeit ließ uns des Augenblick's doppelt genießen, als das brausende Dampfroß nun die gewohnte Umgebung der Stadt hinter sich ließ und uns in neue, unbekannte Gegenden entführte.

In Vienenburg waren wir gezwungen, den Eisenbahnzug zu verlassen und in eine jener mächtig breiten und hohen Postkutschen, dem Hauptverkehrsmittel damaliger Zeit, überzusiedeln. Zum Unterschiede von der allgemein bekannten gelben Farbe der preußischen Wagen war unser hannoverscher Rumpelkasten grün gestrichen, und die Postillone trugen wie die übrigen Postbediensteten im Anklange an frühere staatliche Verbindung mit Großbritannien rote Uniform. Im übrigen mag trotz äußerer Verschiedenheit ein hannoverscher Postwagen ebenso bequem oder unbequem gewesen sein, wie ein preußischer, jedenfalls brachten uns im vorliegenden Falle „Schwager“ und „Kondukteur“ bis zum Spätabende glücklich nach Goslar, der alten Kaiserstadt, wo wir im Gasthaus zur Kaiserworth (S. 249), dem schon 1494 errichteten alten Innungshause der ehrsamen Gewandschneiderzunft, schlecht und recht Unterkunft fanden.

Andern morgens früh weckte der helle Strahl der herbstlichen Sonne die müden Schläfer zu neuem Tagewerke. Zwar ist die Bereisung des Harzes zu jeder Zeit mit eignem und wechselndem Genuß verbunden, mögen Brocken und andere hohe Punkte noch die winterlich rauhe Seite hervorkehren, mag der Wald sich mit dem frischen, saftigen Grün der Pfingstzeit schmücken, oder dichtbelaubt dem Wanderer im Hochsommer wohlthuenden, kühlenden Schatten spenden; am wirkungsvollsten und der kräftigen Mannesnatur am meisten ent-



Aussicht vom Hexentanzplatz auf das Brockengebirge (S. 258).



Am Brocken im Schneeloch (S. 258).

sprechend haben mir seine Schönheiten aber immer im Herbst erscheinen wollen, wenn das bräunliche Laub beginnt von den Bäumen zu fallen. Man sagt auch, daß heiterer Himmel den Harzreisenden namentlich im September am meisten begünstigt.

Ueber das erweisliche Alter des jetzt 10791 Einwohner zählenden, am Fuße des erzhaltigen Rammelsberges gelegenen Goslar mögen die Gelehrten sich streiten, aber selbst wenn die Gründung des festen Lagers an der Gose um 924 nicht völlig historisch verbürgt werden kann, so ist Goslar nicht allein eine der ältesten, sondern war in früheren Jahrhunderten auch eine der bedeutendsten Städte des nördlichen Deutschlands. Zwar ist der geschichtliche, alte Charakter der Stadt durch mehrfache Feuersbrünste sehr verwischt worden, und sie hat keineswegs mehr so

Steinerne Rinne (S. 259).

reiche Schätze und Denkmäler mittelalterlicher Kunst aufzuweisen, als man annehmen sollte. Immerhin besitzt die Stadt aber noch manche schöne Privathäuser aus dem 16. Jahrhundert, der Blütezeit der Holzarchitektur, und neben anderen wichtigen und hervorragenden Baudenkmälern, wie namentlich dem Rathause, in dem durch Kaiser Heinrich III. bereits um die Mitte des 11. Jahrhunderts erbauten Kaiserhause (S. 250), den einzig in seiner Art dastehenden, ältesten deutschen Profanbau. Der von den Chronisten „Clarissimum regni domicilium“ genannte Palast hat nachweislich elf aufeinander folgenden Kaisern als Wohnsitz gedient und manche Einzelheiten ihres Lebenslaufs knüpfen sich an seine Mauern. Aber der Zahn der Zeit war auch an diesem einstigen Bollwerk kaiserlicher Macht und Herrlichkeit nicht spurlos vorüber gegangen. Brände hatten einen Teil zerstört, Anbauten das Ganze entstellt, so daß seine geschichtliche und künstlerische Bedeutung für die Allgemeinheit fast vergessen schien und in der entwürdigenden Benutzung als Kornmagazin wenigstens äußerlich untergegangen war. Das hat sich seitdem geändert. König Georg V. hat noch kurz vor dem Niederbruche seiner Souveränität das Gebäude von der Stadt gekauft und mit der Wiederherstellung begonnen. Die preußische Regierung setzte das begonnene Werk fort und 1875 hat zum erstenmal seit dem 1186 tagenden Reichstage ein deutscher Kaiser dem jetzt aus drei Gebäuden (dem künstlerisch verzierten Saalbau, einer Verlängerung desselben und der Hauskapelle) bestehenden Kaiserhause einen Besuch abgestattet.

Der Ilsenstein (S. 258).

Vor 30 Jahren noch war Goslar lediglich eine alte, weitab von der großen Verkehrsstraße gelegene, und deshalb wenig gekannte und noch weniger beachtete Stadt. Man wandte im allgemeinen der Erhaltung nationaler Denkmäler gar keine oder doch nur sehr geringe Aufmerksamkeit zu, und auch die auf die spätere Entwickelung der Stadt von wesentlichem Einfluß gewordene Heilanstalt des „Kräuterdoktors“ Lampe war damals noch nicht gegründet. Ein kurzer Blick auf manche interessante Erinnerungen in dem 1136 erbauten Rathause, eine Umschau in Bezug auf den allgemeinen Charakter der Stadt, mit ihren schmalen, winkeligen und hügeligen Gassen, in deren Mitte rasch fließendes Wasser in tiefen Rinnen dahinrieselt und auf denen statt der hellgrünen preußischen Jäger zu jener Zeit die kleidsame dunkle Tracht des hannoverschen 1. leichten Bataillons vorherrschte; am Judenteiche (S. 250) mit seinem schwarzen Wasser vorbei; ein Rundgang auf der Wallpromenade, wo die Ueberbleibsel mächtiger Türme und Mauern Zeugnis ablegen von der Bedeutung, welche Goslar zur Zeit der Hansa auch als feste Stadt erlangt hatte: damit sind die Sehenswürdigkeiten erschöpft. Allein es gilt noch, in die Tiefe des 629 Meter hoch ansteigenden baumlosen Rammelsberges einzufahren. Die Sage erzählt, daß das Pferd des Jägers Ramm 968 zu Zeiten Kaiser Otto I.





Schloß Wernigerode (S. 259).

Der Lindenberg in Wernigerode.

durch Scharren mit dem Hufe eine Silberstufe zu Tage gefördert habe, und diesem glücklichen Umstande verdankt das Bergwerk seine Entstehung und der Berg seinen Namen. Von dem Gipfel des Rammelsberges bietet sich ein prächtiger Weitblick auf Goslar und die umgebende reiche landschaftliche Scenerie. Die Einfahrt geschieht am Fuße des Bergs, nahe vor der Stadt, wo wir, angethan mit Grubenkittel und Kappe, in den Serenissimusschacht abwechselnd horizontal und auf senkrechten Leitern steil bergab tief in das Innere der Erde stiegen. Dort sind etwa 400 Bergleute beschäftigt, die kostbaren Erze, Blei, Kupfer, Vitriol, Zink, Alaun und meinen Notizen zufolge an edlen Metallen als Jahresertrag etwa 5 Pfund Gold und 2000 Pfund Silber an das Tageslicht zu fördern.

Dumpf schallt in der dicken heißen Luft dem Fremdling das „Glückauf" des Bergmannes entgegen, der bei kargem Lohne hier mühsam des Lebens Notdurft erwirbt, der aber trotz der schweren Arbeit, wie der Harzbewohner überhaupt, fröhlich und unbesorgt, genügsam, kräftig und aufgeweckt erscheint. — Auf staubiger, ziemlich uninteressanter Chaussee traten wir noch vormittags unsere Wanderung nach dem Oertchen Ocker an, um dann von hier aus, im romantischen Ockerthale (S. 251) weiter aufwärts zu wandern.

Es war ein herrlicher Herbstnachmittag. Tiefe Ruhe lag über der ganzen Natur ausgebreitet, kein Lüftchen regte sich, nur der Schlag der Drossel oder das Picken des Spechtes unterbrach mit den Schritten der beiden Wanderer die feierliche Stille. Weit vor springen die mächtigen Klippen und mit dem Arm die einsame Tanne auf ihrem Grate umschlingend, blickt man hinab, wo in der Tiefe der Bergstrom sein Wasser schäumend und

sprudelnd über das Felsgerölle dahinjagt. Viele dieser hochaufragenden Felsblöcke haben bestimmte Namen, so die Studentenklippe, die Käſtenklippe und andere; leider mußten wir es uns versagen, dieses Mal die Ahrendsbergerklippe und Romkerhall (S. 251) aufzusuchen,



An der Ilse (S. 258).

da wir bei einer bestimmten, auf der Karte verzeichneten Brücke über die Ocker das Thal zu verlassen gedachten, um uns geradeswegs bergan dem Brocken zuzuwenden, und das gastliche Brockenhaus noch heute zu erreichen.

Im majestätischen Walde zogen wir dann auf ausgefahrenem, schmalspurigem Wege fürbaß, den Weisungen unserer Karte folgend, ohne im mehr als dreistündigen Marsche einem Menschen zu begegnen, bis wir beim Heraustreten aus den Bäumen vor uns statt des erhofften Berggipfels ein schmuckes Städtchen er-

blickten, das uns der eben in den Bahnhof einfahrende Eisenbahnzug als Harzburg erkennen ließ. Verirrt! Unsere Uhren wiesen auf 5 Uhr nachmittags und die Herbstsonne nahte sich schon bedenklich ihrem Untergange. Dennoch wurde im rasch abgehaltenen Kriegsrat mit jugendlicher Thatkraft beschlossen, die Schönheiten von Harzburg und Umgegend thatsächlich links liegen zu



Eingang zur Baumannshöhle (S. 260).

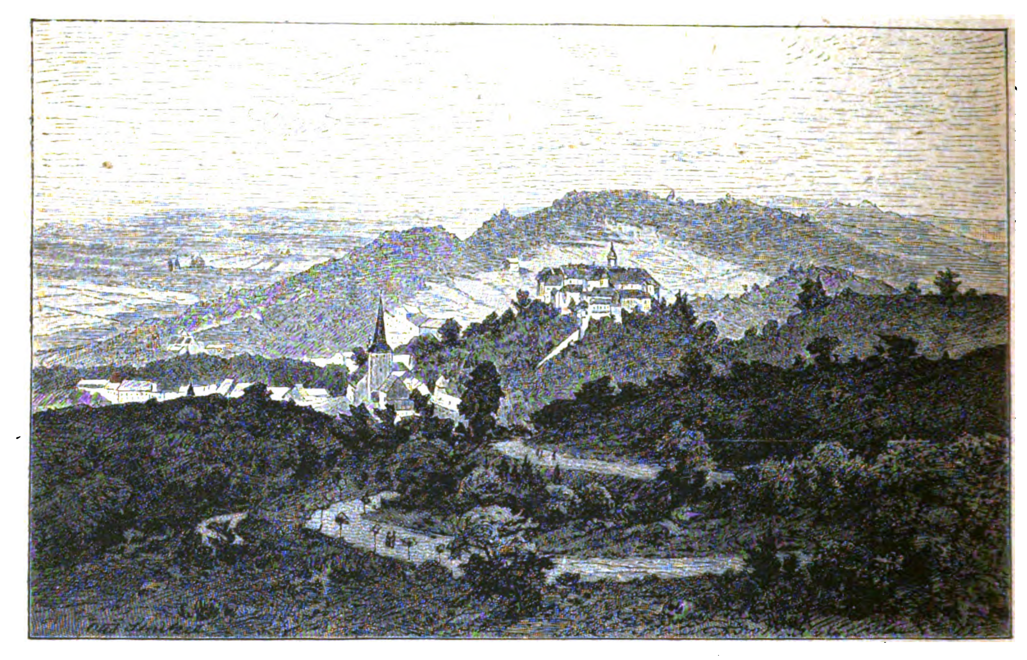


Der Wilhelmsblick bei Treseburg.

lassen und noch am selben Abend die Höhe des Brocken zu ersteigen. Doch erlaubten wir uns, gewitzigt durch die Erfahrungen des Nachmittags, jetzt den Luxus eines Führers. So setzten wir denn unseren Willen durch, wenn wir auch an den Schönheiten des Weges in der abendlichen Dämmerung manches, vielleicht das meiste einbüßten. Am braunschweigischen Molkenhaus vorbei überschritten wir die Dreiherrnbrücke, so genannt, weil dreier Herren Länder, Preußen, Hannover und Braunschweig, dort zusammenstießen. Tief unten schäumt die Ecker als tosender Wildbach und in dem Thale derselben ging es weiter, am stolbergischen Molkenhaus, am Scharfenstein und den Hermannsklippen vorüber bis zur höchstgelegenen Köhlerhütte.

Mit der inzwischen hereingebrochenen völligen Dunkelheit war es auch recht herbstlich kalt geworden und mit Dank kamen wir der Aufforderung des gastfreien Köhlers nach, auf einfacher Holzpritsche uns eine Zeitlang am

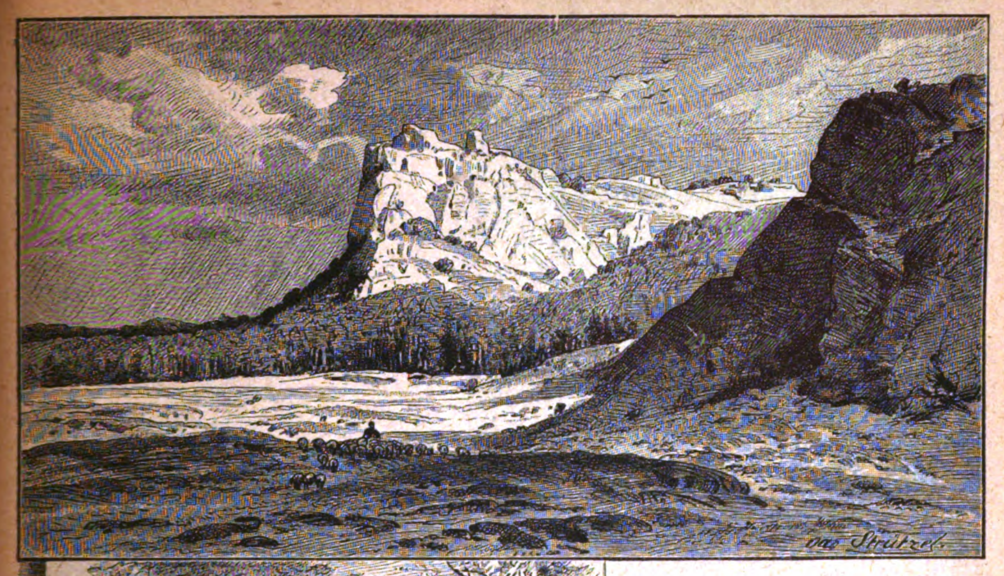
helllodernden Feuer auszuruhen und zu erwärmen. Dann steckte der Führer eine käuflich erstandene junge Tanne in Brand, legte sie über seine Schulter und mit dieser Riesenfackel den Weg beleuchtend, strebten wir weiter unserem Ziele entgegen. Schon erblickten wir das Brockenhaus in der Entfernung von wenig hundert Schritten, als der Baum erlosch und wir nun gezwungen waren, in der umgebenden tiefen Finsternis über die mit Felsblöcken aller Größen und Formen besäte Halde (S. 253) uns den Weg zu suchen, da der Führer, um „in die Richte zu gehen", den gebahnten Steig verlassen hatte. Ein Haufe wütiger Dachshunde stürmte auf uns ein und wenn deren Gebell uns auch die Gewißheit von der Nähe des erstrebten Zieles gab, so vermehrten die kleinen bissigen Köter doch die Schwierigkeiten des Anstiegs nicht unerheblich,



Aussicht vom Ziegenkopf auf Blankenburg (S. 260).

denn es erschien doppelt nötig, die Kleider vor ihren scharfen Zähnen zu schützen, weil sie eben den einzigen Besitz bildeten.

Feucht und dumpf waren Bett und Stube, in der wir erwachten, feucht, kalt und dumpf die ganze Atmosphäre. Der Brocken hatte sich wie so oft, und den glaubwürdigsten Vorhersagen zum Trotz, in sein dichtes Nebelgewand gehüllt. Doch war der gestrenge Herr gnädig genug, noch im Laufe des Vormittags einen Augenblick die verhüllende Kappe zu lüften, siegreich brach die Herbstsonne hervor und vor dem Weitermarsche ward uns noch der Anblick der mancherlei grotesken Steingebilde auf der Höhe des Berges und die, man möchte sagen, endlose Rundschau beschieden über das Gebirge hinweg bis weit, weit in die Ebene hinein (S. 252). Später marschierten wir auf gut gebahnter Straße im Thale der Ilse (S. 256) abwärts, welche zu verschiedenen Malen in schäumenden Fällen die Abstürze hinunterschießt, wandten uns dann aber rechts, um zum Ilsenstein (S. 254) emporzuklettern. Schroff erhebt sich auf der Spitze des Berges ein hoher und steiler Granitblock. Hierher rettete sich Prinzessin Ilse, als die vom Brocken daherstürmenden Wasser den Berg spalteten und ihres königlichen Vaters Schloß in den Abgrund versenkten. Jetzt steht ein vom Grafen Anton von Stolberg-Wernigerode zum Andenken an seine während der Freiheitskriege gefallenen Kame-



Der Regenstein (S. 260).

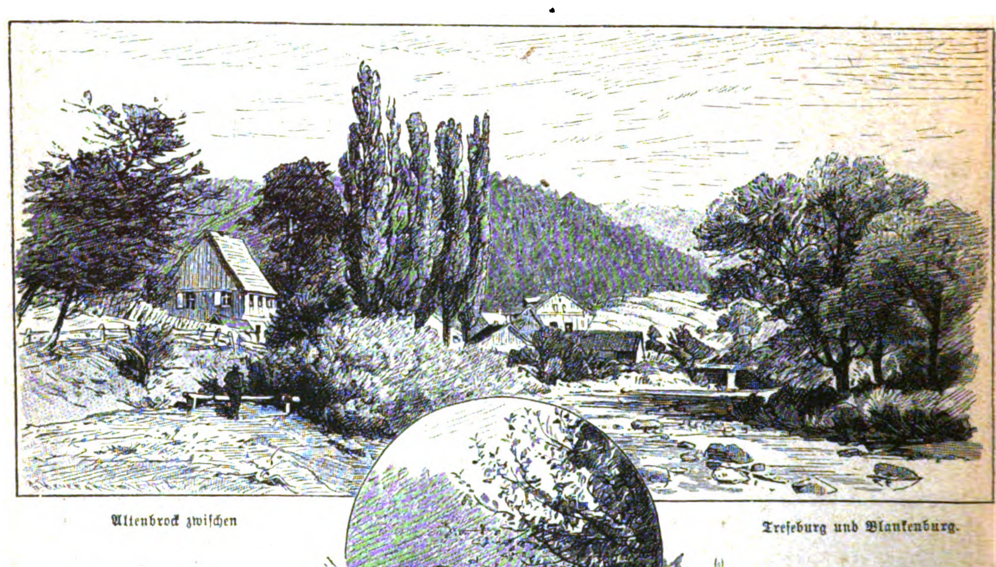
Eingang zum Regenstein (S. 260).

raden errichtetes gußeisernes Kreuz auf der äußersten Spitze, von wo man im schwindelfreien Auslug eine entzückende Aussicht, namentlich auf das Fabrikstädtchen Ilsenburg mit Schloß und alter Abtei genießt. Im stolbergschen Jagdhause „zur Plessenburg“ stärkte die freundliche Frau Försterin während der kurzen Mittagsruhe die jugendlichen Wanderer in einfacher Weise, aber reinlich und gerne dargeboten, mit einer Schale saurer Milch und einer Schnitte selbstgebackenen kräftigen Brotes. Dann eilten wir weiter, blickten von dem einfachen Holzstege, welcher oberhalb der steinernen Rinne (S. 253) die Holzemme überspannt, staunend hinab in das Zischen, Kochen und Sprudeln des Gebirgsbaches, um dann weiter unten, auf den hervorragenden Blöcken bis in die Mitte des Flußbettes vortretend, das tosende und zerstäubende Naß auf sich zueilen zu sehen.

Wernigerode war als Nachtquartier ausersehen und wurde noch so frühzeitig erreicht, um das Aeußere des alten, mächtigen Erbschlosses (S. 255) des Grafen gleichen Namens, welches seitdem ausgebaut und verschönert ist, mit dem ausgedehnten Tiergarten und seinem zahlreichen Wildstande, wie das interessante Rathaus in Augenschein zu nehmen.

Ein dichter Nebel verhinderte am folgenden Morgen jede Umsicht, wir schritten aber in der

Hoffnung, daß es später besser werden würde, rüstig vorwärts, das Mühlenthal mit seinen Mühlen und Marmorbrüchen entlang dem braunschweigischen Hüttenorte Rübeland zu. Es galt den Besuch der beiden Tropfsteinhöhlen, der schon länger bekannten Baumannshöhle (S. 257) und der erst seit 1788 zugängig gemachten Bielshöhle, so genannt nach dem Gott oder Götzen Biel, dem



Altenbrock zwischen Treseburg und Blankenburg.

In Treseburg an der Bode.

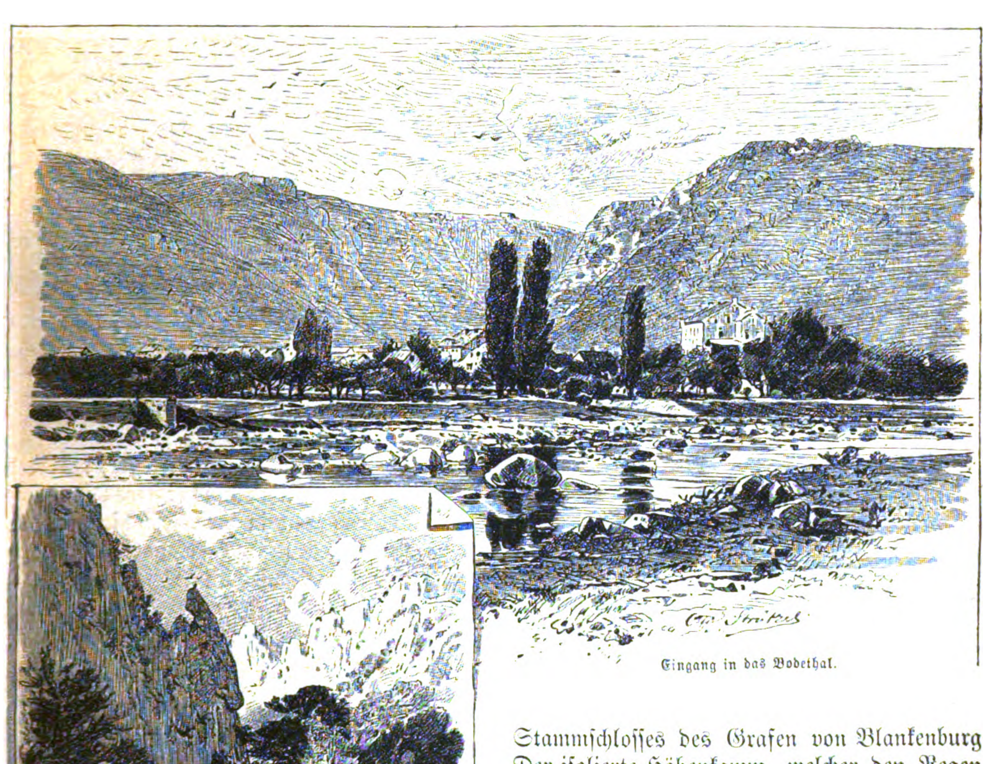
in ihren mit schwärzlichem Marmor bekleideten hallenartigen Räumen ein Altar errichtet gewesen sein soll. Die letztere ist die kleinere aber interessantere, weil das noch fortwährend herniedertropfende Kalkwasser Stalaktiten von vielfältigerer Form hervorgebracht hat, wenn es auch eines bedeutenden Aufwands von Phantasie bedarf, um die „betende Nonne", „den Menschen mit den Eisbären", die „Orgelpfeifen" u. dgl. in den mancherlei Tropfsteingebilden zu erkennen.

Inzwischen hatte sich der Nebel zu einem strömenden Regen verwandelt und der Ziegenkopf, ein viel bewunderter Aussichtspunkt mit Gasthof hielt keineswegs das im Harz gebräuchliche Wort:

Was mir der Brocken hat verwehrt,
Ist mir am Ziegenkopf beschert.

Man konnte buchstäblich nicht die Hand vor Augen sehen und erst am andern Abend wurde uns der schöne Blick auf Blankenburg (S. 258), das dahinter liegende Gebirge und linker Hand auf die Ebene zu teil. Bis dahin mußten wir in letzterer Stadt die Betten hüten, denn Kleider und Stiefeln wollten trotz Backofen und aller sonst etwa angewandten Mittel nicht trocknen. Eine Abwechselung, wenn auch keine angenehme, in der Langweile dieser unfreiwilligen Gefangenschaft bot uns die Ablohnung der Führer. Wir

hatten auf Bitten des ersten, der sich nicht mehr „ganz auskannte," von Wernigerode aus einen zweiten Freund mitgenommen, welcher seinerseits im ganzen Gebirge vortrefflich Bescheid wissen sollte, und büßten das jugendliche Vertrauen nun mit einer unsere knappen Börsen sehr empfindlich treffenden Prellerei, obgleich wir geglaubt hatten, durch genauen Accord vor solchem

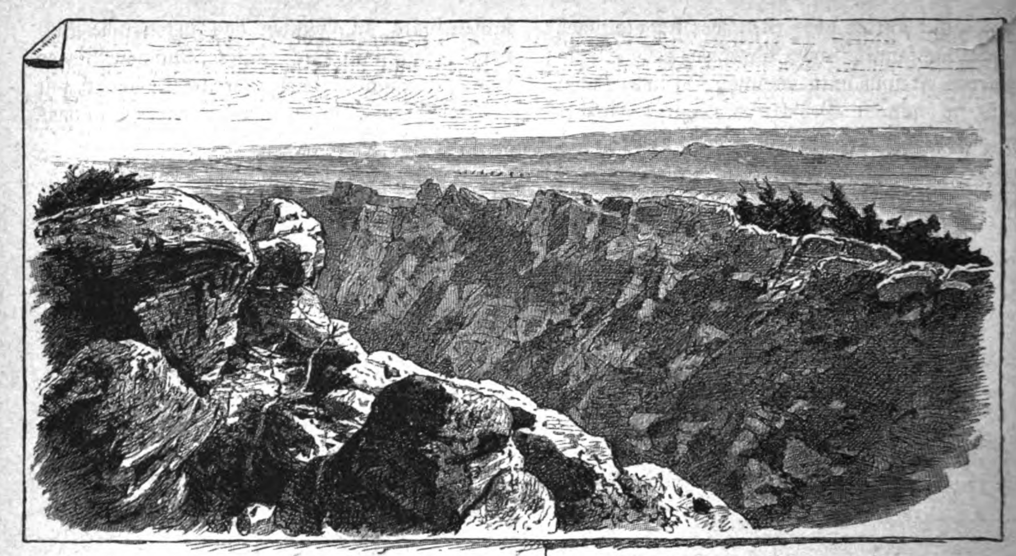


Eingang in das Bodethal.

Die Teufelsbrücke im Bodethal.

„Reinfall" gesichert zu sein. — Von Blankenburg aus wurde dann zunächst die Besichtigung des Regenstein oder Reinstein (S. 259) unternommen, der ausgedehnten und merkwürdigen, weil teilweise in den Stein gehauenen Ruine des Stammschlosses des Grafen von Blankenburg. Der isolierte Höhenkamm, welcher den Regenstein trägt, hat auch noch einzelne andere malerische Punkte aufzuweisen, so die Felspartie der kleinen Roßtrappe (S. 262); der weitere Weg führte zu der Teufelsmauer (S. 262). Einst wollten Gott und der Teufel sich in die Welt teilen und letzterer begann als Scheidegrenze diese Mauer aus Sandsteinblöcken aufzutürmen, bis der Blitzstrahl ihn verjagte und das Bollwerk zertrümmerte. Am Großvater, dem höchsten Punkte dieses felsigen Höhenzuges vorbei führt ein ziemlich ursprünglicher Pfad längs des Kammes zu manchen sehenswerten Punkten und Aussichten, dann über das Dörfchen Timmenrode und die Wolfsburg bis zu dem „Blechhütte" genannten einfachen Gasthause dicht vor Thale.

Während der von hier aus unternommenen nachmittäglichen Exkursion fanden wir dann auch Zeit und Gelegenheit, alle die wildromantischen Schönheiten des Bodethals zu bewundern, Na-



Die kleine Roßtrappe am Regenstein (S. 261).



Auf der Teufelsmauer (S. 261).

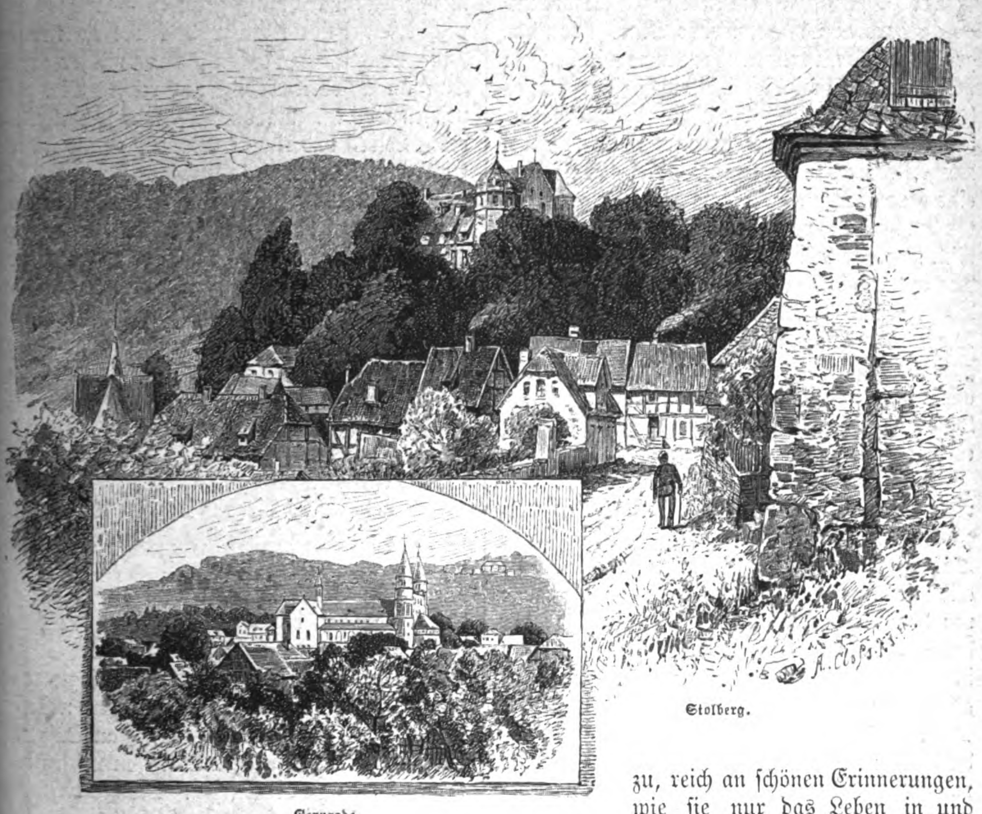
turschönheiten, die das bis dahin Gesehene weit in den Schatten stellten. Ein steiler Waldweg brachte uns zu der Bülowshöhe, zum einsam im Walde gelegenen Gasthofe zur Roßtrappe und dann nach dem mehrere hundert Fuß steil abfallenden Roßtrappfelsen (S. 248). Die ebene Granitplatte hat bis heute die Hufspur des Rosses bewahrt, auf dessen Rücken das deutsche Hünenkind vor dem verfolgenden Grafen Botho die Thalschlucht glücklich übersetzte, während der letztere zur Strafe für seine böswillige Vermessenheit in die Tiefe hinabstürzte. Im steilen Zickzack gelangt man dann über die Teufelsbrücke in den Bodekessel, wo die Bode, eingeengt zwischen steilen Felsen von fast 600 Fuß Höhe,



Altes Haus in Halberstadt.

die ihr den Ausweg zu versperren scheinen, einen Wasserfall bildet, dessen durchsichtige Fluten,

noch angeschwollen von dem letzten Regen, alles wirbelnd in den Abgrund zu ziehen schienen. Am Bülowdenkmale vorbei, welches der Erinnerung an einen Mann gewidmet ist, dessen Bestrebungen im Anfange dieses Jahrhunderts das romantische Thal dem größeren Verkehre erschlossen haben, geht es zum Waldkater, wo das dem Harze eigentümliche moussierende Birkenwasser gekostet wird, und dann eine fast durchaus natürliche Treppe von vielen hundert Stufen hinauf zum Hexentanzplatze. Dieser fast 200 Fuß höher als die Roßtrappe gelegene Punkt gewährt nicht allein einen wirkungsvollen Einblick in das Labyrinth gespaltener und zerklüf-



Stolberg.

Gernrode.

teter Felsen zu unseren Füßen, sondern auch eine blendende Fernsicht auf das in düsterer Ruhe daliegende Brockengebirge, wie anderseits in die lachenden Gefilde der Ebene.

Der Rückweg führte uns an der Schallhöhle mit ihrem weit verhallenden Echo vorbei und als Leib und Seele sich im bequemen Gastzimmer einigermaßen gekräftigt hatten, brachte ein weiterer Marsch die fröhlichen Wandersleute über Stecklenburg und seine Ruine bis nach Gernrode. Von dort aus ging es der Heimat wieder zu, reich an schönen Erinnerungen, wie sie nur das Leben in und mit der Natur bieten kann — und was einst den Jüngling erfreut, taucht heute noch in warmen, satten Farben vor der Seele des Mannes empor. Das Wenige, was von diesen Erinnerungen in diese Blätter niedergelegt wurde, kann nicht das Geschilderte, kann noch viel weniger das ganze Gebiet des Harzes erschöpfen.

Aber wenn wieder einmal der Herbst die Blätter mälig zu färben beginnt, dann wollen wir uns noch einmal aufmachen und auch dem übrigen Teil des vaterländischen Gebirges an dieser Stelle gerecht werden.

Raudas Freier.

Eine Geschichte von der arabischen Oase.

Von
Carl von Vincenti.

Der „Dschauf" ist ein lieblich Eiland der ungeheueren Einöde, welche Arabien von den großen Strömen trennt. Der Name will heißen: „Eingeweide"; wie diese im Bauche eingeschlossen liegen, so bergen sich die dschaufitischen Siedelungen im Bauche der „roten" Wüste. Zwei Wege führen von Syrien nach dieser Oase: der eine vom Hauran über Kâf nach dem langgestreckten Wolfsthale, von wo der Wanderer die letzten Palmengrüße mitnimmt, der andere vom Toten Meere durch das rauhe Bergland von Kerak, wo die Howeytât hausen, über die Pilgerrast Ma'an. Die Dschaufiten sind ein heiteres, fleißiges Volk; gute Dattelgärtner, schlaue Tauschhändler. Vor allem aber sind sie die besten Erzähler; ja, ihre Oase ist ein gerühmtes Rhapsodenland, ich mag es bezeugen.

Abu Serhan, der „Vater des Wolfes" — viele haben ihn gekannt — besaß einen Dattelgarten im Dschauf. Dem Alten war jede seiner Dattelpalmen ans Herz gewachsen, er liebte sie alle wie Kinder. Er sprach mit Hind, die lange vor dem Propheten das witzigste Mädchen der beiden Arabien gewesen: „Das beste Besitztum ist der Dattelbaum auf guter Erde" und von allen Aussprüchen des Gottgesandten war dem „Vater des Wolfes" jener am geläufigsten, der da lautet: „Ehret die Dattelpalme, sie ist eure väterliche Muhme". „Unser Baum," pflegt der alte Dattelgärtner zu sagen, „ist wie ein Mensch; in seinem Haupte liegt ein Mark wie im Menschenhaupte das Hirn, dies Haupt trägt Haarbedeckung wie jenes des Menschen und wird dies Mark verletzt, so siecht die Palme und haut man ihr das Haupt ab, so folgt der Tod, ganz wie beim Menschen." Und endlich rief der „Vater des Wolfes": „Sind nicht auch beim Dattelbaume die Geschlechter getrennt wie beim Menschen und müssen wir sie nicht zusammenbringen, wollen wir Früchte haben?"

Auf diese Frage pflegte Rauda, die „Schirmtochter" Abu Serhans, still vor sich hinzulächeln. Beide — der Dattelgärtner und das Mädchen — waren an Einem Tage einsam geworden in der Welt, denn in demselben Kampfe mit den Rualla-Beduinen wurde der Sohn des Alten und der Vater Raudas erschlagen. Da nahm sich der Dattelbauer der Verwaisten an, schenkte ihr dem Brauche gemäß eine Kamelin und ward ihr „Schirmvogt", welchen man im Arabischen „Wâsi" nennt. Das Oasendorf, wo Abu Serhan lebte und —, so ihm der Allvermehrer menschlicher Tage gütig gewesen — wohl heute noch lebt, heißt Kara und bildet ein kleines Blütenreich für sich, dessen Frauen mit jenen von Hail im Schomer-Gebirg als reiches Blut gepriesen werden. Rauda selbst war so edelgebildeten Leibes und klugen Sinnes, von so reicher Einbildungskraft und so kundiger Hand, daß sie zu Mohammeds Zeiten gewiß in den Harem des Gottgesandten, das heißt: unter die heiligen Frauen des Bekennertums versetzt worden wäre. Sie wob feine Mäntel, welche die Tauschhändler nach dem Jemin brachten, sie wob wunderbare, sangbare Geschichten, welche durch die Wüste zogen. Trotz dieser Vorzüge war Raudas Scharlachgürtel noch „unzerschnitten", das Mädchen also noch unvermält, denn auf der Oase schneidet der glückliche Freier der Geliebten den Gürtel entzwei.

Wie Raudas Lippen küßten, das wußte noch kein Mann, wie aber diese Lippen erzählten, davon waren alle Zelte voll bis zum Strome. In diesem Sinne meinten auch die Beduinen, daß die Lippen der Karanitin süßer seien, als die köstlichste Dattel, welche Abu Serhan zur Reife brachte. Und dies war viel gesagt, denn die Dattelsorten des Alten genoßen weitverbreiteten Ruf und vermochten sich an Duft und Würze mit den besten jemenitischen und ahsanitischen Arten zu vergleichen. Machte daher ein begüterter Scheich Hochzeit, so sandte er gewiß einen Boten mit einer Ziegenhaut an den Dattelgärtner von Kara, um sie, mit Datteln vollgepreßt, als Liebesgabe heimzuholen. Wohl ist's verbürgt, daß auch manch junger Scheich selber gen Kara zog und nicht gerade zur Dattelreife, doch ein jeder kehrte einsam wieder heim.

Mit dem Freien bei Rauda hatte es nämlich seine Bewandtnis. Vor dem Hause Abu Serhans, das Jasmin- und Tamarindenbüsche umhegten, lag ein Häuflein schwarzer Steine, so etwa geschichtet wie in der Wüste draußen jene Steinhaufen, welche die von den Kamelgeleisen ablenkenden Nebenpfade zu bezeichnen pflegen. Vor der Thüre Raudas jedoch bedeutete jeder

Stein einen abgewiesenen Freier. Einem jeden nämlich, so wird erzählt, der um Rauda freien kam, ward die Aufgabe, das Herz der sagenkundigen Karanitin mit einer seltenen Mär zu gewinnen. Dann mochte er, als Rhapsode und Freier sieghaft, dem schwarzen Steinhäuflein einen weißen Kiesel hinzufügen und die Gewonnene heimführen. Dies war bis da noch keinem Gaste gelungen und nicht allein der Gürtel Raudas unversehrt, sondern auch ihr Herz unberührt geblieben, denn sie zeigte heiteren Sinn und fuhr fort, den Leuten nach der Arbeit im Dattelgarten bisweilen von jener wüstenversunkenen Sagenherrlichkeit zu erzählen, aus welcher Bilkis, die morgenfrische Königsrose, so herrlich betäubend herausduftet. In solchen Sommernächten hingen die Horchbegierigen am Munde Raudas, bis Karanful, die Sklavin, sachte hervortrat und sprach: „O Herrin, die Klageweiber[1]) neigen sich tief“ ... Dann wußten sie, daß die Nacht zur Hälfte um war und entfernten sich mit Widerstreben.

Einmal kam die Sklavin, die nach dem Stand der Gestirne ausgeschaut hatte, ganz außer Atem gelaufen: „Unter dem Sumach liegt ein ... Mann.“ Und diese Kunde brachte sie drei Nächte hintereinander, bis die Neugier bei Rauda siegte. In der vierten Nacht zog die Karanitin ihr scharlachen Kopftuch fester um Nacken und Schulter und ging verstohlen zum alten Sumachbaume am Rande der Siedelung. Dort lag aber heute niemand als der Mondschein. Dann vergingen Tage und Nächte und Karanful, die den Namen der „Nelke“ trug, mußte erzählen vom Manne unter dem Sumach.

„Er lagerte,“ sprach sie, „auf seinem braunen Mantel, rücklings ausgestreckt, unbeweglich zum Himmel emporschauend; das Mondlicht floß ihm über die Brust, wo blaue Schriftzeichen sichtbar waren.“

Es kam der September, wo man auf den Oasen die Granatäpfel säet und der Dattelgärtner alltäglich nach den reifenden Fruchtbüscheln unter den blauschimmernden Palmkronen schaut. Eine jener lichtberauschten Nächte war's, die ehedem den sabäischen Betern heilig und günstig gewesen. Wie ein Opal erschien der Himmel; über seine goldbeflitterte Wölbung war blendende Vollmondhelle ausgegossen. Die Oase lag in heißer Ruhe, nachdem der Glühwind, der von den roten Sandströmen des Nefud gekommen, sich des Abends verbraust hatte; freier schienen die silbernen Schäfte der Dattelhaine zum ruhigen Himmelsglanze emporzuzustreben. Ein gewaltiger, mattheller Würfel, lag das Haus Raudas im Oasengrün. Wenn so helle Nächte waren, da wob Rauda im Freien. Sie hatte nun heute das tragbare Webegerüst zwischen die Thürpfosten gehängt und das Körbchen aus gebleichten Kalmusblättern mit den Strähnen neben sich auf den Tisch gestellt. Das Schifflein aber stand still. Am Morgen dieses Tages hatte nämlich die Tochter Abu Serhans einen frischen Tamarindenzweig an der Thürmatte angeheftet gefunden. Und dies ließ sie nicht ruhen und nicht weben. Seufzend schlägt sie die Thürmatte zurück und lehnt das Haupt an die Pfosten; ihr helles Bronzegesicht, dessen schmale Stirne ein buntes Lederband umflicht, tritt in stiller Schönheit im Mondlichte hervor. Die Jasminhecken dampfen und duftrauschig sinkt da und dort ein Leuchtkäfer aufs matte Laub. Rauda aber spricht halblaut vor sich hin:

„Ein Engel sitzt,
Das Aug' voll Blut;
Hält auf den Knie'n
Die ganze Welt.
Schaut nicht nach links
Schaut nicht nach rechts,
Namen schreibt er
Sterbens-Namen ...
Ruf' ich ihm zu;
Blutäugiger du!
Schreib Rauda hinzu ...“

Jetzt geht wie ein leiser Schauer diese Liebesklage durch die Büsche, wie Liebesfunken blitzen Glühkäfer empor und die schlanke Gestalt eines Beduinen in zunderbraunem Mantel, wie ihn die Leute vom Strome tragen, tritt aus den Hecken auf den mondstillen Plan, einen Zweig von der Tamarinde in der Hand.

Und da stand er, das halb in Schatten, halb in Licht getauchte Antlitz emporgeworfen, lächelnd wie einer, von dem sie in der Wüste sagen, er sei vom „ragh“ d. h. von dichterischer Heimsuchung berauscht ...

Rauda atmet kaum; sie hat vergessen, den Zipfel ihres Kopftuches mit den Zähnen zu fassen, daß sie ihr Antlitz halb verhülle. Beide blicken sich still an wie „Mondverzauberte“, dann fällt der Blütenzweig in den Schoß des Mädchens, das Gebüsch rauscht auf und der

[1]) Die beiden Deichselsterne des Wagens. D. V.

Schatten des Mannes weicht vom hellen Plan . . .

Je näher die Erntezeit kam, desto belebter ward's auf der Oase Kara. Das Bewässerungsnetz wurde sorgsam überwacht, die Wasserspeisung für die einzelnen Bäume geregelt, die Hohlrinnen wurden gesäubert, die Trockengruben zur Aufbewahrung der Dörrfrucht frisch ausgehoben und bis tief in die Nacht an den Dattelkörben geflochten. Da kam ein Beduine zu Abu Serhan und erkundigte sich nach der Dattelreife; er sei gesandt, um den ersten reifen Fruchtbüschel heimzubringen. Der Alte meinte, wenn der Mond wieder zur Sichel würde, sei Erntezeit. Jener aber blieb als Gastfreund und Rauda, die ihn wiedererkannt, wünschte sich ein spätes Dattelerntefest. Dem Abu Serhan war der Fremdling genehm, denn bald zeigte sich's, daß er vom Dattelbau etwas verstand, die Sorten alle kannte, ja als Pilger von der berühmten Medineser „Adscheh"-Dattel gegessen hatte, welche der Prophet so hoch gepriesen.

Die fleißigen Nachtwachen würzte bisweilen Raudas märchenkundiger Mund. Da bot sich der Gastfreund, welcher allemal dem Mädchen begierig zu lauschen schien, eines Abends auch als Erzähler an. Rauda aber erbebte im Herzen wie nie vorher, wenn ein Fremder oder Freier dies Anerbieten gemacht hatte. Indes verriet kein Wort des Beduinen, daß er mit dieser Erzählung auch freien wolle. Und doch war's Rauda nie so bang gewesen . . .

Denn er hatte eine tiefe, seltsam gedämpfte Stimme, die zum Herzen ging; er sprach in reichen Worten, indes seine großen Augen in stiller Glut aufgingen.

„In des Herrn Hand ruht aller Friede, er öffne seine Hand über Euch!" so lautete sein Eingangsgruß. Seine Erzählung hieß:

„Der goldene Nagel."

Dann hub er an: „Mansur, der Blauäugige, war ein mächtiger Taghlebide. Wenn seine Rechte den Schwertgriff umfaßte, schlug der Blitz unter seine Feinde, wenn er seine Linke aufthat, fiel Segen auf seine Freunde. Er besaß weiße Sklavinnen, große Kamelherden und nannte zu Semira, der „braunen" Stadt, ein herrliches Haus sein eigen. Seine Großmut kannte keine Grenzen und seine Verschwendung war in aller Mund. Dieser Dämon, mehr aber noch die Ränke eines falschen Freundes verschlangen die Sklavinnen und Kamele Mansurs und leerten seine Truhen bis auf die Neige. So kam es auch, daß Mansur sein schönes Haus in der „braunen" Stadt an diesen Ränkespinner — sie hießen ihn Hamid — verkaufen mußte. Um jedoch von diesem geliebten Hause noch eine Zeitlang einen, wenn auch winzigsten, Teil sein eigen zu nennen, bedang er sich im geschriebenen Vertrage das Recht aus, bis zu einem bestimmten Tage in irgend eine Mauer des Hauses, wo er nur immer wolle, einen Nagel einschlagen zu dürfen. Hamid ging lachend auf die sonderbare Bedingung ein. Besaß er doch hundert Sklaven und übervolle Truhen, indes Mansur immer tiefer verarmte, bis er eines Tages nichts mehr besaß, als eine graue Stute, ein Schwert aus Tabanstahl und einen großen, goldenen Nagel, an dem er mit Aberglauben hing, weil er ihn ehedem von einem unbekannten Gastfreunde erhalten hatte, der von der Pilgerfahrt heimgekommen.

Mit solchem Rest der Habe zog der einst so freigebige Taghlebide als Beutesucher in die Einöde. Und weil Freunde und Weiber den Verarmten fliehen, wie Schakale das nackte Rasgerippe, so war ihm niemand treu geblieben, ausgenommen Omar, der Sohn des Ramah, dem er einst das Leben gerettet gegen bedrängenden Feind und der ihm in Waffenbrüderschaft verbunden war. Omar hegte die Dankbarkeit wie ein stilles Feuer in der Brust. Wie sie beide so auf Karawanenwegen lagen, überkam den Taghlebiden plötzlich Siechtum, so daß ihm ward, als trete Azrail mit den Todesaugen an seine Seite. Da fiel des Nachts beim Leuchtspan sein matter Blick auf die Zeltstange, wo am goldenen Nagel sein Schwert aufgehängt war. Und es schien ihm, als glühe der Nagel wie rosiges Feuer. Da kam dem Taghlebiden plötzlich der Vertrag mit Hamid, und das darin Ausbedungene in den Sinn. Er trug das Papier allezeit unter dem Kopftuche. Alsbald lasen sie beide beim Scheine des Spanes und fanden, daß nur noch sieben Tage von der ausbedungenen Frist übrig waren. An der Zeltstange aber lohte der Goldnagel hell auf und Mansur sprach: Sohn Ramahs, du bist mir treu, willst du, daß ich lebe? Omar legte schweigend die Hand auf die Brust. Gib mir den Dattelsack! Jener gehorchte, worauf Mansur ein paar Hand voll Datteln herausholte und fortfuhr: Reiße den Nagel heraus, hänge der Stute den Dattelsack

an den Sattelknauf, fliege nach Semira und übe mein Recht — dann, beim Allheiler, muß ich genesen, ich fühl's in meiner Brust. Omar griff nach dem goldenen Nagel. — Zur Quelle schlepp' ich mich, sei ohne Sorge, doch, bei deinem Haupte, mahnte Mansur, daß nichts dich aufhalte, was es auch sei; reite Tag und Nacht, sonst ist's zu spät und ich sterbe. Bleib' im Schutze Gottes!

Omar barg den Nagel unter seinem Kopftuche und zog die Kamelhaarschnur fest zusammen. Bald stoben die Kiesel unter der Stute Hufen und der Sohn des Ramah jagte in die Nacht hinaus.

Am dritten Abend stieß er auf einen Kreuzweg. Ein Mann seines Stammes kam daher. — Vom Brunnen Wokba? rief ihm Omar aus dem Sattel entgegen. — Gerade her, Ohm! — Wie geht's den Meinigen, fragte der Sohn Ramahs, dessen Eltern beim Brunnen Wokba siedelten. — Gott sei Dank, vortrefflich, du Eiliger, deine Mutter ausgenommen; die Klageweiber sitzen bei ihrem toten Leibe.

Omar fuhr der Stute mit einem Schmerzensruf in die Zügel. Der Mann aber war bereits im Zwielicht verschwunden und der Reiter hörte in der Abendstille nur die Mücken um seine Ohren säuseln. Seine Mutter tot! Der Brunnen Wokba war nur auf eine halbe Tagereise entfernt — wenn Omar hinflöge zum letzten Gruß. Schon warf er die Stute seitwärts, da fühlte er plötzlich einen brennenden Schmerz auf dem Scheitel, wo der Nagel ruhte und die Mahnworte des Freundes kamen ihm in den Sinn! — Nach Semira! rief er und brauste davon.

Am vierten Tage kam er bei der Siedelung vorüber, wo seine Schwester mit ihrem Gatten lebte. Da hörte er scharfe Schläge und erblickte einen Mann, der ein starkes Eisen in eine Sykomore schlug. Näher kommend, erkannte er sofort seinen Schwager, der seinen Gruß kaum erwiderte. Auf Omars Fragen sprach jener in finsterem Grimme: Wisse, daß ich deine Schwester hier erwarte mit ihrem Buhlen und so wahr ich lebe, an diesem Eisen soll ihr schmachvoller Leib hängen, ehe der Mond über unseren Häuptern steht. Omar bestürmte den Ergrimmten mit Bitten um das Leben der Schwester; dieser aber blieb unerbittlich und die Stunden verstrichen. Da fuhr dem Sohne Ramahs wieder der jähe Schmerz ins Hirn und die Hand vor die Stirne schlagend, jagte er davon.

Am fünften Morgen hatte er eine Oase erreicht, deren Palmengruß sein Herz höher schlagen machte. Hier wohnte, mondhellen Angesichts, ein Mädchen seiner Sehnsucht. Zwei Männer erwürgten eben ein Lamm „zum Hochzeitsschmause“, wie sie auf Omars Frage berichteten. — Und wer ist die Braut? — Aischa, die Tochter des Abd el Nur. Der Sohn des Ramah bäumte sich im Sattel empor. — Und wer der Bräutigam? rief er mit halberstickter Stimme. — Amir, der Spätgeborene, lautete die Auskunft. Dem Reiter entschlüpfte ein Wutschrei . . . Die er liebte, nahm seinen bittersten Feind zum Gatten . . . Doch er bemeisterte den Aufruhr in seiner Brust und forschte weiter. Die Brautleute seien auf der Nachbaroase drüben, hieß es, und kämen erst des Abends zum Schmause heim. Wie viele Stunden mußte da Omar verlieren, um die Ungetreue seinen Grimm fühlen zu lassen. Es war ein harter Kampf! Schon wollte er aus dem Sattel springen, da war's, als bohre sich ihm der goldene Nagel, den er unter dem Kopftuche trug, glühend ins Gehirn; die verzweifelnde Mahnung des Freundes und Waffengefährten durchzuckte ihn und die Stute flog wie Sturmwind weiter gen Semira . . .

Des siebenten Morgens hielt er beim „roten“ Brunnen. Spärliches Ghadagesträuch schoß beim schmutzigen Rinnsal auf, in welches die Beduinen mit Felleimern den brackigen Kameltrunk schöpften. Gern hätte Omar hier sein Tier auf einige Parasangen seitwärts gewendet, denn sein geliebter Knabe, den ihm Hassa, die schmerzlich Betrauerte, hinterlassen, lebte dort bei dem Vater seiner Mutter. Doch daran war nicht zu denken, wollte er nicht zu spät in Semira eintreffen. Welch jäher Schmerz aber erfaßte ihn, als er aus den Reden der Kameltreiber vernahm, daß Tags zuvor Wüstenstrolche aus feindlichem Stamme sein Kind erschlagen hatten. Omar vermochte das Ungeheure kaum zu fassen und ehe noch die Beduinen ausgeredet, war er, alles vergessend, auf dem Wege nach der Siedelung seines Schwähers. Während er jedoch in wilder Angst dahinraste, ward plötzlich der glühende Schmerz auf seinem Scheitel, wo der Nagel ruhte, so unerträglich und überkam ihn das letzte Wort Mansurs, der ihn einst dem Tode entrissen, mit so überwältigender Macht, daß er, sein Antlitz tief verhüllend, die graue Stute herumwarf gen Semira, wo er noch in der letzten Stunde, ehe die Frist verstrichen, anlangte.

Der üppige Hamid feierte gerade das Beschneidungsfest seines herzliebsten Söhnleins. In der großmütigsten Feiertagslaune dachte er keinen Augenblick daran, das vertragsmäßige Recht des Taghlebiden zu bestreiten und Omar schlug, während die Flöten höhnisch kreischten und die Knöchelspangen der Tänzerinnen im heißen Wirbel rauschten, im schönsten Gemache des Harim in das kostbare Cederngetäfel den goldenen Nagel ein . . . Da schlug ein geller Schrei durch den Festjubel, aus der Wand kam ein leises Stöhnen und floß Blut . . . Der Sohn Ramahs aber brach beim letzten Hammerschlage, zum Tode erschöpft und der Sinne beraubt, zusammen.

Als der Allheiler ihm wieder Besinnung gab, waren viele Tage verstrichen, welche er im Fieber durchkämpft hatte. Und da traten denn alle seine Lieben, die er verloren geglaubt, an sein Lager: die Mutter, die Schwester, Aischa und sein teurer Knabe, den ihm Hassa geboren. Mansur aber, der Taghlebide, war genesen und erzählte dankerfüllten Herzens, welche wunderbare Kraft der goldene Nagel des Pilgers gehabt. Als Omar denselben in die Wand des Prunkgemaches schlug, durchbohrte er damit das Herz eines Dämons, der als großer Weiberfreund in dieser Mauer des Harim Aufenthalt genommen, dem gefeiten Nagel jedoch nicht zu entrinnen vermochte. Als das Blut aus der Wand strömte und die Frauen voll Entsetzen entflohen, da beschuldigten die Diener Hamids ihren Herrn des Umgangs mit Dämonen, empörten sich und erschlugen ihn, sein Haupt aber hingen sie am goldenen Nagel auf. Der Kaufvertrag über das Haus ward vom Richter für Dämonenwerk und somit für ungültig erklärt, so daß Mansur wieder in Besitz des Hauses kam.

Da erkannte nun auch Omar, daß all die schreckhaften Ereignisse während seines Rittes nur Blendwerk von Wüstendämonen gewesen, um ihn vom guten Wege der dankbaren Freundespflicht abzubringen. Alle aber priesen den Allfürsorger, in dessen Schutze sie noch viele beglückte Tage zu genießen hofften . . . . Dies ist die Geschichte von dem goldenen Nagel des Mansur. Im Namen des allbarmherzigen Erbarmers, Amin."

Als der Fremdling geendet, waren noch alle wie in Bezauberung. Bereits stand der Morgenstern dicht unter dem Siebengestirne und rief das Katahuhn aus dem Sesamfelde. Rauda aber lüftete den Vorhang, hinter welchem die Frauen gelauscht und rief: O fremder Mann, nur einer lebt, der so Wunderbares zu berichten weiß und dieser eine ist Assad, vom Stamme der Bordins! Bei deinem Haupte, du bist Assad selbst! — Der keine Ohren hat, erwiderte der Beduine mit einem stillen Lachen, hört dies immer am liebsten. Nach diesen Worten gab's keinen Zweifel mehr: der Fremdling war Scheich Assad, der große Wüstenrhapsode, der „Sohn des Ohrenlosen" — so genannt, weil sein Vater ein Roßdieb gewesen, dem sie eines Tages, wie's schon Beduinenbrauch, fürs Pferdemausen die Ohren vom Kopfe rasiert hatten. Assad aber lebt wohl heute noch und ich selber habe ihn auf dem Pferdemarkte zu Anah improvisieren gehört. Sein Weib aber ist Rauda von der Oase Kara, die Schirmtochter des Abu Serhan. Wie sich die beiden gewonnen, wissen wir nun, denn zu jener Dattelernte machten sie Hochzeit. Auf das schwarze Steinhäuflein vor der Thüre des alten Dattelgärtners ward endlich ein weißer Kiesel geworfen und Raudas Gürtel entzweigeschnitten. Seit jenem Tage ziehen Assad und Rauda von Zelt zu Zelt, von Oase zu Oase; der Jubelruf der Weiber feiert ihre Ankunft und man füllt ihnen die Hand mit funkelndem Golde.

Die Lebensalter.

Von

Ernst Eckstein.

I.

Das Kindesalter.

Sobald der Mensch zur Besinnung kommt — das heißt also, in einer der verhältnismäßig seltenen kontemplativen Stunden des Jünglingsalters — blickt er auf seine Kindheit zurück wie auf ein verlorenes Eden, auf eine Zeit der Glückseligkeit, deren unbewölkter Frühlingsglanz durch keine der dem Jünglingsalter eigentümlichen Verzückungen und Phantasmen, durch keinen Traum der Liebe, des Lebensgenusses, der Macht und des Ruhmes ersetzt werden kann. Es wäre nun ein Irrtum, zu glauben, daß die Kindheit an positiven Schmerzen wesentlich ärmer wäre als die übrigen Lebensalter; demungeachtet gibt sich ihre Grundstimmung, und zwar

nicht nur für unsere verschönernde und ausschmückende Erinnerung, sondern auch für die ruhige, nüchterne Ueberlegung, als die des Glückes, des Sonnenscheins, des himmlischen Frühlings.

Schopenhauer verlegt diese unbestreitbare Glückseligkeit vornehmlich in den Umstand, daß wir uns in der Kindheit viel mehr erkennend als wollend verhalten, wie denn in der frühesten Jugend die Entwickelung des Cerebral- und Nervensystems der des übrigen Organismus weit vorauseile, so daß bereits mit dem siebenten Jahre das Gehirn seine volle Ausdehnung und Masse, wenn auch noch nicht seine vollständige Reife erlange.

„Wir haben" — so heißt es wörtlich — „in der Kindheit nur wenige Beziehungen und geringe Bedürfnisse, also wenig Anregung des Willens. Der größere Teil unseres Wesens geht demnach im Erkennen auf. Der Intellekt sucht unaufhörlich Nahrung in einer ganzen Welt des noch jungen Daseins, wo alles, alles mit dem Reiz der Neuheit überfirnißt ist. Hieraus entspringt es, daß unsere Kinderjahre eine fortwährende Poesie sind ... Das Leben in seiner ganzen Bedeutsamkeit steht noch so frisch und ohne Abstumpfung seiner Eindrücke durch Wiederholung vor uns, daß wir, mitten unter unserem kindischen Treiben, stets im stillen und ohne deutliche Absicht, beschäftigt sind, in den einzelnen Scenen und Vorgängen das Wesen des Lebens selbst, die Grundtypen seiner Gestaltungen und Darstellungen aufzufassen. Wir sehen, wie Spinoza es ausdrückt, alle Dinge und Personen sub specie aeternitatis ..."

Dieser Behauptung Schopenhauers liegt unzweifelhaft eine Wahrheit zu Grunde, insofern nämlich die rein ideale Freude an der Erkenntnis namentlich dem begabteren Kinde eine Nuance des Wesens aufprägt, die es mit dem Genie gemein hat. Im übrigen läßt sich doch manches dagegen einwenden. Einmal veranschlagt Schopenhauer die Thätigkeit des Willens im Kindesalter offenbar zu gering. Jene große Hauptleidenschaft der menschlichen Existenz, die Liebe, die im Jünglingsalter die ganze Individualität in Beschlag nimmt, und die Schopenhauer vielfach als den Willen par excellence auffaßt, liegt hier allerdings noch im Schlummer, und verschont so das Kindesalter mit ihren gewaltigen, vom eudämonistischen Standpunkt so bedenklichen Erschütterungen. Dafür aber bekundet sich das Wollen in anderen Richtungen, und daß dies Wollen, gleichviel was nun sein Gegenstand sein möge, durchaus kein schwaches ist, davon weiß jede Mutter ein Lied zu singen. Das Kindesalter ist ja vorzugsweise die Epoche des Eigensinns: was aber ist der Eigensinn anders als ein starres, in der Verfolgung seines Zieles unbeugsames Wollen, das denn auch, wie der Volksmund sehr richtig sagt, nicht gebeugt, sondern gebrochen werden muß. Ja man darf behaupten, das Kind betrachtet von frühester Jugend an die Außenwelt unter dem Gesichtspunkt des Wollens. Sobald die kleinen Hände imstande sind, einen Gegenstand zu ergreifen, machen sie ihn, gleichviel, ob er sich eignen mag oder nicht, dem Instinkte des Hungers dienstbar und führen ihn nach dem Munde; die dem Kindesalter eigentümliche, schier unersättliche Eßbegier, deren Nichtbefriedigung ebenso häufig Thränen erpreßt wie die Nichtbefriedigung höher gearteter Triebe in späteren Lebensaltern, repräsentiert so recht eigentlich den „Willen zum Leben" im Sinne Schopenhauers. Auch der im Kindesalter so unschön hervortretende und erst später durch die Reflexion beseitigte Neid, der alles haben will, nur weil es ein anderer hat, bekundet ein sehr starkes Obwalten jenes Princips, das nach Schopenhauer den Kern der Dinge ausmacht. Angenommen jedoch, die Behauptung Schopenhauers wäre unbedingt richtig, und das Glück des Kindesalters beruhte vornehmlich darin, daß die Erkenntnis den Willen zurückdrängt, so würde das Gleiche vom Greisenalter prädiziert werden müssen, wo jene Leidenschaften, die das Kind noch nicht kennt, überwunden sind, wo alle Ziele der Sehnsucht, nach denen die vorhergehenden Lebensalter gerungen haben, als nur relativ wertvoll durchschaut und deshalb mit der lächelnden Gleichmütigkeit des geläuterten Philosophen ad acta gelegt sind. Auch bei dem körperlich und geistig gesunden Greis — und zwar faktisch in weit höherem Grade, als dies Schopenhauer vom Kindesalter behauptet — fällt der Schwerpunkt des Daseins nach der Seite des Erkennens. Das Wollen schweigt, und die Signatur des Greisenalters, dafern es von äußerlichen Sorgen und Leiden frei ist, gibt sich daher als ruhige Heiterkeit mit einer sanft wehmütigen Nuance. Dennoch blickt selbst der glückliche Greis mit stiller Sehnsucht auf die Tage der Kindheit zurück und bekennt, das wahre und höchste Glück,

dessen das menschliche Dasein fähig sei, falle in jene seligen Stunden der ersten Morgenröte. Sonach muß für die Thatsache dieser Glückseligkeit eine andere Erklärung gesucht werden als die von Schopenhauer gegebene. Das Präponderieren des Erkennens läßt sich auf der einen Seite bestreiten; auf der anderen, selbst wenn es eruiert wäre, reicht es nicht aus.

Auch darin kann nicht die specifische Glückseligkeit der Kindheit gesucht werden, daß etwa die Summe der positiven Leiden eine geringere wäre. Wir sind versucht, über die kleinen Kümmernisse des Kindesalters zu lächeln, nur weil diese Kümmernisse oft durch Dinge hervorgerufen werden, die, vom Standpunkte unseres Wollens betrachtet, geringfügig scheinen. Wir sind jedoch durchaus nicht berechtigt, den Maßstab unseres Empfindens an ein fremdes zu legen. Dieselbe Wunde, die für den Löwen eine nichtige Schmarre ist, ist lebensgefährlich für die Gazelle. Ein Kind, das den zertrümmerten Kopf seiner Puppe beweint, empfindet einen wirklichen Schmerz; es ist tief innerlich unglücklich, unglücklicher vielleicht als manche Mutter, die um den Tod irgend eines Verwandten amtliche Trauer anlegt. Der Sextaner, der zu Ostern sitzen bleibt, leidet nicht etwa einen Miniaturschmerz, über den wir zu spötteln befugt sind; sein Herz ist vielmehr von allen Qualen der Verzweiflung zerrissen, und der beste Beweis für die Wahrheit dieser Behauptung liegt wohl darin, daß selbst bei so zartem Kindesalter Fälle von Selbstmord nicht unerhört sind. Dazu kommt die ungleich größere Empfänglichkeit gegen alle Eindrücke des körperlichen Schmerzes und der Mangel an Resistenzkraft. Diese Empfänglichkeit hängt mit der oben erwähnten voreilenden Entwickelung des Nerven- und Cerebralsystems, der Mangel an Resistenzkraft mit der geringen Entwickelung des Charakters zusammen. Ein Kind, das sich in den Finger schneidet, das sich klemmt, stößt 2c., leidet unter gleichen Umständen weit mehr als der Erwachsene, und ist überdies solchen Unfällen in weit höherem Grade ausgesetzt. Die Summe der positiven Leiden dürfte daher ein Resultat ergeben, das im Vergleich mit den übrigen Lebensaltern eher noch zu ungunsten der Kindheit ausfiele.

Worin also liegt die Glückseligkeit der Kindheit, da hier nicht einmal die vergoldenden Zukunftsträume des Jünglingsalters Ersatz gewähren für das positive Leid, das zu dulden ist?

Unseres Erachtens in dem unschätzbaren Vorzug, daß dem Kind, namentlich in den ersten Lebensjahren, die Reflexion abgeht. Das Kind lebt nur in der Gegenwart; daher sind es auch nur die positiven, realen, gegenwärtigen Leiden, die ihm den Himmel seines Daseins umdüstern. Sobald dies Gewölk vorübergezogen ist, scheint ihm die Sonne der Glückseligkeit mit unvermindertem Glanze. Anders bei dem Erwachsenen. Die bei weitem größere Hälfte alles subjektiven Leidens, das wir empfinden, resultiert aus der Reflexion, aus der Furcht vor dem, was da kommen wird, aus der selbstquälerischen Sorge, die sich das Mögliche ausmalt und hierzu die Farben einer allzu getreuen Erinnerung verwendet. Wie das Fürchterliche der Todesstrafe weit mehr in den entsetzlichen Stunden vor der Exekution, als in dem rasch vorübergehenden, dem Delinquenten kaum zum Bewußtsein kommenden Akte dieser Exekution selbst beruht, so liegt der größte Teil dessen, was der Mensch Unglück nennt, in der unermüdlichen Reflexion, die, weit über das augenblicklich Gegebene hinauseilend, das Zukünftige, meist in vergrößertem Maßstab, vergegenwärtigt, und sich auf diese Weise oft genug mit den Bildern von Eventualitäten abmartert, die niemals eintreten.

Ferner: das Kind gleicht in seiner Unerfahrenheit dem Nachtwandler, der sorglos über die gefährlichsten Wege und Stege schreitet. Die späteren Lebensalter dagegen sehen rechts und links die gähnenden Abgründe, und wandeln somit dieselben Wege, die das Kind in voller Harmlosigkeit zurücklegt, mit sorgender Angst und starrer Beklommenheit. Das Kind kauert vergnügt unter dem Schwert, das an dünner Schnur ihm zu Häupten schwebt; es läßt sich demgemäß die leckeren Bissen, die der Tyrann, Leben genannt, ihm vorsetzt, vortrefflich munden, und freut sich wohl noch am blinkenden Glanze der Todesklinge, deren Bedeutung es nicht versteht. Der Jüngling dagegen, und in höherem Grade der Mann, ist nicht mehr imstande, den Blick von dem dräuenden Stahl wegzuwenden. Die Schneide, die er schon im Geiste herabfahren sieht, verdirbt ihm von Grund aus den Appetit; — d. h. ohne Gleichnis gesprochen, die Rücksicht auf ein bedenkliches Morgen stört ihn hundertmal im Genusse des Heute.

Auch die Erinnerung trübt dem Kindesalter

niemals die Gegenwart. Wenn es unter gewissen Umständen wahr ist, daß die Erinnerung an vergangenes Leid von gewissen Lustempfindungen begleitet wird, so gilt dies doch nur von solchem Leid, das wir als strikt-notwendig, und zwar im natürlichen, nicht aber im metaphysischen Sinn notwendig erkannt haben; denn metaphysisch gesprochen ist alles Geschehende in gleichem Maße notwendig. Solches Leid jedoch, das nicht durch eine force majeure über uns verhängt wurde, sondern das mit dem Begriff einer Schuld verknüpft ist — sei dies nun eigne, sei es fremde Schuld — weckt bei der Erinnerung sehr häufig Gefühle der Unlust, im ersteren Fall Gefühle der Reue, im zweiten Gefühle der Erbitterung, des Zornes, des Hasses. Demgemäß empfiehlt Schopenhauer eine diätetische Zügelung unseres Erinnerungsvermögens und der die erinnerten Gegenstände ausmalenden Phantasie. Wir sollen ihr nicht gestatten, „ehemals erlittenes Unrecht, Schaden, Verlust, Beleidigungen, Zurücksetzungen, Kränkungen und dergleichen uns wieder zu vergegenwärtigen und auszumalen, weil wir dadurch den längst schlummernden Unwillen, Zorn und alle gehässigen Leidenschaften wieder aufregen, wodurch unser Gemüt verunreinigt wird. Denn nach einem schönen, vom Neuplatoniker Proklus beigebrachten Gleichnis ist, wie in jeder Stadt neben den Edlen und Ausgezeichneten auch der Pöbel jeder Art (Ochlos) wohnt, so in jedem, auch dem edelsten und erhabensten Menschen, das ganz Niedrige und Gemeine der menschlichen, ja tierischen Natur, der Anlage nach vorhanden. Dieser Pöbel darf nicht zum Tumult aufgeregt werden, noch darf er aus den Fenstern schauen, da er sich häßlich ausnimmt: die bezeichneten Phantasiestücke sind aber die Demagogen dieses Pöbels. Hierher gehört auch, daß die kleinste Widerwärtigkeit, sei sie von Menschen oder Dingen ausgegangen, durch fortgesetztes Brüten darüber und Ausmalen mit grellen Farben zu einem Ungeheuer anschwellen kann, darüber man außer sich gerät. Alles Unangenehme soll man vielmehr höchst prosaisch und nüchtern auffassen, damit man es möglichst leicht nehmen könne."

Diese Zügelung der Phantasie, diese Gleichgültigkeit gegen alle Unbilden der Vergangenheit, diese retrospektive Seelendiätetik, die sich der erwachsene Mensch nur auf dem Wege des mannhaften Entschlusses und wiederholter ernstlicher Bestrebungen, aber selbst dann nur unvollständig zu eigen macht, ist dem Kindesalter völlig naturgemäß. Der Verlust, die Kränkung, der Schmerz, der dem Kinde noch eben glühende Thränen erpreßte, ist im nächsten Moment schon völlig vergessen; das Kind hat, wie der Volksmund sich ausdrückt, Lachen und Weinen in einer Tasche. Der herbste Kummer, der das Herz eines Kindes erschüttern kann, so intensiv er an sich sein mag, verhält sich daher zu dem Kummer des Erwachsenen, wie etwa das Schicksal des Wildes, das der Kugel des Jägers erliegt, zu dem Schicksal des verurteilten Soldaten, der nach den Qualen einer kriegsgerichtlichen Aburteilung hinausgeführt und in den Festungsgräben erschossen wird. Mit einem Worte, das Kind ist sorglos, und die Sorge ist ein grimmigerer Feind als der Schmerz.

Zu diesen mehr negativen Ursachen kommt als positive die große körperliche und geistige Genußfähigkeit. Man weiß, mit welchen geringfügigen Kleinigkeiten man dem Kinde eine Freude bereiten kann. Das nichtigste Spielzeug, ein farbiges Band, eine Blume, ein Stein erzielt hier oft größere Wirkungen, als beim Erwachsenen ein großes Ereignis. Es bleibt noch abzuwägen, wer eine größere und reinere Freude empfindet — der Knabe, der seine ersten Stulpenstiefel anzieht, oder der Hauptmann, der zum Major avanciert. Wie die Biene aus jedem Kelch Honig zu saugen weiß, so macht das Kind jedes Objekt zum Gegenstand seiner schöpferischen Phantasie: es spielt damit — und was ist Spielen anders als ein dichtendes Umgestalten der Wirklichkeit, das ebenso unmittelbar beglückt, wie den Künstler das weltbewegendste Kunstwerk. Das Kind verwandelt den Stuhl in die Pracht-Equipage, mit der es durch ein wundersames Traumland einherkutschiert, durch Gefilde, in denen Raum und Zeit keine Gültigkeit haben. Wie der Sohn des Harun al Raschid auf dem kunstvollen Rosse des Magiers, legt es im Flug einer Sekunde weite Strecken zurück, und sein leuchtendes Auge verkündet, wie sehr es im Ausspinnen dieser märchenhaften Evolutionen genießt. Es verwandelt den Stock in die Lanze des Ritters, die dunkle Ecke hinter dem Eichenschrank in die Höhle der Berggeister, sein enges Gemach in ein Königreich. Den Künstlern der weltbedeutenden Bretter vergleichbar, wechselt es unaufhörlich die Rollen; binnen wenig Stunden ist es Räuber, Husar, verzauberter Prinz, Arzt, Patient, Kutscher und Pferd,

und wie lebhaft sich das Kind in seine Rollen hineindenkt, das erhellt aus der logischen Konsequenz, mit der es sie durchführt — eine Konsequenz, die so weit geht, daß der „Kutscher“ dem „Pferde“, am Schluß der Rundfahrt durch die Wege des Gartens, zuruft: So, nun mußt du still stehen und Gras fressen! — Hier bekundet sich die Verwandtschaft des Kindes mit dem Genie.

Neben diesen selbstschöpferischen Genüssen erblühen dem Kind andere, eudämonologisch nicht minder wichtige aus der von Schopenhauer viel zu gering angeschlagenen Befriedigung des Willens in seiner derbsten und natürlichsten Form, des Hungers und Durstes nämlich. Schopenhauer, der doch sonst die Tafelgenüsse neben den Genüssen der Erkenntnis für die realsten, greifbarsten und positivsten erklärt, übersieht vollständig, welch ungeheure Rolle dieselben gerade im Kindesalter spielen. Später, im Jünglings- und Mannesalter, treten sie mehr in den Hintergrund; die Liebe, der Ruhm, die Macht, der Besitz heißen die Götter, denen alsdann vorzugsweise geopfert wird. Im Kindesalter jedoch präponderieren die Freuden, die aus dem Genusse von Speise und Trank erwachsen, und auch hierin gleicht das Kindesalter dem Greisenalter — dem rüstigen und gesunden natürlich, dem eine Trüffelpastete kein Magendrücken verursacht. Diese Genüsse sind jedoch um deswillen für das Kindesalter so bedeutsam, weil das Bedürfnis so groß ist. Der Genuß wächst im gleichen Verhältnis mit dem Bedürfnis, und mit vollem Recht behauptet Voltaire: Il n'est de vrais plaisirs qu'avec de vrais besoins. Diese vrais besoins sind, wie selbstverständlich, in demjenigen Alter am stärksten, in welchem die Natur auf dem Wege des Stoffwechsels den Organismus nicht nur zu erhalten, sondern erst aufzubauen bestrebt ist, daher denn dem Kinde alles nur irgendwie Genießbare schmeckt und jede Mahlzeit für dasselbe ein Fest ist. Das Kind, das zur Vesper sein Schwarzbrot und seinen Apfel verzehrt, hat mehr positiven Genuß, als der beschäftigte Bürger, der, voll von den Nachklängen seiner Tagesarbeit, drei, vier komplizierte Gerichte verzehrt, oder gar als der blasierte Millionär, der die erlesenen Schüsseln seiner Tafel nur berührt, weil die Stunde des Diners da ist, ohne jenes vrai besoin, von welchem das wahre Vergnügen abhängt.

Hand in Hand mit dieser Empfänglichkeit für alles was mundet, geht der ruhige, tiefe, erquickende Schlaf, der das Kind allmorgendlich wie neugeboren ins junge Leben hinaustreten läßt, und ihm so jene Frische der Gesamtstimmung wahrt, die den bloßen Zustand des Existierens an sich, das Leben als solches, dafern es nicht von dem Gegenpol des Schmerzes, nämlich von der Langenweile, geplagt wird, zum Genusse stempelt. Dieses Kraftgefühl, diese grundlose Lebenslust ist keinem Lebensalter so unmittelbar eigentümlich wie der Kindheit.

Ich erwähnte vorhin der Langenweile, die nach Schopenhauer den Durchschnittsmenschen ergreift, sobald ihr Gegenpol, der Schmerz und die Sorge, ihn frei gibt. Auch hier erkennen wir die Superiorität der Kindheit über alle späteren Lebensepochen.

Das Kind steht inmitten einer Welt, deren Wunder ihm noch nicht alltäglich geworden; bei jedem Schritte wird sein Drang nach Erkenntnis gereizt und befriedigt. Jeder Tag, jede Stunde bringt ihm Interessantes. Mit Recht sagt ein französischer Schriftsteller: „Das Kind leistet in wenigen Monaten eine ungeheure Arbeit. Man bedenke nur! Es nimmt die Geräusche wahr, es klassifiziert sie; es begreift, daß einzelne dieser Geräusche Wörter sind, und daß diese Wörter Gedanken enthalten. Es findet gleichsam von selbst die Bedeutung der Dinge; es unterscheidet das Wahre vom Falschen, das Wirkliche von dem Eingebildeten. Es verbessert vermöge der Beobachtung die Irrtümer seiner allzuregen Phantasie; es entwirrt ein Chaos; und während dieser riesigen Arbeit findet es noch Zeit, seine Zunge gelenkig zu machen und Sicherheit auf den schwankenden Beinchen zu erlangen, mit einem Worte: unseresgleichen zu werden. Wenn jemals ein Schauspiel interessant und rührend war, so ist es der Anblick dieses kleinen Wesens, das auszieht, die Welt zu erobern.“

Was hier von dem Kinde in seinem ersten Lebensjahre behauptet wird, das gilt, mutatis mutandis, von der Kindheit überhaupt; das Kennen- und Begreifenlernen selbst des kleinen Kreises, in welchem sich unsere Kindheit abspielt, ist ein Prozeß, der alle geistigen Kräfte in Anspruch nimmt, so wenig wir uns auch einer Anstrengung bei der Sache bewußt werden, und Schopenhauer hat Recht, wenn er sagt (Welt als Wille und Vorstellung II, 331): „Gewiß ist, was der Mensch bis zum Eintritt der Pu-

bertät an Einsicht und Kenntnis erwirbt, im ganzen genommen mehr, als was er nachher lernt, würde er auch noch so gelehrt; denn es ist die Grundlage aller menschlichen Erkenntnis."

Diese hochinteressante Geistesarbeit trägt mit dazu bei, das Kindesalter mehr als irgend ein anderes vor den Schrecken der Langenweile zu schützen.

Von dem tiefen, gewaltigen Interesse, das der kindliche Erkenntnistrieb den Dingen entgegenbringt, legt die Nachhaltigkeit des Eindrucks Zeugnis ab, den die Ereignisse und die Umgebung unserer frühesten Jugend in uns zurücklassen. Das Kind gleicht in dieser Beziehung dem Specialisten, der nur das konkrete Objekt seiner Detailforschung vor Augen hat, durch keinerlei Seitenblicke in verwandte Gebiete zerstreut wird, und demgemäß so gründlich auf diesem Specialgebiete Bescheid weiß. Der Baum im Hofe des Elternhauses ist dem Kinde der Baum par excellence; es betrachtet ihn unbewußt als den Typus der Gattung; ja man kann sagen, der Begriff, den der ganze spätere Mensch mit dem Worte „Baum" verbindet, empfängt eine leichte Nuance von jenem ersten konkreten Baum, der dem Kinde bekannt geworden. In keinem Wohnraum, den der Mensch in späteren Jahren bezieht, kennt er so jedes Eckchen, jede Blume an der Tapete, jeden Möbelfuß, wie in dem Elternhaus, und nachmals weiß die Erinnerung nach soviel Jahrzehnten besser in der Kinderstube Bescheid, wo man seine ersten Jahre verlebt hat, als in den Räumen, in denen man als Erwachsener vielleicht dreimal so lange gehaust hat. Wie die Tischdecke aussah, an der man als Kind allmorgendlich Platz genommen, um seinen Kaffee zu trinken, das reproduziert unsere Erinnerung bis in die kleinsten Linien; alle späteren Tischdecken lassen uns gleichgültig, denn nur jene war die Tischdecke par excellence, nur jene hatte eine wirkliche Beziehung zu unserem Ich gewonnen; nur jene haben wir mit der ganzen Aufmerksamkeit eines regen kindlichen Erkenntnistriebes studiert. Das Elternhaus ist und bleibt aus diesem Gesichtspunkte für immerdar unsere Heimat, und das eigne Haus, so traulich uns seine Räume anmuten mögen, ist nur die Heimat für unsere Kinder.

Einen Vorzug hat übrigens auch das Kindesalter auf dem Gebiete des Willens. Es darf nämlich dem Frankfurter Philosophen eingeräumt werden, daß die Willensregungen des Kindes den ruhigen Bestrebungen des Erkennens nicht so feindlich im Wege stehen wie die Willensregungen späterer Lebensepochen, zumal des Jünglingsalters, das durch die heftigste aller uns bekannten Willensregungen, die Liebe, vielfach bis zur zeitweiligen Unterdrückung aller auf das reine Erkennen gerichteten Geistesthätigkeit präoccupiert wird.

Aus allen vorerwähnten Faktoren — aus der Abwesenheit der Reflexion, die in späteren Lebensaltern dem positiven Uebel noch das imaginäre hinzugesellt, aus der vergleichsweise günstigen Gestaltung der Willensverhältnisse, aus der reichlichen Nahrung, die der Erkenntnis zu teil wird, aus der berauschenden Neuheit aller Dinge und aus der poetischen Schöpferkraft der kindlichen Phantasie — resultiert jener wunderbare Zauber, den wir das Glück der Kindheit nennen.

Auf den ernsten Mann, der mitten im Kampfe des Lebens steht, wirkt der Anblick eines glücklichen Kindes, zumal seines eignen, wie der Sonnenschein auf die Pflanze. Es ist teils die unmittelbare Wirkung dieser unschuldvollen Seligkeit, die gleichsam eine Photosphäre um sich verbreitet, teils mittelbar die Erinnerung an die eigne Kindheit, was das Erscheinen des Kindes inmitten unseres arbeitsvollen Lebenskreises zu einem so zauberhaft verklärenden Phänomen stempelt.

„Sobald das Kind erscheint," heißt es in einer der schönsten Dichtungen Victor Hugos, „jubelt der Kreis der Familie laut auf. Sein heller Blick läßt alle Augen erglänzen, und die traurigsten Stirnen — ach, und vielleicht die beflecktesten — glätten sich, sobald in seiner fröhlichen Unschuld das Kind erscheint." Im weiteren Verlauf seiner Dichtung ruft er dem Kinde zu: „Du bist das Morgenrot und mein Gemüt die Flur." Und am Schluß bittet er Gott, er möge alle diejenigen, die ihm teuer sind, seine Brüder und Freunde, ja selbst seine Feinde davor bewahren, jemals den Lenz ohne Blumen und das Haus ohne Kinder zu sehen.

II.

Das Jünglingsalter.

Ernste und heitere Individualitäten, beschränkte und kluge, Künstler, Poeten und Träu-

mer — alle begegnen sich in dem lauten, enthusiastischen Lobe des Jünglingsalters als derjenigen Epoche, in welcher freilich die sturmgeschützte, idyllische Friedseligkeit des Kindesalters gewichen, aber durch die intensive Steigerung des positiven Lebensgenusses, durch die sinnlichen und transcendenten Verzückungen einer gleichsam in ewigem Rausche begriffenen Seele ersetzt und vergütet sei.

Freilich, es sind nicht die Jünglinge selbst, die das Beneidenswerte ihrer Situation so begeistert verherrlichen, sondern die Männer und Greise — die Erinnerung, die sich ihres gerühmten Gutes erst dann bewußt wird, wenn es verloren ist. Diese aber sprechen um so klarer und apodiktischer; sie verleihen dem Jünglingsalter jeden Zauber einer überschwenglichen Poesie und steigern unsere Vorstellung von dem Werte des verlorenen Kleinods durch eine Nüance von Wehmut, die selbst dann noch ihre Schilderungen durchleuchtet, wenn sie äußerlich so frisch und launig gehalten sind, wie die Universitätsreminiscenzen des Pastors in „Hanne Nüte“. Bald stellt sich der Poet die Jugend unter dem Bilde einer Geliebten vor, die ihn lange beglückt und umschmeichelt hat, und sich endlich treulos von dannen wendet; bald ist sie ihm ein fremdes, unerreichbares Eldorado, nach dessen lichtumflossenen Gestaden er ewig fruchtlos die Wasserwüste des Lebens durchsegelt; die Insel Bimini des Don Juan Ponce de Leon, von der uns Heine gesungen. Neben der wehdurchzitterten Sage von dem schönen Tithonos, dem die Göttin der Morgenröte ewiges Leben erflehte, wobei sie vergaß, die Gabe der ewigen Jugend in ihr Flehen mit einzuschließen, ist das Heinesche „Bimini“ wohl die tiefsinnigste und schöpfungsmächtigste Gestaltung jener heimlichen Qualgefühle, die das Alter beschleichen, wenn es der goldrosigen Jugend gedenkt. Aus der Empfindung des eignen Siechtums heraus schlägt Heine in seinem „Bimini“ Töne an, deren erschütternde Wahrheit alles übertrifft, was bis zur Stunde in dieser Gattung geleistet wurde — um so mehr übertrifft, als die Qualgefühle des Individuums hier trotz aller konkreten Färbung eine typische Bedeutung erhalten, eine Identifizierung mit dem Jammer der Menschheit. Dieser Don Juan Ponce de Leon, der „einsam auf dem Strand von Cuba“ in der Flut sein Bildnis betrachtet, den Rock von gelber Elenshaut, das Bandelier von reichgesticktem Goldstoff, den grauen Filzhut mit blau-roten, keck wehenden Hahnenfedern, und ach, sein verwittertes Greisenantlitz, ist der Mensch par excellence, und was ihn so trübe stimmt, ist das unvermeidliche Menschenlos.

„Eben nicht mit sonderlichem
Wohlgefallen scheint der Greis
In dem Wasser zu betrachten
Sein bekümmert Spiegelbildnis.

Wie abwehrend streckt er manchmal
Seine beiden Hände aus,
Schüttelt dann das Haupt, und seufzend
Spricht er endlich zu sich selber:

Ist das Ponce de Leon,
Der als Page an dem Hofe
Von Don Gomez trug die stolze
Schleppe der Alkaldentochter?

Schlank und lustig war der Fant,
Und die goldnen Locken spielten
Um das Haupt, das voll von Leichtsinn
Und von rosigen Gedanken.“

Und mit einemmal steigt die Jugendzeit mit all ihrer holden Thorheit vor seinem inneren Auge empor; die Tage, da alle schönen Sevillanerinnen den Hufschlag seines Pferdes gekannt und rasch ans Fenster geflogen, wenn er durch die Straßen gesprengt; die Tage, da sein Name ein Schreck der Mauren war, da er die Turbanhäupter wie Distelköpfe niedergemäht und auf dem Blachfeld vor Granada im Angesicht des gesamten Christenheeres von Don Gonzalvo zum Ritter geschlagen wurde . . . Er hat eine glänzende Carriere gemacht; in Mexiko Schätze auf Schätze gehäuft; die Insel Cuba entdeckt, die er jetzo als Gouverneur verwaltet; Fürstengunst, Ruhm und Würden erobert; bei Juana von Castilien und dem arragonischen Ferdinand steht er in höchster Gunst: Edelsteine besitzt er, und ganze Säcke voll der schönsten Perlen . . .

„Ach, beim Anblick dieser Perlen
Werd' ich traurig, denn ich denke,
Besser wär's, ich hätte Zähne,
Zähne wie in meiner Jugend.

Jugendzähne! Mit den Zähnen
Ging verloren auch die Jugend,
Denk ich dran, schmachvoll ohnmächtig
Knirsch' ich mit den morschen Stummeln.

Jugendzähne! Nebst der Jugend,
Könnt' ich euch zurückerkaufen,
Gerne gäbe ich dafür
Alle meine Perlensäcke.

Nehmt mir Reichtum, Ruhm und Würden,
Nennt mich nicht mehr Excellenza,

Nennt mich lieber junger Maulaff',
Junger Gimpel, Bengel, Rotznas'!"

In dieser Stimmung wendet er sich an die hochgebenedeite Jungfrau. Ihr allein will er seinen Kummer enthüllen — keinem anderen Heiligen des Himmels, denn — hier durchzuckt ihn bei aller Sorge der Stolz des Spaniers — die Heiligen sind ja Männer, und auch im Himmel soll kein Mann über Juan Ponce de Leon mitleidig lächeln. Die gnadenreiche Jungfrau allein ist — weiblich klugen Sinnes — im Stande, mitzufühlen und zu begreifen,

„Was er leidet, der vergänglich
Arme Mensch, wenn seines Leibes
Edle Kraft und Herrlichkeit
Dorrt und hinwelkt bis zum Zerrbild!

Ach, viel glücklicher als wir
Sind die Bäume, die gleichzeitig
Einer und derselbe Herbstwind
Ihres Blätterschmucks entkleidet.

Alle stehen kahl im Winter,
Und da gibt's kein junges Bäumchen,
Dessen grünes Laub verhöhnte
Die verwelkten Waldgenossen.

Doch bei uns, den Menschen, lebt
Jeder seine eigne Jahrzeit:
Während bei dem einen Winter,
Ist es Frühling bei dem andern."

So fleht er denn die Herrin des Himmels an, sie möge von seinen Gliedern dieses winterliche Alter hinwegrütteln, dieses Alter, das ihm das Haupt mit Schnee bedeckt und das Blut in seinen Adern erstarren macht:

„Sag' der Sonne, daß sie wieder
Glut in meine Adern gieße,
Sag dem Lenze, daß er wecke
In der Brust die Nachtigall!

Ihre Rosen, gib sie wieder
Meinen Wangen, gib das Goldhaar
Wieder meinem Haupt, o Jungfrau,
Gib mir meine Jugend wieder!"

Und wie er dieses Gebet zur allmächtigen Gottesmutter beendet hat, drückt er plötzlich sein Antlitz schmerzhaft in beide Hände und schluchzt und weint so gewaltig und stürmisch, daß ihm die Thränen in hellem Guß durch die verwelkten Finger triefen.

Da wird nun dem Ritter die trostreiche Kunde, fern in unbekannten Gewässern liege die Insel Bimini, auf deren Frühlings- und Blütenstrande aus geheimnisvollem Wunderborn das Wasser der ewigen Jugend sprudle. Eine welke Blume, die man mit etwelchen Tropfen dieses Wassers benetzt, soll wieder aufblühen und in frischer, unverwelklicher Schönheit prangen. Ein verdorrtes Reis, mit diesem Wasser benetzt, treibt neue Knospen, und ein Greis, der von jenem Wasser trinkt, wird wieder jung. Das Alter wirft er von sich wie ein Käfer die Raupenhülle . . .

„Mancher Graukopf, der zum blonden
Jüngling sich getrunken hatte,
Schämte sich, zurückzukehren
Als Gelbschnabel in die Heimat.

Manches Mütterchen desgleichen,
Die sich wieder jung geschlückert,
Wollte nicht nach Hause gehen
Als ein junges Ding von Dirnlein.

Und die guten Leutchen blieben
Immerdar in Bimini:
Glück und Lenz hielt sie gefesselt
In dem ewigen Jugendland."

Die sehnsuchtsvolle Irrfahrt des Ritters nach dem Zauberlande Bimini, diese neue Odyssee, in der das Heimweh nicht immanent, wie in der homerischen, sondern transcendent und deshalb um so viel ergreifender an uns herantritt, bildet nun den Inhalt der folgenden Seiten. Aber ach, diese Insel Bimini ist ein Märchen. Don Juan Ponce de Leon durchfurcht rastlos den Ocean und leidet Drangsal und Ungemach; immer hoffend, das Eiland der Verheißung werde aus den Wellen emportauchen. Anstatt von dem alten Siechtum, das ihn zur Fahrt angespornt, zu genesen, wird er von neuen Gebresten und Leiden befallen.

„Während er die Jugend suchte,
Ward er täglich noch viel älter . . .
Und verrunzelt, abgemergelt
Kam er endlich in das Land,

In das stille Land, wo schaurig
Unter schattigen Cypressen
Fließt ein Flüßlein, dessen Wasser
Gleichfalls wunderthätig heilsam.

Lethe heißt das gute Wasser.
Trink daraus, und du vergissest
All dein Leiden; ja vergessen
Wirst du, was du je gelitten.

Gutes Wasser! Gutes Land!
Wer dort angelangt, verläßt es
Nimmermehr; denn dieses Land
Ist das wahre Bimini."

Wenn Heine hier die Sehnsucht nach der verlorenen Jugend in ihrem tiefsten Wesen und

frei von aller individuellen Zufälligkeit gestaltet, so werden auch sonst die Poeten nicht müde, in dem engeren Zirkel ihrer Subjektivität dem Glück des Jünglingsalters nachzusinnen und nachzuseufzen. So heißt es bei Goethe:

„Ach, wer bringt die schönen Tage,
Jene Tage der ersten Liebe,
Ach, wer bringt nur eine Stunde
Jener holden Zeit zurück!"

Und ergreifender noch und tiefer bei Friedrich Rückert:

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar.
O, wie liegt so weit, o, wie liegt so weit,
Was mein einst war!

Was die Schwalbe sang, was die Schwalbe sang,
Die den Herbst und Frühling bringt,
Ob das Dorf entlang, ob das Dorf entlang
Das jetzt noch klingt?

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
War die Welt mir voll so sehr —
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War alles leer.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Keine Schwalbe bringt, keine Schwalbe bringt
Dir zurück, wonach du weinst.
Doch die Schwalbe singt, doch die Schwalbe singt
Im Dorf wie einst."

Viktor Hugo, die Reliquien seiner Jünglingsjahre durchmusternd, empfindet eine Art heiligen Staunens bei der Zurückrufung dieses glückseligen Traumlebens. Er vermag kaum zu begreifen, daß er und jener phantastisch überströmende Jüngling ein und dieselbe Person sind. „Wie? Ich war also achtzehn Jahre alt und von tausend Träumen erfüllt? Die Hoffnung umgaukelte mich mit ihrem Sirenengesang? Ja, es ist so. Ein Stern war mir aufgegangen! Ich war ein Gott für dich, du Heilige, deren süßer Name allzeit verschwiegen bleibe! Ich war dieser Knabe, vor welchem der Mann jetzt schier erröten möchte. O Zeit der Kraft, der Anmut, der Schwärmereien! Allabendlich das Vorüberrauschen einer Robe abzuwarten! Einen Handschuh, den sie fallen ließ, an die Lippen zu drücken! Alles, alles vom Leben zu erhoffen, Liebe, Macht und Ruhm! Stolz, fleckenlos, erhaben zu sein und an alles Große und Edle zu glauben!"

Und dies schrieb der Poet nicht etwa als Greis, sondern als Mann, in der Fülle seines Schaffens und seines häuslichen Glücks.

Dann aber heißt es weiter: „Wie stra und funkelt mir jetzt dieses Alter der Illu nen, das mir ehedem vom wahren Glück so en fernt zu sein schien!"

Hier also drängt sich dem Poeten in seiner Verzückung doch die Selbsterkenntnis a daß dem Bilde, wie es ihm von der Erinneru jetzt vor die Seele geführt wird, ein gutes T subjektiven Schimmers, ein Beleuchtungseffe anhaftet, der unsere Stimmung zu täuschen g eignet ist. Wie ein ferner Eisenbahnzug gl und geräuschlos in anmutig geschwungener Ku durch die Landschaft gleitet, so zeigt uns a das Leben und Treiben unserer Jünglingsjahr aus der Ferne betrachtet, nur das Anmutig Reizende und Malerische; das Rütteln u Stoßen der Waggons verspürt nur, wer i Coupé sitzt.

In der That, wenn „große und starke Wün sche hegen" so viel wäre wie glücklich sein, da wäre das Jünglingsalter unbestreitbar die glü lichste Epoche des Lebens. Allein die heftig Aktion des Willens und das Gefühl der Be friedigung sind ebensowenig dasselbe, wie etwa Reichtum und große Ansprüche; vielmehr wi in der Regel das Unbefriedigtsein mit de Stärke der Willensthätigkeit wachsen; denn da Wollen und Können hält im Leben gemeinhi ebensowenig Schritt, wie in den Kunstbestrebungen des Dilettantismus.

Für die Entscheidung der Frage, welch Lebensepoche von zweien am meisten Anspruch auf das Prädikat einer glücklichen habe, ist offenbar nicht nur die Intensität einzelner Glücksmomente, sondern vor allem ihr Verhältnis zu den Momenten der Unlust maßgebend. Auch werden wir mit größerem Recht einen Menschen glücklich nennen, der zwar die höchsten Gipfel menschlichen Entzückens seltener erklimmt, dafür aber sich dauernd in einer mittleren Höhe des Behagens und des Befriedigtseins zu behaupten weiß, als den, der auf der Skala der Seligkeit hin und wieder eine höhere Sprosse ersteigt, im allgemeinen jedoch unter jene mittlere Höhe zurücksinkt. Unbefriedigtheit, Rastlosigkeit und Mißbehagen sind jedoch gerade dem Jünglingsalter in weit stärkerem Grad eigentümlich, als z. B. dem Mannesalter, und gerade das starke, leidenschaftliche Wollen des Jünglingsalters ist der Ausdruck für diese Thatsache. Demgemäß lebt der Jüngling wesentlich in der Zukunft. Wie das Glück der Kindheit einesteils im an-

schaulichen Erkennen, anderenteils in der Abwesenheit der Reflexion beruht, so liegt die Glückseligkeit des Jünglingsalters vornehmlich im vorschauenden und vorahnenden Ausspinnen des, was da kommen soll: in der Illusion. Das Kindesalter ist die Zeit des **naiven** Genusses der Gegenwart; das Jünglingsalter findet die Gegenwart meist ungenügend, hinter dem Ideale zurückbleibend: es drängt nach vorwärts; es erwartet von jedem neuen Tage mehr als von dem heutigen. Das Mannesalter, insofern es nicht noch halbwege in den Illusionen des Jünglingsalters verstrickt ist, oder wehmutsvolle Rückblicke in die Vergangenheit wirft, ist das Alter des bewußten Genießens der Gegenwart, die Epoche jener Resignation, die, vom eudämonistischen Standpunkt aus, die günstigste psychologische Verfassung für den Sterblichen darbietet. Freilich gelangt gar mancher erst dann in diese Atmosphäre der Ruhe, wenn die beste Summe seiner Lebenskraft ausgegeben ist und das Greisenalter im traurigen Sinne des Wortes an seine Pforte pocht.

Die Illusion, die das Glück des Jünglings ausmacht, ist auch die Ursache seines Unglücks. Aus der Jagd nach der Verwirklichung des geträumten Ideals entspringt eine unabsehbare Reihe schmerzlicher Enttäuschungen; eine Illusion nach der anderen geht zu Grabe, bis zuletzt, wie Schopenhauer sagt, „die große Enttäuschung herantritt, nach deren Eintritt es heißt: L'âge des illusions est passé.“ Diese große Enttäuschung betrifft die Möglichkeit der absoluten Glückseligkeit, die der Jüngling im ersten Stadium seiner phantastischen Träumereien sich durch keine Logik der Erfahrung wegdisputieren läßt. Schopenhauer sagt nicht mit Unrecht: „Was nun den Rest der ersten Lebenshälfte, die so viele Vorzüge vor der zweiten hat, also das jugendliche Alter, trübt, ja unglücklich macht, ist die feste Voraussetzung, das Glück — im absoluten Sinne — müsse im Leben anzutreffen sein. Gaukelnde Bilder eines geträumten, unbestimmten Glückes schweben unter kapriciös gewählten Gestalten uns vor, und wir suchen vergebens ihr Urbild. Daher sind wir in unseren Jünglingsjahren mit unserer Lage und Umgebung, welche sie auch sei, meistens unzufrieden; weil wir ihr — unserer Lage und Umgebung nämlich — zuschreiben, was dem menschlichen Leben überall zukömmt.“ Im Geiste seiner pessimistischen Weltanschauung fügt Schopenhauer hinzu: „Man hätte viel gewonnen, wenn man durch zeitige Belehrung den Wahn, daß in der Welt viel zu holen sei, in den Jünglingen ausrotten könnte. Aber das Umgekehrte geschieht dadurch, daß meistens uns das Leben früher durch die Dichtung, als durch die Wirklichkeit bekannt wird. Die von jener geschilderten Scenen prangen, im Morgenrot unserer eignen Jugend, vor unserem Blick, und nun peinigt uns die Sehnsucht, sie verwirklicht zu sehen — den Regenbogen zu fassen. Der Jüngling erwartet seinen Lebenslauf in Form eines interessanten Romans. Sonach ist der Charakter des Jünglingsalters unbefriedigte Sehnsucht nach Glück.“

Zu dieser Grundstimmung kömmt eine nicht unerhebliche Anzahl von positiven Leiden und Qualen. Vor allem ist es die Liebe, die dem Jünglingsalter das Gepräge der Unruhe und der inneren Kämpfe aufdrückt. Ganz abgesehen von der teuflischen Pein der unerwiderten Liebe und von den Qualen der Hoffnungslosigkeit, die gerade in diesem Alter — dem so feurig entwickelten Lebenstriebe zum Trotz — ein erhebliches Kontingent zu den Tabellen der Selbstmörder liefern, hat jede, auch die glücklichste Liebe, eine Summe von Unlust zur Begleiterin, die bei unserer Abschätzung wohl zu erwägen ist. Man darf überhaupt annehmen, daß in den meisten menschlichen Dingen das Gesetz einer gewissen Kompensation obwaltet; was der Volksmund mit den Worten ausdrückt: Wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten. Demgemäß ist gerade die Liebe — dieser „ewige Frühling des Menschenherzens“, um mit Eduard v. Hartmann zu reden — mit all ihren wundersamen Regungen des Entzückens, der Seligkeit, der bezaubernden Illusion, so überaus reich an Elementen, die dem Glück im reinsten Sinne des Wortes feindselig sind — dem stahlblauen Firmamente des Sommers vergleichbar, das die alles zerschmetternden Ungewitter im Schoße birgt, während der bleichere Herbsthimmel uns die Gewähr einer dauernden Ruhe bietet.

Am wenigsten mit Unlust versetzt tritt die große Lebensillusion des Jünglings in den frühesten Jahren, und zwar besonders dann auf, wenn der Ernst des Lebens, der den Knaben in Gestalt zahlreicher Verpflichtungen und insbesondere des Schulzwanges ins Joch gefesselt, mit einemmal vorläufig suspendiert erscheint, wenn der junge Träumer zum erstenmal selbständig und doch ohne die Lasten dieser Selbständigkeit

in die weite Welt hinaustritt, die auf sein Gemüt alsdann einen ähnlichen Reiz ausübt, wie die ersten Eindrücke einer engeren und engsten Umgebung auf das erkenntnisdurstige Kind. In seiner Novelle „Meine erste Erfahrung“ schildert Hans Marbach die psychologische Verfassung eines solchen Jünglings mit großer Naturwahrheit. Er schreibt:

„O wie jung war ich damals! Wie dankte ich täglich von neuem dem gütigen Schöpfer Himmels und der Erden, der mich in den prangenden, früchtereichen Garten der Welt hineingesetzt hatte, nur damit ich genießen sollte. Ich war mit allem zufrieden und glücklich; ich gefiel mir selbst, bildete mir ein, anderen zu gefallen, und die ganze Welt gefiel mir. Die große, volkreiche, bewegte Stadt mit allem, was darin lebte und webte, war so recht ein Spiegelbild meines ruhelosen, nach stetem Genuß verlangenden und in der Vorahnung des Genusses schwelgenden Innern. Alles, was mich umgab, schien mir auch nur des Vergnügens wegen da zu sein, zunächst um sich selbst zu amüsieren, und dann, um mir ein ergötzliches, herzerhebendes, Nachdenken erweckendes Schauspiel darzubieten. Selbst die Bettler und Straßenjungen machten mir den Eindruck, als spazierten sie nur zu ihrem Vergnügen und um den Effekt noch malerischer zu machen, durch das bunte, fröhliche Menschengewühl. Daß einer von den Tausenden, an denen ich vorbeiflanierte, Kummer und Sorge, oder nur einen ernstlichen Zweck haben könne, kam mir nicht in den Sinn. Es war ein ewiger Sonntag.“

Also trotz aller bestrickenden Illusionen doch ruhelos, doch nach Genuß verlangend und doch im wesentlichen nur in der Vorahnung schwelgend!

Im weiteren Verlauf schildert der Autor das naive Interesse des Jünglings für die Mädchen und Frauen, für das weibliche Geschlecht in pleno; denn die Eine, die ihn den Plural sollte vergessen lassen, diese einzig Eine hat er noch nicht gefunden. Aber er sucht sie; wenigstens befindet er sich mit der unbestimmten Empfindung, etwas zu suchen, jeden Tag auf der Straße, als ob sie um die nächste Straßenecke herum auf ihn zukommen müsse.

Also Rastlosigkeit, Suchen, Unbefriedigtsein selbst in diesem glücklichen Stadium!

Offenbar ist es ein Trugschluß, wenn der reifere Mann in der Erinnerung an seine Jünglingszeit die Behauptung ausspricht, das Glück beruhe ja gerade in dieser Rastlosigkeit, in diesem ewigen Ringen nach dem, was da kommen soll. Die Erinnerung empfindet eben nicht mehr die Unlust; wohl aber reproduziert sie den ganzen Reiz jener farbigen Illusion, und meint nun mit einemmal, das Glück, das der Jüngling nach vorwärts suchen zu müssen glaubte, hinter sich in der Vergangenheit zu erblicken. Diesen eigentümlichen Akt der Selbsttäuschung, der sich in jedem Individual-Leben wiederholt, hat Rückert mit bewundernswürdiger Wahrheit in die folgenden Verse gekleidet:

„Ich ging auf meinen Lebenswegen
Dem Schimmerlicht des Glücks entgegen,
Das mir nur immer vorwärts schien.
Und immer vorwärts mit Verlangen
Bin ich dem Lichte nachgegangen
Und sah es immer vorwärts fliehn.

Da plötzlich — wie nur ist's geschehen? —
Mußt' ich nach ihm zurück mich drehen:
Fern blickt's mich an wie Abendschein.
Wie bin ich nur vorbeigekommen
Und hab' es doch nicht wahrgenommen?
Es muß im Traum gewesen sein!“

Mit der Rastlosigkeit und dem ewigen Ungenügen des Jünglings hängt der geheimnisvolle Drang in die Weite, der unwiderstehliche Wandertrieb zusammen, der nicht nur den Individuen, sondern auch den Völkern, zumal den gemütstieferen, während ihrer Jugendzeit eigentümlich ist. Die blaue Ferne, die phantasmagorische Wirkung der Luftperspektive, die den rauhen Bergen der Wirklichkeit eine duftumflossene, wolkenartige Beschaffenheit anerkünstelt, ist so recht das Symbol menschlicher Illusion. Das Glück hat die Eigenschaft, immer „dort“ zu sein; dieses „dort“ aber ist an sich inhaltslos; es ist nur eine Negation des „hier“ und jedes „dort“ verwandelt sich wiederum in ein „hier“, sobald es erreicht ist; das geträumte „dort“ aber, das illusorische Eldorado, das wir hinter den blauen Bergen vermutet haben, dieses „dort“ wird, wie Schiller sagt, niemals zum „hier“.

Der Wandertrieb des Jünglings ist nur in bedingter Weise auf das Konto des Naturgenusses zu schreiben; denn der Naturgenuß setzt schon einen gewissen Grad der Wunschlosigkeit voraus, der Entäußerung jener allzustarken egoistischen Regungen, wie sie das Jünglingsalter charakterisieren. Das Naturgefühl des Jünglings ist daher von dem des gereifteren Mannes durch einen wesentlichen Zug unterschieden. Der

Mann, und in noch höherem Grade der Greis, betrachtet die Natur als etwas rein Objektives, zu den Wünschen und Bedürfnissen des Ich in keiner Beziehung Stehendes, diese Wünsche vielmehr Quiescierendes, Einlullendes, Besänftigendes. Die edle Freude an diesem Schönen, das trotz seiner Schönheit nicht ein Ziel unserer Bestrebungen bildet — die Sterne, die begehrt man nicht — wirkt läuternd und beschwichtigend auf ein Gemüt, dessen Eigenart in seiner alltäglichen Sphäre gemeinhin mit sich bringt, das Schöne, Vollkommene auch zu erstreben und so zum Gegenstand seines Wollens zu machen. Der Jüngling aber hat diesen Standpunkt reiner Objektivität noch nicht erreicht; er bezieht noch in der Weise eines Poeten die ganze Natur auf die Gefühle des Ich; „er denkt zum Beispiel," sagt Schopenhauer, „hinter jenem vorspringenden Felsen müßte die wohlberittene Schar der Freunde meiner harren — an jenem Wasserfall die Geliebte ruhen — dieses schönbeleuchtete Gebäude ihre Wohnung und jenes umrankte Fenster das ihrige sein: aber diese schöne Welt ist öde für mich! u. s. w." Daher denn der Jüngling die reizlose Stelle am Heidehang, die Stoppelfelder, den Steinbruch, wenn nur die Geliebte oder sonst ein phantastischer Traum irgendwie damit in Beziehungen steht, sofort als himmlisch verherrlicht, das Naturschöne aber in seiner vollendetsten Form weit gelassener hinnimmt, wenn diese Beziehungen fehlen. Nicht der Naturgenuß ergibt sich daher als eigentliche Quelle des Wandertriebs, sondern das Unbefriedigtsein mit dem „hier", das Hinausstreben in die Fremde, die da erfüllen soll, was die Nähe verweigert; denn daß alles, was wir an Glück in diesem vergänglichen Dasein erobern können, „so nahe liegt", wie der Dichter sagt, das ist eine Erkenntnis erst des späteren Alters, das, müde von dem unersättlichen „in die Weite schweifen" sich in sich selber zurückzieht. Der Wandertrieb ist für das Raumbewußtsein des Jünglings dasselbe, was das ewige „in die Zukunft blicken" für sein Zeitbewußtsein. In beiden Fällen kommt die Erkenntnis von der Eitelkeit dieser Bestrebungen erst nach langen Enttäuschungen.

Mit der dem Jünglingsalter eignen Fülle der Illusionen hängen auch die moralischen Vorzüge zusammen, die den Jüngling im Vergleich mit dem Mann und dem Greise auszeichnen. Hierher gehört, was man Idealismus der Lebensauffassung nennt — eine nicht eben glücklich gewählte Bezeichnung; denn das Wort Idealismus hat doch nachgerade einen ziemlich feststehenden philosophischen Sinn, der von dieser alltäglichen Anwendung himmelweit abliegt. Der Jüngling ist begeistert zu allem Guten und Großen, denn er ahnt noch nicht, wie häufig das Gute und Große nur die Maske für die Gemeinheit abgibt. Er ist vertrauend; er unterstellt, dafern er eine halbwegs edle Natur ist, bei seinen Mitmenschen lieber edle Gesinnungen als unedle; er ist opferwillig, mutig, von scharf ausgeprägtem Gerechtigkeitssinn. Das entschiedene, man möchte sagen stürmische Hervortreten dieser Eigenschaften hängt mit dem Rausche der Illusionen, in welchen sich der Jüngling befindet, auf das engste zusammen. Die Opferwilligkeit wird ernüchtert, wenn erst die Erfahrung zum Wort kommt und mit schmerzlich ironischem Lächeln verkündigt, wie selten die gebrachten Opfer sich lohnen, ja wie selten sie nur gedankt werden. Die begeisterten Schwingen des Mutes erlahmen, wenn die Vorstellung von der Allgewalt der gegnerischen Mächte, insbesondere der Niederträchtigkeit und der Dummheit, eine klare und wahrheitsgemäßere, wenn die Mißerfolge die Warnungstafeln geworden sind, vor denen der einst so tollkühn vordringende Pionier zu stutzen beginnt. Das Gerechtigkeitsgefühl wird peinvoll erschüttert, wenn man erst konstatiert hat, wie selten das Recht in seiner vollen wahren Gestalt zur Geltung kommt; wie das Leben im besten Falle ein Kompromiß ist; wie die Lüge, der Verrat, der Frevel oft bei festlicher Tafel schwelgen, während die Tugend, der Edelsinn und die Wahrheit betteln gehen. Auch in dieser Beziehung legt der Jüngling an das Leben den Maßstab eines Romans. Er heischt von der faktischen Gerechtigkeit, was nur die poetische leisten kann. Durch diese Irrtümer büßt der Jüngling im Punkte des Erkennens und der wirklichen Weisheit erheblich ein: aber er gewinnt dadurch auf der Seite der persönlichen Liebenswürdigkeit und des ethischen Hochgefühls. Er ist ein schlechterer Philosoph, aber ein um so besserer Poet; er liefert einen neuen Beleg für die altbewährte Thatsache, daß man nicht nur die Fehler seiner Vorzüge, sondern auch die Vorzüge seiner Fehler hat.

Das Jünglingsalter in der hier skizzierten Eigenart ist unter sämtlichen Lebensaltern das kürzeste, zumal wenn man zwischen dem Kindes- und dem Jünglingsalter noch ein Knabenalter

interpoliert, was indes nur äußerlich berechtigt erscheint. Rechnet man das Kindesalter bis zum fünfzehnten Jahre — je nach der Verschiedenheit der Individualitäten wird diese Grenze natürlich hinauf- oder hinabrücken müssen — so wird auf das Jünglingsalter nicht viel mehr als ein Jahrzehnt fallen. Spielhagen in seiner Novelle „Die Sphinx“ setzt mit voller psychologischer Berechtigung die beiden achtundzwanzigjährigen Freunde, als Männer, die bereits über die gröbsten Illusionen des Jünglingsalters hinaus sind, den achtzehnjährigen Studenten, als den Repräsentanten des Jünglingsalters, schroff gegenüber. Gemeinhin wird man das fünfundzwanzigste Jahr, das ja auch äußerlich durch die Gesetzgebung vieler Länder als ein Wendepunkt charakterisiert wird, zur Schwelle des Mannesalters zu stempeln befugt sein, wenn auch, wie selbstverständlich, die Uebergänge nur ganz allmählich sind, und in vielen Fällen das Jünglingshafte der Individualität bis zum dreißigsten Jahre andauern mag. Die körperliche Entwickelung erreicht sogar fast niemals vor dem achtundzwanzigsten Jahr ihren Höhepunkt. Was indes den Jüngling von dem Mann unterscheidet, liegt doch nicht sowohl in der glätteren Wange und dem üppigen Haar — denn hier spielt die Laune der Individualitäten oft gar wundersam mit — als vielmehr in jener bedeutsamen Divergenz der Weltbetrachtung, die aus dem Schwinden der Illusionen hervorgeht.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Rast am Wege.

Von

Viktor Blüthgen.

Wer sitzt und stützt den Kopf so schwer?
    Gretlein am Wege.
Genüber nickt die Mutter her,
Nur Brüderchen ist rege:
Es kriecht zu den Blumen vom Tragkorb aus,
Den setzte die Mutter beiseit.
Nun halten Rast auf dem Weg nach Haus
Es und die Grete, sie beid'.

Was war das für ein heißer Gang,
    Gretlein am Wege!
Nicht Baum noch Strauch das Feld entlang:
Wie macht das doch so träge!
Wie macht das doch so müd und matt
In brennender Mittagszeit,
Wenn man so winzige Beinchen hat
Und der Weg so weit ist — so weit!

Auf deiner Stirn die Tröpfchen stehn;
    Gretlein am Wege!
Die blauen Fliegen trinken gehn
Trotz Schütteln und trotz Schläge.
Von Staub und Grase da duftet's warm,
Und das Ruhen wär' schon gut,
Müßt' eins nicht aufstehn — daß Gott erbarm!
Und weitergehn durch die Glut.

Was suchst du fern und siehst genau,
    Gretlein am Wege?
Drei Lerchen stehn im Himmelblau,
Die singen allerwege.
Die können wohl singen und lustig sein!
Denn sind sie des Laufens müd,
Da regen sie ihre zwei Flügelein
Und fliegen, daß keins sie sieht.







Rast am Wege. Von Oskar Pletsch.

Der Chef des Vigilance-Komitees.

Von
Balduin Möllhausen.

1.



arold, Notar und Rechtsanwalt," las man in einer fast ausschließlich dem Handelsverkehr dienenden Straße von San Francisco neben einem unscheinbaren Hauseingange auf einem Blechschilde. Die goldenen Buchstaben auf dem blauen Grunde nahmen sich am hellen Tage recht stattlich aus, fast zu stattlich für die düstere Straße, in welcher der junge Harold bald nach dem im Osten bestandenen Examen die erste Staffel zu Glück und Reichtum betreten zu haben meinte. Abendliche Dunkelheit verschleierte indessen heute das von einer brennenden Laterne seitwärts gestreifte Schild, mit diesem aber die hohen rauchgeschwärzten Ziegelsteinhäuser, welche sich gegenüber und zu beiden Seiten aneinander reihten und mit ihren geschlossenen eisernen Thüren und Fensterladen sich ausnahmen, als ob sie, trotz der großen Jugend der Stadt, nur noch die Heimat von Ratten, Mäusen, Spinnen und Schwaben gewesen wären. Mochten sie als Speicher und Magazinräume unberechenbare Schätze bergen; mochte während der Tagesstunden in den Comptoirs mittels weniger Federstriche über Schiffsladungen von Waren und Goldberge verfügt werden, die Straße selbst dagegen kaum genügenden Raum für den verworrenen, geräuschvollen Verkehr der Lastkarren und Arbeiter der verschiedensten Rassen und Farben bieten, so ließ sich doch nicht leugnen, daß Mr. Harold zur Ausübung seines Berufes, namentlich als Anfänger, schwerlich eine ungünstigere Stadtgegend hätte wählen können. Denn gab es bei den Besitzern der Magazine auch Rechtsfälle genug zu behandeln, so waren die doch längst mit als „scharf" gerühmten Anwälten versehen; nebenbei wäre solch junge unerfahrene Kraft sicher das letzte Mittel zur Vollziehung eines verzwickten Kontraktes, geschweige denn zur Führung eines zweifelhaften Prozesses gewesen.

Doch was ließ sich machen? Um sich in einer lichteren Straße prahlerisch einzurichten, besaß Harold nicht die entsprechenden Dollars, und so blieb ihm vorläufig nichts anderes übrig, als geduldig der kommenden Dinge zu harren. Und wie mancher, gleichviel in welchem Geschäftszweige, hatte noch kümmerlicher, als er, angefangen, und wälzte sich heute auf seinen Geldsäcken. Ein einziger glücklicher Zufall und die Bahn war gebrochen, er selber aber ein gemachter Mann. Ein halbes Jahr und drüber hatte er freilich schon vergeblich auf solchen Zufall gehofft und sich während dieser Zeit recht herbe Einschränkungen auferlegen müssen, allein um zu verzagen, war dies lange noch kein Grund, mochte seine ursprünglich heitere Gemütsstimmung dadurch immerhin ein wenig zum Gegenteil beeinflußt werden.

Es war also dunkel, recht dunkel, und der nebelartige Regen diente am wenigsten dazu, das Licht der Laternen zur vollen Geltung gelangen zu lassen. War die Straße aber nach Einbruch der Dunkelheit ohnehin schon nur sehr mäßig belebt, so schien sie an diesem rauhen feuchtkalten Novemberabend beinah ausgestorben zu sein, ein Eindruck, welcher durch die wenigen erleuchteten Fenster in den Erdgeschossen, wo Comptoirdiener und Wächter hausten, kaum gemildert wurde.

Die zehnte Stunde hatte eben ihren Anfang genommen, als ein Mann, auffällig durch seine Größe und den seine ganze Gestalt von dem triefenden Schlapphut bis herunter zu den schweren Stiefeln verhüllenden weiten Mantel, hastigen Schrittes in die bezeichnete Magazinstraße einbog. Eine kurze Strecke legte er in derselben mit unverminderter Eile zurück, dann mäßigte er seine Bewegungen, während er zugleich die Thüren, an welchen er vorüberkam, aufmerksam betrachtete. Mehrfach blieb er auch stehen, um mit Hilfe eines unter seinen Händen aufflammenden Schwefelholzes dieses oder jenes,

den Namen einer kaufmännischen Firma tragende Schild zu prüfen und mit einer Gebärde der Ungeduld seinen Weg alsbald wieder fortzusetzen.

Endlich las er den Namen Harold. Einen flüchtigen Blick warf er auf die nächsten Fensterlade, durch deren Ritzen schmale Lichtfäden auf die Straße herausfielen, und vorsichtig rührte er den gußeisernen Klopfer.

Das Schurren eines Stuhles drang zu dem geheimnisvollen Fremden heraus, ein Riegel wurde zurückgeschoben, die Thür wich nach innen, und vor ihm stand Harold, ein wohlgebildeter blondbärtiger Mann von etwa sechsundzwanzig Jahren, ihn höflich ersuchend, näher zu treten.

„Mit einem Schritt von der schlammigen Straße mitten ins Bureau hinein, das zeugt nicht von einem erfolgreichen Geschäftsbetriebe," bemerkte der Fremde, nachdem Harold die Thür hinter ihm geschlossen hatte, und gleichmütig schüttelte er den Regen von Hut und Mantel.

„Aller Anfang ist schwer," antwortete Harold, seinen Gast argwöhnisch betrachtend, „ersparen Sie bei mir den Weg über teppichbelegte Flurgänge und Treppen, so ist damit nicht erwiesen, daß in Rechtsfragen Sie hier weniger schnell und pünktlich bedient werden, als bei jemand, der sich nicht vom Stuhl erhebt, wenn ihm nicht zuvor eine Handvoll Dollars auf den Tisch gezählt werden."

„Das sagte ich mir selber," erwiderte der Fremde mit einem durchdringenden, gleichsam begutachtenden Blick aus den dicht überbuschten blauen Augen auf den jungen Notar, „schwerlich wäre ich sonst gerade zu Ihnen gekommen. Das heißt, mit Dollars geize ich nicht; keinen Punkt über dem I verlange ich umsonst, wenn ich jemand finde, der etwas Unbequemlichkeit nicht scheut, wie die großen Praktikanten, welche jede nasse Schuhsohle noch besonders berechnen. Ja, einen willigen Mann suche ich, und da hoffe ich, vor die richtige Thür geraten zu sein. Wer jung ist, beweist gern Mut, und wer Geld braucht, geht dem Verdienst nach," und die Hand nachlässig im Kreise schwingend, wies er auf die sehr einfache Bureaueinrichtung.

„Gewiß stehe ich gern zu Diensten," gab Harold zu, „und Unbequemlichkeiten fallen bei mir nicht ins Gewicht, so lange es sich um Zwecke handelt, die mit meinen Anschauungen von Ehre und Recht im Einklange stehen."

Der Fremde lachte mit eigentümlich herbem Ausdruck. Wie um sich einer peinlichen Regung zu erwehren, strich er mit der Hand über sein verwittertes Antlitz und den bereits stark ergrauten braunen Vollbart, und dicht vor Harold hintretend, hob er an:

„Mit solchen Grundsätzen werden Sie in diesem Lande nicht weit gelangen. Doch mit der Zeit lernt man alles. Ich kenne manchen Rechtsanwalt, dem es in jüngeren Jahren gegen die Natur ging, einen Taschendieb zu verteidigen, und wie lange dauerte es, bis er falsche Eide, betrügerische Bankerotte, Raub, Mord und Totschlag mit glatten Worten in lustige kleine Irrtümer oder gottgefällige Werke verwandelte, je nachdem Silber oder Gold in seine Taschen floß. Begehen Sie in Ihrem Leben nichts Schlimmeres, als das, wozu ich Ihren Beistand fordere, so mögen Sie dereinst so ruhig zur Grube fahren, wie ein Kind, welches noch nicht denken, also auch nicht sündigen lernte."

„Um was handelt es sich? fragte Harold, indem er dem Fremden einen Stuhl hinschob und nach dem Tisch hinüberschritt, auf welchem wohlgeordnet dieselben Schreibmaterialien lagen und standen, die er bei Eröffnung seines Bureaus herbeigeschafft.

„Die kurze Rast lasse ich mir gefallen," antwortete der Fremde, und setzte sich gleichmütig nieder, „mit dem Schreiben hat es indessen keine Eile, wenigstens hier an diesem Ort," und als er bemerkte, daß Harold ihn erstaunt betrachtete, fügte er hinzu: „Ich vermute, Sie verlieren nicht viel, wenn Ihr Bureau einmal einen halben Tag geschlossen bleibt."

„Sie verlangen meine Begleitung?" forschte Harold wie zweifelnd, ob er dem rätselhaften Ansinnen Folge geben dürfe.

„Die verlange ich," hieß es entschieden zurück, „und zwar in dieser Stunde. Beeilen Sie sich daher. Versehen Sie sich mit Tinte, Feder und einigen Bogen Papier, denn da, wohin wir uns begeben, möchten Sie vergeblich nach dergleichen suchen. Zuvor aber versprechen Sie bei Ihrer Ehre, über das, was auch immer Sie sehen oder erfahren mögen, ewiges, unverbrüchliches Schweigen zu bewahren. Sie zaudern? Wohlan, sind Sie nicht Mannes genug, einigen Mitmenschen unter freilich etwas ungewöhnlichen Verhältnissen Ihren beschworenen Rechtsbeistand zu leihen, so erklären Sie es offen, damit ich mich nach einer anderen Gelegenheit umsehe.

Auf Ihr Gewissen aber fällt es, wenn durch diese neue Zögerung ein böses Verhängnis auf unschuldige Häupter hereinbricht."

„Den Charakter Ihres Unternehmens könnten Sie wenigstens andeuten, Mr. — Mr. —"

„Mein Name thut nichts zur Sache," fiel der Fremde ein und tiefer runzelte er die buschigen Brauen, „ist's Ihnen bequemer, so mögen Sie mich Webster nennen; was aber das Unternehmen anbetrifft — nun, das werden Sie an Ort und Stelle besser kennen lernen, als ich es mit wenigen Worten zu schildern vermöchte."

Er erhob sich mit einer Bewegung der Ungeduld.

„Was schwanken Sie noch?" fuhr er fort, „glauben Sie, ich sei bei dem Hundewetter eines weiten Weges gekommen, um mich wie ein Schulbube ausfragen zu lassen? Wollen Sie mich begleiten, oder nicht? Entscheiden Sie mit ja oder nein. Fürchten Sie indessen für Ihre Person, so fragen Sie sich selbst, ob jemand, der Sie nie zuvor sah, daran gelegen sein kann, Sie zu schädigen. Freilich, die Art, auf welche ich mich einführte, ist nicht sonderlich Vertrauen erweckend — wenigstens nicht für ein zaghaftes Gemüt."

„Furcht ist mir fremd," entgegnete Harold nunmehr entschlossen, „aber soll ich mich an einem Unternehmen beteiligen, dessen Umfang und Tragweite ich nicht ahne, von welchem ich nicht einmal weiß, ob meine Berufsthätigkeit wirklich dadurch in Anspruch genommen wird, da möchten meine Bedenken doch wohl gerechtfertigt erscheinen. Ich stehe indessen nicht an, Ihren Wunsch zu erfüllen. Hindert mich doch nichts zurückzutreten, wenn irgend welche Zweifel in mir erwachen."

Auf dem verwitterten Antlitz spielte ein beinah drohendes Lächeln.

„Das mögen Sie allerdings," tönte es Harold spöttisch entgegen, „aber mein Wort darauf, das geschieht nicht. Hoffentlich sind damit Ihre letzten Bedenken beseitigt. Fünf Minuten gebe ich Ihnen, sich zu rüsten; dann brechen wir auf. Volle zehn englische Meilen wollen zurückgelegt sein, und zwei und eine halbe Stunde dauert es nur noch bis Mitternacht."

„Haben Sie ein Pferd für mich?"

„Wir werden fahren. Im Sattel hätten wir es leichter geschafft, allein besondere Umstände zwangen mich, einen Wagen zu nehmen."

„In fünf Minuten und früher noch stehe ich Ihnen zu Diensten," erklärte Harold, und er begab sich in den an das Bureau grenzenden, engen Schlafraum. In der Eile aber, mit welcher er sich zu der nächtlichen Fahrt rüstete, offenbarte sich, in wie hohem Grade seine Spannung durch das geheimnisvolle Wesen des rätselhaften Fremden angeregt wurde. Denn dieser war kaum ein halbes Dutzendmal geneigten Hauptes und mit auf dem Rücken zusammengelegten Händen auf- und abgewandelt, als Harold wieder bei ihm erschien, eine Ledertasche mit Schreibmaterialien über die Schulter hing und sich zum Aufbruch bereit erklärte.

„Gegen Kälte und Nässe sind Sie nur dürftig geschützt," bemerkte Webster, den jungen Notar vom Kopf bis zu den Füßen flüchtig musternd, „doch auf dem Wagen finden wir Pferdedecken."

„Sorgen Sie nicht um meine Behaglichkeit," fiel Harold wie beschämt ein, „wäre ich verweichlicht, so würde ich selber für eine wärmere Hülle Sorge tragen — bitte, öffnen Sie die Thür; ich verlösche nur die Lampe und folge Ihnen."

„Noch eine Minute," versetzte der Fremde, die Hand erhebend, und sein Blick schien sich zu verschärfen, indem er Harolds Augen suchte, „ich wiederhole: Unverbrüchliches Schweigen wird von Ihnen erwartet. Ferner rate ich Ihnen dringend, niemand zu beachten, gleichviel, wer sich uns zugesellen mag. Sie dürfen weder fragen, noch auf Fragen Auskunft erteilen. Ueberhaupt muß jede Gelegenheit zu einem Gespräch vermieden werden, welches — nun, ich mag's offen einräumen — ein tief gebeugtes Gemüt aus seiner unsäglich schwer erkünstelten Ruhe aufstören könnte."

Er säumte. In seinen düsteren Augen flackerte ein Blitz unversöhnlichen Hasses empor, als er, wie im Selbstgespräch, halblaut hinzufügte: „und sie bedarf der Ruhe, sei's auch nur eine Scheinruhe, um Kraft für das zu sammeln" — er kehrte sich ab; unter seiner Hand öffnete sich die Thür und schnell trat er auf die Straße hinaus. Gleich darauf befand Harold sich an seiner Seite, und eiligen Schrittes verfolgten sie die Richtung nach einem entlegeneren Stadtteile. Keiner sprach ein Wort. Harold hatte genug gesehen und gehört, um zu ermessen, daß Webster in seinen Betrachtungen nicht gestört zu werden wünschte; dieser aber bewegte sich ein-

her, als hätte der junge Notar nur noch den Wert eines in seinen Händen befindlichen Werkzeugs besessen. Er beachtete ihn nicht mehr, als die beweglichen Schatten, welche, je nachdem sie an einer Laterne vorüberkamen, bald vor ihnen, bald hinter ihnen oder seitwärts, sich an ihre Fersen hefteten. Gegen Witterungseinflüsse schienen dagegen beide, zumal in ihrer augenblicklichen Stimmung, gleich unempfindlich zu sein. Ob der Wind eisig kalt durch die Straßen fegte, der feine Regen ihnen scharf ins Angesicht schlug: Ihre Bewegungen blieben dieselben eilfertigen.

Eine Viertelstunde waren sie gewandert, als die Häuserreihen sich lichteten und vielfach durch kleine Gartenfelder und wüste Baustellen unterbrochen wurden. Sie befanden sich in einem Stadtteil, welcher, dem Geschäftsverkehr weniger günstig gelegen, der ärmeren Klasse der Bevölkerung, namentlich den Arbeitern zum Aufenthalt diente. Auch hier hatte das naßkalte Herbstwetter die Leute früher zur Ruhe getrieben. Nur vereinzelt blinzelten matt erhellte Fenster aus dieser oder jener Richtung herüber. Vor einem einstöckigen Bretterhäuschen blieb Webster stehen, und die Hand zum Munde hebend, stieß er einen kurzen schrillen Pfiff aus.

Alsbald ließ sich in mäßiger Entfernung das Rollen eines Wagens vernehmen; zugleich wurde die Hausthür von innen geöffnet. Der gedämpfte Schein einer Lampe fiel auf die Straße hinaus; bei demselben gewahrte Harold auf dem engen Flurgange zwei Frauengestalten, deren eine durch Mantel und Tuch bis zur Unkenntlichkeit verhüllt, während die andere, im einfachen Hauskleide, die Lampe trug. Von dem Antlitz der ersteren gewann Harold nur einen flüchtigen Anblick. Es war das einer älteren Person, auf deren todbleichen Zügen sich eine gewaltige, unverkennbar schmerzliche Erregung ausprägte. Nicht minder erregt erschien die andere, ein liebliches Mädchen von schlankem anmutigem Körperbau, der eben im Begriff, sich zur vollen jungfräulichen Blüte zu entwickeln. Trotz der späten Stunde schmiegte das üppige braune Haar sich noch immer glatt an die weißen Schläfen an, gemeinschaftlich mit den schwarzen Brauen das Zarte der Hautfarbe schärfer hervorhebend. Ihre großen dunklen Augen mochten gewohnt sein, kindlich heiter zu blicken; an dem heutigen Abend dagegen verrieten sie Bangen und Zagen, während es um die frischen Lippen des kleinen Mundes eigentümlich zuckte, als hätte allein die Nähe der älteren Frau sie gehindert, in lautes Weinen auszubrechen. Offenbar auf das Erscheinen der beiden Männer vorbereitet, beachtete sie dieselben kaum. Ihre ungeteilte zärtliche Aufmerksamkeit galt der älteren Gefährtin, in welcher Harold auf Grund einer gewissen augenfälligen Familienähnlichkeit leicht genug ihre Mutter erriet.

Eine Begrüßung fand nicht statt. Wohl aber unterschied Harold, daß, als die Frau vor seinen rätselhaften Begleiter hintrat, es sich gedämpft ihren Lippen entwand:

„Muß es denn sein? Kann es nicht umgangen werden?"

„Es muß geschehen," antwortete Webster streng, „es ist eine Aufgabe, welche zu erfüllen Sie verpflichtet sind."

„Meine Kräfte werden versagen — ich werde unter den schrecklichen Eindrücken zusammenbrechen," versetzte die Frau wiederum kaum verständlich.

„Denken Sie an Ihre Tochter," ermahnte Webster leise, „ihr sind Sie es schuldig, abgesehen davon, daß auch Ihnen ein erleichtertes Aufatmen zu gönnen."

Tiefer neigte die Frau ihr Haupt. Bevor sie Worte zu einer Erwiderung fand, rollte ein von zwei Pferden gezogener offener Reisewagen vor die Thür.

„Vorwärts, vorwärts," rief Webster wiederum streng, „jede neue verlorene Minute kann verhängnisvoll werden."

Die Frau kehrte sich um und küßte das Mädchen.

„Aengstige dich nicht, Karlotta," sprach sie mit bebenden Lippen, „was ist eine nächtliche Fahrt von wenigen Stunden? Derjenige, welchem ich mich anvertraue, ist die sicherste Bürgschaft für meine glückliche Heimkehr."

Karlotta antwortete nicht. Sie rang sichtbar nach Fassung, um der Mutter den Abschied nicht zu erschweren. Erkannte sie die von dieser als zuverlässig bezeichnete Bürgschaft an, so beschwichtigte das nicht die Unruhe, welche gerade durch das Geheimnisvolle des Unternehmens erzeugt wurde. Was in ihrem Innern wirkte, mochte Webster erraten, denn an ihrer Mutter vorbei streckte er ihr die Hand entgegen, in welche sie scheu die ihre legte.

„Nein, ängstigen Sie sich nicht," wiederholte er eindringlich, „bei Anbruch des Tages



kehrt Ihre Mutter zurück, und so Gott will, leichteren Herzens, als sie jetzt von Ihnen scheidet."

Er bot der Frau den Arm, um ihr beim Ersteigen des Wagens behilflich zu sein, und jetzt erst, als das Licht der von ihr getragenen Lampe voll auf ihn fiel, schien Karlotta Harold zu bemerken. Sein teilnahmvoller Blick flößte ihr offenbar Vertrauen ein, denn sie trat neben ihn hin und mit fieberhafter Hast seine Hand ergreifend, bat sie ihn leise, über die Wohlfahrt der Mutter zu wachen, sie nicht aus den Augen zu verlieren.

„Mit meinem Leben bürge ich für ihre Sicherheit," antwortete Harold ebenso leise aus vollem Herzen. Er wollte noch etwas hinzufügen, als Webster, nachdem die Mutter auf dem Wagen Platz genommen hatte, sich nach ihm umkehrte. Auch er wurde von der Beleuchtung gestreift, und so entdeckte Harold, daß er einen finsteren durchdringenden Blick in seine Augen senkte und offenbar nur durch die Nähe des Mädchens von einer strafenden Bemerkung abgehalten wurde. Ein zweiter, jedoch flüchtigerer Blick galt Karlotta, und wie durch den ängstlichen Ausdruck des holden Antlitzes besänftigt, sprach er anscheinend ruhig zu dem jungen Notar:

„Setzen Sie sich neben den Kutscher. Die Dame bedarf der Aufmerksamkeit eines vertrauten Freundes, ich möchte Ihnen sonst den Platz neben ihr eingeräumt haben."

Ohne ein Wort der Erwiderung bestieg Harold den Wagen. Fast gleichzeitig schwang Webster sich mit jugendlicher Gewandtheit hinauf. Der in einen weiten Mantel gehüllte stumme Kutscher trieb die Pferde an, und in scharfem Trabe ging es auf der vor ihnen liegenden Straße dem Wetter entgegen zur Stadt hinaus.

Eine Stunde mochten die schweigsamen Reisenden gefahren sein, als der Wagen von der Landstraße in einen Waldweg einbog. Trotz des hinter den Regenwolken versteckten Mondes war es dort so dunkel, daß es den nunmehr langsamer einherschreitenden Pferden überlassen bleiben mußte, sich den günstigsten Boden für ihre Hufe selber zu suchen. Wohl unterschied Harold, daß Webster, der hinter ihm saß, zuweilen einige Worte mit seiner Nachbarin wechselte, doch erreichten dieselben sein Ohr nicht verständlich. Nur aus dem Tone der gedämpften Stimmen glaubte er zu entnehmen, daß jener der Gefährtin tröstlich zuredete, sie ermutigte und ermahnte, nach besten Kräften dem Unwetter Widerstand zu leisten.

Und eine böse Nacht war es in der That, doppelt böse für denjenigen, der gezwungen, sich ihrer vollen Einwirkung auszusetzen. Unablässig rieselte der feine Regen vom Himmel nieder. Bald von dieser, bald von jener Seite traf er die Reisenden, je nachdem der Wind, durch die herbstlich belaubten Baumwipfel in der ursprünglichen Richtung gestört, seinen Weg niederwärts suchte. Die Zweige knarrten und ächzten, indem sie bei den regelmäßigen Schwingungen sich aneinander rieben. Unter den Hufen plätscherte es hin und wieder. Eintönig stießen die Räder gegen die eisernen Axen. Eine unheimliche Nacht, eine unheimliche Fahrt. Alles geeignet, der rastlos arbeitenden Phantasie Harolds immer neue Nahrung zu bieten.

Die liebliche Karlotta saß zu derselben Zeit in ihrer sehr bescheiden eingerichteten Wohnung vor einer Nähmaschine. Sie konnte keine Ruhe finden. Dumpf schnurrte das zierliche Räderwerk. Die großen Augen hielt sie traurig auf die entstehenden Säume gerichtet. Bangen Herzens begleitete sie im Geiste die Mutter auf der geheimnisvollen Fahrt. Ihr war, als sei von dem finsteren Webster ein böses Verhängnis unter ihr friedliches Dach getragen worden. Und doch hatte sie so oft gehört, daß ihre Mutter ihn Freund nannte, hatte sie gesehen, daß bei seinen vertraulichen Mitteilungen, welche der nächtlichen Reise vorausgingen, heiße Thränen über ihre gramdurchfurchten Wangen rollten.

2.

Der Regen, welcher den späten Reisenden in so hohem Grade die Fahrt erschwerte, netzte auch das Dach einer morschen Blockhütte in einer bewaldeten Niederung am Fuße der Sierra del Monte Diablo. Es waltete indessen der Unterschied, daß die verwitterten Schindeln nicht aus erster Hand befeuchtet wurden, sondern schwere Tropfen, abwechselnd gleichsam zählbar, dann wieder in dichten Schauern auf sie niederrasselten, je nachdem der unstäte Wind die sich über ihnen wölbenden Baumwipfel schüttelte und die herbstlich kränkelnden Blätter von der sich auf ihnen schnell ansammelnden Last befreite.

Die Hütte war unstreitig sehr alt. Sie

mochte aus den Zeiten herstammen, in welchen die Lage der Goldfelder noch nicht maßgebend für die Gründung von Kolonieen, die Wahl der Stätte zur Errichtung eines festen, gegen winterliche Stürme Schutz gewährenden Obdachs abhängig von der Nachbarschaft umfangreicher fetter Weiden war.

Der nach dieser Hütte führende Weg war daher längst mit Baum- und Strauchvegetation bis zur Unkenntlichkeit überwuchert. In der Entfernung von mehreren hundert Ellen zog sich dagegen eine Landstraße vorüber, die indessen ebenso gut durch einen Zwischenraum von zehn Meilen von der vergessenen Heimstätte getrennt hätte sein können, ohne daß es auf deren Bestehen oder Nichtbestehen von irgend welchem Einfluß gewesen wäre.

Seit Jahren brannte heute zum erstenmal wieder Feuer in dem zerfallenen, von rohen Feldsteinen errichteten Kamin. Widerwillig suchte der Rauch teilweise seinen Ausweg durch den schadhaften Schornstein ins Freie hinaus. Ein anderer Teil verbreitete sich in dem nur wenig umfangreichen Raum und lagerte unterhalb der aus unbehauenen Sparren und Scheiten zusammengefügten Decke, wo er reichlich Gelegenheit fand, durch klaffende Fugen und Spalten sich nach dem niedrigen Bodenraum hinaufzuwinden. Die lodernden Flammen verbreiteten matte Helligkeit. Gedämpfte rote Reflexe schmückten charakteristisch die rauhen, mit Spinngeweben und Schwammauswüchsen bedeckten Wände wie die faulenden Holzkloben und Plankenreste, welche in häßlichem Durcheinander gewissermaßen die Zimmereinrichtung bildeten. Sie ragten kaum hoch genug empor, um überhaupt Schatten zu werfen. Die einzigen mehr bemerkbaren Schatten, welche auf den Wänden dämonisch tanzten, gingen von drei Männern aus, die vor dem Kaminfeuer seltsamerweise soweit getrennt voneinander saßen, wie vielleicht ihre ausgestreckten Arme reichten. Die zu beiden Seiten des Kamins sitzenden hielten jeder eine Büchse im Arm, während die rechte Faust auf den emporgezogenen Knieen den Kolben einer Drehpistole umspannte. Beide standen im rüstigsten Mannesalter. Ihre bärtigen, durch klimatische Einflüsse stark gebräunten Gesichter entsprachen ihrer Bekleidung, welche von einem mit schwerer Arbeit im Freien verbundenen Gewerbe zeugte. Einen gewissen Ausdruck des Wilden verlieh ihnen das halblange Haar. Wirr unter den abgetragenen Filzhüten hervorquellend, einte es sich scheinbar mit den Bärten. Obwohl ruhig, offenbarte sich in ihren Physiognomieen finstere Entschlossenheit, namentlich, wenn ihre Blicke den zwischen ihnen halb liegenden, halb kauernden Mann streiften.

Dieser unterschied sich im äußeren nur wenig von den beiden Gefährten; dagegen trug sein Antlitz, so weit ein zottiger rotbrauner Vollbart dasselbe nicht bedeckte, eine so scharf ausgeprägte Wut, eine so unversöhnliche Feindseligkeit, gepaart mit tief gewurzelter Tücke zur Schau, daß auch ein unbeteiligter Beobachter durch seinen Anblick sich unheimlich angeweht fühlen mußte. Ebenfalls wettergebräunt, erhielten seine Züge eine häßliche gallichte Farbe durch die heftige Erregung, welche in seinem Inneren tobte. Ein blutiges Tuch, um seine Stirn geschlungen, verschärfte den Ausdruck gefährlicher Entschlossenheit, welche unter den schwer gerunzelten Brauen hervor aus seinen blauen Augen lugte. Trotzdem lebten noch immer die Spuren jener männlichen Schönheit, die um so verführerischer, wenn ihr ein kraftvoller, durchaus wohlgebildeter Körper zur Seite steht. Jetzt waren die starken Arme freilich ohnmächtig, beraubt waren die Füße der Fähigkeit, sich nach Willkür zu bewegen; denn um jene, wie um diese schlangen sich Stricke, die, wenn auch nicht qualerzeugend fest geschnürt, den Mann vollständig wehrlos machten.

Mitternacht war vorüber. In dem wüsten Raum herrschte seit mehr als einer Stunde dumpfes Schweigen. Man hörte nur das Rauschen des Windes, das Niederrasseln der schweren Wasserschauer, das Knistern und Knacken des brennenden Holzes und das hohle Poltern der in den feuchten Schlot hineinschlagenden Flammen. Hierzu gesellte sich das regelmäßige, an eine Totenuhr erinnernde Geräusch, mit welchem der durch die schadhaften Stellen des Daches eindringende Regen in einen bereits entstandenen kleinen Pfuhl herabtropfte.

Plötzlich kehrte der Gefangene, der solange regungslos ins Feuer gestiert hatte, sich dem einen Wächter zu.

„Wie viel Uhr ist es?“ fragte er ingrimmig.

„Noch hat Ihre letzte Stunde nicht geschlagen,“ hieß es gleichmütig zurück.

„Verdammt!“ fuhr der Gefangene zähneknirschend auf, „darnach fragte ich nicht. Wäret ihr Männer, so hättet ihr durch eine Kugel



gleich ein Ende mit mir gemacht, anstatt mich hier liegen zu lassen wie 'nen geknebelten Hammel, der nur darauf wartet, in die Pfanne geschnitten zu werden."

„Fragten Sie den Mann am Spieltisch, bevor Sie ihn niederschossen, oder den Viehhändler, dessen Tod auf Ihrer Rechnung steht, ob's ihnen angenehmer, ihr Leben in Frieden zu beschließen?" meinte der eine Wächter.

„Oder vorgestern erst den Ranchero, bevor Sie ihm die Kugel in den Leib jagten?" fügte der andere hinzu.

„Zum Henker mit dem Gewäsch!" schnaubte der Gefangene giftig, „Notwehr bleibt Notwehr. Bringt mich vor eine richtige Jury, und wir wollen sehen, was von den Anklagen übrig bleibt."

„Eine richtigere Jury, als wir bilden, gibt es nicht," hieß es zurück.

„Der Satan über das Vigilance-Komitee," versetzte der Gefangene höhnisch, „Ordnung wollt ihr stiften, begeht aber selber so viele Morde, wie ihr Urteile sprecht."

„Wir wollen's verantworten, wenn Sie unschuldig gehangen," hob der eine Wächter wieder an, brach indessen ab, als er das Geräusch unterschied, mit welchem ein Mann sich der Hütte näherte. Auch der andere Wächter lauschte aufmerksam, wogegen der Gefangene sein Haupt herumwarf und den wilden Blick fest auf die nur noch lose in ihren verrosteten Angeln hängende Thür richtete.

Gleich darauf wurde dieselbe knarrend nach innen geschoben und hinter derselben trat Webster hervor. Er hatte den Wagen abseits der Landstraße im Walde auf einer kleinen Lichtung verlassen, wo der Kutscher die Pferde ausspannte und mittels Leinen so an die nächsten Bäume befestigte, daß sie sich einigermaßen frei zu bewegen und zu grasen vermochten. Harold und Karlottas Mutter waren auf dem Wagen sitzen geblieben. Seinem Versprechen gemäß verhielt Harold sich schweigend; aber mit Unruhe und Besorgnis sah er der nächsten Zukunft und der Rückkehr Websters entgegen.

Als dieser in die Hütte eintrat, rief es den Eindruck hervor, als ob die rötlich beleuchteten Züge des Gefangenen plötzlich erschlafften, der auf ihm ruhende unerbittliche Blick ihn bis ins Lebensmark hinein erschüttert habe. In seiner Erwartung, von Webster angeredet zu werden, sah er sich indessen getäuscht. Derselbe schritt an ihm vorbei bis dicht vor das Kamin hin er alsbald ein Gespräch mit den beiden Wächtern eröffnete, und zwar laut genug, um von dem Gefangenen verstanden zu werden.

„Alles ist zur Stelle," hob er mit Unheil verkündender Ruhe an, „es steht nichts mehr im Wege, ihr aber achtet genau auf meine Worte. Es hängt viel, sogar alles davon ab, daß meine Anordnungen bis ins kleinste hinein pünktlich erfüllt werden. Verlaßt jetzt diesen Raum und stellt euch vor der Thür auf. Sollte der da versuchen zu entfliehen und die Schwelle betreten, so wißt ihr, was ihr zu thun habt. Kommen die anderen, so geht ihnen aus dem Wege. Unsere Vorsichtsmaßregeln müssen ihnen unter jeder Bedingung verborgen bleiben."

Die Wächter erhoben sich, und nachdem sie zum Schutz gegen das Unwetter jeder eine Decke um die Schultern geschlagen hatten, verließen sie den düsteren Raum. Kaum aber war die Thür hinter ihnen zugefallen, als Webster sich dem Gefangenen zukehrte.

„Mapelton," begann er gedämpft, doch bevor er weiter zu sprechen vermochte, fiel der Gefangene trotzig ein:

„Nennen Sie mich Badger, denn der Badger war es, welchen Ihre schuftigen Gehilfen hinterlistig überfielen, der Badger, welchen sie hierherschleppten."

„Für mich sind Sie Mapelton," erwiderte Webster eintönig, „den Badger, den Mörder, Räuber und Wegelagerer müßte ich ohne eine Minute Zeitverlust hängen lassen; mit dem Mapelton habe ich dagegen ein ernstes Wort zu reden. Sie ist hier. Binnen kürzester Frist kann sie vor Ihnen stehen. Sind Sie noch bereit, das zu thun, wozu ich Sie aufforderte?"

„Macht, was Ihr wollt; ich selber werde thun, was mir beliebt," antwortete Mapelton zähneknirschend.

Webster zog einen Revolver hervor, spannte den Hahn und zielte auf des Gefangenen Stirn, indem er finster sprach:

„Bei Gott, dem Allmächtigen, wenn ich von Ihnen gehe, so geschieht es entweder in der Ueberzeugung, daß Sie Ihr Versprechen erfüllen und sich meinem Willen unterwerfen, oder Sie bleiben als Leiche in dieser der Vernichtung durch Feuer preisgegebenen Baracke liegen."

„Ob's mich jetzt trifft, oder nach Tagesanbruch, mir gilt's gleich," höhnte der Räuber, „je schneller, um so besser, und lieber durch eine



Vor dem Duell. Von W. Zweigle.

Kugel, als durch einen Strick, seitdem ich weiß, daß es keinen Ausweg mehr aus der Falle gibt, in welche ich verräterischer Weise gelockt wurde."

Mit eisiger Ruhe und ohne die Richtung der Pistolenmündung zu ändern, fuhr Webster fort:

„Eine Minute Bedenkzeit gebe ich Ihnen. Erwägen Sie: so lange noch ein Funken Leben in Ihnen wohnt, gibt es eine Möglichkeit des Entkommens."

In des Gefangenen Zügen leuchtete es zügellos auf.

„Sie wollen mich freilassen?" fragte er in seiner heftigen Erregung kaum verständlich.

„Das hängt von Ihnen selber ab."

Mapelton sann einige Sekunden nach. Dann versetzte er feindselig, jedoch mit tödlicher Spannung Websters Antlitz überwachend:

„Wer bürgt dafür, daß Sie Ihr Wort halten?"

„Der Erfolg selber. Als Mapelton, der seine Pflicht erfüllte, gehen Sie frei von hier aus, schon um anderer willen."

„Und als Badger?"

„Als Badger werden Sie Ihre Haut zu Markte tragen und denjenigen auszuweichen suchen, die sich auf der Jagd nach Ihnen befinden."

Mapelton lachte heiser.

„Ein schlechter Trost," meinte er spöttisch, „und dennoch, zeigt mir einen Ausweg, nicht größer, als daß ein Mann eben hindurchschlüpfen mag, und ich will's mit einem Regiment von Verfolgern aufnehmen. Die Welt ist groß; auch außerhalb Kaliforniens wird Brot gebacken."

„Sie befolgen meine Anweisungen?"

„Zuverlässig. Wünschen Sie Eide, so leiste ich jeden von Ihnen vorgeschlagenen."

Webster ließ die Hand mit der Pistole sinken.

„Was nützen mir Ihre Eide?" sprach er gleichmütig, „durchkreuzen Sie meinen wohlerwogenen Plan auch nur mit einer Silbe, so besiegeln Sie Ihr Todesurteil. Die Männer, die draußen stehen, schließen Ihnen den Mund durch eine der offenen Fugen, bevor Sie das verräterische Wort ganz ausgesprochen haben."

„Das ist deutlich," erwiderte Mapelton gehässig, „und ich bin ein Narr, auf den Unsinn einzugehen. Aber mag's drum sein. Lassen Sie sie kommen. Werde draus, was da wolle, ich handle so, wie die Vernunft es mir eingibt," und das seltsame Lächeln, welches auf seinem Gesicht spielte, erweckte bei Webster den Argwohn, daß er mit dem Leben abgeschlossen habe und im entscheidenden Augenblick, um sein Ende zu beschleunigen und sterbend noch andere zu schädigen, statt der Willfährigkeit ihm nur Hohn entgegentrage.

Nachdenklich betrachtete er den vor ihm Liegenden. Endlich aber gelangte er zu einem Entschluß, und die Pistole unter den Mantel schiebend, hob er an:

„Es steht zu Großes auf dem Spiel; ich muß es wagen, selbst auf die Gefahr hin, noch tieferem Leid die Pforten zu öffnen," und bevor Mapelton an eine Erwiderung dachte, begab er sich ins Freie hinaus. Dort gesellten die beiden Wächter sich zu ihm. Nachdem er einen derselben mit einer Botschaft nach dem Wagen abgeordnet hatte, kehrte er zu dem Gefangenen zurück.

„In dieser merkwürdigen Lage dürfen Sie nicht gesehen werden," redete er ihn ohne Säumen an, indem er die Stricke an seinen Händen und Füßen löste, „schließlich halten diese elenden Fesseln Sie nicht sicherer, als die Büchsenläufe, die beständig auf Ihren Kopf gerichtet sind. So — nun stehen Sie auf; bewegen Sie sich umher und seien Sie eingedenk meines Schwurs."

„Ihres Schwurs der Rache," versetzte Mapelton mit verhaltener Wut, und mühsam versuchte er, sich zu erheben.

„Meine Rachegefühle sind längst schlafen gegangen, ich kenne nur noch Gerechtigkeit," erklärte Webster dumpf.

Mapelton stand jetzt auf den Füßen und streckte beide Arme von sich. Zugleich trat ein teuflisches Grinsen auf sein heftig gerötetes Antlitz. Es war, als hätte das Bewußtsein der Freiheit, wenn auch nur einer scheinbaren, einen berauschenden Einfluß auf ihn ausgeübt. Plötzlich aber erbleichte er wieder, und mit der einen Hand sich an das Mauerwerk des Kamins stützend, wies er mit der anderen auf eine Blutlache, welche sich da gebildet hatte, wo er mit seinen Schultern ein Stück Holz als Rücklehne benutzt hatte.

„Kreiste das da noch in meinen Adern," sprach er ingrimmig, „möcht's mit dem Stehen und Bewegen wohl gehen. So hingegen bin ich schwach, daß der elendeste Chinamann mich bemeistern könnte."

„Die Wunde ist nicht lebensgefährlich," bemerkte Webster, „um das bißchen Blutverlust

könnten Sie noch dreißig Jahre Ihr Unwesen treiben."

„Als ob ich's nicht selber wüßte," erwiderte Mapelton, indem er seine alte Stelle wieder einnahm, „allein das hindert nicht, daß mir die Kraft fehlt, mich aufrecht zu erhalten."

„So lassen Sie sich das als Mahnung gelten. Ob sitzend oder stehend, an der Sache wird dadurch nichts geändert."

Mapelton antwortete nicht mehr. Wie geistesabwesend stierte er vor sich nieder. Hatte ihn kurz zuvor vielleicht die Hoffnung beseelt, bei den bevorstehenden Ereignissen das Freie zu gewinnen und unter dem Schutze der Dunkelheit im Waldesdickicht den Büchsenkugeln der Verfolger zu entschlüpfen, so war er jetzt zu dem Vollbewußtsein völliger Ohnmacht gelangt. Doch was auch immer in seinem Inneren wirken mochte: am wenigsten war es eine Regung der Milde oder der Reue, was seinen Blicken einen so seltsam starren Ausdruck verlieh.

Webster wandelte langsam auf und ab. Die Arme auf der Brust verschränkt und das Haupt sinnend geneigt, schien er den Gefangenen vergessen zu haben. Etwas Grauenerregendes lag in der kalten Ruhe, welche sich in seiner Haltung offenbarte, während es sich doch um Leben und Tod jemandes handelte, der, freilich seit Jahren dem Gesetz verfallen, seine Schuld schon vor Stunden an einem Baumast gesühnt hätte, wäre er nicht durch andere Bedingungen noch auf kurze Frist ans Leben gekettet gewesen. In seinem Grübeln störte ihn der Wächter.

„Sie kommen!" rief derselbe herein.

Wie aus einem Traum erwachend sah Webster empor.

„So verbergt euch," antwortete er darauf, „wenigstens auf so lange, bis sie eingetreten sind. Die Sicherheitsmaßregeln sind nichts für ihre Augen. Sie würde nur eingeschüchtert werden."

Der Mann verschwand. Einen Blick des Argwohns warf Webster auf den Gefangenen, um sich zu überzeugen, daß dessen Mattigkeit keine erheuchelte, um die Wächter zu täuschen, dann begab auch er sich ins Freie hinaus. Eine kurze Strecke vor der Hütte traf er mit Karlottas Mutter zusammen. Sie lehnte sich schwer auf Harolds Arm, der sie vorsichtig auf der Bahn führte, welche der eine Wächter und der Besitzer des Wagens durch das triefende Gebüsch brachen.

„Säumen wir ein wenig," redete er sie an, indem er ihre Hand ergriff und unter seinen Arm zog; dann, nachdem Harold zurückgetreten war, in leiserem, jedoch tröstlichem Tone: „Raffen Sie Ihren ganzen Mut zusammen; sie gebrauchen ihn bei dem Anblick, der Ihrer harrt. Suchen Sie Kraft in dem Bewußtsein, daß Sie Karlotta dies Opfer bringen."

„Mein Gott, mein Gott, was werde ich sehen, was erleben," versetzte die Frau leise, und Webster fühlte, wie heftiges Zittern ihren hinfälligen Körper erschütterte.

„Mut, Mut," ermahnte dieser wiederum dringend, „vergessen Sie nicht den Zweck, welchen wir verfolgen; trachten Sie, durch Ihre Haltung den Erfolg zu sichern, zu erleichtern — doch beeilen wir uns jetzt. Je früher alles erledigt, um so schneller wird neuer Friede in Ihre Brust einziehen — ja, kommen Sie, es muß sein, denken Sie an Karlotta."

Sie erreichten die durch die offene Thür fallende Beleuchtung. Dem Eingang sich nähernd, mußte Webster seine Begleiterin fast tragen, so vollständig hatten die Kräfte sie verlassen. Als sie aber auf die Schwelle trat, von welcher aus sie den ersten Anblick Mapeltons gewann, der, totenbleich und mit dem blutigen Tuch geradezu ein Bild des Entsetzens, regungslos auf die Thür starrte, da war es, als ob neues Leben ihre hinfällige Gestalt durchströmt habe, ihr bisheriges Bangen und Zagen vor einem unendlichen Gefühl des Jammers, aber auch vor dem erwachenden ernsten Willen, sich zu beherrschen, zurückgetreten sei. Ihr einst unstreitig schönes, jetzt durch vieljährigen Gram tief gefurchtes Antlitz rötete sich leicht. Einige Sekunden zögerte sie, wie um sich zu überzeugen, daß der vor ihr Sitzende in der That derselbe, dessen Bild früherer Tage ihr noch immer lebhaft vorschwebte, und dicht neben ihn hintretend, hob sie wunderbar gefaßt mit ihrer sanften Stimme an:

„Charles, wie muß ich dich wiederfinden. Du riefst mich, und ich bin gekommen. Ein schweres Unrecht willst du an mir sühnen, das aber überwiegt alles andere in einem Maße, daß ich nichts mehr kenne, als Verzeihen und Vergessen. Doch wenn du milden Empfindungen zugänglich wurdest," fuhr sie nach einem Atemzuge der Pause schwermütig fort, „weshalb säumtest du, bis ein Unglück dich ereilte — und ich sehe ja, wie du leidest, wenn ich auch nicht begreife, wodurch du in eine so schreckliche Lage

gerietest — weshalb suchtest du mich nicht auf? Warum kamst du nicht früher, um deine Pflicht zu erfüllen, eine Bahn zu betreten, welche zu unserem gemeinsamen Frieden geführt hätte?"

So lange sie sprach, starrte Mapelton zu ihr empor, wie seinen Sinnen nicht trauend. Als sie aber endigte, blickte er verwirrt auf Webster. Es war ersichtlich, die klagende Frau, wenn sie je von einem Badger hörte, ahnte nicht, daß sie in Mapelton denselben verwegenen Räuber vor sich sah, der schon seit einer langen Reihe von Jahren, bald in Mexiko, bald im südlichen, bald im nördlichen Kalifornien mit einer Rotte Gesinnungsgenossen das Land unsicher machte und den zu ergreifen bisher nicht gelungen. Er konnte nicht fassen, daß sein Todfeind, und der stand ja vor ihm, darüber Schweigen beobachtet haben sollte. Noch unbegreiflicher erschien ihm, daß die tief gebeugte Frau vorgab, seinem Ruf Folge geleistet zu haben, während er sich doch bewußt war, nur gezwungen zu dem von Webster beschlossenen Verfahren seine Einwilligung erteilt zu haben, sein Versprechen sogar nicht einmal für bindend hielt. Seine Bestürzung war daher so groß, daß ihm die Worte zu einer Erwiderung fehlten. Erst nachdem Webster die in seinen verstörten Zügen sich offenbarende Frage, jedoch kaum bemerkbar, durch Neigen seines Hauptes beantwortete, kehrte er sich der Frau wieder zu.

„Ja, ich habe dich rufen lassen," begann er, doch senkte er den Blick vor den auf ihm ruhenden Augen, „ich wäre wohl selber gekommen, allein ich wußte nicht, welche Aufnahme ich finden würde, und jetzt ist es wohl zu spät zu einer Einigung in deinem Sinne. Du siehst, wie ich daliege. Jede andere Stunde kann meine letzte sein. Da wollte ich nicht aus diesem Leben scheiden, ohne das an dir begangene Unrecht, soweit es noch in meinen Kräften, gesühnt zu haben. Nur eine Bedingung stelle ich", fügte er mit einem abermaligen scheuen Blick in Websters unerbittlich strenges Antlitz hinzu, „die Bedingung, daß, nachdem ich meine Pflicht erfüllte, du von dannen gehst und mich meinem Schicksal überläßt. Du darfst nicht Zeuge meines vielleicht bevorstehenden Endes sein. Auch forsche mir nicht nach, wenn es mir beschieden sein sollte, diese Stätte zu verlassen und fern von hier unter einem anderen Namen für alle, die mich bisher kannten, verloren zu gehen. So lautet mein Wille. Von ihm weiche ich nicht ab. Du hingegen, wenn noch ein Funke von Mitleid in dir wohnt, wirst mir nicht zumuten, mein Leben in der Gesellschaft von Menschen hinzuschleppen, deren Anblick mich schließlich zum Wahnsinn treiben würde."

Die Augen der Frau füllten sich mit Thränen. Gewaltsam drängte sie dieselben zurück. Wie Mapelton, der wieder stumpf vor sich niederstierte, zuvor gethan, richtete sie jetzt eine stumme Frage an Webster, welche von diesem ähnlich zustimmend beantwortet wurde, dann sprach sie mit erzwungener Ruhe:

„Auf deine Bedingung muß ich eingehen; es gibt keinen anderen Ausweg. Mögest du daher geheilt und gekräftigt von hier ausgehen, und wohin auch immer du deine Schritte lenkst, mich soll die Hoffnung tragen, daß die Zeit nicht fern, in welcher du —"

„Mr. Harold!" rief Webster nach der Thür hinüber, „treten Sie ein. Nicht viel Bequemlichkeit hier, allein wenn wir die Holzblöcke dort übereinander schichten, mag's zur Abfassung eines kurzen Schriftstückes genügen. Doktor", wendete er sich an den Mann, welcher den Wagen gefahren hatte, „wohnen auch Sie der Verhandlung bei, um mit gutem Gewissen Ihre Zeugenschaft durch Unterschrift dokumentieren zu können."

Es folgte kurzes Schweigen, währenddessen die Männer mittels der Balkenreste eine Art Tisch herstellten. Nachdem Harold seine Schreibmaterialien auf demselben geordnet hatte, fuhr Webster wieder fort:

„Zunächst setzen Sie das Formular zu einem Trauungsakt auf. Sobald Sie der Namen bedürfen, sagen Sie es."

Bestürzt sah Harold empor.

„Eine Trauung?" fragte er zweifelnd.

„Ich wiederhole: Eine Trauung," bestätigte Webster gedämpft, „aber beeilen Sie sich. Sie sehen, wie die Dame von Kälte und Nässe leidet."

Harold tauchte die Feder ein und ließ sie flüchtig über das Papier gleiten. Nach einer Weile richtete er sich auf. Mit einem einzigen Blick erfaßte er die vier regungslosen Gestalten, deren Aufmerksamkeit ihm allein zugewendet war, und höflich bat er um die Namen.

„Schreiben Sie: Henry Charles Mapelton", sprach Webster eintönig.

Harold neigte sich über den Balkentisch; vernehmlich schnarrte die Feder und wiederum sah er empor.

„Miß Margaret Shaw", tönte es mit demselben Ausdruck von Websters Lippen, während die Genannte, wie von einem jähen körperlichen Schmerz überwältigt, in sich zusammenschauerte, jedoch alsbald ihre Fassung zurückgewann.

Abermals schrieb Harold mehrere Minuten. Dann reichte er Webster das Schriftstück dar. Dieser las es mit großer Aufmerksamkeit.

„Es ist gut," sprach er, dem Notar das Dokument wieder einhändigend, „verlesen Sie es, doch nicht zu laut. Wir mögen etwas näher zusammentreten, damit Ihre Stimme nicht über die Grenze der alten Wände hinausdringt."

Harold schritt neben Margaret Shaw hin. Webster und der Doktor stellten sich zu beiden Seiten auf, und während die Blicke jener mit tödlicher Spannung an seinen Lippen hingen, Mapelton hingegen stumpf vor sich niederstierte, las er die Trauungsformel vor, laut deren die genannten Personen unauflöslich miteinander verbunden wurden.

Auf seine Frage, ob die beiden Hauptbeteiligten mit allem einverstanden seien, antwortete Margaret mit einem deutlichen Ja, jedoch als ob ein entschwindendes Leben mit demselben vereinigt gewesen wäre. Mapeltons Antwort war kaum verständlich; wie geistesabwesend sprach er sie vor sich hin. Mit derselben stumpfen Ruhe unterschrieb er das ihm auf der Mappe vorgehaltene Dokument. Mit zitternder Hand folgte die nunmehrige Mrs. Mapelton seinem Beispiel, worauf die Zeugen und Harold durch Beifügung ihrer Namen den Vertrag rechtsgiltig bekräftigten.

„Es ist geschehen," nahm Webster darauf wieder das Wort, „eine vieljährige Schuld ist eingelöst worden, und meine Aufgabe erfüllt." Dann zu Harold gewendet: „Dieses Dokument händigen Sie mir morgen zur Uebermittelung an Mrs. Mapelton ein, nachdem Sie zuvor eine gerichtlich beglaubigte Abschrift für mich angefertigt haben. Hier aber hält uns jetzt nichts mehr. Kommen Sie, Mrs. Mapelton, es ist die höchste Zeit für Sie, körperliche und geistige Ruhe zu suchen."

„Ich kann nicht, ich kann nicht — er ist mein Mann," antwortete Mrs. Mapelton unter hervorbrechenden Thränen, „alles, alles habe ich ihm verziehen — er ist siech, verwundet — ich darf ihn nicht hilflos seinem Schicksal überlassen," und neben ihm niederknieend, erfaßte sie Mapeltons Hand, „er gehört jetzt zu mir, ich will ihn mit mir nehmen; ich will ihn sanft betten, ihn pflegen; beschließt er aber, nachdem er geheilt, sich von mir zu trennen, so mag er es dann thun."

Als sie ihre Hand nach der Mapeltons ausstreckte, machte Webster eine Bewegung, wie um sie zurückzureißen. Dann kehrte er sich der Thür zu, offenbar um seine Erregung zu verheimlichen. Doch sich gleich darauf wieder an die verzweifelnde Frau wendend, trug er in seinen Zügen den alten Ausdruck eines undurchdringlichen Ernstes zur Schau.

„Mrs. Mapelton, Sie wissen, was Sie mir versprachen," bemerkte er streng.

Diese neigte das Haupt, wie unter einem betäubenden Schlage.

„Geh, Margaret," versetzte nunmehr Mapelton, der Websters Bewegung bemerkt hatte, und deren Ursache offenbar erriet, denn rauh entzog er seiner Frau die Hand, „geh mit deinen Freunden, wenn du noch Achtung vor den dir gestellten Bedingungen hegst. Geh, ich wiederhole es, wenn du mich nicht sterben sehen willst."

„So gönnen Sie mir nur noch eine Stunde — nur eine halbe —" wendete Mrs. Mapelton sich wieder an Webster, „erwägen Sie, er hat mir Gerechtigkeit widerfahren lassen, mir und unserer Tochter — es ist vielleicht ein Abschied auf ewig — ich kann nicht von ihm gehen, ohne ihm meine heißesten Segenswünsche mit in die Zukunft hineingegeben zu haben! Und wodurch könnte er jetzt noch eine solche Härte verdienen? Nur eine halbe Stunde, wenn nicht um meinetwillen, so doch ihm zum Trost."

Tiefer runzelte Webster die Brauen und durchdringend sah er in Mapeltons Antlitz.

„Hören Sie das Flehen Ihrer Frau?" hob er nach längerem Sinnen an, „schlägt Ihr Herz nicht milder, angesichts solcher Opferwilligkeit? Erwacht in Ihnen nicht bittere Reue, ein solches Kleinod mit Füßen von sich gestoßen zu haben? Wären Sie jetzt noch imstande, ihr auch nur durch eine Miene wehe zu thun, den Frieden, welchen sie mit sich von hier fortzunehmen hofft, unheilbar zu untergraben?" und schärfer betonte er die letzten Worte.

Aus Mapeltons Antlitz wich der letzte Tropfen Blut.

„Margaret, geh," sprach er, sich vergeblich bemühend, seiner Stimme einen festen Klang zu verleihen, „folge deinen Freunden — laß mich allein." —

„Nein, sie soll bleiben," entschied Webster nunmehr etwas lebhafter, „Ihnen soll der letzte freundliche Trost nicht entzogen werden, ihr dagegen eine tröstliche Erinnerung an die jetzige Stunde bleiben. Kommen Sie," wendete er sich an Harold und den Arzt, „gönnen wir ihnen eine kurze Frist ungestörten Beisammenseins," und gefolgt von ihnen entfernte er sich. Bevor er aus der Thür trat, spähte er noch einmal zurück. Er erschrak, als er gewahrte, daß Mrs. Mapelton, noch immer auf den Knieen liegend, vorsichtig das blutige Tuch von dem Haupte des Verwundeten löste und sich anschickte, den Verband zu erneuern.

Im Freien traten die beiden Wächter mit einer leisen Frage zu ihm heran.

„Es bedarf keiner auffälligen Wachsamkeit mehr," antwortete er ebenso leise, „stärkere Mittel, als Stricke und Kugeln halten ihn jetzt."

Dem Doktor trug er auf, für den Fall, daß man seines Beistandes benötigt sein sollte, in der Nähe der Hütte zu bleiben, dann schritt er mit Harold eine kurze Strecke in den finsteren Wald hinein. Am Fuße eines Schutz gewährenden Baumes, wo das durch die schadhafte Thür fallende Licht sich in ihrem Gesichtskreise befand, ließ er sich auf den feuchten Rasen nieder, Harold auffordernd, an seiner Seite Platz zu nehmen.

3.

„Wer vermag die Regungen eines edlen Frauenherzens zu erraten oder im voraus zu bemessen," begann Webster alsbald mit seinen Mitteilungen, „alle ihre Versprechungen, alle ihre heiligen Beteuerungen, alles zerfiel in nichts beim Anblick jenes Elenden, welchem sie, das Opfer einer unglaublichen, himmelschreienden Täuschung, vertrauensvoll sich einst zu eigen gab."

Er sann einige Sekunden nach, und streng, sogar hart klangen seine Worte, indem er fortfuhr: „Aus allem, was Sie bisher sahen und hörten, vermögen Sie sich einigermaßen ein Bild der Ereignisse zu entwerfen, welche die eben stattgefundene Trauung bedingten. Aber auch falsche Schlüsse können Sie ziehen, und das darf nicht geschehen. Ich stehe daher nicht an, Sie mit den Verhältnissen vollständig vertraut zu machen. Es wird Sie zunächst über die Ihnen bis zu einem gewissen Grade abgezwungene Beteiligung beruhigen, wogegen ich selbst die Bürgschaft gewinne, daß Sie die heutigen Erlebnisse als ein unveräußerliches Geheimnis betrachten, gewissenhaft Ihre Zunge hüten, damit nicht ein unbesonnen ausgesprochenes Wort verhängnisvoll für unschuldige Häupter werde. Ich könnte eine Drohung hinzufügen, und Sie wissen, wir Mitglieder des Vigilance-Komitees verstehen es, eine auf gutes Recht und die Wohlfahrt redlicher Mitmenschen begründete Drohung auszuführen; allein was hülfe mir Rache für ein vielleicht absichtslos heraufbeschworenes Unglück? Der Schade würde dadurch nicht ungeschehen gemacht; Sie aber würden einer schweren Strafe entzogen, welche Sie in dem eignen Gewissen bis an Ihr Lebensende mit sich herumzutragen verdammt wären."

„Drohungen können mich nicht fester binden, als der eigne ehrliche Wille," versetzte Harold zuversichtlich, als Webster eine Pause eintreten ließ.

„Das ist meine Ueberzeugung", erwiderte dieser, „allein ich hielt es für angemessen, Sie wenigstens auf die Heiligkeit dieses Geheimnisses aufmerksam zu machen. Und ein fürchterliches Geheimnis ist es, fürchterlich in seinen Folgen, wenn es je zur Kenntnis der schwer geprüften treuen Frau und Mutter da drinnen gelangen sollte. Denn hören Sie: Der Mann, welcher eben gesetzlich mit ihr vereinigt wurde, ist kein anderer, als Badger, der Räuber und Mörder, welchem es so viele Jahre hindurch möglich gewesen, dem Arme des Gesetzes zu entrinnen und der heute noch sein frevelhaftes Unwesen triebe, hätte das Vigilance-Komitee nicht über die Gerichtsbarkeit hinweg die Sache in die Hand genommen."

„Badger," wiederholte Harold bestürzt den Namen, welchen er mehrfach in Verbindung mit blutigen Ereignissen hatte nennen hören, „Badger — und zwischen diesem Verbrecher und einer augenscheinlich sittenreinen Person vollzog ich den Heiratskontrakt — ihm konnte sie sich —"

„Urteilen Sie nicht vorschnell," unterbrach Webster ihn ernst, „den Charles Mapelton heiratete sie, nicht den Badger. Von diesem weiß sie ebensowenig, wie meine Gehilfen — außer dem Doktor — von einem Mapelton. Um aber eine Unglückliche von der ihr schamlos aufgebürdeten Last zu befreien, ihr einen notdürftigen Seelenfrieden zurückzugeben, durften wir in der

Wahl des einzigen denkbaren Mittels nicht zaghaft sein."

„Aber die Zukunft, die Zukunft! Die Wahrheit muß eines Tages vor ihr enthüllt werden."

„Sie wird es nicht," versetzte Webster mit einer Zuversicht, welche Harold unheimlich anwehte, „nein, es ist unmöglich, so lange wir drei unsere Zungen überwachen. Badger hingegen hat einen zehnfachen Tod verdient, und er findet ihn schneller, als er das Geheimnis des Mapelton unter die Menschen zu tragen vermöchte. Dann ist er vergessen, während Mapelton noch lange als verschollener Unglücklicher von einem treuen Herzen beklagt und betrauert wird."

„Entsetzlich," sprach Harold wieder leise vor sich hin.

„Ja, entsetzlich," hieß es finster zurück, „und doch wählte ich von allen Uebeln nur das kleinste. Meine Bekanntschaft mit der jetzigen rechtmäßigen Mrs. Mapelton stammt, wie Sie wohl errieten, aus früheren Jahren her. Sie sahen ihre Tochter, Sie sprachen mit ihr. Sie ist eine liebliche Erscheinung, deren äußere Vorzüge nur durch die Eigenschaften des Herzens übertroffen werden. Wohlan denn, vergegenwärtigen Sie sich das anmutige Kind, und Sie haben die Mutter vor sich, als noch die Reize holder Jugend sie schmückten. Sie wohnte damals bei ihren Eltern im Staate Kentucky, der auch meine Heimat. Zur Zeit, als ich sie kennen lernte, war ihr junges Herz noch frei. Kein Wunder daher, daß ich mich vom ersten Augenblicke mit unwiderstehlicher Gewalt zu ihr hingezogen fühlte; je öfter ich sie aber sah, um so mehr überzeugte ich mich, daß ihr Besitz eine Lebensfrage für mich geworden. Ja, ich liebte sie treu und innig, so treu, daß die entschwundenen Jahre wie die verhängnisvollen Ereignisse keine andere Wandlung in mir erzeugten, als daß ich für mich nichts mehr hoffte, dagegen heute noch bereit bin, mein Leben ihrer Wohlfahrt zu opfern; sie hingegen hat sich einer solchen Anhänglichkeit nie unwürdig gezeigt.

„Da ich in dem zutraulichen Mädchen eine freundliche Hinneigung zu mir zu entdecken glaubte, zögerte ich nicht, um ihre Hand anzuhalten. Obwohl überrascht und verwirrt, sagte sie sich mir in ihrer heiteren, kindlich sorglosen Weise zu, und heute erkenne ich wohl an, daß sie sich über sich selbst täuschte, ihre herzlich freundschaftlichen Gesinnungen als Liebe deutete und erst dann zu klarem Bewußtsein gelangte, als ein verhängnisvoller Zufall diesen Mapelton in ihren Weg führte. Ich darf deshalb keinen Stein auf sie werfen; denn Mapelton war nicht nur ein auffallend schöner Mann, sondern auch mit einer geradezu verführerisch wirkenden Art des Anstandes, der Bewegungen wie der Unterhaltung begabt. Hätte Margaret damals den Mut besessen, den Eindruck offen einzuräumen, welchen dieser Mann auf sie ausübte, wer weiß, ob nicht alles anders gekommen wäre. Man hätte ihn vielleicht aufmerksamer beobachtet und schließlich als einen Unwürdigen entlarvt, wenn nicht eben das öffentlich anerkannte Verhältnis zu der gefeierten Schönheit dennoch die Ursache seiner Rückkehr zu einem ehrenwerten Lebenswandel gewesen wäre. Ersteres mochte er fürchten, zu dem anderen sich zu schwach fühlen, und da konnte die Verheimlichung ihm nur willkommen sein. Ich bezweifle sogar nicht, daß er, in Verfolgung eines schändlichen Planes, Margaret in ihrer Verschwiegenheit bestärkte; und welches Mädchen wäre nicht bereit, den Wünschen und Ratschlägen des Geliebten sich unterzuordnen. Doch ich wiederhole, hätte sie mir vertrauensvoll die Wahrheit eingestanden, anstatt durch ihr verändertes Wesen Zweifel in mir wachzurufen, so wäre ich, wenn auch zerknirscht und vernichtet, zurückgetreten. Allein bevor ich einen klaren Begriff von dem über meinem Haupte schwebenden Verhängnis erhielt, brach dasselbe wie ein Wetterschlag auf mich herein.

„Margaret war nämlich eines Tages verschwunden, und mit ihr zugleich Mapelton. Ueber die Ursache ihrer unbesonnenen Handlung entstand kein Zweifel; denn auf ihrem Tisch lag ein an ihre Eltern gerichteter Brief, in welchem es hieß: ‚Forscht nicht nach mir, es würde vergeblich sein. Ich folge meinem Stern; ich kann nicht anders. Grämt euch nicht um mich, denn ich ziehe meinem Glück entgegen.'

„Die Wirkung dieses Ereignisses war auf uns alle eine niederschmetternde. Doch was soll ich jetzt noch meinen damaligen Gemütszustand schildern? Es gehört nicht hierher. Wohl aber hebe ich hervor, daß nach dem Verlust der Geliebten ich erst in vollem Maße inne wurde, wie ich mit allen Fasern meines Lebens ihr in unverbrüchlicher Treue ergeben. Diese tiefe Zuneigung war es auch, was mich bei allem späteren Thun leitete, mich heute noch in meinem Verfahren gegen den hinterlistigen Verräter bestimmt.

Mein erstes Gefühl gegen ihn war das des unbezähmbarsten Hasses und Rachedurstes. Bei längerer ruhiger Ueberlegung wich dasselbe indessen vor dem einer tiefen Trauer. Hätte meine Rache die arme verblendete Margaret doch schwerer noch getroffen als ihren Entführer; und welches Recht der Verfolgung hätte ich ihr gegenüber besessen, die am wenigsten Tadel verdiente, weil sie ein Verhältnis auflöste, von welchem sie kein Glück für sich, also auch nicht für mich erwartete. Freilich, einen anderen Weg der Trennung hätte sie wählen können.

„Mein erster Argwohn gegen den Charakter Mapeltons wuchs unterdessen in demselben Grade, in welchem ich ihn mir immer wieder in seinem Verkehr nicht nur mit Margaret, sondern auch mit anderen Menschen vergegenwärtigte. Von Anbeginn hatte in seinem Blick etwas gelegen, was mich mit Mißtrauen erfüllte, während sein durch nichts begründetes übermäßig freundschaftliches Wesen meinen Widerwillen gegen ihn wachrief. Nachdem ich aber den Beweis erhalten hatte, daß er zu derselben Zeit den schamlosesten Verrat plante, verwandelte mein Widerwille sich in Abscheu und Verachtung. Ich fragte mich, was Margaret von einem Manne erwarten könne, der so gewandt in der Verstellungskunst, so gewissenlos auf sträflichen Umwegen das zu erreichen suchte, was ihm, wäre die Angelegenheit in ehrenhafter Weise eingeleitet worden, kaum versagt geblieben wäre; aber er fürchtete eben die Nachforschungen nach seiner Vergangenheit.

„Also nicht um mich zu rächen, sondern um Margaret zu überwachen, als ihr Rächer aufzutreten, im Falle mein Argwohn gerechtfertigt werden sollte, beschloß ich, mir über ihren Verbleib Auskunft zu verschaffen. Doch alle Anstrengungen ihrer Eltern und Freunde wie die meinigen, eine Spur von ihr zu entdecken, blieben fruchtlos. Nur einmal traf ein Brief von ihr ein. Er trug den Poststempel von St. Louis, war aber augenscheinlich von einem anderen Ort mit irgend einer anderen Gelegenheit dorthin geschickt worden. In demselben zeigte sie mit wenigen, wenn auch innigen Worten an, daß sie glücklich verheiratet sei und die zuversichtliche Hoffnung hege, unter den günstigsten Verhältnissen innerhalb nicht allzulanger Frist ihre Eltern wiederzusehen und deren Verzeihung für ihren ungewöhnlichen Schritt zu erflehen. Das waren die ersten aber auch die letzten Nachrichten. Jahr auf Jahr ging dahin, und wenn ich auch nie ganz aufhörte, Nachforschungen anzustellen, so betrieb ich dieselben allmählich doch nur mechanisch. Es erschien mir als Thorheit, nach jemand zu suchen, dem so viel daran gelegen, sich verborgen zu halten. Schließlich betrauerte ich die Jugendgeliebte nur noch wie eine Verstorbene.

„Ja, Jahre gingen dahin. Der Körper verlor nicht seine Widerstandskraft, aber mein Geist alterte in einer Weise, daß ich Freunden und Bekannten nur zu bald keine erträgliche Gesellschaft mehr bot und endlich ganz vereinsamt dastand. Auf der einen Seite entsprach dies meinen Neigungen, anderseits war es mir peinlich an einem Ort, wo jeder mich und meine Vergangenheit und damit die Ursache der Umdüsterung meiner Stimmung kannte. Ich beschloß daher, auszuwandern, als Fremder unter Fremden mir in der Ferne einen neuen Wirkungskreis zu gründen. Es hatte dies um so weniger Schwierigkeit, weil ich niemand mehr besaß, namentlich nach dem Tode von Margaretes Eltern, an den ich, wenn auch nur durch die Bande freundlicher Teilnahme, gefesselt gewesen wäre. Und so wählte ich Kalifornien zu meinem Ziel. Hier, wo die aus aller Herren Länder zusammengewürfelten Elemente in voller Gährung begriffen waren und noch sind, hoffte ich in Verhältnisse einzutreten, welche mir nicht viel Zeit zum finsteren Grübeln übrig ließen. Dem Entschluß folgte die Ausführung auf dem Fuße nach, und zwei Jahre sind jetzt verstrichen, seitdem ich in San Francisco landete. Im Besitz von Mitteln, welche mir eine gewisse Unabhängigkeit sicherten, betrachtete ich es als erste Aufgabe, mit den hiesigen Verhältnissen mich vertraut zu machen. Nach allen Richtungen hin durchkreuzte ich den jungen Staat, ahnungslos, daß ich oft genug in der Nachbarschaft derjenigen weilte, nach welcher ich so viele Jahre hindurch vergeblich geforscht hatte. Bald im Norden, bald im Süden hielt ich mich auf, ohne mich für eine bestimmte Beschäftigung zu entscheiden, überall aber angewidert von der herrschenden Gesetzlosigkeit wie von der Ohnmacht, sogar sträflichen Bestechlichkeit derjenigen, deren Aufgabe es sein sollte, zum Schutz des besseren Teils der Bevölkerung den Gesetzen Geltung zu verschaffen. Es wurde geraubt und gemordet, Missethäter wurden eingefangen und heimlich wieder entlassen, oder man gab ihnen gegen

gutes Entgelt Gelegenheit zur Flucht, so daß jeder ehrliche Mann, wollte er nicht der Willkür einer verbrecherischen Horde preisgegeben sein, nach besten Kräften zur blutigen Selbsthilfe griff.

„So besuchte ich auch die Minendistrikte. Um das Leben und Treiben in denselben von Grund aus kennen zu lernen, beteiligte ich mich, obwohl mit nur ungünstigem Erfolg, am Goldwaschen. Diese Art von Arbeit sagte mir indessen bis zu einem gewissen Grade zu, weil ich um meiner Mitarbeiter willen zur unausgesetzten Rastlosigkeit gezwungen war. Nebenbei sammelte ich in der aus allen Erdenwinkeln zusammengewehten Gesellschaft Erfahrungen, welche mir reichen Stoff zum Nachdenken lieferten.

„Eines Abends — etwas über ein Jahr ist es jetzt her — saßen wir Arbeiter aus mehreren benachbarten Gruben nach vollbrachtem Tagewerk um ein großes Feuer. Bei der lebhaften Unterhaltung verstrich die Zeit mir schnell, ohne daß ich selbst mich viel an den Gesprächen beteiligt hätte. Und zum Erstaunen war es, was dort erörtert und in den seltsamsten Kontrasten bald von einem Mitgliede der niedrigsten Volksklasse, bald von einem Sprößling der gebildetsten Stände, von früheren Kaufleuten, sogar Gelehrten und Künstlern erzählt wurde. Das Seltsame wurde dadurch erhöht, daß die Leute sich im äußeren Charakter nicht voneinander unterschieden, wie es noch heute nicht anders. Ob aus einer höheren Sphäre oder der Hefe des Volks hervorgegangen: gleich rauh und wild sahen alle aus.

„‚Was aus einem Menschen alles werden kann,‘ hörte ich da einen alten Arbeiter lustig sein Garn spinnen, und mechanisch lauschte ich seinen Mitteilungen, ‚mancherlei habe ich ergriffen, bevor ich meinen Weg in diese gesegneten Goldfelder fand, allein daß ich noch einmal einen Geistlichen aufspielen würde, hätte wohl nicht leicht jemand geglaubt, und am wenigsten ich selber. Es ist eine alte Geschichte, um die sich heute niemand mehr kümmert, und da mag ich frei d'rüber reden. Da kam nämlich jemand zu mir — achtzehn, neunzehn Jahre mag's her sein und ich lebte noch als Gerichtsschreiber im Staate Mississippi — der fragte mich, ob ich gegen gute Bezahlung ein junges Paar, welches auf der Flucht vor Eltern oder Vormündern, als Mann und Frau einsegnen möchte. Nach einem guten Verdienst war ich von jeher, und da er meine Einwände beschwichtigte, zugleich versprach, mit allem mich auszurüsten und jedes Wort aufzuschreiben, welches ich zu sagen habe, wurden wir schnell handelseins. Zur anberaumten Stunde begaben wir uns also nach dem bestimmten Ort, und da kopulierte ich die beiden so fest, wie nur je ein Priester, der in einem Chorhemde alt und grau geworden. Auch meinen Segen gab ich ihnen mit auf den Weg, und der war, bei Gott, aufrichtig gemeint. Denn die Braut, als ich sie so lieblich vor mir stehen sah, rührte mir das Herz; hätte sie aber nicht so überaus glückfich dareingeschaut, wer weiß, ob ich nicht unter Drangabe des Geldes mit der Wahrheit herausgeplatzt wäre. Und daß man ein falsches Spiel mit ihr trieb, hätte auch ein weniger pfiffiger Bursche herausgefunden, als ich damals in meinen jungen Jahren schon war. Ja, mich ergriff's, daß mir der Boden unter den Füßen brannte und ich froh war, endlich mit dem Gelde in der Tasche meiner Wege ziehen zu können. Eine Weile fürchtete ich wohl Nachfragen, allein es meldete sich niemand, und da vermute ich, daß die beiden trotz aller Unregelmäßigkeit so glücklich geworden sind, als hätte ein ordinierter Geistlicher sie eingesegnet.‘

„So erzählte der Mann leichtfertig, während von allen Seiten tolle Bemerkungen ihn lohnten und Zweifel an der Wahrheit der Geschichte mit einflossen. Mich selber berührten die Mitteilungen eigentümlich geheimnisvoll, weil das Ereignis vor neunzehn Jahren stattgefunden haben sollte, und ohne einen eigentlichen Zweck fragte ich, ob er den von ihm getrauten Personen je wieder begegnet sei.

„‚Nein,‘ antwortete der Mann sorglos, ‚ich kann's wenigstens nicht fest behaupten. Vor fünf, sechs Jahren begegnete ich nämlich jemand in San Francisco, von dem ich beim ersten Anblick glaubte, daß es der Bräutigam sein müsse; als ich ihn aber anredete, gab er mir zur Antwort, daß ich mich in der Person irre, und das mag denn auch der Fall gewesen sein. Er müßte sich denn aus einem feinen Gentleman in eine Sorte von Vagabunden verwandelt haben. Außerdem erschien er mir zu alt und verlebt, und wie hätte er überhaupt nach Kalifornien kommen sollen?“

„‚Hieß der Bräutigam Mapelton?‘ fragte ich, immer noch die Möglichkeit bezweifelnd.

„Da sah der Mann mich an, daß ich das

Blut in meinen Adern gerinnen fühlte. Denn in seinen Augen stand geschrieben, daß der Name ihn überraschte, ich also nur den richtigen genannt haben konnte. Er schien sich sogar verlegen auf eine Antwort zu besinnen, denn erst nach einem Weilchen sprach er spöttisch:

„‚Ihr seid verhenkert scharf, Mann, aber um mich auszufragen, müßt Ihr weit schärfer sein. Den Namen soll ich nennen, den zu verschweigen ich gelobte? Nein, das geschieht nicht, und wenn ihr alle meint, daß kein wahres Wort an der Geschichte sei. Denn erstens möcht' ich selber nicht in Ungelegenheiten geraten, und dann sollt's mir leid thun um die junge Braut, das süße Ding, käme durch mein Schwatzen der Streich zu ihrem Schaden ans Tageslicht. Ich risse sie wohl gar aus einem glücklichen Familienleben samt ihren Kindern, die dann nicht einmal ein Anrecht an ihren Vatersnamen besäßen. Nein, ich verrate keine Silbe mehr; der Teufel hat oft sein Spiel und trägt Worte über Berg und Thal nach einer unrechten Stelle.'

„Also Mapelton in Kalifornien, Margaret ihm nur zum Schein angetraut, vielleicht im Elend lebend oder gar in Gram gestorben! Das waren meine Gedanken, als der Mann schwieg und die Unterhaltung sich über das Feuer hinweg in anderen Bahnen bewegte. Denn anstatt durch seine Erklärung meinen Argwohn im Entstehen zu ersticken, hatte er meine letzten Zweifel beseitigt. Zugleich aber erwachte in mir ein solcher Haß, ein solcher Rachedurst, daß mir das Blut gewaltsam zum Kopfe stieg und meine Augen fast blendete. Ja, einen entsetzlichen Verrat hatte der Schurke an der Aermsten begangen, und das konnte nur die Ursache gewesen sein, daß Margaret, wenn sie überhaupt noch unter den Lebenden weilte, nie wieder eine Silbe an ihre Angehörigen richtete. Elendiglich getäuscht und der Schmach und der Schande preisgegeben, mochte die Scham sie wohl bewegt haben, so lang dieselbe sie noch nicht ins Grab beugte, alles aufzubieten, in der Heimat als verschollen zu gelten.

„Indem solche Gedanken mein flammendes Gehirn durchkreuzten, schwebte mir vor, welche Welt der Leiden, des Kummers und eines verzehrenden Grames sie zu erdulden gehabt haben müßte, bevor der Tod sie endlich erlöste. Und vielleicht lebte sie noch, vielleicht war sie durch Kinder ans Leben gefesselt, die, wie der Goldgräber andeutete — doch diese Betrachtung vermochte ich nicht weiter auszuspinnen. Aber in meinem Innern tobte und kämpfte es, als ob alle Leidenschaften, welche die vielen langen Jahre hindurch in Scheintod versenkt gewesen, plötzlich entfesselt worden, um mit Himmel und Hölle, mit Tod und Teufel wollüstig zu spielen.

„Mapelton, Mapelton, summte und heulte es mir in den Ohren, ich will und muß dich finden, und wäre ich gezwungen, den ganzen Erdball nach dir abzusuchen. Unter meinen würgenden Händen sollst du sterben; jede Thräne, welche du dem armen unschuldigen Kinde auspreßtest, soll furchtbar an dir heimgesucht werden; die Schande, in welche du die Arglose hinabschleudertest, will ich mit deinem besten Herzblut abwaschen.

„Und weiter lauschte ich, nachdem ich mich einigermaßen beruhigt hatte, allein meine Hoffnung, das Gespräch noch einmal auf die falsche Trauung gebracht zu hören, erfüllte sich nicht. Von einem Spieler und Räuber, von einem Mörder und Pferdedieb erzählte man, von einem gewissen Badger, der schon seit Jahren bald hier, bald dort von sich reden machte, je nachdem er den einen oder den anderen Teil Kaliforniens zum Schauplatz seiner verbrecherischen Thätigkeit wählte. Als Spieler sollte er angefangen haben, als Mörder aus einer dieser schrecklichen Höllen hervorgegangen sein und seitdem unaufhörlich mit den Gesetzen auf dem Kriegsfuße gelebt, es aber verstanden haben, gleichviel ob durch List, Gewalt oder Bestechung sich dem Gefängnis und damit dem Galgen zu entziehen. Auch von seinen Helfershelfern sprach man, welche die Beute mit ihm teilten und verpraßten und sich gegenseitig aus den Fallen halfen. Mehrere wollten ihn gesehen haben. Sie schilderten ihn als einen Mann von gewaltiger Stärke und ungewöhnlicher Gewandtheit, aber auch von gefährlicher Heftigkeit und Entschlossenheit, so daß jeder ihn fürchtete, am meisten aber scheute, Verrat an ihm zu begehen, weil er dann nie vor seiner Rache sicher gewesen wäre.

„Doch an jenem Abend kümmerte ich mich wenig um Badger und sein schwarzes Treiben. Ich beschäftigte mich nur noch mit Mapelton, der möglichen Falls noch in Kalifornien weilte, ferner damit, wie es mir wohl gelingen möchte, seiner habhaft zu werden und ihn für das an Margaret begangene Verbrechen zur Rechenschaft zu ziehen, vielleicht auch Näheres über Margarets Schicksal zu erkunden.

(Schluß folgt.)

Die Bewohnbarkeit der Planeten.

Von

Otto Boeddicker.



Es ist nicht ganz ohne Gefahr, an die Frage der Bewohnbarkeit der Himmelskörper einige Betrachtungen zu knüpfen, weil sie die konstruierende Phantasie geradezu herausfordert, bei ihrer Beantwortung mitzuwirken. Und sind nicht die Sagen und Märchen aller Völker ein Zeugnis, wie thätig die Einbildungskraft von jeher gewesen ist, das Problem zu lösen? Denn was sind alle die alten Geschichten und Deutungen — von der mythologischen Personifikation der Gestirne bis zum Himmel als Aufenthalt der Seelen Verstorbener — anderes, als Ausdrücke des Verlangens, Aufschluß über unsere Frage zu erhalten? Und wie klar zeigen sie, wie wenig Befriedigung in dem Gedanken eines unbewohnten Himmels für das Volksbewußtsein liegt.

Um nun nicht selber in solche Phantasieen zu verfallen, müssen wir zunächst die Frage der Bewohnbarkeit einigermaßen einschränken, um sie in den Bereich unserer Schlüsse zu bringen. Sie wird nämlich offenbar nur durch die Angabe derjenigen Wesen vollständig, für welche die Bewohnbarkeit gelten soll; und soll unser Problem überhaupt eine Antwort zulassen, so kann es sich nur um Bewohnbarkeit für ein organisches Leben handeln, welches dem auf unserer Erde analog und ähnlich ist. Ohne diese Beschränkung kann ich mir selbstverständlich beliebige Wesen denken, die eben überall wohnen können, — ich brauche denselben nur bei jeder Eigenschaft des zu bevölkernden Himmelskörpers, die sich von denen unserer Erde fundamental unterscheidet, eine neue Fähigkeit oder Beschaffenheit beizulegen, die allerdings ebenso fundamental von den Fähigkeiten irdischer Organismen verschieden sein wird. Diesem gewagten und willkürlichen Verfahren weichen wir dadurch aus, daß wir das Problem nach Analogie unserer Erde fassen, so daß die größere Erdähnlichkeit eines Planeten auch die Wahrscheinlichkeit seiner Bewohnbarkeit vergrößert — sofern nur die Erdähnlichkeit in der Realisierung derjenigen Bedingungen besteht, welche für die Existenz des organischen Lebens auf unserer Erde notwendig sind.

Die dieser Schlußweise zu Grunde liegende Voraussetzung ist übrigens völlig berechtigt und unabweisbar. Bei größter Mannigfaltigkeit im einzelnen zeigt sich im ganzen Weltenraume durchweg die größte Gleichartigkeit in den fundamentalen Kräften und Eigenschaften; somit müssen wir auch etwaiges organisches Leben auf anderen Weltkörpern — als Aeußerung solcher fundamentalen Kräfte — durchweg gleichartig nach Analogie des auf der Erde befindlichen denken — im einzelnen natürlich je nach den äußeren Bedingungen von dem unsrigen wesentlich verschieden, im Princip aber jedenfalls wie bei uns.

Das einzige Mittel, das der Astronom bis zum Anfange der fünfziger Jahre zum Studium dieser äußeren Bedingungen, d. h. der physischen Natur der Sterne, besaß, war das Fernrohr. Die zu erhaltenden Resultate blieben somit stets hypothetisch, da gleiche Eindrücke auf unser Auge durch unzählige verschiedene Ursachen hervorgebracht werden, die Erscheinungen auf den Planeten darum, wenn auch denen auf unserer Erde noch so ähnlich, doch Aeußerungen völlig anderer und fremdartiger Kräfte sein können. So konnte der englische Naturforscher Whewell noch anfangs der fünfziger Jahre vermuten, die Planeten seien nichts anderes als Dampf und Wasser, zu rotierenden Massen zusammengeballt — und wenn auch diese Hypothese nicht gerade wahrscheinlich war, so war doch niemand imstande, mit Sicherheit ihre Haltlosigkeit darzuthun. Diesem Zustande wurde dann plötzlich ein Ende gemacht, als das Spektroskop zuerst auf die Gestirne gerichtet wurde und als man erkannte, daß ein Analysieren ihres Lichtes allein Aufschluß über die Stoffe geben kann, deren Verbrennen jenes Licht erzeugt. Somit sind wir im-

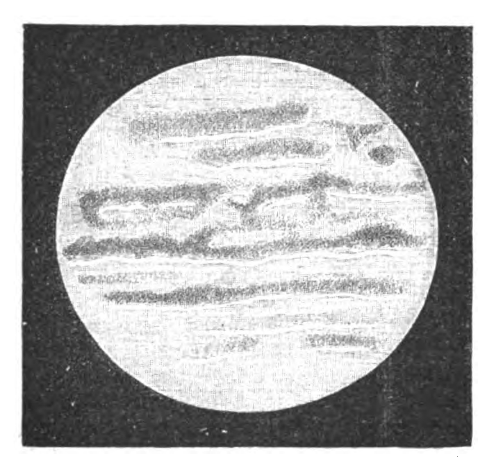


Fig. 1. Jupiter während des Winters 1881–82

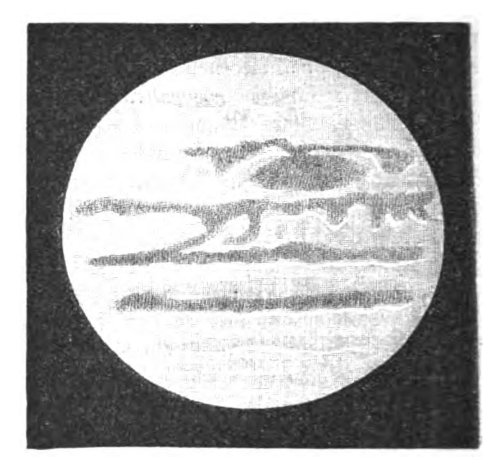


Fig. 2. Jupiter während des Winters 1881–82.

stande, von Sternen, deren immense Entfernung jedes Teleskops spottet, zu sagen, aus welchen Stoffen sie bestehen, d. h. über eine ihrer Eigenschaften Auskunft zu geben, die gerade am allerletzten menschlicher Erkenntnis erreichbar schien. Das Spektroskop hat uns nun gezeigt, daß in der Sonne im wesentlichen alle die Elemente vorhanden sind, die wir auf der Erde finden. Ebenso hat man erkannt, daß die Fixsterne im allgemeinen aus denselben Stoffen bestehen — daß also alle die selbst leuchtenden Himmelskörper durchweg aus nahezu denselben Bestandteilen zusammengesetzt sind. Da die Anwendung des Spektroskopes auf selbstleuchtende Körper beschränkt ist, so können wir über die Stoffe der Planeten nicht dieselbe direkte Auskunft gewinnen; jedoch sind wir völlig berechtigt, aus der stofflichen Gleichheit von Erde und Sonne auf eine solche von Erde und Planeten zu schließen. Denn einmal würde es ohne diese Annahme schwierig, wenn nicht unmöglich sein, irgend eine Theorie über die Entstehung des Planetensystems aufzustellen; und dann haben wir einen wirklichen positiven und handgreiflichen Beweis für die stoffliche Gleichheit — ich meine die Meteorsteine, die von Zeit zu Zeit aus planetarischen Räumen zur Erde gelangen. Daß nun aber die Zusammensetzung dieser Stoffe in allen Planeten demselben Verhältnisse folgt wie auf der Erde, ist weder notwendig noch wahrscheinlich; was wir hierüber mit Hilfe des Fernrohrs in Erfahrung bringen können,

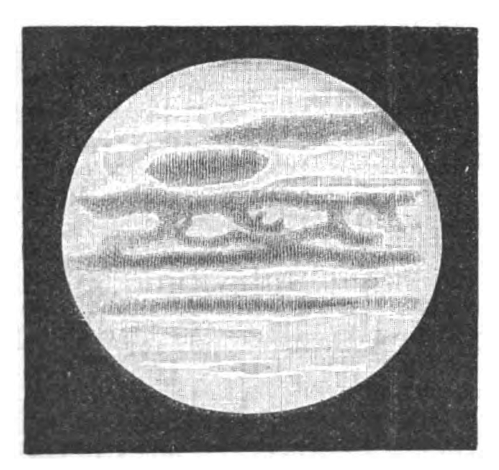


Fig 3. Jupiter während des Winters 1881–82.

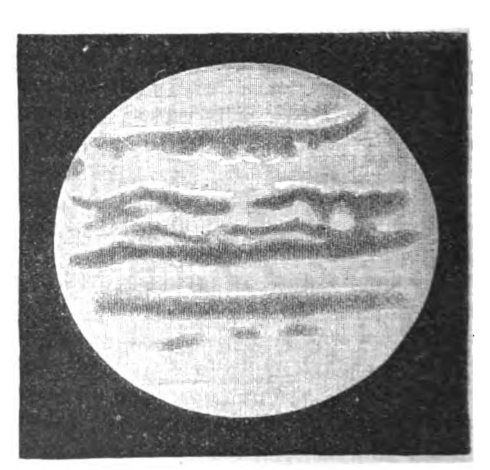


Fig. 4 Jupiter während des Winters 1881–82.

wird eine kurze Skizze der Erscheinungen darlegen, wie sie die verschiedenen Planeten bieten.

Es handelt sich hier im wesentlichen um Venus, Mond, Mars, Jupiter und Saturn. Merkur ist ausgeschlossen, weil er wegen seiner Sonnennähe niemals mit Vorteil beobachtet werden kann, Uranus und Neptun aber, weil ihre zu große Sonnenferne jede physische Untersuchung unmöglich macht. Und leider ist auch bei Venus mit dem Fernrohr nur wenig auszurichten. Zunächst ist ihre enorme Helligkeit ein großes Hindernis sorgfältiger Forschung; und ferner ist sie zweifellos von einer so dichten Atmosphäre umgeben, daß wir bis jetzt wohl kaum jemals ihre eigentliche Oberfläche gesehen haben. Dunkle schattenhafte Flecke auf derselben machen es indessen wahrscheinlich, daß sie der Erdoberfläche ähnlich mit Unebenheiten bedeckt ist; ihre Atmosphäre ist ferner zweifellos wasserhaltig, und endlich sind ihre Dimensionen denen der Erde ähnlicher als die irgend eines anderen Planeten. Diese Daten würden wohl schon als Basis für weitere Schlüsse dienen können; wir wollen uns jedoch sofort zu den anderen Planeten wenden, weil wir hier mehr sehen können, mithin weniger zu vermuten nötig haben. Was wir sehen, sind dunkle Flecke, die bei Jupiter und Saturn dem Aequator parallel gruppiert sind, während sie sich beim Mond und Mars unregelmäßig über die Oberfläche verteilen, und die zu lösende Frage ist, ob eine und dieselbe Erklärung für alle diese dunklen Flecke zulässig ist.

Ein Blick auf Jupiter und Saturn führt sofort zu der Vermutung, daß die dunklen und hellen Partieen atmosphärisch sind, d. h. als Wolkenerscheinungen zu interpretieren sind. Die beistehenden Zeichnungen (Fig. 1—4) des Planeten Jupiter — vom Verfasser mit Hilfe der großen Spiegelteleskope des Earl of Rosse zu Parsonstown in Irland hergestellt — werden dies unmittelbar erläutern. Nicht nur der Charakter der Flecke ist dem unserer Wolken überraschend ähnlich, sondern auch ihre Schichtung parallel dem Aequator ist schwer verständlich, wenn man nicht annimmt, daß die Achsendrehung des Planeten (die sich deutlich in unseren Zeichnungen ausspricht) bewegliche Teile seiner Oberfläche zu dieser Anordnung zwingt. Außerdem erkennen wir, daß die Flecke enormen Veränderungen nach Form und Stellung unterworfen sind, also sicher nicht Teile der festen Oberfläche sein können, und endlich kommt hierzu die Thatsache, daß sich unzweifelhaft Wasserdampf in der äußerst dichten Atmosphäre des Planeten befindet. Diesen an unsere Verhältnisse erinnernden Erscheinungen stehen indessen manche noch ungelöste Rätsel gegenüber. Wir wissen zunächst, daß die Jupiter-Atmosphäre der irdischen — abgesehen von Wasserdampf — nicht ähnlich ist; ferner zeigt die Oberfläche zuweilen Gebilde von solcher Permanenz und so außerordentlichem Ansehen, daß sie sicher nicht als Wolken gedeutet werden können. Ein solches Rätsel ist z. B. der große Fleck, der auf Fig. 1 gerade sichtbar wird, auf Fig. 2 und 3 auf der Scheibe sich befindet und auf Fig. 4 gerade verschwindet. Derselbe ist von intensiv roter Farbe und wurde zuerst in der ersten Hälfte des Jahres 1878 bemerkt, seit welcher Zeit er sich unverändert erhalten hat. — Am bemerkens-

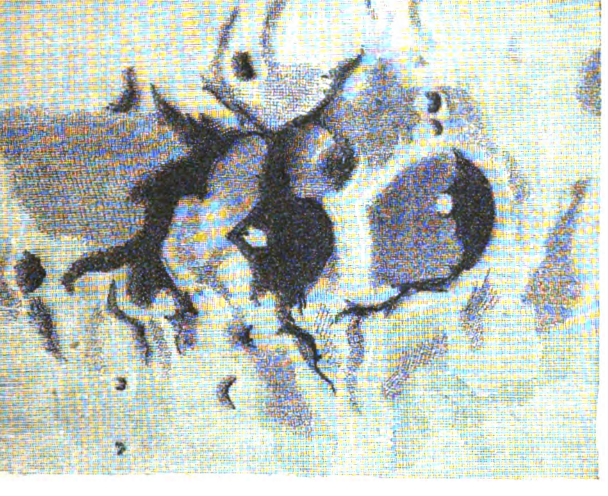


Fig. 5 Mondlandschaft „Capella“ und „Isidor“.

wertesten aber ist, daß verschiedene Untersuchungen es wahrscheinlich gemacht haben, daß Jupiter

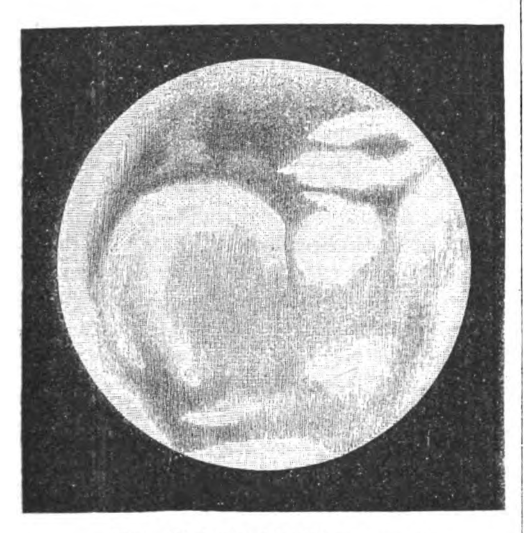


Fig. 6. Mars während des Winters 1881–82.

noch nicht so weit erkaltet ist, wie unsere Erde, und noch bis zu einem gewissen Grade eignes Licht auszustrahlen imstande ist. Das Gesagte gilt im wesentlichen auch von Saturn, nur daß die Ringe dieses Planeten die Anzahl unerklärter Beobachtungen noch vermehren.

Das direkte Gegenteil der dichten und undurchsichtigen Dunsthülle Jupiters mit ihren ewig wechselnden Gebilden bietet der Mond: er zeigt eine starre merklichen Veränderungen nicht unterworfene Oberfläche, deren Schärfe und Klarheit durch nichts beeinträchtigt wird. Denn der Mond ist ohne Luft und Wasser. Bewiesen wird dies außer durch die ebenerwähnte Abwesenheit vorübergehender Trübungen dadurch, daß in den Fällen, wo der Mond bei Fixsternen vorbeigeht — bei „Sternbedeckungen" — niemals irgend eine Schwächung des Sternlichtes in der Nähe des Mondrandes eintritt. Der Stern verschwindet plötzlich, um ebenso unmittelbar wieder aufzutauchen. Daß trotzdem eine Atmosphäre auf dem Monde vorhanden ist, ist möglich und sogar wahrscheinlich; nur muß ihre Dichtigkeit dann im Vergleich zu der der Erde äußerst gering sein. So schloß Sir John Herschel, daß sie geringer als $^1/_{1980}$ der Dichtigkeit der Erdatmosphäre sein müsse. — Ueber die Natur der Mondflecke — wovon umstehende Skizze der Flecke „Capella" und „Isidor" eine angenäherte Vorstellung geben soll — kann man keinen Augenblick in Zweifel sein: es sind Berge und Thäler vulkanischen Ursprungs, runde Krater mit centralen Aschenkegeln, beide von zuweilen ganz enormen Dimensionen. Ferner zeugen Risse und Sprünge von bedeutender Länge und Tiefe von den gewaltigen Kräften, die bei der Bildung der Mondoberfläche thätig gewesen sein müssen. Um der Vorstellung einen Anhalt zu bieten, führe ich an, daß der Durchmesser des Ringgebirges „Katharina" 14 Meilen, die Wallhöhe 13 000 Fuß beträgt; daß in dem Krater „Kopernikus" das Großherzogtum Oldenburg, und im „Schickard" sogar Sizilien Platz finden würden. Die Länge der Risse — „Rillen" — steigt bis zu etwa 22 Meilen, ihre Breite bis zu 1500 Meter, oder fast bis zur dreifachen Breite des Rheines bei Köln. Die Zeit dieser Umwälzungen liegt weit zurück: uns bietet der Mond eine starre unbewegliche Oberfläche dar; und selbst wenn sich die Veränderungen, die man namentlich in neuerer Zeit konstatiert zu haben glaubt, völlig bestätigen, so sind wir doch wohl kaum genötigt, von der Annahme abzugehen, daß der Mond, erstarrt und kalt, dem Gerippe eines ehemals bewegten Planeten gleich ist. Denn die Abwesenheit einer

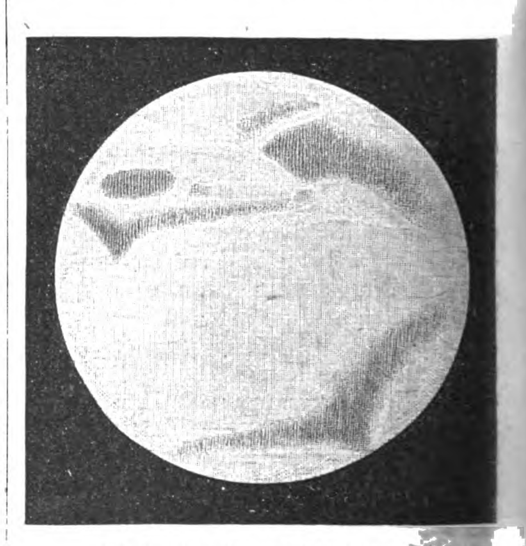


Fig. 7. Mars während des Winters 1881–82.

Atmosphäre ist völlig genügend, sehr beträchtliche Veränderungen hervorzubringen. Die Erd-

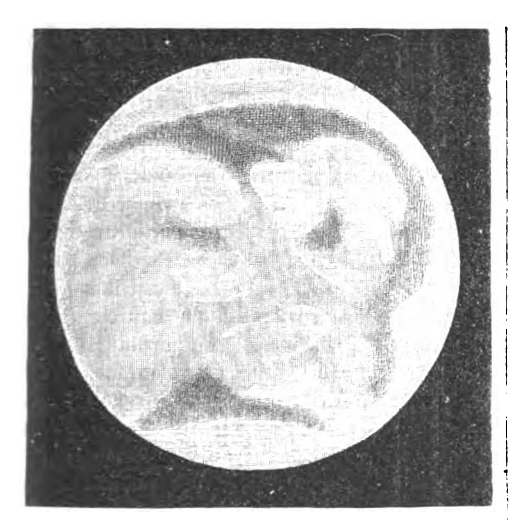


Fig. 8. Mars während des Winters 1881—82.

atmosphäre verhindert bei Tage eine zu starke Erwärmung, bei Nacht eine zu starke Abkühlung der Erdoberfläche. Sie wirkt wie ein Ventil, indem sie einem Teil der Sonnenstrahlen freien Durchgang gestattet, die von der erwärmten Erde nachts ausgehenden Wärmestrahlen aber zurückhält, und so die Gleichmäßigkeit unserer Temperatur bewirkt. Dies muß also auf dem Monde wegfallen. Seine Oberfläche wird während eines Mondtages, der beiläufig 300 Erdstunden beträgt, von den ungeschwächten Sonnenstrahlen sicher bis auf 190° C. erwärmt; und

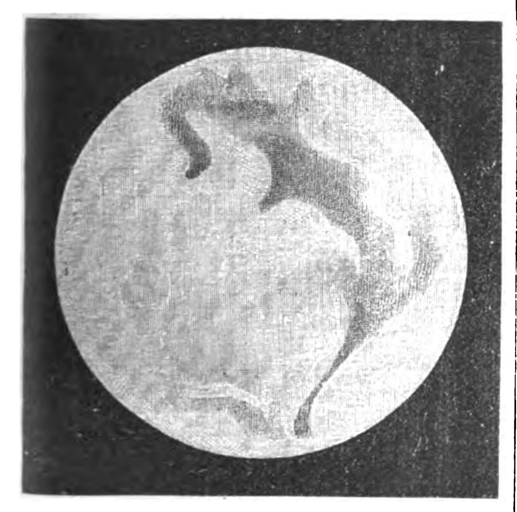


Fig. 9. Mars während des Winters 1881—82.

während der gerade so langen Nacht strahlt sie alle diese Wärme ungehindert in den Weltenraum aus, um dessen Temperatur anzunehmen, und diese ist sicher tiefer als 200° C. unter Null. So muß der Mond im Laufe eines Monats eine Temperaturskala von etwa 400° C. mit recht plötzlichen Uebergängen durchlaufen, und es ist nicht wahrscheinlich, daß diese enormen Unterschiede von warm und kalt ohne Einfluß auf die Gestaltung seiner Oberfläche bleiben sollten. Somit sehen wir auf dem Monde die hauptsächlichsten Bedingungen organischen Lebens — Luft, Wasser und gemäßigte Temperaturschwankungen — entweder gar nicht, oder nicht in genügendem Maße realisiert.

Zwischen den beiden Extremen der mit völlig undurchsichtiger Dunsthülle umgebenen und der atmosphärelosen Planeten steht Mars, über den es schließlich erübrigt, einige Worte zu sagen. Zur Erläuterung habe ich zunächst sechs Zeichnungen (Fig. 6—11) beigefügt, die den Planeten nahezu in Rotationsstadien von 60° zu 60° darstellen. Die Zeichnungen sind mit Hilfe der Lord Rosseschen Riesenfernröhre während des Winters 1881—82 angefertigt.

Mars zeigt uns auf seiner Oberfläche dunkle, zusammenhängende Flecke, welche hellere Partieen umschließen; ihre Farbe ist grünlich blau, die der hellen Flecke rötlich gelb. Dazwischen haben wir alle nur möglichen Abstufungen zwischen dunkel und hell; besonders auffallend sind schattenartige unregelmäßige Streifen, welche die hellen Partieen nach vielen Richtungen durchsetzen, wie namentlich auf Fig. 6 und 8. Hierzu kommen nun noch zwei eigentümliche leuchtend weiße Flecke dicht am Rande der Scheibe, die einander diametral gegenüberliegen und nur zu bestimmten Zeiten sichtbar sind. Einer dieser Flecke ist z. B. auf umstehender Zeichnung (Fig. 12) zu erkennen, welche im Jahre 1877 mit einem kleineren Refraktor der Göttinger Sternwarte vom Verfasser hergestellt wurde, während wir Spuren davon auf den Skizzen (Fig. 6—11) vergebens suchen. Die besondere Lage dieser weißen Flecke lehrt uns eine längere Beobachtung des Planeten. Wir sehen dann, daß die ersterwähnten dunklen Flecke über die Oberfläche fortrücken, auf einer Seite auftauchen, um auf der entgegengesetzten zu verschwinden, während die beiden leuchtend weißen Flecke auf denselben Stellen am Rande des Planeten verharren. Die letzteren bedecken somit die beiden

Pole des Mars: ihre Unsichtbarkeit zu verschiedenen Zeiten muß also in der veränderten Achsenstellung des Planeten zur Erde ihren Grund haben. Bei dem Fortrücken der hellen und dunklen Flecke — welche also offenbar fest mit der Oberfläche verbunden sein müssen — fällt dem Beobachter ferner auf, daß sie einige Zeit, bevor sie den Rand der Scheibe erreichen, unsichtbar werden und verschwinden; daß überhaupt die ganze Scheibe dem Rande zu heller erscheint als in der Mitte. Zuweilen bemerkt man auch bei völlig gleichbleibender Durchsichtigkeit unserer Atmosphäre ein Undeutlicher-Werden oder Klarer-Hervortreten einzelner Partieen auf der Mitte der Marsscheibe — der Grund hierfür muß also jedenfalls außerhalb der Erde liegen. Nur die enorme Helligkeit des Polflecks erleidet durch diese Trübungen keinen Abbruch, doch sind seine Dimensionen merklichen Aenderungen unterworfen. Seine Ausdehnung nimmt allmählich ab, er verschwindet wohl (wie Anfang 1878) auf wenige Tage, beginnt dann langsam wieder zuzunehmen, um schließlich im Maximum der Ausdehnung einen nicht unbeträchtlichen Teil des Marspoles zu bedecken. Hierzu fügen wir nun noch die Thatsache, daß das Spektrum des Mars dem der Erdatmosphäre außerordentlich ähnlich ist, daß es namentlich alle die Eigenschaften zeigt, welche einer wasserdampfhaltigen Nebelhülle entsprechen würden. Somit sehen wir die Existenz einer Marsatmosphäre bewiesen — und dies erklärt unmittelbar die vorübergehenden Trübungen der Flecke, sowie, warum der Planet dem Rande zu heller erscheinen muß als in der Mitte. Denn die Dunstschicht wird nach dem Rande zu wegen der Kugelgestalt des Planeten allmählich tiefer und somit undurchsichtiger für die darunterliegende dunkle Oberfläche.

Bringen wir nun mit der Erkenntnis der wasserdampfhaltigen Atmosphäre die zuerst von Wilhelm Herschel 1778 konstatierte Thatsache zusammen, daß die obenerwähnten Veränderungen der Polflecke mit den Jahreszeiten der betreffenden Halbkugel in engstem Zusammenhange stehen, daß die Abnahme des Fleckes dem Fortschreiten des Mars-Sommers, seine Zunahme dem des Mars-Winters seiner Hemisphäre entspricht, so werden wir fast zu der Annahme gezwungen, daß die Marspole gleich denen der Erde mit Eis und Schnee bedeckt sind. Wir haben also Wasser in fester und gas-



Fig. 10. Mars während des Winters 1881–82.

förmiger Gestalt; nichts liegt darum näher als sein Vorhandensein in flüssigem Zustand vorauszusetzen und die hellen und dunklen Flecke als Unterschied von Land und Wasser zu deuten. Und wenn wir überlegen, daß Flüssigkeiten stets einen Teil des auffallenden Lichtes absorbieren und somit im allgemeinen dunkler als feste Flächen erscheinen müssen, so werden wir kaum fehlgehen, wenn wir die dunklen Marsflecke als Meere, die hellen als Kontinente und Inseln, die halbhellen endlich entweder als seichte Meere oder als Landstrecken besonderer Färbung inter-

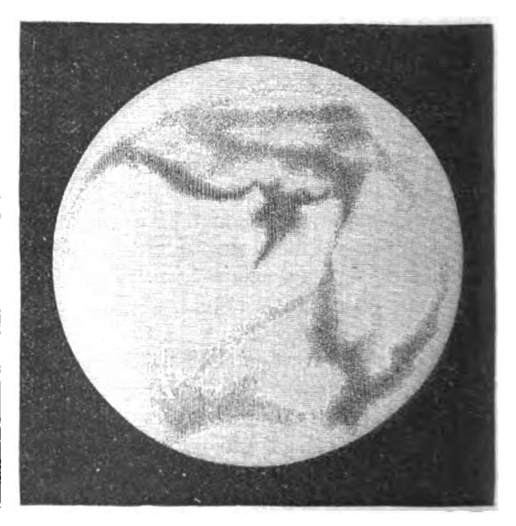


Fig. 11. Mars während des Winters 1881–82.

preieren. Hiermit stimmt der besondere Charakter der Flecke sehr wohl überein. So erscheinen nur die hellen Partieen isoliert, während alle dunklen zusammenhängen; ferner sind die dunklen Streifen häufig an ihren Enden trompetenartig erweitert, wodurch man unwillkürlich an unsere Buchtenbildung erinnert wird. Alle diese Erklärungsversuche schließen sich ungezwungen den beobachteten Erscheinungen an; den Resultaten ist deshalb ein hoher Grad von Wahrscheinlichkeit nicht abzusprechen.

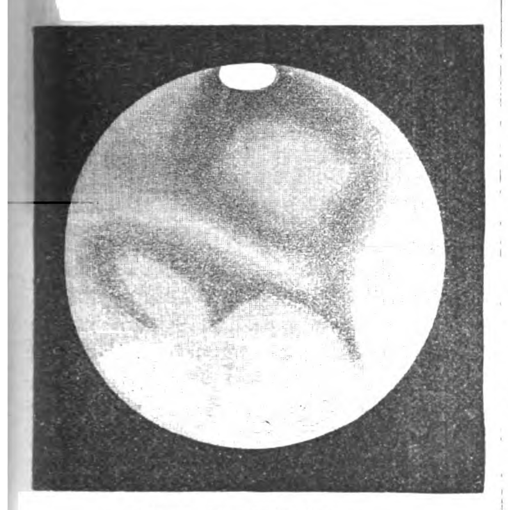


Fig. 12. Mars im Herbst 1877.

Somit sehen wir, daß unsere Kenntnis in Bezug auf Merkur, Venus, Jupiter und Saturn zu gering ist, als daß wir irgend welche zuverlässige Schlüsse über deren Erdähnlichkeit wagen dürften. Nur bei Venus ist sie als wahrscheinlich zu bezeichnen, während sie bei Jupiter höchst zweifelhaft ist. Vom Monde jedoch können wir mit Sicherheit behaupten, daß er zum Wohnort irdischer Organismen untauglich ist; während wir dem Planeten Mars die Fähigkeit, irdischen Organismen im allgemeinen Principe ähnliche Individuen zu tragen, mit Zuversicht zusprechen können.

Ob er aber darum wirklich bewohnt ist, ist eine besondere Frage, an die ich einige wenige Schlußbetrachtungen knüpfen will.

Die Geologie zeigt uns, wie die Erde ursprünglich infolge ihrer hohen Temperatur unbewohnbar war; wie sich dann im Laufe fortschreitender Abkühlung Vegetation entwickelte, wie dann tierische Organismen auftraten, und wie endlich in sehr später Epoche der Mensch erschien. Und alle diese Entwickelungsphasen sind von enormer Dauer, so daß im Vergleich zu der vor dem ersten Auftreten des Menschen, ja des ganzen organischen Lebens, verflossenen Zeit die seit demselben vergangene fast verschwindet. Hieraus schließen wir, daß mit den Bedingungen für die Existenz organischen Lebens auch dieses selbst entsteht; und ferner, daß die Wahrscheinlichkeit dafür, daß irgend ein anderer Himmelskörper sich augenblicklich gerade in dem Stadium der Entwickelung befindet, welches der Existenz menschenähnlicher Organismen entspricht, außerordentlich gering ist.

Gehen wir aber über unser Planetensystem hinaus und überlegen wir, daß unzählige der Fixsterne wieder Sonnen für andere uns ewig unsichtbare Planeten sind — so wird die geringe Wahrscheinlichkeit von menschenähnlichen Wesen auf den Planeten unseres Systems mehr als kompensiert durch die unendliche Anzahl anderer Körper, die bewohnbar und bewohnt sind oder im Laufe der Zeiten werden, und wir gelangen zu dem Schlußresultat:

Die Wahrscheinlichkeit dafür, daß in unserem Sonnensystem ein Planet augenblicklich von menschenähnlichen Organismen bewohnt ist, ist außerordentlich gering. Gegen die Möglichkeit und vielleicht Wahrscheinlichkeit dafür jedoch, daß es überhaupt augenblicklich noch von solchen Wesen bewohnte Welten außer der unserigen gibt, läßt sich kein irgendwie stichhaltiger Grund anführen.

Die Jagd.

Eine Geschichte aus der Pfahlbauten-Zeit.

Von

Heinrich Noë. [1]

Eichen und Pappeln stellten am Ufer der Laibach, dort wo sie in der Gegend des verschollenen Nauportus als tiefer Fluß aus den Kalkfelsen zum Vorschein kommt, einen dichten

[1] Einleitende Worte des Verfassers: „Die Einzelheiten dieser Geschichte sind keine Erzeugnisse der Einbildungskraft. Insoweit sie sich auf Werk-

Wald zusammen. Für Menschen schien er undurchdringlich, denn den mosigen Boden bedeckten umgefallene Stämme, auf denen sich Glockenblumen angesiedelt hatten, Farrenkräuter, stacheliger Mäusedorn und Wachholdergestrüpp.

Das war ein Ort für die Biber. Da trieben sich, wenige Schritte voneinander entfernt, sieben herum. Sie bauten an einem Damme, der ihnen mitten im Flusse eine ruhige Wasserfläche schaffen sollte. Zwei stiegen oben aus dem Wasser. Sie hatten Eichenäste zwischen den Zähnen, welche sie dem im Bau begriffenen Damm zuschleppten. Ein Tier belustigte sich, um die Arbeit der übrigen unbekümmert, mit Männchen machen, während ein anderes vom Damm nach dem Wasser zurückkehrte, um sich jenseits desselben einen Zweig zu holen.

Auf der anderen Seite des Dammes sah man vier kuppenförmige Wohnungen aus dem Binnenteich hervorragen, den sich die Biber fast in der Mitte des Flusses geschaffen hatten. Jenseits dieses Teiches, auf dem anderen Ufer, lagen eine Menge von abgerissenen Zweigen herum und Stümpfe standen zerschlitzt zwischen den Farrenkräutern, als ob die dazu gehörigen Stämme von Holzhauern weggenommen worden wären. So war dort schier eine Lichtung entstanden. Dort treiben sich zwei Elche mit schwerem, schaufeligem Gehörn umher. Es war ein Hirsch und ein Tier. Manchmal äugten sie nach den Bibern hinüber, manchmal äßten sie an dem losgerissenen Bast einer Silberpappel weiter. Dort war die einzige Stelle, wo Sonnenschein den Waldboden erreichte und manchmal färbten Strahlen die dunkelbraunen Leiber der Elche heller.

Weiter unten, sowohl für die Elche, als auch für die Biber unsichtbar, stand ein Mensch am Ufer des Flusses. Er war von kleinem Körperbau, die Arme und die Beine vom Knie ab trug er unbekleidet, aber die Farbe seiner Haut unterschied sich nicht viel von der des abgeschabten Felles, das ihm Brust und Unterleib bedeckte. Schwarze Haare umgaben Kopf, Hals und Brust und fielen bis unter die Hüfte hinab. Die Stirne war niedrig, die Augen von dichten Wimpern bedeckt, klein und lang geschlitzt, die Backenknochen und der Kiefer weit hervortretend, der dicklippige Mund sehr groß. Das Fell, das der Mann trug, war oben auf der Brust, unter dem Halse, durch eine Spange aus Hirschhorn zusammengehalten. Der Mann hatte eine lange, vorn zugespitzte Schaufel, das Gehörn eines Elches in der Hand, mit welcher er zeitweilig in das klare Wasser stieß.

Zornige Ausrufe folgten dem jeweiligen Herausziehen. Nachdem er eine Weile diese Thätigkeit erfolglos betrieben, ging er längs des waldigen Ufers weiter, bis er zu einer Stelle kam, an welcher sich der Fluß ausweitet und zwischen Inseln seichte Rinnsale bildet.

Dort blieb er stehen. Es war ihm an diesem Orte, wo die Fische mit geringer Mühe geholt werden, ein Mann zuvorgekommen. Dieser war gekleidet wie er selbst, doch mit dem Unterschiede, daß auf der Brust über das bekleidete Fell zwei lange, glänzend geglättete Knochen, an einer um den Hals laufenden Schnur befestigt, herabhingen. Es waren dies die Abzeichen einer höheren Würde im Stamme und mochten mit jenen Stückchen aus den Stoßzähnen des Elephanten zu vergleichen sein, die drei Jahrtausende später als „Orden" das Ziel des Ehrgeizes zahlloser Menschen wurden. Außerdem trug er an einer Schnur auf der Brust ein kleines Steinbeil als Amulett. Beide waren tätowiert und die rohen Zeichnungen in der Haut rot und schwarz gefärbt, was sie durch eine Salbe bewerkstelligt hatten, die sie aus Bluteisen- und Mangan-Braunstein mit Hirschknochenmark sich bereiteten.

In diesem Augenblick fuhr die Elch-Schaufel, die der Mann mit dem Orden in der Hand hielt, aus dem Wasser, und ein riesiger Huche flog zappelnd in das hohe Gras zwischen den Baumstämmen, das alsbald von seinem Blute gefärbt wurde, denn der dunkle Rücken war dem Tiere durch das stumpfe Werkzeug schwer zerrissen.

Dieser Mensch mit dem geglätteten Knochen hieß in der Sprache seines Stammes der „Große Dachs". Es war dies eine besondere Ehrenbezeugung. Denn von allen Tieren ist der Dachs das einzige, dessen Schädel man aus religiöser

---

zeuge, Waffen, Geräte jeder Art, Wohnung und Lebensweise beziehen, sind sie auf das engste an die Enthüllungen der Fundstätten im großen Laibacher Moor und anderen Gegenden jenes Berglandes angeknüpft. Die Schlußfolgerungen auf den Zustand der Gesittung und dem damit zusammenhängenden Brauch ergeben sich ungezwungen. Im Falle des Zweifels fördert den Beobachter viel die Uebereinstimmung mit dem Zustande von Völkern, die sich noch heute in den nämlichen Verhältnissen befinden. Gleichen Lebensbedingungen entsprechen gleiche Vorgänge. Zahllose Geräte unserer Steinzeit, der peruanischen Vor-Inka-Periode und der Polynesier unserer Tage sind die nämlichen."

Scheu nicht zu zerschlagen und dessen Gehirn man nicht zu verzehren wagt.

Der Große Dachs besaß ein Kupferbeil, während der Ankömmling nur ein solches aus heimischem Porphyr an seiner Seite hängen hatte. Mit diesem schlug er dem Tiere, das eine Länge von reichlich vier Fuß hatte, den Kopf ein, ehe ihm der andere unterwürfig zuvorkommen konnte.

Der glückliche Fänger drückte seine Freude über den gelungenen Streich durch Gelächter aus. Der kleinere, bisher mit keinem Erfolg belohnte Fischer legte ihm eine Hand auf die Schulter und schüttelte den Kopf, wodurch er andeuten wollte, daß er die Freude desselben teile.

„Du hast es gut gemacht," sagte der letztere in einer Sprache, die dem Hören nach kaum einen einzigen Mitlaut enthielt: „Möge nur die große Zitze uns günstig sein, daß wir uns des neuen „Fisch-Todes" bemächtigen können."

„So ist es also wahr," entgegnete der Häuptling, „hat es jemand von uns mit den eignen Augen gesehen?"

„Wahr wie das Auge," erwiderte er, indem er nach der Sonne wies.

Zu gleicher Zeit aber überflog ein Schatten seine Miene. Um die länglichen Blätter der Ulme über ihm trieb sich ein großer Nachtpfau herum. Derselbe schien mit den schwarz-gelb-roten Augen gerade auf ihn herabzusehen.

Er wagte es aber nicht, seine Furcht dem „Großen Dachs" einzugestehen. Mit einiger Zögerung fuhr er fort:

„Den einen Fisch-Tod haben solche Männer gebracht, wie die, von welchen der „Große Dachs" sein Beil, hell wie der Mond, für so viel Otter-Felle erhalten hat."

Dabei streckte er die Finger ausgespreizt ein dutzendmal in die Luft.

„Und den anderen?" unterbrach ihn der Häuptling ungeduldig.

„Den anderen Fisch-Tod, sagte der Mann mit dem Porphyrbeile, „haben nicht fremde Männer vom großen Wasser gebracht."

„Erzähle mir," fuhr der „Große Dachs" fort, indem er dem Fische einen Weidenzweig durch die Kiemenöffnungen zog.

„Was die Männer gebracht haben," erwiderte der Mann, „ist ein großer Knäuel von Fäden, wie viele Schlangen, diese Fäden wirft man ins Wasser. Damit sie auf den Grund hinabsinken und nicht schwimmen, sind Steine daran befestigt und Muscheltiere, mit einem Haus, wie das der Schlammschnecke [1]) die wir alle Tage verzehren. Wenn der Knäuel im Wasser ist, so fangen sich die Fische darin und werden heraufgezogen."

Der Große Dachs besann sich lange Zeit, indem er aufmerksam in das vorüberfließende Wasser schaute.

„Und das haben die am unteren Wasser?" frug er mit ernster fast zorniger Miene.

Der Erzähler schüttelte den Kopf, um seine Bejahung auszudrücken. Dann fuhr er fort:

„Aber der andere Tod ist von ihnen selbst ersonnen worden. Doch nicht heute, sondern schon vor vielen, vielen Sonnenläufen. Da hat einer von den unteren Leuten angefangen an einem harten Kiesel zu schleifen und als er starb schliff sein Sohn fort. Als sein Sohn starb, schliff des Sohnes Sohn. So schliffen viele Menschen und von den unteren Leuten weiß niemand mehr, wer angefangen hat und viele sagen, daß sie zu jener Zeit noch über dem Berge waren. Jetzt ist der Stein fertig. Er ist krumm geworden wie ein Wurm und sein Ende spitzig wie das Blatt des Mäusedornes [2]). Dann wird ein Tier des Wassers an die Spitze gesteckt, wie das Fleisch in die Bärenfalle. Oben ist durch den krummen Stein ein Loch gebohrt. Mit einer Schnur wird er ins Wasser gehalten. Wenn Hecht oder Huchen darnach schnappen, so dringt ihnen der steinerne Dorn durch den Rachen und sie werden herausgezogen."

„Ich habe schon früher gehört," erwiderte der Häuptling, „daß die Leute, die am Meere wohnen, solches besitzen. Du siehst, es ist notwendig, daß die Menschen am unteren Wasser uns das geben. Wenn sie es behalten, so erbeuten sie alle die Fische, die aufwärts gehen, keiner kommt mehr zu uns."

Die beiden Männer betrachteten sich eine Weile. Ihre Blicke fielen auf die Aexte, die sie an den Hüften trugen.

Nach der schweigsamen Art ihres Stammes redeten sie vorläufig nichts mehr über die Eroberung der Schätze.

Rings um den großen Laibacher See waren mehrere kleinere, die von seinem früheren größeren Wasserstand zurückgelassen worden waren. In einem dieser Tümpel hauste der Große Dachs. Er schlug nunmehr, indem er den schweren Hu-

---

[1]) Limnaeus palustris Müll. — [2]) Ruscus aculeatus.

chen in der Hand trug, den Weg nach diesem ein. Es war ein schmaler Stieg, der nur einem einzigen Menschen das Gehen gestattete, durch das Unterholz gehauen.

„Nein," sagte er plötzlich, „die Weiber haben noch genug zu essen. Laßt uns den Fang allein verzehren. Gehe du allein voraus und hole im Hause ein Stück Buchenschwamm."

Während der Mann fortging, suchte sich der Große Dachs eine ebene Steinplatte und raffte einen großen Haufen von dürren Blättern und Aesten zusammen. Dann wühlte er mit dem umgekehrten Schaft seiner Elchhornharpune eine seichte Grube auf. Als der Bote mit dem getrockneten Buchenschwamm zurückgekehrt war, brachte er zwei Hölzer durch Reiben zum Brennen und entzündete daran ein großes Stück des Schwammes. Als dieser glomm, warf er Blätter und kleines Reisig darüber und entfachte durch Dareinblasen bald eine prasselnde Flamme. An diese hin stellte er die Steinplatte, teils zum Schutze gegen zu heftigen Luftzug, teils, damit sie sich erhitzte. Als das Feuer schon viele Aeste verzehrt hatte und die Steinplatte daneben schier glühend geworden war, legte er diese, indem er sie zwischen zwei Aesten wie mit einer Zange faßte, auf den Boden der Grube, darauf den Fisch und über den Fisch die Kohlen des Feuers und über die Kohlen eine zweite, leichte Kalksteinplatte. Nach wenigen Augenblicken nahmen sie den dampfenden und gebräunten Fisch heraus. Auf die Einladung des Häuptlings riß sich der Mann mit dem Porphyrbeil das hintere Stück herab.

Während sie das Fleisch gierig hinabschlangen, wurde kein Wort gesprochen.

Aus der Entfernung, im Dickicht, schauten ihnen mehrere Hunde zu, welche der Geruch herbeigelockt haben mochte. Es waren seltsame Tiere, sie waren spitzschnauzig, oben braun, unten blaßgelb und ließen knurrende Töne vernehmen.

Nachdem die letzte Gräte abgenagt war, sagte der Große Dachs in ruhigem Tone:

„Die unteren Leute werden uns den Fisch-Tod nicht gutwillig geben oder leihen. Die fremden Männer, welche auf dem Strome[1]) heraufkommen und solche Dinge bringen, wären bis zu uns heraufgefahren, wenn sie von jenen nicht zurückgehalten worden wären. Darum ist es unnötig sie zu bitten. Wir müssen in ihre Häuser eindringen und uns den Fisch-Tod holen."

Der Angeredete schwieg, zum Zeichen des Einverständnisses.

Nach einer Weile fuhr der Häuptling fort:

„Wir wollen nicht mit leerer Hand zurückkehren, wenn wir hinabziehen. Es kann schier einen Mondlauf brauchen, bis wir sie überwältigen. Darum wollen wir die Alten und die Weiber erst mit frischem Fleisch versehen, das sie räuchern mögen, während wir draußen sind. Gehe hinab und stoße in die Muschel und rufe die Männer zusammen, daß sie mit Hunden zum Großen Dachs heraufkommen."

Nachdem der Mann fortgegangen war, schlug der Häuptling den Weg zu seiner Behausung ein.

Diese glich einem Biberbaue. Sie war aus unbehauenen Eichenstämmen aufgeführt, stand auf zehn bis zwölf Pfählen und war nur auf einem Balken zugänglich, den die Insassen zurückziehen konnten, so daß der Bau wie eine hölzerne Insel mitten im Wasser stand.

Durch die einzige Thüre konnte ein Mann nur in tiefgebückter Haltung eintreten.

Das innere war ein einziger Raum und voll von Rauch, der von einem aus gebrannten Ziegeln aufgebauten Herde ausging. In diesem Qualme saßen auf dem Boden, auf gewebtem Zeuge, acht Weiber, um welche sich eine große Anzahl von Kindern herumtummelte.

Diese Weiber hatten niedrige Stirnen, kleine langgeschlitzte Augen in großen Augenhöhlen, buschige Brauen, große Unterkiefer, weit vorspringende Lippen und große weiße Zähne. Ihre Hautfarbe war eine Mischung von Gelb und Braun. Die Haare waren nach rückwärts geflochten.

Obwohl auch sie nur ein Gewand aus geschabtem Fell trugen, so waren mehrere unter ihnen durch Schmucksachen ausgezeichnet. Einige von den Spangen, den Fibeln, welche oben das Gewand zusammenhalten, waren nicht aus Horn sondern aus Bronze. Einige hatten Armbänder aus Bronzeketten, die von Malachitplatten unterbrochen waren. Ein Eisendraht verband die Kugeln, welche die Kette bildeten, wie zu einem Rosenkranz. Hatten diese flache Ohrgehänge aus Horn, so trugen dafür jene einen Schatz von ungeheurem Wert, ein Halsband von Kugeln grün-

[1]) Der Große Dachs meint hier offenbar die Save und die bei den heutigen Salloch (eigentlich Za loku d. h. „jenseits der Flußaue") in sie einmündende Laibach. Auf diesen Flußläufen kamen Kaufleute aus Pannonien herauf, sowie heute die Franzosen auf dem Senegal und auf dem Kongo ins innere Afrika vordringen.

lichen Glases. Mehrere hatten Amulette um sich hängen, Bärenzähne, welche durch Schleifen die Gestalt eines Fisches erhalten hatten. Eine der Frauen hatte sich eine Bernsteinkette um den Hals geschlungen, andere trugen Halsbänder aus Koffermuscheln. [1])

Das Allerbeste aber besaß ein Weib, welches in einem entlegenen Teile dieser allgemeinen Stube seinen breiten Rücken unmittelbar an die Balken anlehnte, deren Zwischenräume mit dürrem Moose verstopft waren. Diese Frau trug bronzene Ohrgehänge, in deren Mitte sich eine große Platte von jenem herrlich glänzenden Metall, einer Mischung von Gold und Silber, befand, welches die griechischen Kaufleute, die auf dem Ister und Savus heraufkommen, Elektron nannten.

Die meisten Weiber waren mit Zwirndrehen beschäftigt, wozu sie den Flügelknochen eines Singschwanes benützten. Dieser Knochen war geglättet wie Glas. Eines spaltete ein Hirschhorn und spitzte die Bruchsplitter desselben zu Nadeln zu.

Die Frau, welche das Elektron trug, beschäftigte sich mit gar nichts. Ihr körperlicher Umfang würde ihr auch, wie es schien, irgend welche Bewegung sehr erschwert haben. Sie glich hier der Königin unter den Arbeitsbienen.

Einige der Frauen sprachen miteinander. Aber sie hatten Mühe sich zu verständigen vor dem großen Geschrei, mit welchem die Kinderschar sich unterhielt. Zu dem Geräusch, welches dieselbe verursachte, trug auch das Gerassel der Steinchen bei, welche sich in den thönernen Hunden, Igeln und Eulen befanden, die den Kleinen von den Eltern zum Spielzeug angefertigt worden waren.

Die dicke Frau schaute unbeweglich über all dieses Getreibe hin.

Als der Große Dachs sich in diesem Raume aufrichtete, warf er einen Blick in das Getümmel, alsbald aber streckte er sich auf die Balken des Bodens hin.

Auf einem vorspringenden Balken fand sich eine kleine Thonplatte angelehnt, der man menschliche Umrisse gegeben hatte. Der Thon war mit Graphit geschwärzt. In der Platte waren Linien eingegraben, welche nicht nur Augen, Nase und Mund, sondern auch die Falten eines Gewandes versinnbildlichen sollten. Als spitze Winkel ragten daneben Arme hinaus, an deren stumpfen Ende sich eine Andeutung von Fingern befand.

Das Auffallendste an dieser Gestalt aber waren zwei unförmliche Hervorragungen etwas über die Mitte der Thonplatte. Sie stellten Brustwarzen vor und diese waren es, welche dem weiblichen Götzen, dem einzigen, welchen die Leute an diesem Flusse kannten, den Namen der „Großen Zitze" verschafften.

Nachdem der Häuptling sich von seiner Andacht erhoben hatte, stellte er seine Harpune mit dem unteren Ende in einen Steinblock, der als Lagerstätte diente. In denselben waren mehrere tiefe Höhlungen eingefurcht, in welchen Holzstangen standen, an deren oberem Ende zugespitzte Knochen oder Feuersteine befestigt waren. Daneben hingen an Holznägeln allerlei Waffen. Beile aus Porphyr und Grauwacke, eine Schleuder aus Hirschleder und ein sehr kostbarer Gegenstand, eine Säge, ein gezahnter Feuerstein, der in ein großes Stück Hirschhorn fest eingeklemmt war.

Noch wertvollere Gegenstände befanden sich in einer Nische des Gebälkes, welche durch ein Brett abgesperrt war.

Der Häuptling näherte sich der dicken, unbeweglichen Frau und sagte: „Heute gehen wir auf die Jagd. Es ist gut, einen kleinen Speisevorrat mitzunehmen. Gib deine Befehle, ‚Gelbe Schildkröte!'" Die Angeredete, der dieser Kosename in der That zu gebühren schien, rief mit fettiger Stimme nach einer der Frauen. Dieselbe legte ihren Schwanknochen nieder, schob den Balken von einem Nebenraume hinweg, in welchem Lebensmittel aufgehäuft waren und kehrte mit einem Ledersack zurück, den sie mit einer Menge von haselnußgroßen Früchten vollstopfte. Es waren dies die gebratenen Kerne der im See wachsenden Wassernuß [1]), untermengt mit Eibenfrüchten und Fichtenzapfen-Nüssen.

Unter den halbwüchsigen Knaben verdoppelte sich das Geschrei, als sie von einem Jagdzug hörten. Sie drängten sich an den Vater und verlangten mitgenommen zu werden. Der Große Dachs aber schob sie gleichgültig zurück und setzte sich auf einen Holzklotz, neben dem sich ein großer steinerner Ambos befand, auf dessen Oberfläche glitzernde Spuren im spärlichen Strome des durch eine kleine Oeffnung einbrechenden Tageslichtes

[1]) Nassa Neritaea, kommt im Mittelmeer vor.

[1]) Trapa natans.

von der zeitweiligen Thätigkeit des Kupferbeiles Zeugnis gaben.

In diesem Augenblicke vernahm man das Muschelhorn und zugleich das stoßweiße Gebell der am Rande des kleinen Sees versammelten Hunde. Der Große Dachs, welcher eben noch nachdachte, nicht über die bevorstehende Jagd, sondern über die wichtige Angelegenheit der Eroberung des Fisch-Todes, fuhr auf, befahl einem der Knaben, ihm den Sack mit den Früchten vorauszutragen und verließ die Hütte, ohne irgend eine der Frauen, auch die Gelbe Schildkröte nicht, eines Blickes zu würdigen. Vorher hatte er der Nische zwei ihrer kostbarsten Stücke entnommen: ein etruskisches Messer aus Bronze, welches er gegen eine große Anzahl von Fellen eingehandelt hatte und ein Beil aus Grünstein, das, gleichfalls stromaufwärts vor langen Zeiten aus einem unbekannten Lande daher gebracht, schon mehrere Lebensalter hindurch im Besitze der Familie gewesen war. Dazu nahm er eine der Feuersteinlanzen in die Hand, nachdem er den festen Halt des scharfen Kiesels im Holze geprüft hatte. Auch vergaß er nicht, sich mit einem tiefen Schlucke von gegohrenem Kornelkirschensaft zu stärken, der in einem Thongefäße aufbewahrt war.

Am Rande des Teiches befanden sich einige Knaben, die sich bis jetzt damit belustigt hatten, Schiffchen aus Lärchenrinde hin und her schwimmen zu lassen. Als sie die Zurüstung zur Jagd bemerkten, zogen sie ihr Spielzeug heraus und mischten sich unter die Männer. Diesen waren sie nicht unwillkommen, weil sie durch ihr Geschrei die Arbeit der Treiber erleichtern konnten.

Als der Große Dachs zu den Männern trat, hielt er ihnen eine Anrede, die folgenden Sinn hatte:

Etwa fünfzig von ihnen sollten sofort aufbrechen und auf dem breiten gebahnten Wege bis zu einer Stelle gehen, welche sie das „Atemloch“ [1]) des Flusses nannten. Dieser Fluß dem sie das Leben und die Launen einer großen Schlange zuschreiben, bewegt sich den größten Teil seines Laufes in der nächtlichen Unterwelt des Karstes. An einigen Orten aber ist die Felsendecke eingestürzt und man kann in ein viele Hundert Fuß tiefes Loch hinabschauen, in dessen Abgrund die Wasser rauschen. Eine solche Oeffnung heißt das Atemloch, weil die Leute glauben, das Tier bedürfe ihrer, um Luft zu schöpfen. Dort sollten sie sich in Abständen von zehn Schritten aufstellen und samt den Hunden vorwärts gehen, einem kleinen Engpasse, einem klaffenden Bauch, im Kalkboden entgegen, in dessen Tiefe er selbst mit einem Dutzend Männer das herangetriebene Wild zu erwarten sich anschicken wollte. Die Jäger und die Knaben zogen mit den Hunden voraus, während der Große Dachs mit seinem Gefolge, dem es vorläufig noch keine Eile hatte, zurückblieb, um die Bewaffnung der ihn umgebenden Jäger zu besichtigen. So oft er bei dieser Gelegenheit etwas entdeckte, was ihm fehlerhaft zu sein schien, schalt er den Träger der Waffe und machte ihm begreiflich, daß er in solcher Ausrüstung nicht gegen die „Beute am unteren Wasser“ würde kämpfen können.

Dieser beabsichtigte Zug war allen etwas Neues. Der Häuptling setzte ihnen die Gründe dazu auseinander. Als die Männer von dem wundersamen Fisch-Tod hörten, brachen sie in Gebrüll aus. Alsbald stimmten sie einen Gesang an, dessen Worte sich etwa folgendermaßen übersetzen lassen:

„Wie man dem Auerochsen das Rückgrat spaltet und das Mark herausnimmt, so wollen wir die Knochen der Leute zerschlagen, die den Fischzauber haben.

„Wir werden hervorbrechen wie der Löwe aus der Höhle und wie er seine Pranken schlägt in das Fell des Elches, so werden wir sie zu Boden werfen.

„Ihre Hütten werden zu Kohlen werden wie die Stämme des Waldes, wenn der Südwind sie mit den Flammen des Hirtenfeuers anzündet.“

Die Weiber im Hause des Großen Dachses, denen diese Töne in die Ohren drangen, sprangen überrascht auf und drängten sich vor die enge Oeffnung. Auch die Gelbe Schildkröte wurde unruhig und verlangte über die Ursache des Auflaufes Nachricht zu erhalten. Ihre Stimme wurde aber von den Weibern, denen dieselbe vom Kriegsgesang überhallt wurde, nicht gehört.

Nach einer Weile brachen die Männer auf und stiegen auf Pfaden, die tief in die schwarze Pflanzenerde des Waldes eingeschnitten waren und auf welche von beiden Seiten die Baumwurzeln hereinragten, zu dem Engpasse empor.

Es war mittlerweile heiß geworden. Mancher Schweißtropfen fiel von den gelben Stirnen

[1]) Offenbar das nämliche, was die gegenwärtigen Bewohner des Karstes, die Slaven, mit oddusek bezeichnen.

der Männer auf die Erde. Als sie etwa eine Stunde weit gegangen waren, bemerkten sie eine Rauchsäule, die von der Berglehne her über die mächtigen Eichenwipfel emporstieg. Die Männer wußten, daß dieser Rauch von Hirten herrührte, die sich über einem Feuer ein Stück Wildfleisch brieten. Es befand sich dort eine Höhle, in welche während der heißesten Stunden eine Herde von Schweinen eingetrieben wurde, eine Mittelart zwischen wilden und zahmen Tieren, schwarzbraun, mit gewaltiger Borstenmähne.

Es verlangte die Jäger nicht zu essen, dagegen stellte sich bei ihnen in der Schwüle der Durst ein. Doch dafür gab es guten Rat. In geringer Entfernung hielten sich andere Hirten auf, die in thönernen Gefäßen viel Schafsmilch aufbewahrten. Diese Schafe waren groß, oben braun, unten gelb, die Männchen hatten mächtige, oben flache Hörner. Sie erreichten die Höhe eines Damhirsches und glichen dem Argali, welches noch heute, dreitausend Jahre später, den steinigen Osten bewohnt.

Diese Schafe trieben sich den ganzen Tag im Wald umher, wurden aber gegen Mitternacht von den schakal-ähnlichen Hunden in eine Umzäunung gejagt, welche einen engen und schmalen Zugang hatte, so daß immer nur ein einziges selben durchschreiten konnte. Während es sich durch diesen hindurch zu zwingen versuchte, wurde es vom Hirten aufgehalten und gemolken. Gegen Tagesanbruch entließ er die zottigen Hornträger wieder aus dem von Kalkplatten umgebenen Viereck.

Dort sprachen die Jäger zu und erquickten sich an dem Trank, der in Geschirren aufbewahrt wurde, an welchen der Töpfer als einzigen Zierrat Kreuze mit den Eindrücken seiner Fingernägel angebracht hatte. Nachdem sie ihren Durst gelöscht, zogen sie weiter und erreichten bald den Engpaß.

Hier warteten sie lange auf die Stimmen der ihnen entgegenkommenden Treiber. Keine Spur von Wild. Die Männer wurden ungeduldig. Freilich konnten sie nicht ahnen, was in der Nähe des Atemloches vorging.

Dortselbst hatte sich Folgendes ereignet:

Als die Treiber durch den Wald zogen, erblickten einige derselben den Kampf dreier alter und vier jüngerer Wisente [1]). Es war das kein gewöhnliches Vorkommnis. Denn der Wisent, wenn er nicht verwundet ist, flieht den Menschen, dessen Annäherung er auf mehrere hundert Schritte wittert. Daß diese einige Leute des rechten Flügels der Treiber so weit herankommen ließen, erklärten die letzteren sich nur aus der furchtbaren Wut, mit welcher sie die Stirnen und Hörner gegeneinander rannten.

Man war im Hochsommer in der Zeit, in welcher das Tier die Weibchen aufsucht. Es waren hier offenbar einige Nebenbuhler zusammengestoßen. Seltsam war der Anblick der Ungetüme mit den braunen, glänzenden Leibern, von denen der eine und andere schon mit breiten Blutstreifen bedeckt war.

In ihrer Erbitterung gewahrten sie die herannahenden Menschen nicht. Als aber das Gekläff der Hunde ihr Ohr berührte, standen sie eine Weile still und starr und ließen ein dumpfes Gebrumm vernehmen. Plötzlich ergriffen zwei der jüngeren Stiere die Flucht, indem sie gerade aus durch das Unterholz rannten, das von ihnen im Kampfe niedergetreten worden war. Selbst an einer mannsdicken Pappel hatte eines der Tiere seine dumme Wut versucht, sie lag halb zerschlitzt umgebeugt und ihr Wipfel stak zwischen den Aesten einer nebenan stehenden Ulme. Die anderen Stiere aber, die alle durch Blut gereizt waren, stürzten zunächst auf die Hunde los. Diese verstanden, was sie zu thun hatten. Sie wußten, daß sie den Hörnern, ja selbst den Hufen dieser Wiederkäuer nicht gewachsen waren. Darum beschrieb ein Teil der Hunde einen Bogen und kam den Wisenten in den Rücken. Einige derselben rannten ihnen unter den Bauch, den sie mit ihren nadelscharfen Zähnen aufzuschlitzen trachteten.

Die Männer wußten wohl, daß sie mit ihren Lanzen gegen die Haut dieser Tiere kaum etwas ausrichteten. Darum stachen einige ihnen gegen die Augen. Wenn ein solcher Stoß traf, so entstand ein Bild, welches Schwächere mit Abscheu und Angst erfüllen konnte. Geifer der Wut schäumte aus den Rachen der Tiere und sie stürzten, einen dem Brummen der Bären vergleichbaren Ton von sich gebend, mit vorgestrecktem Nacken gerade aus, bis die Hörner auf irgend einen Widerstand trafen.

So entstand ein Gemenge von blutbedeckten Tieren, Menschen mit Lanzen und Beilen, Hunden, die zu fünf bis sechs sich an einem der mächtigen Tiere festbissen. Nachdem das eine geraume

---

[1]) Der Wisent, Auerochs (Bos urus) ist nicht mit den Urochsen (Bos priscus) zu verwechseln.

Weile gewährt und einer der Jäger, welcher, durch Unvorsichtigkeit zu Fall gekommen und unter die Füße eines Wisent geraten, tödlich verletzt worden war, nur mit größter Mühe dem Tiere hatte entrissen werden können, lagen endlich sämtliche Stiere auf dem zertretenen Gras. Die Hunde, die Lanzen und vor allem die Nephrit [1])-Beile siegten. Von den letzteren zersprangen indessen zwei an den Stirnen der Ungetüme. Trotz des Getümmels fanden einige der Männer Gelegenheit, die kostbaren Bruchstücke aufzulesen.

Auf diese Weise erklärt es sich, daß der Große Dachs und seine Gefährten am Eingange des Karsteinrisses umsonst warteten.

Erst als die Hunde an den Haarbüschen der langen Schweife der Ungetüme zerrten, fiel es den Kämpfern ein, Botschaft hinabzusenden. Sie wußten wohl, daß nach einer solchen Beute es den Großen Dachs nicht mehr nach einem armseligen Elch oder Reh gelüsten konnte, brannte ihm doch der Boden unter den Füßen, um sein eigentliches Ziel zu verfolgen, die Eroberung des Fisch-Todes.

So hatten denn die Wisente ihre Vorliebe, sich nahe am Hauche des Wassers aufzuhalten, blutig gebüßt. Indessen bereiteten sich Dinge vor, welche den Siegern nicht minder verderblich werden sollten, als es diese Jagd der langhaarigen, braunen Riesen des Waldes war. — Zum erstenmal, seit die Gelbe Schildkröte sich unter diesem Stamme befand, hatte sie etwas von einem Kriegszuge gegen die Leute am „unteren Wasser“ viele Stunden vor dessen Ausführung vernommen. Es war noch kein Jahr darüber verflossen, daß sie die Männer des Großen Dachses dort unten geraubt und sie demselben zum Geschenk gemacht hatten.

War sie doch ihrer Beleibtheit wegen weit und breit als die größte Schönheit des Landes bekannt gewesen. Ein Weib, das nahezu unfähig war, zu gehen, fand man von dem „Berg der Luchse“ bis zur „Schlangenhöhle“ nicht mehr, und wenn man hundert Halsbänder von Glasperlen oder Bernsteinkugeln dafür geboten hätte.

Diesmal war es durch eine Unvorsichtigkeit, welche die Männer in ihrem Eifer verschuldeten, soweit gekommen, daß diese Frau Kunde von einer Unternehmung gegen ihren Stamm bekam. Ihr behagte das Leben unter den Leuten des Großen Dachses nicht und dieser selbst war ihr widerwärtig, wenn er sie gleich zur Gebieterin der übrigen Weiber gemacht hatte, denn es waren ihr bei dem Raube und der Abwehr zwei Brüder erschlagen worden.

Sofort entstand in dieser Frau der Gedanke, die „Leute am unteren Wasser“ warnen zu lassen. Das war indessen keine leichte Aufgabe. Unter den Frauen hatte sie wegen ihrer Bevorzugung nur Feindinnen. Da geriet sie auf den Einfall, es mit der Habsucht zu versuchen.

Unter ihren Schätzen befand sich eine Spange aus Bronze, welche in roher Form die Gestalten von drei nebeneinander gehenden Enten nachahmte. Es war ein Geschenk ihres Herrn und Gebieters, der dieselbe für eine Menge von Wilddecken eingehandelt hatte.

In ihrer Familie fand sich ein fast noch Knabe zu nennender junger Mensch (wenigstens wurde er zu keinem Kriegszuge mitgenommen), dem ein benachbarter Mann zwei seiner Töchter versprochen hatte, wenn er sie ihm abzukaufen vermöge. Der Junge dachte an nichts anderes als an diese Mädchen. Wenn er die Spange besaß, die mehr als eine Schafherde wert war, so war ihm der Besitz dieser Huldinnen sicher.

Indessen konnte sie es trotzdem nicht wagen, demselben durch das Versprechen dieses Geschenkes zur Mitteilung einer Warnung an ihren Stamm bewegen zu wollen. Eines solchen Verrates hätte sich der Knabe nicht schuldig gemacht.

Sie mußte deshalb auf eine unverfängliche Botschaft sinnen. Unter den mancherlei Spielzeugen der Kinder des Hauses befanden sich neben den thönernen Vögeln, den Schiffchen und anderen auch Nachahmungen von Waffen und Jagdgerät. So war eine Dachsfalle im kleinen vorhanden.
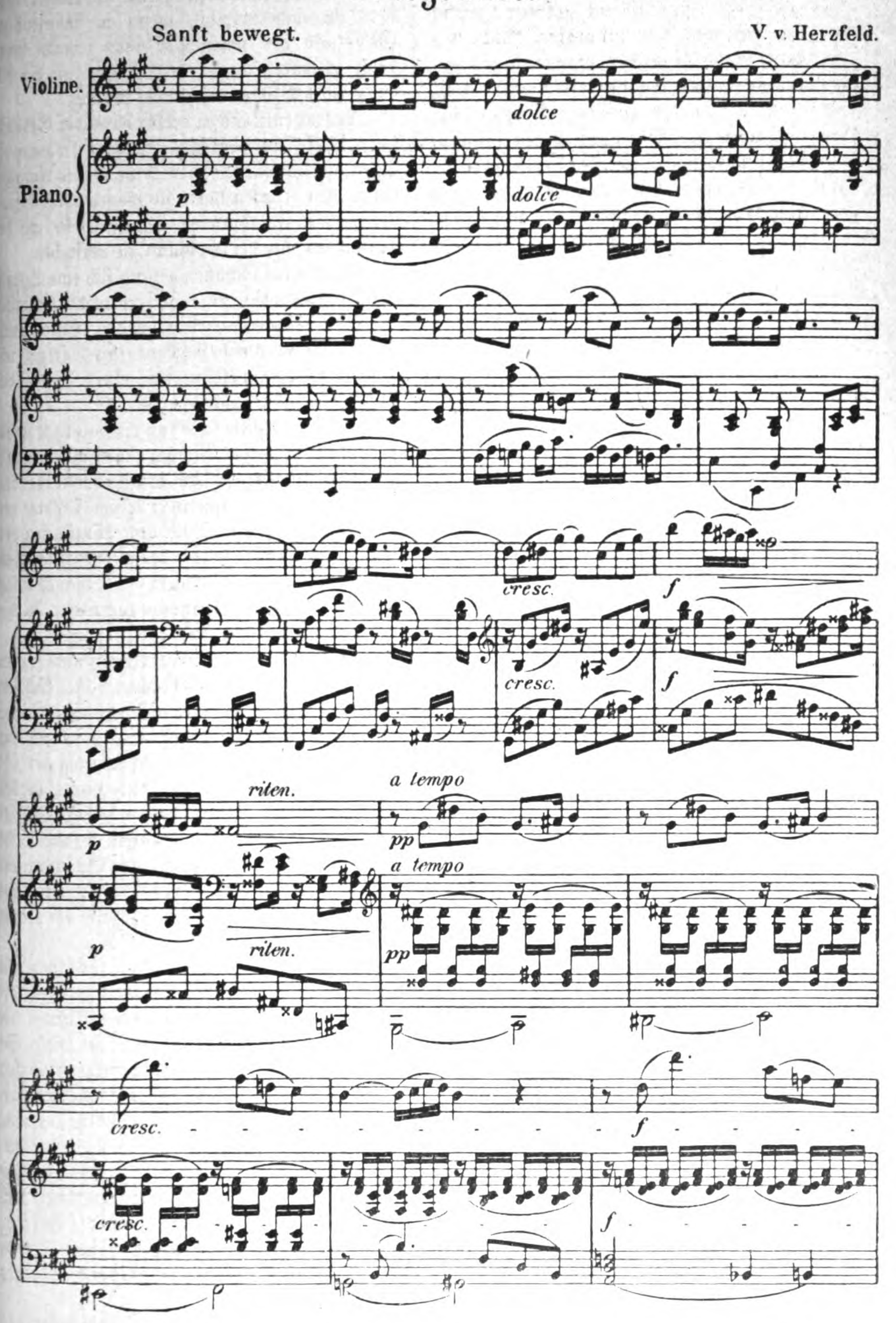
An dieses Spielzeug knüpften ihre Gedanken an. Sie ließ sich bei dem von den Greueln des Mordzuges verschont gebliebenen Bruder um dessen Befinden erkundigen und bei dieser Gelegenheit seinem Knaben ein Spielzeug schicken. Der Bote konnte das nicht beargwöhnen, dagegen mußte der Bruder durch dasselbe auf allerlei Gedanken gebracht werden. Beim ersten Verdachte der wahren Bedeutung dieses Spielzeuges würde er den Häuptern des Stammes Mitteilung machen und sie würden auf der Hut sein.
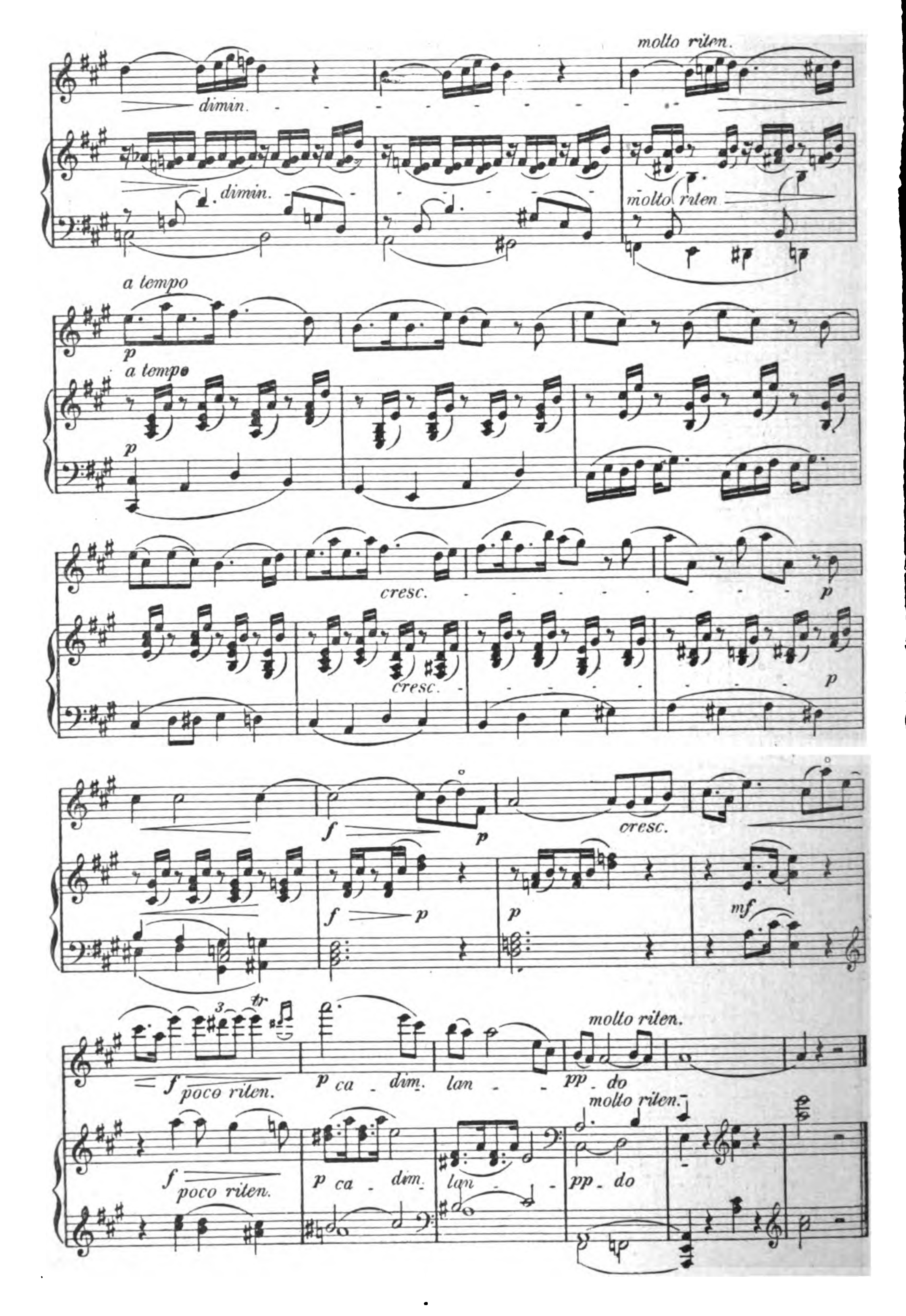
Als sie derlei Dinge erwog, hatte sie keine Ahnung davon, daß solche Gedanken nutzlos

[1]) Ein Kalkthonsilikat unbekannten Fundortes, welches in vorgeschichtlicher Zeit aus Ostasien durch Tauschhandel bis in die Hände der europäischen Wilden geriet.

Wiegenlied.

Sanft bewegt. V. v. Herzfeld.




molto riten.
dimin.
dimin.
molto riten
a tempo
p
a tempo
p
cresc.
p
cresc.
p
f
p
cresc.
f
p
p
mf
f
poco riten.
p ca
dim.
lan
pp
do
molto riten.
molto riten.
f
poco riten.
p ca
dim.
lan
pp
do

waren. Denn bevor noch die Männer heim kamen und die Frauen sich zurüsten konnten, die besten Lendenstücke der Wisente in die Beize von sauer gewordenen Kornelkirschen und Sauerdornsaft einzulegen, waren die Leute vom unteren Wasser im Anzuge gegen diejenigen begriffen, welche auf Ueberfall sannen.

Der Mann, welcher dem Großen Dachs von dem neuen Fisch-Tod erzählte, hatte nicht die ganze Wahrheit gewußt. Die Leute dort unten hatten nicht nur Netze zum Erbeuten von Fischen erhalten. Vielmehr war noch etwas anderes gekommen, was mit Fischen selbst Aehnlichkeit hatte — nämlich enganliegende Gewänder aus dicht gewebtem Stoffe, die ganz und gar mit Schuppen, gleich denen der Fische, aus einem ihnen bis dahin unbekannten harten Stoffe, dem Eisen, gefertigt waren.

Wer ein solches Gewand anzog, war sicher vor den Waffen der Männer des Großen Dachses. Außerdem hatten ihnen jene Flechtwerke mitgebracht, welche sie selbst mit Rindshäuten überzogen — das waren Schilde. Von dem gleichen Metalle wie die Schuppen waren die Pfeilspitzen, die ihnen die Kaufleute gaben. Mit einer solchen Ausrüstung vermochten sie mit Aussicht auf Erfolg Krieg zu führen und denen dort oben heimzuzahlen, was sie an ihnen verbrochen hatten.

Denn die guten Jagdgründe hatten einmal ihnen gehört. Nach und nach waren sie herabgedrängt worden zu dem Fischwasser und selbst da noch wurden sie oft genug durch Raubzüge beunruhigt, als ob jene sich nicht hätten begnügen können mit der reichen Beute, welche ihnen die Wälder am oberen Flußlaufe lieferten. So war es nur ein Gefühl, welches sie alle in Bewegung setzte, das Verlangen nach Rache.

Hatten sie noch einen Zweifel an dem glücklichen Ausgang ihres Racheplans gehabt, so wäre er beseitigt worden, durch das, was sie bei ihrem Aufbruch am Himmel erblickten.

Eine große Menge der Tauben, die in den Höhlen des Karstes wohnen und die jetzt, wo alle Früchte des Waldes heranreiften, sich den Tag über ihre Nahrung suchten, flog von einem Habicht verfolgt, gegen Süden. Ein besseres Vorzeichen konnte es nicht geben.

Da waren, durch die heutige Jagd verhindert, keine Späher aufgestellt, die Leute des Großen Dachs umstanden alle die Wisente, wie sie gegen den kleinen See herangeschleift wurden. Kein Geräusch verriet die Herannahenden. Der erste, der vom Eisen getroffen niedersank, war der nämliche Mann, der morgens den großen schwarzen Nachtpfau gesehen hatte.

Mit der Ueberlegenheit ihrer Waffen hatten die Angreifer ein leichteres Spiel, als es jene gegen die Wisente gehabt hatten. Sie wären ohne Zweifel, wenn auch hie und da einer, durch einen Schleuderstein getroffen niedersank, binnen kurzer Frist über den Leichen der anderen gestanden, wenn nicht in den gefahrvollsten Augenblicken sich die Gelbe Schildkröte gezeigt hätte.

Trotzdem sie als Gefangene hier war, widerstrebte ihr doch die Vernichtung des Stammes. Sie hatte einige der Kinder liebgewonnen und trachtete nach deren Rettung.

Als sich das Weib inmitten der Seinigen befand, folgten diese ihrem gütlichen Zureden. Sie begnügten sich mit der Mitnahme der Jagdbeute und der kostbaren Beile. Einigen Weibern wurden die Haftspangen, Halsketten und Armbänder heruntergerissen. Dagegen blieben die Hütten, darunter auch die des Großen Dachses, vom Brande verschont.

Diesem letzteren aber, dem Scheiterhaufen, verfiel eine Anzahl Toter. Nachdem die Körper zu Asche verbrannt waren, wurde dieselbe in thönerne, mit freier Hand gemachte Urnen eingefüllt. Die Sieger gruben ein tiefes Loch und stellten dieselben in die Tiefe und umgaben sie, um die Ueberbleibsel der Toten gegen die Erdfeuchtigkeit zu schützen, mit den ausgeglühten Kohlen der Feuer. Alsdann legten sie große Kalksteinplatten darüber.

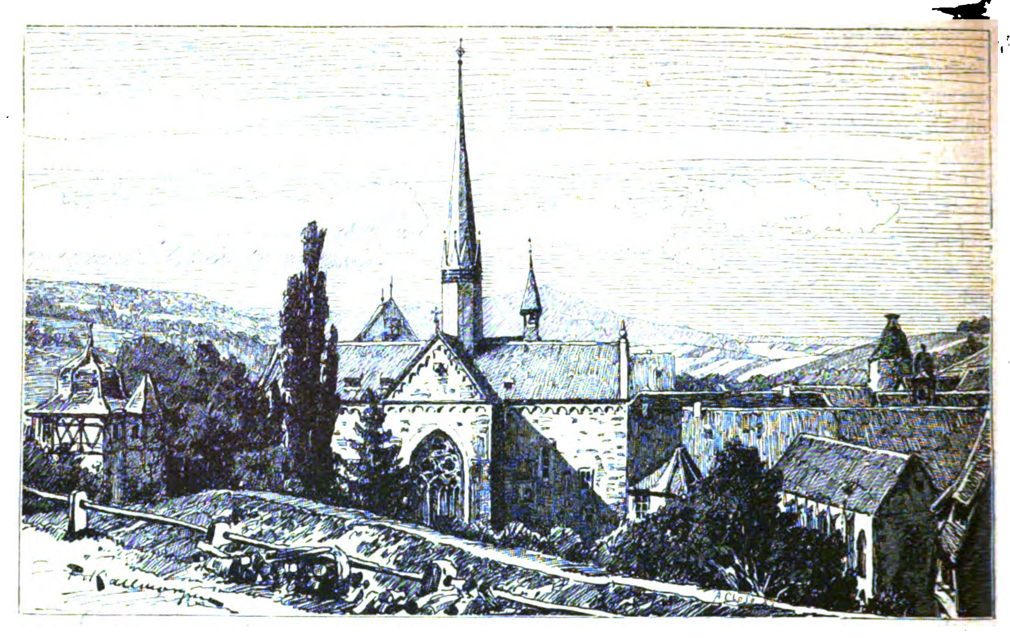
So endete einer unter den vielen Jagd- und Raubzügen zwischen den Leuten am unteren und oberen Wasser.

Sprüche.

Ein kleines Korn, gesät ins Feld,
Bringt mit der Zeit dir tausend Aehren;
Ein Körnlein Liebe, gut bestellt,
Kann tausend Herzen Freud' gewähren.

Nur für Jenen gibt es keinen Trost,
Der den Tod hält für des Lebens Grenze;
Schiffer, wenn dich wild die See umtost,
Denke an des Landes Blumenlenze.

A. Roderich.



Gesamtansicht von Maulbronn (S. 315).

Das Cistercienser-Kloster Maulbronn.

Von

Eduard Paulus.

Wer in der Frühsommerzeit die feingeformten reichbewaldeten Höhenzüge und milden, oft mit Weinreben bepflanzten Thäler des Strombergs, jener schönen zwischen Schwarzwald und Odenwald sich hebenden Waldberge durchstreift, den führt, wenn er westwärts über zerfallene Burgen und hohe von Laubwald umhüllte, mit uralten Ringwällen bedeckte Bergzungen pilgert, sein Weg heraus an der engen dem Rheinthal zuziehenden Thalspalte der Salzach, eine unbedeutende Rinne zwischen Wäldern und Feldern. Auf der höchsten Stelle wird die Landstraße gekreuzt durch den breitgrasigen öden Zug einer alten Römerstraße, der „Kaiserstraße“, die heute noch die nächste Verbindung ist zwischen Stuttgart-Cannstatt am Neckar und der alten Kaiserstadt Speier am Rhein und noch immer von einsamen Stromern oder anderem armen fahrenden Volk des kürzesten Weges halber benützt wird. Westlich dieser Straße empfängt uns der flache Spiegel des großen schilfumwogten Roßweihers. Eine Buckelsteinmauer an seiner Schleuse zeigt, daß er vor Jahrhunderten schon von Menschenhand geschwellt wurde, und seltsam schön ist der Blick über den einsamen See hin ostwärts an die im Halbkreis aufgereihten vielgebuchteten Waldberge des Stromberges in hehrer Stille, und abendwärts blinkt über grünen Ackerfluren aus dem blauen Himmel das Schmiedeisenkreuz einer nadelschlanken Turmspitze, das Kreuz des hohen Dachreiters der Maulbronner Klosterkirche.

Wenige Schritte von der Hochfläche herunter sind wir am Spiegel eines zweiten Weihers, des „tiefen Sees“, hinter dem schon alle Spitzen der Klostergebäude emportauchen; rückwärts schaut man über den umbuschten See hin an die malerische Steinhäusergruppe des „Seidenhofes“

(S. 317). Im Westen aber erscheint, wie wir näher treten, immer ausdrucksvoller die noch ganz von der Ringmauer, mit tiefem Graben daran, umfaßte Klosteranlage. Reiche Obstbäume, Wildrosen und üppiges Schlinggewächs füllen den Graben, und daraus kriecht der Epheu an den kräftigen Mauertürmen empor. Am vordersten steht der berühmte Faustturm, wo Faust gehaust haben soll, in dessen oberstem Geschoß Scheffel eine Dichterzelle sich einrichten wollte und der mit seiner Doppelgestalt, viereckig mit angesetztem Rundtürmchen, sich schwärmerisch abhebt vom Kloster und der fern hinaus sich dehnenden Landschaft, wo schon im bläulichen Dunst am enggeschlungenen Thal Weinberghalden und Waldgipfel reizend hintereinander sich schieben.

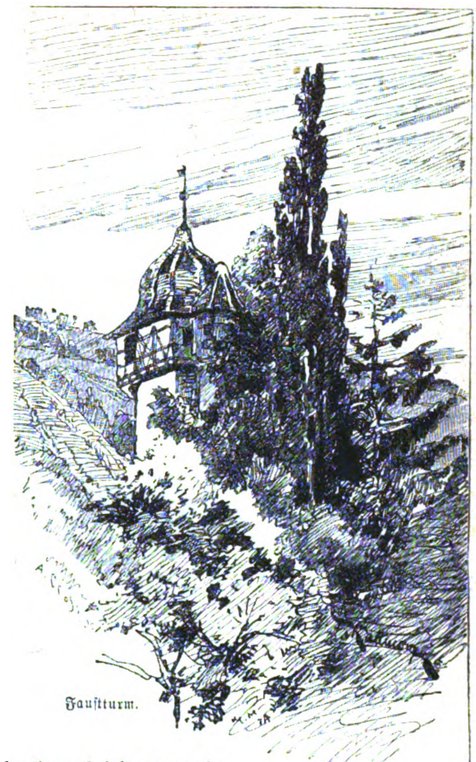
Die Ringmauer umschließt die vielen fast alle noch wohlerhaltenen Klostergebäude heiligen wie profanen Zweckes. Das Hauptthor liegt an der Westseite, zu dem wir auf der links hoch über dem Kloster an ihr vorbeiziehenden Straße gelangen; ein breit- und schwerbedachter Thorturm, stumpf und fest aus kräftigen Buckelsteinen aufgeführt, mit Rundbogenfries (S. 316). Einst ging zu diesem Thor eine Zugbrücke über den Graben und hinter ihr trat man in den kleinen durch Arkaden geschlossenen Vorhof, wo die Fremden empfangen wurden und bis wohin an einigen Tagen des Jahres auch Frauen Zutritt hatten.

Zur Rechten des Vorhofes liegen jetzt die Trümmer der frühgotischen Dreifaltigkeitskapelle, links noch wohl erhalten das alte Frühmessenhaus.

Der Klosterhof selbst ist weit und breit, im Hintergrund mit großen Lindenbäumen besetzt, aus denen Kloster und Klosterkirche mit ihren Spitzsäulen und Giebeln schön sich erheben.

Kaiser Friedrich Barbarossa nahm im Jahre 1156, am 8. Januar, das Kloster in seinen Schutz, das mit seiner Kirche in den Jahren 1146/47 zu bauen begonnen worden, das bis zum Jahre 1558 bestand und dann von Herzog Christoph von Württemberg in eine evangelische Klosterschule verwandelt wurde.

Walther von Lomersheim, ein tapferer Kriegsmann aus altem freien Geschlecht, wurde der Gründer dieses ersten Cistercienserklosters im jetzigen Württemberg. Angeregt ohne Zweifel durch die Predigt des heiligen Bernhard, beschloß er, Gott zu dienen, bat den Abt Ulrich zu

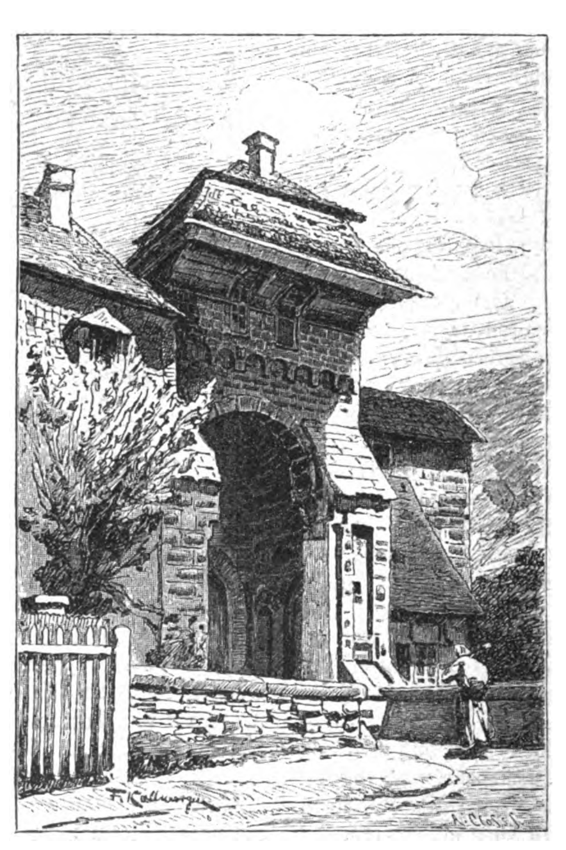


Faustturm.

Neuburg bei Hagenau im Elsaß, einer Stiftung von Kaiser Barbarossas Vater, Friedrich dem Einäugigen, angelegentlich um Ueberlassung von Mönchen und erhielt mit Mühe deren zwölf und einige Laienbrüder unter Führung des Abtes Diether, die er auf seinem Gut Eckenweiler bei Mühlacker unterbrachte. Dies geschah um das Jahr 1140. Der Ort sagte aber den Mönchen nicht zu, er erschien zu offen, auch fehlte es an Wasser, daher Walther von Lomersheim sich an den neugewählten Bischof Günther von Speier, einen Grafen von Henneberg, wandte — und dieser verlegte im Jahr 1146/47 die Ansiedelung an den Ort im Salzachthale, der nun den Namen „Mulenbrunnen“ erhielt. Der Ort war damals, wohl infolge kriegerischer Verwüstung, mit dichtem Wald bedeckt, welcher Straßenräubern — die alte Kaiserstraße von Cannstatt nach Speier führte nahe vorüber — zum Schlupfwinkel diente; aber das Thal war durchströmt von herrlich frischen Quellen, die aus feinkörnigen Werksteinfelsen, einem trefflichen Baustein, ungeduldig hervorbrachen. Die Grabdenkmäler beider Stifter, Walthers und Gün-

thers, sind noch in der Kirche zu sehen. Der Gedenkstein des ersteren, aus dem 15. Jahrhundert stammend, liegt auf dem Boden inmitten der Kirche vor dem Laienaltar und hat eingeritzt das Wappen des Stifters, das Kreuz des Kreuzfahrers, und die Umschrift: Hie lit bruder walther ein freyr von lamersheim. Der erste anfahn und stifter diser geistigen Sammenunge. Des sel ru im frieden. — Das Grabmal Günthers steht im Chor am südlichen Pfeiler und stammt aus der Zeit um 1300. Der Bischof, in reich mit gotischen Stikkereien gesäumtem Gewand, hält in der Linken den Bischofsstab, in der Rechten das Evangelium; sein langlockiges Haupt ruht auf prächtigem Kissen. Umher liest man: Gunther . spirensis . episcopus . fundatur . huius . domus. Beide sind in der Kirche begraben.

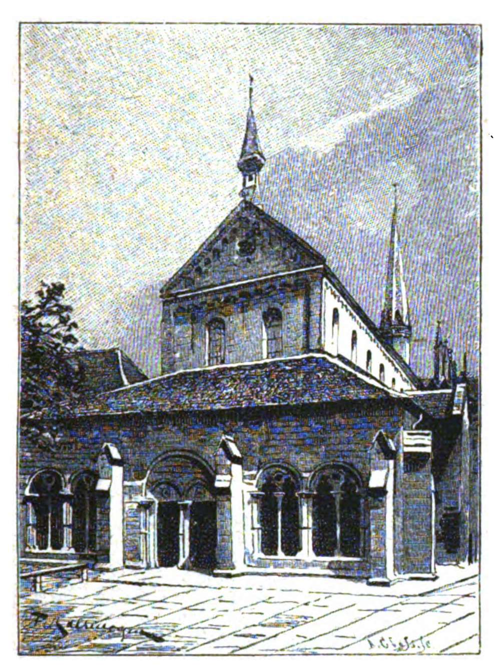
Das Kloster nahm rasch erfreulichsten Aufschwung. Schon 1151 und wieder 1157 konnte Kloster Bronnbach an der Tauber, bei Wertheim, und in letzterem Jahr auch Kloster Schönthal an der Jagst von Maulbronn aus mit Mönchen bepflanzt werden. — Kaiser Karl IV. übergab die Schirmvogtei über das Kloster im Jahr 1361 an Kurpfalz — und die Pfalzgrafen befestigten dasselbe als Bollwerk gegen Württemberg, bis es im Jahre 1504 von dem jugendlichen Herzog Ulrich von Württemberg erobert wurde, wovon heute noch die Mauern der Kirche mehrfache Kugelspuren aufweisen, und an Württemberg vertragsmäßig abgetreten wurde. Fortan verblieb es dabei mit geringen Unterbrechungen. Im Bauernkrieg (1525) kam es glimpflich weg, ebenso im dreißigjährigen Krieg, und wurde damals eine Zeitlang wieder von katholischen Aebten besetzt. — In dem Schülerverzeichnisse des seit 1558 evangelischen Seminars glänzt als ein Stern erster Größe, Johannes Kepler, der Astronom, der zwischen 1585 und 1589 drei Jahre daselbst zubrachte und nach einer seiner Schriften 1588 eine Mondsfinsternis beobachtete. Dann gingen unter anderen bedeutenden Männern aus dem Maulbronner Seminar hervor: der Philosoph Schelling, weiter der beliebte Erzähler Hermann Kurtz und der Dichter der „Gedichte eines Lebendigen“, Georg Herwegh.



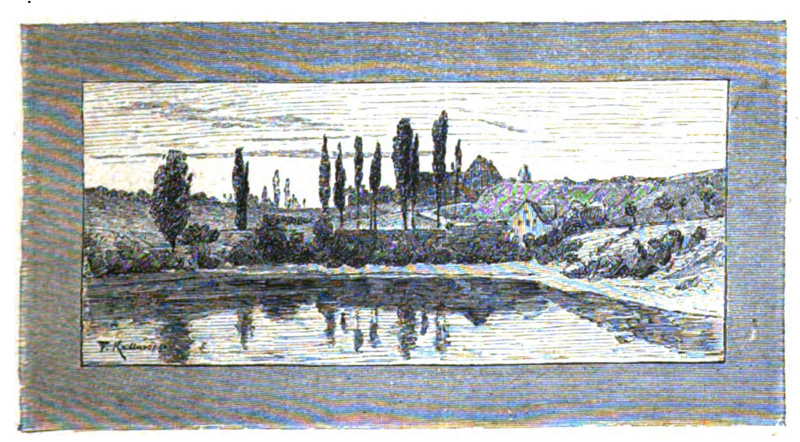
Eingang in den Klosterhof (S. 315).

Man baute die 240 Fuß lange, an der Fassade 80 Fuß breite, dreischiffige Klosterkirche in den klaren und festen Formen des deutschen Rundbogenstils, und zwar als ein echtes lateinisches Kreuz mit noch einmal so hohem Mittel- und Querschiff und gerade ebenso hohem Chorabschluß, innen mit Rundbogen-Arkaden und flacher Holzbalkendecke. Als Baumeister meißelte sich zweimal ein Hermannus. So stand die Kirche bis zum Jahre 1424, wo der Abt Albrecht IV. durch seinen Baumeister, Laienbruder Bertold, dessen bärtiges Bildnis man an der ersten Konsole des

linken Seitenschiffes in Stein ausgehauen erblickt, in allen Schiffen gotische Rippengewölbe einziehen und dieselben außen durch Strebepfeiler und Strebebögen verspannen ließ. Aber viel früher schon, 50 Jahre etwa nach Einweihung der Kirche im Jahre 1178 durch Erzbischof Arnold von Trier, bauten die Mönche vor der strengen Westseite (Schauseite) der Kirche eine Vorhalle. Diese zeigt den sog. Uebergangsstil, d. h. den Uebergang vom ernsten schweren rechtkantigen Rundbogenstil in die strebende Kraft der in Frankreich entstandenen Gotik und ist unstreitig eines der schönsten Denkmale dieser herrlichen Bauart in ganz Deutschland, nicht groß, aber wundervoll durchgeführt, einheitlich, schlank und rein und übergossen von edelster Pflanzenzierkunst. Drei quadratische Rippenkreuzgewölbe überspannen die Halle, die sich nach außen öffnet in prächtigen Kleeblattfenstern. Die Ausführung ist bewunderungswürdig scharf, alle Glieder voll Leben, und die grünen Zweige der alten Lindenbäume schauen so fröhlich herein durch die prächtigen Fenster.


Kloster von vorne gesehen.

Anders, wenn wir die Kirche betreten; finsterer Ernst, trübe Beleuchtung durchherrscht den ganzen langhingestreckten, kreuzförmigen, auf Viereckspfeilern ruhenden Raum, der inmitten des Hochschiffes unten abgeschlossen wird durch die alten steinernen Chorschranken; daran, am Laienaltar schwarz und schwermutsvoll aufragend,


Seidenhof bei Maulbronn (S. 314).

der große sandsteinerne Kruzifixus (S. 318). Um die Zeit der Sommersonnenwende fallen morgens zehn Uhr etwa eine Viertelstunde lang die Sonnenstrahlen gerade auf die Dor-

nenkrone des Heilandes, so daß dieselbe in wunderbar schönem Glanze strahlt, während die ganze sonstige Figur, wie auch das Kreuz in dämmeriges Halbdunkel gehüllt bleiben.



Inneres der Kirche zu Maulbronn (S. 317).

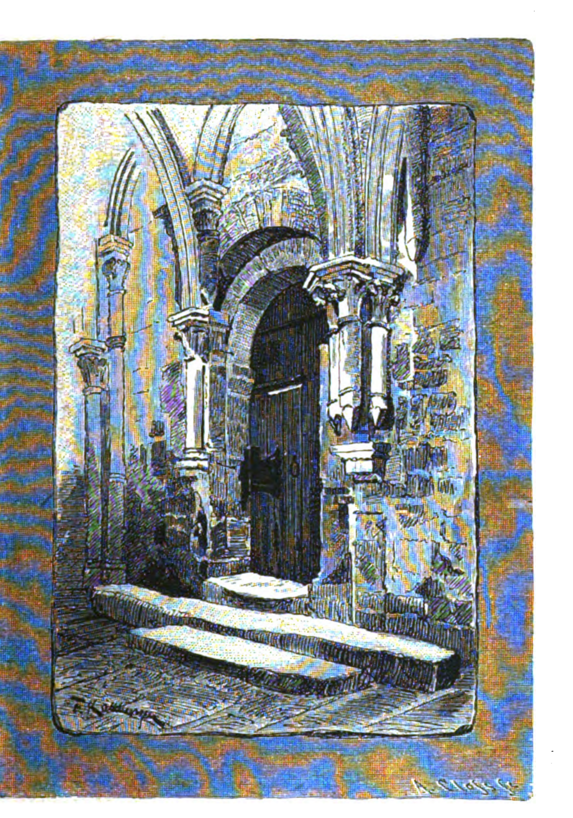
„Manchmal nur im hohen Sommer,
Wenn der Rosen volle Pracht
Ringsum in den Klostergärten
Dichtem Buschwerk sich entfacht,

Fallen so die Sonnenstrahlen
Durch der Kirchenfenster-Scheiben,
Daß sie einen Augenblick
Auf der Dornenkrone bleiben.

Mächtig wie der Frühlingsodem
Den erstarrten Zweig durchdringt,
Geht ein Leben durch die Krone,
Die des Dulders Stirn umschlingt,
Und es scheinen in den Dornen,
Die des Heilands Haupt zerstochen,
Von der Sonne wach geküßt,
Rote Rosen aufgebrochen." (Paul Lang.)

Besonders düster sind die sechs niedrigen gewölbten Kapellen des Querschiffes, dumpf und feucht, die Würfelknäufe ihrer Ecksäulen oft mit steinernen Knoten und Seilen umschnürt; hierher zogen die Mönche sich einzeln zurück und geißelten sich.

Gleichzeitig mit dem Umbau, oder doch kurz nachher, hat sich durch hervorragende Werke der Malerei und Holzschneidekunst die Klosterkirche bereichert und verherrlicht. An den beiden Wänden des Mittelschiffs, gerade über den Bögen, welche zum Querschiffe führen, erscheinen zwei figurenreiche Wandbilder; südlich die Darbringung der Kirche an die Maria durch die Stifter, Ritter Walther von Lomersheim und Bischof Günther von Speier, sowie die Einkleidung des Ritters Walther von Lomersheim ins Kloster Maulbronn als Laienbruder durch Abt Diether. An der nördlichen Wand sieht man gemalt: die drei Könige aus Morgenland kommen zu Maria mit dem Jesuskinde. Der eine kniet vor dem Knaben, küßt seine Füße und hat neben sich ein Schatzkästlein, der zweite König hält ein Scepter und will eben niederknieen, der dritte läßt sich von einem Diener Kostbarkeiten aus einem goldenen Gefässe reichen. Die Gemälde sind bewegt, ergreifend, voll augenblicklichen Lebens und entschieden groß aufgefaßt. Der Meister hieß nach der unter den Bildern hinziehenden Inschrift Magister Ulrich und malte dieselben im Jahr 1424.



Vom Kreuzgang in die Kirche (S. 320).

Bald darauf entstanden dann die noch wohl erhaltenen gotischen Chorstühle, den ganzen Raum zwischen den Chorschranken (Lettner) und der Vierung erfüllend, 92 an der Zahl. Sie sind aus Eichenholz geschnitzt, reich mit bildlichen Darstellungen und gotischem Laub- und Stabwerk geschmückt und machen eine ganz prächtige Wirkung. Aehnlich, nur noch reicher, ist der an der nördlichen Chorwand stehende, in drei hohe Baldachine ausgehende Dreisitz (Levitenstuhl) behandelt, ein merkwürdiges Meisterwerk spätgotischer Holzschnitzkunst. An den hohen Seitenlehnen des auch aus Eichenholz geschafften Stuhlschrankes steigt üppig rankendes Reblaub mit Trauben, von Tierchen und kleinen Weingärtnern bevölkert, empor, an der anderen Seite großartiges langblätteriges Distelgewächse; an der vorderen Brüstung reiches, flammendes Blattgewirr, in das kleine Löwen, Drachen, Hirsche, Vögel und Armbrustschützen hineingeschlungen sind. Doch alle diese kleineren Kunst-

werke vermögen nicht den lastenden Ernst der alten Pfeilerbasilika zu brechen.

Aber linder Sonnenhauch dringt duftend herein durch die weitoffene Thür des nördlichen



Höllenstaffel.

Seitenschiffes und lockt uns hinaus in den lichten, feingewölbten, einen Rosengarten in großem Viereck umschließenden Kreuzgang, dessen Stille nur leise durchrauscht wird vom Gemurmel des dreischaligen Brunnens, der dort in der vom Kreuzgang vieleckig in den Garten vorspringenden Brunnenkapelle plätschert. Fast die Hälfte des Kreuzganges, nämlich die an die Kirche stoßende, ist in jenem entzückenden Uebergangsstil der Vorhalle gehalten; mehr als 150 Strecksäulen stützen und tragen die sechsteiligen Rippengewölbe und geben mit allen ihren Blätter-Kapitellen, Füßchen und Schaftringen ein zauberisches Spiel von Schatten und Licht (S. 319). Auf dem Boden schmale Grabplatten mit eingeritzten Wappen oder den Umrißlinien der Verstorbenen.

Clauditur hoc tumulo Conradus cum Ludovico.
Anna zum Lamme, anno domini 1438 V. calend. Marcii obiit in Spira.

Die Grabplatten der Irmela, † 1387, des Abtes Entenfuß, † 1525 u. s. w. Hier ruhen unter den Grabplatten noch gar viele Aebte und Wohlthäter des Klosters.

Die übrigen Teile des Kreuzganges zeigen den frühgotischen Stil in allen Seiten seiner Anmut, und das zieht sich auch hinein in den ostwärts anstoßenden von feinen Säulen geteilten, von palmenartig schlanken Gewölben bedeckten Kapitelsaal und die reichgeländerte Treppe an der Nordostecke (s. nebenstehend), die zum ehemaligen Dorment, dem riesengroßen Schlafsaal der Mönche emporführte. Reichstes und edelstes Leben bricht hier überall aus Kapitellen, Schlußsteinen, Konsolen, mit ihren dem natürlichen Laubwerk der Eiche, Rebe, Rose, des Ahorn- und Platanenbaumes, des Epheus, des Klees, der Erdbeere, der Zaunrübe, der Winde u. s. f. abgesehenen Formen.

An den Nordarm des Kreuzganges legt sich im Nordwesten das große in der Mitte von Doppelsäulen durchstellte Refektorium der Laienbrüder, an die Mitte der Nordseite, genau der Brunnenkapelle gegenüber, das der Mönche, das „Rebenthal" im Volksmunde genannt. Beide wieder im Uebergangsstil, das der Laienbrüder niedriger mit Doppelsäulen und mächtig lang, das der Mönche hochschlank, mit prachtvollen Rundsäulen und hochemporgesprengten diamantierten Gewölbrippen; ein durchaus erhabener Raum (S. 321). Durch die weite Pforte sieht man gerade hinaus an den dreischaligen Brunnen, dessen silberne Wasser in schönem Spiel rauschend von Schale zu Schale fallen; darüber die zart ausgemeißelten zackigen Formen der neunseitigen Brunnenkapelle (S. 322).

Streng und einfach war das Leben dieser Cistercienser, der Tag geteilt in siebenstündige Arbeit und dreistündiges Lesen; sieben regelmäßige Gebetsstunden unterbrachen sowohl die Tagesarbeit als die Nachtruhe. Um drei Uhr nach Mitternacht hatten, genau nach der Vorschrift Benedikts von Nursia, die Mönche sich zum erstenmal von ihrem Lager zu erheben und

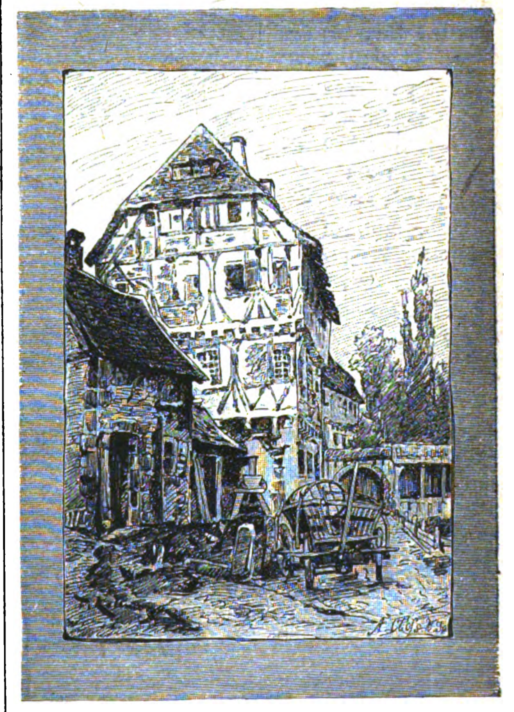
sollten dann nicht wieder schlafen, sondern die Zwischenzeit ernsten Betrachtungen widmen. Die Nahrung war karg und gering, die Arbeit hart;



Herren- oder Sommer-Refektorium (S. 320).

die Kleidung der weiße Rock mit schwarzem Skapulier. Der Schwerpunkt der Thätigkeit der Cistercienser lag außerdem noch in der Landwirtschaft; Wälder wurden ausgerodet, Thalsohlen entsumpft und überall Seen angelegt, zur Entwässerung wie zur Bewässerung gleicherweise dienend. Rings um das Kloster, wo nur irgend ein Bach geschwellt werden konnte, waren Weiher, von denen jetzt nur noch vier vollständig erhalten sind. Aber überall in den Wäldern trifft man jetzt versumpfte Seegründe und stößt auf die mit weitblickender Kunst angelegten Bewässerungsgräben. In Stufen lagen die Seen übereinander. Der höchste mehr als 200 Fuß über dem untersten, dem großen jetzt noch bestehenden Aalkistensee.

In noch manche prächtig gewölbte Räume könnten wir vom Kreuzgange aus gelangen; zeigt ja doch das Kloster in engem Rahmen fast erschöpfend uns die Entwicklung, das Wachsen, Blühen und Ausblühen der Baukunst des Mittelalters. Vierhundert Jahre lang haben hier, fern von der friedlosen Welt, gottergebene Männer in tiefer, oft über ein Leben ausgedehnter Muße gebaut, gemeißelt und gemalt. Wir sehen die starren rechtkantigen Massen der noch ungetrübten Rundbogenbaukunst, die flüssige, schwungvoll bewegte Formenwelt des Uebergangs, entstanden durch plötzlich aus der Fremde (Frankreich) herüberdringenden Hauch, der die Glieder löst und belebt; ordnungslos eine Zeit lang, dann aber ruht in sich selbst in siegstolzer Kraft, die blühende Gotik. Wir sehen sie matt und derb werden und wieder die luftigen spätgotischen Hallen, über deren hartrippige Gewölbmaschen eine schon in die Renaissance hineinspielende Malerei sich fröhlich mildernd ergießt, und nimmer, auch bis zum letzten Bauwerke nicht, verläßt sie der malerische

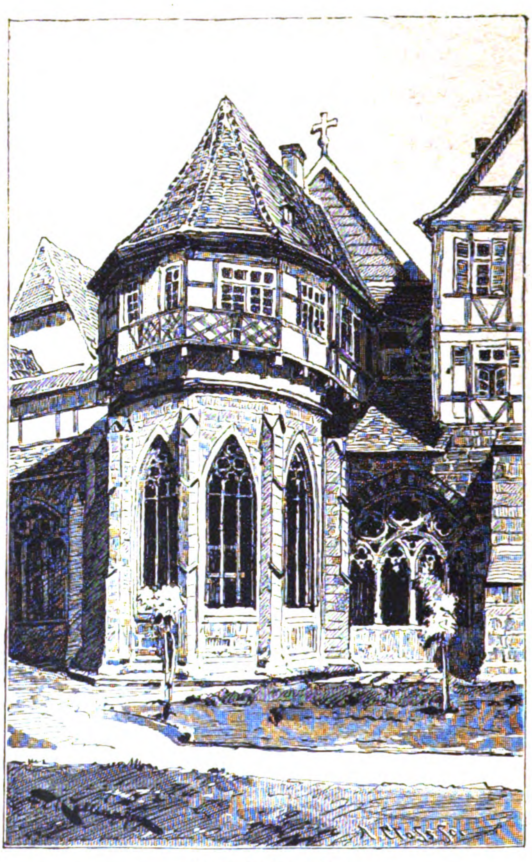


Pfründehaus (S. 322).

Reiz, der geheimnisvolle Zauber gedrängt einfallenden Lichts und einfach schöner Verhältnisse.

Wie im besonderen, an allem dem herr-

lichen Laub-, Blumen- und Knospenwerk, so gibt auch im Großen Stil und Stellung der Maulbronner Bauwerke immer neue stimmungsvolle Einblicke, überraschende Durchsichten, malerische Gruppen; und dabei sind diese Bilder der Kunst meistens nicht allein, sondern unauflöslich verknüpft mit denen der Natur und prägen sich deshalb um so unauslöschlicher in die Seele; sei es, daß wir Rast halten unter den Linden der Vorhalle mit den rohrschlanken Säulen, im Garten des Kreuzgangs wandeln bei blühenden Rosenbüschen und dem Gemurmel des dreischaligen Brunnens oder im großen Klostergarten unter rauschenden Wipfeln am epheuumsponnenen Fausttturm träumen, bestaunend den Ernst der Kreuzarme der Kirche, oder daß wir einsam im Abendrot über dem Spiegel des tiefen Sees nur noch die Spitzen des Klosters auftauchen sehen.



Brunnenkapelle (S. 320).

Am schönsten im Herbst, wenn die Blätter fallen und die Vergänglichkeit des Naturlebens zusammenstimmt mit dem Geist, der diese, von der Zeit verlassenen Hallen in sanfter Wehmut durchflüstert.

Vom Kreuzgang hinaustretend ins Freie mögen wir noch die vielen malerischen Nutzbauten des Kosters betrachten, so die Mühle nahe beim stolzen, 1441 erbauten Hexenturm, die Schmiede, Wagnerei, Pfisterei, das Gesindehaus, das großartige, unten von herrlichen Säulen durchstellte Haus des Abtes, gegenüber das erst 1588 von Herzog Ludwig von Württemberg erbaute Schloß mit seinen hübschen runden Ecktürmchen (S. 323), den Fruchtkasten mit Kelter, die Weingartmeisterei, die Küferei, und endlich, ganz an die östliche Klostermauer hinaufgeschoben, das ehemalige Pfründhaus, in welchem arme Kranke Aufnahme und Pflege fanden. Dasselbe, 1430 von Abt Johann II. erbaut, ist ein großes vernachlässigtes, höchst malerisches Holzhaus (S. 321).

Doch nun ist es Zeit, daß wir uns sachte durchs Klosterthor hinaus verziehen ins gemütliche Gasthaus zur Post und dort den goldhellen „Elfinger“ kosten, von dem ja Scheffel singt in seiner „Maulbronner Fuge“ und darin den im nahen Städtchen Knittlingen geborenen Schwarzkünstler Faust, der dem Abt Entenfuß von Maulbronn Gold machen sollte, das echte Gold finden läßt:

Der Faust saß rückwärts an der Wand
Und trank vergnügt im Dunkeln,
Nun ließ der blasse Nekromant
Sein Glas am Licht karfunkeln
Und sprach: „Ich brüt' schon Tag und Jahr
Am schwarzen Zauberbuche
Und merk' erst heut, ich bin ein Narr,
Daß ich das Gold dort suche:

A. V. K. L. W. H.
Das echte Gold ist da.“

„Mit Hermes Trismegistos List
Wird keins elaboriret,
Die Sonne ist der Alchymist,
Der's flüssig destilliret:
Wenn's durch die Adern glüht und rollt
Mit des Elfingers Wonnen,
Dann habt ihr Gold, habt echtes Gold,
Und ehrlich selbst gewonnen.
A. V. K. L. W. H.
Haec vera practica.“

Die Buchstaben A. V. K. L. W. H. d. h. All Voll, Keiner Leer, Wein Her, sieht man heute noch samt den dazu gehörigen Noten, verschiedenen erbaulichen Gegenständen, wie einer Gans, Flasche, Bratspieß u. s. w. und der Jahreszahl 1522 angemalt, aber dem Verlöschen nahe, am Gewölbe der schönen Vorhalle.

Wohl uns, immer noch karfunkelt der Elfinger im Pokal und zaubert den Spätgeborenen die Sonne längst in die Nacht der Jahrhunderte versunkener poesievoller Zeiten zurück.



Früheres Schloß des Herzogs von Württemberg (S. 322).

Sei fröhlich und getrost.

Von

Emil Rittershaus.

Glaub' nicht der Menschenfeinde Thesen
Und bleib' nicht einsam und allein,
Wenn dir das Leben hart gewesen —
Das Leben muß dein Tröster sein!

Es heilen deines Herzens Wunden,
Der Schmerz vergeht, der dich zerreißt,
Wenn du in Liebe treu verbunden
Dir eine ein'ge Seele weißt!

Den Eichenbaum zerschlug das Wetter,
Die Krone hat der Sturm zerfegt,
Da hat der Epheu seine Blätter
Fest um den alten Stamm gelegt.

Da kam der Sonnenschein geflogen;
Frisch aus der Wurzel stieg der Saft,
Und einer neuen Krone Bogen
Erschuf der Eiche eigne Kraft.

Solch' Lied sei dir vom Wald gesungen! —
Noch schafft nach Leiden Seligsein
Die Freundschaft, die dich treu umschlungen,
Der Liebe milder Sonnenschein!

Glaub' nicht der Trugpropheten Mythen,
Verlach' des Wahnes düstern Traum,
Und lern' den Stürmen Trotz zu bieten
Stark, fest und stolz — ein Eichenbaum!

Der Zweikampf.

Eine sizilianische Dorfgeschichte.

Von

Martino Röder.

Als Turidda Macca, Sohn der Base Nunzia, von seinem Militärdienst heimkehrte, spielte er den großen Herrn im Marktflecken. Da ging's am Sonntag, noch dazu wenn's Kirchweih war, gar hoch her. In seiner schmucken Bersaglieri-Uniform, die rote Troddelmütze keck auf dem Ohr, so stolzierte der gute Turidda auf dem Marktplatz einher, und die feschen Mädchen verschlangen ihn mit den Augen. Die Gassenjungen schwärmten um den Offizier wie die Fliegen, und die behäbigen Matronen, welchen aus der Mantille nur die Nase herausguckte, da sie zur heiligen Vespermesse gingen, streiften mit hoffnungsvollen Blicken den jungen Burschen.

Turidda rauchte aus einem kurzen Pfeifchen, darauf war der selige Viktor Emanuel zu Pferde und so trefflich geschnitzt, daß die guten Landleute vermeinten, er wäre lebendig. Wenn ihm das Feuer ausgegangen war, hob Turidda das Bein hoch und rieb an seinen grauen Beinkleidern ein Streichholz an. Aber trotz dieser sprichwörtlich gewordenen Popularität war seit seiner Rückkehr die schöne Lola, Messer Angelos Tochter, nie wieder in den Flecken gekommen. Sie hatte sich unterdessen mit Einem aus Licodia verheiratet, einem wackern Kärrner, welcher auch vier schmucke sortinische Maultiere im Stalle hatte. Lola ließ sich nicht sehen, weder in der Kirche zur heiligen Messe noch auf dem Tanzboden, wenn die junge Schar zu Paaren nach den Klängen der Geige und Mandoline die Tarantella tanzte. Zuerst wollte Turidda dem Kärrner aus Licodia die Knochen im Leibe entzwei schlagen, daß er ihm den fetten Bissen so mir nichts dir nichts fortgeschnappt, dann aber, mit ruhiger Ueberlegung, that er ihm nichts, dem Lump von Licodia! Es verlohnte sich doch auch wahrlich nicht bei dem frechen Gesellen!

Das einzige, was er that, er ging des Abends zum Thor hinaus — linker Hand bei der Buchenallee vorbei, stand des Kärrners Haus, und rings herum waren andere colonische Ansiedelungen. Da ging Turidda dicht unter Lolas Fenster vorbei und pfiff oder sang Spottlieder hinein.

Die Weiber an den Nachbarfenstern sahen scheelen Auges den schmucken Soldaten bei der schönen Lola vorbeigehen. Da wurden gleich die Köpfe zusammengesteckt und da hieß es:

„Daß der Turidda, Nunzias Sohn, der schönen Lola alle Nächte ins Fenster hineinschmettert, wie ein Starfink! Was heißt das?"

Endlich trafen sie sich.

Lola kehrte mit dem Gebetbuch von der Prozession der Madonna del Pericolo heim, und als sie Turidda gewahr wurde, errötete sie ein wenig, faßte sich jedoch bald wieder.

„Glücklich, wer dich sieht," hub Turidda an.

„Ach! Compare Turidda, seid Ihr's? Sie sagten mir unten im Flecken, daß Ihr seit dem Ersten Palermo verlassen!"

„Mir haben die Leute aber andere Sachen erzählt," fuhr er fort, und die Zornesader auf seiner Stirn schwoll an, „ist es wahr, daß du Compare Alfio, den häßlichen Kärrner, geheiratet hast?"

„Gottes Wille ist des Menschen Wille," entgegnete Lola salbungsvoll, und band sich die zwei Zipfel ihres gelben Taschentuches, welches sie auf dem Kopf trug, unter dem Kinn fest.

„Gottes Willen," sagte Turidda, „Weibergewäsch — macht mir keine Flausen vor — das kennen wir schon: ha, ha!" lachte er zähneknirschend. „Und Gottes Wille ist's auch," fuhr er fort, „daß ich aus so weiter Ferne heimkehre, um diese freudigen Nachrichten zu hören, — Bella Lolita — ha, ha, ha, ha!" Der Aermste wollte ihr all dies nicht sagen, aber es härmte ihm das Herz ab — Gna Lola drehte

ihm den Rücken, ging ihrer Wege und er hinterher. — Die Trobbel der roten Mütze bammelte ihm auf die rechte Schulter herab. Lola merkte, daß er ihr folgte.

Plötzlich blieb sie mitten auf der Straße stehen, wandte sich um und sagte zu ihm:

„Hört, Gevatter Turidda, laßt mich allein bis zum Wäscheplatz zu meinen Gefährtinnen gehen. Was würden die Leute im Flecken sagen, wenn sie Euch hinter mir wie einen Armensünder schleichen sähen! Gelt! Ihr geht links herum, Gevatter!"

„Ja, ich werde links herumgehen," entgegnete Turidda bitter, „jetzt hast du dir ja den Kärrner, mit vier Maultieren im Stall, geheiratet, und da dürfen die Leute nicht über uns reden. Meine arme Mutter aber hat unsern schönen Maulesel verschachern müssen, und das Stückchen Weinberg hinter unserm Häuschen hat sie auch während der Zeit, in der ich Soldat war, verkauft. Erinnerst dich wohl nicht mehr der Zeit, Lolita," fuhr er fort, „in der wir uns Heimlichkeiten vom Hoffenster aus zuflüsterten, und du mir das schöne gelbe Taschentuch geschenkt? Gelb war es, wie die Quitten in der Vorratskammer des Verwalters! Und in dies gelbe Taschentuch habe ich soviel Thränen hineingeweint, und jetzt kommt der lumpige Kärrner," fuhr er fast weinend fort, „und stiehlt mir Lola vor der Nase weg."

Lola hatte das letzte gar nicht mehr gehört und war Turiddas Augen schon entschwunden.

Am Sonntag drauf war im Krug große Festlichkeit. Gna Lola saß aufgeputzt unter der Reihe der Tänzerinnen, das Schrillen der Pfeife und das Geschnaufe des Basses tönte an ihr Ohr, und ihre Blicke suchten Turidda. Sie hatte beide Hände so recht ausgebreitet auf dem Schoß liegen, um ihre großen goldenen Hochzeitsringe bewundern lassen zu können, und ein fröhliches Lächeln glitt stets über ihren Mund, wenn eine ihrer Gefährtinnen ein lautes Ah! und Oh! ob des ungewohnten Goldglanzes ertönen ließ. Turidda ging die an den Tanzboden grenzende Seitengasse, die Hände in den Taschen und aus der Pfeife mit dem geschnitzten Viktor Emanuel zu Pferde, dichte Rauchwolken blasend, auf und ab. Er hatte die gleichgültigste Miene von der Welt aufgesetzt und machte den Landschönen den Hof. Inwendig jedoch zehrte es in ihm, daß der Kärrner Alfio, Lolas Mann, soviel Gold hatte, und daß sie, die stolze Lola, wenn er an ihr vorüberging, ihn mit gleichgiltiger Miene betrachtete und so that, als hätte sie ihn nie gesehen.

„Diesem erbärmlichen Menschenkind will ich's doch wahrhaftig unter die Nase reiben," brummte Turidda in seinen Bart hinein.

Gegenüber von Gevatter Alfio stand Messer Cola, der Winzer, der hatte Geld wie Heu und eine heiratsfähige Tochter, bildschön obendrein!

Turidda gelang es in Colas Haus zu kommen und es währte kurze Zeit, so hatte er dem schönen Töchterlein Santa den Kopf verdreht.

„Warum, Gevatter Turidda," fragte eines Tages Santa, „geht Ihr nicht zur Gna Lola und sagt ihr all diese schönen Sachen?"

„Ah! Lola ist eine großspurige Frau geworden, Lola hat ein gekröntes Haupt, mit vier Maultieren im Stall geheiratet — ja d i e! Gna Lola!! Ihr, liebe Santa, seid hundert Lolas wert und ich kenne einen gewissen Jemand" — und Turidda zwinkerte geheimnisvoll mit den Augen — „einen gewissen Jemand, dem die Gna Lola und ihr Schutzheiliger ganz gleich ist, wenn Sie dabei sind! — Gna Lola — Gna Lola" — fuhr er spöttisch fort, „Gna Lola ist nicht wert, Ihnen die Schuhriemen aufzulösen."

„Das ist die Geschichte vom Fuchs mit den saueren Trauben," antwortete Santina, welche das beiderseitige Verhältnis genau kannte, schnell.

„Ach! wie schön bist du, mein süßes Täubchen," flüsterte Turidda.

„Laßt Eure Hände zu Haus, Gevatter Turidda!"

„Haben Sie Angst, daß ich Sie verschlinge?"

„Angst habe ich weder für Euch noch für Euren Schutzheiligen!" entgegnete schnell Santina.

„Aha!" rief scherzend der Soldat, „Ihre Mutter war auch aus Licodia, das wissen wir ja! Hitziges, aufgeregtes Blut!! Ach! Schätzchen, wie möchte ich dich mit den Augen verschlingen!"

„Laßt mich lieber, wo ich bin" —

„Wenn ich reich wäre, müßten Sie, Santa, meine Frau werden."

„Ich werde zwar kein „gekröntes Haupt" wie Gna Lola heiraten, aber meine Mitgift habe ich auch, und eine anständige noch dazu. Der liebe Gott wird mir auch schon den Ehegespons zur rechten Zeit schicken."

„Daß Sie reich sind, Gevatterin, wissen wir seit längst."

„Falls Ihr es wißt, so macht schnell, daß Ihr fortkommt. Der Vater kommt vom Weinberg heim und darf mich nicht mit Euch hier im Hofe antreffen!“

Der gestrenge Herr Papa schnitt ein gar grimmiges Gesicht — aber das zarte Töchterlein that so, als ob sie nichts davon merkte. Die rote Troddel der Bersaglieri-Mütze tänzelte ihr immer vor den Augen.

Der alte Cola hatte Turidda vor die Thür, an die frische Luft gesetzt, aber das Töchterlein machte das niedrige Fenster auf, und hinter den Geranien- und Hyazinthentöpfen versteckt, plauderte sie bis in die späte Nacht hinein mit dem schmucken Bersagliere, so daß die ganze Nachbarschaft bald von nichts anderem mehr sprach.

„Ich werde deinetwegen noch verrückt,“ lispelte ihr eines Abends Turidda zu, „schon habe ich die Eßlust verloren und schlafe nicht mehr!“

„Redensarten!“ entgegnete trocken Santa.

„Ach! wäre ich doch der Sohn von Viktor Emanuel — ich heiratete dich gleich!“

„Leeres Geschwätz“ —

„Um der heiligen Madonna willen, ich trüge dich auf Händen!“

„Eitele Redensarten“ —

Und Lola hörte von ihrem gegenüberliegenden Fenster alle Abende, hinter dem Cyanentopf versteckt, das Liebesgeflüster, daß ihr bald heiß, bald kalt ward. Da begegnete sie Turidda eines Tages auf der Straße.

„Nun, Gevatter Turidda, jetzt grüßt man wohl gar die alten Freunde nicht mehr?“

„Je nachdem,“ entgegnete Turidda. „Glücklich derjenige, dem es erlaubt ist, dich zu grüßen!“

„Wenn Ihr mich besuchen wollt, dann wißt Ihr ja, wo ich wohne,“ entgegnete lachend Lola, „habt lange genug und mir zum Verdruß wie ein Starmatz unter meinem Fenster gepfiffen!“

Turidda ging nun nach wie vor zur Lola hinüber, und Santa, die es merkte, schlug ihm das Fenster vor der Nase zu. Die Nachbarn lächelten mitleidig über den „armen Turidda,“ wie sie ihn nannten, und der Kärrner Alfio, Lolas Mann, war in der Zwischenzeit auf den Jahrmärkten in der Umgegend. Die vier Maultiere mußten ihm das schöne Gold einbringen.

„Nächsten Sonntag gehe ich beichten,“ sagte Lola zu Turidda, „hab' ich doch heute Nacht von schwarzen Weintrauben geträumt!“ —

„Unsinn! Beichtengehen! Bleib' daheim!“

„Nein, Turidda,“ entgegnete ihm Lola — „jetzt geht's auf Ostern zu; und mein Mann wird mich bei seiner Rückkehr fragen, warum ich nicht beichten gegangen bin!“ —

Und Santa — die Nachbarin, war die Nachfolgerin Lolas im Beichtstuhl. Andachtsvoll kniete sie und spöttisch sich zu der zerknirschten Lola wendend, murmelte sie vor sich hin „deine Sünden werden nie reingewaschen werden können. Solltest 'mal zum Papst nach Rom gehen, Lolita — der würde dir ein sauberes Kapitel verlesen!“

Und Gevatter Alfio kehrte mit seinen vier Maultieren von den Jahrmärkten aus der Umgegend zurück. Seine Geldkatze war vollgespickt mit Dublonen und Zechinen, und seiner lieben Lola brachte er ein grellrotes Kleid für das heilige Osterfest mit.

„Ihr habt recht daran gethan, der Lola hübsche Geschenke mitzubringen,“ raunte Santa, die bissige Santa dem Alfio ins Ohr, „während Ihr fort waret, hat Euch Euer Weib das Heim schön ausgeschmückt!“

Alfio verstand diese spitzigen Redensarten nur zu gut, glaubte aber zu sehr an die Treue seiner Frau, so daß er der Santa zurief: „Ich untersuche es jetzt — aber hilf Himmel dir und deiner ganzen Sippschaft, wenn du die Unwahrheit gesprochen! Ich kratze euch allen die Augen aus!“

„Kratzt nur tapfer zu, Gevatter Alfio! Ihr könnt doch nicht herauskratzen, was diese Augen gesehen! Und um die Zeit, da der Turidda in Euer Haus eintrat, leuchteten meine Augen ganz gewaltig! Also kratzt nur zu liebes Gevatterchen, wenn Ihr wollt!“

„So! Was! Wie?“ knirschte Alfio vor Wut. „Nun gut! Dank' Euch schön!“

Turidda schwänzelte seit Alfios Rückkehr nicht mehr durch die Thorstraße und am Hause Alfios vorbei. Dafür hatte er gute Kameraden gefunden, und die brachten ihn ins Wirtshaus. Der rote Landwein mundete ihnen gut, und ein Spielchen Mora erheiterte die Gesellschaft.

So saßen sie am Vorabend des Osterfestes beim Zackenwirt an der Landstraße und auf dem Tisch dampfte eine große Leberwurst mit Polenta. Da trat plötzlich Alfio herein. Sein finsterer Blick verriet Turidda den Grund seines Kommens und als tapferer Soldat legte er die Gabel auf den Teller und stellte sich seinem Gegner.

„Was befehlt Ihr, Gevatter Alfio?“ fragte Turidda.

„Ich befehle Euch nichts, nur war es lange her, daß ich Euch nicht gesehen, und so komme ich bewußter Angelegenheit wegen mit Euch Rücksprache zu nehmen!"

Zuerst hatte ihm Turidda ein Glas Syrakuser angeboten, Alfio hatte es jedoch mit der Hand zurückgewiesen — nun kam Turidda auf ihn zu und sagte:

„Hier bin ich, Gevatter Alfio, hier bin ich!"

„Könnt Ihr morgen früh," hub Alfio finster an, „draußen an der Canziria zu den Feigenbäumen kommen, dann können wir in bewußter Angelegenheit Rücksprache nehmen, Gevatter!"

„Erwartet mich auf der Hauptstraße — bei Sonnenaufgang bin ich da! Dann stehe ich Euch mit Red' und Antwort zu Diensten!"

So sprachen sie, die beiden Gegner, und gaben sich den Herausforderungskuß. Turidda biß dem Kärrner gelinde aufs Ohrläppchen und gelobte somit feierlichst, seine Zusage in allem zu erfüllen.

Abends ging Turidda gesenkten Hauptes nach Haus. Gna Nunzia, seine alte Mutter, hatte den schönsten Porzellanteller ins Feuer fallen lassen, das mußte Unglück bedeuten.

„Mutter," hub Turidda an, „entsinnst du dich, als sie mich zum Regiment abholten, mich von deiner Seite rissen, als du glaubtest, ich würde nie wiederkehren? Gib mir nun einen herzlichen Schmatz wie damals, denn morgen früh gehe ich sehr weit fort von hier!"

Und Gna Nunzia drückte unter Schluchzen ihrem Sohn einen herzhaften Kuß auf Wangen und Mund. — —

Bevor es tagte, war Turidda auf den Beinen, gestiefelt und gespornt, wie damals, als sie ihn zum Regimente holten — und er nahm das große Messer, welches er auf dem Heuboden verborgen und steckte es unter sein Wams. Dann machte er sich auf den Weg — die breite Landstraße entlang — zu den Feigenbäumen nach Canziria zu. — —

„Jesus Maria! Wohin in dieser Eile?" rief Lola ihrem Mann Alfio zu, als er sich morgens zu ungewöhnlicher Stunde aufmachte, mit Turidda an den Feigenbäumen zusammenzutreffen.

„Ganz nahe hierbei habe ich zu thun, Lola! Aber für dich wäre es wahrlich besser, wenn ich nicht mehr heimkehrte!"

Lola entstieg im Hemde ihrer Lagerstätte, kniete zu Füßen des Bettes nieder, drückte den Rosenkranz, welchen ihr Fra Bernardino aus dem heiligen Land mitgebracht, krampfhaft an die Lippen und recitierte alle Ave Maria, welche ihr Gedächtnis ihr augenblicklich eingab. — —

„Gevatter Alfio," begann Turidda zu seinem Gefährten, nachdem sie schweigend ein großes Stück Weges mitsammen gegangen waren, „Gevatter Alfio — so wahr wie ein Gott lebt, bin ich mir bewußt, mich gegen Euch versündigt zu haben und ich will mich niederstechen lassen wie einen räudigen Hund! Aber bevor ich hierherkam, habe ich noch meine alte Mutter gesehen — sie stand auf, um mich fortgehen zu sehen, mit dem Vorwand, nach dem Hühnerstall sehen zu wollen. So wahr ein Gott lebt, steche ich Euch nieder, Gevatter Alfio. Denn meine Mutter kann ohne mich nicht leben. Kraft wider Kraft! —

„So ist's recht," sagte Gevatter Alfio, indem er sich die Jacke auszog und über die Schulter hing, „so ist's recht! Es soll ein Gottesgericht sein!"

Beide waren gewandte Fechter. Turidda hatte den ersten Stich und so versetzte er Alfio eine Wunde in den Arm.

„Ach! Gevatter Turidda," schrie Alfio, „Ihr wollt mir also wirklich den elendiglichen Garaus machen?"

„Versteht sich! Hab' ich Euch's nicht gleich gesagt, Gevatter Alfio, daß ich die Alte beim Hühnerstall habe meinetwegen Thränen vergießen sehen? Das soll sie nicht!"

„Oeffnet die Augen," schrie ihm Alfio entgegen, „ich gebe Euch jetzt all Eure Wohlthaten mit Zinseszinsen wieder."

Und wie ein gereizter Leu sprang er auf Turidda zu, beugte sich dicht vor ihm zur Erde nieder, nahm eine Hand voll Sand auf und streute ihn seinem Gegner in die Augen. „Weh' mir," heulte Turidda, „ich bin geblendet, man mordet mich, Verrat! Verrat!"

Gevatter Alfio versetzte ihm einen tiefen Stich in die Magengegend, daß er leblos zusammenbrach, einen anderen in die Kehle und den dritten in die Schläfe hinein — „Eins — zwei — und drei — so mein Zuckerpüppchen, das ist mein Dank für das Haus, was Du mir so geschmückt hast. Jetzt geht deine Mutter nicht mehr in den Hühnerstall und flennt — ha, ha, ha!"

Turidda taumelte hin und her zwischen den Feigenbäumen, wälzte sich vor Schmerz im Staube und fiel dann als leblose Masse hin. Das Blut quoll ihm aus dem Halse und kaum konnte er noch lallen: „O arme Mutter!"



Zwei Stillzufriedene. Von A. Oberländer.



Unser Hausgarten.

Von O. Hüttig.

Von allerlei Farnen.

Die der Familie der **Farne** (Filices Juss.) angehörenden Gewächse sind bekanntlich Gefäß-Kryptogamen mit unterirdischem, oder am Boden kriechendem, oder aufrechtem, bisweilen baumartigem Stamme und großen, mannigfaltig geformten Blättern, sog. Wedeln, an deren Unterseite die **Sporangien** sitzen, d. h. umgewandelte Haarbildungen der Epidermis (Oberhaut der Blätter), welche die **Sporen** (Samen) enthalten. Diese Sporangien oder eigentlich Sporensäcke sind Kapseln, welche meist auf der Rückseite der Wedel sitzen und oft in der zierlichsten Form kleinere oder größere Gruppen bilden, oder aber es hat sich auch ein ganzer Blattlappen in eine solche Sporenkapsel verwandelt.

Fig. 1. Glaskasten mit Farnen.

Die Farne sind allerdings wohl eigentümliche Gewächse, aber unter allen jetzt lebenden Kryptogamen sicher die größten und schönsten, weshalb sie in unseren Gärten, wie in unseren Gewächshäusern und unter unseren Zimmerpflanzen mit Recht täglich eine größere Bedeutung gewinnen. In jedem Falle hatten sie aber für die **Flora der Vorzeit** einen immerhin noch größeren Wert als heutigen Tages; sie waren nämlich in der Steinkohlenperiode am meisten verbreitet und sollen 7/10 aller damaligen Gewächse ausgemacht haben, auch sind uns aus jener Zeit ungefähr 250 verschiedene Arten bekannt, von denen viele baumartig aufgetreten waren, während andere wahrscheinlich das Unterholz und die krautartigen Pflanzen der Steinkohlenwälder bildeten. In der Formation des Oolithenkalksteins finden sich 40 Arten, in der des Keupers und des bunten Sandsteins 8 bis 10 Arten abgelagert. Die **Steinkohlenformation** besteht nämlich hauptsächlich aus **Sigillarien**, die Sternberg auch zu den Farnen stellt; sie zeigen meist mehr als 20 Meter lange

Stämme, die mit zahlreichen geraden Längsreihen von schildförmigen Narben bedeckt sind; die **Pfahlwurzeln**, welche den meisten unserer Bäume eigentümlich sind, hat man bei ihnen nicht gefunden. Außerdem gibt es hier **Schachtelhalme** (Equisetaceae), unter denen die baumartige Gattung Calamites sich meist durch riesenhafte Größe auszeichnet, **Bärlappen** (Lycopodiaceae) mit großen, oft 35 Meter hohen, gabelig verzweigten Stämmen, und wirkliche **Farne**, von denen einige Arten von kolossaler Ausdehnung waren, **baumartige Farne**, wie heute solche nur noch die Tropen besitzen. Die vielen aufgefundenen Arten unterscheidet man meist nach ihren Wedeln, welche sich, wie nebenstehende Figur 2 zeigt, in der Steinkohle abgedrückt haben, obwohl die fossilen Farnenstämme ihre Wedel heute nicht mehr besitzen. Am bekanntesten von ihnen ist die Gattung Psaronius, der **Saarstein**, dessen Stammabschnitte aus dem Rotliegenden Sachsens man lange Zeit für Korallen hielt.



Fig. 2. Ein Stück des Wedels vom Nervenfarn (Neuropteris Losbi) aus einer Kohlenschiefer-Tafel).

Es ist jedoch nicht unsere Absicht, den geneigten Leser von den Farnen der Vorzeit zu erzählen, so interessant der Gegenstand auch sein mag; die Farne der Gegenwart liegen uns näher, denn sie sind unser Aller Lieblinge, gleichviel, ob sie von den Tropen und den artenreichen Wäldern Neuhollands zu uns gekommen, oder ob wir sie in unseren heimischen Wäldern aufgesucht haben; immer und überall sind sie schön und haben deshalb eine große Bedeutung als **Zierpflanzen**, indem sie wegen der meist zierlichen Form ihrer Wedel mit den Sporensäckchen als Blattpflanzen im Garten, im Gewächshause und im Zimmer gern gezogen werden.

Gegenwärtig sind die Farne fast über die ganze Erde verbreitet; in der weitaus größten Zahl aber und in den mannigfaltigsten und stattlichsten Formen finden sie sich in der heißen Zone, wo sie vorzugsweise auf den Inseln und in den Küstenländern innerhalb der Wendekreise, überhaupt an schattigen und feuchten Orten vorkommen. Nahe an 3000 Arten oder $^{8}/_{9}$ aller Farne sind dieser Zone eigen und bilden hier einen wichtigen Bestandteil der Vegetation. Beinahe alle baumartigen Farne gehören der heißen Zone an; hier wachsen diese palmbaumähnlichen Pflanzen mit ihren geraden, unverzweigten, 6 bis 20 Meter hohen und mit einer Krone riesenhafter Wedel geschmückten Stämmen in den feuchten Wäldern der Küsten; zahlreiche, krautartige Farne in verschiedenen Größen und mannigfaltigen Formen helfen im feuchten Schatten des Waldes und in den Ritzen der Felsen die niedere Vegetation bilden, und zierliche Farne wachsen auf den mit Moosen überzogenen Baumstämmen, an denen manche epheuartig sich emporranken, andere von den Aesten herabhängen. Die vom Ocean abgelegenen Binnenländer der Tropen sind dagegen ärmer an Farnen; noch weniger finden sie sich in denjenigen Ländern der heißen und gemäßigt warmen Zone, welche keine Wälder besitzen, zeitweilig unter der glühenden Sonnenhitze und an Wassermangel leiden, auch trocknen Winden ausgesetzt sind. — Im allgemeinen nimmt jenseits der Wendekreise gegen die Pole hin der Artenreichtum der Farne bemerklich ab. Die Farne der gemäßigten und kalten Zone sind sämtlich krautartig, auch kommen sie nur an feuchten, sicher nur an schattigen Stellen vor, meist in Gebirgswäldern, in feuchten Schluchten und Ritzen von Felsen und Mauern, wenn auch die ausgedehnten Kieferwälder der norddeutschen Ebene manche Zierde unserer im natürlichen Geschmack angelegten Parkgärten geliefert haben. Man vermehrt die Farne teils durch Zerteilung ihrer Wurzelstöcke, wo dies angeht, teils zieht man sie aus ihren Sporen auf, und können auch vieljährige Herbarien, in denen die Farne meist stark vertreten sind, dem Liebhaber das Material zu dieser Art der Anzucht liefern, indem man die Sporen von den Wedeln abkratzt. Einige Gattungen bilden auf ihren Wedeln kleine Pflanzen, die man wie Stecklinge behandelt, während andere sich auch durch Blattschuppen vermehren lassen.



Fig. 3. Lastrea Aristata Variegata.

Zum Zweck der Aussaat von Sporen nimmt

man ein Stück recht porösen Torfes, legt dies in Wasser, bis es sich vollgesaugt hat, und stellt es in eine Schale mit Wasser, wodurch es stets feucht



Fig. 4. Davallia Mariesii.

erhalten wird. Auf diesen Torf sät man die Sporen recht dünn aus, ohne sie festzudrücken, und bedeckt das Ganze mit einer Glasscheibe, einer Glasglocke oder einem Trinkglas, an dem der auf der Innenseite sich bildenden Tau zuweilen abzuwischen ist; das durch den Torf aufsteigende Wasser muß selbstverständlich zuweilen ersetzt werden, das „Gießen" von oben aber ist zu vermeiden. — In einer Temperatur von 15 bis 20° R. werden die Sporen nach 5 bis 6 Wochen aufgehen. Die Vorkeime (Prothallieen) in der Form kleiner Blätter pflegen sich flach auf den Torf zu legen, dem sie entwachsen sind. Sobald das erste Wedelchen sichtbar wird und



Fig. 5. Lastrea Richardsii Multifida.

man die Pflänzchen zwischen den Fingerspitzen fassen kann, werden sie in kleine Töpfe oder Schalen mit sandiger Heide- und Lauberde auseinander gepflanzt (pikiert), dann einzeln in kleine, später in immer größere Töpfe versetzt, für welche man in der Regel Heide- und Lauberde mit einem Zusatz von lehmiger Rasenerde, Stückchen von Holzkohlen und Sand benützt.

Was die Kultur im übrigen betrifft, so ist darüber nach dem, was wir über das Vorkommen der Farne in den verschiedenen Ländern und Himmelsstrichen mitgeteilt, wenig mehr zu sagen. Die Hauptsache ist der Schatten und feuchte Luft, die man durch öfteres Ueberspritzen der Pflanzen und Befeuchten der nahen Fußwege hervorbringen sollte. Die Arten der wärmeren Länder können nur im warmen Gewächshause, im Winter bei höchstens



Fig. 6. Dicksonia Berteroana.

15° R. gehalten werden, während die der gemäßigten Zone im Kalthause bei + 5° R. zu überwintern, im Sommer aber an geschütztem, schattigem Orte im Freien aufzustellen sind. Die einheimischen Farne und viele aus Nordamerika können unter und zwischen den Bäumen unserer Gehölzgruppen aufgepflanzt werden, sind aber nach Eintritt des Winters der Sicherheit halber mit einer Laubdecke zu versehen; auch können sie an schattigen Stellen zur Bildung eigner Gruppen verwendet werden. Nicht so sicher ist leider das Gedeihen der Farne im Zimmer, wo sie meist unter der trockenen Luft leiden und zeitweise ein kränkliches Aussehen erhalten, von dem sie sich doch stets wieder erholen, wenn man nicht Arten unter ihnen hat, welche zur Kultur im Zimmer durchaus untauglich sind. Am zweckmäßigsten werden sie in sogenannten Terrarien oder in Glaskästen (Fig. 1), durch Glaswände abgesperrte Abteilungen des Zimmers, die wir Zimmergärten nennen möchten, aufgestellt. Besonders feine Arten setzt man auch wohl in niedliche Ampeln und bedeckt eine jede mit

einer Glasglocke. Wenn wir oben sagten, daß die Farne nur im Schatten und feuchter Luft gedeihen, so machen doch die Arten mit bestäubten Blättern oder Wedeln, die Gold- und Silberfarne, auch die



Fig. 7. Gymnogramma chrysophylla.

mit dicken, wolligen Blättern, wie Acrostichum, selbst einige Pterisarten eine Ausnahme; sie lieben ein wenig Sonne und gedeihen auch in nicht feuchter Luft. — Das Verpflanzen wird meist bei wieder beginnendem Wachstum vorgenommen, und vermeide man dabei möglichst die Beschädigung der Hauptwurzeln.

Im Wohnzimmer gedeihen folgende Farne noch ziemlich gut: mehrere Arten des Frauenhaarfarns, besonders Adiantum concinnum, capillus Veneris, pedatum peruvianum und rubellum, das Schildfarn Aspidium Filix mas, falcatum und Sieboldii, das Streifenfarn Asplenium mit mehreren Arten, die Gold- und Silberfarne Gymnogramma chrysophylla aurea, Laucheana, peruviana argyrophylla und Wetenhalliana, das Flügelfarn Pteris argyraea, quadriaurita und tricolor, auch mehrere der Selaginellen, zierliche Gewächse mit kriechenden Stengel und moosartiger Belaubung, die aber eigentlich nicht unter die Farne gehören, obwohl sie nahe mit ihnen verwandt sind. — Schließlich möchten wir noch vier der neueren Einführungen des bekannten Hauses für Pflanzenimport James Veitch & Sons, Kings Road, Chelsea (London) in England, vorführen, die sich durch ganz besondere Schönheit auszeichnen, bedauern aber, ihnen deutsche Namen nicht geben zu können, da sie botanisch nach Personen benannt wurden, die sich um die Pflanzenkunde besonders verdient gemacht haben.

Davallia Mariesii (Fig. 4), ein nach dem englischen Botaniker Edmond Davall († 1799) benanntes Büchsenfarn aus Japan, von niedrigem aber elegantem und freiem Wuchs. Seine zahlreichen Wedel bilden eine runde, schön grüne Masse, die sich vorzugsweise für Ampeln eignen würde. Die Wedel sind mehrfach-fiederteilig; mit ihnen sind die trichterförmigen Schleierchen, die dünnhäutige Bedeckung der Sporensäckchen, ganz verwachsen; die Sporensäckchen selbst stehen nahe am Rande der Unterseite. Es wird am besten bei einer Temperatur von + 8 bis 10° R. zu überwintern sein.

Dicksonia Berteroana (Fig. 6), nach dem Schotten James Dickson († 1822) benannt, ist ein schönes Baumfarn aus Juan Fernandez, eine Insel Südamerikas (Chili, 34° s. Br.), mit dreifach-gefiederten Wedeln und glockenförmigen Sporensäckchen, deren Schleierchen nur am Grunde mit dem Wedel verwachsen sind. Von einem meterhohen Stamme verbreiten die gewölbten Wedel sich elegant nach allen Richtungen hin, und schon die junge Pflanze zeichnet sich durch ihre schöne symmetrische Form aus. Die glänzend grünen, fein gesägten Blättchen sind behaart und von beinahe lederartigem Gewebe, und erhalten unsere Gewächshäuser durch dieses Farn eine herrliche Bereicherung. Es dürfte im Winter am besten bei 5 bis 10° R. feuchter Wärme gedeihen.

Lastrea (Aspidium) Richardsii Multifida Charles Moore (Fig. 5 u. 8) von Neukaledonien hat 60 cm lange, elegant geformte Wedel von prächtig grüner Farbe, die von 30 cm langen Stielen getragen werden. Die Pflanze muß im temperierten Gewächshause kultiviert werden, wird aber auch leicht einige Monate im Wohnzimmer aushalten.

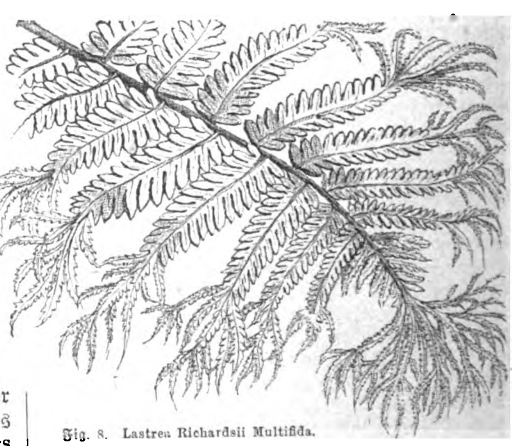


Fig. 8. Lastrea Richardsii Multifida.

Gymnogramma Desf. chrysophylla, das spaltblätterige Naktfarn (Fig. 7) von Westindien (Jamaika) wird bald eine der schönsten Zierden unserer Warmhäuser, auch unserer Wohnzimmer werden, wo seine zierliche, hängende Form namentlich für Ampeln, Blumenkörbe u. dergl. passen wird. Die

40 bis 50 cm langen, 5 cm breiten Wedel mit feingezähnten Blättchen der rötlichbraunen Stiele teilen sich an der Spitze, und tritt dort gewöhnlich ein kleines junges Pflänzchen hervor.

In Beziehung auf die Kultur der Farne, deren Wedel auch viel zu Sträußen und anderen Blumen-Arrangements, zu sog. Bindezwecken verwendet werden, ist noch zu bemerken, daß jede Art, in der ihr am meisten zusagenden Temperatur gehalten werden muß, besonders zur Zeit der Entwickelung der jungen Wedel, die sonst viel von Insekten zu leiden hätten. Pflanzen aber, deren Wedel zu Blumensträußen u. a. benutzt werden sollen, müssen vorher abgehärtet werden, weil die zarten Blätter sonst leicht welken. Im Freien sollte der Boden, in welchem Farne angepflanzt sind, mit Moos bedeckt werden, um sein Austrocknen zu verhindern. Bekanntlich pflanzt man Farne gern auf Steinpartieen, in Felsenritzen im Freien wie im Gewächshause, und sollte man hier, wo ihnen nur wenig Nahrung geboten wird, öfter, während ihres Wachstums mit einem Dungguß zu Hilfe kommen, während man ihnen im April, wo es angeht, eine Kopfdüngung von nahrhaftem Kompost gibt.

Trachten der Zeit.

Von Ida Barber.

Sommer-Nouveautés.

Wieder eine Fülle neuer Stoffe, die uns als Sommer-Nouveautés empfohlen werden und mit wenig Ausnahmen unserer Beachtung wert scheinen. Eine dominierende Rolle dürfte der Foulé d'Ecosse, ein reinwollener schottisch karrierter Stoff spielen, der innerhalb der großen Carreaux, kleine damascierte Würfel zeigt, und ohne gerade zu bunt zu erscheinen, lebhaft und farbenprächtig wirkt.

Diagonale drapée ist ein neuer changeantartig gewebter Wollstoff, der in blau mit loutre, marron mit grün, bronze mit braun sehr hübsche Effekte gibt.

Das Renaissance-Tuch wird viel zu leichten Redingotes verwendet, ist wasserdicht, leicht und mit sehr hübschen Renaissance-Bordüren versehen, die als effektvollster Besatz verwendet werden können.

Barèges sieht man mit abgepaßten roten oder lederfarbenen Streifen; die Diagonales d'été, schöne, weiche, glanzreiche Stoffe, dagegen nur mit fingerbreitem dunkleren Rand, der zu englischen Kostümen statt der Wollborten als Besatz verarbeitet wird.

Eine sehr beachtenswerte Neuheit der Saison ist der „Highlander" ein englischer, wollreicher Stoff, der leicht wie Barège ist und zunächst travers gestreift (prune und lila, braun und bronze, blau und écru) in den Handel kommt.

Verschiedene Serge-Gewebe auf blauem, schwarzem oder rotem Grunde sieht man mit weißen punktartigen Sternchen durchzogen, die dem Ganzen ein munteres Ansehen geben und sehr beliebt sind. Gleich günstiger Aufnahme erfreuen sich die neuen Brocatelle-Gewebe, die im Dessin Pompadour, Watteau, auch in Porzellanmustern reich vertreten sind.

Le Japonais nennt sich ein seidenreicher Baststoff, der mit japanesischen Miniaturbildchen überdeckt ist; zwar ein wenig bunt, doch frisch und lebhaft und für Sommertoiletten jugendlicher Schönheiten trefflich geeignet. Ganz besondere Beachtung scheint uns namentlich als Besatzstoff der „Nonpareil" (Keinesgleichen) zu beanspruchen. Die Vorzüge dieses zur Garnitur sehr geeigneten Velours bestehen darin, daß er echtfärbig, weich, waschbar, dünnfädig und obgleich nur den dritten Teil des Lyoner Sammets kostend, diesem an Eleganz und Dauerhaftigkeit weit überlegen ist.

Die Konfektion anlangend zeigte sich, daß die oft vermißte Einfachheit, der man gramerfüllten Herzens ellenlange Grablieder gesungen, wieder zu ihrem Rechte kommen soll.

Die neuen Sommerkostüme sind sehr solid gearbeitet, wenig geputzt, zumeist in englischem Genre. Grau kommt in allen möglichen Tonarten zur Verwendung; die schwarzen Kostüme sind mit türkischen oder persischen Stickereien geputzt; karrierte Roben durchsteppt man längs der Außenränder mit weißer oder roter Kordonnetseide sechs- bis achtfach, bei gestreiften Stoffen wird der Rock zunächst in Hohlfalten gelegt, die Falte in der Mitte gebrochen, von links nach rechts umgeschlagen, so daß, wenn der Rock beispielsweise rot und schwarz gestreift ist, die schwarzen Streifen oben auf, die roten nach innen liegen, nur in Strichbreite sichtbar sind, bis sie an entsprechender Stelle übergeknöpft werden, wodurch die rote Farbe zur Geltung kommt.

Beliebter sind die glatten Kleider mit tiefen, handbreiten Hohlfalten. Sie bilden ein sehr distinguiertes Genre und unterscheiden sich vorteilhaft von den bauschigen Troussierungen, die man jahrelang zum Nachteile der ebenmäßigen Figur schön fand.

Ein sehr hübsches Kostüm, das ich dieser Tage im Salon Hansal (Wien) sah, war aus lichtgrauem Merino gefertigt, der Rock von oben bis unten in handbreite Hohlfalten gelegt, die unten und längs der Seitenbahnen mit gleichfarbigen in fünf Breitenlagen abgestuften Sammetbändern besetzt waren. Die Taille zeigte ein mit Sammetbändern gedecktes Plastron, breite Sammetrevers und halblange, mit Sammetaufschlag abschließende Aermel.

Kleider, die bis hinauf mit vier oder fünf breiten, reich besetzten Volants gedeckt sind, gelten gleichfalls für haute nouveauté; gewöhnlich trägt man zu diesem runde, mit handbreitem Gurt abschließende Taillen, die teils glatt, teils gezogen gearbeitet werden. Die Blouses russes sind eine sehr beliebte Haustracht unserer eleganten Damenwelt. Man fertigt sie aus hellfarbigen Seidenstoffen, rosa, himmelblau, kardinalrot, besetzt sie mit Guipure, Sammet oder bunten Stickereien und hat den Vorteil, jeden dunklen, einfachen Rock im Hause vertragen und einen eleganten Schlafrock entbehren zu können.

Ob diese Blousen, die, sollen sie Chik haben,

gewöhnlich auf fest sitzenden Untertaillen getragen werden müssen, ebenso bequem sind wie ein lose sitzender, die Figur leicht umhüllender Hausrock, ist eine andere Frage, indes man ist momentan der Watteaufalten und Schleppröcke überdrüssig und gefällt sich in einer wenngleich weniger bequemen, doch frischen und kleidsamen Tracht.

Mäntel sieht man zumeist aus dunklen, oder kleinkarrierten Tuchstoffen gefertigt, reich mit den sogenannten matten Passementerieen, die aus Atlasschnur in Blumen- und Arabeskenform genäht sind, besetzt. Diese Bordüren sind nicht billig (pro Meter 7—8 Gulden) doch dürfte ihnen gerade aus diesem Grunde eine längere Zukunft vorauszusagen sein. Es zeigt sich gewöhnlich, daß die billigen Modeartikel gar zu leicht Gemeingut Aller werden und dann ebenso schnell vom Schauplatze verschwinden, wie sie gekommen sind. Wer Anschaffungen in wertvollen Besatzartikeln, Spitzen, Stickereien, Passementerieen 2c. macht, gibt zumeist nicht mehr aus, als diejenigen, die billigen Flitter kaufen; dieser ist kaum für eine Saison, jene für Jahrzehnte — dasselbe gilt von Blumen und Federn. Die Mode ist nicht gar so unbeständig wie wir gern anzunehmen geneigt sind; echte Straußfedern, Marabouts, Reiher waren zu allen Zeiten beliebte Modeartikel, gute, französische Blumen sind, so zart und duftig sie auch erscheinen, durabler als manche schlecht ledierte Metallwaaren, die man jetzt statt der Blumen als Hutschmuck verwendet.



Neue Sommerkostüme.

Bronzierte Thierköpfe, Thierkrallen, Patten, Schnallen, Agraffen gelten, innerhalb der Bandrosetten auf Hüten angebracht, für modern. Wie leicht rosten sie, erscheinen matt und malpropre und müssen entfernt werden, ehe noch der Stoff des Hutes gelitten. Sind derartige Bijouterieen nicht echt oder doch mindestens gut bronziert, so sollte man ganz von ihrem Gebrauch absehen.

Goldspitzen werden viel zu changeantartig glänzenden Hüten verwendet; diese Mode ist wenig solid und empfiehlt sich entweder nur für ganz jugendliche Damen, die es sich gestatten dürfen, ihr Gesicht in jedem Rahmen zu zeigen, oder für stolz in Equipagen dahinrollende Ladies, deren Fuß die Berührung mit dem Straßenpflaster scheut. Diejenigen indes, die gezwungen sind, sich im Gewühl der Stadt zu bewegen, wählen besser dunkle, oder zum Kleide passende Hüte, deren Hauptschmuck diesmal Blumen sind. Man trägt vorzugsweise gefüllte Mohnblumen, Centifolien, Nelken, garniert selbe mehr innen (unter dem Bügel) als außen, mehr seitwärts in der Biegung des Hutes, als oberhalb der Stirn. Obenauf sind große Bandrosen oder en rose gearbeitete Schlupfen ein beliebter Aufputz. Es ist zu bewundern, wie täuschend sich aus diesen Bandmaschen Rosen, Georginen, Astern nachbilden lassen!

Neuerdings fängt man an, den weißen Lingerieen erhöhte Beachtung zuzuwenden. Gaze und Spitzen sind vorzugsweise in Verwendung, die breiten Kragen beliebter als die schmalen, die pleinartig gearbeiteten Spitzen denen mit Arabeskenmustern bevorzugt.

Leinene Garnituren werden nur noch zu den englischen Kostümen getragen; man umgibt sie mit Madeirastickereien oder farbigen Picots. Eleganter sind die ganz aus Spitzen gefertigten Rüschen, die in fingerbreite Rosenfalten gelegt eine Falte aus indischem Mull, eine aus Spitzen zeigen. Viele nennen es einen Vandalismus die teuren Spitzen in kleine Stücke zu zerschneiden; was frägt indes die Mode nach Sparsamkeitsrücksichten? Ihr liegt die Pflicht ob, stets neue Gebilde für unsere neuerungssüchtigen Damen zu schaffen und da gilt nicht selten das Wort: der Zweck heiligt die Mittel. — In Points sieht man jetzt vorwaltend antike Muster vertreten; ein großer Luxus dokumentiert sich in den reich gearbeiteten, aus Points gefertigten Taillenfichus, zu denen passend breite Aermelaufschläge und Taschenbesätze gewählt werden. —

Sonnenschirme sind, obschon für unsere Be-

dürfnisse verfrüht, in reicher Auswahl vorrätig. Die Formen sind etwas größer als die vorjährigen, mehr glockenförmig gearbeitet und überreich mit Bandschlupfen, Rüschen und Spitzen garniert. Oben am Knopf und unten am Griff sind Bandmaschen mit langen Enden befestigt; die Griffe sind kunstvoll geschnitzt, oft auch mit Steinen, echten und unechten besetzt.

Wiederholt macht man Propaganda für die innen ausgehöhlten Schirmstöcke, die mit Parfüm gefüllt sind. Es ist dies eine orientalische Mode, die bei uns von gewissen Damen, die in keinem gar zu guten Geruch stehen, schon angenommen, von Aristokratinnen indes stets abgelehnt worden.

Zeitgemäßes aus Küche und Haus.

Von L. von Pröpper.

Sardellenbrötchen. Man reiße sechs Sardellen der Länge nach auseinander, löse die Gräte heraus, wasche sie rein und hacke sie sehr fein; vermische sie dann mit sehr fein gehacktem Sauerampfer, Petersilie, Esdragon, Pimpinelle, Raute, Tripmadam, Schnittlauch, Schalotten, nach Geschmack auch mit etwas Kapern und 125 Gramm frischer Butter und treibe es durch ein Haarsieb.

Nun schneide man ganz gleiche, viereckige Stücke von Weißbrot und röste sie auf beiden Seiten; bestreiche sie mit der Butter, bestreue immer ein Stück mit dem Gelben und ein Stück mit dem Weißen von hartgekochten Eiern, beides fein gehackt und ordne sie, wie ein Damenbrett, auf einer großen, mit achteckig gefalteter Serviette bedeckten Schüssel.

Krebssuppe. Man übergieße zwei bis drei Dutzend Suppenkrebse mit brausend kochendem, etwas gesalzenem Wasser und koche sie gar, breche die Schweife aus und schäle sie, stoße die Schalen nebst dem übrigen von den Krebsen, nachdem man die Galle herausgenommen, und streue während desselben nach und nach zwei Eßlöffel feines Mehl darüber, wodurch die Suppe dann durch und durch rötlich wird; lasse nun 125 Gramm Butter vergehen, dämpfe das Gestoßene eine Viertelstunde darin, gieße das Wasser, worin die Krebse gekocht werden, daran und koche alles zusammen abermals eine Viertelstunde; gebe die Suppe durch ein Sieb, ziehe sie mit drei Eidottern ab und richte sie über die Schweifchen und in die Butter geröstete Weißbrotwürfelchen an oder thue, statt des Brotes, in gesalzenem Wasser abgekochte Spargelköpfchen und Blumenkohlröschen hinein.

Grüne Erbsen auf englische Art, mit gebackenen Hähnchen. Man koche die Erbsen, die dann aber recht zart sein müssen, blos in Wasser ab (auf zwei Liter Erbsen, zwei Liter etwas gesalzenes Wasser), wozu eine Viertelstunde genügt; seihe sie ab, richte sie sehr schnell gehäuft an und lege 90 bis 120 Gramm sehr frische Butter in Stückchen oben darauf.

Gebackene Hähnchen (Wiener Backhändl). Die Hähnchen müssen sechs bis acht Wochen alt und recht fleischig sein, werden in einem Tuche gut abgetrocknet und in vier Teile geschnitten, zuerst der Länge nach voneinander, wobei man den Rückgrat herausnimmt und dann jede Hälfte wieder in zwei Teile, nämlich da, wo die Brust aufhört und der Schlegel anfängt.

Nun verklopfe man für zwei Hähnchen, zwei Eier mit ebensoviel Wasser und etwas Salz, bestäube sie wohl mit feinem Mehl, welches mit etwas sehr feinem Salz vermischt worden, tauche sie in die Eier, bestreue sie mit fein geriebenem, einen Tag alten Weißbrot und lege sie auf Schüsseln. Dann setze man $^1/_2$ Kilo Schmelzbutter aufs Feuer, thue, wenn sie gehörig heiß ist, die Hälfte der Hähnchen hinein und bewege die Pfanne leicht, bis sie schöne gelbbraune Farbe und spröde Kruste haben, was, bei richtiger Hitze der Butter, nur zwei bis drei Minuten bedürfen wird, nehme sie nun mit einem kleinen Schaumlöffel heraus und gebe sie auf ein Tuch. Dann legt man die andere Hälfte ein und, wenn auch diese gebacken ist, in die noch stärker erhitzte Schmelzbutter eine starke Handvoll Petersilie, welche man auch ganz rasch spröde backt, über ein Tuch legt, mit feinem Salz bestreut und auf die gehäuft angerichteten Hähnchen gibt. — (Wiener Originalrezept.)

Johannisbeercreme mit Mandelringen. Man koche $^3/_8$ Liter Saft von frischen roten Johannisbeeren mit 180 Gramm Zucker und rühre dann sieben Eidotter daran, und sowie es aufkocht, setze man es ab, gebe den Schnee von vier Eiweiß darunter, rühre weiter, bis die Creme erkaltet ist und serviere sie, mit Mandelringen dabei, in Punschgläsern oder, wenn man über Eis verfügt, in einem Glaçon, welches wenig mühsam, gar nicht kostspielig und sehr apart ist.

Glaçon. Man stelle eine passende Form in zerschlagenes, mit Salz vermischtes Eis und fülle sie zur Hälfte mit sehr klarem Wasser, gieße nach einer bis zwei Stunden, wenn es 1 bis $1^1/_2$ Centimeter dick gefroren ist, das noch flüssige Wasser aus, tauche die Form in lauwarmes Wasser und nehme den Glaçon heraus, schneide den Rand gerade und stelle ihn auf eine mit Serviette bedeckte Schüssel.

Mandelringe. Man stoße 250 Gramm abgezogene Mandeln mit etwas Eiweiß sehr fein und rühre sie dann mit 280 Gramm gesiebtem Zucker, an dem eine Zitrone abgerieben worden, eine halbe Stunde lang, mische nun 50 Gramm feines Mehl und den Schnee von vier Eiweiß dazu, streiche von dieser Masse auf ein mit Mehl leicht bestreutes Backblech, 4 Centimeter breite und 16 Centimeter lange Streifen und lasse sie in einem heißen Ofen (Röhre) rasch backen, worauf man sie gleich und schnell um ein rundes, in Zucker getauchtes Holz dreht, welches so dick sein muß, daß die Enden der Streifen sich berühren und um das Holz einen Ring schließen.

Bleibt Creme übrig, so kann man solche hernach in einige von den Ringen füllen und so eine zweite hübsche Speise daraus herstellen.





Was paßt und nicht paßt.

Von F. Luthmer.

Nicht bloß bei „edlen Frauen“ darfst du willst du erfahren, was sich recht geziemt — we soweit letztere Frage deine Hauseinrichtung betriff gibt es noch eine höhere Instanz — den Tapezie kennst ihn sonst als höflichen und bescheidenen Ma dem Augenblick aber, wo du mit ihm über Aenderungen in deiner Wohnung zu verhandeln hast, wie sie ja, dank unserem Nomadenleben, der Monat Juli so manchem Glücklichen bringt — in dem Augenblick ändert er sein Auftreten. Seine Forderungen nehmen den Charakter drakonischer Gesetze an — in der Unfehlbarkeit seiner Anordnungen ist er dem Haupt der Christenheit „über“, und es bleibt dir nichts übrig, als dich schweigend einer Autorität zu beugen, gegen die es keine Appelation gibt.

Es sei ferne von uns, an dieser Autorität rütteln zu wollen; im Gegenteil wünschen wir dir, verehrter Leser, daß du die Sorgen der Wohnungseinrichtung auf einen Dekorateur abwälzen könnest, der seiner Aufgabe voll und mit künstlerischem Sinne gewachsen ist. Und was ist diese Aufgabe? Wir können die Antwort kurz zusammenfassen: Dir ein Heim zu schaffen, das dir zu Gesicht steht, wie der Dame ihre Toilette, das jedem dritten ein Bild gerade deiner Persönlichkeit gibt, woraus er dich erkennen kann, ohne dich zu kennen, das genau so für keinen anderen passen würde.

Wenn man die Forderung so hoch spannt, müßte eigentlich keine Hauseinrichtung der anderen gleich sein, und die Dekorateure müßten in ganz anderem Sinne Künstler sein, als sie sind und als man billigerweise von ihnen verlangen kann. Ja wir sind eigentlich in unserer modernen Hauseinrichtung ziemlich weit von der Erfüllung jener Forderungen entfernt. Rücksicht auf die Person des Bewohners finden wir eigentlich nur in dem Damenb insofern der Dekorateur einer ausgesprochenen Blondine sicher stets hellblaue Tap Stoffe und einer Dame von dunklem Teint gelbe oder rote Zimmerfarbe vorf wird. Abgesehen von diesem kleinen individuellen Zuge kann man eigentlich sage



Gruppe von Möbeln de



dernen Wohnungseinrichtungen, mögen sie sich
Geleise des Hergebrachten bewegen oder schon in
sog. Renaissancerichtung eingelenkt sein, sich zum
n ähnlich sehen. Das kommt daher, weil in
ungsmäßig eingerichteten Wohnung alles zu ein-
en muß, passen nach einem geheimen ungeschriebe-
allmächtigen Gesetz, dessen Hoherpriester eben
er ist.
nicht bloß in Möbeln und Stoffen droht das
send" unserem persönlichen Geschmack mit spani-
eln und Daumenschrauben — wenn wir einmal
Zwang achten gelernt haben, so werden wir



hrhunderten, in malerischer Anordnung.

l, auf allen Gebieten des Kunstgewerbes wieder
Es ist, kurz gesagt, die Forderung, daß in ge-
ppen der Hauseinrichtung jedes Stück ein Merk-
welches es als zum andern gehörig kennzeichnet.
Je durchgeführter diese Zusammengehörigkeit ist, desto passender ist die Einrichtung. Wer der seltenen Laune nachgegeben, hat sich ein Tafelservice mit dem Meißener „Zwiebelmuster" anzuschaffen, wird nicht eher „passend" serviert sein, bis das Tafeltuch ebenfalls mit dem Zwiebelmuster blau durchwirkt ist. Daß die Industrie, welche diese Gedecke anfertigt, einen groben Fehler begeht, indem sie ein ausgesprochen keramisches Muster auf Weberei überträgt, kümmert ihn nicht. Ja er wird weiter gehen — der Gaslüster im Speisezimmer wird mit eingesetzten Meißener Zwiebelporzellanteilen konstruiert. Das Silber der Tafel wird dasselbe Muster in Gravierung zeigen, und wer konsequent ist, wird auch eine weiß und blaue Kacheltapete mit den Meißener Zwiebeln auftreiben, bis eine durchgeführte Zwiebelatmosphäre die Speisezimmereinrichtung als „passend" charakterisiert.

Jede Uebertreibung fordert den Spott heraus; und eben die Uebertreibung ist es auch nur, gegen welche wir uns wenden. Eine vernünftig durchgeführte Einheitlichkeit gehört unbedingt zum Behagen der Wohnung, und wir wollen nicht leugnen, daß davon in letzter Zeit vielleicht etwas zu viel über Bord geworfen ist. Mit den Makartbouquets sollte auch etwas von dem malerischen Reiz des Makartateliers in das Bürgerhaus eindringen, das sich der modernen Renaissance öffnet: statt des malerischen Reizes ist es aber nicht selten nur die Atelierunordnung, die ihren Einzug hält. Nur große Räume können mit letzterer Eigenschaft malerisch wirken, und es gehört schon viel künstlerisch Bedeutendes, des Auge Fesselndes dazu, um uns ein zufälliges Durcheinander reizend finden zu lassen. Und nun gar erst ein absichtliches Durcheinander in unseren beschränkten Wohnräumen!

Da wollen wir lieber die Gebote unseres Tapeziers, uns passend einzurichten', nicht ganz mißachten und uns nur umsehen, in welcher Beziehung unsere Einrichtungsstücke zu einander stimmen sollen. Unterscheiden wir dabei drei Gesichtspunkte: Einheitlichkeit der Form, der Farbe und des Maßstabes.

In ersterer Beziehung braucht man nicht so ängstlich zu sein. Pedanterie führt hier am leichtesten zu Geschmacklosigkeiten. Es mag noch hingehen, wenn die Cretonne aus der wir Gardinen und Möbelbezüge unseres Schlafzimmers herstellen, dasselbe Blumenmuster trägt wie die Tapete — ist es doch ein Stolz unserer Tapetengeschäfte, solcherart passende Stücke zu führen. — Wenn aber auch das Wasch- und sonstige Porzellangerät des Schlafzimmers mit denselben Blumen dekoriert ist, so wird die Sache langweilig. Noch schlimmer ist es, wenn ein Dekorationsmotiv bei Stücken von ganz verschiedener Größe durchgeführt werden soll. Gesetzt, es seien am Fuße eines silbernen Tafelaufsatzes die Gestalten eines Faunes und einer Nymphe angebracht. Bei einem „passenden" Silberservice müssen diese Figürchen, auf ein Drittel verkleinert, nicht nur an jeder Konfektschale wiederkehren,

sondern womöglich noch in winziger Kopie, den Stiel jedes Löffels und jeder Gabel schmücken. Umgekehrt machen wir fast an jedem Porzellanservice die Beobachtung, daß die Dekoration, die für den Teller komponiert und richtig berechnet ist, an der Suppenterrine und Bratenschüssel unschön auseinandergezerrt vorkommt.

Einheitlichkeit der Form ist schön und selbst notwendig in der Wahl des Stils; in einer Renaissanceeinrichtung wird ein ausgesprochen gotisches Möbel immer Anstoß geben. Aber auch hier passen manche historisch weit auseinander liegende Stile merkwürdig zusammen. Die beigefügten Illustrationen, welche Möbelgruppen nach malerischen Geschichtspunkten geordnet darstellen, beweisen dies zur Genüge, da die zusammengestellten Gegenstände mindestens drei Jahrhunderten angehören. Bewundernswürdig ist es immer, wie sich die Arbeiten des Orients in die Formen aller Zeitperioden einordnen.

Die Aufgabe, das Passende in der Farbe zu finden, wird immer dem individuellen Geschmack große Freiheit gewähren. Wo dieser nicht ausgebildet ist, wird man sich mit Vorliebe hinter den Schutzwall der Farblosigkeit zurückziehen, und das bekannte „feine Silbergrau" für die vornehmste Farbe erklären. Im Allgemeinen fängt neuerdings die Farbenlust an, wieder kräftig aufzuleben. Man liebt dabei nicht die Vielfarbigkeit, sondern mehr die Durchführung eines Farbengrundtons in verschiedenen Nuancen mit einer kontrastierenden Farbe, die aber nur in kleinen Flächen, als Linie, Saum oder Passepoil vorkommt. Daß sich auch hierbei, unterstützt durch die überaus feinen Töne der modernen Färbekunst, ein gewählter Geschmack offenbaren kann, versteht sich von selbst.

Am fühlbarsten machen sich stets die gegen die Einheitlichkeit des Maßstabes begangenen Fehler und wir möchten dies Gebiet als das wichtigste bezeichnen; vielleicht gibt es noch Anlaß zu einer besonderen Besprechung. In dieser Plauderei ist schon mehr als genug der Kritik geübt worden, und ein schneller Schluß ist jetzt jedenfalls das Passendste.

Celebritäten-Idylle.

Ein Rätselspiel von Oskar Justinus.[1])

Erstes Kapitel.

Lieber Leser, der du diese Idylle [1], erwarte keine spannende Handlung. — Ich führe dich hinaus aus der Straßen Ge[2], hinaus nach der Wiesen saftigem [3] und in den kühlenden Schatten der [4]. Ihr wißt ja gar nicht, welcher Genuß euch entgeht, die ihr in [5] seid, und welcher Genuß ist unschuldiger und [6]?!

Komm, mein Freund! [7] nicht länger! [8] dich auf, du [9] es nicht bereuen! — Du mußt nur konsequent alles hinter dir [10]: des Gesellschaftslebens aufreibende [11], der Familie Sorge und [12], deine Pflichten als Beamter und [13]! Leicht geschwingt wie der [14] in den Lüften, im einfachen schlichten [15], in den Taschen wenige [16]: so wandern wir. Fort geht es über Stock und [17], über Thal und [18], über Moor und [19], über den gefrorenen [20] und über das schneebedeckte [21].

Aber sieh — wir steuern nach dem Süden — die Markzeichen wärmerer Zone mehren sich. Hier und da krächzt wohl noch ein zurückgebliebener [22], hier und da dehnen sich noch dürre farblose [23]; aber dazwischen schießt auch schon aus dem gelockerten Boden der goldgelbe [24], dazwischen überrascht uns ein Veilchen, welches wie eine schüchterne Frage am [25], dazwischen zeigt sich uns eine Wiese, die da schon prangt in bunter Blumen glänzendem [26], dazwischen singt schon im grünschimmernden [27] eine frühzeitige [28]: ein farbiger Schleier breitet sich duftig über die erwachende Natur und wir preisen in unserm Herzen den allgewaltigen [29].

Jetzt stehen wir vor einem unabsehbaren See. Ein [30] ladet uns in seinen leichten [31] und wir schwimmen in wonnigem Entzücken. — Hier möchte ich ewig [32]! rufst du aus; aber der See hat ein Ende, dort [33] erhebt sich etwas Bläuliches, es sieht aus [34]. Als wir näher kommen, entpuppt es sich in der That als ein großes Gebirge — wir ersteigen auf steilen Felswegen mühevoll ein [35].

Ein anderes Bild! Hier umbraust der Sturm den Wanderer in seinem wilden [36], er brüllt wie ein verwundeter [37], der Wasserfall dröhnt in wildem [38]; in den Muskeln erstarkt uns die männliche [39], unsere Adern durchfließt ein [40]: ja, ich muß es gestehen, solche Kämpfe mit den Elementen [41].

Wo mögen wir uns aber befinden? Ich weiß es selbst nicht. — Als wir aufbrachen, war es [42]? heute schreiben wir [43]: dort lehnt in einer Felsenspalte ein einsamer [44]. Komm, wir wollen ihn fragen.

Zweites Kapitel.

Ueber die Nationalität konnten wir nicht ins reine kommen. Auf dem Kopf saß ihm eine österreichische Schildmütze, als sei er ein [45], Manschetten trug er modern wie ein [46]; pelzverbrämt waren Rock und Stiefel, als sei er ein [47], der breite Halskragen sprach dafür, er sei [48], etwa aus der Gegend von [49], sein biergeschwollenes Gesicht deutete auf einen [50], sein singender Dialekt klang als sei er ein [51], als wir ihn aber ernstlich fragten, bekannte er sich schließlich als guter [52].

Unsere Inquisitionen machten ihm viel Spaß; er lachte, bis ihn der [53] stieß.

Jetzt bemerkten wir erst einen leichten aus der Höhle aufsteigenden [54]: an einem Spieße drehte sich eines Hammels fetter [55]. Der Mann zeigte einen so großen [56], daß wir fürchteten, das Mahl werde seinem Appetit nicht genügen.

---

[1]) Die Aufgabe des Lesers dieser kleinen Geschichte besteht darin, an die Stelle jeder Zahl den Namen einer namhaften oder bekannten Persönlichkeit der Vergangenheit und Gegenwart zu setzen, durch den der Text in richtiger Weise ergänzt wird. Die am Schlusse beigegebenen Erklärungen sollen ihn dabei unterstützen.

Um uns graste eine Herde Rindvieh; es mochten ihrer mindestens [57] sein. Eine braungefleckte Kuh drängt sich zudringlich heran, der Hirt gibt ihr einen sanften Schlag mit dem [58], worauf sie geduldig zu ihren Gefährten [59]. „Meine Leitkuh," sprach er darauf zu uns gewendet, indem er auf die abgehende deutete, „es ist etwas Wunderbares um die Klugheit dieses [60]. Dreimal brach der [61] in die Herde ein, die gefleckte Lise weiß aber sich [62]: sie tritt ihm tapfer entgegen und gibt ihm zuletzt mit den Hörnern einen [63], daß ihm das Wiedersehen vergeht. — Jetzt will ich Ihnen aber den Weg ins Dorf zeigen: dort führt er hin durch Kies und [64], dann vorbei an jener [65], weiter geradeaus über das gepflügte [66], dort im ersten Hause mit dem schiefernen [67] wohnt der [68], bei dem können Sie ein gutes Bier bekommen!" Die nach Norden geschützte Ebene zeigte blühende Vegetation, es war das üppigste [69].

Wir schreiten zu und sitzen nach einigen Stunden in der hinter Strauchwerk von [70] und wilden [71] versteckten schattigen [72], vor jedem von uns ein Labetrunk von der Farbe des [73] und von schäumender Frische.

Drittes Kapitel.

Draußen von der Dorfstraße erdröhnten Pferdehufe: ein fremder [74] erscheint vor der Hofthüre. Es ist in wehendem Helmbusch ein edler [75], an seiner Brust geschmückt mit einem blitzenden [76].

„Holla," ruft er ungeduldig und knallt mit der Peitsche, „führe mir jemand mein müdes [77] in den Stall." — Geraume Zeit vergeht; der Kavalier steigt vom Gaule und [78] selbst hinter sich her. Jetzt stürzt der Hausknecht endlich herbei. „Ihr seid mir wahrlich [79]! Ihr werdet ja von Tage zu Tage [80]! Hier kann einem die [81] überlaufen, ehe Sie einem das Pferd abnehmen!" — Dabei blickt er den verlegenen Mann lange voll [82] ins Gesicht, droht ihm mit der [83], streicht langsam seinen [84], wirft ihm endlich die Zügel zu und spricht: „Na, so [85] und nun schicken Sie mir den [86]!"

Der Wirth, ein kleines, schmächtiges Mändel, erscheint.

„Wie geht das Geschäft, Brauer," ruft er ihm zu, was zahlt ihr heute für den [87]?

Dieser nannte ihm einen Preis.

„Ihr wollt mich betrügen, Ihr alter [88], zahlt das Doppelte und wir werden einig."

Der Brauer aber hat es durchaus nicht [89] und der Gutsbesitzer findet sich schließlich in sein Schicksal. „Sendet heute Euern Wagen nach dem Schlosse und laßt Euch vierzig [90] abholen."

Der Wirt entschuldigt sich, die Achse sei gebrochen und der [91] des Dorfes liege krank.

„Ewige Ausreden!" brummt der Kavalier. „So wird sie der [92] Euch mitbringen, dem ich verschiedene [93] verkauft habe. Jetzt schickt mir lieber Euer Söhnchen, mit Euch bin ich fertig!"

Das Männchen ging, an seiner Stelle erschien des kleinen [94], ein blondlockiges zehnjähriges [95].

„Das ist mein braver Knappe," ruft der Schloßherr, den Knaben uns vorstellend, „als er noch mit seinem [96] spielte und er sich noch vor meinem langen [97] nicht fürchtete, ritt er mit mir auf die Jagd, auf der Hand saß ihm der [98] und schwang sich in die Lüfte."

„Damals wollte ich auch [99] werden."

„Und hast du deinen Entschluß geändert, Bube?"

„Heute will ich nach der Stadt ziehen und [100] werden!"

„Also schachern wie dein Vater; nun, hier hast du einen Pfennig, fange ein Geschäft an."

Der Junge machte ein betrübtes Gesicht.

„Ist dir das zu wenig? So! weißt du nicht, [101] nicht ehrt, ist des [102] nicht wert! Du wirst es nie zum Krösus bringen, höchstens zum [103]: Geh und ruf mir deine Schwester."

„Da ist sie!" rief er. Eine Anzahl Hühner, Hennen und kleine [104] kamen aus dem Hofe und eine weibliche Stimme ließ sich vernehmen: [105, 105, 105, 105].

Das Mädchen, von dem diese Töne kamen, war schön wie ein [106]; sie lief freudig auf den Ritter zu.

„Bist du mir gut, wilde [107]?"

„Ihr seid ja mein Wohlthäter, Herr," sprach sie mit sanfter Stimme und ihre [108] bebte. „Hier dieses kostbare Kleid, dieser mein Hut mit der Feder vom [109], hier dieser Gürtel, besetzt mit einem blauen [110]: sie stammen von Euch!"

„Schon gut," sprach lächelnd der gnädige Herr und fuhr ihr durch das lange Haar, das glänzend [111] niederfloß; „als neuen Beweis meiner Liebe empfange diesen [112], er trägt einen herrlichen [113] und zeigt in seiner Fassung eine hohe [114]."

„Wie schön!" rief das Mädchen, außer sich vor Entzücken und klatschte fröhlich in ihre [115]. Sie wäre dem generösen Manne am liebsten um den Hals gefallen, aber sie fühlte sich durch unsere Gegenwart etwas [116].

„O, diese Herren machen die Augen zu, immer [117]!"

Wir wandten uns fort.

„So, und nun [118] deinem alten Liebhaber!"

Viertes Kapitel.

Während der Ritter mit dem Mädchen seinen [119] trieb, war der Herr [120] zu uns herangetreten.

Wir wollten uns erheben, er aber setzte sich neben uns und trank ein Seidel auf einen Zug.

„Scheint Ihnen das Bier nicht etwas [121]?"

„Wir fanden es im Gegenteil sehr [122]."

„Die Herren wundern sich über meinen weltlichen Sinn," sprach der joviale Herr, „das Beten allein ist nicht sehr für den [123]. Essen und Trinken erquickt der Menschen [124]. Wir können nicht immer beten im [125], unsere Brüder sind fleißig vom ersten [126] des Tages. Ihr findet unter uns alle Handwerker, den [127], [128], [129], [130], [131] und den [132], der die Denkmäler auf unseren [133] meißelt. — Nun bringt man das [134]."

Es war einfach genug, aber das Filet eines frisch erlegten [135], ein gut gebratenes [136], eine schmackhafte [137] und zuletzt [138] Käse übertraf unsere kühnsten Erwartungen.

Zuletzt fand sich auch unser Schäfer ein; er ließ sich zum Biere einen marinierten [139] geben und einen schwarzen [140], daß uns vom bloßen Zusehen die Thränen ins Auge traten. Wir ließen es uns nicht nehmen, ihn zu traktieren. Als wir ihn mit Braten bedienten, hielt er den [141] und schlang alles mit einem Mal herunter.

Plötzlich hielt er ein und horchte nach der Straße hin. „Gesegn' es Ihnen Gott, ich muß fort," sprach er, „mein Junge bringt mir die Herde nach — sie sind schon auf dem [142]."

Als wir ihn fragten, woran er sein Vieh aus dieser Ferne erkenne, grinste er vor Lächeln und sprach: „Woher? Nun ganz einfach [143]!"

Hat dir der Spaziergang gefallen, lieber Leser, so machen wir nächstens einen anderen, für heute sind wir zu Ende, mein [144]!

Erklärungen.

1) Der größte Klaviervirtuos und Komponist. 2) Schriftsteller des 18. Jahrhunderts. 3) Oesterreichischer Dichter. 4) Berühmter deutscher Dichter. 5) Humoristischer Schriftsteller. 6) Tyroler Sängerfamilie. 7) Deutscher Schriftsteller. 8) Sinfonie- und Opernkomponist. 9) dito. 10) Dänischer dito. 11) Preußischer Politiker. 12) Preußischer General. 13) Deutscher lyrischer und Balladen-Dichter. 14) Berühmter Afrikareisender. 15) Religiöser Dichter. 16) Lieder- und Opernkomponist. 17) Berühmter preußischer Staatsmann. 18) Wiener Theaterdichter (Pseudonym). 19) Hochbegabter Komponist der Gegenwart. 20) Deutsche Tonkünstler-Familie. 21) Humorist und Romanschriftsteller. 22) Ausgezeichnete Schauspielerin. 23) Ausgezeichneter deutscher Tondichter. 24) Pseudonym eines österreichischen dramatischen Dichters. 25) Dichter und Schriftsteller der Gegenwart. 26) Populärster und gefeiertster deutscher Dichter. 27) Deutscher Publizist. 28) Berühmter Afrikareisender. 29) Geistlicher und Philosoph. 30) Namhafter Geschichtschreiber der neueren Philosophie. 31) Mongolen-Fürst. 32) Dramatischer Dichter. 33) Bedeutender Schlachtenmaler. 34) Deutscher klassischer Dichter. 35) Größter Philosoph des Altertums. 36) Philologe und Alterthumsforscher. 37) Berühmter Balladen-Komponist. 38) Bedeutender österreichischer Bildhauer. 39) Mittelalterlicher Bildhauer. 40) Kinderschriftstellerin. 41) Berühmter Chemiker. 42) Gefeiertste deutsche Sängerin. 43) Deutscher Dichter und Publizist. 44) Lyriker und Novellist. 45) Mystiker und Theosoph. 46) Gefeierter deutscher Dichter und Novellist. 47) Ausgezeichneter englischer Staatsmann. 48) Griechischer Lichtgott. 49) Possendichter, Schöpfer des modernen Couplets. 50) Größter englischer Dichter. 51) Hervorragender Meistersänger. 52) Deutscher romantischer Dichter. 53) Arzt und populärer medizinischer Schriftsteller. 54) Ausgezeichneter deutscher Bildhauer. 55) Ausgezeichneter Kritiker, Sprachforscher und Dichter. 56) dito, begabter Roman- und Reiselitteratur-Historiker. 57) Berühmter Pianist. 58) Frühester der klassisch-deutschen Dichter. 59) Hervorragender deutscher Dichter. 60) Französischer Staatsmann und Geschichtschreiber. 61) Geliebter deutscher Dichter der Gegenwart. 62) Deutscher Dichter. 63) Nürnberger Bildschnitzer. 64) Französische Schriftstellerin. 65) Begründer des philosophischen Dualismus. 66) Berühmter Lustspieldichter. 67) Alter deutscher Liederdichter. 68) Düsseldorfer Maler. 69) Journalist und dramatischer Schriftsteller. 70) Namhafter deutscher Dichter im Anfang des 18. Jahrhunderts. 71) Oesterreichischer Lustspiel- und Possenschriftsteller. 72) Dramatischer Schriftsteller und Theaterdirektor. 73) Publizist und Volksschriftsteller. 74) Hervorragendster Dialektdichter. 75) Größter Geograph der Neuzeit. 76) Englischer Humorist und Romanschriftsteller. 77) Britischer Nordpolreisender. 78) Populärer Reitergeneral. 79) Socialdemokratischer Agitator. 80) Dichter und Politiker der Gegenwart. 81) Deutscher Astronom. 82) Ausgezeichneter Violinvirtuose. 83) Held einer Tragödie. 84) Populärer französischer König. 85) Griechische Rachegöttin. 86) Deutscher Nationalökonom. 87) Dichter und Novellist. 88) Historischer Landschaftsmaler. 89) Namhafter Architekt. 90) Deutscher Dichter und Romanschriftsteller. 91) Der genialste Dichter und Komponist der Gegenwart. 92) Berühmter deutscher Historiker. 93) Held und Sänger. 94) Deutscher populärer Philosoph. 95) Dichter und Schriftsteller, Librettist. 96) Staatsmann, früherer preußischer Finanzminister. 97) Wissenschaftlicher Reisender. 98) Preußischer Kultusminister. 99) Zoologe. 100) Gefeierte Malerin. 101) Schriftsteller und Politiker. 102) Hervorragender socialistischer Agitator und Schriftsteller. 103) Roman-Schriftstellerin. 104) Lieder- und Opern-Komponist. 105) Großer deutscher Tonkünstler. 106) Hervorragendster deutscher Statistiker. 107) Berühmter Klaviervirtuos und Komponist. 108) Einstiger preußischer Justizminister. 109) Berühmter Tanz- und Operetten-Komponist. 110) Oesterreichischer Humorist. 111) Franziskanermönch und Erfinder. 112) Roman-Schriftsteller. 113) Klaviervirtuos, Lied- und Opernkomponist. 114) Berühmter deutscher Schauspieler. 115) Komponist, fruchtbarster und bedeutendster Klassiker. 116) Operetten-Komponist. 117) Berühmter Bildhauer. 118) Schlachtenmaler. 119) Beliebter Dichter im Anfang des 18. Jahrhunderts. 120) Beliebter Lieder-Komponist. 121) Musikschriftsteller und Finanzminister. 122) Württembergischer verrufener Finanzminister. 123) Scharfsinniger und vielseitiger Philosoph. 124) Russischer Publizist. 125) Bekannter Humorist der Neuzeit. 126) Namhafter Komponist. 127) Populärer Geschichtschreiber. 128) Populärer Geschichtschreiber. 129) Lustspieldichter. 130) Deutscher Schriftsteller. 131) Schauspieler und Schriftsteller. 132) Preußischer Generalfeldmarschall. 133) Berühmter Physiker. 134) Beliebter Operetten-Komponist. 135) Namhafter Egyptologe und Romanschriftsteller. 136) Bühnendichter. 137) Tenorist der Gegenwart. 138) Politiker und dramatischer Dichter. 139) Deutscher Romandichter. 140) Schauspielerin. 141) Figur einer Oper. 142) Hervorragender politischer Lyriker. 143) Griechische Seegöttin. 144) Romanheld.

Kapselrätsel.

Es gilt das Ende von dem einen,
Den Anfang von dem nächsten Wort
Geschickt zum neuen Wort vereinen,
Und was man sucht, hat man sofort.

1) birgt einen Gott der Griechen; 2) einen männlichen Vornamen; 3) einen orientalischen Titel; 4) ein Mineral; 5) den Beherrscher eines südamerikanischen Reiches; 6) einen Dichter unseres Jahrhunderts.

1) Beim großen Gott des Himmels! Es war nicht — Mein Ernst, beschloss'ne Sache war es nie.

2) War ich, wofür ich gelte, der Verräter, — Ich hätte mir den guten Schein gespart, — Die Hülle hätt' ich dicht um mich gezogen, — Dem Unmut Stimme nie geliehn . . .

3) Wär's möglich? Könnt' ich nicht mehr wie ich wollte? — Nicht mehr zurück, wie mir's beliebt? Ich müßte — Die That vollbringen, weil ich sie gedacht?

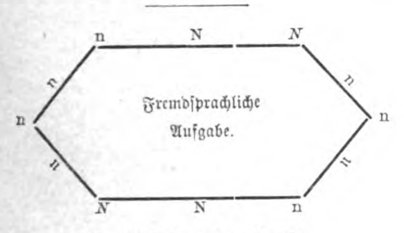
4) Jetzt werden sie, was planlos ist geschehn, — Weitsehend, planvoll mir zusammenknüpfen, — Und was der Zorn, und was der freche Mut — Mich sprechen ließ im Ueberfluß des Herzens — Zu künstlichem Gewebe mir vereinen.

8) . . . Du willst die Macht, — Die ruhig, sicher thronende erschüttern, — Die in verjährt geheiligtem Besitz, — In der Gewohnheit festgegründet ruht, — Die an der Völker frommen Kinderglauben — Mit tausend zähen Wurzeln sich befestigt. — Das wird kein Kampf der Kraft sein mit der Kraft — Den fürcht' ich nicht . . .

„In den Waldstätten liegen meine Güter, — Und ist der Schweizer frei, so bin auch ich's." — „Bertha, welch einen Blick thut ihr mir auf!"

Skat-Aufgabe.

Vorhand hat: Treff-Dame, Zehn, Acht; Pique-Acht; Coeur-Bube, Zehn, Neun, Sieben; Carreau-Zehn und Neun. Mittelhand hat: Treff-Bube, Neun, Sieben; Pique-Bube, Neun, Sieben; Coeur-Acht; Carreau-Dame, Acht und Sieben. Mittelhand spielt Null-Ouvert. Welche beiden Karten müssen im Skat liegen, wenn das Spiel verloren gehen soll und auf welche Karte fällt Mittelhand?



Dechiffrier-Aufgabe.

Lebu bosanulisibananinelünusinu Bulunurila Burile,
Riruna rirurusi Senulunasusinu nasubarinubesinu,
Liri lenala lenu busilenusibu Nesibasosinu,
Lilesi Rulesibisi risarebesiberinubesinu.

Lebu bosanulisibananinelünusinu Bulunurila Burile,
Riruna rirurusi Rolübesiru narinubesinu
Liri neribi lenine leneba besinalarinulisinu
Busilenu Nasinenusinu sanuil Rosibarurinubesinu.

Schlüssel dazu.

	r	b	n	l	s
i	a	b	c	d	e
e	f	g	h	i	k
u	l	m	n	o	p
a	q	r	s	t	u
o	v	w	x	y	z

Rebus.





Auflösungen zu Heft 8, Seite 232.

Rebus: Hat dir der Muse Liebeskuß — Den Sinn verklärt, das Herz gestimmt, — Dein Herz verwandelt in Genuß — Dir alles, was dein Sinn vernimmt.

Rätsel: Rohr.

Schach-Aufgabe:

Weiß.	Schwarz.
1) D. a^5-h^5	D. d^7-d^4
2) L. c^1-e^3	D. d^4-d^2
3) D. h^5-h^3! u. matt.	

oder

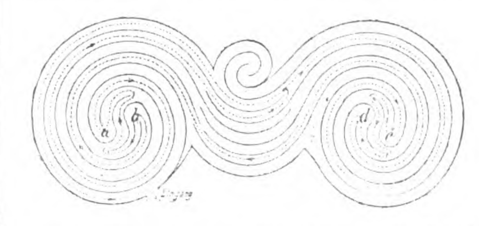
Weiß.	Schwarz.
1) D. a^5-h^5	D. d^7-d^3
2) K. f^1-e^1	D. d^3-b^3n
3) D. h^5-h^3! u. matt.	

Mathematische Aufgabe: Popokatepetl.

Silbenrätsel: Wahnfried, Alice, Leander, Lionel, Epheu, Nemesis, Salat, Tahiti, Eulenburg, Irene, Nettelbeck, Salmanassar, Taglioni, Ottilie, Danzig — Wallensteins Tod; Der lustige Krieg.

Vexierrätsel: Je souviens les souffrances qu'a souffert Paris sous Colbert.

Labyrinth: Um auf dem kürzesten Wege die inneren Punkte a, b, c, d zu besuchen, schlage man sich beim Eingange gleich links und wandle rüstig den sich zeigenden Weg weiter, umkreise die Punkte c und d und wähle in dem Zwischenbau den unteren der sich bietenden beiden Wege; alsbald wird man an den Punkt b gelangen, den man nebst dem Punkte a wieder umkreist und weiter wandelt, bis man wieder in dem Mittelbau anlangt; hier schlage man den oberen der Scheidewege ein und mache bei der ersten Mauerecke Linksschwenk, worauf man im Freien anlangen wird.



Die magnetische Hand.

Eine Aufgabe für Freunde der natürlichen Magie.

Der Künstler, welcher sich rühmt, eine magnetische Hand zu besitzen, die imstande ist, ein Messer, einen Stock, ein Lineal oder dergl., ganz in derselben Weise festzuhalten, wie ein Magnet



Fig. 1.

einen Gegenstand aus Eisen oder Stahl, zeigt den Zuschauern seine Hand, und ein vorher genau untersuchtes Messer in der Weise, wie Fig. 1 erkennen läßt. Das Messer ruht frei auf den vier flach ausgestreckten Fingern der linken Hand, während die rechte das Handgelenk in der angegebenen Weise umfaßt. In wohlgesetzten Worten erklärt der Künstler, daß durch diese Umklammerung der elektrische Strom geschlossen und der Magnetismus in der Hand erzeugt werde, daß schon der berühmte Mesmer dasselbe Experiment angestellt habe und daß

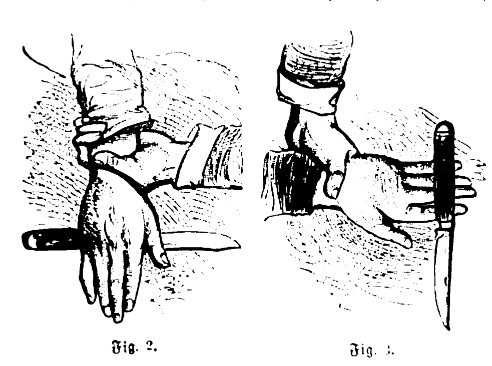


Fig. 2. Fig. 3.

neuerdings die vierte Dimension zur Erklärung der merkwürdigen Erscheinung der magnetischen Hand herbeigezogen sei.

Je ernster und überzeugender ein solcher wissenschaftlicher Gallimathias vorgetragen wird, um so wirkungsvoller gestaltet sich die Ausführung des Kunststückes, welche Fig. 2 veranschaulicht. Der Künstler hält die rechte Hand abwärts und das Messer haftet an der Innenseite der Hand ohne herabzufallen. Sollten jedoch Zweifler der Meinung sein, der Künstler halte das Messer in irgend einer Weise fest, so lächelt dieser vornehm und führt das Kunststück noch einmal in der Weise aus, daß er statt des Handgelenkes den Unterarm umspannt, wie in Fig. 3 angegeben ist. Den überraschten Zuschauern überläßt er dann die Lösung dieses, gegen alle Lehren der Physik verstoßenden Kunststückes, welches selbstverständlich, wie die meisten Experimente der natürlichen Magie auf einem „Kniff“ beruhte, den wir den Lesern, welche Vergnügen an solchen, das gesellschaftliche Amusement fördernden Scherzen finden, im nächsten Heft mitteilen werden.

Ein technisches Wunder.

Die Fortbewegung außerordentlicher Lasten auf den schmalen Schienen der Eisenbahn, die heute alle Länder durchziehen, fällt uns kaum mehr auf, so wunderbar sie auch ist und bleibt. Dagegen muß es selbst den modernen Menschen frappieren, wenn er hört, daß man jetzt auch Vorrichtungen erfunden hat, Schiffe auf dem Lande durch Lokomotiven fortzubewegen, um ihnen große Umwege zur See zu ersparen. Es ist dabei noch weniger das Sinnreiche der im Princip einfachen Apparate, was frappiert, als vielmehr die Ueberwindung und das Dirigieren so außergewöhnlicher Gewichte. Um diesen Effekt zu erreichen, läßt man das Schiff in einen schmalen Behälter einlaufen, in dem sich unter dem Wasser der Fahrapparat befindet, der, durch hydraulische Pressen aufwärts bewegt, das Schiff aufnimmt und in die richtige Höhe bringt (Fig. 2); gleicherweise, nur umgekehrt, wird es am Ende der Fahrt dem Wasser zurückgegeben. Fig. 1 zeigt insofern eine Abweichung, als hier das Schiff in einem Behälter schwimmend mit diesem fortbewegt wird. Den eigentlichen Transport vergegenwärtigt in leicht verständlicher Weise Fig. 3, die zugleich und ebenso wie Fig. 1 erkennen läßt, welche große Anzahl von Schienenwegen und dementsprechend Achsen notwendig ist, um diesen Transport auszuführen.

Der gestirnte Himmel im Monat Juni.

Merkur steht im Zeichen der Zwillinge, und kommt am 7. in seine Sonnenferne, kann aber nicht gesehen werden.

Venus. Die Sichtbarkeitsverhältnisse dieses Planeten gestalten sich wieder etwas günstiger, denn derselbe geht nach 2 Uhr morgens auf, der Mond kommt ihm am 3. Juni nahe.

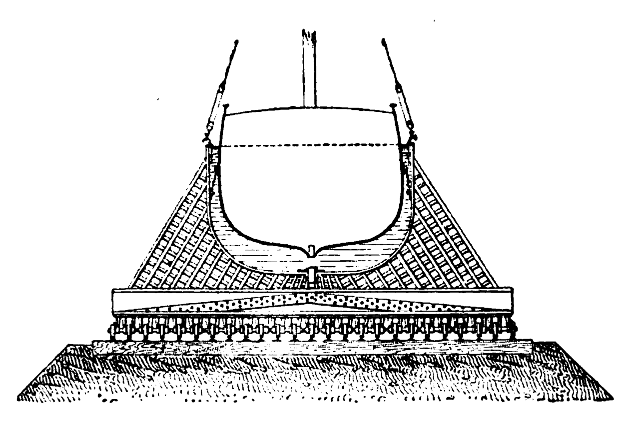
Mars wird gegen Ende des Monats in den Morgenstunden am Nordosthimmel sichtbar, steht jedoch für die Beobachtung noch sehr ungünstig.

Jupiter verschwindet schon anfangs Juni in den Strahlen der Sonne.

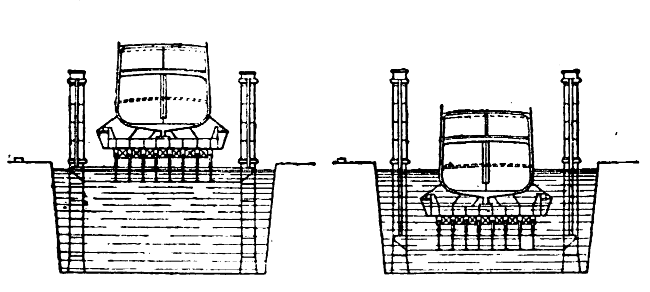
Saturn. Auch dieser Planet kann wegen der Nähe der Sonne nicht gesehen werden.

Neue Musikalien.

Bunt, wie auf dem Markte, den die geschäftige Hausfrau aufsucht, um für die Bedürfnisse des Tages zu sorgen, sieht's auch auf dem Musikalienmarkte aus, und wie sich dort neben echter und guter Ware auch verfälschte mit gleißender Außenseite breit macht, so finden wir auch auf dem Musikalienmarkte manches Heft, um welches der Lithograph, der den Titel lieferte, mehr Verdienst hat, als der Komponist, manches, welches sich als instruktiv ankündigt und schließlich nur seichteste Salonmusik ist. Wie dort finden wir neben dem Nützlichen, das die Tagesbedürfnisse deckt, auch liebliche Blumen, und wird nicht jeder Verleger mit trüber Miene zugestehen, daß auf dem Musikalienmarkte ebensowenig Krebse und Makulatur fehlen, wie auf einem wohl assortierten Büchermarkte! Auf daß unsere Leser nicht nötig haben mögen, das Gute vom minder Guten selbst sondern zu müssen, werden wir von Zeit zu Zeit eine kleine Umschau halten und die empfehlenswerten Erscheinungen auf dem Gebiete der Hausmusik namhaft machen, ohne jedoch dieselben einer eingehenden Kritik zu unterwerfen, welch letzteres den musikalischen Fachblättern überlassen bleiben muß.


Fig. 1. Durchschnittsansicht der Vorrichtung zur Fortbewegung von Schiffen per Eisenbahn.

Eine ungewöhnliche Bereicherung hat die Litteratur für Pianoforte und Violoncell in jüngster Zeit infolge des Hamburger Preisausschreibens für die besten Cellokompositionen erfahren, indem dieses einige höchst erfreuliche Werke hervorgerufen hat, welche hier namhaft zu machen uns aufrichtige Freude bereitet. Die preisgekrönten Werke sind folgende: Sonate Op. 12 von Gustav Jensen (dem Bruder des leider zu früh verblichenen, berühmten Liederkomponisten Adolf J.); Sonate Op. 15 von G. H. Witte, drei Stücke von Konrad Heubner, drei Stücke Op. 14 von G. H. Witte, Sonate in leichtem Stile von Ludwig Fraatz und vier Stücke zum Konzertgebrauche, Op. 14 von Louise Adolpha le Beau. Alle die genannten Werke sind in höchst eleganter Ausstattung bei Rieter-Biedermann in Leipzig erschienen. Auch die in den letzten Jahrzehnten gänzlich vernachlässigte Flöte ist wieder berücksichtigt worden und begegnen wir auf den Konzertprogrammen jetzt mehrfach einer Sonate „Undine“ für Pianoforte und Flöte von Carl Reinecke, welche in Leipzig bei Forberg erschien. Von demselben Komponisten erwähnen wir zugleich dessen bei Breitkopf & Härtel erschienenen sechs leichte Suiten, Op. 173 für Pianoforte, welche prädestiniert scheinen, ebenso sehr die Lieblinge von Lehrern und Lernenden zu werden wie seine Sonatinen u. s. w. es seit langen Jahren schon sind. Die einzelnen Suiten nennen sich: Nr. 1 Suite im Umfange von fünf Tönen für die rechte Hand, Nr. 2 Suite pastorale, Nr. 3 Suite à la Rokoko, Nr. 4 Nordiate Suite, Nr. 5 Ballsuite, Nr. 6 Kanonische Suite. Einen interessanten Band von 60 Präludien für das Pianoforte hat Theodor Kirchner geliefert, er ist als Op. 65 bei Bartholf Senff in Leipzig erschienen. Der Komponist wendet sich aber freilich mit diesen fein pointierten Miniaturbildern nicht an die Jugend, sondern verlangt als Genießende solche, welche ihm überall auf seinen harmonischen und rhythmischen Streifzügen und Seitensprüngen zu folgen wissen. Von demselben Komponisten nennen wir das im gleichen Verlage gedruckte Lied „Nähe des Geliebten“ von Goethe, Op. 68. Ob es die Popularität von Kirchners „Sie sagen es wäre die Liebe“ und „Ich muß hinaus“ erreichen wird, steht zwar dahin; wer aber solche Lieder geschaffen, darf verlangen, daß man sich auch um seine anderen Werke kümmert.


Fig. 2. Vorrichtung, das Schiff aus dem Meer zu heben.

Ein in neuerer Zeit sehr viel gesungenes Lied ist das bei Ries und Erler in Berlin erschienene „Zwischen uns ist nichts geschehen“ von Zarzycki,

elegant und kokett, aber freilich an dem Wesen der Operettencouplets nahe vorbeistreifend. Die neuesten Liederhefte von Brahms, Op. 84, 85 und 86 sind bei Simrock in Berlin, die neuesten von Reinecke: „Er und Sie," fünf Gedichte von Robert Burns bei Forberg in Leipzig, und „Fünf Gedichte von Carmen Sylva" bei Emil Sommermeyer in Baden-Baden erschienen. — Wer gerne



Fig. 3. Fortbewegung eines Schiffes mittels der Eisenbahn

vierhändig spielt, dem empfehlen wir als eine überaus feine und zugleich auch pikante Gabe den schwedischen Tanz von Gonoy aus dessen Oktett für Blasinstrumente, welcher in einem vortrefflich spielbaren Arrangement von der Musikalienhandlung von Kistner in Leipzig kürzlich ausgegeben wurde. Für diesmal schließen wir unsere kleine Revue mit dem Bewußtsein, noch manche beachtenswerte Novität nicht genannt zu haben, aber — wer kann alles selber prüfen? Ueberdies sagen wir „auf Wiedersehen" und finden also Gelegenheit, Unterlassungssünden gut zu machen und noch manches zu nennen.

Verantwortl. Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Der Fatalist.

Von

Iwan Turgenjeff.

Aus dem Russischen von Wilhelm Lange.

I.



Wir setzten uns alle im Kreise zusammen und unser guter Freund Alexander Wassiljewitsch Riedel — trotz seines deutschen Namens ein Stockrusse — begann in folgender Weise:

Ich will Ihnen, meine Herren, eine Geschichte erzählen, welche ich in den dreißiger Jahren erlebte — wie Sie sehen, ist sie bereits vier Decennien alt. Ich will mich kurz fassen — unterbrechen Sie mich also nicht.

Ich wohnte damals in Petersburg und hatte soeben die Universität verlassen; mein Bruder diente als Fähnrich bei der Gardeartillerie zu Pferde. Seine Batterie stand in Krasnoje-Selo — denn es war die Zeit der Sommerübungen.

Mein Bruder lag nicht in Krasnoje-Selo im Quartier, sondern in einem der umliegenden Dörfer, und dort suchte ich ihn häufig auf und wurde auf diese Weise mit allen seinen Kameraden bekannt. Er wohnte in einer ziemlich sauberen Bauernhütte gemeinsam mit einem anderen Offizier seiner Batterie. Dieser Offizier hieß Tegleff — Ilja Stepanowitsch Tegleff. Mit diesem wurde ich intim befreundet.

Marlinski ist jetzt veraltet. Kein Mensch liest ihn mehr — ja sogar über seinen Namen macht man sich jetzt lustig. Aber in den Dreißiger Jahren erregte er außerordentlich viel Lärm und sogar Puschkin konnte nach der Ansicht der damaligen Jugend sich mit ihm nicht vergleichen. Er erfreute sich nicht bloß des Ruhmes, der erste russische Schriftsteller zu sein, er hatte sogar — was weit schwieriger ist und viel seltener vorkommt — bis zu einem gewissen Grade der zeitgenössischen Generation seinen Stempel aufgedrückt.

Helden à la Marlinski begegneten einem auf Schritt und Tritt, vor allem in der Provinz und in der Armee — und hier wieder vorzugsweise bei der Artillerie. Sie redeten und korrespondierten in seiner Sprache; in der Gesellschaft beobachteten sie eine finstere reservierte Haltung — „in der Seele den Sturm und im Blut des Feuers Glut“, wie der Lieutenant Bjelosor von der „Fregatte Nadeschda“. [1])

Was die Frauenherzen anging, so wurden dieselben von ihnen „verschlungen“. Diese Leute waren es, welche man damals mit dem Namen „Fatalisten“ belegte. Dieser Typus hat sich bekanntlich sehr lange erhalten, bis zu den Tagen Petschorins. [2])

Und was enthielt dieser Typus nicht alles! Byronismus und Romantik; Erinnerungen an die französische Revolution, an die Dekabristen und — Vergötterung Napoleons; den Glauben an das Schicksal, an einen Stern, an die unwiderstehliche Macht des Charakters — theatralische Posse und Phrase — und Gram über die innere Leere; unruhige Wallungen kleinlicher Eigenliebe — und auf der anderen Seite Thatkraft und Verwegenheit; edle Bestrebungen — und schlechte Erziehung, Mangel an Bildung, aristokratische Gewohnheiten und stutzerhafte Frivolität ...

Doch genug philosophiert ... Ich habe zu erzählen versprochen ...

II.

Zu diesen Fatalisten gehörte auch der Fähnrich Tegleff, obgleich er keineswegs die äußere Erscheinung hatte, mit welcher man diese Leute auszustatten pflegt; so glich er z. B. in keiner Hinsicht dem Fatalisten Lermontoffs.

[1]) Titel eines Romans von Marlinski.
[2]) Der Held des Lermontoffschen Romans: „Ein Held unserer Zeit“.

Er war von mittlerem Wuchs, ziemlich kräftig gebaut und ging ein wenig gebückt; sein Haar war blond, die Augenbrauen fast weiß. Er hatte ein rundes, frisches Gesicht mit roten Wangen, eine Stutznase, eine niedrige, an den Schläfen hervortretende Stirn und volle, regelmäßige, aber ewig unbewegliche Lippen: niemals lachte er, ja er lächelte nicht einmal.

Nur ganz selten — wenn er müde war oder tief aufatmete — zeigte er seine viereckigen, zuckerweißen Zähne. Dieselbe künstliche Unbeweglichkeit war all seinen Zügen eigen, welchen im übrigen eine gewisse Gutmütigkeit nicht abzusprechen war.

Nur die Augen waren nicht ganz gewöhnlicher Art: kleine Augen mit grünen Pupillen und gelben Wimpern. Das rechte Auge schien ein wenig höher zu liegen als das linke, und das Lid des linken Auges schien immer halb herabgesenkt, was dem Blick eine ganz eigentümliche Ungleichmäßigkeit und Schläfrigkeit verlieh.

Tegleffs Physiognomie, der übrigens ein gewisser Reiz eigen war, zeigte fast immer einen unzufriedenen Ausdruck, gemischt mit einer Art von Unruhe — als hätte er in seinem Innern einem traurigen Gedanken nachgejagt, den er nicht zu erhaschen vermochte.

Bei alledem machte er doch nicht den Eindruck des Hochmuts: man hätte ihn weit eher für einen Mann halten mögen, der sich im Geheimen beleidigt fühlt. Er sprach sehr wenig und nur in stotterndem, heiserem Ton, wobei er die Worte ohne Not wiederholte.

Im Gegensatz zu den meisten anderen Fatalisten bediente er sich keiner seltsamen Ausdrücke — nur bei seiner Korrespondenz nahm er zu denselben seine Zuflucht (seine Handschrift übrigens glich ganz der eines Kindes).

Seine Vorgesetzten betrachteten ihn als einen Offizier „so so“; er galt weder als besonders befähigt noch als sehr eifrig.

„Er ist pünktlich, aber nicht accurat,“ äußerte sich über ihn ein Brigadegeneral deutscher Herkunft.

Den Soldaten gegenüber war Tegleff ebenfalls „so so“, — weder Fisch noch Fleisch. Er führte ein bescheidenes, seinen Verhältnissen entsprechendes Leben. Mit neunzehn Jahren war er Waise geworden; seine Eltern waren beide ertrunken, als sie während einer Frühjahrsüberschwemmung auf einem Floß über die Oka setzen wollten.

Er war in einer Privatanstalt erzogen worden, wo er zu den unbegabtesten und friedfertigsten Zöglingen gehörte. Dann trat er, seinem eignen Wunsche entsprechend und auf Empfehlung eines Oheims, eines einflußreichen Mannes, als Junker bei der Gardeartillerie zu Pferde ein und bestand, wenn auch mit einiger Mühe, zunächst das Fähnrichs- und dann das Unterlieutenants-Examen.

Mit den anderen Offizieren stand er auf gespanntem Fuße. Man mochte ihn nicht leiden, nur selten erhielt er Besuch von einem Kameraden, und er seinerseits hielt sich ihnen ebenfalls ganz fern.

In Gegenwart von Fremden fühlte er sich beengt; dann ward ihm sofort unheimlich zu Mut und sein ganzes Wesen erhielt etwas Gekünsteltes . . . Er hatte gar nichts „Kameradschaftliches“ an sich und mit niemandem dutzte er sich.

Aber man achtete ihn; jedoch nicht wegen seines Charakters, seines Verstandes oder seiner Bildung, sondern lediglich darum, weil man an ihm jenes eigentümliche Gepräge zu entdecken glaubte, das den „Fatalisten“ eigen war. Niemand von seinen Kameraden sagte: „Tegleff wird Carriere machen, Tegleff wird sich durch irgend etwas auszeichnen“; aber daß Tegleff irgend einen außerordentlichen Streich begehen oder sich plötzlich als ein Napoleon entpuppen würde — das hielt man durchaus nicht für unmöglich; denn hier war der „Stern“ im Spiel, und er war ein „prädestinierter“, ein vom „Schicksal ausersehener“ Mann — just wie es schwindsüchtige Menschen gibt.

III.

Zwei Ereignisse, welche sich ganz zu Beginn seiner Offizierslaufbahn zutrugen, waren ganz besonders geeignet, seinen Ruf als Fatalist zu begründen. An dem Tage nämlich, da er zum Offizier befördert wurde — um die Mitte des Monats März — ging er in voller Paradeuniform in Gesellschaft einiger anderer, ebenfalls soeben erst zu Offizieren ernannten Kameraden am Ufer der Newa spazieren.

In jenem Jahre hatte sich der Frühling etwas zeitig eingestellt und die Newa war bereits eisfrei; die großen Schollen waren schon fort; doch hatte sich der ganze Fluß mit einer

dümmen, von Wasser durchtränkten Eisschicht bedeckt. Die jungen Leute plauderten und lachten... Da plötzlich blieb einer von ihnen stehen: er hatte einige zwanzig Schritt vom Ufer entfernt auf der langsam sich bewegenden Oberfläche des Wassers einen kleinen Hund bemerkt. Das arme Tier winselte und zitterte am ganzen Leibe.

„Der Hund ist verloren," murmelte der Offizier durch die Zähne.

Langsam brachte eine Eisscholle das Hündchen in die Nähe eines der Geländer, welche am Ufer bis an die Oberfläche des Wassers hinabgehen.

Plötzlich lief Tegleff, ohne ein Wort zu sagen, an der Böschung hinab, sprang auf das dünne Eis und gelangte, bald einsinkend, bald sich wieder emporarbeitend, bis zu dem Hunde, faßte ihn im Genick, kehrte wohlbehalten ans Ufer zurück und setzte ihn auf das Pflaster.

Die Gefahr, in welcher Tegleff geschwebt, war so groß, seine That so unerwartet, daß seine Kameraden buchstäblich wie versteinert dastanden und erst die Sprache wiederfanden, als er einen Droschkenkutscher herbeirief, um nach Hause zu fahren.

Seine Uniform war ganz naß, und als Antwort auf die bewundernden Ausrufe seiner Kameraden bemerkte Tegleff gleichmütig, was einem Menschen bei seiner Geburt beschieden sei, dem vermöge er nicht zu entgehen — und damit befahl er dem Kutscher, ihn schnell nach Hause zu bringen.

„Aber so nimm dir doch wenigstens den Hund als Andenken mit," rief ihm einer der Offiziere zu.

Doch Tegleff machte nur eine abwehrende Handbewegung, und seine Kameraden sahen sich mit stummem Staunen an.

Die andere Begebenheit ereignete sich einige Tage später, an einem Spielabend, bei dem Batteriekommandeur. Tegleff saß in einer Ecke, ohne sich am Spiel zu beteiligen.

„Ach, wenn mir doch wie in Puschkins „Pique-Dame" [1]) eine Alte zum voraus gesagt hätte, welche Karte gewinnen müßte!" rief ein Lieutenant aus, als er sein drittes Tausend verlor.

Tegleff trat schweigend an den Tisch, ergriff ein Paket Karten, nahm ab und wandte mit den Worten „Carreau-Sechs" das Spiel um.

[1]) Titel einer Novelle von Puschkin.

In der That, es war Carreau-Sechs.

„Treff-Aß!" fuhr er fort und nahm wieder ab: es lag Treff-Aß darunter.

„Carreau-König!" murmelte er zum dritten Mal in gereiztem Flüsterton durch die Zähne, — er hatte es zum dritten Mal getroffen... Plötzlich errötete er über das ganze Gesicht. Wahrscheinlich hatte er das selbst nicht erwartet.

„Ein ausgezeichnetes Kunststückchen! Machen Sie es uns noch einmal vor!" bemerkte der Batteriekommandeur.

„Mit Kunststückchen befasse ich mich nicht," antwortete Tegleff trocken und begab sich in ein anderes Zimmer.

Nach ihm versuchten mehrere der anwesenden Spieler, es ihm nachzumachen, aber keinem wollte es glücken: eine Karte erriet wohl dieser und jener; aber zwei nacheinander traf niemand. Und Tegleff hatte ganze drei erraten! Dieser Vorfall befestigte seinen Ruf als geheimnisvoller Fatalist noch mehr.

Später ist mir oft der Gedanke durch den Kopf gegangen, welche Wendung wohl die Sache genommen haben würde, wenn ihm das Kunststück mit den Karten nicht geglückt wäre; aber gleichviel, dieser unerwartete Erfolg war für seinen ganzen Ruf entscheidend.

IV.

Man wird es begreiflich finden, daß Tegleff sich an diesen seinen Ruf sofort anklammerte. Er verlieh ihm eine besondere Bedeutung, ein eignes Kolorit... Cela le posait, wie die Franzosen sagen; und bei seinem unbedeutenden Verstande, seinen geringen Kenntnissen und seiner ungeheuren Eigenliebe kam ihm dieser Ruf gar sehr zu statten.

Sich denselben verdienen wäre schwer gewesen, aber ihn aufrecht erhalten — nichts leichter als das: er brauchte nur Schweigen zu beobachten und sich von seinen Kameraden abzuschließen.

Aber dieser Ruf war es nicht, der mir Tegleff sympathisch und — ich darf es wohl so nennen — lieb und wert machte. Ich mochte ihn gern leiden, weil ich zunächst selbst noch ein ziemlich wilder Bursch war und in ihm eine Art Genossen erblickte; und dann auch darum, weil er ein braver Mensch war und im Grunde ein gutes, unverdorbenes Herz hatte. Er flößte mir

eine Art Mitgefühl ein; von seinem Ruf als Fatalist abgesehen, zu dem er zufällig gekommen war, lastete auf ihm, wie mir schien, in der That ein tragisches Geschick, von dem er jedoch selbst keine Ahnung hatte. Selbstverständlich sprach ich ihm von diesem Gefühle niemals: Mitleid einflößen — kann es für einen Fatalisten eine größere Beleidigung geben?

Und auch Tegleff empfand eine Art Vorliebe für mich. Bei mir war ihm leichter ums Herz, mit mir konnte er offen plaudern; in meiner Gegenwart trug er kein Bedenken, von dem seltsamen Piedestal herabzusteigen, auf welches er sich nicht selbst gestellt, sondern auf das andere ihn gehoben hatten.

Von seiner kränklichen Eigenliebe gequält, gestand er sich wahrscheinlich selbst im Innersten seines Herzens, daß er diese Eigenliebe mit nichts rechtfertigen konnte und andere ihn vielleicht von oben herab betrachteten, während ich, der neunzehnjährige Knabe, ihn nicht genierte; die Furcht, etwas Läppisches, Unpassendes zu sagen, bedrückte ihm in meiner Gegenwart das Herz nicht, und so brauchte er nicht fortwährend auf sich zu achten. Ja, manchmal ward er sogar geschwätzig; und dann that es ihm so wohl, daß außer mir niemand seine Reden hörte! Denn sonst wäre es mit seinem Fatalistenruf bald aus gewesen. Nicht bloß daß er sehr wenig wußte, er las auch fast gar nichts und beschränkte sich auf das, was er an Anekdoten und Histörchen sammelte.

Er glaubte an Vorgefühle, Voraussagungen, Ahnungen, Begegnungen, an glückliche und unglückliche Tage, an die Verfolgungen oder den Schutz des Schicksals, kurz an die Bedeutung des Lebens. Ja, er glaubte sogar an gewisse „klimatische" Jahre, von denen er gehört hatte, — doch war er sich über die Bedeutung des Wortes nicht recht klar. Ein Fatalist von echtem Schrot und Korn darf es nicht merken lassen, daß er an so etwas glaubt: er muß vielmehr anderen einen solchen Glauben einflößen . . . Aber von dieser Seite kannte ich Tegleff ganz allein.

V.

Eines Tages — wie ich mich erinnere, war es am 20. Juli, dem Eliastage — wanderte ich wieder hinaus, um meinen Bruder zu besuchen. Ich fand ihn nicht zu Hause. Er war auf ganze acht Tage in einer dienstlichen Angelegenheit irgend wohin geschickt worden. Da ich keine Lust hatte, nach Petersburg zurückzukehren, schlenderte ich mit der Flinte in der sumpfigen Gegend umher, schoß ein paar Bekassinen und verbrachte den Abend in Tegleffs Gesellschaft unter dem Vordach einer Scheune, in welcher er, wie er sich ausdrückte, seine Sommerresidenz aufgeschlagen hatte.

Wir plauderten von allen möglichen Dingen, tranken dabei sehr viel Thee, rauchten unsere Pfeifen und unterhielten uns bald mit dem Wirt, einem russifizierten Finnen, bald mit einem Marketender, der um die Batterie herumstreifte und „Apfelsinen und schöne Citronen" verkaufte — einem angenehmen, redseligen Manne, der außer anderen Talenten auch die Fähigkeit besaß, die Guitarre zu spielen; ferner erzählte er uns von einer unglücklichen Liebe, welche er in seinen jungen Jahren für die Tochter eines Gerichtsboten empfunden habe. Zu höheren Jahren gekommen, hatte jedoch dieser Don Juan im roten Hemd keine unglücklichen Leidenschaften mehr gekannt.

Vor der Thür breitete sich eine weite Ebene aus, welche sich allmählich senkte. Da und dort sah man in einer Vertiefung des Bodens ein kleines Flüßchen schimmern und in der Ferne säumten schmale Waldungen den Himmelsrand.

Die Nacht brach allmählich herein. Wir waren allein. Zugleich mit der Nacht hüllte die Erde feiner feuchter Dunst ein, der sich immer mehr und mehr ausbreitete und endlich in dichten Nebel sich verwandelte.

Am Himmel stieg der Mond empor: seine Strahlen drangen durch den Nebel hindurch und färbten ihn gleichsam mit goldenem Schimmer. Alles hatte in eigentümlicher Weise sich verwischt und seinen Platz gewechselt; das Ferne schien nah, das Nahe fern, das Große klein, das Kleine groß . . . und dabei nahmen alle Gegenstände sich zugleich hell und unbestimmt aus.

Wir fühlten uns in eine Märchenwelt versetzt, in das Reich des weißlichen, goldig schimmernden Nebels, des tiefsten Schweigens, des leichten, traumreichen Schlafes . . . und wie geheimnisvoll, mit welch silbernem Funkeln dort oben die Sterne durch diesen großen weißen Nebel hindurchschimmerten! Wir bewahrten beide Schweigen. Der phantastische Anblick dieser Nacht übte eine starke Wirkung auf uns: auch wir gerieten in eine phantastische Stimmung.

VI.

Tegleff nahm zuerst das Wort und mit dem ihm eigentümlichen Stottern und Zittern sprach er von Vorgefühlen und Erscheinungen. In just so einer Nacht wie der heutigen, erzählte er, habe ein Freund von ihm, ein Student, der vor kurzem als Hauslehrer bei zwei Waisen angestellt worden und mit denselben in einem Pavillon im Garten gewohnt, eine Frauengestalt gesehen, welche sich über ihre Betten geneigt habe; und am anderen Tag habe er diese Gestalt in einem Porträt wiedererkannt, das er bis dahin nicht bemerkt habe — in einem Porträt, das die Mutter dieser beiden Waisen darstellte.

Dann erzählte mir Tegleff, daß seine Eltern wenige Tage vor ihrem Tode beständig das Rauschen eines Wassers zu hören gemeint; daß sein Oheim in der Schlacht von Borodino durch einen ganz unbedeutenden Umstand vom Tode gerettet worden: er hatte sich bloß zur Erde gebückt, um einen einfachen grauen Kieselstein aufzuheben — in demselben Augenblicke war eine Kartätsche über seinen Kopf geflogen und hatte ihm seinen langen schwarzen Federbusch weggerissen.

Tegleff versprach mir sogar, diesen Kieselstein, der seinen Oheim gerettet und den er in ein Medaillon eingeschlossen hatte, zu zeigen.

Dann sprach er mir von dem Berufe, den jeder Mensch und er im besonderen habe, und fügte hinzu, daß er bis jetzt stets daran geglaubt, und wenn ihm einmal irgend welche Zweifel über seinen Beruf aufsteigen sollten, so würde er sich dieser Zweifel zu entledigen wissen, indem er das Leben von sich werfe; denn dann habe es für ihn jede Bedeutung verloren.

„Sie glauben vielleicht,“ sprach er, mich von der Seite ansehend, „es fehle mir dazu an Mut? Sie kennen mich nicht... ich habe einen eisernen Willen!“

Sehr schön gesagt, dachte ich bei mir.

Tegleff versank in Sinnen, seufzte tief auf und legte dann seine Pfeife beiseite und erklärte mir geradezu, der heutige Tag sei für ihn von hoher Wichtigkeit.

„Denn heute,“ schloß er, „ist der Tag des heiligen Elias — mein Namenstag . . . Das ist immer eine schwere Zeit für mich.“

Ich antwortete nichts; ich begnügte mich damit, ihn mir zu betrachten, wie er da so vorgebeugt und verlegen vor mir saß mit seinem zur Erde gerichteten träumerisch-verschleierten Blick.

„Heute,“ fuhr er fort, „sagte mir eine alte Bettelfrau“ — Tegleff ließ sich nie von einem Bettler ansprechen, ohne ihm eine Gabe zu reichen — „daß sie für meine Seele beten würde; ist das nicht seltsam?“

Es gibt Menschen, die sich fortwährend mit sich selbst beschäftigen! dachte ich. Doch muß ich hinzufügen, daß ich bei den letzten Worten auf Tegleffs Gesicht einen ungewöhnlichen Ausdruck von Besorgnis und Unruhe bemerkt hatte; das war keine fatalistische Melancholie; es mußte ihn in der That irgend etwas quälen und bedrücken. Und auch diesmal war ich über die Niedergeschlagenheit erstaunt', welche auf seinen Zügen lag. Begannen vielleicht schon die Zweifel in ihm zu erwachen, von denen er mir soeben gesprochen hatte? Tegleffs Kameraden hatten mir erzählt, daß er vor kurzem seinem Chef ein Projekt vorgelegt, in welchem er ich weiß nicht mehr welche Reformen in der Artillerie vorgeschlagen und das man ihm mit einem Verweise zurückgegeben habe. Da ich seinen Charakter kannte, zweifelte ich nicht, daß eine verächtliche Behandlung seiner Vorgesetzten ihn tief gekränkt haben mußte. Aber das, was ich an Tegleff zu bemerken glaubte, war doch noch etwas anderes, ein mehr persönlicher Gram.

„Es wird feucht hier draußen,“ sprach er plötzlich und schüttelte die Achseln. „Begeben wir uns in unsere Hütte . . . auch ist es Zeit, schlafen zu gehen.“

Das war eine ihm eigne Gewohnheit, die Achseln zu schütteln und den Kopf von der einen Seite zu der anderen zu wenden, als habe er sich die Krawatte zu fest gebunden, wobei er sich mit der rechten Hand an den Hals griff. Nichts zeigte klarer den eigentümlichen Charakter Tegleffs, als diese nervöse Bewegung; wenigstens schien es mir so. Auch ihm war es zu eng hier auf der Welt.

Wir begaben uns in die Hütte und legten uns schlafen, er in einer Ecke in der Nähe der Heiligenbilder, ich ihm gegenüber auf einer Bank, auf welcher etwas Heu für mich zurecht gelegt worden.

VII.

Lange drehte sich Tegleff auf seiner Bank hin und her; aber auch ich vermochte nicht einzuschlafen. Hatten seine Erzählungen meine Ner-

ven aufgeregt oder hatte diese seltsame Nacht mein Blut in Wallung gebracht — ich weiß es nicht. Aber der Schlaf wollte nicht kommen. Ja, endlich verging mir sogar das Verlangen nach Schlaf, und ich lag da mit offenen Augen und dachte, Gott mag wissen, an was — vermutlich an allerlei sinnloses Zeug, wie das immer der Fall ist, wenn man nicht einschlafen kann. Indem ich mich von der einen Seite auf die andere legte, streckte ich die Hand aus ... da stieß mein Finger an einen der Balken in der Wand. Dieser Stoß brachte einen schwachen, aber hellen, lang anhaltenden Ton hervor ... ich mußte an eine hohle Stelle geraten sein.

Ich stieß noch einmal mit dem Finger dagegen... aber diesmal absichtlich. Derselbe Ton. Noch einmal ... Da erhob Tegleff plötzlich den Kopf.

„Riedel," sprach er, „hören Sie, da klopft es ans Fenster."

Ich that, als schliefe ich. Plötzlich kam mich die Lust an, mich über meinen fatalistischen Freund ein wenig lustig zu machen; vielleicht wurde mir dann die Schlaflosigkeit etwas erträglicher.

Er legte den Kopf wieder auf das Kissen.

Ich wartete ein wenig und stieß dann dreimal.

Tegleff erhob wieder das Haupt und begann gespannt zu lauschen.

Ich klopfte noch einmal. Ich lag so, daß mein Gesicht ihm zugekehrt war, ohne daß er jedoch meine Hand zu sehen vermochte ... sie befand sich unter der Decke.

„Riedel!" rief Tegleff.

Ich antwortete nicht.

„Riedel!" wiederholte er laut. „Riedel!"

„Was ... was gibt's?" fragte ich wie aus dem Schlafe erwachend.

„Hören Sie denn nicht, daß es fortwährend an das Fenster klopft? Es ist, als wollte hier jemand zu uns herein."

„Irgend ein Vorübergehender," stotterte ich.

„Man muß ihm öffnen oder doch nachsehen, wer es ist."

Aber ich antwortete schon nicht mehr und that wieder, als schliefe ich.

Einige Minuten vergingen ... Ich begann wieder zu trommeln...

Poch ... poch ... poch ...

Tegleff richtete sich auf und begann zu horchen.

Poch ... poch ... poch ... poch ... poch ... poch ...

Unter den halb geschlossenen Lidern hervor konnte ich bei der weißlichen nächtlichen Beleuchtung alle seine Bewegungen verfolgen. Er wandte das Gesicht bald nach dem Fenster, bald nach der Thür. In der That, es war nicht leicht, zu unterscheiden, woher der Ton kam: man hätte meinen sollen, er komme in das Zimmer geflogen, als vibriere er an der Wand entlang. Ich war zufällig auf eine akustische Ader geraten.

Poch ... poch ... poch ...

„Riedel!" schrie endlich Tegleff. „Riedel, Riedel!"

„Was gibt es?" fragte ich gähnend.

„Hören Sie denn nichts? Da klopft ja jemand!"

„Ich habe nichts gehört," antwortete ich und that wieder, als wollte ich einschlafen, ja ich begann sogar zu schnarchen.

Tegleff beruhigte sich.

Poch ... poch ... poch ...

„Wer ist da?" rief Tegleff.

Natürlich erfolgte keine Antwort.

Poch ... poch ... poch ...

Tegleff sprang aus dem Bett, riß das Fenster auf, steckte den Kopf hinaus und schrie mit furchtbarer Stimme:

„Wer ist da? Wer klopft da?"

Dann öffnete er die Thür und wiederholte seine Frage. In der Ferne wieherte ein Pferd...

Er kehrte in sein Bett zurück.

Poch ... poch ... poch ...

Tegleff wandte sich langsam um und setzte sich.

Poch ... poch ... poch ...

Tegleff zog sich schnell die Stiefel an, warf sich den Mantel um die Schultern, nahm seinen Säbel von der Wand und ging hinaus. Ich hörte, wie er zweimal um die Hütte herumging und beständig fragte: „Wer ist da? Wer geht da herum? Wer klopft da?" Dann verstummte er plötzlich, blieb auf der Straße, nicht weit von der Ecke, wo ich lag, stehen, kehrte, ohne ein Wort weiter zu sagen, in die Hütte zurück und legte sich angekleidet aufs Bett.

Poch ... poch ... poch! begann ich wieder, Poch ... poch ... poch.

Aber Tegleff blieb still liegen; er fragte nicht einmal: Wer klopft da? Er begnügte sich damit, den Kopf in die Hand zu stützen.

Da ich sah, daß dies nicht mehr wirkte, so

ließ ich eine Zeitlang verstreichen, dann that ich plötzlich, als wachte ich auf, sah Tegleff an und nahm eine erstaunte Miene an.

„Sind Sie vielleicht draußen gewesen?“ fragte ich.

„Ja!“ antwortete er gleichgültig.

„Haben Sie denn noch immer das Pochen gehört?“

„Ja.“

„Und Sie haben niemand gesehen?“

„Niemand.“

„Und hat das Pochen aufgehört?“

„Ich weiß nicht. Jetzt ist mir alles gleichgültig.“

„Jetzt? Warum denn jetzt?“

Tegleff antwortete nicht.

Ich schämte mich ein wenig und hatte Mitleid mit ihm. Aber ich konnte es nicht über mich gewinnen, ihm meinen Streich zu gestehen.

„Hören Sie,“ begann ich; „ich bin überzeugt, dies alles ist bloße Einbildung von Ihnen.“

Tegleff machte ein finsteres Gesicht.

„Ah, glauben Sie?“

„Sie sagen, Sie hätten klopfen gehört? ...“

„Ich habe noch etwas anderes gehört,“ unterbrach er mich.

„Noch etwas anderes?“

Tegleff neigte sich vor und biß sich in die Lippen. Offenbar trug er Bedenken, es mir zu sagen . . .

„Ich bin gerufen worden!“ sprach er endlich in halblautem Ton und wandte das Gesicht ab.

„Sie sind gerufen worden? Wer hat Sie denn gerufen?“

„Eine gewisse . . .“

Tegleff blickte noch immer beiseite.

„Ein Wesen, das ich bis jetzt gestorben wähnte, ohne es sicher zu wissen, aber jetzt bin ich fest davon überzeugt.“

„Ich schwöre Ihnen, Ilja Stepanowitsch,“ rief ich aus; „das alles ist nur Einbildung!“

„Einbildung?“ wiederholte er. „Wollen Sie sich selbst überzeugen?“

„Mit Vergnügen.“

„Gut, so kommen Sie.“

VIII.

Ich kleidete mich schnell an und ging mit Tegleff hinaus. Der Hütte gegenüber auf der anderen Seite der Straße stand kein Haus; hier zog sich ein niedriger, da und dort zerrissener Zaun hin, hinter welchem eine ziemlich scharf abfallende Böschung bis in die Ebene hinabreichte. Noch immer waren alle Gegenstände vom Nebel verhüllt, und auf zwanzig Schritt vermochte man fast nichts zu unterscheiden.

Wir stiegen über die Hecke und dann blieben wir stehen.

„Hier ist es,“ sprach er und ließ den Kopf auf die Brust sinken. „Verhalten Sie sich still, sagen Sie kein Wort und horchen Sie!“

Ich horchte gleich ihm gespannt auf, aber außer dem gewöhnlichen, fast kaum hörbaren Gemurmel, das ich das Atmen der Nacht nennen möchte, konnte ich nichts hören. Uns von Zeit zu Zeit anblickend blieben wir so regungslos einige Minuten stehen und schon wollten wir weiter gehen . . .

„Ilja!“ murmelte eine leise Stimme, welche hinter der Hecke hervorzukommen schien.

Ich sah Tegleff an, aber er schien nichts gehört zu haben und hielt noch immer den Kopf gesenkt.

„Ilja! . . . aber Ilja!“ ließ sich wieder, und diesmal etwas deutlicher, in eindringlichem Tone die Stimme vernehmen, ja man konnte sogar unterscheiden, daß es eine Frauenstimme war.

Wir fuhren beide zusammen und sahen uns gegenseitig an.

„Nun?“ sprach Tegleff leise zu mir. „Zweifeln Sie auch jetzt noch?“

Ruhig antwortete ich in demselben leisen Tone: „Das beweist noch gar nichts. Erst müssen wir nachsehen, ob dort jemand ist. Vielleicht irgend ein Spaßvogel . . .“

Ich sprang über die Hecke und ging in der Richtung fort, woher, soviel ich beurteilen konnte, die Stimme gekommen war.

Ich fühlte, wie der weiche Boden unter meinen Füßen nachgab; eine lange Reihe von Stangen verlor sich in dem Nebel. Ich befand mich in einem Garten. Aber weder um mich herum, noch vor mir regte sich irgend etwas. Alles schien in starrem Schlafe zu liegen. Ich that noch einige Schritte vorwärts.

„Wer ist da?“ begann ich plötzlich ebenso durchdringend zu schreien, wie Tegleff.

Prrr! Eine Wachtel flog plötzlich unmittelbar vor meinen Füßen erschreckt auf und flog so gerade dahin, wie eine Kugel. Unwillkürlich erbebte ich . . . wie einfältig!

Ich blickte zurück. Tegleff stand noch immer an demselben Fleck, wo ich ihn verlassen. Ich ging wieder auf ihn zu.

„Das Rufen nützt Ihnen nichts," sprach er. „Diese Stimme tönt uns . . . tönt mir aus weiter Ferne ins Ohr."

Er fuhr sich mit der Hand über das Gesicht und ging langsam über die Straße nach der Hütte zurück. Aber ich wollte mich nicht so schnell ergeben — und so begab ich mich wieder in den Garten. Daß in der That jemand dreimal „Ilja" gerufen, daran konnte ich gar nicht zweifeln; auch das mußte ich mir gestehen, daß dieser Ruf etwas Klagendes und Geheimnisvolles gehabt, aber wer weiß, vielleicht schien dies alles nur unbegreiflich, vielleicht erklärte es sich in so einfacher und natürlicher Weise, wie das Pochen, mit dem ich Tegleff aufgeregt hatte.

Ich schritt an dem Zaune entlang, nur von Zeit zu Zeit stehen bleibend und mich umschauend. Nicht weit von unsrer Hütte, unmittelbar neben dem Zaun stand eine alte Weide mit dichtem Blätterwerk: sie nahm sich wie ein großer schwarzer Fleck aus in diesem weißen Nebel, der noch mehr blendet, noch mehr den Blick aufhält, als die Dunkelheit der Nacht. Plötzlich war mir, als gewahrte ich etwas ziemlich Großes, Lebendiges da am Boden neben der Weide. Mit dem Rufe: „Halt, wer ist da?" stürzte ich vor.

Ich hörte leichte Schritte, wie von einem Hasen; und eine seltsame Gestalt — ob Mann oder Weib, vermochte ich nicht zu unterscheiden — huschte schnell an mir vorüber.

Ich wollte die Gestalt ergreifen, aber ich griff nicht früh genug, strauchelte, fiel und verbrannte mir das Gesicht an einer Nessel.

Als ich mich an die Erde stützte, um wieder aufzustehen, fühlte ich etwas Hartes unter meiner Hand: Es war ein scharfer kupferner Kamm, der an einer Schnur befestigt war, nach Art derjenigen, wie sie unsere Bauern am Gürtel tragen.

Meine weiteren Forschungen blieben ohne Erfolg und mit dem Kamm in der Hand und einer glühenden Wange kehrte ich in die Hütte zurück.

IX.

Ich fand Tegleff auf der Bank sitzen. Vor ihm brannte ein Licht auf dem Tisch, und er schrieb irgend etwas in ein kleines Notizbuch, das er beständig bei sich trug. Als er mich erblickte, steckte er das Notizbuch hastig in die Tasche und begann sich seine Pfeife zu stopfen.

„Da, mein Lieber, ist die Trophäe, die ich von meinem Streifzuge mitgebracht habe!"

Ich zeigte ihm den Kamm und erzählte ihm, was mir neben der Weide begegnet war.

„Jedenfalls," fügte ich hinzu, „habe ich einen Dieb bei seiner Arbeit gestört. Sie haben doch gehört, daß gestern unserem Nachbar ein Pferd gestohlen worden ist?"

Tegleff lächelte kalt und begann an seiner Pfeife zu ziehen. Ich setzte mich neben ihn.

„Sie sind also noch immer überzeugt, Ilja Stepanowitsch," fuhr ich fort, „daß die Stimme, welche ich gehört, aus jenem unbekannten Lande gekommen, aus dessen Revier . . ."

Er gebot mir mit einer gebieterischen Handbewegung Schweigen.

„Riebel," begann er, „zum Scherzen bin ich nicht aufgelegt. Und darum bitte ich Sie, reden Sie nicht in solchem Tone."

Und in der That, Tegleff war nicht zum Scherzen aufgelegt. Sein Gesicht hatte sich verwandelt. Es erschien mir bleicher, ausdrucksvoller und — länger. Seine seltsamen „ungleichen" Augen irrten langsam umher.

„Ich glaubte nicht," nahm er wieder das Wort, „daß ich jemals in die Lage kommen würde, einem fremden . . . einem anderen Menschen erzählen zu müssen, was ich Ihnen jetzt erzählen will, und was tief in meinem Innern ersterben — ja ersterben sollte; aber ich sehe, es muß sein . . . es bleibt mir keine andere Wahl. Es ist Schicksal! So hören Sie denn."

Und er erzählte mir seine ganze Geschichte.

Ich habe Ihnen bereits gesagt, meine Herren, daß Tegleff schlecht erzählte; aber in jener Nacht mußte ich mich nicht bloß darüber wundern, wie schwer es ihm wurde, mir seine persönlichen Erlebnisse zu schildern — selbst der Klang seiner Stimme, sein Blick, die Bewegungen seiner Hände, seiner Finger — kurz alles an ihm erschien unnatürlich, gemacht, erkünstelt. Ich war damals noch sehr jung und unerfahren; ich wußte noch nicht, daß die Gewohnheit, seine Gedanken in schönen Worten auszudrücken, einen falschen Ton anzuschlagen und seine Reden mit unwahren Gebärden zu begleiten, soweit gehen kann, daß mancher gar nicht mehr imstande ist, diese schlechte Gewohnheit wieder los zu werden. Es ist eine Art Fluch.

Später lernte ich eine Dame kennen, welche in so übertriebenen Ausdrücken redete, so theatralische Gesten machte, in so melodramatischer Weise mit dem Kopfe schüttelte, und derartig die Augen verdrehte, wenn sie mir von dem Eindruck sprach, den der Tod ihres Sohnes auf sie gemacht — von ihrem „unermeßlichen" Schmerz, von ihrer Angst, sie möchte den Verstand verlieren, daß ich bei mir dachte: welche Grimassen, welche Verlogenheit! Diese Dame hat ihren Sohn niemals geliebt!

Und acht Tage später hörte ich, daß die arme Frau wirklich wahnsinnig geworden war. Seitdem bin ich viel vorsichtiger in meinen Urteilen und weit mißtrauischer gegen meine eignen Eindrücke geworden.

X.

Die Geschichte, welche Tegleff mir erzählte, lautete in kurzer Fassung folgendermaßen:

Außer seinem Oheim, der eine hervorragende Stellung bekleidete, hatte er in Petersburg eine Tante, die eine weniger hervorragende Stellung einnahm, dagegen aber ein ziemlich bedeutendes Vermögen besaß. Da sie selbst keine Kinder hatte, nahm sie ein kleines Mädchen, eine Waise von bürgerlicher Herkunft an Kindesstatt an, gab ihr eine angemessene Erziehung und behandelte sie, als wäre sie ihre leibliche Tochter gewesen.

Sie hieß Marie. Tegleff sah sie fast täglich. Die Sache endete damit, daß sie sich in einander verliebten und Marie sich ihm hingab. Das Verhältnis wurde entdeckt. Tegleffs Tante geriet in eine furchtbare Wut, jagte das unglückliche Mädchen mit Schimpf und Schande aus dem Hause und siedelte nach Moskau über, wo sie ein adliges Fräulein adoptierte und zu ihrer Erbin bestimmte.

Marie mußte zu ihren Verwandten, armen dem Trunke ergebenen Menschen zurückkehren — so ward ihr ein hartes, bitteres Los zu teil. Tegleff hatte ihr die Ehe versprochen und nun wollte er nicht Wort halten. Bei ihrer letzten Zusammenkunft mußte er sich erklären; sie wollte die volle Wahrheit hören — und sie hörte sie.

„Nun wohl," sprach sie, „wenn ich deine Frau nicht werden kann, so weiß ich, was mir übrig bleibt." Und seit dieser letzten Unterredung waren mehr als 14 Tage vergangen.

„Ich habe mich über den Sinn dieser letzten Worte nie einer Täuschung hingegeben," fügte Tegleff hinzu; „ich bin überzeugt, sie hat sich das Leben genommen, und . . . ihre Stimme war es, die mich da rief . . . sie rief mich da zu sich . . . ich habe ihre Stimme erkannt . . . es bleibt mir nichts mehr übrig!"

„Aber warum haben Sie sie denn nicht geheiratet, Ilja Stepanowitsch?" fragte ich. „Lieben Sie sie denn nicht mehr?"

„Gewiß, gewiß, ich liebe sie noch immer leidenschaftlich."

Bei diesen Worten, meine Herren, sah ich Tegleff erstaunt an. Ich erinnerte mich eines anderen meiner Bekannten, eines sehr klugen Mannes, der eine außerordentlich häßliche, dumme und arme Frau geheiratet hatte, und mit seiner Ehegenossin sehr unglücklich geworden war. „Vermutlich haben Sie sie sehr lieb gehabt?" fragte ihn Jemand in meiner Gegenwart: — „Durchaus nicht!" — „Warum haben Sie sie denn geheiratet?" — „Ja, darum!" . . . Und hier liebt Tegleff ein Mädchen leidenschaftlich und heiratet sie doch nicht; warum? Nun, aus demselben Grunde: darum!

„Warum heiraten Sie sie nicht?" fragte ich noch einmal.

Tegleffs eigentümlich verschlafene Augen irrten über den Tisch hin.

„Das . . . läßt sich mit wenigen Worten nicht erklären," begann er zögernd. „Das hat seine besonderen Gründe . . . und zudem ist sie auch bürgerlicher Herkunft, nun und mein Oheim, auch auf den muß ich Rücksicht nehmen."

„Auf Ihren Oheim?" rief ich aus. „Aber was zum Teufel brauchen Sie sich denn an Ihren Oheim zu kehren! Kaum, daß Sie ihn zu Neujahr einmal sehen, um ihm Ihre Neujahrswünsche herzusagen. Rechnen Sie vielleicht auf sein Vermögen? Aber er hat selbst ein ganzes Dutzend Kinder!"

Ich war sehr in Hitze geraten . . . Tegleff krümmte sich und tiefe Röte überzog sein Gesicht . . . eine ungleichmäßige fleckige Röte . . .

„Ich bitte Sie, predigen Sie mir keine Moral," sprach er dumpf. „Uebrigens will ich mich nicht zu rechtfertigen versuchen. Ich bin an ihrem Tode schuld und jetzt muß ich diese Schuld abzahlen . . ."

Er neigte den Kopf und verstummte. Ich hatte ebenfalls nichts mehr zu sagen.

XI.

So saßen wir etwa eine Viertelstunde schweigend nebeneinander. Er hatte den Blick beiseite gewendet, aber ich beobachtete ihn und bemerkte, daß seine Haare sich über der Stirn in eigentümlicher Weise lockten, was nach der Behauptung eines Militärarztes, der viele Verwundete unter den Händen gehabt, stets auf ein heißes und trockenes Hirn schließen läßt . . .

Wiederum ging mir der Gedanke durch den Sinn, daß in der That die Hand des Schicksals schwer auf diesem Manne lasten müsse und daß seine Kameraden nicht umsonst etwas „Fatalistisches" an ihm fanden. Und doch verdammte ich ihn innerlich.

Eine Bürgerliche! dachte ich; aber was für ein Aristokrat bist du denn?"

„Vielleicht verdammen Sie mich, Riebel!" begann Tegleff plötzlich, als hätte er meine Gedanken erraten . . . „Mir selbst lastet es schwer auf der Seele, aber was beginnen?"

Er stützte das Kinn auf die Hand und begann an den breiten Nägeln seiner kurzen, roten, festen Finger zu nagen.

„Nach meiner Ansicht, Ilja Stepanowitsch, müssen Sie sich zunächst davon überzeugen, ob Ihre Ahnung wirklich in Erfüllung gegangen ist . . . Vielleicht befindet sich Ihre Geliebte ganz wohl und munter."

(Soll ich ihm sagen, wie es sich in Wirklichkeit mit dem Pochen verhält? ging es mir plötzlich durch den Sinn . . . Nein, — später.)

„Sie hat mir nicht ein einziges Mal geschrieben, seitdem wir uns hier befinden," bemerkte Tegleff.

„Das beweist noch gar nichts, Ilja Stepanowitsch."

Tegleff machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Nein, sie ist sicherlich nicht mehr auf Erden, sie hat mich gerufen! . . ." Plötzlich wandte er das Gesicht dem Fenster zu.

„Da klopft wieder jemand."

Unwillkürlich mußte ich lächeln.

„Nein, verzeihen Sie, Ilja Stepanowitsch, diesmal sind's Ihre Nerven. Sehen Sie, da zeigt sich schon die Morgenröte. In 10 Minuten geht die Sonne auf . . . Es ist fast schon 4 Uhr und am Tage zeigen sich die Geister nicht."

Tegleff warf mir einen finsteren Blick zu, murmelte ein „gute Nacht" durch die Zähne, legte sich wieder auf die Bank und wandte mir den Rücken.

Ich legte mich ebenfalls und wie ich mich erinnere, grübelte ich vor dem Einschlafen über die Sache nach . . . Alle diese Anspielungen Tegleffs sagten mir weiter nichts als . . . ich nehme mir das Leben! Welche Abgeschmacktheit! Wozu erst solche Phrasen! Er selbst weigert sich, sie zu heiraten . . . hat sie ganz im Stich gelassen, und da will er sich plötzlich das Leben nehmen! Das ist ja der reinste Blödsinn! Ohne melodramatischen Schwindel geht es bei ihm gar nicht mehr!

Mit diesen Gedanken sank ich in tiefen Schlaf, und als ich die Augen wieder aufschlug, stand die Sonne bereits hoch am Himmel; Tegleff aber war nicht mehr in der Hütte . . .

Sein Diener sagte mir, er sei nach der Stadt gefahren.

XII.

Ich verlebte einen sehr ermüdenden langweiligen Tag. Tegleff kehrte weder zum Mittagessen noch gegen Abend zurück; ich wollte auf meinen Bruder nicht länger warten. Als die Nacht hereinbrach, stieg wieder ein dichter Nebel auf, derselbe war noch undurchdringlicher als der gestrige. Ich legte mich ziemlich früh schlafen.

Ein Klopfen unter dem Fenster weckte mich.

Ich fuhr zusammen.

Das Klopfen wiederholte sich aber so natürlich, so deutlich, daß an der Wirklichkeit gar nicht mehr zu zweifeln war. Ich stand auf, öffnete das Fenster und erblickte Tegleff. Unbeweglich stand er da, fest in seinen Mantel gehüllt und die Mütze tief in die Stirn gezogen.

„Ilja Stepanowitsch!" rief ich aus; „sind Sie es? Wir erwarteten Sie gar nicht mehr. Kommen Sie herein. Oder ist die Thür verschlossen?"

Tegleff schüttelte verneinend den Kopf.

„Ich möchte noch nicht schlafen gehen," sprach er dumpf; „ich wollte Sie nur bitten, morgen diesen Brief dem Batteriekommandeur zu übergeben."

Er reichte mir ein großes, mit fünf Siegeln versehenes Couvert. Ich wußte vor Erstaunen nicht, was ich sagen sollte, doch nahm ich das Couvert mechanisch an. Tegleff trat sofort mitten auf die Straße zurück.

„Warten Sie, warten Sie doch!" rief ich

... „Wohin denn? Sind Sie eben erst gekommen? Und was ist denn das für ein Brief?"

„Nicht wahr, Sie versprechen mir, ihn an seine Adresse zu besorgen?" entgegnete Tegleff und ging weiter.

Er war bereits halb im Nebel verschwunden.

„Sie versprechen es mir!"

„Ich verspreche ... aber zunächst ..."

Tegleff ging immer weiter ... er nahm sich nur noch wie ein langer schwarzer Fleck aus.

„Leben Sie wohl!" tönte mir seine Stimme ins Ohr. „Leben Sie wohl und behalten Sie mich in freundlicher Erinnerung ... und vergessen Sie Semen nicht ..."

Auch der Fleck war bereits verschwunden.

Das war mir denn doch zu stark.

„O dieser verwünschte Phrasenmacher!" dachte ich. „Muß er denn ewig auf den Effekt losarbeiten! Doch bald wurde mir unbehaglich zu Mut ... Eine unwillkürliche Angst beklemmte mir die Brust. Ich warf mir den Mantel um die Schultern und eilte hinaus.

XIII.

Aber wo sollte ich hingehen? Der Nebel umgab mich von allen Seiten. Auf fünf, sechs Schritte vermochte man noch etwas zu unterscheiden — aber dann verdichtete er sich zu einer weichen, weißen Mauer. Ich wandte mich nach rechts und schlug die nach dem Dorfe führende Straße ein, das hier endete: Unser Haus war das vorletzte.

Dort begann ein ödes Feld, auf dem man nur hin und wieder niedriges Gebüsch gewahrte. Hinter dem Felde, etwa eine Viertelwerst hinter dem Dorfe, befand sich ein kleines Birkenwäldchen, durch welches sich dasselbe Flüßchen hindurchschlängelte, das etwas tiefer unten um das Dorf herumfloß. Das alles war mir wohl bekannt, weil ich es oft am Tage gesehen hatte, aber jetzt vermochte ich nichts zu unterscheiden; und nur vermöge der größeren Dichtigkeit und Weiße des Nebels konnte ich erraten, wo der Boden sich senkte und das Flüßchen sich befand. Der Mond stand als ein blasser Fleck am Himmel, aber sein Licht hatte nicht wie in der vorhergehenden Nacht die Kraft, den duftigen dicken Nebelvorhang zu durchdringen.

Ich trat auf das Feld hinaus und lauschte: nirgend das geringste Geräusch. Nur die Schnepfen pfiffen von Zeit zu Zeit.

„Tegleff!" rief ich. „Ilja Stepanowitsch! Tegleff!"

Meine Stimme erstarb um mich herum ohne Echo, es war, als ob der Nebel sie verhinderte, weiter zu dringen.

„Tegleff!" wiederholte ich.

Niemand antwortete.

Ich ging aufs Geratewohl weiter. Zweimal stieß ich an eine Hecke; ein andermal wäre ich fast in einen Graben gefallen, und dann wieder wäre ich beinahe auf ein am Boden liegendes Bauernpferd gestürzt ...

„Tegleff, Tegleff!" rief ich.

Da plötzlich hörte ich hinter mir in ganz kurzer Entfernung eine schwache Stimme.

„Hier bin ich ... was wollen Sie von mir? ..."

Ich wandte mich schnell um ...

Vor mir stand Tegleff mit herabhängenden Armen und barhäuptig. Sein Gesicht war ganz bleich, aber seine Augen schienen lebhafter und größer als gewöhnlich ... er atmete tief und schwer durch die halbgeöffneten Lippen.

„Gott sei Dank!" rief ich in freudiger Erregtheit, und ergriff seine beiden Hände ... „Gott sei Dank! Ich verzweifelte schon daran, Sie zu finden ... Aber schämen Sie sich nicht, mich so zu erschrecken? Wie können Sie nur auf einen solchen Einfall kommen, Ilja Stepanowitsch?"

„Was wollen Sie von mir?" wiederholte Tegleff.

„Ich will ... zunächst will ich, daß Sie mit mir nach Hause zurückgehen und dann will ich, nein, fordere ich von Ihnen, daß Sie mir als Freund sofort erklären, was dies Ihr Benehmen und dieser Brief an den Kommandeur zu bedeuten haben! Ist Ihnen in Petersburg vielleicht etwas Unerwartetes begegnet?"

„In Petersburg habe ich nur das gefunden, was ich erwartet hatte," antwortete Tegleff, ohne sich von der Stelle zu rühren.

„Das heißt ... wollen Sie damit sagen ... daß diese Bekannte ... diese Marie ..."

„Sich das Leben genommen hat," antwortete Tegleff hastig und mit boshafter Miene, „vorgestern ist sie begraben worden. Sie hat mir nicht eine Zeile, nicht ein Wort hinterlassen. Sie hat sich vergiftet."

Tegleff sprach diese schrecklichen Worte schnell und ohne sich noch immer von der Stelle zu rühren.

Ich schlug die Hände zusammen.

„Ist's möglich! Ein solches Unglück! Ihre Ahnung ist also in Erfüllung gegangen. — Das ist ja entsetzlich!“

Ich war ganz verwirrt und schwieg. Tegleff kreuzte ruhig mit einer gewissen triumphierenden Miene die Arme.

„Aber,“ begann ich wieder, „warum stehen wir hier eigentlich? Gehen wir nach Hause.“

„Ja, gehen wir,“ sprach Tegleff. „Aber wie werden wir in diesem Nebel den Weg finden?“

„In den Fenstern unserer Hütte steht ein Licht. Darnach können wir uns richten.“

„Gehen Sie vor,“ antwortete Tegleff, „ich folge.“

Wir wandten uns dem Hause zu. Fünf Minuten lang gingen wir, ohne das Licht zu gewahren, das uns als Leitstern dienen sollte. Endlich schimmerten zwei rote Flecke vor uns. Tegleff folgte mir mit gemessenen Schritten. Es verlangte mich außerordentlich, möglichst bald nach Hause zu kommen, um dann von ihm alle Einzelheiten seiner unglücklichen Reise zu erfahren. Erstaunt über das, was er mir gesagt, und von einer gewissen Reue und abergläubischen Furcht erfaßt, gestand ich ihm auf dem Wege zu der Hütte, daß ich am vorhergehenden Abend das geheimnisvolle Klopfen ausgeführt hätte. Welch tragische Wendung hatte dieser Scherz genommen! Tegleff beschränkte sich auf die Bemerkung, darauf komme es hier nicht an, irgend etwas anderes habe meine Hand geführt, und dieses beweise nur, wie wenig ich ihn kenne. Seine Stimme klang eigentümlich ruhig und gleichmäßig. „Aber,“ fügte er hinzu, „Sie werden mich kennen lernen. Ich sah, wie Sie gestern lächelten, als ich Ihnen von der Macht des Willens sprach. Sie werden mich kennen lernen und an meine Worte denken.“

Die erste Hütte des Dorfes stieg wie ein finsteres Gespenst vor uns aus dem Nebel auf, dann tauchte die zweite, unsere Hütte auf, und mein Hühnerhund begann zu bellen, da er mich wahrscheinlich witterte.

Ich stieß an das Fenster.

„Semen!“ rief ich Tegleffs Diener zu; „heda, Semen, mach uns schnell auf!“

Semen öffnete und trat auf die Schwelle.

„Ilja Stepanowitsch, bitte kommen Sie,“ sagte ich und wandte mich um . . .

Aber von Ilja Stepanowitsch war nichts mehr zu sehen. Tegleff war verschwunden, als wäre er in die Erde versunken.

Ganz bestürzt trat ich allein in die Hütte.

XIV.

Heller Aerger wider Tegleff und mich selbst trat an die Stelle der Bestürzung, die sich meiner im ersten Augenblick bemächtigt hatte.

„Dein Herr ist ein Narr!“ sagte ich plötzlich zu Semen; „ein vollständiger Narr! Erst jagt er nach Petersburg, dann kehrt er zurück und läuft auf dem Felde umher. Ich suche ihn, finde ihn endlich, bringe ihn bis an die Thür, — und da, ja wohl, fort ist er wieder! In einer solcher Nacht außer dem Hause bleiben! Das ist wirklich die richtige Zeit zum Spazierengehen!“

„Und warum habe ich ihn mir nur so aus den Händen gleiten lassen!“ sagte ich ärgerlich zu mir selbst.

Semen sah mich schweigend an, als hätte er mir etwas sagen wollen; aber er begnügte sich damit, wie das bei den damaligen Dienern üblich war, nur hin und her zu trippeln.

„Wann ist er nach der Stadt gereist?“ fragte ich strenge.

„Sechs Uhr morgens.“

„Und schien er traurig, zerstreut?“

Semen senkte die Augen.

„Unser Herr ist ein merkwürdiger Mann,“ begann er, „wer könnte ihn begreifen? . . . Als er sich nach der Stadt begab, ließ er sich seine neue Uniform geben und frisieren.“

„Was, frisieren ließ er sich?“

„Ja wohl, die Haare nämlich. Ich habe ihm selbst die Eisen heiß gemacht.“

Ich muß gestehen, das hatte ich nicht erwartet.

„Kennst du ein gewisses Fräulein?“ fragte ich weiter, „eine Freundin von Ilja Stepanowitsch, namens Marie?“

„Wie sollte ich Marie Anempodistowna nicht kennen? Ein hübsches Mädchen.“

„Dein Herr ist in sie verliebt, in diese Marie — u. s. w.?“

Semen seufzte.

„Eben dieses Mädchens wegen wird Ilja Stepanowitsch sich zu Grunde richten, denn er liebt sie wahnsinnig und heiraten mag er sie nicht; und von ihr lassen — auch das wird ihm schwer.

Dies alles kommt von seinem Schwachmut; er liebt sie wirklich sehr."

„Und sie ist also — sie ist also sehr hübsch?" fragte ich neugierig.

Semen nahm eine ernste Miene an.

„Die jungen Herren lieben das."

„Und wie ist sie nach deiner Ansicht?"

„Für unsereins ... unsereins paßt so etwas gar nicht."

„Warum denn nicht?"

„Sie ist zu mager."

„Und wenn sie gestorben sein sollte," begann ich wieder, „glaubst du denn, daß Ilja Stepanowitsch sie überleben würde?"

Semen seufzte wieder.

„Darüber möchten wir uns kein Urteil erlauben. Darüber können nur vornehme Leute entscheiden . . . Doch mein Herr ist ein so seltsamer Mann."

Ich nahm den großen dicken Brief in die Hand, den Tegleff mir übergeben hatte, und drehte ihn hin und her . . Er hatte gewissenhaft sämtliche Titel des Kommandeurs angeführt. In der Ecke oben links stand das Wort eilig, und zwar zweimal unterstrichen.

„Hör, Semen," begann ich. „Ich fürchte für deinen Herrn. Ich glaube, er trägt sich mit bösen Gedanken. Wir müssen ihn unbedingt suchen."

„Sehr wohl," antwortete Semen.

„Allerdings ist draußen ein solcher Nebel, daß man keine fünf Schritte weit sehen kann. Aber gleichviel, wir müssen's versuchen. Wir wollen jeder eine Laterne mitnehmen und in jedes Fenster ein Licht stellen."

„Sehr wohl," wiederholte Semen.

Er steckte die Laterne und die Lichter an und wir gingen wieder hinaus.

XV.

Es wäre unmöglich zu erzählen, wie oft wir uns verirrten, wie oft wir uns einander verloren! Die Laternen nützten uns gar nichts; sie vermochten diesen weißen, fast hellen Nebel, der uns umgab, nicht im mindesten zu durchdringen. Wiederholt verloren wir uns einander, obgleich wir in einemfort: Tegleff, Ilja Stepanowitsch! Herr Tegleff! riefen.

Der Nebel hatte uns so verwirrt, daß wir wie im Traum umherwandelten. Bald waren wir beide ganz heiser; die Feuchtigkeit drang uns bis in die Brust. Trotz alledem gelangten wir, dank den in die Fenster gestellten Lichtern in die Hütte zurück. Unser gemeinsames Suchen hatte zu nichts geführt. Wir waren uns nur gegenseitig im Wege, und so beschlossen wir, daß jeder auf eigne Faust suchen sollte. Er wandte sich links, ich mich rechts, und bald vernahm ich seine Stimme nicht mehr. Der Nebel, so schien es mir, war mir sogar bis in den Kopf gedrungen, und so irrte ich, in einemfort „Tegleff" rufend, wie irrsinnig umher.

„Hier," antwortete plötzlich eine Stimme.

O wie glücklich fühlte ich mich! Schnell stürzte ich nach der Stelle, wo ich die Stimme gehört hatte ... eine menschliche Gestalt tauchte wie ein schwarzer Punkt unbestimmt vor mir auf . . . ich lief darauf zu . . . endlich!

Aber statt Tegleffs fand ich einen anderen Offizier derselben Batterie, namens Delepneff.

„Also Sie haben mir geantwortet?" fragte ich.

„Und Sie haben mich gerufen?" fragte er seinerseits.

„Nein, ich habe Tegleff gerufen."

„Tegleff? Dem bin ich soeben begegnet. Welch eine dumme Nacht! Man kann nicht einmal den Weg nach Hause finden."

„Sie haben Tegleff gesehen? Wohin ging er denn?"

„Dorthin, glaube ich," antwortete er, unbestimmt nach einer Richtung deutend. „Aber jetzt vermag man nichts zu erkennen, zum Beispiel, wissen Sie, wo das Dorf liegt? Nur eine Hoffnung bleibt uns, — wenn vielleicht ein Hund bellt. Welch eine dumme Nacht! Erlauben Sie mir meine Cigarre anzustecken . . . ich glaube, eine Cigarre leuchtet noch am besten."

Soviel ich bemerken konnte, befand sich der Offizier in etwas fröhlicher Stimmung.

„Hat Ihnen Tegleff nichts gesagt?" fragte ich.

„Doch! Ich sage zu ihm: Guten Tag, Kamerad! Da antwortet er mir: Adieu, Kamerad! . . . Aber warum denn Adieu? — Ja, Adieu, entgegnete er, denn ich will mir gleich eine Kugel durch den Kopf jagen . . . ein solcher Spaßvogel!"

Der Atem stockte mir.

„Wie, er sagte Ihnen, er würde sich — —"

„Er ist ein Spaßvogel!" wiederholte der Offizier und entfernte sich von mir.

Ich hatte mich von dem Erstaunen, in welches mich die Worte des Offiziers versetzt hatten,

noch nicht wieder erholt, als ich mehrmals laut und deutlich meinen eignen Namen rufen hörte. Ich erkannte Semens Stimme.

Ich antwortete . . . er trat auf mich zu.

XVI.

„Nun,“ fragte ich, „hast du Ilja Stepanowitsch gesehen und wie hast du ihn denn gefunden? Lebt er noch?“

„Ich habe ja mit ihm gesprochen.“

Ich fühlte mich mit einem Male unendlich erleichtert.

„Er sitzt unter einer Birke, in seinen Mantel gewickelt . . . Das ist alles. Ich sagte zu ihm: Ilja Stepanowitsch, bitte kommen Sie doch gefälligst ins Haus; Alexander Wassilitsch ist Ihretwegen in großer Unruhe. Da antwortete er mir: Was fällt ihm denn ein, sich meinetwegen zu beunruhigen! Ich möchte mich etwas im Freien bewegen, ich habe Kopfweh. Geh du ins Haus, ich komme später.“

„Und du bist gegangen?“ rief ich und schlug die Hände zusammen.

„Was sollte ich denn machen? . . . Er befahl mir zu gehen, konnte ich da noch bleiben?“

Alle meine Befürchtungen kehrten mit einem Male wieder.

„Führe mich sofort zu ihm, sofort, hörst du! Ach, Semen, das hätte ich von dir nicht erwartet! Er befinde sich hier ganz in der Nähe?“

„Hier ganz in der Nähe. Dort wo das Gehölz beginnt . . . da saß er . . . ganz nahe am Rande des Flusses.“

„Nun, so führe mich dorthin.“

Semen ging voraus.

„Da, bitte sehen Sie man braucht nur am Fluß entlang zu gehen, dann sind wir da.“

Aber statt an den Fluß zu gelangen, fanden wir einen Graben vor einer leeren Scheuer . . .

„Heda, halt,“ rief plötzlich Semen. „Ich muß wohl zu sehr nach rechts gegangen sein . . . wir müssen uns wohl hier mehr nach links wenden.“

Und wir wandten uns nach links und fielen in so dichtes Gras, daß wir uns kaum herauszuwinden vermochten. Und dann plötzlich fühlten wir Sumpfboden und da und dort kleine mit Moos überwachsene Stellen unter den Füßen, die ich noch nirgend gesehen hatte . . . wir kehrten wieder um; da tauchte ein kleiner steiler Hügel vor uns auf; auf demselben stand eine Feldhütte, aus der eine Art Röcheln an unser Ohr drang. Semen und ich riefen mehrmals nach der Hütte: es regte sich in derselben, das Strohdach bewegte sich und eine heisere Stimme rief: Werda?“

Wir kehrten noch einmal um . . . nichts als Feld, endloses Feld . . .

„Wohin sollen wir uns wenden?“ fragte ich Semen verzweiflungsvoll.

„Ja, sehen Sie, Herr, ich glaube,“ antwortete der Diener ganz fassungslos, „hier hat der Böse seine Hand im Spiel.

Ich begann böse auf ihn zu werden . . . aber in diesem Augenblick schlug ein schwacher Ton an mein Ohr. Er glich etwa dem Geräusch, das ein aus engem Flaschenhalse gezogener Propfen hervorbringt. Der Ton schien ganz aus der Nähe zu kommen. Warum aber hatte er für mich etwas besonders Seltsames! Ich vermochte mir darüber keine Rechenschaft zu geben, aber ich ging sofort nach der Richtung hin.

Semen folgte mir. Nach einigen Augenblicken gewahrten wir einen hohen, breiten Gegenstand durch den Nebel hindurch.

„Das ist das Wäldchen!“ rief Semen froh; „da sehen Sie, da sitzt mein Herr noch unter der Birke . . . Dort, wo ich ihn verlassen.“

Ich sah hin. In der That saß da ein Mensch am Fuße einer Birke. Ich eilte auf ihn zu — ich erkannte Tegleffs Mantel, erkannte seine Gestalt, seinen auf die Brust geneigten Kopf.

„Tegleff!“ rief ich . . .

Aber er antwortete mir nicht.

„Tegleff!“ wiederholte ich und legte ihm die Hand auf die Schulter. Da neigte er sich plötzlich vornüber.

Wir hoben ihn sofort auf und richteten das Gesicht in die Höhe. Es war nicht bleich, aber unbeweglich, leblos, die Augen, ebenfalls unbeweglich und weit geöffnet, hatten den ihnen eignen schläfrigen, „ungleichen“ Blick bewahrt...

„Herr mein Gott!“ rief plötzlich Semen und zeigte mir seine blutbefleckte Hand . . . dieses Blut floß unter Tegleffs Mantel hervor.

Er hatte sich mit einem kleinen Pistol getötet, welches neben ihm an der Erde lag. Das schwache Geräusch, das ich gehört, war der verhängnisvolle Schuß gewesen.

Tegleffs Kameraden waren nicht sonderlich erstaunt über diesen Selbstmord. Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß er nach ihrer Ansicht ein „fatalistischer“ Mensch und als solcher verpflichtet war, irgend einen besonderen Streich auszuführen.

In dem Briefe an den Batteriekomman-

deur bat er, aus der Offiziersliste den Unterlieutenant Ilja Tegleff zu streichen, da dieser sich selbst entleibt habe; dann bemerkte er, daß sich in seiner Schatulle eine Summe Geldes befände, daß dieselbe mehr als hinreichen würde, um seine Schulden zu decken; und endlich bat er den Kommandeur, dem Chef des Gardekorps einen anderen nicht versiegelten Brief zu übergeben, der sich in demselben Couvert befand.

Diesen zweiten Brief lasen wir natürlich alle; ja einige von uns nahmen sogar eine Abschrift davon. Offenbar hatte Tegleff auf die Fassung besondere Mühe verwendet.

„Sehen Sie, Hoheit (so begann er, wie ich mich noch jetzt erinnere), sehen Sie, Hoheit, Sie sind so strenge im Dienst, Sie bestrafen die geringste Unregelmäßigkeit an der Uniform, den unbedeutendsten Verstoß gegen das Reglement, wenn ein Offizier bleich und zitternd vor Ihnen erscheint; und da erscheine ich jetzt vor unserem gemeinsamen unbestechlichen Richter, vor dem höchsten Wesen, vor einem Wesen, das noch unendlich höher steht als sogar Ew. Hoheit — und ich erscheine vor ihm ganz einfach, in bloßem Mantel, ja sogar ohne Halsbinde."

Ach, welchen peinlichen, unangenehmen Eindruck machte diese Phrase auf mich, in welchem jedes Wort, jeder Buchstabe mit der kindlichen Handschrift des Verstorbenen sorgfältig ausgezirkelt war! „Ist es möglich," fragte ich mich, „ist es möglich, in einem solchen Augenblick auf solche Albernheiten zu verfallen!"

Dann sprach er vom Schicksal, von Verfolgungen, von seiner Mission, welche er nun nicht mehr erfüllen könne, von einem Geheimnis, das er mit sich ins Grab nehme, von Menschen, welche ihn nicht hätten verstehen wollen; ja er citierte sogar von einem gewissen Poeten ein paar Verse, in welchen es hieß, die Menge trage das Leben „wie ein Halsband" und klammere sich an das Laster „wie eine Klette" — und dies alles nicht ohne orthographische Fehler.

Offen gestanden, dieser Brief, den der arme Tegleff unmittelbar vor seinem Tode geschrieben, war recht gewöhnlicher Art — und ich kann mir noch das verächtliche Gesicht der hohen Persönlichkeit vorstellen, an deren Adresse der Brief gerichtet war; ich kann mir noch vorstellen, in welchem Tone „Seine Hoheit" gesagt haben wird: „Ein schlechter Offizier weniger!"

Gegen das Ende des Briefes jedoch hatte Tegleff noch den wahren Herzenston gefunden: „Ach, Ew. Hoheit," so schloß er seine Epistel, „ich bin ein Waise, niemand liebte mich in meiner Kindheit, alle mieden mich . . . und das einzige Herz, das sich mir hingab, habe ich selbst gemordet!"

In Tegleffs Manteltasche fand Semen das kleine Notizbuch, von dem sein Herr sich niemals trennte, aber fast alle Blätter waren herausgerissen; nur noch ein einziges fand sich vor, das folgende Berechnung enthielt:

Napoleon geb. 15. August 1769.
1769
15
8 (Aug. der 8. Monat d. Js.)
Summa 1792
1
7
9
2
Summa 19
Napoleon gestorben 5. Mai 1825.
1825
5
5 (Mai der 5. Monat d. Js.)
Summa 1835
1
8
3
5
Summa 17
Ilja Tegleff geb. 7. Januar 1811.
1811
7
1 (Januar der 1. Monat d. Js.)
Summa 1819
1
8
1
9
Summa 19
Ilja Tegleff gestorben 21. Juli 1834.
1834
21
7 (Juli der 7. Monat d. Js.)
Summa 1862
1
8
6
2
Summa 17.

Der Aermste! Also darum war er Artillerieoffizier geworden! ... Aber wenn er sich in Bezug auf Napoleons Todesjahr nicht geirrt hätte? ...

Er wurde als Selbstmörder begraben und bald hatten ihn alle vergessen.

XVII.

An dem Tage nach Tegleffs Beerdigung — ich befand mich in Erwartung meines Bruders noch immer in dem Dorfe — trat Semen in die Hütte und teilte mir mit, Ilja wünsche mich zu sprechen.

„Was für ein Ilja?" fragte ich.

„Unser Marketender."

Ich ließ ihn eintreten.

Der Marketender erschien.

Er brachte ein paar leicht hingeworfene, bedauernde Worte über den Herrn Unterlieutenant vor und äußerte sein Erstaunen darüber, wie er auf einen solchen Einfall habe kommen können.

„Ist er dir noch etwas schuldig geblieben?"

„O, durchaus nicht, alles was er nahm, bezahlte er sofort aufs pünktlichste. Aber ich habe eine andere Bitte an Sie ..."

Hier begann der Marketender zu lächeln.

„Sie haben da eine Kleinigkeit gefunden, die mir gehört ..."

„Was für eine Kleinigkeit?"

„Das da!" Und er zeigte auf den kleinen Kamm, der noch auf einem Toilettentische lag.

„Viel wert ist das Ding nicht," fuhr der Spaßmacher fort, „aber ich habe es zum Geschenk erhalten ..."

Ich wurde plötzlich aufmerksam, es ging mir ein Licht durch den Kopf.

„Du heißt Ilja?"

„Ja wohl."

„Dann bist du es wohl, der da in der vorigen Nacht ... in der Nähe der Weide ..."

Der Marketender blinzelte mit dem Auge und lächelte vielsagend.

„Ja wohl, das war ich."

„Und du warst auch derjenige, der angerufen wurde?"

„Ja wohl, das war ich," wiederholte der Marketender mit fröhlicher Bescheidenheit. „Da ist ein Mädchen," fuhr er im Fisteltone fort, „das wegen der außerordentlichen Strenge, mit der sie von den Eltern behandelt wird — —"

„Schon gut, schon gut," unterbrach ich ihn, gab ihm seinen Kamm und hieß ihn gehen.

Also dieser Ilja war es ... also dieser Ilja, dachte ich ... und versank in tiefe philosophische Grübeleien, mit denen ich Sie übrigens nicht behelligen will, denn ich bin nicht geneigt, es irgend jemand zu verwehren, an die Vorherbestimmung und sonstige fatalistische Dinge zu glauben.

Nach Petersburg zurückgekehrt, erkundigte ich mich nach Marie. Ich suchte sogar den Arzt auf, der sie behandelt hatte. Zu meinem Erstaunen hörte ich von ihm, daß sie nicht an Gift, sondern an der Cholera gestorben sei. Ich erzählte ihm alles, was ich von Tegleff wußte.

„Ah, ah!" rief der Doktor plötzlich. „Tegleff! Nicht wahr, Artillerieoffizier, von mittlerer Größe und etwas gebückter Haltung — stottert ein wenig?"

„Ganz recht."

„Ja, er ist's! Dieser Herr kam zu mir — ich hatte ihn bisher nie gesehen — und beteuerte mir, dieses Mädchen hätte sich vergiftet. „Sie ist an der Cholera gestorben," sagte ich. — „Nein, an Gift," sagte er. — „Nein an der Cholera!" rief ich. — „Ich sage Ihnen, an Gift!" wiederholte er. — Ich sah, daß es mit diesem Mann wohl nicht ganz richtig war. Bei seinem breiten Nacken konnte ich mich über seine Halsstarrigkeit nicht wundern ... Und zudem benahm er sich in so eigentümlich unangenehmer Weise. Na, dachte ich, was liegt daran, da sie einmal tot ist ... „Nun wohl," sprach ich, „sie hat sich vergiftet, wenn Ihnen das lieber ist.

„Er dankte mir, ja er drückte mir sogar die Hand und verschwand." Ich erzählte dem Arzt, daß dieser selbe Offizier sich an demselben Tage entleibt hatte. Der Arzt runzelte nicht einmal die Stirn, er bemerkte nur, es gäbe nun einmal verschiedene Arten von Narren hier auf Erden.

„Ja, sehr verschiedene Arten," wiederholte ich.

Mit Recht sagte einmal jemand in Bezug auf Selbstmörder:

„Solange sie ihre Absicht nicht ausführen, glaubt ihnen kein Mensch; und haben sie sie ausgeführt, so bedauert sie niemand.



Von

Wilhelm Meyer-Markau.

„Die Rose ist eine Königin der Blumen, ein Schmuck der Erden, eine Zierde der Gärten, eine Lust dem Gesicht, dem Geruch eine Anmutigkeit und dem Herzen eine kräftige Erquickung."

Wohl-bewährte Garten-Geheimnüsse, Nürnberg 1788.

Was die Nachtigall unter den befiederten Sängern, das ist die Rose*) unter den Kindern Floras. Nicht wie die Königin des Waldes, die stattliche Eiche, noch minder wie der beschwingte Adler oder der mächtige Löwe hat sie sich solch hervorragenden Rang erworben: ihrer Würde Attribut ist die Anmut. Fast über den ganzen bewohnten Erdball reicht augenblicklich die Macht ihres Zepters, wenngleich sie das extreme Klima gern meidet und sich in manchen Landen nur als Gast hat einbürgern lassen. Noch heute gilt, was der alte Plinius schreibt: „Eine Blume, die allen Nationen bekannt ist, gleich wie die Rebe, die Myrte und der Oelbaum."

Als vor mehr als 2000 Jahren Sappho, „die Rose der Poesie", das köstlichste Kind Floras zur Blumenkönigin krönte, da beherrschte sie allerdings noch ein kleineres Gebiet als heute. Ursprünglich — so berichtet eine fromme Sage — wuchs die Rose nur im Paradiese. Wirklich kommt die Zentifolie wild vor in jenen Gegenden, die man wohl als die Wiege der Menschheit ansieht, an den südlichen Abhängen des Kaukasus und im Norden Indiens. Von dort aus also hat die Blumenkönigin ihren Eroberungszug über den Westen des Erdreichs angetreten. Der sanfte Blick ihres „holden Blumengesichts" war ihre Siegeswaffe. „Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen."

Sinnige Naturbetrachtung hat sich nicht damit zufrieden gegeben, die Blume der Blumen auf demselben Wege wie gewöhnliche Pflanzen

*) Der Name „Rose" (franz. u. engl. rose, slav. u. litth. roza) wird sicherlich aus dem Lateinischen kommen und iranischen Ursprungs sein, wenngleich einige Sprachforscher denselben aus dem Keltischen rhos (rhodd) herleiten wollen. Das Wort „Rose" führt in verschiedentlichen Sprachen auf denselben Stamm zurück. So: chaldäisch Verad, arabisch und aramäisch vareda, armenisch Varda, äolisch brodon, griechisch ῥόδον, persisch und türkisch Gul.

entstehen zu lassen. Mannigfaltig sind die Sagen über den göttlichen Ursprung der Rose. Nach Anakreon ist sie gleichzeitig mit der Göttin der Schönheit geboren. Sie entstand aus dem Meeresschaum, der an Aphroditens Gliedern hing, als diese den Meereswogen entstieg. Aber nicht nur die Göttin der Schönheit, sondern auch der Gott der Liebe wurde von den Alten mit dem Werden der Blume der Schönheit und Liebe in Verbindung gebracht. Die eine dieser Mythen erzählt, Flora habe die Liebe des Amor zuerst verschmäht. Da schnellte Amor seinen Pfeil auf sie, und in heißer Liebe entbrannte sie zu dem Liebesgott. Allein nun mied Amor die, um deren Gunst er einst in feurigem Begehren geworben. In sehnendem Schmerze schuf Flora da die Blume, welche lacht und weint mit ihren Reizen, ihren Dornen. „Eros!“ will sie rufen, als die entzückende Blüte ihrer göttlichen Schöpferhand entsprossen; aber jungfräulich verschämt verstummt die erste Silbe, nur die letzte „Ros“ ertönt von ihren Lippen, und als „Rose“ begrüßen nun alle Kinder des Haines die neugeborne Schwester.

„Herrscherin bist du im Reich der lieblich duftenden Blumen, [ROSE]
Machst du zum Haupt mir den Fuß, Herrscher des Menschengeschlechts.“ [EROS]

Ein duftiger Hauch aber ruht über jener antiken Sage, wonach die Rose auf der Erde zurückblieb, als das erste Morgenrot sich allmählich in hellen Tag verlor.

Schon aus diesen Mythen erhellt, eines wie hohen Ansehens sich die Rose bei Griechen und Römern erfreute. Bis in die Anfänge griechischer Kultur läßt sich die Vorliebe für diese Blume verfolgen. Allerdings nennt Homer die Rose nicht, allein er kennt das Rosenöl, und die Morgenröte ist ihm rosenfingerig. Die lyrischen Dichter des klassischen Altertums aber preisen vor allen Blumen die Rose. Es seien nur Sappho, Anakreon, Theokrit, Horaz, Catull genannt, die in Elegieen, Epigrammen und Oden die Rose verherrlicht haben.

„Sie, sie ist des Sängers Wonne
Bei dem Schmaus, bei Trinkgelagen,
Bei Lyänes' frohen Festen.
Wo wär' etwas ohne Rosen?
Rosenfingerig ist Eros,
Rosenarmig sind die Nymphen,
Und die Rosenbraut Cytherens
Wird gepriesen von den Weisen,
Wie der Rosenmund der Venus.
Auch den Kranken heilt sie wieder,
Scheucht vom Toten die Verwesung,
Widersteht der Macht der Zeiten:
Reizend selber ist ihr Alter
Durch den Wohlgeruch der Jugend.“
(Anakreon.)

Im öffentlichen Leben der Griechen und Römer war die Rose, dieser Liebling der Götter und Menschen, geradezu unentbehrlich. Opfertiere schmückte man mit Rosen; der Priester, der das Opfer darbrachte, war mit Rosen bekränzt; die Bildsäule des Gottes, dem geopfert wurde, prangte in Rosenschmuck. Wenn der Jüngling in den Rat der Alten trat, so wurde er zuvor festlich mit Rosen bekränzt. Die Thürpfosten eines Hauses, in dem eine Braut wohnte, waren mit Rosen verziert, und die Braut trug unter purpurfarbnem Schleier einen Kranz aus Rosen, Myrten und anderen Blumen. Auch verstand man es, die Sprache der Liebe durch Rosen — der Liebe Flammen — zu reden. Bildsäulen von Göttern und Menschen, Bilder geliebter Personen, das alles umhing man mit Rosengewinden. Bei fröhlichen Festen, Opfern oder Mahlzeiten, immer schmückten sich die Teilnehmer mit Rosenkränzen. Man war der Meinung, bei Festgelagen wehre der Rosenkranz auf dem vom Rosenöl duftenden Haare der Trunkenheit.

Keineswegs aber durfte bei den Alten jedermann nach Belieben Rosen tragen; nur wer solcher Zier würdig, sollte seine Stirn damit schmücken. In Rom bestimmte ein Gesetz, niemand dürfe in Rosenschmuck einhergehen, wenn der Staat in Gefahr sei. Plinius erzählt, ein Geldwechsler, der zur Zeit des zweiten punischen Krieges unvorsichtigerweise dagegen fehlte, sei bis zum Friedensschluß ins Gefängnis gelegt.

In der Zeit kraftvoller Blüte des römischen Volkes setzte der Krieger beim Auszuge in die Schlacht als Zeichen von Mut und Kampfeslust statt des Helmes einen Rosenkranz aufs Haupt. Für den Einzug heimkehrender Sieger wurden in Athen sowohl wie in Rom die Thore mit Rosen und anderen Blumen geschmückt; dem Feldherrn solcher Truppen „streute man Rosen auf den Weg,“ seinen Triumphwagen überschüttete man damit. Feldherr und Soldaten umschlangen alsdann Schild und Helm mit Rosengewinden. — Auch dem Herrscher warf man bei feierlichem Einzuge Rosen und Blumen in den Wagen.

Aber nicht nur bei des Lebens Freudenfesten wurde die Rose so reichlich verwandt, auch bei

der ernsten Totenfeier galt sie, die Blume der Vergänglichkeit, als schönste Liebesgabe. Bis ins fernste Altertum hinein reicht die Sitte, Abgeschiedene durch Rosen zu ehren. Schon Homer läßt Aphrodite den Leichnam des Hektor mit Rosenöl und Myrrhen salben. Dem Toten bekränzte man das Haupt mit Rosen; Rosenguirlanden umhingen Bahre und Scheiterhaufen. Als Zeichen der Trauer um Verstorbene trug man Rosen um Brust und Stirn. Auf Grabmäler Verstorbener legte man Kränze, auf das Grab streute man Blumen und pflanzte Rosen darauf. Verstorbene setzten Legate aus, „damit es ihren Gräbern an Rosen nicht fehlen möge“. Ja, alljährlich im Mai (11., 21.?) feierte man das Rosenfest (rosalia), an welchem die Gräber der Toten neu bekränzt, ihre Grabsteine mit Rosenöl gesalbt wurden. Aristophanes ist über diese pietätvolle Sitte allerdings anderer Meinung:

„Frommt es auch, den Stein zu salben?
Frommt's, der Erde darzugießen?
Mich, den Lebenden beträufle
Mit Gedüft, mit Rosen schmücke
Mir das Haupt; die Freundin rufe,
Denn bevor ich dort hinab muß
Zu des Schattenreiches Tänzen,
Will ich allen Gram verscheuchen.“

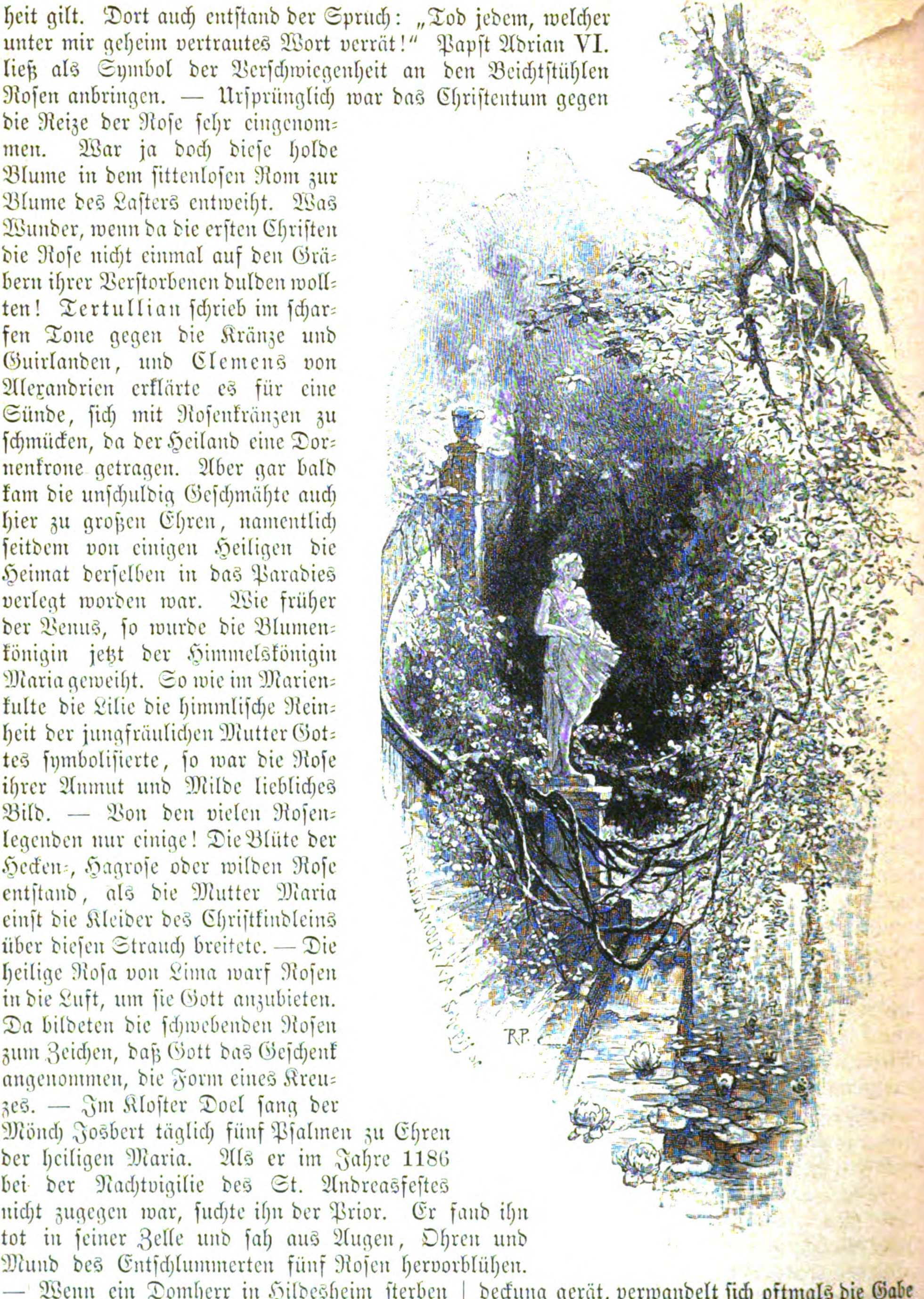
Mit dem Verfall der Sitten im alten Rom wurde die Rose ein Gegenstand unsinnigster Verschwendungssucht. Man begnügte sich nicht mehr damit, in jeder Villa ein Rosenparterre zu besitzen, besondere Rosengärten (rosaria) anzulegen. Allgemein war es Sitte geworden, den Fußboden mit Rosen zu bestreuen, um „auf Rosen zu wandeln“; in Festgemächern Säulen und Wände mit Rosengewinden zu behangen; im Saale selber durch Fontänen, in denen Rosenwasser sprang, Kühlung zu schaffen; die Gäste auf Kissen, die mit Rosenblättern gefüllt waren, zu setzen; in der Kochkunst sogar die Rose zur Herstellung verschiedener Rosengerichte (Rosenpuddings, Rosenkonfitüren, eingemachte Rosen 2c.) zu verwenden und Nektar und Ambrosia der Götter im Rosenwein zu schlürfen.

Riesige Summen hat Rom in jenen Tagen in Rosen verschwendet. Die Geschichte möge reden! Kleopatra ließ den Fußboden ellenhoch mit Rosen überschütten und darüber Netze spannen, damit der Boden recht elastisch werde. Sie brachte es zu der ganz erklecklichen Leistung, für ein Gastmahl, das sie dem Antonius gab, 5000 Mark allein für Rosen aufzuwenden. Auch Horaz war darauf bedacht, „daß es beim Gastmahl nicht an Rosen fehle“. Allein was dazu gehörte, daß es bei den Schwelgereien des entarteten Roms nicht daran mangle, erhellt daraus, daß Sueton berichtet, Nero habe zu einem einzigen Festabend für eine ganze Tonne Goldes (vier Millionen Sesterzen à 15 Pfennig, also 600000 M.) Rosen aus Alexandrien kommen lassen. Im Speisesaal dieses Kaisers stellten die Wände, die sich um die Tafel drehten, die vier Jahreszeiten dar. Anstatt des Regens, Hagels und Schnees fielen ungeheure Mengen Rosen auf die Gäste herab. — Der wahnsinnige Kaiser Heliogabalus ließ bei festlicher Tafel so viel Rosen, Narzissen, Violen, Hyacinthen und Lilien von der Decke des Zimmers herunter werfen, daß zu seinem großen Ergötzen einige der Gäste darunter erstickten. Dieser Kaiser badete nur in Rosenwein und ließ selbst die öffentlichen Bäder mit solchem füllen. „Er lebt in Rosen (vivere in rosas)“, hieß es damals von jemand, der seine Tage in lauter Vergnügen, in Wollust verbrachte.

Seit den Tagen der Römer ist auch die Rose das Sinnbild der Verschwiegenheit. Bei jenen üppigen Gastmählern wurde natürlich auch im Uebermaß Wein getrunken. Da plauderte denn wohl die Zunge manches Gastes mehr aus, als diesem im nüchternen Zustande lieb sein konnte. Um nun jeden daran zu erinnern, beim Weingelage gehörtes Wort nicht zu mißbrauchen, befestigte man unter der Decke des Saales eine Rose. Sie konnte mit Recht als Sinnbild der Verschwiegenheit gelten, verbarg sie doch ihr Inneres durch eine Menge Blätter. Gewiß ist die Annahme richtig, daß die Redensart „sub rosa“ in dem Sinne, wie er jetzt gäng und gäbe, auf jenen Brauch zurückzuführen ist. Auch der deutsche Reimspruch

„Was wir kosen
Bleib' unter den Rosen,“

gibt demselben Wort nur einen anderen Ausdruck; denn gleich den Römern sollen auch die Deutschen bei ihren Gelagen eine Rose als Symbol der Verschwiegenheit an die Decke des Zimmers gehangen haben. Da aber bei unseren deutschen Vorfahren ein berühmtes Schwert „Rose“ genannt wurde, so hatte damals „sub rosa“ eine viel ernstere Bedeutung. Es hieß soviel als „bei Strafe des Schwertes, bei Leibes- und Lebensstrafe“. — In England ist es die weiße Rose, welche als Sinnbild tiefster Verschwiegen-



heit gilt. Dort auch entstand der Spruch: „Tod jedem, welcher unter mir geheim vertrautes Wort verrät!" Papst Adrian VI. ließ als Symbol der Verschwiegenheit an den Beichtstühlen Rosen anbringen. — Ursprünglich war das Christentum gegen die Reize der Rose sehr eingenommen. War ja doch diese holde Blume in dem sittenlosen Rom zur Blume des Lasters entweiht. Was Wunder, wenn da die ersten Christen die Rose nicht einmal auf den Gräbern ihrer Verstorbenen dulden wollten! Tertullian schrieb im scharfen Tone gegen die Kränze und Guirlanden, und Clemens von Alexandrien erklärte es für eine Sünde, sich mit Rosenkränzen zu schmücken, da der Heiland eine Dornenkrone getragen. Aber gar bald kam die unschuldig Geschmähte auch hier zu großen Ehren, namentlich seitdem von einigen Heiligen die Heimat derselben in das Paradies verlegt worden war. Wie früher der Venus, so wurde die Blumenkönigin jetzt der Himmelskönigin Maria geweiht. So wie im Marienkulte die Lilie die himmlische Reinheit der jungfräulichen Mutter Gottes symbolisierte, so war die Rose ihrer Anmut und Milde liebliches Bild. — Von den vielen Rosenlegenden nur einige! Die Blüte der Hecken-, Hagrose oder wilden Rose entstand, als die Mutter Maria einst die Kleider des Christkindleins über diesen Strauch breitete. — Die heilige Rosa von Lima warf Rosen in die Luft, um sie Gott anzubieten. Da bildeten die schwebenden Rosen zum Zeichen, daß Gott das Geschenk angenommen, die Form eines Kreuzes. — Im Kloster Doel sang der Mönch Josbert täglich fünf Psalmen zu Ehren der heiligen Maria. Als er im Jahre 1186 bei der Nachtvigilie des St. Andreasfestes nicht zugegen war, suchte ihn der Prior. Er fand ihn tot in seiner Zelle und sah aus Augen, Ohren und Mund des Entschlummerten fünf Rosen hervorblühen. — Wenn ein Domherr in Hildesheim sterben sollte, fand er drei Tage vorher in seinem Chorstuhle eine weiße Rose. — Wo verbotene Almosen erteilt und solches in Gefahr von Entdeckung gerät, verwandelt sich oftmals die Gabe in Rosen. Es sei hier nur an Ludwig Bechsteins poetische Erzählung der alten und allbekannten Legende von den Rosen der heiligen

Elisabeth erinnert. Schon im fünften Jahrhundert stiftete der heilige Medardus das berühmte Rosenfest zu Salancy in Frankreich. Noch jetzt feiert man es alljährlich und zwar am 8. Juni. Von anderer Seite wird freilich behauptet, erst durch Ludwig XIII. sei dasselbe begründet, und habe er alljährlich an diesem Tage dem ehrbarsten und tugendsamsten Mädchen der Gemeinde eine mit einer silbernen Schnalle geschmückte Rose überreichen lassen. Rosenfeste werden bis in unsere Tage hinein in Frankreich gefeiert, bei welchen das tugendhafteste, fleißigste und anmutigste Mädchen der Gemeinde mit Musik in die Kapelle des weitberühmten heiligen Medardus und dann auf das Schloß der Gutsherrschaft geleitet und von dieser beschenkt wird.

Im zwölften Jahrhundert wurde vom Papst als Geschenk für Fürsten und Fürstinnen die „goldene Rose“ gestiftet. Die erste derselben soll Alexander III. an Ludwig VII. von Frankreich geschickt haben, um diesem für die ihm auf der Reise durch jenes Land erwiesenen Ehrenbezeugungen zu danken. — Nicht vergessen sei zu erwähnen, daß noch heute auf dem geweihten Boden von Golgatha Rosen sprießen.

Ebenso wie im Abendlande hat die Rose sich seit jeher auch im Orient eines besondern Ansehens zu erfreuen gehabt. Allerdings ist sie in älterer Zeit den Juden nicht bekannt gewesen, wenigstens in der vorexilischen Zeit nicht. In der ganzen Bibel, Alten und Neuen Testaments, wird sie nicht erwähnt, ja, die hebräische Sprache hat nicht einmal ein echt semitisches Wort für Rose. Wenn nach Luthers Bibelübersetzung trotzdem Jehovah durch den Mund Hoseas verheißt: „Ich will Israel wie ein Tau sein, daß er soll blühen wie eine Rose“, so verdankt diese Rose ihr Dasein einem Uebersetzungsfehler. „Die Rose von Saron“, mit der im Hohen Liede die Braut verglichen wird, ist gar keine Rose, sondern die schöne, purpurrote chalcedonische Lilie. „Die Rose von Jericho“ aber, von der auch die Sage geht, daß sie in jeder Christnacht blühe, ist weder von Jerichos Fluren, noch ist sie überhaupt eine Rose. Sie ist ein unserem Hirtentäschel verwandter Kreuzblütler, der seine Aeste in trockenem Zustande rosenartig zusammenzieht. Im Talmud wird dahingegen neben der Myrte auch die Rose als Schmuck israelitischer Bräute bestimmt, und eine jüdische Sage läßt die rote Farbe der Rose von dem Blute Abels herstammen.

Da die Sitte der Römer, sich bei festlichen Gelegenheiten mit Rosen zu schmücken, von den Juden stammen soll, so mußte die Rose diesen sehr wohl bekannt gewesen sein.

Ebenso wie in Palästina ist die Rose auch in Indien nicht heimisch. Aber auch in diesem Lande hat sie sich beliebt zu machen gewußt. Ja, sie hat selbst in die indische Mythologie Eingang gefunden. Die Inder denken sich Lakschmi, die Göttin des Reichtums und Gemahlin Wischnus in einer Rose mit 108 größeren und 1008 kleineren Blumenblättern liegend.

Eine alte persische Sage läßt die Rose ein Geschenk Allahs sein. Einst erschienen die Blumen vor ihm und baten um einen neuen Herrscher an Stelle des schläferigen Lotos. Allah gewährte die Bitte und gab ihnen die jungfräuliche weiße Rose mit den sie schützenden Dornen. Als die Nachtigall die neue Blumenkönigin sah, ward sie von den Reizen derselben so entzückt, daß sie ihr tönereiches Herz gegen die spitzen Dornen preßte, so daß ihr Blut die zarten Blätter der Rose rötete; nur die inneren Blätter behielten die weißgelbe Farbe.

Rosenduft weht uns auch aus der gesamten orientalischen Poesie entgegen. Sogar eine Blumenfabel, „Gul-Nameh“, d. i. „das Buch von der Rose“, hat der Orient. Darin wird in buntschillernden Bildern das Leben der Rose erzählt. Ein Thema ist's besonders, das immer und immer wieder in der morgenländischen Dichtung variiert wird: die Liebe des Nachtigall (denn die Nachtigall ist in orientalischen Sprachen männlichen Geschlechts) zu der Rose. Rose und Nachtigall sind im Orient die Boten des Frühlings. Der befiederte Sänger bewohnt mit Vorliebe Rosengärten, und die Sage weiß zu berichten, daß er keine Rose brechen sehen kann, ohne die Luft mit Schmerzensschrei zu erfüllen. Erzählt man doch auch, der Vogel berausche sich so im Rosenduft, daß er trunken vom Ast falle. Die Rose aber errötet, wenn sie die süßen Lieder ihres Buhlen vernimmt; und die Nachtigall antwortet auf die Frage:

„Wo hast du deine Lieder her, o Nachtigall?“
„„Ich danke sie der Liebe zu der Rose!““

Den Türken ist die weiße Rose eine heilige Blume, da sie nach dem Koran bei der nächtlichen Himmelfahrt des Propheten aus seinen Schweißtropfen entstanden ist. Die gelben sind bei dieser selben Gelegenheit aus denen seines Tieres, die roten aus denen des Gabriel aufgegangen. Kein Mohammedaner tritt deshalb eine Rose oder auch nur ein Rosenblatt mit Füßen, ehrfurchtsvoll hebt er es vielmehr vom Boden auf.

Gegenwärtig ist Frankreich das Land der Rosen. Schon früh fand sie dort Anbau. Venantius Fortunatus besingt den Garten der Königin Ultrogotho, welchen ihr Gemahl Childebert I. († 588) bei dem Königspalast in Paris angelegt hatte:

„Hier erweckt der purpurne Lenz den grünenden Rasen,
Streut paradiesischen Duft über das Rosengebüsch.“

Im Mittelalter galt in den Liebeshöfen der Troubadours eine Rose, welche die Dame ihrem Sänger überreichte, als der höchste Dank. Bei den noch heute bestehenden, von der schönen Gräfin von Toulouse, Clemence Isaure, gestifteten Blumenfesten war die von Gold nachgebildete wilde Rose (Eglanterie) der erste Preis für das schönste Lied. Rouen darf sich rühmen, im vierzehnten Jahrhundert den Rosenkultus der römischen Kaiserzeit wiederholt zu haben. Nicht nur bekränzte man sich mit Rosen, man hüllte sich vielmehr förmlich in sie ein und bestreute Tische und Fußböden damit. Die Notablen mußten das Parlament mit Rosen ausschmücken und vor der Eröffnung desselben ein Rosenfrühstück geben.

In der Geschichte Englands spielt die liebliche Rose ihre einzige blutige Rolle, sie verursachte „die Kämpfe der roten und weißen Rose“ (1455—1485). Das Haus York, das an der Spitze der einen feindlichen Partei stand, führte eine weiße, das Haus Lancaster eine rote Rose im Wappen. Mit der Vereinigung beider Rosen fand der grausame Bürgerkrieg sein Ende. Zur Erinnerung an dieses Ereignis züchtet man in England jetzt die York-Lancaster-Rose, die auf einem Stamm weiße und rote Rosen trägt. Erst vor einigen Jahren ging der Rosenstock im Garten des Tempels zu London ein, von dem der Sage nach die Stifter der fürstlichen Häuser York und Lancaster ihre Parteizeichen brachen. Das englische Volkslied singt:

„Thou fair and princely flower
That ever my heart doth power
None may be
Compared to thee
Which art the fair rose of England.“

In Mythologie und Volksglauben, in Sitte und Sage, in Geschichte und Litteratur der Deutschen vor allen begegnen wir immer und immer wieder der Rose.

Von der wilden Rose glaubt man noch heute,

sie wachse vorzugsweise da, wo einst das Blut der Götzenopfer den Boden gedüngt, oder wo in heidnischen Tagen Begräbnisstätten waren. Heilige Gräber wurden von den alten Deutschen ja auch mit Rosen eingefriedigt, und uralte Kirchhöfe hießen „Rosengärten“. So wie ein berühmtes Schwert „Rose“ hieß, so bedeuteten „Rosen“ auch Wunden, und Dichter nennen ein Schlachtfeld einen „Rosengarten“.

Nach der deutschen Mythologie führt Loki den Frühling herbei, indem er die winterliche Erde zum Rosenlachen zwingt; denn wenn die Wintergöttin lacht, so schmilzt das Eis und der Frühling ist gekommen, der die Welt mit Rosen bevölkert. — Wie hohe Schönheit mit dem Strahlenblick der Augen bezaubert, so hat sie auch Zaubergewalt mit dem Lächeln ihres Mundes. Wenn die reizende Jungfrau lacht, so fallen ihr nach einem neugriechischen Liede Rosen in ihre Schürze. In Heinrichs von Neuenstadt Apollonius von Tyrus heißt es: „Wa sach man rôsen lachen?“ In einem alten Märchen tritt ein rosenlachender Mann auf:

„Der lachet, daz ez vol rôsen was,
perg unt tal, laub und gras.“

Ein niederländisches Sprichwort lautet: „Als hy lacht, dan sneuwet het rozen.“ Begabte Glückskinder haben das Vermögen, Rosen zu lachen, wie Fortuna Gold weinte. [1])

Wenn der Schwerttanz, den germanische Jünglinge nackend aufführten, vollendet war, so flochten die Tänzer ihre Schwerter zu einer Rose zusammen, auf welche dann der König, der Anführer, sprang und von allen zugleich erhoben wurde. Die Rose ist z. B. im „Theuerdank“ abgebildet, wo Kaiser Maximilian auf einem Geflecht von Schwertern steht.

In den Bildern zum „Sachsenspiegel“ bezeichnet eine Rose das Urteil.

Mannigfache Verwendung fand die Rose im täglichen Leben zur Zeit des Mittelalters. Da war es denn natürlich, daß in dem Gärtchen am Fuße des Burgberges auch Rosen gezogen wurden. Die teuren bestickten Teppiche in den Rittersälen bestreute man bei festlichen Gelegenheiten vil dicke mit Rosen, Lilien, geschnittenen Binsen, Minze und Aglei. Die duftigen Blumen verbreiteten dann einen schönen Wohlgeruch. Aber man entfernte die zertretenen Blüten oftmals gar nicht erst, sondern bestreute sie gleich aufs neue mit frischen Blumen. [1]) — Den Rittern, welche nach langer Reise in einer Burg einkehrten, wurde sofort oder am anderen Morgen ein Bad bereitet, dessen Wasser man reichlich mit Rosenblättern bestreute. Auch zum Waschen des Gesichts wurde in verfeinerten Kreisen, namentlich von schönen Frauen, Rosenwasser verwendet. Die Braut ließ sich am Hochzeitstage vor dem Schlafengehen Hände und Gesicht mit Rosenwasser waschen. — Fromme Frauen hefteten damals ihren Mantel wohl mit einem Paternoster, einem Rosenkranze, den sie dann auf die Brust herabfallen ließen. — Unter den gewürzten Weinen wird auch Rosenwein aufgeführt. — In verschiedenen Gegenden belegte man die der Volkslust gewidmeten Versammlungsplätze, auf denen Sommerfeste und Osterspiele begangen wurden, mit dem Namen „Rosengarten“. Im zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert bezeichnete rôzengarten im allgemeinen einen „schönen, wonnereichen“ Platz; im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert legte man bei Städten solche Gärten als Erholungsplätze an. — Berühmt wegen ihrer Rosenzucht waren im Mittelalter Thüringen und Hessen.

Deutsche Dichter aller Zeiten haben das Lob der Rose gesungen, vom Dichter des mit seidenen Fäden gehegten „Rosengarten“ des Zwerges Laurin an bis zu Julius Wolff, dem Minnesänger unserer Tage. Die Dichtung erzählt, Kriemhilde habe den Rittern, die ihren „großen Rosengarten“ auf der Rheinau bei Worms verteidigten, zur Belohnung Rosenkränze überreicht. Nach dem „Rosendorn“ hatte eine „junge Frau“ einen weißen Rosenstock erkoren, so breit und dick, daß zwölf Ritter vor der Sonne Glut Schatten unter seinen gebogenen Zweigen fanden. — Die Minnesänger feierten ebenfalls die Rose: nichts deuchte ihnen so Gutes, so Lobenswertes, als die lichte Rose. — Volkslied und Volksmärchen singen und sagen von der Rose. „Das reizende Märchen von Dornröschen läßt die Blumenkönigin hinter schützenden Dornen schlafen, bis der heiße Kuß der Frühlingssonne sie zu neuem Leben weckt.“ [2])

Dem deutschen Burschen schwinden in unbefangener Fröhlichkeit bei Wein und Sang die Tage. In vollen Zügen will er genießen:

---

[1]) Vgl. Grimm, Deutsche Mythologie.

[1]) Vgl. A. Schultz, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger. Leipzig, Hirzel 1880.

[2]) Vgl. Cohn, Die Pflanze. Breslau 1882.

„Bringt mir Epheu, bringt mir Rosen
Zu dem Wein!“

Aber übermütig beschwört er sein Verhängnis herauf:

„Drei Rosen im Garten,
Drei Nägerln im Wald,
Und an Schatz muß i hab'n,
Der wo alli Leut' g'fallt!“

Nur zu früh hat er einen solchen Schatz gefunden. Im ungestümen Werben naht er der Holden:

„Und der wilde Knabe brach
's Röslein auf der Heiden;
Röslein wehrte sich und stach,
Half ihm doch kein Weh und Ach!
Mußt es eben leiden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.“

Nun jubelt er:

„Rosenstock, Holderblüt,
Wann i mei Mädel sieh,
Lacht mir vor lauter Freud
Herzel im Leib!“

Zum Stelldichein ladet er sein Mädchen:

„Im Rosengarten
Da will ich dein erwarten.“



Wie wahr aber doch auch ist's, daß:

„Keine Rose, keine Nelke
Kann blühen so schön,
Als wenn zwei verliebte Seelen
So beieinander stehn.“

Immer wieder beteuert er:

„Ob ich dich liebe, frage die Rose,
Die ich dir sende, von Thränen betaut.“

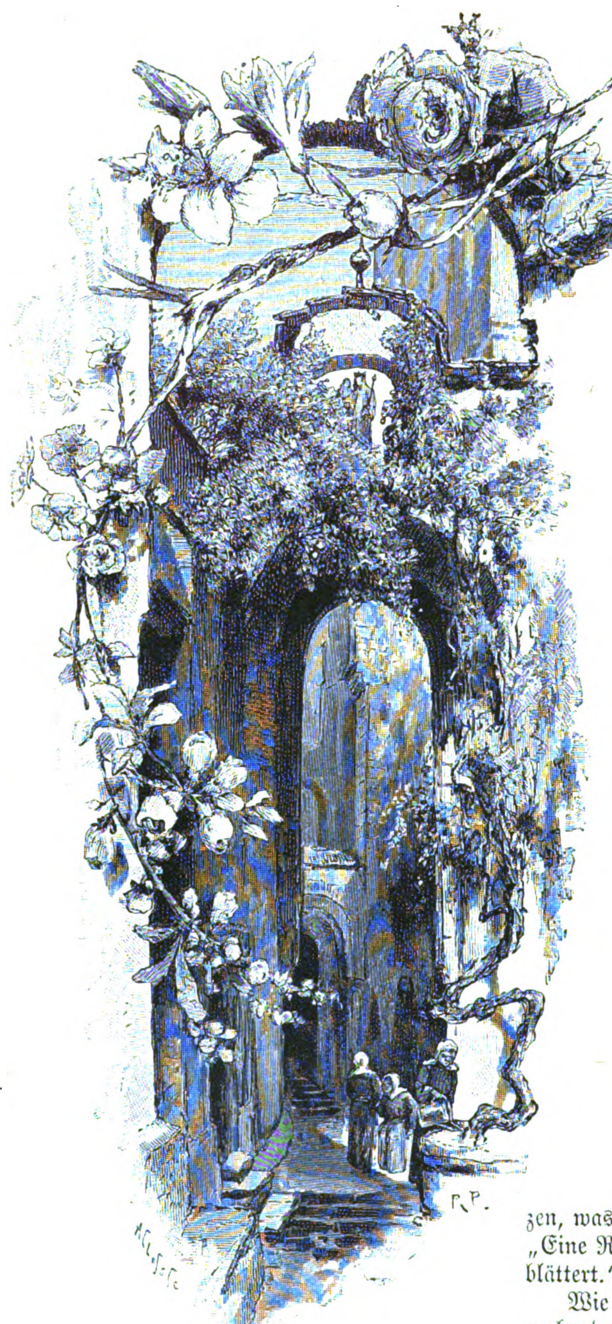
Aber „warte nur, balde“ sollst auch du herbere Thränen weinen als solche in sel'ger Liebeslust. „Alli Leut' g'fallt dein Schatz,“ aber deinem Schatz g'fall'n alli Leut' auch, wenigstens soweit sie Burschen, und jung und hübsch sind. Und du siehst dann deinen „herztausigen Schatz bei 'me 'n and'ren stehn.“ Ja, „das thut weh.“ Und magst du der Ungetreuen auch einen Abschiedsbrief schreiben, und sie „nimmi meh“ sehn, vergessen kannst du sie doch nicht. Dein Leid zieht mit dir und mit dir dein Lied:

„Jetzt leg' i mi nieder aufs Heu und aufs Stroh;
Da fallen drei Röselein mir in den Schoß.
Und diese drei Röselein sind rosenrot
Jetzt weiß i nit, lebt mein Schatz oder ist er tot!“

Warum aber auch hast's nicht gehalten wie die anderen! Hättest auch singen sollen:

„Röslein am Strauche blühn — Lange Zeit nicht;
Lieb' ist so lang nur grün, — Bis man sie bricht.





„Der Nachtigallen sind viele", die im deutschen Dichterwalde das Lob der Rose gesungen. So übersandte Göckingk dem Rosenmädchen zu Lichtenstein ein Gedicht von 56 Versen. Goethe hat bekanntlich erklärt, daß die Rose das schönste sei, was unsere deutsche Natur als Blume gewähre. Zimmermann erwähnt in seiner „Einsamkeit" den Leichenstein eines schönen Bauernmädchens, auf den der Küster, so gut er es vermochte, eine Rose meißelte und darunter die einfachen Worte setzte: „So war sie." Matthisson weihte diesem Denkmal eine Ode. Daß Geßner, Tiedge („An Alexis send' ich dich"), Rückert (Ursprung der Rose; Monatsrose 2c.), Ernst Schulze (der seiner Klotilde in der „Bezauberten Rose" ein sinniges Denkmal stiftete), sowie wohl sämtliche der jüngeren Poeten die Rose verherrlicht haben, bedarf kaum besonderer Erwähnung. In Lessings „Emilia Galotti" vollzieht sich das ergreifendste tragische Schicksal, ehe eine Rose verwelkt. Emilia hat ihr Haar mit einer Rose geschmückt. Am Schlusse des fünften Aktes sehen wir die Blume entblättert am Boden liegen; Emilias Hand hat sie zerpflückt. Sie selbst ist die Rose. Als der Vater den Stahl in das Herz seiner Tochter gesenkt und in augenblicklicher Reue ausruft: „Gott, was hab' ich gethan!" — da haucht Emilia im Sterben: „Eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert!" Und gleichsam als Wiederhall tönt es auf die Frage des Prinzen, was der Vater gethan, aus dessen Munde: „Eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert."

Wie eng die Rose mit der deutschen Sage verbunden ist, beweist u. a. der Rosenstock am Dome zu Hildesheim, von welcher Sage, Geschichte 2c. so bekannt sind, daß wir uns die Mitteilung an dieser Stelle füglich ersparen können.

Reichen Boden für allerlei Aberglauben

Nimm dir zwei Röselein — Auf deinen Hut;
Ewig beieinander sein, — Thut auch nicht gut.

Wenn die zwei Röselein — Nicht mehr sind rot,
Wirf sie in 'n Bach hinein, — Denk', ich wär' tot."

gaben die durch den Stich einer Wespe entstandenen „Schlafkunzen" und die „Rosenkönige" ab.[1]) Unter letzterem versteht man vorzugsweise jene Mißbildung, bei der aus der Mitte einer Blüte ein grüner, mitunter wieder mit Rosen besetzter Blätterzweig gewachsen ist. Anderseits werden auch drei Rosen an einem Zweige „Rosenkönig" genannt. Die Schlafkunzen oder Schlafäpfel sollen, wenn man sie in die Wiege oder in das Bett legt, den Schlaf herbeiführen. Auch verwandte man sie früher allgemein gegen Behexung und Krämpfe der Kinder und zur Beruhigung von Wahnsinnigen. So gebräuchlich waren sie als Heilmittel, daß man sie in den Kräuterläden kaufen konnte. Die Rosenkönige galten als Vorzeichen wichtiger Ereignisse und deuteten entweder auf Unheil oder Segen, auf Tod oder Hochzeit. In letzterer Beziehung führten sie auch den Namen Brautrosen. Fand man den Rosenkönig im Frühjahr, so hatte man Günstiges zu erwarten, erschien er im Herbst, so verkündete er ein Unglück. Pflückte man denselben aber in der Stille ab, und warf ihn rücklings über das Dach, so wurde das Unheil in Segen verwandelt. Eine einzelne Rose, die im Herbst blühte, zeigte an, daß im Hause jemand sterben werde.



In Bezug auf die Rose ist in der preußischen Geschichte vor allem der „Königsrose" Luise, wie Max v. Schenkendorf die unvergeßliche Mutter unseres erhabenen Kaisers nennt, zu gedenken. Als die hohe Frau mit ihrem königlichen Gemahl 1807 in Tilsit weilte, versuchte sie es, den stolzen Korsen günstig für ihr Land und Volk zu stimmen. Sie demütigte sich soweit, daß sie als Bittende vor Napoleon trat. Galant überreichte dieser ihr eine Rose aus einer zufällig auf dem Tische stehenden Vase. Da wagte die Königin die Worte: „Mais avec Magdebourg (aber mit Magdeburg)!" Kalt erwiderte Bonaparte: „Ich muß Ihro Majestät darauf aufmerksam machen, daß ich anbiete und Sie nur anzunehmen haben."

In der Heraldik hat die Rose ebenfalls Verwendung gefunden. Auf den Beilen der Feme fand sich das Bild eines Ritters, der eine Rose trug, und so oft ein Mitglied eine Rose sah, mußte er sie küssen.

Luther wählte die dunkelrote Rose, zugleich das Bild der Liebe, des Schmerzes, der Schönheit, des Leides, des Schweigens als seine Lieblingsblume und als sein Wappenschild mit dem Spruch:

„Das Christenherz auf Rosen geht,
Wenn's mitten unter Dornen steht."

Wie beliebt die Rose im deutschen Volke ist,

[1]) Vgl. Reling u. Bohnhorst, Unsere Pflanzen nach ihren deutschen Volksnamen, ihrer Stellung in Mythologie und Volksglauben, in Sitte und Sage, Geschichte und Litteratur. Gotha 1882. Preis 4 M.

dafür ist auch Beweis, daß selbst unsere alltägliche Sprache viele Redensarten von der Rose hergenommen hat. Ein junges Mädchen ist uns eine „Rosenknospe", ein kränkelndes eine „dahinwelkende", ein in der Blüte der Jahre gestorbenes eine „geknickte Rose". Und wenn wir in „rosiger Laune" sind und vom Glücke begünstigt werden, so dürfen wir auch wohl noch einmal von den „Rosenlippen", dem „Rosenmunde" eines „rosigen Mädchens" ein Küßchen naschen, wenn gleich die liebliche „Rosa" darüber „wie eine zart errötende Rose" dreinschauen sollte. Werden wir aber ob solchen Attentates ertappt, dann kann's wohl geschehen, daß wir „erglühen wie eine Pfingstrose".

Auch nicht vergessen soll werden, wie zarte Namen Rosa, Röschen, Rosamunde, Rosalie und Rosalinde sind. Die Trägerinnen derselben geben Bürgschaft, daß Name und Sache sich decken, anders als oft bei einem Rosenkranz, Rosenstock, Rosenblum, Rosenthal, Rosenwinkel, Rosenstiel, Rose, Rosen ꝛc. Erwähnt seien auch die uralten Namen Rosenlacher und Rosenlächler.

Die Form der Rosenblüte hat etwas Geheimnisvolles. Die fünf Kelchblätter sind am Kelchrande mit mathematischer Regelmäßigkeit angeordnet, worauf das Gesetz der Schönheit beruht. Ihre Mittellinien schneiden sich unter gleichen Winkeln im Centrum der Blume und bilden einen fünfstrahligen Stern, ähnlich dem Kreuz der Ehrenlegion. Um die Spitze der fünf Blätter läßt sich ein regelmäßiges Fünfeck, ein Pentagramm, ziehen. Dieses Pentagramm ist oftmals das Zeichen geheimnisvoller Verbindungen gewesen. In der Architektur fand dasselbe vielfache Verwendung. — Als acht- oder zehnfach geteilte Fensterrose schmückt die Rose gotische Bauwerke. Die Ausschmückung der Kirchen und deren Türmchen schloß man gerne mit einer steinernen Rose (Kreuzblume), um anzudeuten, daß sich unser Leben in seiner höchsten Schönheit erst im Jenseits entfaltet.

Zum Schlusse ein altes lateinisches Rätsel:

Quinque sunt fratres,
Duo sunt barbati,
Duo sine barba nati,
Unus e quinque
Non habet barbam utrinque.

Fünf Brüder sind zu gleicher Zeit geboren,
Doch zweien nur erwuchs ein voller Bart,
Dem einen ist zur Hälfte er geschoren,
Den andern blieb die Wange unbehaart. —



Aus böhmischen Bädern.

Von

Karl Vogt.

Was nun?" wurde in dem Nebenzimmer der Kranken gefragt, als diese mit kaum geröteten Wangen friedlich schlummerte. „Das Fieber ist gebrochen, alle gefährlichen oder drohenden Symptome sind verschwunden; wir befinden uns in vollständiger Rekonvalescenz," antwortete einer der Aerzte, deren aufopfernder und rationeller Behandlung man die Rettung von einem schweren Typhus verdankte. „So leid es uns thut, Sie missen zu sollen, sagte der andere, so möchten wir doch zugestehen, daß Bologna jetzt, wo die Sommerhitze schon begonnen hat, nicht der passende Ort ist, um sich von einem sechswöchentlichen Fieber zu erholen." „Einverstanden, Kollege. Frische Luft, aber nicht zu hoch! Die Kranke ist zu sehr heruntergekommen und kann plötzliche Temperaturwechsel nicht vertragen." „Ein leicht verdauliches Eisenwasser wäre schon angezeigt." „Recht! Aber lösend müßte es auch sein — der Darm will nicht in gehörige Thätigkeit kommen." — „Natürlich! Alle Funktionen sind äußerst herabgestimmt." — „Wir haben nichts Entsprechendes in Italien!" — „Die Vorsehung," scherzte der andere, „hat doch nicht alles auf das beste bei uns eingerichtet. Fieber kann man sich bei uns fast überall holen, auch in dem göttlichen Neapel, wie Figura zeigt; heilen können wir es in den meisten Fällen auch, seit wir der Lanzette abgeschworen haben und ohne Rücksicht auf Theorieen die Fieberstürme mit kühlen Bädern beschwichtigen — aber die Nachkur, da hapert es! Che dice il Professore?" wandte er sich zu mir.

„Was meinen Sie zu Franzensbad in Böhmen?" fragte ich zurück.

„Böhmische Wälder? Trieb sich dort nicht zur Zeit ein gewisser Carlo Moor umher? Ich meine, ich hätte unsere Modena in einem Stück gesehen, das diesen Namen führte!"

„Der Professor hat wahrhaftig recht, sagte der andere. Gehen Sie mit ihrer Kranken nach Franzensbad. Sie werden es nicht bereuen!"

Ich habe es in der That nicht bereut. Als wir nach kleinen, für die Genesende ermüdenden Tagreisen ankamen, waren die Kräfte so gering, daß wir sie aus dem Wagen heben, die Treppen hinauf halb tragen mußten und nach vierzehn Tagen sagte ein Bekannter unserer freundlichen und zuvorkommenden Wirtin, dem sie vorgestellt wurde: „Das eine Kranke? Wenn nur alle unsere Gesunde so rote Backen hätten!" Man hält in Franzensbad, wie aus dieser Aeußerung ersichtlich, nicht viel auf blasse Wangen und Mondscheingesichter.

Vielleicht sieht man deren dort zu viel. Nach Franzensbad die Weißen, nach Carlsbad die Gelben, nach Marienbad die Roten, soll das landläufige Sprichwort sagen.

Einer schüchternen Mannesseele kann es in Franzensbad schon etwas bänglich zu Mute werden. Nur von Zeit zu Zeit sieht man aus dem Farbengewirre, das sich um die Musiktempel und die Brunnen drängt, einen dunklen Punkt hervortreten, der beim Näherkommen die Konturen eines männlichen Wesens annimmt. Fast scheint es, als hätten diese im Strudel verschwindenden Hosenträger nur die Aufgabe, Blumensträuße zu kaufen und ihren Begleiterinnen anzubieten. Man widersteht freilich nur schwer dieser Lockung; ich habe nirgends so herrliche Rosen gesehen, als in den böhmischen Bädern und noch heute ist es mir ein Rätsel, wie in dem naßkalten Sommer von 1882 die Gärtner dem kolossalen Verbrauche Genüge leisten konnten.

Trinkhallen und Badeanstalten! Man hat sie bald gesehen, die Quellen gekostet, die Bäder, besonders die Moorbäder, versucht, in dem Gasbade sich prickeln lassen. Musterhafte Einrichtungen, in denen man sich schon gefallen

kann. Die Moorbäder besonders reizen die Neugierde.

Wir anderen Deutschen sagen: „Das Moor“ und bezeichnen mit diesem Worte einen Torfgrund, besonders wenn er etwas schwankender Natur ist. Wir sprechen von Torfmooren, von Moorhirse, Moorkohle und Moorschnepfen; Torf und Moor sind für uns fast synonym. In Böhmen sagt man: Der Torf und „der Moor“ und bezeichnet damit zwei sehr verschiedene Dinge, denn der Torf brennt, der Moor aber nicht.

Haben die Franzensbader den Moor und seine Benutzung zu Bädern erfunden? Ich weiß es nicht — wenn sie es aber gethan haben, so macht ihnen diese Erfindung in jeder Beziehung Ehre; sie haben eine früher durchaus wertlose Substanz zum Nutzen der leidenden Menschheit und nicht zu eignem Nachteil verwendbar zu machen gewußt. Der Moor ist eben wirklich eigenstes Franzensbader Naturprodukt und die Bedingungen zu seiner Bildung treffen nur dort zusammen, weil eben dieser echte und gerechte Moor durch die Einwirkung der Mineralquellen auf den Torf entsteht. Viele Orte haben Torf, aber keine Mineralquellen; andere haben Quellen aber keinen Torf. — Carlsbad würde keinen Moorgrund bei Franzensbad angekauft haben, den schwarzen Schlamm nicht mit Eisenbahnzügen herüberschleppen, wenn man mit dem Sprudel allein Moorbäder herstellen könnte.

Es ist den Franzensbadern nicht zu verargen, wenn sie ihren Moor mit patriotischer Wärme verteidigen. Sie haben recht. Man hat sogar schweres wissenschaftliches Geschütz gegen ihren Moor aufgefahren, von Humussäure, Ulminsäure und dergleichen gesprochen und behauptet, die seien der wahre Jakob und jeder Torfbrei ohne Salze sei heilkräftiger, als ein Moorbrei mit Salzen — aber sie haben sich nicht beirren lassen und der Sieg ist ihnen verblieben.

Sie haben wenig Einladendes, diese Moorbäder. Freilich ein elegantes Zimmer, stets ebener Erde, höchst komfortable Einrichtung soweit ich sie genauer betrachtet habe, bei Dr. Loiman und im Egerer Stadtbade, eine blinkende Badewanne, mit klarem Wasser gefüllt, aus dem von Zeit zu Zeit eine Gasblase aufsteigt — aber das ist nur das Vorspiel. Eine niedere Flügelthür wird aufgestoßen. „Ist's gefällig?“ sagt ein baumstarker Mann mit aufgerollten Hemdärmeln, der einen mit schwarzer Erde halb gefüllten schweren Holzkasten auf einer Eisenbahn daher schiebt. Die Erde ist trocken. Man sieht den Führer fragend an. „Sie sollen sich nur überzeugen, daß das Bad für Sie allein gerüstet wird!“ Man lächelt! „Sehr nötige Maßregel,“ sagt der Begleiter. Man kann einem gebrauchten Moorbade nicht ansehen, daß schon ein anderer es benutzt hat. Es soll schon vorgekommen sein — in früheren Zeiten. Manche Badegäste sollen unangenehme Dinge in ihrem Bade gefunden haben. Einmal durchfeuchtetes Moor bleibt naß. Sie sehen, dieses ist trocken.“ Der Mann läßt warmes Wasser einströmen, durchknetet und zerrührt den zähflüssig werdenden Schlamm; der Kasten wird herein geschoben und die Flügelthür geschlossen. Das Moorbad ist fertig.

„Mein Lebtag setze ich mich nicht in solchen D . . .! Man wird ja ganz schwarz davon!“

Stillschweigend stand ich auf vom Sitze,
Ein wohlgezogner Ehemann,
Verschob vom linken Ohr die Mütze . . .

„Gute Beispiele verderben schlechte Sitten!“ pflegte mein erster Lehrer, der Kandidat Wohlgemuth zu sagen, der uns nach Salzmanns Krebsbüchlein auf dem Pfade der Weisheit und Tugend zu führen strebte. „Daß mir keiner von euch ein gutes Beispiel gibt! Es könnte nachwirken und einen oder den anderen unter euch von seiner Bestimmung abbringen, die gerade auf den Galgen hinführt!“

Ich gab das gute Beispiel und konnte nachher nicht genug von der Annehmlichkeit des sanften Wärmegefühles sagen, das ich im Bade empfunden. Von nun an galt das Moorbad fast als ein Reinigungsmittel für die Haut, ebenso wirksam, wie das schwarze Kohlenpulver für die Zähne. Jedenfalls ist beim Verlassen des Bades der Vergleich mit einem gesottenen Krebse zutreffender, als der mit einem Mohren.

Hautreiz? Muß wohl sein! Aber durch welchen Bestandteil? Doch wohl durch die Salze, die der flüssige Schlamm in reicher Menge enthält.

Wenn man die Bildung des Moors recht begreifen will, so muß man einen Besuch in der von Franzensbad etwa eine Stunde Weges entfernten „Soos“ machen, wo Mattoni eine Fabrik von Moorsalzen angelegt hat. Der Besuch gibt zugleich ein deutliches Bild von dem prähistorischen Zustande der Gegend von Franzens-

bad, als nur noch der Schlada-Brunnen existirte, dessen Wasser die Landleute noch heute zur Erfrischung trinken, ohne besondere Heilwirkungen davon zu erwarten.

„Das finden die Herren schön?“ sagte achselzuckend unser Kapitän, als wir auf unserer Nordfahrt eine wilde Felsenlandschaft bei den Lofoden bewunderten. „Das ist ja alles, wie es die Natur gemacht hat! Da lobe ich mir die Gegend von Hamburg! Da ist's schön! Da sieht man doch, was der Mensch gemacht hat!“

Ein ödes Moor, diese Soos! An einigen Stellen wächst kein Gras, nur einige blaugrüne Salzpflanzen, wie am Meeresstrande, zwischen weißen Anflügen aus dem Boden herauswitternder Salze. Hie und da ein Tümpel mit braunschwarzem Wasser, auf welchem dunkelgrüne Algen herumschwimmen, mit von Eisenocker gefärbten Wänden; dort wieder Löcher, aus welchen Blasen von Kohlensäure aufsteigen. Man unterscheidet augenblicklich die Torfgründe und diese weit ausgebreiteten Niederungen, durch welche die Quellen sich ihren Weg bahnen, nachdem sie den ganzen Torf durchsickert und mit ihren Salzen geschwängert haben. Man zeigt mir gebleichte Knochen von Pferden und Rindern, Hauzähne von Ebern, die in dem schlammigen Grunde versunken sein mögen, vielleicht von der herausquellenden Kohlensäure erstickt.

Eine solche Soos mag der Schladagrund gewesen sein, ehe man mit beharrlicher Energie die Brunnen faßte, den Boden umwühlte, verwittern und von dem Regen auslaugen ließ, um ihn zu zwingen, Bäume zu tragen und dem Menschen dienstbar zu werden. Jetzt umgeben das freundliche, wohlgebaute Städtchen weite Parkanlagen mit schattigen Spaziergängen, gut unterhaltenen Kieswegen, und es läßt sich gut leben dorten, denn die Einrichtung der Häuser läßt nichts zu wünschen übrig, die Hauswirte sind freundlich und zuvorkommend und die Verpflegung trefflich.

Das Umwühlen des Moorbodens, welches diese Strecken der Kultur zuführt, ist zugleich eine Lebensbedingung für die Bäder, denn frisch, wie man den Moor aus der Erde hebt, ist er vollkommen untauglich. Große Mengen von schwarzem Schwefeleisen, durch die Einwirkung der organischen Stoffe auf schwefelsaure Eisensalze (Eisenvitriol) erzeugt, oxydieren sich aufs neue durch den Zutritt der Luft, bilden aber auch zugleich giftiges Schwefelwasserstoffgas, das unangenehm nach faulen Eiern riecht. So muß denn der Moor im Herbste ausgestochen und den Winter über auf Halden ausgebreitet werden, bis das Schwefeleisen wieder vollständig in Vitriol umgewandelt und die Masse geruchlos geworden ist. Wenn man auch zum Ausheben, Ausbreiten und späteren Zermahlen der Masse Maschinen verwendet, so steckt doch immer in jedem Moorbade schon eine ziemliche Menge von Arbeitslohn, abgesehen von den Kapitalanlagen und der mühsamen Herstellung des Bades selbst.

So viele Bäder und Badeärzte es auch geben mag, so muß man doch zugestehen, daß die angenommenen Heilwirkungen der Moorbäder einzig auf empirischer Grundlage beruhen, die physiologische Theorie dagegen nur auf sehr schwachen Füßen steht.

Nimmt der Körper in Bädern vor allen Dingen Wasser und mit diesem andere Stoffe in sich auf?

Der physiologische Versuch sagt ganz einfach: In den meisten Fällen gar nichts — in einem kalten Bade überhaupt nichts; in einem warmen Bade erst nach längerer Zeit und jedenfalls nichts in der ersten halben Stunde, denn so langer Zeit bedarf es, um die hornige Oberhaut aufzuquellen und zum Durchlassen von Wasser fähig zu machen. Aber auch dann ist die Aufsaugung nur äußerst gering und solche Stoffe, welche eine chemische Verbindung mit den Geweben der Haut eingehen können, gehen überhaupt nicht durch. Man liest viel von Eisen- und Stahlbädern — aber selbst bei einem mehrstündigen Verbleiben in einem solchen Bade läßt sich keine Aufnahme von Eisen in den Körper nachweisen, sei es auch in noch so löslicher Form geboten. Die Wirkung von Bädern, mögen sie enthalten, was sie wollen, kann demnach nur eine indirekte sein, durch Veränderung der Wärmeverteilung, durch Einwirkung auf jene, zum Teil noch in ihrer Funktion so wenig bekannten feinen Nerven, welche die Erweiterung oder Verengerung der feinsten Blutgefäße bedingen und die man die vasomotorischen Nerven genannt hat.

Da in fast allen Bädern die dem Kranken zugemessene Zeit nur eine Stunde dauert, wovon fast die Hälfte auf Auskleiden, Abtrocknen und Ankleiden verwendet wird, so kann von Stoffaufnahme nicht die Rede sein. Erst in solchen Bädern, wo man mehrere Stunden im Wasser sitzt, wie z. B. in Leuk, kann an Auf-

nahme gedacht werden, sowie dann, wenn das Badewasser mit Schleimhäuten oder verletzten Hautstellen in Berührung kommt.

Verwitterter Moor, wie er zum Bade verwendet wird, enthält nach Cartellieri etwa ein Vierteil löslicher Bestandteile. Die unlöslichen Bestandteile können gar keine Wirkung üben und wenn man von einem Drucke des Moorbreies gesprochen hat, so gehört das eben zu dem Kapitel aus Hofmanns „Salzloch."

Von einer Wirkung der löslichen organischen Bestandteile, Quellsäure, Humussäure 2c. wissen wir gar nichts — man kann stundenlang in Torfgräben herumpatschen, wie ich manchmal auf der Jagd nach kleinen Tieren gethan, ohne die mindeste Wirkung auf der Haut zu spüren. Es bleiben also als möglicherweise wirkende Einflüsse: Die Salze, unter welchen besonders Eisenvitriol, Gips und Glaubersalz, die Kohlensäure des Badewassers und die Temperatur.

Daß der Eisenvitriol die Haut gewissermaßen gerben, daß eine so gesättigte Salzlösung reizend wirken, größeren Zufluß des Blutes zur Haut bedingen muß, daß die Kohlensäure diese Wirkung noch unterstützen muß — das alles liegt auf der Hand. Man fühlt eine angenehme Wärme; man ist wirklich wohlig in dem flüssigen Schlamme; die Reizung kann bis zum Jucken, Abschilferungen und Hautausschlag gehen. Kräftigere Naturen halten aber tägliche Moorbäder, entgegen der Sage, recht gut aus.

Wenn alle Bäder, welche einigermaßen den Blutzufluß zur Haut befördern, auf bis jetzt noch nicht klar gelegte Weise die Aufsaugung von inneren Ausschwitzungen aller Art bethätigen, so muß das bei einem Moorbade in erhöhtem Maße stattfinden. Die direkte Einwirkung auf die Schleimhäute, zu welchen die Salzlösung allmählich von außen her eindringen kann, ist unverkennbar. Es bedarf keiner Aufzählung von Einzelheiten, alle chronischen Krankheitszustände, die mit Ausschwitzungen infolge von chronischen Entzündungen, namentlich in den weiblichen Geschlechtsorganen, im Unterleibe, mit rheumatischen Ablagerungen in Gelenken u. s. w. zusammenhängen, alle Uebel, welche in mangelnder oder abnormer Hautthätigkeit wurzeln, werden in den Moorbädern, wenn nicht Heilung, so doch Linderung finden.

Alle Quellen von Franzensbad und der weiteren Umgegend enthalten bedeutende Mengen von Kohlensäure und die gewöhnlichen Bäder mögen allein diesem Gase die specielle, mehr anregende Wirkung verdanken, welche sie vor warmen, mit süßem Wasser bereiteten Bädern vielleicht auszeichnen. Wenn dieses richtig ist, so muß auch die Art der Erwärmung einen Einfluß üben; je mehr die angewandte Methode, mag sie nun nach Schwarz oder einem anderen genannt werden, dazu geeignet ist, die Kohlensäure in dem Bade zu erhalten, desto mehr wird diese anregende Wirkung hervortreten. Die Besitzer der Badeanstalten sind in dieser Beziehung nicht zurückgeblieben.

Es darf aber billig verwundern, daß die Gasbäder von reiner Kohlensäure, welche in Franzensbad eingerichtet sind, nicht größere Verwendung finden. Man weiß, daß die Kohlensäure weit schwerer ist, als die atmosphärische Luft und deshalb in einem vertieften Raume eine mehr oder minder hohe Schicht auf dem Boden bildet. Diese Schwere ist ja der Grund, weshalb in der Hundegrotte bei Neapel der aufrechtstehende Mensch keine Atembeschwerden fühlt, während der Hund darin erstickt.

Anderseits lehrt aber die Erfahrung, daß die Kohlensäure eine lebhaft anregende Wirkung auf die Gefäßnerven der Haut übt.

Ich habe ein Gasbad in dem dazu eingerichteten Raume in Franzensbad genommen.

Man steigt in einen mit Bänken ausgestatteten viereckigen Raum hinab und setzt sich auf eine Bank. Nach wenigen Minuten spürt man in den Beinen bis zu dem Leibe herauf die zunehmende Wärme, das Prickeln, welches sich bald einstellt. Ein alter Rheumatiker, wie ich (ich habe nicht umsonst vor vierzig Jahren monatelang ununterbrochen Tag und Nacht auf dem Aargletscher zugebracht), kann sich nicht darüber täuschen, daß die Gelenke freier, die Bewegungen leichter, der Gang elastischer wird. Bis jetzt sind diese Gasbäder nur als Kuriosum betrachtet worden. Mir will es scheinen, als finden sie nicht genügende Beachtung in dem Heilapparat von Franzensbad. Vielleicht fehlt ihnen jegliche Einwirkung auf die gemütliche Seite der Badegäste, die ja ebenso den Badeärzten ihre Gewohnheiten aufzwingen, als diese ihnen die ärztlichen Vorschriften. Was kann ein Ding wirken, das man nicht sieht und zu dessen Gebrauch keine weiteren Vorbereitungen nötig sind? Man geht hinein, setzt sich wie auf eine andere Bank, bleibt sitzen, bis das Prickeln

unleidlich wird, und geht wieder hinaus, wie man gekommen ist! Solche einfache Prozedur wirkt nicht auf die Einbildungskraft. Wäre ich Arzt in Franzensbad, ich würde mir diese Hilfe nicht entgehen lassen. Unsere ganze Generation leidet an kalten Füßen und heißen Köpfen, an unregelmäßiger Blutverteilung und Benachteiligung der Cirkulation in den Beinen. Das kommt zum Teil von unsrer unsinnigen, wahrhaft gesundheitswidrigen Art zu sitzen her, zu der wir von Jugend auf dressiert sind; in hygienischer Hinsicht sind unsere Stühle, Sessel, Bänke u. s. w. langsam wirkende Selbstmord-Instrumente. Die Orientalen verstehen es besser und drücken sich nicht die Schlagadern in der Kniekehle zusammen, wenn sie sich ausruhen wollen. Aber wir haben diese Möbel, haben ihre Folgen, die kalten Füße, die Venenstockungen und all den Teufelskram; können wir die Ursachen nicht wegschaffen, so müssen wir doch ihre Folgen zu bekämpfen suchen.

Doch genug von den Bädern, über deren physiologische und pathologische Wirkungen wir um so weniger im klaren sind, als der Wärmehaushalt des Körpers dabei eine bedeutende Rolle spielt, welchem bis in die letzten Winkel nachzugehen keine leichte Sache ist. Mit den Trinkkuren geht es schon besser, da weiß man schon positiv, was man in den Magen bekommt und was durch die Ausscheidungen wieder hinausgeht.

Wie sich der Geschmack der Zeiten und die Gewohnheiten ändern! Die Römer, die gehetzten Hirsche und die verwundeten Wildschweine suchten die warmen Quellen auf und lehrten sie kennen und bis in das späte Mittelalter hinein dachte kein Mensch und kein Arzt daran, daß man die Thermen zu etwas anderem, als zum Baden benutzen könne. Durch das Volk und das liebe Vieh wurden dann Paracelsus und seine Schule auf die kalten Mineralquellen aufmerksam gemacht und abermals dachte kein Mensch und kein Arzt daran, daß man dieselben auch zu Bädern benutzen könne. Dann kam man auf den Gedanken, daß man auch warmes Wasser abkühlen und trinken und kaltes zur Badwärme erhitzen könne; man trank in Carlsbad und badete in Franzensbad und trieb beides zum Uebermaß. Wenn man heute die alten Beschreibungen liest, wonach man sechs bis acht Stunden täglich sich abbrühte, wie es heute noch in Leuk geschieht, oder sich das Mineralwasser maßweise in den Leib pumpte, so schaudert einem die Haut. Auch die Gewohnheiten änderten sich. Früher hielt man sich beim Trinken zu Hause, jetzt geht man an den Brunnen; sonst saß man im Lehnstuhl, jetzt rennt man herum; einst aß man erst seine Morgensuppe und trank dann, jetzt wird man mit dem grauenden Tag aus dem Schlafe gepaukt und trompetet und darf sein gewohntes, fein zerteiltes Leder (Milchkaffee ist nichts anders) erst nach Spazierengehen und Wassertrinken einnehmen. Vielleicht hängt das auch mit dem sogenannten „Genius der Krankheiten" zusammen; ich erinnere mich noch sehr wohl von meinen Universitätsstudien her der Zeit, wo jedermann zu viel Blut hatte, während jetzt baumstarke Kerle wegen „Blutarmut" auf den Gletschern herumklettern.

Das ist dann eines der schwergewichtigsten Worte für Franzensbad. Wie „die Thrän' auf den herben Zwiebel", so folgt sicher auf Blutarmut, Bleichsucht gewiß Eisen — je leichter löslich und verdaulich, desto besser. Viel Eisen braucht es nicht; die Franzensquelle hat gerade genug und zur Anregung der Darmfunktion leisten Glaubersalz und kohlensaures Natron, die in allen Quellen vorhanden sind, die trefflichsten Dienste. Eine höchst zweckmäßige Einrichtung der Natur, daß Aerzte und Kranke mit all den hundert und aber hundert Krankheiten, die unseren zarten Schleimhäuten sich aufdrängen können, die schönsten und verschlungensten Tanzfiguren zwischen Salzquelle, Franzensquelle und Wiesenquelle, um nur die drei vornehmsten aufzuzählen, ausführen können, je nach Stimmung und Bedürfnis.

Vergleicht man die Analysen, so drängt sich die Ueberzeugung auf, daß alle diese Quellen mit ihrer gleichmäßigen einige Grade über der Bodentemperatur stehenden Wärme von 11,5 Grad Celsius und dem wenig wechselnden Gehalte an Glaubersalz, Kochsalz, Soda und Kohlensäure aus einem und demselben Becken stammen, das kaum hundert Meter unter der Oberfläche liegen kann und dessen Ausflüsse auf dem Wege nach Oben eine mehr oder minder große Quantität Eisen auflösen und mit sich nehmen.

Die guten Franzensbader können sich also beruhigen hinsichtlich der Beständigkeit ihrer Quellen. Die Kohlensäure, welche durch die noch nicht ganz erloschene Thätigkeit der Basalte der Umgegend erzeugt wird und überall zu Tage

tritt, die verschiedenen Salze, welche das unterirdische Wasser aus den Gebirgsschichten auslaugt, die es durchsetzt, sind ebenso unerschöpflich als das Gewässer der Tiefe selbst. Man hat ihnen von Zeit zu Zeit Angst zu machen gesucht, manchmal sogar, wie man mir sagte, den Zweck fast erreicht. Was soll, wenn die Quellen versiegen, aus den so zweckmäßig eingerichteten Bädern und Kurhäusern, den so sorgfältig unterhaltenen Parkanlagen, den bequemen und gut gehaltenen Logierhäusern werden? Die treffliche Kapelle wird nicht mehr ihre Weisen ertönen lassen, die schmucken Offiziere der Garnison von Eger werden nicht mehr zum „Robotan" in dem Tanzsaale Samstag abends herüber kommen und vielleicht werden nur einige Sonderlinge in der öden Gegend übrig bleiben, um über die Vergänglichkeit alles Irdischen tiefsinnige Betrachtungen anzustellen.

Solche Perspektiven rollte man von Zeit zu Zeit auf. Aber die Quellen sprudeln weiter und im Sommer sammeln sich die Scharen Kranker und Genesender, die im Schatten des Parkes ihren Kaffee trinken, kurze Spaziergänge unternehmen, wie es ihren schwachen Kräften angemessen ist und allenfalls auch die zu jeder Genesung nötige Dosis von Langeweile einnehmen, welche zu jedem wirklichen Krankenbade gehört.

Die Alten lebten der Meinung, daß neben jedem Giftstrauche auch das nötige Heilkraut wachse und daß jedes Bad von der Natur mit dem für seine Kranken zweckmäßigsten Klima und der passendsten Umgebung ausgestattet sei. Für Franzensbad stimmt das vollkommen. Eine im ganzen reizlose Hochebene mit frischer Luft belebt die erschlafften Nerven der Erschöpften und Ermüdeten und die Magenkatarrhe scheuen vor lebhafter Bewegung und anstrengenden Exkursionen zurück.

Ich habe bei dem Durchlesen der zahlreichen Badeschriften — wer könnte sich dieser Lektüre entziehen? — nicht recht begriffen, warum Franzensbad fast ausschließlich nur vom weiblichen Geschlechte besucht wird. Als ob Männer nicht auch eine Menge der chronischen Krankheiten teilten, wofür Bäder und Quellen wirklich sich hilfreich erwiesen haben? Aber es hält schwer, gegen solche Vorurteile anzukämpfen. Eines schickt sich freilich nicht für alle, wenn auch gar manche Badeschriften uns glauben machen möchten, daß nur an ihrem Orte die Panacee für alle Leiden der kranken Menschheit quillt. Die Thatsache läßt sich aber nicht bestreiten, Männer sind in Franzensbad seltene Ware und, wie mir schien, nicht einmal gesucht! Doch mögen über diesen Punkt andre verschiedener Meinung sein — ich begegnete einigen alten Herren, langjährigen Gewohnheitsgästen, welche zwischen „dem Frauenzimmer" aus Nord und Ost sich ganz behaglich zu bewegen schienen.

Landschaftliche Reize dürfte man in der Nähe Franzensbads vergeblich suchen. Aber in archäologischer und naturwissenschaftlicher Hinsicht kann das Egerländchen, welchem das Bad angehört, manches bieten. Da ist zuerst Eger selbst, ein altes, winklichtes, von Braunkohlenruß geschwärztes Nest, das außer manchen merkwürdigen Gebäuden eine wahre Perle früherer Baukunst besitzt, die wohl besserer Fürsorge wert wäre — den halb verfallenen Prachtsaal, in welchem Wallensteins Offiziere beim Festmahle ermordet wurden, und wenn auch einige krittlige Geschichtsforscher das Zimmer auf der Bürgermeisterei nicht als dasjenige anerkennen wollen, in welchem Wallenstein selbst überfallen wurde, so besitzt doch das dort eingerichtete Altertumsmuseum eine der mehrfachen authentischen Hellebarden, auf deren Eisen man noch den Rost der Blutflecken als Zeugnis der Echtheit sieht. Der alte, ungefüge schwarze Turm führt uns eben durch seine riesigen Quadern zu dem berühmten Kammerbühl, der wohl noch näher bei Franzensbad als bei Eger liegt und vielleicht der einzige noch erkennbare Basaltkrater auf der rechten Rheinseite ist, den Deutschland aufzuweisen hat. Goethe besuchte ihn mehrmals von Carlsbad aus; Graf Ungern-Sternberg ließ einen Stollen in den Lavastrom treiben, welchem die Quadern des schwarzen Turmes entnommen sind; heute ist der Stollen unwegsam geworden und die Schlacken und Aschen, aus welchen der Krater selbst aufgetürmt ist, werden vielleicht mit dem größten Teile des Hügels selbst in naher Zukunft weggeräumt sein, da sie als Straßenschotter eifrigst ausgebeutet werden. Schade um diesen sprechenden Zeugen der vulkanischen Thätigkeit, die jetzt nur noch durch die zahlreichen Kohlensäurequellen sich kundgibt, welche überall an dem Rande des Basaltgebietes hervortreten. Die Bewohner des Egerlandes scheinen doch in vielen anderen Punkten ein eminent konservatives Völkchen zu sein; die eigentümliche Bauart der Ge-

höfte spricht ebenso für diesen erhaltenden Zug, wie die Rasse des schwer hinwandelnden Rindviehs —, ein kleiner, brauner Schlag, der ausgezeichnete Milch und vortreffliches Fleisch liefert und der mich so sehr an die kleinen Kühe der Bretagne, des schottischen Hochlandes und der Gebirge in Algerien erinnerte, daß ich fast darauf schwören möchte, man habe hier die Rasse der Pfahlbauten, die sogenannte Torfkuh, unverändert weiter gezüchtet seit den Zeiten des grauesten Altertums.

Aber es ist Zeit, sich von diesen Dingen abzuwenden und mit dankbarer Erinnerung von den Quellen zu scheiden, an denen schon so manche sich Genesung und neue Lebensfreude holten und noch manche sich holen werden. Es waren traurige Spätsommertage, die wir dort zubrachten; kaum, daß man zwischen den endlosen Regengüssen die kurzen Momente haschen konnte, welche einen Ausflug erlaubten; die wissenschaftliche Erklärung, daß der Nordostpassat mit dem Südweststrome in dauerndem Kampfe liege und daß der Tummelplatz ganz Europa sei mit Ausnahme des hohen Nordens, konnte über die Thatsache nicht weghelfen, daß es in Franzensbad nicht weniger regnete, stürmte und kalt war, als zu gleicher Zeit in Mailand oder Rom; nur der eine Trost blieb, daß die Wege auffallend schnell trockneten und man unmittelbar nach dem Regen in dem Park spazieren gehen konnte, ohne sich nasse Füße zu holen. Aber auch das ist viel wert für die mit Katarrhen aller Art, mit Blutarmut und Bleichsucht kämpfende Frauenwelt, die sich in Franzensbad zusammenfindet.

Hier möchte ich noch einmal auf die Trinkkuren zurückkommen. Die Franzensquelle enthält Eisen, die Salzquelle nicht — beide haben also verschiedene Heilanzeigen, obgleich ihre übrigen Bestandteile etwa die gleichen sind. Das Eisen findet sich in der denkbar löslichsten und verdaulichsten Form als kohlensaures Eisenoxydul und die Kohlensäure, die in allen Quellen überreichlich sprudelt, hilft gewiß durch ihre die Schleimhäute erregende Wirkung zu leichterer Aufnahme der Stoffe und des Wassers überhaupt. Da in den meisten Fällen, wo Blutarmut oder mangelnde Bildung roter Blutkörperchen im Spiele sind, auch die übrigen Funktionen der Schleimhäute, des Darmes, der Lungen, der Geschlechtsorgane herabgestimmt sind, so werden die Franzensbader Quellen in ihrer glücklichen Mischung diese Thätigkeit anregen, umstimmen, regeln.

Aber es ist mir bis jetzt unverständlich geblieben, warum gerade in Franzensbad jene strenge Hausordnung durchgeführt wird, welche man auch in anderen Bädern findet und die vielleicht gerade bei zarten Konstitutionen, welche dort zusammenkommen, am wenigsten angezeigt ist. Hier gerade wäre Schonung der Gewohnheiten vorzugsweise am Platze. Gewiß ist von Hunderten der Leidenden aus der schöneren Hälfte des Menschengeschlechtes nicht eine, welche nicht gewohnt wäre, morgens irgend ein warmes Getränke zu genießen — Kaffee, Thee, Schokolade, Kakao, was es auch sei — warum unmittelbar mit dieser Gewohnheit brechen? Die Aerzte raten meistens und mit gutem Grunde, wenn sie Eisenmittel verschreiben, dieselben beim Essen oder unmittelbar nach dem Essen zu nehmen — hier muß die Franzensquelle in den nüchternen, an warmes Getränke gewöhnten Magen kalt hinabgegossen werden.

Ich habe nicht begriffen und begreife noch nicht, warum man diese Wässer, je nach ihrer verschiedenen Indikation, nicht ebensogut zu allen Stunden des Tages und namentlich zum Essen trinken kann, als Gießhübler Sauerbrunn, den man überall auf den Eßtischen sieht. Ich begreife nicht, warum das aus der Apotheke geholte Eisen nur bei Tische verdaulich sein soll, das aus der Quelle geholte nur bei nüchternem Magen. Ich lese in einer Badeschrift: „Die Trinkkur wird am zweckmäßigsten des Morgens nüchtern gebraucht, wo der Körper gestärkt und der Magen zur Aufnahme der Heilstoffe am empfänglichsten ist.“ Und ich sage geradezu, letzteres ist nicht wahr, denn es existiert keine besondere Empfänglichkeit für Heilstoffe, verschieden von derjenigen für Nahrungsstoffe und die wenigsten Menschen besitzen einen Magen, der morgens früh, beim Verlassen des Bettes, empfänglicher wäre für Nährstoffe, als mittags oder abends. Aber es paßt nicht zu der herkömmlichen Badeordnung, die sich abspielt wie ein Uhrwerk — Trinken, Spazieren, Frühstücken, Baden, Ruhen, Mittagessen, Kaffeetrinken und wie es so weiter geht bis zum frühen Ende, denn wer vor morgens früh um 5 Uhr am Brunnen sein soll — es gibt Fanatiker, welche noch früher heranstürzen — der muß auch abends früh auf die Stange hüpfen!

Es ist Sache der Aerzte, den Gebrauch eines

so wirksamen, in vielen Fällen unschätzbaren und einzig dastehenden Heilmittels, wie Franzensbad ist, den durch krankhafte Zustände veränderten physiologischen Bedingungen anzupassen — denn man geht nicht dorthin, um zweifelhafte Vergnügungen mitzumachen, sondern um wirkliche Leiden zu lindern und womöglich zu heilen. Diesen Punkt aber weiter auszuführen, ist nicht meine Sache — alle Bedingungen sind vorhanden, denn nirgends ist für das Wohlbehagen des Gastes in Beziehung auf Wohnungen, Nahrung, Spaziergänge, Musik besser gesorgt. Das ist viel wert und muß lobend anerkannt werden. Und wenn morgens früh 5 Uhr ein Schälchen Kaffee ohne Milch getrunken werden müßte, ehe man zum Brunnen geht — denn frische Morgenluft wiegt eine Portion Eisen auf — so würden die so gefälligen Hauswirte in Franzensbad auch dafür zu sorgen wissen.

Die Eisenbahnfahrt von Franzensbad nach Carlsbad ist wenig reich an landschaftlich einladenden Ausblicken. Manchmal möchte man sich in einen der Steinkohlenbezirke Englands oder Westphalens versetzt wähnen, so rauchen überall die Schlote, welche leider nur Braunkohle brennen, die hier in großen Mengen gefördert wird. Wenn dieses Brennmaterial, das fast überall am Fuße der großen Basaltformation Mitteldeutschlands ausgebreitet ist, für die Industrie eine bedeutende Hilfsquelle bildet, so läßt sich nicht leugnen, daß es für das Haus die Steinkohle in unangenehmer Weise ersetzt. Die feinen Kohlenteilchen des Rauches haben etwas Fettiges, werden vom Winde in weit größere Entfernungen verführt und leiden nichts Weißes, wie die Goethesche Sonne. Vielleicht wäre es an der Zeit, daß die Verwaltungen einiger böhmischen Bäder, die sonst in so ausgezeichneter Weise für ihre Anstalten zu sorgen wissen, diesem Punkte eine specielle Aufmerksamkeit widmeten — reine Luft ist ein nicht zu unterschätzendes Element, wie ich schon bemerkte, und man hat nicht umsonst die Luftkurorte erfunden für Stubenhocker und die noch größere Zahl von Stubenhockerinnen.

Was soll man von Carlsbad sagen, nachdem so viele beredte Zungen das Lob seiner herrlichen Wälder, seiner reizenden Umgebungen und besonders seiner in ihrer Art einzigen Quellen gesungen haben? Zu dem, was die Natur hier geschaffen, hat die Kunst das ihrige hinzugefügt, jedes Jahr sieht man neue Wege bahnen, neue Hallen erstehen, unter welchen die trinkenden Badegäste im Gänsemarsche einherwandeln können mit dem Glase im Riemen und viele auch mit der Uhr in der Hand, denn es gibt hier Fanatiker aller Art, Fanatiker der Zeit, Fanatiker der Brunnen, Fanatiker der Kaffeehäuser, Fanatiker der Spazierwege.

Heiße Quellen haben immer etwas Mystisches, zur Untersuchung und zum Nachdenken Aufforderndes. Eine kalte Quelle versteht sich gewissermaßen von selbst; man ist an ihr Erscheinen und Auftreten gewöhnt und findet nichts Besonderes darin, namentlich in unseren Gegenden, wo der Wechsel der Bodenbeschaffenheit und des Untergrundes, die Häufigkeit der Niederschläge, die Geringfügigkeit der Verdunstung jeder Art von Quellenbildung befördert und begünstigt. Man schätzt sich glücklich, wenn die Quellen kühl und schmackhaft sind und noch glücklicher, wenn sie Mineralstoffe enthalten, auf die man einen Badeort gründen kann. Warme und heiße Quellen sind meist nicht mehr zu entdecken; die Vorfahren sind uns darin meist zuvorgekommen; für die Bewohner handelt es sich darum, sie auszunutzen, für die Aerzte ihre Heilwirkungen festzustellen, für die Naturforscher ihre Bildung zu begreifen. Die einen hängen von den anderen ab; ohne den Chemiker tappt der Arzt im Dunkeln, und von dem Arzte wie von dem Kranken hängt wieder der Rang ab, welchen der Kurort einnimmt.

Im großen ganzen können wir uns die Bildung heißer Quellen genügend erklären; hinsichtlich der speciellen Verhältnisse wissen wir, offen gestanden, verzweifelt wenig.

Der allgemeine Satz heißt: Alle Quellen, welche eine höhere Temperatur zeigen, als die mittlere Bodentemperatur des Jahres, steigen durch Spalten aus der Tiefe auf und zwar aus um so größerer Tiefe, je wärmer sie sind. In etwa dreißig Meter Tiefe unter der Oberfläche zeigt das Thermometer keine Schwankungen mehr, es bleibt Sommer und Winter auf demselben Punkte stehen; die Wärme des Sommers, die Kälte des Winters dringen nicht so tief hinab. Von diesem Punkte an nimmt die Temperatur im Boden zu; ein Bohrloch oder ein Grubenschacht von 100 Metern Tiefe zeigt am Grunde eine höhere Temperatur. Der Schluß, daß wärmere Quellen aus größerer Tiefe kommen müssen, ist also ein vollkommen folgerichtiger.

Sobald es sich aber um die näheren Be-

stimmungen der Quantität dieser Wärmezunahme handelt, erheben sich die größten Schwierigkeiten.

Ich habe schon zu wiederholten Malen in verschiedenen Schriften und Abhandlungen darauf hingewiesen, daß die Resultate der Messungen, die man in Bohrlöchern und Bergwerken, zuletzt auch noch in Tunnels, die unter hohen Gebirgen durchgehen, wie z. B. der Gotthardttunnel, mit großer Sorgfalt ausgeführt hat, viel zu weit auseinander weichen, als daß man daraus eine einfache Mittelzahl, wie gewöhnlich geschieht, ableiten könnte. Dieses Resultat muß notwendigerweise aus verschiedenen Faktoren zusammengesetzt sein, worunter die Beschaffenheit der Gebirgsarten, die Nähe vulkanischer Herde, die chemischen Vorgänge innerhalb der Gesteinsschichten und bei Quellen insbesondere, die Mächtigkeit und Geschwindigkeit der Ausströmung und die Seitenwege, welche die durch Spalten aufsteigenden Wasser einschlagen können, eine wesentliche Rolle spielen. In Steinkohlengruben, wo durch die beständige Zersetzung der Kohlen Wärme entwickelt wird, nimmt die Wärme nach Innen rascher zu, als in Bergwerken, die in Gneis oder Granit eingetrieben sind; in der Nähe nicht nur noch thätiger, sondern auch sogenannter erloschener Vulkane, wo immer noch bedeutende chemische Prozesse sich abspielen, die stets Wärme erzeugen, ist die Zunahme am bedeutendsten; Quellen, welche mit bedeutender Machtfülle aus dem Boden in raschem Strome hervorbrechen, werden bei dem Aufsteigen durch die kälteren aufliegenden Gebirgsschichten sich weniger abkühlen, als spärliche Quellen, welche durch enge Spalten langsam aufsteigen oder gar Umwege nach oben machen. Bei den Quellen von Pfäffers in der Schweiz kann man den Einfluß dieses letzteren Faktors deutlich nachweisen. Die Wassermenge, welche diese Quellen liefern, hängt von der Quantität der Niederschläge auf den benachbarten Gebirgsstöcken des Calanda und der Grauen Hörner ab. Ist im Winter viel Schnee gefallen, so sprudeln sie reichlich und sind um einen, ja um zwei Grad wärmer, als bei spärlichem Flusse in trockenen Jahren.

Sehen wir uns nun nach diesen verschiedenen Bedingungen speciell bei den Carlsbader Quellen um.

Die Wassermenge hat einen bedeutenden Einfluß auf die Temperatur.

Die auf dem rechten Ufer der Tepl im Bereiche der Sprudelhalle aus mehreren Oeffnungen hervorbrechenden Quellen liefern etwa 9 Hektoliter Wasser in der Minute, ihre Temperatur beträgt 72,7° C. Alle übrigen, auf dem linken Ufer der Tepl gelegenen Brunnen liefern bedeutend weniger Wasser, der Theresienbrunn, der bedeutendste, nur 19 Liter in der Minute, also etwa fünfzigmal weniger und der wärmste dieser Brunnen, der Bernhardsbrunn, zeigt nur 65,9° C., also 6,8° C. weniger als der Sprudel, die übrigen aber 10—12° im Mittel weniger. Daß alle diese Quellen aus einer einzigen unterirdischen Wasserbahn aufsteigen, läßt sich durch die Identität der in ihnen enthaltenen Bestandteile leicht nachweisen; sie haben sich also in verschiedenen Graden abgekühlt. Diese Abkühlung steht nicht genau in umgekehrtem Verhältnis zu ihrem Reichtum; der wärmere Bernhardsbrunn liefert etwa die Hälfte weniger Wasser als der kühlere Theresienbrunn, aber wir müssen dabei bedenken, daß die Spalten, durch welche diese dünnen Strahlen sich durchwinden, augenscheinlich gar vielfach verschlungen sind.

Die Carlsbader Quellen steigen alle durch Spalten aus dem Granit auf. Ob dieser Granit, wie Hochstetter behauptet, drei scharf geschiedene Varietäten zeigt, feinkörnigen Kreuzberg-, porphyrischen Carlsbader Granit und grobkörnigen Hirschensprung Granit, oder ob diese Varietäten allmählich ineinander übergehen, wie andere annehmen, welchen ich recht geben möchte, ist für die uns hier beschäftigende Frage vollkommen gleichgültig; so viel steht fest, daß in Graniten, welcher Art sie auch sein mögen, die Wärme nach unten in viel geringerem Maßstabe zunimmt, als in anderen Felsarten. Im Gneiße des sächsischen Erzgebirges beträgt die Wärmezunahme je 1° C. auf rund 42 Meter; im Gneiße des Bergwerkes von Oldham in England muß man 55 Meter hinabsteigen, um einen Grad Wärme mehr zu finden.

Nehmen wir in runder Summe die Wärmestufen im Granit zu 50 Meter für 1° C. an, nehmen wir ferner an, daß die konstante Bodentemperatur in Carlsbad 8,7° C. sei, was gewiß zu viel ist, so würde die wahrscheinliche Tiefe, aus welcher die Quellen hervorbrechen, etwa 3200 Meter betragen. Mit anderen Worten: Das Regen- und Schneewasser, welches in der Umgegend von Carlsbad in den Boden sinkt, würde die Temperatur des Sprudels annehmen,

wenn es bis in die Tiefe von 3200 Metern in den Boden eindringt; es müßte sogar, der Abkühlung durch die Felsschichten wegen, in deren Spalten es durch Heberwirkung auf die Oberfläche kommt, wenigstens noch einige hundert Meter tiefer hinabsinken.

Hier kommen aber noch andere Umstände in Betracht.

Franzensbad, Marienbad, Carlsbad und Teplitz, um nur von böhmischen Bädern zu sprechen, liegen in der Erstreckungslinie des großen Basaltzuges, der an dem Nordrand von Böhmen hinstreicht und sich bald durch einzelne Kuppen, bald durch größere zusammenhängende Gebiete an der Oberfläche kenntlich macht. Dieses alt vulkanische Gestein, über dessen wirklich vulkanische Entstehung jetzt kein Mensch mehr im Zweifel sein kann, hat alle übrigen Gesteine der Gegend durchbrochen, den Granit wie den Gneiß, den der Kreide zugehörigen Quadersandstein des Elbthales, wie die Braunkohlenformation und die Süßwasserkalke, welche von Teplitz bis nach Eger sich hinziehen. Die vulkanische Thätigkeit ist zwar erloschen, aber der alte Maulwurf in der Tiefe ist noch nicht ganz tot und namentlich die Entbindung von Kohlensäure, das Hervorsprudeln von kohlensauren Quellen, welche fast überall in der Umgebung der Basalte sich vorfinden, zeugen von fortdauernder chemischer Thätigkeit in der Tiefe. Wer aber chemische Thätigkeit sagt, sagt Wärme; alle chemische Thätigkeit, Zersetzung wie Zusammensetzung, erzeugt Wärme. Wo also Kohlensäure einem Boden entströmt, der durch eigne Zersetzung keine liefern kann, muß auch irgendwo ein Wärmeherd sich finden, in welchem die Bildung von Kohlensäure durch Zersetzung kohlensaurer Gesteine stattfindet. Daß solche Wärmeherde bedeutenden Einfluß üben können, zeigt folgendes Beispiel, welches ich in meinem Lehrbuche der Geologie und Petrefaktenkunde angeführt habe.

„In der Nähe von Neuffen in Württemberg sind die verschiedenen Schichten des Jura bis auf die Schiefer des Lias mittels eines 385 Meter tiefen Bohrloches durchsenkt worden; die Zunahme der Temperatur ist so bedeutend, daß die Thermometer auf dem Grunde des Bohrloches 38,7° C. zeigten und daß auf je 10,5 Meter Tiefe die Temperatur um einen Grad zunahm, eine Zunahme, die das in artesischen Brunnen gewöhnliche Maß um das Dreifache übertrifft. Diese Anomalie scheint sich indessen daraus zu erklären, daß das Bohrloch fast gänzlich in Schwefelkies haltenden Liasschiefern steht, in welchen so bedeutende chemische Prozesse sich abspielen, daß sie sogar häufig bei Berührung mit Luft selbständig in Brand geraten.“

Franzensbad, Teplitz, Carlsbad, enthalten alle bedeutende Mengen von Kohlensäure, die kühlen Quellen des ersteren sind damit übersättigt, die heißen Quellen Carlsbads enthalten am wenigsten. Das ist ein rein physikalisches Verhältnis; je wärmer das Wasser, desto weniger Kohlensäure vermag es zu binden.

Die Kohlensäure, welche diese Quellen enthalten, kann nicht, wie ihre übrigen Bestandteile, aus den von ihnen direkt durchbrochenen Gesteinen stammen: Gneiß, Granit, Porphyr können keine Kohlensäure an die Wasser abgeben, durch welche sie ausgelaugt werden — aus dem einfachen Grunde, weil diese Gesteine keine kohlensauren Verbindungen enthalten. „Das schönste Mädchen,“ sagt das französische Sprichwort, „kann nicht mehr geben, als es hat,“ und der Granit kann auch nicht mehr geben, als er hat. Die Kohlensäure aller dieser Quellen muß also anderen Erzeugern und wahrscheinlich den basaltischen Herden entstammen, und da diese zugleich Wärmeherde sind, so kann dadurch die Zunahme der Wärme im Boden gesteigert und der Punkt, welchem die Quellen entsteigen, der Oberfläche bedeutend näher gerückt werden.

Wollte man die Tiefe, aus welcher die Carlsbader Quellen entsteigen, nach der Stufe von Neuffen berechnen, so würde dieselbe nur etwa 700 Meter betragen.

Wie man sieht, ein bedeutender Spielraum zwischen den beiden Berechnungen!

Vergessen wir bei solchen Spekulationen nicht, daß der Zutritt der Kohlensäure zu den im Innern der Erde strömenden und nach oben aufsteigenden Quellen an jedem Punkte ihres Verlaufes statthaben kann! Es ist möglich, daß die Kohlensäure aus einem noch tiefer liegenden Herde kommt, also zur Hebung und Erwärmung der Quellen beiträgt; es ist ebenso möglich, ja fast wahrscheinlicher, wie sich aus dem Verhalten der Franzensbader Quellen schließen läßt, daß sie aus höher gelegenen Herden von der Seite herantritt und somit selbst erkältend auf die Quellen wirken kann.

Sehen wir nun zu, ob die Bestandteile, welche die Quellen enthalten, uns etwas über ihren Ursprung sagen können. An Carlsbad haben sich die berühmtesten Analytiker ihre Sporen verdient; Berzelius hat Jahre hindurch an der Analyse der Carlsbader Quellen und ihrer Absätze im Sprudelsteine gearbeitet und die vergleichenden Analysen der einzelnen Brunnen von Professor Ludwig in Wien sind wahre Musterarbeiten; aber auch die Analysen der Franzensbader Quellen genügen vollkommen, wenn auch dieselben zum Teil aus älterer Zeit stammen. Aber auch hier hat Berzelius Unvergängliches geleistet! Ich nehme nur auf diese beiden Bezug.

Da stellt sich denn als erstes Resultat heraus, daß Franzensbad und Carlsbad genau dieselben wesentlich wirkenden Bestandteile enthalten und daß die Unterschiede, welche diese Quellen zeigen, sich großenteils aus ihrer verschiedenen Temperatur erklären lassen.

Franzensbad mit seinen nur wenig über die mittlere Bodentemperatur erwärmten Quellen ist mit Kohlensäure übersättigt; die Carlsbader heißen Quellen enthalten um so weniger Kohlensäure, je wärmer sie sind; unter den von Ludwig untersuchten neun Quellen enthält die heißeste, Sprudel, etwa dreimal weniger Kohlensäure als die kühlste, die Elisabethquelle, und die übrigen reihen sich in Beziehung auf Kohlensäuregehalt fast genau nach Maßgabe ihrer Temperatur aneinander. Das ist ganz in der Ordnung, nach physikalischen Gesetzen muß es so sein.

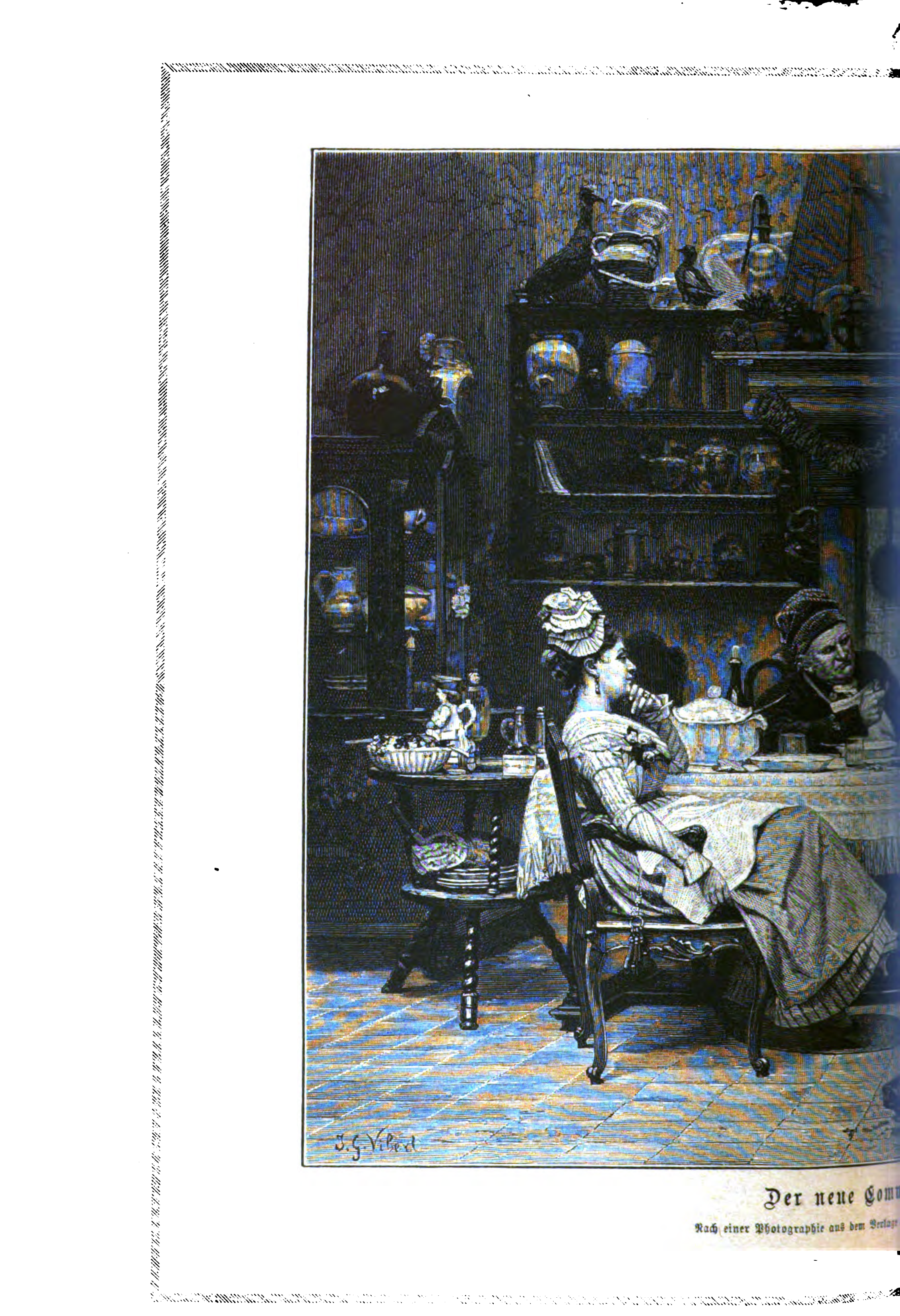
Die festen Bestandteile, welche das aus dem Boden quellende Wasser in Auflösung enthält, hat es aus den Gesteinen ausgelaugt. Das Regen- und Schneewasser, welches in den Boden einsickert, ist destilliertes Wasser, das etwas Kohlensäure aus der Atmosphäre aufgenommen hat, aber keine festen Bestandteile aufgelöst enthalten kann, diese müssen also dem Boden entzogen worden sein. Es gibt kein Gestein, welches der auflösenden Kraft des Meteorwassers, die durch Massen und in unmeßbar großen Zeiträumen wirkt, Widerstand zu leisten vermöchte, alles wird nach und nach zersetzt und die löslichen Stoffe weggeführt. Quellen, welche durch Gebirgsschichten von gleicher chemischer Beschaffenheit durchsickern, werden die gleichen chemischen Bestandteile enthalten.

Aber solche Quellen müssen die Bestandteile nicht in gleichen Verhältnissen gemischt enthalten. Zwei Gesteine, welche genau dieselben Mengen von Kieselerde, Thonerde, Natron, Kali und Kalk enthalten, können diese Bestandteile in sehr verschiedenen verhältnismäßigen Mengen an das auslaugende Wasser abgeben, je nachdem dieselben in dem Gesteine zu mehr oder minder zersetzbaren Mineralien verbunden sind. Gewisse Trachyte, vulkanische Gesteine, haben im großen Ganzen genau dieselbe Zusammensetzung, wie viele Granite, aber die Zersetzbarkeit und Auflöslichkeit der einzelnen Stoffe ist außerordentlich verschieden, weil die Stoffe zu sehr verschiedenen Mineralien miteinander kombiniert sind.

Wenden wir diese Principien auf die beiden in Rede stehenden Quellenkomplexe an, so zeigt sich vor allen Dingen, daß dieselben durchaus die gleichen Hauptbestandteile enthalten, also aus chemisch gleich zusammengesetzten Gesteinen hervorkommen müssen. In beiden sind die Hauptbestandteile schwefelsaures Natron oder Glaubersalz, kohlensaures Natron oder Soda und Chlornatrium oder Kochsalz. In beiden Quellenkomplexen ist das Glaubersalz der vorragendste Bestandteil, seine Menge beträgt fast die Hälfte der Summe aller festen Bestandteile zusammengenommen; dagegen enthält Carlsbad verhältnismäßig mehr Soda, Franzensbad dagegen mehr Kochsalz. Die einzelnen Quellen der beiden Orte zeigen nur sehr geringe Verschiedenheiten in Beziehung auf die Menge dieser aufgelösten Salze; oft sind diese Verschiedenheiten so gering, daß sie innerhalb der Fehlergrenzen der Analysen liegen. Man kann also wohl Mittelzahlen berechnen. Danach enthalten in 10 Liter Wasser (10 000 Gramm) im Mittel Gramm:

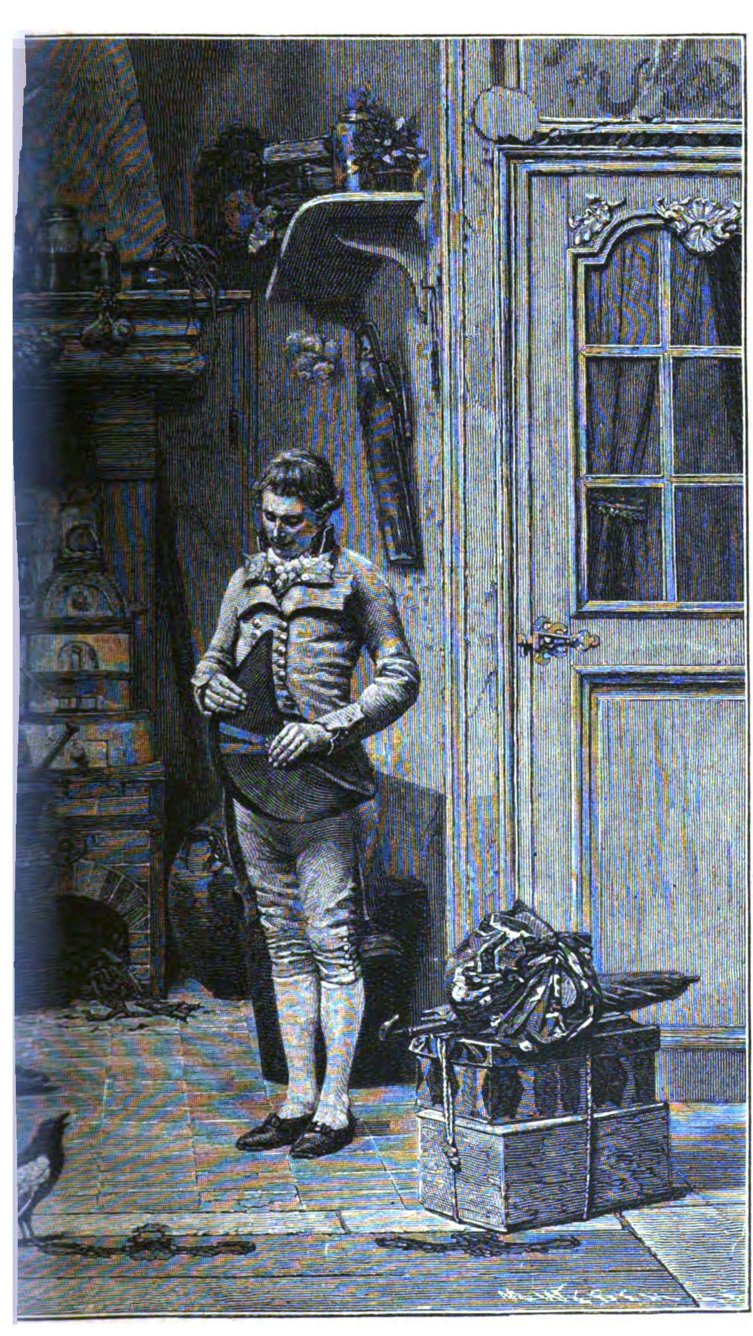
	Franzensbad	Karlsbad
Schwefelsaures Natron	32,51	23,86
Kohlensaures Natron	8,61	12,73
Chlornatrium	11,62	10,27

Oeffnen wir hier zuerst eine Parenthese. Carlsbad hat, namentlich im Süden und Westen Deutschlands, unter den Bädern etwa denselben Ruf, wie früher der Moschus unter den Arzneimitteln; es gilt als letzter Versuch und der vorsichtige Mann macht sein Testament, ehe er dem Rate seines Arztes folgend, sich zu einer Kur in Carlsbad entschließt. Die Nord- und Ostländer teilen diese Furcht nicht und haben vollkommen recht. Muß man längst Gesagtes immer



Der neue Com

Nach einer Photographie aus dem Verlage



H. Vibert.

·gart (E. Lecadre u. Co., Paris).

wiederholen? Vielleicht doch! Denn eingewurzelte Vorurteile halten schweren Stand und sind nicht leicht zu beseitigen. Dr. Hlawaczek, einer der ältesten Kurärzte Karlsbads, hat gegen dieses Vorurteil mit Entrüstung vor einigen Jahren in der „Gartenlaube“ protestiert, aber die Stimme konnte um so eher überhört werden, als sie von einer Seite kam, die einiges Interesse dabei haben konnte. Vielleicht waren früher die Aerzte auch selber schuld an der Erzeugung und Verbreitung des Irrwahns. Es gehörte zur Carlsbader Kur, daß die seltsamsten Vorschriften in Beziehung auf Speisen, Getränke, Ernährung und Verhalten gegeben und der unfügsame Kurgast mit den schrecklichsten Folgen bei Uebertretung derselben bedroht wurde. Noch heute findet man an Gasthäusern und Restaurationen angeschlagen: „Kurgemäße Küche“. Ich habe trotz eingehender Nachforschungen nicht herausbringen können, wodurch eine kurgemäße Küche sich von einer anderen guten Küche unterscheidet. Als ich in Karlsbad war, wurde ich eines Tages von einer Freundin, mit welcher ich über diesen wichtigen Gegenstand ernste Beratungen gepflogen hatte, zu kurgemäß zubereiteten Forellen und einem kurgemäß gebratenen Fasan eingeladen. Ich fand Forellen mit Genfer Sauce und einen vortrefflich gebratenen Fasan, dem ich nichts besonderes abgewinnen konnte. Ich wurde belehrt, daß die kurgemäße Genfer Sauce keine Kapern enthalte und daß der Fasan, statt gespickt zu sein, nur in einer Speckschnitte gebraten sei. Guter Himmel! Obgleich in Genf lebend, hatte ich bis dahin noch keine Genfer Sauce mit Kapern gegessen und auch niemals einen Fasan anders braten sehen, als in einer Speckschnitte! In eine solche eingehüllt, sieht man Rebhühner, Fasanen, Wachteln und Krametsvögel an allen Schaufenstern der Pariser Restaurants! Ich hatte also bis dahin und mir vollkommen unbewußt, stets kurgemäß bereitete Forellen und Fasanen verzehrt!

Es wäre über diesen Gegenstand noch manches zu sagen und ich denke in der Folge darauf zurückzukommen. Schließen wir die Parenthese und wenden wir uns zu der behandelten Frage zurück.

Franzensbad enthält, wie aus den oben mitgeteilten Zahlen hervorgeht, mehr feste Bestandteile als Carlsbad und zugleich sind die Verhältnisse verschieden. Setzt man die Menge von Glaubersalz = 100, so enthalten beide Quellenkomplexe:

	Franzensbad	Carlsbad
Kohlensaures Natron	26,5	43,0
Chlornatrium	35,7	53,0
Kohlensaurer Kalk	6,2	1,4

Franzensbad enthält also im Verhältnis zum Glaubersalz mehr Kochsalz, mehr kohlensauren Kalk und weniger Soda als Carlsbad.

Der geringe Gehalt von kohlensaurem Kalk in den Carlsbader Quellen erklärt sich leicht. Der kohlensaure Kalk wird von kaltem, mit Kohlensäure übersättigtem Wasser leicht gelöst, schlägt sich aber durch Erwärmung und Austreibung der Kohlensäure nieder. Dies ist der Grund, weshalb die Carlsbader Quellen den bekannten Sprudelstein absetzen, der zu 96 bis 97 Prozent aus kohlensaurem Kalke besteht, alle Spalten und Risse, durch welche das Wasser aufsteigt, auskleidet und nach und nach verstopft, so daß die Sprudelröhre jährlich mehrmals ausgebohrt werden muß. Der Absatz dieses Sprudelsteines ist so bedeutend, daß zwischen den Granitschichten ganze Schalen gebildet werden, daß an der Oberfläche, wo die Quellen ausströmen, sich dicke Schichtwölbungen absetzen, und von Zeit zu Zeit die Quellen, deren Ausfluß sich verstopft, durch gewaltige Ausbrüche sich Luft machen. Prachtvolle Durchschnitte, auf welchen man solche Schalen zwischen den Granitschichten und die Ausfütterung der feinen Spalten, aus welchen hie und da noch Dampf ausströmt, mit Muße beobachten kann, bieten sich am Markte, wo jetzt die Kolonnade fortgesetzt werden soll und wo neuerdings, wie ich aus den Zeitungen ersehe, durch die Arbeiten eine neue Quelle bloßgelegt worden ist. Die einsichtige Behörde von Carlsbad, deren Fürsorge um den Aufschwung des Bades nicht genug zu loben ist, hat beschlossen, diesen Aufschluß, den F. von Hochstetter vor einigen Jahren beschrieben hat, so herstellen zu lassen, daß er den in der Kolonnade wandelnden Badegästen stets zur Ansicht zugänglich bleibt. Daß Franzensbad keinen Sprudelstein absetzt, erklärt sich leicht aus dem Umstande, daß seine Wasser kühl und mit Kohlensäure übersättigt sind.

Aehnliches gilt für den Gehalt an Eisen, das, wie der kohlensaure Kalk, in Gestalt von kohlensaurem Eisenoxidul in einem Ueberschusse von Kohlensäure gelöst bleibt, aber sogleich sich niederschlägt, sobald die Kohlensäure entweicht.

Das kühle kohlensaure Wasser von Franzensbad läßt sein Eisen erst in Berührung mit der Luft als Eisenoxid, als Ocker fallen; das Eisen, welches die Carlsbader Quellen ursprünglich enthielten, steckt zum größten Teile in dem Sprudelsteine.

Für den Unterschied in den Proportionen von Kochsalz und Soda geben aber die physikalischen Verhältnisse keinen Aufschluß und der Grund dürfte wohl darin zu suchen sein, daß die Franzensbader Quellen aus Glimmerschiefer, die Carlsbader aus Granit hervorbrechen, die beide gleiche chemische Zusammensetzung, aber sehr verschiedene Zersetzbarkeit besitzen, daß erstere ihre Auslaugung des Gesteines unter geringem Drucke und niederer Temperatur, mit Beihilfe bedeutender Mengen von Kohlensäure, letztere unter hohem Drucke und hoher Temperatur bewerkstelligen.

Ziehen wir aus dem Gesagten die sich ergebenden Folgerungen, so kommen wir zu dem Schlusse, daß beide Quellenkomplexe aus chemisch ziemlich gleichartigen Gesteinen ihre Auslaugungsprodukte und aus besonderen, mit den benachbarten Basalten in nächster Beziehung stehenden Herden ihre Kohlensäure beziehen, über deren Menge in Franzensbad man sich um so weniger wundern darf, als der kaum ausgebrannte Vulkan des Kammerbühls in nächster Nähe der Quellen aufgeschüttet worden ist.

Trotz der sorgfältigen geologischen Untersuchungen, welche namentlich von F. von Hochstetter angestellt worden sind, dürfte es dennoch ziemlich schwer halten, sich ein genaues Bild von den Spalten und Klüften zu machen, durch welche die verschiedenen Quellen von Carlsbad aufsteigen. Hochstetter nimmt eine in der Richtung von Südost nach Nordwest laufende Hauptspalte und eine von Südwest nach Nordost gerichtete Nebenspalte an, welcher der Mühlbrunn und der Theresienbrunn angehören sollen, während die übrigen Quellen und namentlich der Sprudel, sich der Hauptspalte anreihen. Eine Entscheidung ist deshalb schwer, weil offenbar im Laufe der Jahrhunderte durch den beständigen Absatz von Sprudelstein den Quellen-Ausflüssen gar manche veränderte Stellen angewiesen worden sind. Wo nur irgend das Thermalwasser hinfloß, sei es, daß es durch Spalten aufstieg oder zwischen den Absonderungsklüften der Granite hinfloß, haben sich diese Absätze gebildet, oft in mächtigen, meterdicken Schalen, die aus verschieden gefärbten und zusammengesetzten Blättern gebildet sind, welche bezeugen, daß sich der Absatz und Ausfluß der zwischen den Gesteinen cirkulierenden Wasser vielfach änderte. So mögen denn Quellen, die früher der Nebenspalte angehörten, jetzt in der Hauptspalte durchbrechen, nachdem ihr alter Abfluß sich verstopft hatte; ja es wäre möglich, daß der ganze Anschein von zwei einander in sehr spitzem Winkel kreuzenden Spalten nur dadurch erzeugt würde, daß die Quellen in dem vielfach zerklüfteten, von Sprudelsintern durchschwärmten Gesteinen nach Seitenrichtungen hin ihren Ausweg nahmen, wo keine Absätze ihnen Widerstand leisteten.

Aber auch von Hochstetter läßt seine beiden Spalten in geringer Tiefe zusammenmünden und gibt durch diese Konstruktion schon seine Ansicht kund, daß sämtliche Quellen von Carlsbad, deren man jetzt wohl an zwanzig kennt, im Grunde genommen nur geteilte Ausflüsse einer einzigen mächtigen Quelle sind, eine Ansicht, welche auch durch die chemischen Analysen durchaus bestätigt wird.

Man kann es nicht genug wiederholen, daß die Carlsbader Quellen sich nur durch ihren Wärmegrad, nicht aber durch ihren Gehalt an festen Stoffen unterscheiden.

Ludwig hat neue Hauptquellen untersucht, die ihren Wärmegraden nach in folgender Weise sich aneinander reihen (ich gebe die Grade nach dem hundertteiligen Thermometer, den einzigen wissenschaftlichen und rationellen): Sprudel 72,7; Neubrunn 61,6; Theresienbrunn 60,3; Felsenquelle 59,5; Schloßbrunn und Mühlbrunn 55,6; Kaiserbrunn 49,1; Marktbrunn 48,7; Elisabethbrunn 44,4. Das sind bedeutende Unterschiede, achtundzwanzig Grade zwischen den beiden Extremen!

Aber hinsichtlich des Gehaltes an festen Stoffen sind die Unterschiede außerordentlich gering.

Früher pumpte man sich ungeheure Quantitäten von Wasser in den Leib. Das war überall Mode. Wenn man die reizenden Briefe liest, welche Madame de Sévigné über ihre Badekur in Vichy geschrieben hat, so muß man über die Energie staunen, mit welcher die damaligen Badegäste sich einen Strom von warmem Wasser durch den Körper leiteten, womit man fast ein Mühlrad hätte treiben können. Ganz ähnliche Dinge werden von Carlsbad be-

richtet. Man ist allmählich von diesen Ungeheuerlichkeiten zurückgekommen und jetzt trinkt ein Kurgast in Carlsbad höchstens vier Becher im Tage, die zusammengenommen noch bei weitem nicht ein Liter betragen. Sehr viele trinken weniger und nur selten wird man Becher finden, welche 1/4 Liter, 250 Gramm Wasser halten. Nehmen wir aber ein Liter per Tag an, so kann man leicht berechnen, wie viel feste Stoffe der Kurgast sich in seiner täglichen Ration von Wasser aneignet, je nachdem er diesen oder jenen Brunnen trinkt.

Wir können dreist behaupten, daß es nur zwei der in den Quellen enthaltenen Salze sind, welche durch ihre Menge eine Wirkung auf den Körper ausüben können, das Glaubersalz und die Soda. Das an Menge zunächst folgende Salz, das Kochsalz, kommt schon gar nicht in Betracht. In einem Liter Carlsbader Wasser ist im Mittel ein Gramm Kochsalz enthalten. Es wäre lächerlich, davon überhaupt nur reden zu wollen, denn ein Mensch, der einen Teller Suppe ißt, verzehrt darin mehr Salz, als in einem Liter Sprudel, und wenn er gewöhnt ist, überall mit einer kleinen Messerspitze Salz nachzuhelfen, wie dies ja so viele thun, so verzehrt er bei Mittag- und Abendessen eines Tages mehr Salz, als er in einem Monat in Carlsbad trinkt. Von all den anderen Bestandteilen aber, die nur in Zehnteilen, Hundertteilen, Tausendteilen oder Zehntausendteilen von Grammen in dem Wasser enthalten sind, kann begreiflicherweise erst recht nicht die Rede sein, wie sie auch heißen mögen, denn so viel davon, als in dem Carlsbader Wasser vorhanden ist, findet der aufmerksame Analytiker in jedem Trinkwasser. Man gibt sie nur gewöhnlich bei Trinkwassern nicht an, weil man sie nicht sucht und man sucht sie nicht, weil es gar kein Interesse hat, sie zu finden und zu bestimmen.

Es bleiben also die beiden Hauptbestandteile, Glaubersalz und Soda. Nun gut! Wer ein Liter Sprudel trinkt, der am meisten von diesen beiden Bestandteilen enthält, schluckt damit 2,4 Gramm Glaubersalz und 1,3 Gramm Soda, und wer ein Liter Schloßbrunn trinkt, der von beiden am wenigsten enthält, schluckt 2,3 Gramm Glaubersalz und 1,2 Gramm Soda. Unterschied für beide Bestandteile ein Zehntel Gramm, während einer ganzen Badekur von dreißig Tagen drei Gramm!

Wo es also darauf ankommt, durch die in dem Wasser enthaltenen Mineralstoffe allein eine Heilwirkung zu erzielen, ist es vollkommen gleichgültig, ob man Sprudel oder Schloßbrunn oder einen anderen, zwischen beiden Extremen befindlichen Brunnen trinkt; einsichtige Aerzte haben dies schon längst erkannt. Nur die Badegäste wollen nichts davon hören. Jeder meint, es müsse für ihn ein besonderes Tränklein von der Natur gebraut worden sein, und die Aufgabe des Brunnenarztes sei, dieses für ihn ausfindig zu machen. Ich kann nicht das ungemessene Erstaunen schildern, mit welchem man mich anschaute, wenn ich auf die Frage: „Von welchem Brunnen trinken Sie?" antwortete: „Von demjenigen, bei welchem ich zufällig Bekannte finde, mit denen ich weiter spaziere!" Man glotzte mich sprachlos an, etwa wie jener Schotte in Edinburg, dem ich eines Montags auf die Frage: „In welcher Kirche sind Sie gestern gewesen?" antwortete: „In gar keiner!"

Damit will ich nicht gesagt haben, daß es für die einzelnen Kranken durchaus gleichgültig sein könne, von welchen Brunnen sie trinken. Die kühleren Brunnen, wie Elisabethquelle, Schloßbrunn und Marktbrunn enthalten weit mehr freie Kohlensäure, als die warmen, und der Sprudel enthält so wenig, daß sie kaum in Betracht kommen kann. An und für sich würde die Kohlensäure, wollte man nur die Quantität berücksichtigen, die man einschluckt, kaum in Anschlag gebracht werden dürfen; unsere Zeit ist an kohlensaure Wasser, künstliche und natürliche gewöhnt und in Carlsbad speciell, wo das angenehme Gießhübeler Wasser bei Tische und zur Erfrischung Gewohnheitsgetränk ist, verschwindet die mit den Quellen eingenommene Menge. Aber ein anderes ist es, ob das Gas in dem Mineralwasser enthalten ist, oder nicht, da es immer eine unmittelbare und augenblickliche Wirkung auf die Schleimhäute der Verdauungs- und Respirationswege besitzt. Aehnlich verhält es sich mit der Wärme, deren Unterschiede so bedeutend sind. Freilich wird auch hier die Suppe nicht so heiß gegessen, als sie gekocht wird; man kann den Sprudel nicht so hinunter trinken, wie den Marktbrunn, und wenn man den Rat gibt, ersteren mit kleinen Löffeln zu nehmen, so läuft diese Prozedur doch schließlich darauf hinaus, das Wasser so weit abzukühlen und in so kleine Portionen zu teilen, daß es gerade trinkbar wird. Aber die Wärme der Quellen hat noch eine andere Wir-

kung im Gefolge. Es ist durchaus nicht gleichgültig, ob man dieselbe Quantität eines Stoffes mit einem Male in den Magen bringt oder nach und nach in Zwischenräumen. Die Aufsaugung von Flüssigkeiten erfolgt ja blitzschnell, es bedarf nur des Zeitraumes weniger Minuten, um flüssige Stoffe im Harn erscheinen zu lassen und doch müssen dieselben, um dorthin zu gelangen, im Magen aufgesogen und mit dem Blute durch die Leber und die Lungen bis in die Arterien der Nieren getrieben und dort aus dem Blute durch die Thätigkeit der Harnorgane ausgeschieden werden! Wer etwa von fünf zu fünf Minuten kleine Quantitäten schlürft, hat schon nichts mehr im Magen, wenn die zweite Portion nachfolgt und die Wirkung ist eine durchaus andere, ob kleine Wellen, so zu sagen aufeinander folgend in das Blut eindringen oder plötzlich ein Sturzbad im Magen gegeben wird. Die warmen Quellen, lehrt die Erfahrung, wirken mehr schweiß- und harntreibend, die kälteren Brunnen mehr abführend; sollte dieser Unterschied, auch abgesehen von dem verschiedenen Temperaturgrad, nicht auch auf den Umstand zurückzuführen sein, daß man die wärmeren Quellen in kleinen Portionen nach und nach absorbiert, an den kälteren dagegen den Becher mit einem Zuge hinuntertrinkt? Ich habe mir einige Male vergönnt, mit der Sekundenuhr in der Hand die Trinkenden zu beobachten und stets gefunden, daß die Trinker der heißen Felsenquelle (59,5° C.) zwischen den einzelnen Schlucken mehr als das Doppelte der zur Absorption des Wassers nötigen Zeit verstreichen ließen, während die Besucher des Marktbrunnens (48,7° C.) ihren Becher meist mit einem Zuge leerten.

Carlsbad ist ein Weltbad und wenn man genauer den Menschenstrom betrachtet, der in den Morgenstunden unter den Klängen der trefflichen Musik im Gänseschritte durch die Kolonnaden und Straßen flutet, so hat man bald eine Musterkarte, man kann wohl sagen aller Nationalitäten, nicht nur von Europa, sondern von allen Ländern, wo civilisierte Nationen wohnen, vor sich vorüber gleiten lassen. Die Bedeutung und Wirkung seiner Quellen wird schon allein durch diese ungemein große und ausgebreitete Frequenz von Genesung oder Linderung Suchenden bewiesen, denn wohl nur aus solchen besteht das Badepublikum. Carlsbad ist nicht, wie vor dem letzten Kriege Baden-Baden, Homburg oder Wiesbaden waren, ein Vergnügungsbad, sondern ein Krankenbad und das schon früher angeführte Wort: Nach Carlsbad die Gelben! bezeichnet wenigstens einigermaßen eine Kategorie der Badegäste. Es fehlt nicht an Unterhaltung, aber sie ist mehr stiller und gemütlicher Art. Die Musik tritt, wie in allen böhmischen Bädern, in den Vordergrund. Ist ja doch Böhmen das wahre Heimatland der Kammer- und Instrumentalmusik, wo jeder Bauer ein Instrument spielt, jede Familie ein Quartett oder mehr, jede noch so kleine Gemeinde ein Orchester bildet. Fast wird es manchmal zu viel des Guten, morgens in den beiden Kolonnaden die von der Stadt unterhaltene Kapelle unter Leitung Labitzkys, nachmittags Konzerte aller Art, oft an mehreren Orten zugleich. Reich ausgestattete Leseanstalten und Leihbibliotheken, Ball jeden Samstag Abend, man kann nicht mehr verlangen. Was aber Carlsbad seinen besonderen Reiz verleiht, das sind die prachtvollen Spaziergänge im Waldesschatten, kunstvoll angelegt und auf das Sorgsamste gepflegt, auf denen sogar der Wohlbeleibte sich leicht und ohne Anstrengung zu den schönen Aussichtspunkten hinaufschrauben kann, die herrlichen Fahrten in die reizende Umgegend an den Ufern der Tepl und der Eger, wo man überall Erfrischungen und Mahlzeiten finden kann. In dieser Beziehung, wie in der Anlage von Kolonnaden und Wandelbahnen, von Badehäusern für gewöhnliche und Moorbäder hat die Carlsbader Behörde wirklich Außerordentliches geleistet und es kann nicht wunder nehmen, daß gar mancher alljährlich dorthin zurückkehrt, um einige Wochen in würziger Waldluft zuzubringen und auszuruhen von den Mühen und Sorgen des Tages, und die vielleicht etwas schadhaft gewordenen Unterleibsorgane wieder zurecht zu flicken. Freilich, Pferderennen, Taubenschießen, Hazardspiele und wie alle die anderen Zugpflaster heißen mögen, welche manche Bäder früher und auch jetzt noch sich auflegen zu müssen glaubten, besitzt Carlsbad nicht und wird voraussichtlich, ja hoffentlich damit verschont bleiben. Es bedarf solcher ungewöhnlicher Mittel nicht.

Es bedarf aber auch keiner Abschreckung, und darauf möchte ich noch einmal zurückkommen.

Betrachtet man die lange Liste von chronischen Krankheiten, für welche Carlsbad mit vollem Rechte in Anspruch genommen wird, so sind es wesentlich solche Leiden, für die ein

Schlämmungsprozeß, wenn ich mich so ausdrücken soll, in Anspruch genommen werden muß, wo vermehrte Ausscheidungen durch den Darm, die Haut und die Harnorgane angezeigt sind. Die Gelben und die Fetten sind es vorzugsweise, welche das Kontingent von Carlsbad bilden und die vielfachen Wagen, welche längs des Spazierweges an der Tepl aufgestellt sind und wo man Bulletins, nicht nur in Kilogrammen und Pfunden, sondern sogar in russischen Puds über die Abnahme des Körpergewichtes erhalten kann, bezeugen hinlänglich, welches Interesse die meisten Gäste an diesen Wägungen nehmen. Vielleicht ist man in Beziehung auf die Heilwirkungen eines warmen Wasserstromes, der noch obenein mit Salzen geschwängert ist, die erwiesenermaßen auf den Darm wirken, etwas zu weit zurückgegangen, während man früher die Sache übertrieb. Vielleicht huldigt man auch zu viel der Mode. Früher trank man unglaubliche Quantitäten zu Hause nach dem Frühstück; jetzt trinkt man wenig morgens früh und um sechs Uhr, ja schon um fünf Uhr morgens bricht der Musiksturm in den Kolonnaden los, sind die Schenkmädchen nebst den Brunnenwächtern auf ihren Posten, wälzt sich der Menschenstrom um die Brunnen, um nachher sich in die Kaffeehäuser zu verteilen, nicht ohne vorher in den Bäckereien eine gehörige Anzahl von Kipfeln und wie die Dinge alle heißen mögen, sich angeeignet zu haben, die man triumphierend in farbiger Papierdüte von dannen trägt.

Nun mag es schon recht zweckmäßig sein, einen dicken, älteren Herrn, der sich durch sitzende Lebensart, vielleicht auch durch Kopfarbeit und allzu reichliche Nahrung (obgleich beide Momente nur selten zusammentreffen) alle möglichen Stockungen und Anschoppungen in der Leber, sauren Magen, Gries im Harne mit den obligaten Folgen angeschafft hat, morgens in der Früh aus dem Bette zu manövrieren und ihn durch das Schreckbild des lauernden Sensenmannes während einer Stunde und mehr auf dem Pflaster umherzujagen. Aber wenn der gute Mann an reichlichen Biergenuß gewöhnt ist, den viele Badeschriften als Krankheitsursache angeben, so wird das bißchen Schlämmen mit höchstens zwei Seideln warmen Wassers am Morgen keinen großen Einfluß auf seine, an reichliche Flüssigkeitsdurchtränkung gewohnten Gewebe ausüben können, und in allen diesen Fällen dürfte man vielleicht zweckmäßig zu den größeren Mengen der alten Zeit zurückgreifen, vorausgesetzt, daß man sie auf den ganzen Tag verteilt.

Doch es ist meine Absicht nicht, irgendwie in das ärztliche Handwerk einzugreifen, wo noch so viele Dunkelheit herrscht und stets wieder auf die Empirie der Wirkungen zurückgegriffen werden muß. Es ist ja unzweifelhaft, daß Carlsbad bei allen Arten von Leberkrankheiten, wenn sie noch nicht bis zur Desorganisation vorgeschritten sind, wo überhaupt nichts mehr hilft, die segensreichsten Wirkungen entfaltet, aber um diese zu erklären, hat Dr. Seeger, der einzige Arzt, der exakte physiologische Versuche angestellt hat, nichtsdestoweniger zu einer Hypothese seine Zuflucht nehmen müssen, da gerade aus seinen Versuchen die Art und Weise der Wirkung, welche das Glaubersalz erzeugt, durchaus nicht klar hervorgeht. Das Glaubersalz wirkt nach diesen Versuchen eher hemmend als fördernd auf den Umsatz der stickstoffhaltigen Bestandteile des Körpers und auf die Bildung des Harnstoffes, der das wesentlichste Produkt dieser Umsetzung ist und nichtsdestoweniger ist Carlsbad „ein wahrhaft souveränes Radikalmittel der Gicht“, bei welcher doch wesentlich stickstoffhaltige Ausscheidungen in den Gelenken u. s. w. sich bemerklich machen. Es ist ja chemisch vollkommen richtig, daß kohlensaure Alkalien und Erden, wie Soda, Magnesia u. s. w. die Fette verseifen, löslich machen und deren Wegführung befördern können; aber glaubt man wirklich, daß die im Carlsbader Wasser enthaltenen Salze dieser Art die oft erstaunliche Wirkung auf die Fettablagerungen erklären könnten? Bei der gewöhnlichen Badekur schafft sich der Kranke nicht einmal zwei Gramm solcher kohlensauren Salze täglich in den Leib, also während einer ganzen Kur von fünf Wochen nicht einmal siebzig Gramm, und diese winzige Menge soll Pfunde von Fett verseifen? Sie wird das um so weniger thun, als jeder Kurgast sich angelegen sein läßt, sowohl durch Aufnahme von Fett in jenem schrecklichsten und unverdaulichsten Getränke, das man Milchkaffee nennt, aber Lederbrühe nennen sollte, als auch durch wahrhaft unglaubliche Mengen von Fettbildnern in Gestalt von Kipfeln und Semmeln, das etwa verseifte und abgeführte Fett hundertfach zu ersetzen. Aber das Fett schmilzt doch in Carlsbad zusammen, das ist eine Thatsache, wenn

auch der Physiologe sagen muß: „Fragt mich nur nicht, wie!“

Ah! Schlagen wir uns die Grillen aus dem Kopf und gehen wir nach Carlsbad, wenn es in der großen Küche des Unterleibes hapert, die Retorte des Darms träge arbeitet, die Filter der Leber und der Nieren durchlassen, was zurückgehalten werden soll und zurückhalten, was durchlaufen soll und benützen wir, neben der „schwachen Hühnerbrühe“, der das Carlsbader Wasser im Geschmacke ähnlich sein soll, die würzige Waldluft in vollen Zügen, während wir den Duft einer der prachtvollen Rosen behaglich einziehen, in deren Zucht die Gärtner dort Meister sind.

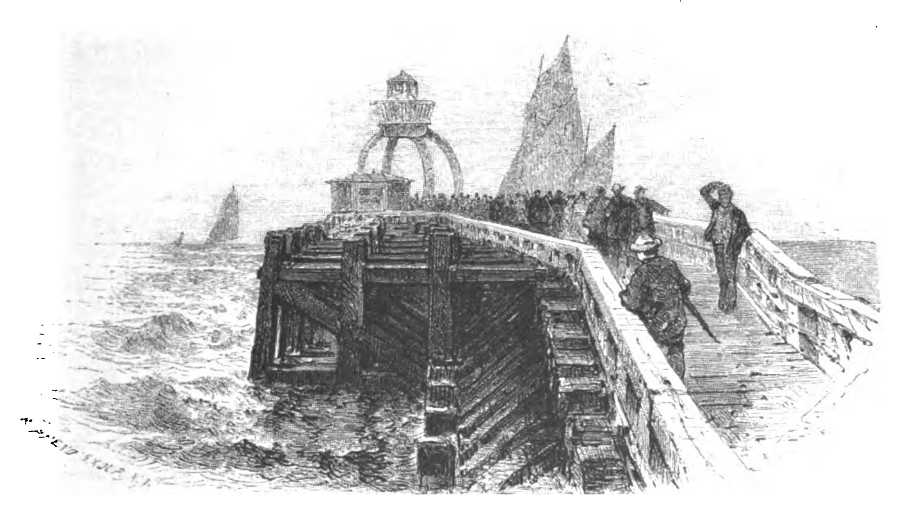
Fürchten wir uns nicht allzusehr vor den verbotenen Speisen, wenn sie uns sonst zuträglich sind; sorgen wir, mit Hilfe und Beirat der Aerzte, daß die verschiedenen, etwas schadhaft gewordenen Register wieder gezogen werden können und seien wir vor allen Dingen überzeugt, daß diese Quellen nicht so gefährlich sind, als ihr Ruf, aber nicht minder heilwirkend, als sie gepriesen werden!

Badeleben am Nordseestrand.

Von

Johannes Proelß.

Nach hartem Kampf mit dem Winter hat nun die schönere Jahreszeit siegreich ihren Einzug in die deutsche Heimat gehalten und mit der Hoffnung auf eine schönere Daseinsgestaltung werden im Herzen der wintermüden Städter fröhliche Pläne lebendig, wie zur Erholung von Winters-Müh' und -Lust die Stätten der Arbeit und der gewohnheitsmäßigen Geselligkeit



Abendspaziergang in Ostende.

am besten mit luftigen Plätzen zu vertauschen seien, in denen die Natur mit ihren Segnungen den abgespannten Nerven Stärkung und Erfrischung gewährt. Die deutsche Heimat mit ihren schattigen Waldgebirgen, mit ihren stillen tannenumrauschten Thälern und heilkräftigen

Quellen ist reich an solchen Plätzen. Die Wahl ist daher schwer. Aber vor allem sucht die Phantasie doch zwei Landschaftsarten auf, das Hochgebirge und den wellenumspielten Seestrand und so wandert der wählende Sinn hoffnungsfroh vom Fels zum Meer!

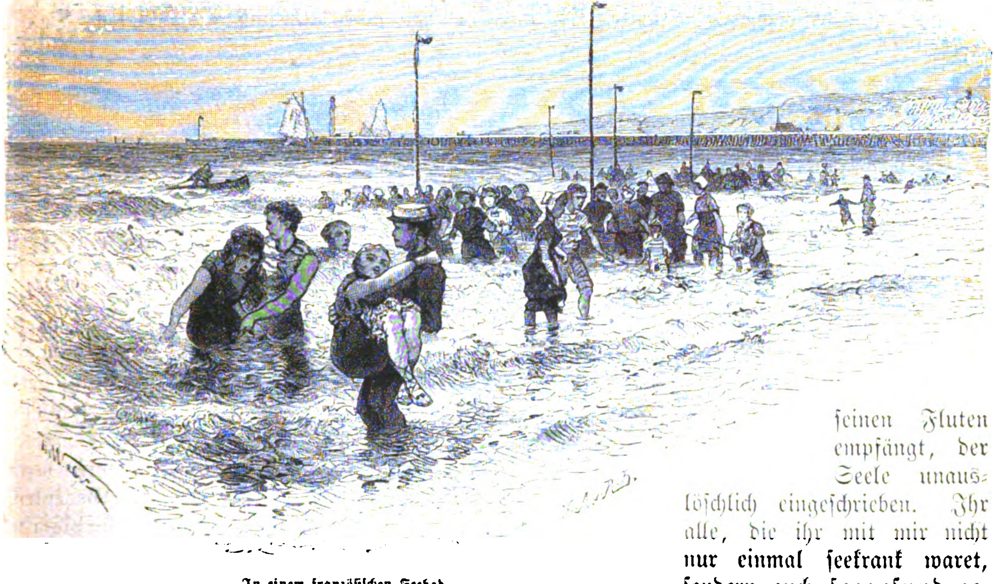
Mein Sinn wendet sich heute aber ausschließlich dem Meere zu. Die Schuld daran tragen die kleinen reizenden Skizzen, welche berufene Künstlerhand aus der reichen Welt des Badelebens am Nordseestrande herausgehoben hat und die mir nun wie direkte Grüße des Meeres vor das Auge treten, damit ich sie mit poetischen Skizzen aus dem Schatze meiner Erinnerungen ergänze. Der befreiende Hauch der Seeluft weht mir aus diesen zierlichen Bildern



Fahrt ins Seebad.

entgegen; er fegt mir aus dem Kopf und aus der Seele die Gedanken und Sorgen des Tages und an ihre Stelle tritt die Erinnerung, greifbar deutlich, erlebnisecht, die Erinnerung an selig schöne Tage, die ich zu verschiedenen Zeiten an den Ufern des Meeres verbrachte. Die Poesie des Seestrands nimmt meine Sinne gefangen.

Dem Meere ließ der griechische Mythos die Göttin der Schönheit entsteigen und das Kind Aphroditens war nach der gleichen Sage — die Liebe. Was ahnungsvoll die kindliche Volksseele der Ahnen unseres Kunstlebens erkannte, ist von den modernen Menschen — seit zu Anfang dieses Jahrhunderts allenthalben an den Küsten des Atlantischen Meeres der Seestrand als Sommerfrische entdeckt worden ist — tausendfach nachempfunden worden. Denn die bald sanfte, bald gewaltige Bewegung der Wellen mit ihrem ewig rhythmischen Spiel von Schönheitslinien, die Harmonie zwischen dem hohen leuchtenden Himmelsgewölbe und dem klaren Spiegel der Meerflut, zwischen dem Windessturm und dem Wogendrang offenbart jeden Tag aufs neue das Urgesetz aller sichtbaren Schönheit, die Harmonie von Bewegung und Ruhe. Und immer aufs neue hat begeisterter Dichtermund es verkündet, wie zwischen dem



In einem französischen Seebad.

Leben des leidenschaftlich bewegten Herzens und dem Leben des Meeres mit seinen Stürmen und seiner lichten Klarheit, mit seinen Abgründen und seinen Perlen eine Fülle geheimer Beziehungen besteht. Darum liebt auch jeder das Meer, wenn es ihm einmal vertraut geworden ist, wie einen lebendigen Freund, darum bleiben die Eindrücke, die sie an seinen Ufern, auf seinen Fluten empfängt, der Seele unauslöschlich eingeschrieben. Ihr alle, die ihr mit mir nicht nur einmal seekrank waret, sondern auch seegesund geworden seid an Leib und Seele durch die Wunderkraft der Seeluft und den Wellenschlag der salzigen Wasserflut, ihr wißt es ja mit mir, daß man nach diesem Meer, nach dem Leben auf seinem wellenumschäumten Gestade, Sehnsucht empfinden kann wie nach einem einmal erschauten Paradiese, ein Heimweh — wie nach den Traumwelten der Jugendliebe . . .



Jagdvergnügen auf dem Meer.

Wenn ich zurückdenke an meine erste Fahrt aus dunkler Arbeitszelle in ein Nordseebad — und nirgends wie auf den Küsten der Nordsee bietet das Meer uns die gleiche Fülle großartiger Eindrücke —; wie mich beim Besteigen des Schiffes selige Ahnung von der nun bald

zu schauenden gewaltigen Naturwelt erfüllte; wie dann mit dem wachsenden Auf und Nieder der Wellen mein Herz kleinlaut ward — so kleinlaut und zaghaft, daß alle Hoffnungen daraus entschwanden und alle Liebe und Bewunderung für das Meer zu Wasser ward, das mit der in wildem Sturz über die Planken schlagenden Seeflut in eins zusammenfloß; und wie ich dann doch beim Anblick der weißen Felsen des Ufers, beim Betreten des von Meeresschaum umgischteten Badestrands hoch aufatmete wie unter dem duftigen Gruß des Frühlings nach öder Winternacht — da überkommt mich ein ähnlich Gefühl wie beim Gedenken an die erste Ahnung der Liebe und an das bittere quälende Leid, das später dann das suchende Herz heimsucht, bis es schließlich doch aufjubelt unter dem



Seetangsammeln.



Badekarren in Ostende.

Gruß des echten Liebesglücks, das so ganz anders ist als man es geträumt hat und doch nicht minder beseligend . . .

„Mir ist als saß ich winterlange,
Ein Kranker, in dunkler Krankenstube,
Und nun verlaß ich sie plötzlich,
Und blendend strahlt mir entgegen



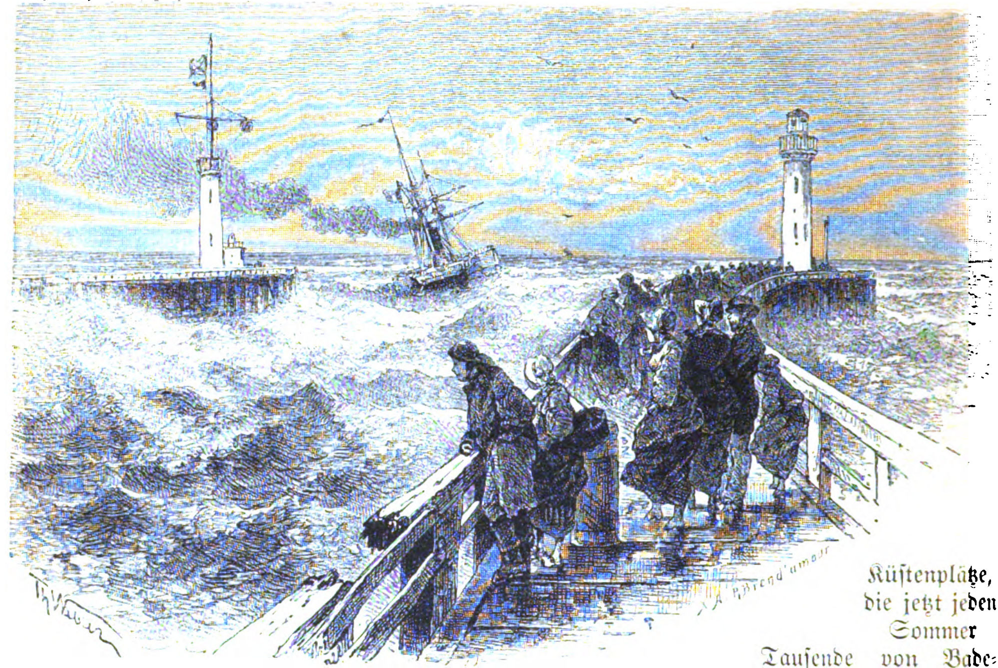

Eselreiten.

Der smaragdne Frühling, der sonnengeweckte,
Und es rauschen die weißen Blütenbäume,
Und die jungen Blumen schauen mich an
Mit bunten, duftenden Augen,
Und es duftet und summt und atmet und lacht,
Und im blauen Himmel singen die Vöglein —
Thalatta, Thalatta . . .
Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer!"

Vielleicht muß man jung sein, wie Heine es war, als er seine „Nordseebilder" dichtete, um voll zu verstehen, was in diesen freien Hymnen Ausdruck gesucht und gefunden hat; vielleicht muß man selbst eine junge Liebe im Herzen haben, um diese Bezüge zwischen Liebe und Meer zu entdecken.

Aber die Schönheit der Nordseebilder, wie die Natur selber sie vor uns aufrollt, sie ist jedem frischen farblickenden Auge verständlich, die Liebe zum Meer blüht auf im Herzen eines jeden, der einmal der erfrischenden Brandung seine Brust geboten und auf dem weißen Sand des Gestades geruht hat, vom frischen Seewind umfächelt und den Blick träumerisch ruhevoll hinausschweifen ließ und über die weite Fläche des Meeres ins endlose Blau des Himmels. Diese Wohlthaten der Meeresnatur hält uns jedes Seebad bereit. Sie sucht jeder — der Kranke wie der Gesunde —, wenn er zum Sommeraufenthalt an die See geht. Sie meint der Engländer, wenn er sehnsuchtsvoll und mit Dankbarkeit von seiner „seaside" spricht. Haben doch die Orte der herrlichen Insel Wight nicht minder als Hastings, als Brighton, als Ramsgate und Margate, so verschieden sie voneinander sind an Größe und städtischem Komfort, an Anziehungskraft auf die Aristokratie oder die ärmeren Stände, alle eine gemeinsame Physiognomie. Ob das vornehme und elegante Brighton von reicheren Gästen

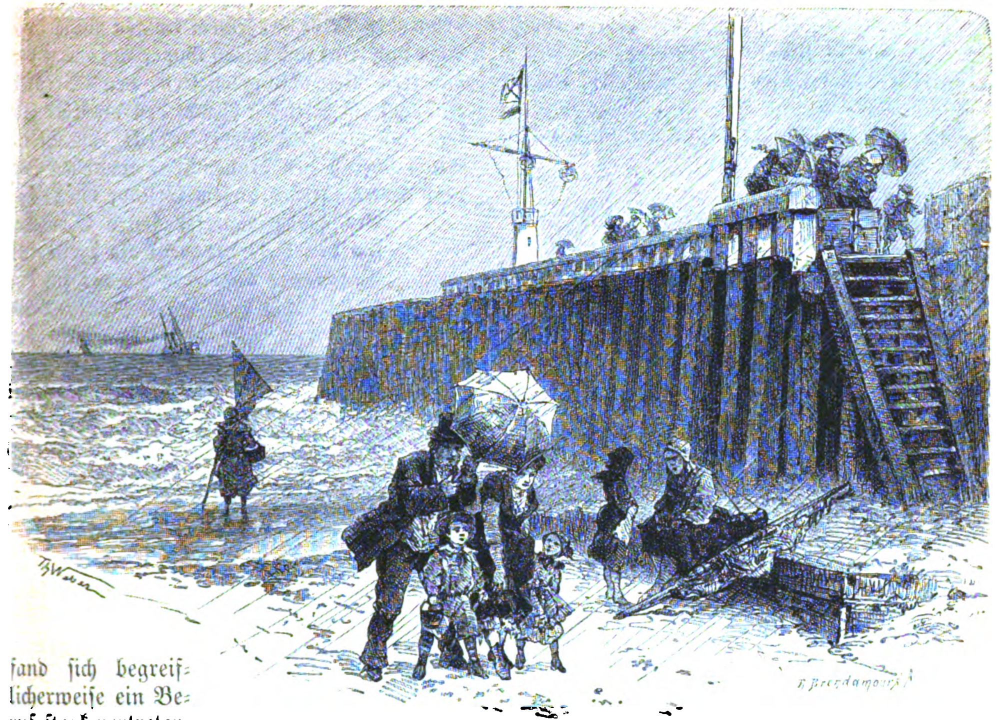

Abladen der Fische.



Abfahrt des Dampfers.

besucht wird als Margate, der volkstümliche watering place des Londoner Kleinbürgers, ändert nichts an der Thatsache, daß was die Natur an beiden Orten dem Gaste bietet immer die Hauptsache bleibt, und die Natur hier wie dort sich derselben Mittel bedient, um Herz und Seele der Menschen zu laben und zu erquicken. Das Meer bleibt immer der mächtige Vordergrund, der alle unsere Interessen beherrscht und unsere Sinne beschäftigt, ob nun das Gestade steinig oder samtsandig, ob der ins Meer hinausgebaute Hafendamm luxuriös oder einfach gebaut sei, ob an der Esplanade stolze Palastreihen oder einfache Fischerwohnungen liegen. Und wie auf der englischen Südküste, so verhält es sich auch auf der anderen Seite des „Kanals“, so ist's auch in den berühmten Seebädern der Nordsee, in Frankreich, Belgien, Holland und Deutschland, so finden wir es in Boulogne, in Ostende, in Scheveningen und Blankenberghe, auf Norderney, Wangeroog, Helgoland, Borkum, Föhr und Sylt.

Die Entdeckung und Verwertung der Heilkraft von Seebad und Seeluft ist eine Errungenschaft erst unseres Jahrhunderts. Alle diese Küstenplätze, die jetzt jeden Sommer Tausende von Badegästen empfangen, waren zu Anfang desselben entweder kleine Fischerdörfer oder feste Hafenplätze, deren Lage nur der Industrie der Bewohner oder den Verkehrs- und Handelsinteressen der Völker zu gute kam. Es ist diese Thatsache ein schöner Beweis für die versöhnende Weltanschauung, daß die Zeit mit neuen Leiden und Uebeln auch deren Heilmittel bietet. Das Jahrhundert der Technik, welches der Welt die Eisenbahn und den Telegraphen schenkte, brachte den Menschen mit der gesteigerten Lebenshast die Plage ungezählter Nervenleiden. Dasselbe Jahrhundert aber schenkte dem nervösen Geschlecht seiner Kinder auch das Seebad als sicherstes Kräftigungs- und Linderungsmittel für geschwächte und erschütterte Nerven. Ein Londoner Arzt empfahl den Besuch eines bis dahin wenig beachteten Orts an der Küste, Namens Brighton, und nach zwei Jahrzehnten war es ein berühmtes Seebad von Weltruf. So wurde in Frankreich Trouville, einst ein bescheidenes Fischerdorf in der Normandie, jetzt das Modeseebad der Pariser „entdeckt“, so kamen Boulogne und Ostende in Mode. Ein besonderer Umstand kam dabei dem Ratschlag der Aerzte zu Hilfe; unter den Nervenkranken, die bald an der Seeküste Ruhe und Kräftigung suchten,

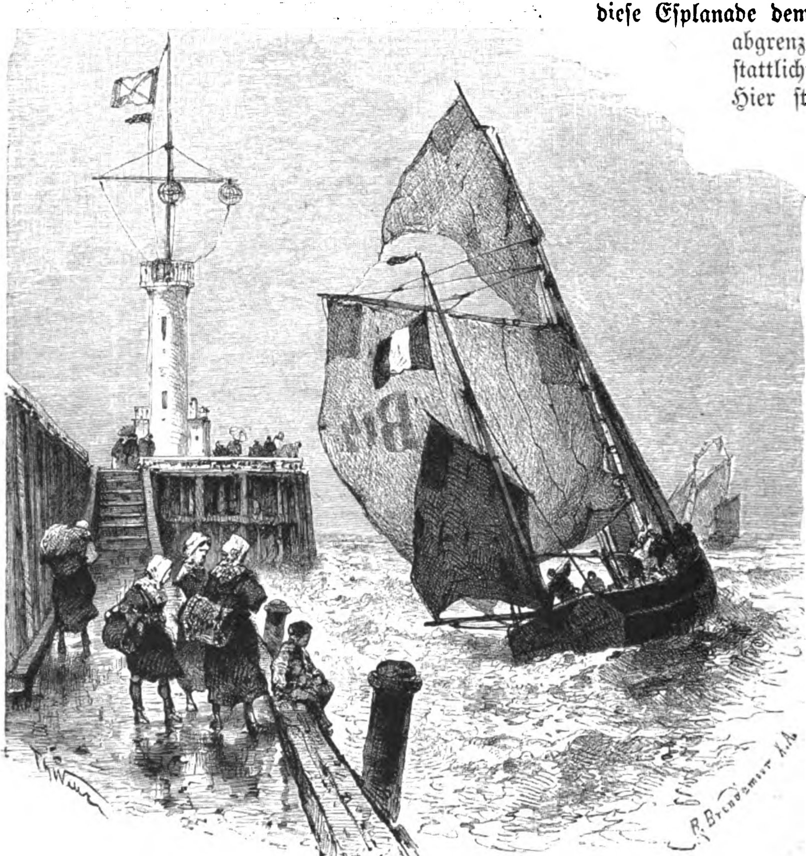


Bei Regenwetter am Strand in Boulogne.

fand sich begreiflicherweise ein Beruf stark vertreten, von dem eine feine Reizbarkeit der Gefühlsnerven nicht zu trennen ist, der Beruf des Dichters. Der Dichter kam an die See und fand nicht nur Erquickung und Muße, er fand auch Eindrücke von ungekannter Größe, von gewaltiger Symbolik, die ihm die Natur bot, und dazu eine Fülle interessanter, poetischer Lebenskontraste, welche die plötzliche enge Berührung der gebildeten und verbildeten Städter mit den Naturkindern dieser Küste, den schlichten, einfältigen Schiffern und Fischern mit ihren eigentümlichen Anschauungen und Gebräuchen hervorbrachte. Der modernen Litteratur erschloß sich eine neue, ungemein fruchtbare Domäne. Novellen, Romane, Reisebilder, Gedichte entstanden, welche diese neue Welt zum Hintergrund hatten. Und die Romane und Gedichte machten Epoche. Heines „Nordseebilder“ und Seebadeskizzen machten Norderney populär, des älteren Dumas Novelle „Pauline“ weckte die Wanderlust der Pariser nach Trouville, Thackeray wurde der Verkündiger von Brightons Reizen und seitdem hat jeder Ort seinen besonderen Evangelisten gefunden und da ist kaum ein Novellendichter der Neuzeit, der den Eindrücken des Badelebens am Nordseestrand und in anderen Gegenden „am Meer“ nicht eine Fülle von Anregungen zu anziehenden Schöpfungen zu danken gehabt hat.

Denn der Gebrauch der Seebäder ist nicht eine Kur, welche von den Patienten eine strenge Diät, langweilige Askese, ernste Lebensführung verlangt. Das Atmen der Seeluft und der starke Reiz des salzigen Seewassers auf die Nerven hat im Gegenteil im Gefolge eine erhöhte Lust aller Lebensorgane zu kräftiger Bethätigung: der von raffinierten Wintersoupers ermattete Magen erstarkt unter dem Anreiz frischer Austern und der frischen Luft zu gewaltiger Leistungsfähigkeit und alle Organe des physischen und seelischen Lebens gewinnen hier an der See wie durch Zaubermacht jugendliche Elasticität und Frische. Der Mutlose hofft wieder; der Zaghafte fühlt sich stark; der Menschenscheue findet wieder Geschmack an der Geselligkeit, und der Vereinsamte und Traurige nährt von neuem den Glauben an die Schönheit des Lebens. So gab's für die Dichter nicht nur Wunderdinge zu melden von der Schönheit der Natur, von dem heimlich-

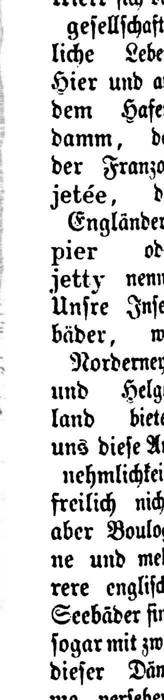
trauten Wogengesang, von der hehren Größe des Meeres in seiner milden Ruhe wie seinem furchtbaren Zorn, von dem Schauspiel, das die untergehende Sonne hier dem Auge bereitet und der romantischen Phantasiewelt, die bei einer



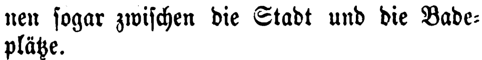
Abfahrt der Fischerboote von Boulogne.

einsamen Fahrt in das vom silbernen Mondlicht überströmte Meer vor dem träumenden Sinne sich aufbaut. Nein nicht nur Idyllen — Bilder lebhaft bewegter Lebenslust traten dem forschenden Blick hier entgegen.

Ueberall fand er für diese Bilder ziemlich den gleichen Rahmen. Vor dem weithin sich dehnenden Meer mit seinem ewigen Wechsel von Ebbe und Flut und seinen immer aufs neue veränderten Beleuchtungseffekten den Strand. Zunächst ein Streifen Sand, den die Ebbe bloß legt und die Flut wieder bedeckt, die Stätte, welche überall den bequemsten, weichsten Badplatz bietet. Ueber diesem Gestade ein Quai. Ein hochgemauerter fester Schutzwall für den Ort, der meist als breite, als Promenade angelegte Straße sich darbietet. Die eine Häuserfront, welche diese Esplanade dem Meer gegenüber abgrenzt, ist meist die stattlichste der Ortschaft. Hier stehen die Haupthotels, die schönsten Privathäuser, hier konzentriert sich das gesellschaftliche Leben. Hier und auf dem Hafendamm, den der Franzose jetée, der Engländer pier oder jetty nennt.



Unsre Inselbäder, wie Norderney und Helgoland bieten uns diese Annehmlichkeit freilich nicht, aber Boulogne und mehrere englische Seebäder sind sogar mit zwei dieser Dämme versehen. Da aus Eisengerüst und Holz, dort ganz aus Stein aufgeführt, bilden sie immer künstlich angelegte Spaziergänge mitten ins Meer hinaus. Wie auf einer großen breiten Brücke kann man sich auf ihnen ergehen, nur durch eiserne Geländer und die Höhe vom Meere getrennt, das unten in wilder Freiheit aufbraust,



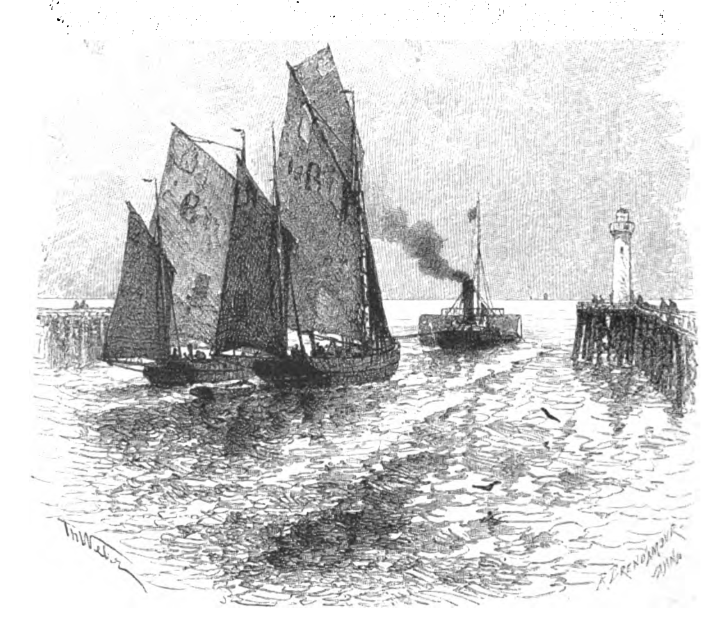
während der frische Wind mit voller Kraft darüber hinweht. Das Ende mündet in einer breiten Terrasse, auf der sich öfters ein schützender Pavillon findet. Hier spielt mit Vorliebe die Badekapelle und vielfach bildet sie den Landeplatz der Dampfer. Von hier aus zeigt sich denn auch das Städtebild in seiner ganzen Ausdehnung. Meist haben wir eine Bucht vor uns, die rechts und links Anhöhen, auf dem Kontinent Sanddünen, auf der englischen Küste die weißschimmernden Kreidefelsen umrahmen, während die Stadt sich zwischen ihnen zusammendrängt — im Vordergrund die neuen prächtigeren, auf den Badeverkehr berechneten Gebäude, im Hintergrunde mehr der ältere Teil, der sich oft bis auf die Höhe durch irgend eine Schlucht hinaufzieht. Auf Norderney und ähnlichen Inseln legen sich die Dünen sogar zwischen die Stadt und die Badeplätze.

Dieser Rahmen, dieses Terrain zeigt uns nun in den verschiedenen Orten auch die verschiedenartigste Entfaltung daseinsfrischen Badelebens. Auf den ersten Blick zwar allerdings auch nicht. Die Badekarren, in denen die Badenden in die Brandung hinausgefahren werden, und deren viereckige Kasten ihnen als Garderobe dienen, trifft man fast überall und immer haben sie dieselbe Gestalt und den gleichen Betrieb. Fast scheint es, als sei wenigstens die Art zu baden überall die gleiche. Aber wie gesagt, nur auf den ersten Blick. Bald zeigt sich, wie der verschiedene Charakter des Publikums, das in dem einen und dem anderen Bade den Ton angibt, sich gerade in dieser Beziehung aufs eigentümlichste ausprägt. Die Verschiedenheit der Geschlechter wird nicht nur bei den einzelnen Völkern, sondern auch in den verschiedenen Ständen eines einzigen anders empfunden und gelangt verschiedenartig zum Ausdruck. Die Araberin wird ohne Erröten den Anblick ihres Körpers preisgeben, aber über die unfreiwillige Entschleierung ihres Gesichts außer sich geraten. Die vornehme Dame der Aristokratie findet es shocking, wenn eine schöne Damenhand in Gesellschaft sich ohne Handschuh zeigt, dagegen sehr wohlanständig, Brust und Nacken entblößt dem sie zum Tanz einladenden Kavalier hinzuneigen. Hier im Seebad zeigt sich natürlich die Mannigfaltigkeit dieser Ansichten, die „Mode der Schamhaftigkeit“ am augenfälligsten, hier wo es gilt, den ganzen Körper frei von störender Bedeckung der frischen Flut zu bieten und dies absolut nicht geht, ohne sich dabei fremden Blicken auszusetzen. Hesse-Wartegg hat in seinem Büchlein „Die atlantischen Seebäder“ diesem Punkte die Aufmerksamkeit des vergleichenden Forschers gewidmet.



Angler in See.

Im allgemeinen läßt sich sagen: in den französischen Bädern hat sich am meisten Unnatur und Lüsternheit eingenistet, in den englischen und holländischen Bädern herrscht die Konvenienz, in den deutschen Bädern ungezwungenere Natürlichkeit. In Norderney z. B. liegen die Badeplätze für die Herren und die Damen weit auseinander. Dafür baden beide Geschlechter nach Belieben auch im Vollgenuß der totalen Berührung des Körpers mit den Wellen. In Ramsgate baden Tags über, von 8 Uhr morgens bis 8 Uhr abends die Geschlechter getrennt; im Dämmerschein des Frühmorgens und des Spätabends ist dagegen „gemischtes Baden" gestattet, wobei die Männer mit schlichten Schwimmhosen fürlieb nehmen. In dem Modebad der Pariser schließlich und in Nachahmung der dortigen Sitten in Boulogne und Ostende betreten Männlein und Weiblein in fröhlicher Kompagnie die gleichen Badeplätze, jedoch insoweit angekleidet, daß weder dem Anstand noch dem natürlichen Rechte der Badenden ein volles Genüge gethan ist. Der gebildete Leser kennt die kokett lüsternen Badetypen, welche der Griffel Grévins im „Journal amusant" immer aufs neue zu variieren weiß, die Heimat dieser anschmiegsamen, elegant geschnittenen, frivol berechneten Kostüme ist Trouville.



Schleppdampfer in Boulogne.

Trouville bietet alle Menschensorten, alle Vergnügungen, alle Laster, die auch auf den Boulevards der Weltstadt Paris sich breit machen. Gleichzeitig gibt sich hier zur Sommerzeit die vornehme Welt Frankreichs ein Rendezvous. Dieselben Fluten müssen hier der vornehmen Dame, wie der Pariser Kokotte die gleiche Erquickung bieten. Und beide nahen sich ihnen in ähnlicher Toilette; denn Toilette macht man hier für den Besuch der Fluten, Toilette mit pikanter Haartour, anliegenden wasserdichten Miedern, koketten Hüfthüllen und eleganter Fußbekleidung; Toilette mit einer eigens erfundenen Schminke, der das Wasser nichts anhaben kann. Hier wird der Kavalier, der Boulevardier zum Bademeister, der seine Damen galant hinausträgt in die Fluten und vor den anstürmenden Wellen schützt. Doch die wenigsten seiner Besucher kommen nach Trouville um dort zu baden, man kommt vielmehr, um sich durch die Teilnahme an dem Badeleben zu ergötzen. Während der Saison herrscht auf dem Badestrand, auf der Promenade, auf den Gartenterrassen vor den Hotels, in den Sälen des Kasinos ein Leben, wie in Homburg und Wiesbaden

in der Höhezeit der Saison damals herrschte als in den Taunusbädern das hohe Spiel noch florierte. Es ist auch dasselbe internationale Publikum, welches den Ton hier angibt. Das läßt sich nicht gehen wie die Stammgäste der deutschen Nordseebäder und der kleineren englischen Badeorte in Bezug auf die Toilette und Lebensweise. Luxus und Pracht dominieren hier und der Reichtum der Reichen wetteifert miteinander, sich in deren Entfaltung zu überbieten. In ähnlicher Weise, wenn auch decenter, fluktuiert das internationale Gesellschaftsleben in den anderen Modeplätzen der fashionablen Welt: in Boulogne und Brighton, Ostende und Scheveningen. Boulogne ist eine französische Hafenstadt, aber ein englisches Seebad wie Brighton. Und der solide, ja philiströse Geist der englischen vornehmen Lebensführung gibt dem Pulsschlag des Badelebens einen durchaus phlegmatischen Takt. Dagegen hat Ostende, das prächtige Seebad auf dem belgischen Dünenstrand, bei aller An-



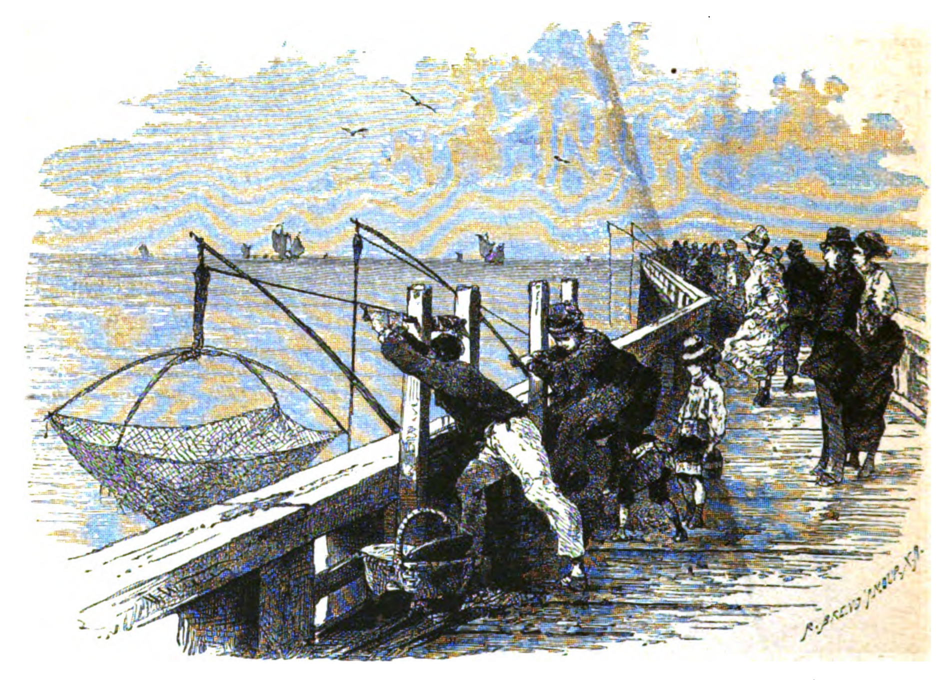
Crevettesfischer.



Regatta.

mut des Lebenstons, der dort herrscht, einen durchaus großstädtisch belebten Charakter. Versetzt uns Trouville in das bunte und lärmende Treiben, das auf den Hauptboulevards der Seinestadt herrscht, so weht uns auf der „Estakade" Ostendes, auf dessen herrlicher Esplanade der

Duft vornehmer Sauberkeit an, der die neuen Stadtteile Brüssels so anziehend macht. Ostende übt daher eine gleich mächtige Anziehungskraft aus auf die wohlhabenden Bevölkerungsschichten aller Nationen. Es ist von allen Seebädern das internationalste. Im Kursalon von Ostende — wenn Vorträge der Badekapelle dem heiteren Schlenderdasein der Badegäste dort einen Mittelpunkt geben — tritt auch in augenfälligster und gefälligster Weise die Thatsache hervor, daß die Eigenart der Seebadekur gerade auf die Schönen des schönen Geschlechts eine besondere Anziehungskraft ausüben muß. Das Leben am Strand bietet ja so verlockende Gelegenheit, die Schönheit des Wuchses zur rechten Geltung zu bringen. Freilich baue man hierauf nicht zu sicher. Schon mancher Schönheitsverehrer hat da unten am Strand auch schon gar bittere Enttäuschung erlebt, eine Enttäuschung, die in ihm ein gleiches Entsetzen erregte, wie der Anblick der badenden Kunigunde von Thurneck dem lieblichen Käthchen von Heilbronn. In Scheveningen ist



Netzfischer auf der Estakade in Blankenberghe.

das Leben fast noch glänzender, reicher als in Ostende, aber auf kleinerem Raum zusammengedrängt. Scheveningen hat den Ruhm, das teuerste Seebad zu sein.

Um wie viel einfacher ist das Seebadeleben dagegen auf den deutschen Nordseeinseln und in den bürgerlichen Badeorten der englischen Seaside und — um wie viel billiger! Freilich hat man auf den ersteren nicht alles so bequem und komfortabel wie in den fashionablen Seebädern. In Helgoland muß man sich von der Hauptinsel auf die sogenannte „Düne“ eine halbe Stunde übers Meer erst fahren lassen, um unter günstigen Verhältnissen ein Seebad zu nehmen. Bei ungünstiger Witterung sind daher schwächere Leute auf das „Badehaus“ angewiesen. In manchen der kleinen Fischerdörfer auf den Inseln beeinträchtigt der Geruch des Seetangs und trocknender Fische den Genuß an dem Aufenthalt. Dafür tritt man aber hier der Romantik der See viel näher. Man gelangt zu dem Meere selbst in ein weit innigeres Verhältnis, wenn nicht auf Schritt und Tritt der Lärm und Glanz eines vornehmen Promenadenverkehrs von ihm ablenkt. Man sucht sein Vergnügen nicht in den Sälen des Kursalons, nicht im berauschenden Festestaumel der Reunions, überhaupt nicht in einer Kopie des städtischen Lebens;

sondern ungestört von großstädtischem Leben und Treiben, im persönlichen Kampf des Schwimmers mit den Wellen, in der beschaulichen Ruhe auf dem Dünensand, im Nachen, den der eigne Arm kraftvoll über die Wellen treibt. Das Leben der Fischer und Lootsen interessiert uns mehr, als das der anderen Badegäste. Die liebliche Anmut der Fischermädchen, die gewandte Kraft der eingebornen Frauen, die ihren Männern beim Fisch- und Krebsfang beim Netzstricken und Bootausbessern rüstig an die Hand gehen, reizt unsere Teilnahme mehr als die Koketterie der Damen von Welt. Die sittsame Fischertochter weiht uns ein in den Nationaltanz der Insel, die Burschen nehmen uns in der Kunst des Segelns und Fischens in die Lehre. Wir ziehen im Segelboot in das Meer hinaus auf die Jagd, nicht nur auf Fische, sondern auch auf die großen Seevögel, die in den roten Felsenklippen ihre Nester bauen, auf die be-



Kindervergnügen am Meeresstrand.

enden Möven und Strandläufer, deren kühne Flugbahnen man erst studieren muß, bis dem ...cheren Schuß auch ein sicheres Ziel wird.

Beschaulicher, aber auch zu einem Bild anspruchsloser Gemütlichkeit, gestaltet sich das Badeleben jenseits des Kanals in den volkstümlichen Badeorten der Londoner. Während die französischen Seebäder das Leben der Hauptstadt nach der Küste ziehen, stellt sich die Erholungszeit der Londoner auf der Seaside in direkten Gegensatz zu dem life at high pressure daheim. Ruhe sucht man, ruhigen Genuß der erquickenden Seeluft, das ist die Hauptsache. Man amüsiert sich dabei natürlich auch. Auch in den Assembly-Rooms in Margate wird kokettiert, gescherzt und, wie eben überall, wo die Geschlechter zum Genuß des Daseins sich zusammenfinden — auch getanzt. Man macht sich aber hier diese Verschönerung der Erholungszeit leichter und minder kostspielig, indem man den Luxus des häufigen Toilettewechsels, des Aufputzes der Kleidung beiseite läßt. Es lassen sich ja auch Scherzworte wechseln, wenn man im Sande des Gestades sich lagert und in nachdenkliches Sinnen verloren, dem frohen Spiel des Sichsuchens und Findens der Wellen zusieht.

Der Hauptschmuck des Seestrands sind hier die Kinder; einen schöneren Spielplatz, wie das junge Geschlecht hier findet, kann man sich in der Welt nicht denken. Hinten auf den Absätzen der Klippen sitzen die Mütter und Gouvernanten mit Stickereien und anderer Nadelarbeit beschäftigt, neben Malern, die Ansichten des Meeres und der Gegend aufnehmen, neben allerlei Mannsvolk, das mit dem Vorwand, die Seeluft zu atmen dem dolce far niente fröhnt, neben fröhlich plaudernden Paaren, und vorn im Sand spielt die Jugend mit dem Schaum der vor ihnen zerfließenden Wogen, wie das Kind der Ballade mit der Mähne des Löwen. Sie machen's den Alten nach — und bauen Häuser auf Sand, welche die Flut dann zerstört; sie tummeln sich, wenn's die Mutter erlaubt, auf den Eseln, sie üben sich früh im Schwimmen, Rudern, im Angeln und Krebsfang. Und wie die Alten — suchen sie bunte Muscheln und entdecken dann enttäuscht, daß — keine Perlen darin sind.



Fischerboote in Blankenberghe.

Lagern wir uns auch auf dem weichen Polster des Sandes und wenden wir — ermüdet von dem Rundgang — unsere Blicke wieder ganz dem Meere zu! Du schöne, gewaltige, düster prächtige Nordsee! Ob dein Spiegel und leises Wellenwiegen im hellen Sonnenlichte erglänzt, ob der lustige Wind von deinem hochgehenden, weiße Schaumsäulen gen Himmel spritzenden Wogendrang einen Sprühregen uns in's Gesicht weht, immer wirkt dein Anblick erfrischend und erhebend zugleich. Hier im Genießen des Raums vergißt man die Zeit. Nur der wunderbare Farbenwechsel des Meeresspiegels mahnt an das Enteilen der Stunden. Alle Vorgänge am Himmel rufen andere Farben auf der Wasserfläche hervor. Ist dieser leicht bewölkt, so ist die See grüngefärbt, allenthalben durch den weißen Schaum der zusammenbrechenden Wogen belebt. Jagt düsteres Unwetter am Himmel, so verwandelt das Grün sich in bleiernes Grau. Strahlt das Firmament andauernd in leuchtender Bläue, dann wirft auch der rauhe nordische Meeresarm vor uns die freundliche Farbe des Adriatischen Meeres zurück. Wenn aber abends der Feuerball der Sonne scheinbar in das feuchte Element untertaucht, wird dem Auge ein Schauspiel von Herrlichkeit und Pracht ohnegleichen. Fern im Westen verschwimmt Himmel und Wasser zu einem Glutmeer, in dessen Mitte die alles überstrahlende rotglühende Sonnenscheibe majestätisch nach und nach verschwindet. Von ihr aus zieht sich ein breiter Feuerstreif über das Meer, während die übrige Fläche in tausend Tinten erstrahlt, vom glühenden Purpur bis zum schwärzlichen Grün. Wenn dann die hehre verschwunden, leuchtet es langsam erblassend noch fort in den Wolken und Wölkchen, die ihre Spur verdecken. Und ebenso allmählich fließen alle die Farben, in denen das



Crevettesfischer.

und die Lichtgestirne, — hinter sich das weite Land, auf dessen einsamem Klippenausläufer man steht, hier fühlt man sich dem All näher; die eitle Nichtigkeit des Alltags liegt weit hinter uns; die hohe Majestät des Anblicks hebt uns empor, und trägt unser Fühlen und Denken hinweg von der dornenumwachsenen Rennbahn nach materiellem Besitz und Glücksphantomen. Das Gefühl, ein Teil dieses göttlichen Alls zu sein, ein Teil, der in sich selbst eine Welt trägt, beseligt uns .... Und doppelt freudig jauchzt die Seele hinaus: „Thalatta, sei mir gegrüßt."

Meer erglänzte, zu einem lichten Gletschergrün zusammen. Die vorher geblendeten Augen empfinden dann doppelt die Dunkelheit, bis hinter den Klippen sanft leuchtend das Horn des Monds sich emporhebt.

Da geht er auf. Sein milder Glanz läßt die Flut im Silberschimmer erstrahlen. Die sichtbaren Schiffe, die Felsen, die das Bild umrahmen, treten in scharfen Konturen hervor. Das Sternenheer leuchtet klar und hell aus dem dunkelblauen Aether hernieder.

Solch eine Mondnacht am Meere prägt sich dem Herzen unvergeßlich ein. Doch ist der zaubermächtige Eindruck schwer in Worte zu fassen. Vor Jahren versucht' ich's einmal, als ich von einer solchen wie berauscht in mein Hotelzimmer kam und ein Kapitel meiner Schrift „Am Meer" damit vollendete ... Es ist ein heiliger Eindruck. Hier inmitten der großen Viereinigkeit, als welche sich das All unserem Auge darbietet: vor sich im Dämmerschein das Meer, das große, mächtige — über sich den blauenden Aether



Spazierfahrt auf dem Meer.

Die Schwanjungfrau.

Dorfgeschichte aus dem Berchtesgadnerlandl

von

Maximilian Schmidt.

I.


as Berchtesgadenerlandl ist das an Naturschönheiten reichste Gebiet, die Perle der nördlichen Kalkalpen — ihm gebührt unter allen Punkten der deutschen und helvetischen Alpen unbedingt der erste Preis. Man versteht darunter den von der Bischofswieser-, Ramsauer- und Königssee-Ache durchrauschten, von prächtigen Gebirgen und Felsenwänden rings umschlossenen Thalkessel, dessen unvergleichlicher Reiz das harmonische Ensemble ist, zu dem sich hier alles vereint hat.

Berchtesgaden mit der ehemaligen fürstlichen Probstei und den prächtigen Spitztürmen seiner Stiftskirche selbst liegt auf schluchtigen, hügeligen Halden, deren immer wechselnde Gestaltung das Auge stets von neuem fesselt. Seine Häuser kauern malerisch auf den Höhen oder verbergen sich geschämig in den Tiefen. Die Berghänge rings um den schönen Markt sind mit saftigen Wiesen belegt und von laubfrischen Buchen- und Ahorngruppen beschattet, welche hoch hinauf die Gehänge tannendunkler Vorberge umsäumen, aus denen rauschende Bergwasser niedertosen und über welche im flimmernden Hochduft rings in der Runde die imposante Bergwelt in eigenartiger Schönheit emporragt.

Teils bis zum Gipfel hinauf begrünt und bewaldet, teils als schauerliche Wände mit hoch hinauf ins Wolkenreich strebenden Felsenzinken reihen sich an den sagenhaften Untersberg und das grüne Hochthal der Zill die majestätischen Gebirgsgruppen des Göll mit dem Schwarzort, Hochbrett und Jenner, dann die Funtenseetauern, die Schönfeldspitze, der Hochkalter, das Lattengebirg, die Reitalp und alle überragend wie die Tiara des Hohenpriesters die herrlichen Hörner des Bergkönigs, des hohen Watzmanns.

Wohl mochte der alte Riesenkönig oft sein schneebedecktes Haupt schütteln über das wechselvolle Schicksal des zu seinen Füßen liegenden, etwa vier Quadratmeilen umfassenden Ländchens. Oft zuckte aus dräuenden Gewittern sein strafendes Wildfeuer herab, oft verhüllte er sich mißvergnügt in das dichte Gewand der aus den Tiefen aufbrauenden Nebel, aber noch öfter lächelt er hernieder im freundlichen Lichte der ihn umkosenden Sonnenstrahlen, die ihn zum Morgen- und Abendgruße glühend umarmen, oder des Nachts, von den silbernen Fäden des Mondes zur riesigen Leuchte umsponnen und umflirrt von den zum Reigen versammelten Elfen der Berge.

Und warum sollte er auch zürnen, der alte Riese? Sonst gaukelte um ihn häßliche Drachenbrut, und wilde Tiere durchstreiften die unwirtsame Wildnis um und unter ihm, ihr unheimliches Geschrei erfüllte die Luft und tönte von den Felsenwänden schaurig wieder, während kein erquickendes Lüftchen sich aus den schneebedeckten oder moorigen Thälern zu ihm empor zu schwingen und sein Haupt zu umkosen vermochte.

Jetzt ist es anders geworden. Statt dem

---

[1]) Zum Dialekte: Durch **aa** ist das hohe, helle a ausgedrückt. Die ursprünglich mit diesem Doppelvokale geschriebenen Wörter behalten jedoch ihre gewöhnliche tiefe Betonung. Dieses **aa** wird in der Regel statt **auch**, **au** und **ä**, oft auch für andere Doppellaute und Vokale gesetzt. So heißt es statt: **ich ginge** — **i gaang.**

Das einfache **a** oder **an'** steht statt des unbestimmten Artikels **ein** und **einen**, und **da** statt des bestimmten **der**, wobei das a überall hochtönig ist.

Die durch Apostroph gekürzten Wörter **mei'**, **dei'**, **sei'**, **scho'**, **no'**, **ma'** 2c. (mein, dein, sein, schon, noch, man 2c.), sind mit einem **Nasallaute** auszusprechen, ähnlich wie das französische **non.**

Alles Uebrige erklärt sich wohl von selbst oder ist eigens angeführt. D. V.

Geheul der wilden Tiere hallt das Jauchzen fröhlicher Menschen von Thal und Bergen, tönt auf grüner Matte das Geläute der weidenden Herden und klingen im Thale die hellen Glocken zur Andacht. Die Wildnis ist ein Paradies geworden, die Zuflucht der nach Gesundheit und Erholung lechzenden Fremden; der würzige Hauch der Alpenblüten und honigduftender Gräser ist nun des Königs Weihrauch und statt der Drachen steigen zu seinem Throne frohe Menschen, die ihn mit schönem Sang begrüßen und von seiner Hochwarte aus mit Entzücken hinausschauen in die weite Welt, mit ihren Blicken das unübersehbare Flachland umspannend und die wunderschöne Welt der Berge.

Und das alles verdankt der Felsenkönig, verdanken die Menschen, die hier ihre Heimat gefunden, einem edlen Weibe, der Gräfin Irmengard von Sulzbach, kraft deren Gelöbnis im zwölften Jahrhundert (1120) in dem Wald- und Jagdgebiet Berchtesgaden von Mönchen des Klosters Rottenbuch unter Probst Eberweins Leitung ein Kloster und Dom erbaut, die Wildnis kultiviert und durch fleißige, der Holzschnitzerei kundige Ansiedler und andere Handwerker aus dem Aufenthalte der wilden Tiere und dem Schlupfwinkel der Drachen eine Stiftshütte Gottes und eine Heimat fleißiger Menschen geschaffen worden. Ein rühriges Leben begann, die Hochwälder erklangen von den Axthieben der Klosterleute und die düstere Lampe des Bergmanns flimmerte alsbald in den Stollen des unter Probst Dietrich im Jahre 1174 aufgeschlossenen, salzreichen Tuvals, auf dessen Schätzen die durch ansehnliche, ihm von Kaiser und Papst verliehene Vorrechte selbständig gemachte Fürstprobstei ihre irdische Wohlfahrt aufbaute, welche so schnell zum Gedeihen und zur Blüte kam, daß selbst der nachbarliche Erzbischof von Salzburg nicht zu erhaben war für den Neid.

Und der Neid brachte in das Thal des Friedens den Krieg, angefacht und geführt von Männern des Friedens, irdischen Besitzes halber, das Gesetz wendend nach dem Rechte des Stärkeren. Jahrhunderte währte der Hader, der wohl das Volk bedrückte, weniger aber die infulierten Pröbste. Ersteres verarmte in den Fesseln der Leibeigenschaft, Not und Elend machten es krank und verkommen, während die Pröbste und Stiftsherren im Ueberflusse schwelgten und in Folge ihrer Mißwirtschaft bald gezwungen wurden, Land und Leute an Bayern zu verpfänden, das, lange über des Ländchens Selbständigkeit wachend, es endlich nach vielen Wandlungen im Jahre 1810 durch den Frieden von Schönbrunn als Eigentum erhielt.

Nun begannen auch für das kleine Ländchen bessere Zeiten; das Volk wurde frei, der Preis der Arbeit erhöht, Viehzucht und Feldbau erweitert und bald ward Berchtesgaden der Lieblingsaufenthalt seines milden, königlichen Regenten.

Der alte Watzmann mußte schweigend alles mit ansehen. Wie oft mochte er da die Zeiten der Urwildnis zurückgewünscht, wie mochte ihn die Lust der Pröbste angeekelt haben, wenn er dabei die Thränen des gedrückten Völkleins sah und seine lauten Klagen hörte!

Aber heute — zu Anfang der fünfziger Jahre — war es ja anders — heute hallten himmelanstrebende Juhschreie herauf, Böllerschüsse erdröhnten und die Luftwellen trugen feierliche Fanfaren heran, denn der Landesherr König Max II. zog heute mit seiner Familie in Berchtesgaden ein, um in seinem prächtigen neuerbauten Hause Sommeraufenthalt zu nehmen.

Das ganze Völklein war auf der Reichenhaller Straße den Ankommenden entgegen geeilt. Festlich geschmückte Jungfrauen brachten dem geliebten Herrscherpaare Willkommensgrüße mit Almenrausch und Edelweiß, welches oben am Watzmann gepflückt worden, der heute in wunderbar lichter Weiße zum blauen Himmel emporragte, als wollte auch er dem freundlichen Landesvater ein herzhaftes „Grüaß di Gott!“ zurufen.

„Juhu! Juhu!“ jauchzte das Volk und der Fürst wie seine Familie fühlten sich hier daheim in ihrem lieben Berchtesgaden.

Stille war es inzwischen auf den anderen Straßen, besonders auf jener, welche von Salzburg durch das schmale Thal der Albe zwischen den roten Wänden und Niederungen des Untersberges und den Ausläufern des hohen Göll zu dem heute festlich geschmückten Orte herführte. Nur ein einziger Wanderer kam rüstigen Schrittes von dort her. Staunend blickte er auf zu den hohen Bergriesen und frohen Herzens jubelte er hinauf und erfreute sich an dem schönen Echo seiner Lieder.

Er mochte etwa vierundzwanzig Jahre zählen und war nach Jägerart gekleidet, das heißt, er trug einen grünen, mit Spielhahnstoß geschmückten Hut, eine graue Joppe und Beinkleider von der gleichen Farbe, welche in die hohen

Wadenstiefel gesteckt waren. Er trug einen alten Rucksack, der vollgepfropft aussah, aber nichts anderes enthielt, als seine Wäsche; um die Schulter hing sein in einem alten Futteral aus Juchtenleder wohlverwahrtes Gewehr. Er war kräftig gewachsen und aus seinem hübschen, etwas dunkelfarbigen Gesichte blickten zwei dunkle, große Augen, ein kleines, schwarzes Schnurrbärtchen bedeckte seine Oberlippe und üppiges Haar wallte unter dem Hute hervor. In der Hand trug er einen festen Stock, dessen gebogener oberer Teil mit einer schönen Schnitzerei versehen war, einen Jäger mit einem Schwane darstellend. Aus der äußeren Seitentasche seiner Joppe ragte ein kleines, aus Gamskrückl gefertigtes Tabakspfeifchen hervor und im Knopfloche hatte er einen mit Perlen gestickten Tabaksbeutel mit einem hölzernen Stopfer hängen, welch letzterer gleichfalls eine Schnitzarbeit zeigte, eine schöne Jungfrau in langem Kleide, mit wallendem langem Haar und mit von Almenrausch und Edelweiß bekränzter Stirne.

Der junge Mann trug seinen ganzen Reichtum mit sich. Und er war reich durch sein heiteres Gemüt; mochten auch in der alten Börse nur noch wenige Groschen vorhanden sein, das konnte sein Herz nicht bedrücken angesichts der unendlichen Herrlichkeit dieser schönen Welt, welche sich ihm hier aufthat.

Wo die Straße eine Biegung macht und das Thal der lustig daher rauschenden Ache sich erweitert, wo zum erstenmal das schöne Berchtesgadenerlandl sich den erstaunten Blicken zeigt, da hielt er Rast unter einer riesigen Esche, da jauchzte er, überwältigt von der sich ihm darbietenden Pracht. Doch während freudige Juhus sich aus seiner Brust löston, fielen auch Thränen aus seinen Augen, eine tiefe Rührung bemächtigte sich seiner — es war ja die Heimat seiner guten Mutter, die ihn so sehr entzückte, seiner Mutter, die bis zu ihrem Tode ein ungestilltes Heimweh hatte nach dem schönen Berglande und dem Sohne nichts anderes hinterlassen konnte, als den Rat, dorthin zu ziehen, wo sie so glücklich gewesen und wo auch er sein Glück finden würde.

Seine Mutter war die Tochter eines Berchtesgadener Jägers und zog nach dem Tode ihrer Eltern als das Weib eines braven Jägers ins Unterland, an die Donau, wohin dieser von seinem bisherigen Standpunkt Bartlmä aus versetzt ward. Das Glück ihrer Ehe konnte die Sehnsucht nach der verlassenen Heimat nie ganz verwischen. Das Alpenblümchen kann im Flachlande nicht gedeihen und so fühlte auch Frau Perlacher sich nirgends heimisch, so reizend auch die Gegend war, in welcher sie ihr Familienglück aufbaute. Am fernen Horizonte tauchten bei hellem Wetter die Spitzen des Watzmanns auf, und nach diesen fernem Riesenberge blickte sie dann oft mit unendlicher Wehmut. In solchen Stunden zeigte sie dann ihrem Söhnchen Berchtold den heimatlichen Berg und dieses mußte mit seinen kleinen Händchen den fern herblickenden Gipfel begrüßen. Von diesem Berge, von diesem Ländchen erzählte sie dem wißbegierigen Kinde, und die Sagen und Lieder dieses Berglandes waren es, mit denen sie den zur Ruhe gelegten Knaben einschläferte und in süße Träume wiegte.

Kurz vor ihrem Tode blickte sie noch hinein zu den in seltener Klarheit leuchtenden Spitzen des Watzmanns.

„Durt zuig hin," sagte sie zu dem kleinen Sohne, „wennst amal groß bist — grüß mir die Berg und den See vom lieben Berchtesgaden, durt wird mei' Geist dir nah sein, durt find'st dei' Glück!"

Und sie schloß die treuen Augen auf immerdar.

Berchtolds Vater erzog seinen Knaben zum edlen Weidwerke. Er hatte später die Försterei eines adligen Gutsbesitzers übernommen und hoffte, einst diese Stelle seinem Sohne überlassen zu können. Da mußte der kräftig herangewachsene junge Mann zum Militär, bald darauf starb sein Vater, und da auch das Gut in andere Hände überging, wurde des jungen Jägers Hoffnung, seinem Vater im Amte folgen zu können, zu nichte. Nach dreijähriger Dienstzeit beim Militär ward er ständig beurlaubt, aber auch brotlos. Nirgends konnte er eine Unterkunft als Jäger finden und als er schon verzagen wollte, kam ihm plötzlich die Prophezeiung seiner guten Mutter in den Sinn, von weiter Ferne leuchteten ihm die Hörner des Watzmanns zu und dorthin setzte er nun seinen Wanderstab.

Er nahm den Weg über Salzburg; von dort kam er heute her. In Schellenberg nahm er seinen Morgenimbiß zu sich und traf hier mit einem bei seiner Compagnie gestandenen jungen Burschen, Namens Peter Graf zusammen. Sie waren sich während ihrer gemeinschaftlichen Dienstzeit nicht besonders hold. Beide waren die besten Scheibenschützen, aber Berchtold er-

oberte zum Verdrusse des Kameraden stets den ersten Preis. Auch galten beide für die stärksten Männer der Compagnie und bei hin und wieder aufgeführten Ringkämpfen war es meistens wieder Berchtold, der den anderen besiegte. Oft kam es da zwischen beiden zu wirklichen Ringkämpfen, in denen Peter immer zu Boden geworfen wurde. Das versöhnende Gemüt des Siegers brachte aber stets wieder das gespannte Verhältnis und die Eifersucht zum leidlichen Auskommen.

Heute traf er diesen Widerpartner im Gasthause zu Schellenberg. Sie begrüßten sich als Freunde und tranken über dem unerwarteten Wiedersehen in den Bergen wohl mehr, als Berchtold gewohnt war und seine Börse vertragen konnte.

Peter, in etwas defekter Berchtesgadener Kleidung, mit Spitzhut, Joppe und Kniehösln, erzählte dem Kameraden, daß er sich durch Edelweißbrocken ernähre, daß er aber nebenbei noch anderen Verdienst habe, an dem er den ehemaligen Compagniekameraden wollte Anteil nehmen lassen. Er sagte ihm aber nicht, was das für ein Verdienst sei.

„Heunt Nacht,“ sagte er, „kimmst zu der Schenk im greana Baam, durt find’st mi — durt kriegn ma a Gerstl!“

Und als Berchtold verwundert fragen wollte, auf welche Art und Weise, war der Grafenpeter durch die Küchenthüre verschwunden. Zur Hauptthüre aber traten zwei Gendarmen ein.

Berchtold machte sich jetzt ebenfalls auf den Weiterweg und die fortwährend neuen Eindrücke, hervorgerufen durch die stets wechselnde Scenerie der zu beiden Seiten des Weges sich befindlichen Bergabhänge, ließen dem jungen Mann nicht Zeit, über das unerwartete Zusammentreffen und die große Zutraulichkeit des einstigen Compagniekameraden nachzudenken.

Sein Entzücken erreichte den Höhepunkt, als er jetzt an dem Platze angelangt war, wo sich all die Herrlichkeit des schönen Berchtesgadenerlandes vor ihm aufthat. Wie erwähnt, bemächtigte sich seiner zugleich eine tiefe Rührung, als er den nun ganz nahe vor ihm stehenden Watzmann, den sonst nur von den weit entfernten Vorbergen des bayrischen Waldes begrüßten Bergkönig erblickte und ihm die Grüße seiner längst verstorbenen Mutter überbrachte. Und es ward ihm eigentümlich zu Mute; er glaubte sich wieder gegrüßt von all den Bergen rings umher, auf denen so oft der Mutter Auge geruht, zu denen sie sicher auch emporgestiegen in den frohen Tagen ihrer Jugend.

Links von der Straße zweigt hier ein schma[illegible] nach der sogenannten Au ab, von welcher ein geschwätziges Bergwasser herabeilt. Eine riesige Esche breitet ihre schattenreichen Aeste über die Straße und eine an ihrem Stamme angebrachte hölzerne Bank ladet den Wanderer zur Ruhe ein.

Hier ließ sich auch Berchtold nieder. Er wollte all die Eindrücke, die so verschiedenartig sein Gemüt bewegten, vorübergehen lassen, ehe er zum schön gelegenen Markte emporstieg.

Vor seinem Geiste tauchten all die Sagen und Märchen auf, welche ihm seine Mutter von ihrer Heimat erzählt, aber er konnte sich nur mehr unklar derselben entsinnen. Daß ein wilder König, Namens Watzmann, samt einer Frau und sieben Kindern in Stein verwandelt worden, und daß der große und kleine Watzmann nebst seinen sieben Felsenzinken der Sage nach diese Königsfamilie sein soll; daß die Arche Noahs an der obersten Spitze Halt gemacht hat und noch heute einige Trümmer jener Arche dort oben sichtbar sind, dies und anderes fiel dem jungen Manne wohl ein, vergebens aber besann er sich auf das Märchen von der Schwanjungfrau in dem zu Füßen des Watzmanns liegenden, felsumschlossenen See. Und doch erzählte ihm gerade davon die Mutter am liebsten.

Es war die Jungfrau, welche sein halbverbrannter Pfeifenstopfer vorstellte, den er jetzt zur Hand nahm, während er sich alle Mühe gab, die Sage wieder in sein Gedächtnis zurück zu rufen. Er hatte den Kopf an die Esche gelehnt, er schloß die Augen und dachte und dachte.

Sei es nun infolge des in Schellenberg genossenen Weines und der Ermüdung, sei es infolge der gerade jetzt ihm besonders fühlbaren Hitze der hoch am Himmel stehenden Julisonne — der junge Mann verfiel in einen festen Schlaf und das geschnitzte Bildnis in seiner Hand verfloß in seine Träume, in schöne Träume, denn er lächelte und öffnete nur widerstrebend die Augen, da er ganz in der Nähe einen Gesang hörte. Aber er rührte sich nicht von der Stelle, denn vorüber huschte im weißen, wallenden Gewande, die goldenen Locken geschmückt mit Almenrausch und Edelweiß, eine blaue Schärpe um die Schulter, eine herrliche Jungfrau — die Schwanjungfrau. Sie sah ihn einen Moment freundlich lächelnd

an und nickte mit dem Kopfe, wobei aus den Locken ein Zweiglein Almenrausch zur Erde fiel. Dann verschwand sie seinen Blicken auf dem Wege in die Au.

Berchtold schloß die Augen wieder, um den Traum fort zu träumen und sein tiefes Atmen bezeugte, daß ihm das auch gelungen. Aber es währte nicht mehr lange. Plötzlich erwachte er und sein erster Blick fiel auf ein häßliches, dicht neben ihm sitzendes Weib. War es ein Kobold, eine Hexe? Berchtold sprang erschrocken auf.

„Wohl bekomm's! G'segn's Gott!" rief die Alte lachend und dabei gähnend, „hast mi schier selm zum Duseln ang'steckt. Ja, ja, 's is hoaß heunt!"

Die so Sprechende hatte ein schwarzes Kopftuch um ihren Kopf gewunden, den gestrickten braunen, mit breiten roten und grünen Streifen umfaßten Berchtesgadener Spenzer und einen grünen, verschossenen Rock an. Sie trug dazu blaue Strümpfe und Pantoffel. Ihr Gesicht glich ganz dem einer Zigeunerin, nur hatte sie an der rechten Seite des Halses einen riesigen Auswuchs, eine sogenannte Schilddrüse, die ihr weit über die Schulter herabhing. Sie rauchte aus einer ziemlich langen, ganz gewöhnlichen Tabakspfeife, daß der Qualm in dichten Wolken sie umgab. Neben ihr lag eine Strickerei mit langen, hölzernen Nadeln, ein angefangener Spenzer, wie sie selbst einen solchen trug und daneben stand eine Flasche mit einem dunklen Inhalt.

Berchtold, noch halb von seinem Traume befangen, sah mit eigentümlichen Blicken nach dieser rätselhaften Erscheinung.

Sein erster Gedanke war, dieses hexenartige Weib möchte etwa die Schwanjungfrau in neckischer Verwandlung sein. Ganz gewiß hatte er die schöne Jungfrau selbst vorüberwallen sehen — er konnte das nicht geträumt haben — dort ging sie hin, die Stirne geschmückt mit Alpenrosen und — dort lag am Boden das herabgefallene, rote Sträußchen, es kam von ihr. —

Berchtold eilte hinzu und hob die Blüte auf; es war ihm ganz sonderbar zu Mute. Als er den Blick jetzt wieder zu der Alten wandte, sah er sich von dieser lächelnd angestarrt.

„Moanst nit, du traamst?" fragte sie ihn und trank aus ihrer Bouteille. „Da trink, damitst wieder nüchtern wirst. Wollt wetten, du bist z'viel eingkehrt und hast dernthalba da eindufelt. Trink, sag i, und spreiz di nit lang — da kriagst glei wieder liachte Auge, wie's a rechta Jagasbua braucht."

Berchtold schämte sich über sein Erschrecken. Er wollte den ersten Trunk, der ihm in der neuen Heimat gereicht wurde, nicht verschmähen. Vielleicht, dachte er lächelnd, ist es nur eine Probe, und wenn er getrunken, verwandelt sich die Hexe in das schöne Traumbild.

So denkend, griff er nach der ihm dargereichten, langhalsigen Flasche und setzte dieselbe, nachdem er ihren Rand unwillkürlich mit seinem Aermel abgewischt, an seinen Mund.

„G'segn's Gott!" sagte die Alte lächelnd und Berchtold that einen herzhaften Schluck.

„Pfui Teufl!" schrie er und spie den Saft mit einem schauerlichen „brrr!" heraus. „Ja was is denn dös für a Hexentrank?"

„Was?" rief die Alte, die Flasche an sich reißend. „An' Hexentrank nennst die Raritätsessenz? Dös is a Nagerlmeth, den i mir selm ansetz — aus lauter rasse Nagerl. Bua, dös is scharf, dös wirmt di, dös is besser, wie'r Enzian oder gar der Plempl von an' Bier. Du bist 'n halt nit gwöhnt."

„Na"! erwiderte der nun wieder völlig frisch gewordene Jäger; „bewahr Gott, daß i so was gwöhna muaß! Wie nur a leibhaftiger Mensch, no' dazua a Wei', so was abibringa kann!"

„Ja no', der Hunger treibt Bratwürst abi und der Durst an' Schampani; wennst aber nix anders hast, aft is der Nagerlmeth aa nit schlecht. Sunst hon i 'n nur als Medizin gemacht für d' Kinderkranketen, zumal für d' Blattern, denn woaßt, i bin diermal a Fretterin (Arzneipfuscherin), aber mit der Zeit hon i dös guate Saftl selm liabn gwöhnt. Hackara!" fuhr sie jetzt plötzlich auf, „wennst nix hast sunst und dennast koa' Wasser saufa willst, was thuast denn nacha nit alles! I halt 'n für guat und daß er mir schmeckt, is d' Hauptsach. Ebba nit?"

„Ja, ja," meinte der Jäger, „'s is halt Gwohnheit. Därf Enk vielleicht a Pfeifen Tabak gebn aus mein' Beutel?"

„Dös därfst scho'," entgegnete barsch das Weib; „is mir eh die meinige ausganga. Was hast denn für an' Pfifferling?"

„An Spezial!" antwortete Berchtold lachend. „I verhoff, daß er besser is, als dei' Knaster, den d' grad graucht hast. Der riecht verdächti."

„Mir scheint, du bist a bsunderer, weilst nix an mir achtst. Wo kimmst denn her? Bist zum



Förster her versetzt worn, weilst bei' Bix in an' solchen Fuateral tragst? Wenn iatzt a Hirschel über 'n Weg springet, wie wolltst d'es denn machen?"

„Laufa ließ i 's. I hon koa' Recht zum Schiaßn da, i suach mir erst a Stell, i hoff, i kriag oane, nacha trag i mei' Bix scho' frei."

Die Alte hatte sich inzwischen ihre Pfeife gestopft und mit einem Schwamm, welchen sie mittels Stahl und Feuerstein glühend gemacht, angezündet. Sie schmauchte einigemal sehr behaglich.

„Is nit schlecht!" sagte sie, „aber der mei' is mir liawa — leih mir den Stopfer a weng — höllsaxendi — dös is ja gar d' Schwanjungfer vom Königssee. No' ja, die hat sie scho' schön verbrennt bei dir!"

„A Frag!" sagte Berchtold. „Seids Des scho' lang neben mir gsessn? Habts nit gsehgn, daß a weiße Frau vorbei is, grad so, wie die und — dös Almasträußl — wie kann dös daher komma sein? Wißts nix? Sagts mir's, i bitt Enk."

„D' Schwanjungfrau willst gsehgn habn? Bua, dös waar a Glück — da versäums ja nit und geh außi zum Königssee, wer woaß? Kunnt ja sein! Aber i moan halt allwei, du hast traamt. Gsehgn hon i nix, wier i donna kemma bin, als di — ja nömal, a großmächtiger, weißer Vogel is mir über'n Kopf g'flog'n, gegn d' Schönau und 'n See zua — ausgsehgn hat er, wier a Gans!"

„Ja, ja, i hon halt traamt," sagte Berchtold lachend. „Aber möchts mir nit weiters erzähln, was 's mit der Schwanjungfrau für a Bewandtnis hat?"

„Da muaßt di an den Stopferschnitzler wenden — glei durt obn hat er sei' Hütten in der Au, siehgst ja eh 's Dachl — der alt' Wastl woaß all's, er schnitzelts ja allweil und da kannst dir nacha glei 'n andern Stopfer kaafa; den kannst mir schenka."

„Dös kann i nit," entgegnete der Jäger, „es is a Angedenken von mein' verstorbna Vatan."

„Ja, ja, nacha halt'n in Ehrn!" fiel die Frau schnell ein, „alles muaß ma in Ehrn haltn, was von die Eltern kimmt; 's is gar so schön, wennst sagn und denkn kannst, 's gibt ebban, der die Sach amal acht, und waar's no' so g'ring!"

„Kennts Des so was nit denkn?" fragte der Jäger, der schon längst wieder auf der Bank neben der Alten Platz genommen.

„I?" fragte die Alte und lachte dann hell auf. „Wer wird denn von der Rappelleni oder der Rappelgräfin so a Gmüat verlanga, von der kropfigen, rappelköpfigen Hex!"

„A Gräfin? Seids Des a Gräfin?" fragte der Jäger verwundert.

„Ja no', d' Leut hanseln mi mit dem Nama, wenns aa wissen, daß 's mir anamal an' Stich ins Herz gibt. Aber was fragen d' Leut nach an' altn Wei! Mei rechter Nam' is Magdalene Graf und ganz von Rechts wegen sollt' i Schweiger hoaß'n. So hat mei' Bua ghoaßn, wier i no' a saubers Deandl gwen bin. 'n Schweiger sei' Oedl und Vata is Knapp' gwen in der Salin', und wie's von alters her bei uns eing'führt war, hat der Sohn 's Handwerk von sein' Vatan, und koa' anders ausübn därfen. Aber halt mei' Schweiger hat die Arbet im Bergwerk nit datragn, der Schnaufer is eam ausganga, d' Aderlaß hat nix gholfa und so hat er's denn mit ara andern Arbet versuacht. 's Gadlmachen (Schachtelmachen) hat 'n gfreut und weil er koa' Berechtigung dazua kriegt hat, hat er 'n Selbsterer (Arbeiter auf eigne Faust) gmacht und da hat 'n unser geistliche Obrigkeit wegn Gwerbsbeeinträchtigung gstraft und schikaniert. An an' Konsens zum Heiraten war nit z'denken und so is er ausgwandert auf Münka außi und hat beim alten Kurfürsten (Karl Theodor), der die Berchtesgadener hat guat leiden kinna, a Konzession kriegt zum Gadlmacha und d' Erlaubnis zum heiraten. No ja, da hon i nit lang gfragt und bin ohne Erlaubnis von seiner fürstlichen Gnaden — denn woaßt, ohne die hat koa' Berchtesgadner auswandern oder si außer Lands verheiratn dürfen — auf und davon auf Münka. I bin mit 'n Schweiger kopliert worn und halt so recht glückli ham ma glebt. A Deandl hat uns unser Herrgott gschenkt und nix is uns abganga, nix als die Berg, als unser Berchtesgadnerlandl. 's Hoamweh is 's gwen, Not und Elend in der alten Hoamet ham ma bald vergessen und an nix denkt, als daß 's halt in die Berg so gar viel schö'!"

„Grad wie bei meiner Muata," unterbrach sie der Jäger, „und di is über dem Hoamweh gstorbn."

„Uns aber hat's verdorbn!" fuhr die Alte fort. „Da ham ma uns anno 1798 durch a Schriftstuck von unserm Fürstprobst schrecka

lassen, d' Hauptsach is aber dennerst d' Sehnsucht nach der Hoamat gwen. In dem Schriftstuck hat's ghoaßn, i woaß no' auswendi, daß alle bisher ohne herrschaftlichen Konsens außer Landes befindlichen Unterthanen, wo sie sich aufhalten mögen, zurückkehren sollen, um die durch ihr verbotenes Austreten „verworchene" Landeshuld gegen vorbehaltene Bestrafung auszuwirken und zu fernerem Gehorsam sich einzustellen, widrigenfalls sie als leibeigene Unterthanen auf Erfragen hereinberufen und den Reichskonstitutionen gemäß vindiziert, auf Betreten aber gegen sie als treulose Verräter des Vaterlandes mit Konfiszierung Hab und Gutes, Versendung auf Galeeren, auch nach Gestalt der Sache noch schärfere Leibesstrafe verfahren werden solle[1]).

Auf dös Schriftstuck auffi hon i mein' Schweiger dahin bracht, daß er mit mir z'ruck is in d' Hoamat. I hon ghofft und vertraut auf die Huld und Gnad von unserm geistlichen Landesfürsten, aber da hon i mi schön gschnidn. Mit der Geign ham's mein Mo' gstraft und mit ara schwern Geldstraf, daß all unser Hab und Guat drauf ganga is, mir haben's 'n Maulkorb anglegt und mi' an d' Schandsäuln gschlagn, unser Heirat ham's für ungilti erklärt und ham mi von mein' Mann mit Gwalt trennt[2]). Mei' Deandl ham's a ledigs Kind ghoaßn, 's Grafenkind ham's sie's gspöttelt. Mein' Mo' ham's wieder ins Bergwerk gsteckt und i hon gstrickt und gstrickt aaf Hallein ummi in d' Fabriken. Der meinige Mo' hat's nit lang damacht und is gstorbn, grad wie's aa mit 'n letztn Fürstbischof[3]) von unserm Landl seiner Herrlichkeit aus is worn. Da is d' Hetz' anganga in unsern Landl. Bal is salzburgerisch, bal boarisch, glei drauf österreichisch und aftn wieder welsch worn, wie's der Toskaner Ferdinand kriegt hat. Anno fünf, z' Weihnachten, i denk's no' guat, hat uns 's Christkindl auf amal wieder österreichisch gmacht und uns 'n Kaiser Franzl zum Herrn gebn. Mei liawe Zeit, der hat's guat gmoant mit uns; d' Leibeigenschaft hat er aufghobn, wir san aus die Hund Menschen worn, aber halt mei' Schweiger hat's nimmer dalebt. Krieg über Krieg, Not und Elend is über 's Landl komma, der Hunger und 's hitzi Fiaber ham regiert, mei' ganze Froandschaft is elendi z' Grund ganga, i hon 's alloa' damacht, i und mei' „ledige" Tochter. Endli san ma anno zehni guat boarisch worn. Dös war a Jubel, wie der Vater Max 's erstemal zu uns einakemma is. I hon aa Vivat gschrien, denn i hon 's best ghofft, daß iatzt mei' Deanl wieder ehrli wird. Aber da san a fünf, a sechs Jahr im Krieg dahin ganga, und eh die Sach entschieden, is mei' Deanl gestorbn, im Kindsbett gstorbn und d' Leut ham glacht und ham gsagt: „Jatz is halt wieder a Grafenkind mehr auf der Welt." A Jaga hat ihr's antho', hat ihr z'erst d' Heirat versprocha, aftn hat er's sitzn lassn, hat a andere gnumma und is weit furt. Wohl hat er ehrli mir a Geld eigschickt, bis er vor a etli Jahr gstorbn is. I alloa' woaß aa sein' Nam, den nit amal sei' Suhn woaß, der Peter. So hon i mi dahingfrett mei' ganz's Lebnlang und wenn i oft rappelköpfi worn bin über mei' Gschick — no', hon i koa Ursach dazua? I hon 'n Peter christli auferzogn, kann i was dafür, daß er a halbeter Loder worn is? Hat 'n der Spott von die Leut nit selber dazua gmacht? 's Grafenkind hams 'n als kloaner gschimpft und später aftn 'n Grafen Peter. No', da spielt er halt aa diemal 'n Grafen im Wirtshaus und auf die Berg. I hon koa' Gwalt mehr über eam, aber büaßen muaß i alles, was er thuat. Höllsaxendi! dös wird mir schon bal z'wider. Da möcht i oft scho' alles zsammschlagn und nix gfreut mi mehr auf der Welt! Nit amal d' Lustbarkeit hon i heunt anschaugn mögn, wie 's 'n Küni empfanga ham — mir schneid't a iade Freud ins Herz. Ja, ja, es geht nix über an' braven Suhn, der si um sei' Muatta annimmt. Der Peter hat koan solchen Geist!"

„Der Peter Graf?" fragte Berchtold überrascht, „dersel, der z' München beim Militär war?"

„Kennst'n?" fragte die Alte dagegen. „So lang er beim Militär war, is 's ja recht gwen, aber sitta daß er wieder zruck is, is der Tuiři in eam gfahrn — a Loder is 's, a Trinka und Spieler a nixnutziger!"

Nun war es Berchtold klar, zu welchem Zwecke ihn Peter für heute nacht in die Schenke bestellt — ganz gewiß zu keinem guten. Und dessen Großmutter war es, die ihn unbewußt

[1]) Landesstatuten der gefürsteten Probstei Berchtesgaden. Oberbayr. Archiv.

[2]) Die Folterwerkzeuge, sowie ein Richtschwert, dann die als Hoheitssymbole den Fürstpröbsten vorgetragenen Szepter und Schwert wurden 1865 in das bayr. Nationalmuseum zu München abgeliefert.

[3]) Joh. Konr. Freiherr von Schroffenberg. Er war zugleich Bischof zu Freysing und Regensburg und starb den 4. April 1803.



jetzt vor ihm warnte. Er errötete. Schon das Zusammenkneipen mit diesem Burschen in Schellenberg konnte ihm Schaden bringen und wenn man ihn jetzt wieder mit dessen Großmutter beisammen sähe, könnte das nicht mißdeutet werden?

Rasch stand er auf.

„Liawe Frau," sagte er, „pfüat Gott iatz — i hon lang gnua grast't."

„Wo gehst denn hin?" fragte die Alte, der es gar nicht recht war, daß sie der hübsche Bursche schon verlassen wollte. „Geh, laß mi mitgehn, es passiert mir gar so selten, gaor niemals sag, daß i mit an' braven Menschen a Unterhaltung hon — laß mi mitgehn! du steuerst ja eh 'n Markt zua."

Berchtold blickte nach der vom Markte herabführenden Straße, auf welcher sich mehrere Leute näherten.

„Aha!" rief die Alte, ebenfalls hinblickend, „kemma d' Leut zruck vom Einzug. Da waar eh koa' Ruah mehr aaf mein' Leibplatzl. Am Weg kannst mir aftn dazähln, wo du herkimmst und was d' suachst."

„'s Glück suach i", entgegnete Berchtold. „Da folg i glei enkern Rat und birsch mi aaffi zum Schnitzlerwastl."

„Ah so! z' wegn der Schwanjungfrau? Du Schliffl, du! No, ja, du bist schon aaf der rechten Fährt! Möchts dir gehn, wier 'n Jaga Berchtold —"

„Der Jaga Berchtold bin i ja selm!" sagte der Bursche lachend.

Die Alte erschrak.

„Was? Am End gar da Berchtold, da wilde Jaga?" fragte die Alte entsetzt.

„Wie's moants!" gab der Bursche lachend zurück, nicht ahnend, daß hierum der wilde Jäger „Bartold" oder „Berchtold" genannt und allenthalben noch sehr gefürchtet wird.

„Gott steh mir bei und alle Heilin!" rief jetzt die Alte und eilte, so rasch sie es vermochte und sich mehrmals bekreuzend, von dannen.

Der Jäger sah ihr kopfschüttelnd nach.

„D' Leut ham recht," sagte er für sich, „dera rappelts nit weng!"

Dann aber schlug er den Weg in die Au ein, den Weg, auf welchem die Schwanjungfrau verschwunden. War's auch nur geträumt — kommt doch auch das Glück oft im Traume.

Die Rappelgräfin oder Rappelleni eilte dem Markte zu. Sie teilte den Vorübergehenden mit, daß der wilde Jäger in der Nähe sei; aber man lachte sie nur aus.

Berchtolds Gedanken aber waren bei dem reizenden Traumgebilde, denn er träumte noch wachend von der Schwanjungfrau.

II.

Das kleine Haus des Schnitzlerwastl stand in etwas erhöhter Lage in der von einem frischen Bergwässerlein durchströmten Au. Es war, wie alle Wohngebäude hierorts, aus Holzbalken zusammengezimmert und hatte ein flaches, steinbeschwertes Legschindeldach, einen unteren und oberen „Gaden" (Wohnungsräume), zu welchen man über eine Freitreppe von außen gelangte. Eine Galerie oder „Laabn" zog sich um den ersten Stock.

Durch einen dunklen Flötz gelangt man zur Wohnstube, in welcher der große, grüne, rings mit Bänken umgebene Kachelofen weit vorspringt. Der hölzerne Plafond ist schwarz angestrichen, die Wände ringsum mit Lehm beworfen und geweißt. Gleichwie um den Ofen zieht sich eine Bank rings an der Wand herum. In der vorderen Ecke steht der große, spiegelblank gescheuerte Tisch. Ein prächtig geschnitztes, altersschwarzes Kruzifix hängt oben in der Ecke, nebenan stehen zu beiden Seiten auf kleinen Postamenten Maria und Joseph. Zunächst der Thüre, welche in die Schlafkammer führt, hängt eine altertümliche Uhr und an dem mit Blumenstöcken bestellten Fenster steht der Werktisch mit der Drechslereinrichtung, während die nahen Wände mit den zur Schnitzarbeit und zum Drechseln nötigen Werkzeugen, als Messern, Meißeln, Sticheln u. s. w., behangen sind.

Durch die kleinen Fenster streift der Blick über eine Tannengruppe hinweg zum Watzmann und Hochkalter. Ein heiterer Friede liegt über dem ganzen Hause, und dieser Frieden, den andere in Reichtum und Ruhe oft umsonst zu finden hoffen, schufen hier Genügsamkeit und Arbeit. Diese beiden Tugenden gereichen den Berchtesgadenern wohl ebenso zur Zierde, wie ihrem Landl die unvergleichliche Schönheit der Natur.

Die in acht Bezirken, sogenannten „Gnodschaften" zerstreut lebenden Berchtesgadener sind Aelpler, Holzknechte, Holzschnitzer oder Bergknappen. Der bescheidene Landbau an den Hängen gewährt nur spärlichen Ertrag. Die

einzelnen Gütchen, Lehen genannt, sind so klein, daß keines derselben für sich allein den Unterhalt einer Familie sichern würde, weshalb die meisten Handwerker, Bauern und Taglöhner zugleich auch Schnitzarbeiter sind, deren Material in Holz, in Knochen und Elfenbein besteht. Alle die kleinen Kunstwerke, womit die Kinder in Europa spielen und die auch in andere Weltteile verführt werden, sind im Berchtesgadener Lande verfertigt. Plumpe Bauernhände fertigen Werke, deren feine Ausarbeitung jeden Kunstdrechsler beschämt.

Das Kunstholzhandwerk ist hier vorwiegend Hausindustrie und beschäftigt gewöhnlich die ganze Familie. Ahorn, Linde, Zirbelkiefer, Fichte, Tanne, Lärche, Apfel-, Birn-, und Nußbaum, sowie der Wachholder liefern das Material, welches gemäß ererbten Rechtes gegen unbedeutende Gilten (etwa 30 Pfg. per Stamm) aus der königlichen Salinenwaldung abgegeben wird.

Die ältere Einteilung der Kunstholzhandwerker hat sich gewohnheitsmäßig bis auf den heutigen Tag erhalten. Da gibt es große und kleine Schachtelmacher („Gadlmacher"), Trücherl-, Rößel-, Löffel-, Herrgotts- und Soldatenschnitzer, Pfeifen-, Pipen- und Trompeterldreher, Rechen und Holzschuhmacher 2c., neben welchen konzessionierten Meistern noch sogenannte „Fretter", jetzt auf „eigne Faust", arbeiten. Man ist im Ungewissen, ob man mehr über die Billigkeit dieser Waren oder über die Geschwindigkeit staunen soll, mit welcher sie verfertigt werden. Diese Fertigkeit verdanken sie meistens dem Umstande, daß jeder Arbeiter sein Leben lang nur ein und denselben Gegenstand arbeitet. Der Herrgottschnitzer macht ewig nur seinen Herrgott, ein anderer nur Posthörnln oder Tanzdocken, oder Trommler mit Schlegel u. s. w. Dies hat aber auch seine Gefahren, denn wenn das spielende Kindervolk draußen in der Welt launisch plötzlich einen Artikel verwirft, so verursacht das zu Berchtesgaden großen Jammer, Angst und Not, denn der arme Schnitzler muß dann oft in hohem Alter alles vergessen, was er erlernt und Zeit seines Lebens geübt hat, muß sich auf ein ganz neues Spielzeug einüben und so das Schnitzen wieder von vorne beginnen.

Diese Sitte des lebenslänglichen Einerlei ist nicht willkürlich, sie entstand aus dem hier herrschenden Kastenzwang. Jedem Handwerker ist nämlich die Art seiner Ware seit Jahrhunderten vorgeschrieben. Er darf nicht Artikel verfertigen, welche anderen zur Beschäftigung und zum Broterwerb eingeräumt sind und sollte ihn auch Neigung und Gewinn noch so sehr dazu einladen. In Berchtesgaden folgt der Sohn immer seinem Vater im Handwerk; der Drechsler kann nur einen Drechsler, der Schnitzer nur einen Schnitzer, der Schachtelmacher nur einen Schachtelmacher erzeugen, und der Vater ist auch der Meister des Sohnes.

Dadurch wurden jene Zwistigkeiten verhindert, welche Neid und Eifersucht unter Arbeitern gleichen Faches zu erregen pflegen, aber auch die Kunst zum Handwerk herabgewürdigt, denn nur durch die Konkurrenz wird Nacheiferung bewirkt und ohne diese schlummert der Trieb nach Vervollkommnung. Der Sohn macht alles dem Vater nach, übt nur die Hand und nie den Geist. Und doch gibt es Arbeiter, welche sich weit über die Linie der Mittelmäßigkeit erhoben, ja selbst zu Künstlern aufgeschwungen haben; alle aber teilen sie das allgemeine Los der Dürftigkeit. Die schöne Göttin mit dem Füllhorn hat wohl die Gegend, aber nicht die armen Bewohner mit ihren Gaben bedacht.

Ob nun diese Armut der Arbeiter auf Rechnung der Habsucht und Härte zurückzuführen ist, womit die Verleger denselben ihre Waren mehr abdrücken, als abkaufen, ob sie in dem kleinen Umfange der Gründe (ein Lehen mit 8—10 Morgen heißt schon groß; die meisten haben nur 4—6 und noch weniger), in dem rauhen Klima und der Undankbarkeit des Bodens, vielleicht auch in der vernachlässigten Kultivierung ihrer Gründe zu suchen ist, darüber wurde schon viel geschrieben, am richtigsten aber dürfte die Annahme sein, daß die angeführten Punkte alle zusammen das ihrige redlich zu jener traurigen Erscheinung beitragen.

So knüpfen sich an die Weihnachtsfreuden unserer Kindertage der Schweiß und die Sorge des armen Arbeiters, und wir ahnen es im glücklichen Jubel nicht.

Seit durch die Gewerbefreiheit der ausgebildete Kastenzwang beseitigt und durch Errichtung der Industrieschule bessere Bildung erzielt worden, blüht die Holzindustrie in Berchtesgaden in einer Weise, daß sie sowohl in technischer Vollendung, wie im Preise, die Konkurrenz der Schweizer Arbeiter zu überflügeln vermag.

Zu Beginn unserer Erzählung, Anfang der fünfziger Jahre aber war dieses Arbeitervölklein

trotz aller Anstrengung der edlen Landesfürsten noch in großer Dürftigkeit, doch es kannte, wie gesagt, auch jene Genügsamkeit, welche ihm die Lust und Freude an der schönen Bergheimat nicht zu verkümmern vermochte. Die früher blaßgelben, abgehärmten Gesichter verschwanden allmählich und machten einem durchschnittlich wohlgebildeten, etwas mehr romanischen, als germanischen Gepräge Platz.

Der Berchtesgadener ist zuverlässig, gutmütig, munter, aber auch selbstbewußt und nicht geneigt, sich etwas zu vergeben. Die gewinnende Ehrlichkeit und Offenherzigkeit seines bescheidenen, ruhigen und doch sicheren und selbstbewußten Benehmens macht einen ebenso vorteilhaften Eindruck wie die kleidsame Bergtracht, welche seine meist kräftigen Glieder umhüllt.

Trotz des oben erwähnten Kastenzwanges in Fabrikation der Ware erwuchs doch in Mitte des Landes, das den Mechanismus seit Jahrhunderten bewahrt, ein Künstler, würdig eines schönen Himmels und eines glücklichen Zeitalters. Es war Sebastian Weyerzisk, genannt der Schnitzerwastl, derselbe, dessen Wohnung wir beschrieben und dessen Thüre sich der junge Jäger Berchtold näherte.

Sebastian Weyerzisk war ein kleines, altes Männlein. Sein hagerer Körper war in eine rupfen Pfoad (Hemd), eine alte blaue Jacke und eben solche Zwilchhose gekleidet. Ein Fuß war nackt und man sah ihm an, daß ihn nur selten ein Schuh bedeckte; der andere Fuß war in alte Leinwandflecke gewickelt. Ein Marmorblock war ihm darauf gefallen und hatte ihn schwer verletzt. Er konnte nur mit aller Vorsicht auf demselben auftreten und selbst dann noch verursachte es ihm große Schmerzen.

Der etwas große Kopf des kleinen Männchens stand zu dem schmächtigen Körper in keinem Verhältnis. Aber dieser Kopf mußte jedem einen gewissen Respekt einflößen. Unter einer breiten, gewölbten Stirne lagen ein Paar dunkle, ausdrucksvolle Augen, sein ganzes glattrasiertes Gesicht hatte einen ungemein sanften Ausdruck, das kahle, nur rückwärts mit länglichem weißen Haar bedeckte Haupt trug er infolge eines kleinen Auswuchses an der rechten Seite des Halses etwas nach links geneigt, dabei war das Kinn nach vorn geschoben, so daß das ganze ausdrucksvolle Gesicht stets etwas nach aufwärts gerichtet war.

Weyerzisk gehörte zu den Feinschnitzern. Sein Hauptverdienst bestand in früheren Zeiten in der Fertigung von Pfeifenstopfern, welche am oberen Teile kleine Figürchen, meistens Jägern, Gebirgsdeanln, Gemsen und andere auf das Gebirgsleben bezügliche Gegenstände darstellten. Sein Uröbel und Oedl, sowie sein Vater hatten gleichfalls diese Figuren geschnitzt und der Sohn schnitzte sie wieder, seit er das Schnitzmesser zum erstenmal in die Hand genommen. Aber Weyerzisk ließ es dabei nicht bewenden, er arbeitete noch anderes, er war ein verschämter Künstler. Er wußte den Meißel zu führen. Da er aber nicht zum „Handwerke der Bildhauer“ gehörte, so wagte er es nicht, um eine „Konzession“ hierzu nachzusuchen, und durch diese Verschämtheit, deren Grund jedenfalls in den beengenden Verhältnissen jener Zeit zu suchen ist, ging für Berchtesgaden ein Thorwaldsen, ein Michel Angelo verloren.

Der Mann, welcher, sobald sich sein Talent durch den Anblick jener idealen Meisterwerke in Italien, oder auch nur in München, erhöht und veredelt haben würde, Ruhm und Reichtum erwerben mußte, zehrte in Berchtesgaden am Hungertuche, bis sich am Abende seines Lebens dessen Verhältnisse im Gegensatze zu den früheren glänzend gestalteten.

Der Schnitzerwastl war längst Witwer und hatte eine Tochter, ein bildsauberes Deanl. Gleich ihrer Mutter diente sie dem Schnitzer zum Modell bei Anfertigung der Schwanjungfrau. Das prächtige, lange Haar, die ebenmäßigen Züge hatten sich von der Mutter auf die Tochter vererbt und als diese einen Holzschläger, Grillersepp mit Namen, geheiratet, auch auf deren Zwillingstöchter, deren Geburt der jungen Frau das Leben kostete.

Der Grillersepp nahm bei der Holzarbeit die Stelle eines Meisterknechts ein und hatte einen ziemlich guten Erwerb. Doch mußte er die meiste Zeit des Jahres auf der Holzstube und bei der Arbeit zubringen und so blieb ihm nichts anderes übrig, als seine mutterlosen Kinder dem Oedl, dem Schnitzerwastl, zur Erziehung zu überlassen, und der Alte unterzog sich diesem Geschäfte mit aller Hingebung. Ein armes Weib, welches ihm das Hauswesen führte, unterstützte ihn dabei.

Der Grillersepp ließ an Sonn- und Feiertagen, an welchen er regelmäßig seine Kinder aufsuchte, so viel von seinem verdienten Gelde zurück, daß der alte Wastl in dieser Beziehung

keine Sorge zu haben brauchte und es bemächtigte sich des Alten beim Anblick des Gedeihens seiner beiden Enkelinnen ein so freudiges Gefühl, wie es früher bei den drückenden Lebens- und Arbeitsverhältnissen niemals über ihn gekommen.

Regerl und Sabina hießen die Zwillingsschwestern; sie krabbelten rechts und links zu seinen Füßen, während er seine Pfeifenstopfer schnitzte und ihr Lächeln, ihr Gekose machte ihm das alte Herz vor Freude hüpfen. Stundenlang konnte er mit ihnen plaudern, konnte ihnen kleine Lieder singen lehren, Liebe zu Gott und der Herrlichkeit der Welt erwecken, bis die sich sehr ähnlich sehenden Kinder in die Schule mußten, worauf sie dann den des Lesens unkundigen Großvater ihrerseits in der Fibel zu unterrichten strebten und es auch so weit brachten, daß er seinen Namen lesen und schreiben konnte.

In diese Zeit nun fällt der Aufschwung des alten Wastl vom Handwerke zur Kunst. Die Liebe hatte sein Herz, seinen Geist erhoben, der Anblick der schönen, engelgleichen Enkelinnen zauberte ihm stets das Bild seines Weibes, seiner Tochter vor Augen und er ließ sich einen weißen Marmorblock in seine Werkstatt wälzen und meißelte dort nur nach einer flüchtigen Bleistiftskizze die Schwanjungfrau mit dem Gesichte seiner verstorbenen Tochter, deren getreue Züge sich in den beiden Enkelinnen Regerl und Sabina wiederspiegelten.

Die Statue war in Lebensgröße. Ueppige Haare wallten über die Schultern hinab, ein leichtes Gewand, welches die schönen Formen des Körpers wohl ahnen ließ, war mit Meisterschaft dem weißen Marmor entmeißelt. Das Bild hatte Leben. Lebendig blickten die schönen Augen, lebendig gestalteten sich die Züge zu einem anmutigen Lächeln. Der aus Almenrausch und Edelweiß gewundene Zweig in den Haaren schien zu zittern beim leisen Windeshauch, nichts fehlte, als die Farbe, um die Statue für lebendig zu halten.

Der alte Wastl nannte dieses Bildnis „die Schwanjungfrau" und mit innerer Befriedigung blickte er stets nach diesem Kunstwerke, aus welchem ihn die eigne Liebe anmutete, mit welcher er es geschaffen, denn es liegt ein eigner Zauber in dem Blicke, mit dem ein Künstler sein der Vollendung nahe gerücktes Bild betrachtet. Der Genius lächelt aus ihm und ist kindlich froh.

So vergingen ihm die Jahre. Die Enkelinnen wuchsen heran, sie blühten wie Almenrausch im Morgentau, die Fülle ihrer blonden Haare, die prächtigen blauen Augen, das fein geschnittene Gesicht, die Lust des Lebens auf demselben und der frohe Gesang von ihren Lippen — der alte Wastl wußte wohl, wie reich ihn dies alles machte.

Der Grillersepp hatte sich inzwischen zum Rottmeister aufgeschwungen und wollte sich nun selbst wieder ein Heim gründen. Er forderte deshalb die beiden Zwillingsschwestern zu sich nach Hause. Aber da gab es einen langen und heftigen Kampf, dessen Friedenspräliminarien zu dem Resultate führten, daß eines der Mädchen zum Vater gehen, das andere aber beim Dedl, dem Schnitzerwastl, verbleiben sollte.

Regerl traf dies letztere Los; Sabina aber ging mit dem Vater, der die Holzarbeit an der Königsbachklause übernommen und führte ihm in einem kleinen Häuschen zu Königssee-Dorf die Wirtschaft.

Regerl dagegen wurde die treue Pflegerin des alternden Großvaters. Dieser hatte als Nebenbeschäftigung und um der geliebten Enkelin einmal ein Andenken zu hinterlassen, eine Büste aus weißem Marmor gefertigt, welche den ehrwürdigen Greis selbst darstellte. Seinen Augen und seinen Lippen war so viel Sanftes und seinem ganzen Gesichte so viel Ausdruck gegeben, daß man die Büste nicht ohne Rührung betrachten konnte. Da, als er noch die letzte Hand anlegte, fiel das Kunstwerk vom Tische zu Boden. Der Alte suchte den Fall dadurch zu mildern, daß er seinen Fuß schnell unterstellte. Wohl verhinderte er dadurch die Verstümmelung seines Kunstwerkes, aber der Block schlug ihm am Vorderfuß eine schmerzliche Wunde, die ihm nun schon seit Monaten nicht mehr gestattete, das Haus zu verlassen, so daß der Alte sich nur mittels eines krückenartigen Stockes oder auf einem Fuße hüpfend in der Stube hin und her bewegen konnte.

Wie war ihm das gerade heute so schmerzlich, da der König seine prächtige Villa in Berchtesgaden wieder bezog! Er hatte den Fürsten wohl öfters gesehen, als er noch Kronprinz, doch niemals, seit er Regent war. Und er sehnte sich danach, ihn zu sehen, zu sehen mit seinem Künstlerauge, denn das dritte und letzte Kunstwerk sollte eine Büste des geliebten Fürsten werden. Mit diesem Werke wollte er dann hervortreten am Rande seines Lebens, wollte der Mitwelt noch zeigen, daß das arme Berchtesgadenerlandl nicht lauter mechanische Handwerker,

daß es auch Künstler hervorbringen könne. Schon hatte er sich aus Lehm ein Modell zurecht gemacht, aus einigen schlechten Bildern seinem Gedächtnis nachgeholfen, aber er wollte ihn noch von Person sehen, ehe er den Meißel an den Marmor setzte.

Wie erwähnt, war dies heute nicht möglich. Dafür aber ging Regerl hin und zwar auf Wunsch des Bürgermeisters von Berchtesgaden als Prangerin, als Festjungfrau. Das Mädchen war mit mehreren anderen hierzu auserwählt, noch mehr, sie mußte den Willkommsgruß sprechen. Es wurden natürlich nur die schönsten Mädchen aus allen Gnodschaften hervorgesucht, keine aber durfte sich, was Schönheit anbelangte, mit Wastls Enkelin messen. Sie kleidete sich nach dem Vorbilde der Schwanjungfrau, der alte Wastl steckte ihr selbst den Zweig von Almenrausch und Edelweiß in die goldigen Haare. Er that dies mit Künstlerhand, und als Regerl fertig vor ihm stand, da lächelte er, der Alte, er vergaß die Schmerzen seines Fußes und sagte scherzend zu dem Mädchen:

„Grüaß ma 'n Maxl und schaug 'n fest an, was der Hauptzug is in sein' Gsicht. Dös mirk dir guat, daß i 's Modell danach kann richten. Für di mach i 's, Regerl — dei' Glück soll's gründen — so, und iatz geh und schaug 'n an — vergiß nix, bring mir 'n hoam!"

Und 's Deanl eilte fort — sie sah den König an, aber auch sein Auge weilte länger auf Regina, als auf den anderen Mädchen, er nahm huldvollst den Alpenstrauß aus ihren Händen und richtete freundliche Worte und Fragen an sie.

Es fiel dem Fürsten in der That auf, daß des Mädchens Blicke dabei nicht an seinem Auge hingen, daß sie sein ganzes Gesicht so zu sagen aufsogen. Es war ein Künstlerauge, das auf ihm haftete. Der Fürst sprach lächelnd einige Worte zum Bürgermeister und fuhr dann freundlich dankend und grüßend von dannen.

Die Festjungfrauen wurden in die königliche Villa beschieden und mit Andenken beschenkt. Regina aber, die Sprecherin, erhielt des Königs gemaltes Bildnis in einem goldenen Medaillon und mit diesem Geschenk eilte sie überglücklich nach Hause zu dem mit Sehnsucht ihrer harrenden Großvater.

So kam sie an der Esche vorüber, an welcher Berchtold saß. Er sah ihr freudestrahlendes Gesicht — es war kein Traum.

„Bringst'n?" rief ihr der alte Wastl entgegen.

„Gwiß!" erwiderte das Mädchen freudig. „Nur schnell 's Modell her, daß i nix vergiß."

Und sie eilte in die Nebenkammer, nahm ihre blauseidene Schärpe ab und legte sie um die Marmorschultern der Schwanjungfrau. Auch ihren Blumenkranz setzte sie der Marmorstatue aufs Haupt. Dann kehrte sie rasch in die Werkstube zurück, nahm das Thonmodell und trug es zum Werktische des Meisters, welcher bereits seinen Bossiergriffel in der Hand hielt.

„Z'erst schaugts Enk dös Bildl an," sagte das Mädchen, „dös i vom Kini gschenkt hon kriegt — es is scho' troffen, aber halt nit so ganz aaf's Lebn, da" — dabei deutete sie nach dem Modell — „rechts und links von die Mundwinkl is a Zug nach abwärts, halt a so a recht freundlicher Zug zum Gernhabn — i moanet, a so — druckts nur tiafa eini und laßt's es verliern gegn 's Kean zua — sehgts, a so — ja, ja, recht! — grad a so hat er mi angschaut; sunst wißt i nix ausz'setzn, d' Augn' habts troffa bis an' etli Linien bei die Hennatrittln da, da därfts no' an' etli zuagebn, i moan, a so — iatz is er's — schaugts dös Bildl dazua an, 's weiter is alles Nebensach."

Das Mädchen hatte selbst mit dem beinernen Griffel keck einige Eindrücke in den weichen Thon gemacht, sie verstand ja auch zu schnitzen und die Striche, welche sie machte, waren so sicher und gaben dem Bildnis sofort jenen freundlichen, herzgewinnenden Zug, welcher dem Fürsten eigen war.

Befriedigt, glücklich blickte dann das Alter und die Jugend nach dem Modelle und jetzt erst, während der Oedl die neue Form abglättete, erzählte das Mädchen von der ihr widerfahrenen Ehre, von jenen freundlichen Worten des fürstlichen Paares, jetzt erst machte sie den Alten auf das schöne, wertvolle Medaillon aufmerksam, in welchem sich des Königs Bildnis befand und das der Alte, nur mit dem Porträt allein beschäftigt, bis jetzt unbeachtet gelassen hatte.

„Meinoad!" rief der Alte, „dös Gold hon i übern Anblick von dem Kunstwerk, dös 's umfaßt, ganz übersehgn. Dös is ja a kostbars Andenken! No' Deandl, dös kann di gfreun — so viel Gold hon i no' niemals in mein' Haus ghabt. Hebs guat aaf! Für iatza aber laß mir dös Bildl da! I sehg gar viel, was i brauchen kann für mei' Modell."

„I wer mi ge iatz ausziagn," sagte Regerl, „und nacha Fuatta schneidn gehn für d' Bläß."

„Ja, ja," entgegnete der Alte, „i hons scho' an' etli Mal plärn hörn; warm is 's, sie wird aa 's Tränken brauchen."

„Glaabs leicht aa," sagte das Mädchen, „sie därf nimmer länger wartn!"

Und sie eilte zur Thüre hinaus und in ihre Kammer, wo sie sich rasch umkleidete und Sichel und Schubkarren nahm, um für die Kuh von dem nebenan bis zum Waldgelände reichenden Wiesenflecke Futter zu holen.

Der alte Wastl studierte indessen an dem Modell und dem Bilde. Sein Lächeln zeigte, daß er mit seiner Arbeit zufrieden sei und mit einem triumphierenden Blicke musterte er den weißen Marmorblock, aus welchem er das fertige Modell zu meißeln beabsichtigte.

„Mit Gottes Hilf," sagte er, „wird's mir glinga. Frisch an d' Arbet — freudi und schneidi!"

III.

Da klopfte es an die Thüre und auf das einladende „Herein" erschien Berchtold Perlacher in Weyerzisks Werkstatt.

„Grüaß Gott!" rief der junge Mann. „'s is mir gsagt worn, i kunnt da an' Pfeifenstopfer kaafn — an' extrigen, mit der Schwanjungfrau — sehgts, so oan, wie der da, den i von mein Vatan, Gott hab 'n seli, ererbt und halt scho' ganz z' schandn gmacht hon." Er zeigte ihm dabei den defekten Stopfer.

Der Schnitzerwastl hatte sich auf seinem beweglichen, hölzernen Lehnstuhl gegen den Ankommenden gedreht und blickte ihn erst gleichgültig an; nachdem er aber den ihm dargereichten Pfeifenstopfer einigemale in der Hand gedreht, faßte er den jungen Mann scharf ins Auge.

„Den Stopfer hon i gschnitzt," sagte er, „'s mag a lange Zeit her sein, es is oana von die viele tausend."

„Dös is nacha wohl aa von Enck?" fragte jetzt Berchtold, indem er dem Alten den Griff seines Stockes zeigte.

„Dös is der Jaga Berchtold mit 'n Schwan!" rief der Alte. „Den Stock hon i Freundschofts halber 'n Förster Perlacher gebn — Gott tröst 'n! Und du — du bist sei' Suhn! Is 's nit a so?" Und diesem erfreut die Hand reichend, setzte er hinzu: „Du bist mir freudi willkomma!"

Berchtold schlug in die dargereichte Hand ein. Er bestätigte dem Alten, daß er sich nicht geirrt, erzählte ihm dann von seinen Eltern, und wie er hierher gekommen, sein Glück zu suchen, und sich bei dem Förster in Bartlmä, welcher dort zu gleicher Zeit mit seinem Vater Jagdgehilfe war, um eine Stelle zu bewerben. Er erzählte dem Schnitzer auch, daß ihn die Rappelleni hergeschickt habe, um sich einen Stopfer zu kaufen und wie ihn das verrückte Weib plötzlich für den wilden Jäger gehalten habe und entflohen sei.

Der Alte nahm das lebhafteste Interesse an der Erzählung des jungen Burschen, welcher neben ihm auf der Bank Platz genommen hatte. Er klärte ihn vor allem dahin auf, daß die alten Leute hierzulande noch sehr abergläubisch seien, und daß der wilde Jäger in ihrer Meinung noch unter dem Namen Berchtold in der Gegend, besonders am Königssee, seinen Spuk treibe.

Der Bursche lachte und fragte, auf die Schnitzerei an seinem Stocke deutend: „Is das 's Bildnis vom wilden Jäger? Des habts vorhin gesagt, es is der Berchtold mit 'n Schwan."

„Dös is der Berchtold, der durch den Schwan Berchtesgaden begründet hat. Mei', die Gschicht is schier vergessen und außer mir denken wohl weng mehr dran. I hon woltern nit drauf vergeßn kinna, weil i mei' Lebnlang den Jaga da und die Schwanjungfrau geschnitzelt hon, gschnitzelt und gmeißelt. Sitta etli Jahr hat si der Absatz aufghört mit die Stopfer, d'Leut rauchen Cigarrln und wenger aus Tubakspfeifn — no' ja, da hat mir der Verleger absagen lassen — was willst machen? So hon i halt a anders Fach glernt no' in meine altn Täg und so schnitzl i halt furt, so lang 's geht."

„An' anders Fach?" fragte Berchtold. „Des seids wohl a Bildhauer worn? Jeß! wie schön! Dös is ja unser Küni, der Maxl — zum Reden treu."

„Ja, ja," entgegnete der Alte, „dös is nur so a Nebngschäft, woaßt, dös tragt mir nix. Kochlöffeln muaß i machn und Teller — möchst ja glei a Hirsch wern — i, der Weyerzisk!"

Der Alte verhüllte sein Gesicht, dann wischte er sich über die Stirne und sagte wieder freundlich und gefaßt:

„Es war a schöne Zeit, wie dei' Vata no' hiersig war. Da aaf der Bank, wo du iatzt sitzt, is er oft gsessn und hat mir zuagschaut, wier i so oa' Stückl nach 'n andern gschnitzelt hon. I woaß's no' wier heunt, wie r eam den Stock

da gschnitzt und dabei die Gschicht erzählt hon vom Berchtold und 'n Schwan."

„Gehts zua," bat Berchtold, „erzählts mir 's aa und schnitzelts mir die Schwanjungfrau dabei. Sie is mir vorhin erschiena, wier i unter der Eschen gschlafn hon, so schön, so zauberhaft, daß i 's nimmer aus 'n Kopf bring. Des wißts mehr davon, hat die Rappelleni gsagt. Erzählts mir's, was 's wißts."

Der Alte lächelte.

„Vorhin is 's dir erschiena — mit ara blaun Schärp'n?"

„Ja, — lange guldane Lockn, mit Almarausch gschmückt; da — da hon i no' a Zweigl davon; sie hat's verlorn und is verschwundn. Was moanst, is dös gwen?"

„Ah so!" lachte der Alte. Es war ihm klar, daß der junge Mann seine Enkelin, 's Regerl, vorbeihuschen sah, da sie als Prangerin vom Empfange des Königs zurückkam, daß der Jäger dies mit der Schwanjungfrau in Verbindung brachte und sich aus Begeisterung für diese einen neuen Pfeifenstopfer mit ihrem Bilde kaufen wollte. Das ergötzte den alten Wastl höchlich. Aber man soll dem Kinde nicht vor der Zeit seinen Glauben an das Christkind nehmen und dem Jäger wollte er den Glauben an eine gütige Fee mit tausend Freuden lassen, so lange, bis Regerl selbst, zufällig eintretend, dieses Traumbild, einer Seifenblase gleich, zerstäuben ließe.

„So lang mir halt so a runds Stück Buachas her — woaßt, i kann nit gehn, mei' Fuaß is krank."

„Habts Enk ebbas einitretn?" fragte Berchtold und reichte dem Alten das Verlangte hin.

„Dös nit," entgegnete Wastl, „aber mei' Kopf is mir aufn Fuaß gfalln und hätt mir schier a Paar Zehen daquetscht."

„Enker Kopf?" fragte Berchtold. Er glaubte, falsch gehört zu haben. Fast überkam ihn wieder dasselbe Gefühl, das er empfand, als er beim Erwachen unter der Esche die hexenähnliche Rapelleni neben sich sitzen sah. Die Schwanjungfrau, der wilde Jäger, jetzt der herabgefallene Kopf des so eigentümlich, so übergeistigt blickenden Alten: — es war doch etwas sonderbar!

„Es is schon so!" bestätigte jetzt der Alte noch zum Ueberflusse, „aftn zoag i dir 'n schon. Lang ma no' den Stichel her, so — gelts Gott! Und iatz schnitz i dir dei' Jungfrau und erzähl dir, was d' so gern hörn möchst." Und während er zu schnitzen begann, erzählte er:

„Der Jaga mit der Armbrust an dein' Steckn is der Berchtold. So hat' 'n schon mei' Uröbl gschnitzt. Und woaßt, wer der Schwan is? Neamd anders is 's, als d' Schwanjungfrau oder d' Wallkürn, der wir alles verdankn, was in unserem Berchtesgadenerland Schöns und Guats is. Längst ham d' Menschn drauf vogessn, i bin der oanzi, der dran denkt hat schier alle Tag, so oft i's gschnitzt hon, und no' iatz. Und da traamt mir gar oft, der Schwan wird lebendi, kriegt silberne Federn und verwandelt si' in a schöne Jungfrau, die mi no' reich macht in meine altn Tag, nit zwegn mir, bei Leib nit! i verlang mir nix mehr — nur zwegn meine Deanln, zwegn dene, sunst zwegn nix."

„Und was hats mit dem Jaga und dem Schwan für a Bewandtnis ghabt?" fragte Berchtold, neugierig gemacht, indem er die Schnitzerei seines Stockes aufmerksam betrachtete.

„Dös kannst scho' hörn," entgegnete der Alte; „kennt nur 's Pfeiferl an, du irrst mi nit im Schnitzln. I selm rauch nit, aber schmeckn thua i's gern; es is so hoamli, wenn 's Pfeiferl qualmt. Siehgst, es brennt scho' — stopf nur mit 'n altn Stopfer, bald kriegst 'n nuia. No' ja, es raucht schon! und also erzähl i dir's halt, so wier i 's woaß.

Vor uralters Zeit, wo d' Gegend rings umadum no' lauta Wildnis war, wo d' Wölf, d' Bärn und d' Drachen und 's wildst' Gflüg da ghaust und neamd si hat einatraut, is draust im Salzachthal an' alta Jaga gwen, der hat a wunderschöns Deanl zur Tochter ghabt. Dös Deanl hat a frischer Jagasbua, Berchtold oder Bartel [1]) mit Namen, von Herzen gliabt und hätt 's gern gheirat, aber mei', alle zwoa hams nix ghabt, als d' Liab, wie 's heuntigen Tags aa no' oft der Fall. Wier aftn der Alte gstorbn is, hat 's Deanl furt müassn in Deanst und dem frischen Jagasbuam is aa nix anders über bliebn, als furt z' roasn, er hat selm nit gwußt, wo aus und wo an. So is er voll Gram und Kümmernis eini in Forscht und in d' Wildnis und hat sei' Gschick 'n Himmi vertraut und alle guatn

[1]) Die alten Bayern wußten nichts von Bartolomäus, sondern tauschten denselben für ihren Bartel, Bertold oder Berchtold nach dem Beinamen Wodans ein, wie im Salzburgischen noch der wilde Jäger heißt. Ihm zu lieb findet auch das jährliche Berchtllaufen in den Rauhnächten in Salzburg und Tirol statt, was förmlich einer wilden Jagd gleicht. Ebenso steht Berchtold zum Wasser in Beziehung am Bartolomä- oder Königssee. (Dr. Sepp.)

Geister. No' ja, dös Ding is guat — da stroaft er amal durch 'n Wald und sei' Hund schlagt an auf an' Edelhirsch, der in raschen Sätzen durchs Waldgstrüpp bricht. Der Berchtold eam nach durch Wald und Busch und über Felsen und Sturzbach. Oft vermoant er, sei' Pfeil kunnt 'n dareichn, aber 's Edelwild verschwind', taucht wieder auf, verschwind' aufs neue, so geht die Hetz dahin an' etli Stund. Auf oa'mal steht er vor an' See, von dem no' neamd ebbas gwußt, mitten zwischen himmelhohen, glanzeten Marmelwänden — dunklgrea glanzt 's Wasser, der Watzmann spiegelt si z' tiafest drin und auf 'n Wasser kimmt a weißer Schwan herzogn mit silberweiße Federn und grad zum Jaga Berchtold zuari. Der schaut und schaut, und wie der wunderschöne Schwan bei eam am Ufer halt, so grüaßt er 'n freundli.

‚Mei' schöner Schwan,' sagt er, ‚wie kimmst du da in dö Wildnis eina?'

Da taucht der Schwan gachs unter in der Flut und statt seiner taucht in an' guldan Schifferl a wunderschöne Jungfrau auf im schneeweißen, silbern' Gwand mit guldane, lange Haar, mit Edelstoa' und Perln gschmückt und a silbers Ruader in der Hand.

‚Grüaß Gott,' sagts, ‚liawa Jagersmann, von wannen kommst du und wodannen zeihst du? Steig eina und schenk mir dei' Vertraun, auf mei' Hilf kannst du baun!'

No' ja, der Jaga is nit dumm, nimmt glei Platz im guldan Schiffl und dierweil d' Jungfrau einifahrt in See, klagt er ihr sei' Load, und wier er arm und trauri is, daß er sei Deanl nit als Ehfrau hoamführn kann.

Da sagt die Jungfrau freundli: ‚Dir soll gholfn wern: i fahr di hin ins Reich vom Elfenkönig, der unverschuldet Unglück endet.' Und dreimal tauchts ihr Ruader in d' Flut, da teiln si wie'r a Blitz so schnell die Welln und 's Elfenreich thuat sie aaf. Wie schö' dös gwen muaß sei', dös laßt si nit dasagn, halt wier im Himmi selber. Der Elfenkini, der Wodan, sitzt aaf an' guldan Thron, sei' Gwand dös strotzt von Edelstoa' und Gold und Bleamwerk und freundli sagt er zu der Jungfrau:

‚Zeig ihm die Schätze mein,
Und was er will, sei sein!'

Dös wird wohl a Wort gwen sei! Der Jaga macht sein Servus und d' Jungfrau führt 'n nacha Donni zur a Felsenwand. Auf ihren Wink springt a Thür auf, die in a großmächtige Marmorhalln führt, die über und über voll is mit Edelstoa' und gediegna Gold.

‚Da nimm, was d' brauchst und gründ' dei' Glück. Jn neuer Not komm wieder zrück!' sagts zu eam.

Der Jaga laßt si dös nit zwoamal sagn. schoppt si d' Säck glei voll und d' Waidtaschn und 'n Huat strotzat voll und afftn fahrt 'n d' Jungfrau wieder zruck im guldan Schiffl ans Ufer hin. Freudi springt er ans Land und will si just bedankn, da is dös Schiffl mit der Frau verschwunden und nur der Silberschwan gleit' langsam übern Spiegl hin vom See. An Juchaza schreit er eam nach, daß 's vielfach wiederhallt und aftn stürmt er furt, zur Salzach außi, wo sei' Deanl is — und gheirat wird, a prächtigs Gschloß wird baut und glebt in Glück und Freud, in Saus und Braus! —

No' ja, dös Ding is guat, so lang dös Gerstl (Geld) ghaltn hat, aber halt an' Brunn kannst daschöpfn, und bist no' so reich, findst nit dei' Glück am eigna Herd und in der treuen Liab, und suachst es außahalb bei Trunk und Spiel, und gehst bloß müaßi, no' ja, so geht's halt abwärts, und aus 'n reichsten Mo' kann bal a Bettler wern. Grad so is 's ganga mit 'n Berchtold. Nit hat er ghört aufs Bitten und aufs Woan von sein' braven Wei' — Haus und Hof — ft! — furt is 's gwen und zruck hams müassen in die hölzer Hüttn im Wald, wo 's z'erst san gwen, und wo eam d' Reu am Herzen nagt und wo 'n umasunst sei treus, bravs Weibl tröst. Er traut si nimmer zu der Jungfrau hin zum See um Hilf, dös schlecht Bewußtsei druckt 'n — leicht kannst dir 's denkn!

Da is 's amal, daß d' Frau vom Berchtold im Wald drin kniet und halt so recht frumm bet' um Hilf. Da kimmt a schöne Jungfrau zuawi, d' Schwanjungfrau is 's gwen, und sagt, grad wier a Engel so guat und mild, zum arma Wei', daß 's grührt is durch die Reu vom Berchtold, und kemma is, eam zu verzeihn und a neus Glück z' bringa, dös der Elfenkini eam hat vomoant. Der Berchtold soll um Mitternacht am Platz sei', aftn wird er 's ander hörn.

Der Berchtold, no', 's Herz hat eam freili gschlägelt, wier er hin is um Mitternacht, zum See von Elfenkini. Da siehgt er aa beim Herr Mann [1]) scho'a aaf weit 'n weißn Silberschwan, der donna

[1]) Herr Mann — Mondschein.

schwimmt und der si am Ufer in die schö' Jungfrau wandelt. Und außi führts 'n, wo der Albbach rauscht, auf an' enga Steig und bleibt mit eam vorm Salzberg Tuval stehn.

‚Da schürf!‘ sagts, ‚und Glück auf für alle Zeiten! Auf Gold alloa' kannst 's Glück nit baun, aaf d' Arbet nur und Gottvertraun!‘

Und wie 's dös gsagt hat, winkts eam freundli zua und gachs verwandelt in an' Schwan steigts hoch in d' Luft und fliegt gen Königssee. Dankbarli schaut der Berchtold nach und wie der Tag hat graut, fangt er glei 's Schürfen an am Berg und find't an dera Stell dös schönste Salz, dös mehr als Gold dem Menschen vonnöten is. Schnell hat si d' Kund verbreit vom reichen Bergwerk in der Wildnis, und kloa' und groß is herkemma zum neu'n Schacht und wier a goldner Quell is 's Glück 'n Bergherrn gfloßn und hat sein' Fleiß und d' Arbet richti g'lohnt. Den Tann vom Urwald hat er gfällt und Wohn- und Sudhaus baut, wo Moos und Sumpf is gwen, san Feld und Wies' entstanden und da, grad am schönsten Fleckl, hat er baut sein Gaden, wo d' Felsenberg rundumatum hinschaugn, und Berchtoldsgaden hat er's ghoaßn, so wie ma's heunt no' hoaßt.

Der schöne See vom Elfenkönig hoaßt sit der Zeit der Königssee. Ma' kann aa diem von weiten d' Schwanjungfrau no' sehgn, wenn d' Stern hell funkeln und der Herr Mann si spiagelt drinn im See. Stand aber hat's seit Berchtolds Zeiten neamd mehr ghaltn, neamd mehr, als mir; i hon's ja in der Hand, da siehgst es, so schaugt's aus."

Der alte Schnitzler hatte während seiner Erzählung in der That die Schwanjungfrau geschnitzelt, mit prächtigem Gesicht, ganz wie er sie beschrieben; nichts fehlte als die Farbe.

Der Jäger griff staunend nach dem Figürchen.

„Höll Sakendi!" rief er, „i wollt, die waar größer und lebet."

„Größer kann i dir's zoagn," sagte der Alte lächelnd, „vielleicht aa lebendi. Thua nur d' Kammerthür durt aaf."

Berchtold näherte sich fast zögernd der Thüre, auf welche das helle Rot der untergehenden Sonne schien, deren goldene Strahlen die Werkstatt schon einige Zeit wie magisch beleuchteten.

Jetzt öffnete Berchtold mit einem raschen Griffe die Thüre angelweit — ein Ausruf des Erstaunens entfuhr seinen Lippen. Die Schwanjungfrau stand vor ihm. Aehnlich wie beim Alpenglühn umfloß die weiße Marmorstatue purpurrosiges Licht. Der durch das Oeffnen der Thüre verursachte Luftzug veranlaßte eine merkliche Bewegung des natürlichen Alpenrosenkranzes und der seidenen Schärpe und das sonst weiße Marmorantlitz der Walküre schien durch den Glanz der zitternden Lichtwellen lebendig und blickte mit wunderbarer Anmut, einer holden Göttin ähnlich, auf den überraschten jungen Mann.

Dieser stand lange sprachlos, der alte Meister neben ihm. Er war auf einem Fuße zu dem Jäger herangehüpft und staunte nun, an dessen Schulter gelehnt, gleich diesem sein eignes Kunstwerk an, denn noch niemals hatte die scheidende Sonne ein so intensives Purpurlicht über die Statue ausgegossen.

Was der Alte in diesem Augenblick fühlte, das war das reinste Glück, so wie es vom Himmel in seltenen Tropfen herniederträufelt, das nur der versteht, nur der empfindet, den die Gottheit ganz besonders würdigt, der den Weihekuß der echten Kunst empfangen und der beim Anblick seiner reinen Schöpfung ein Gottähnlichsein in sich verspürt. Not, Hunger, Kümmernis vergangener Jahre, wie war das alles aufgewogen durch solch einen göttlichen Augenblick!

„Die is 's, die i gsehgn hon," rief endlich Berchtold; „i hon nit traamt! Is 's denn mögli?"

Der Alte lächelte.

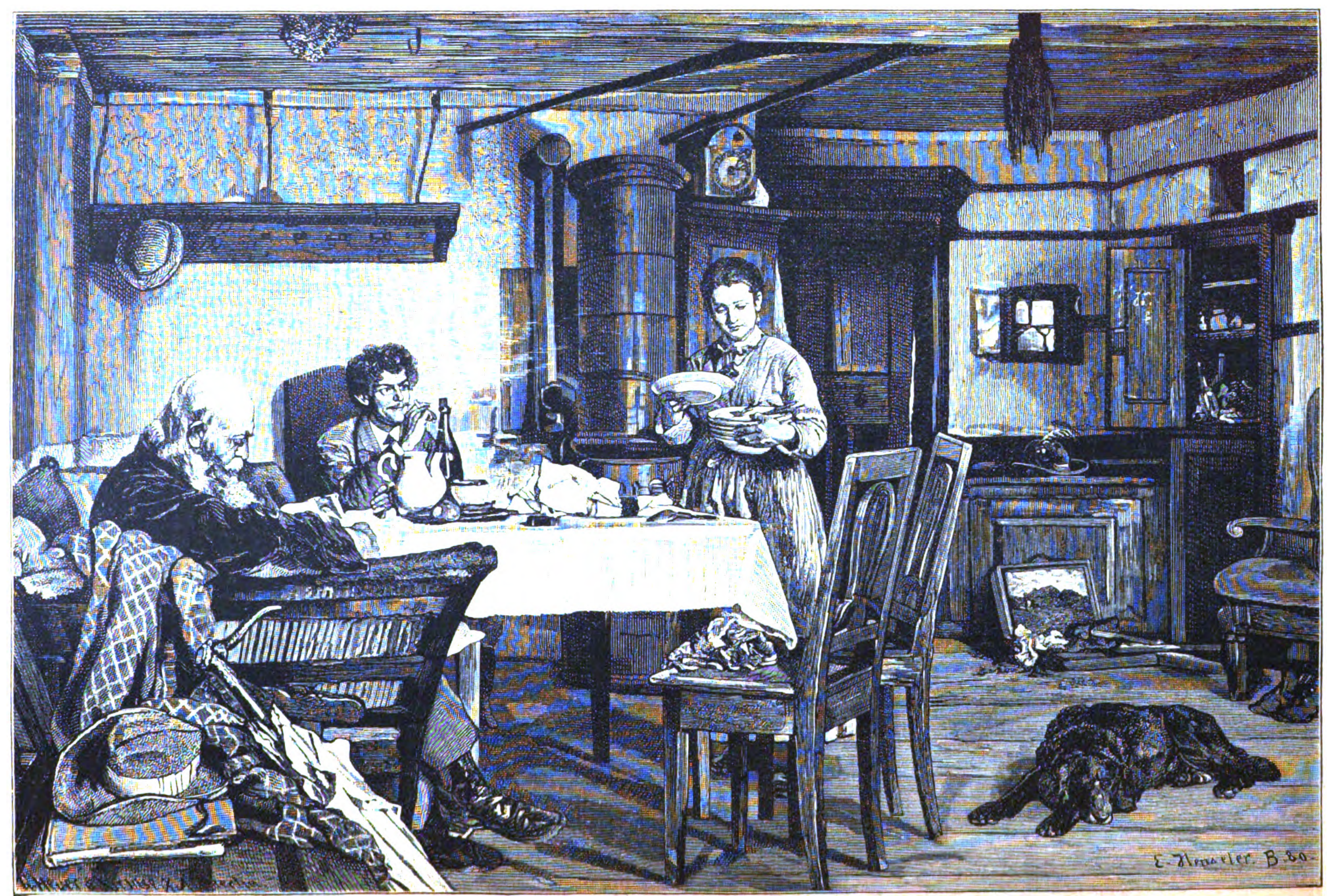
„Frags," sagte er, „ob's di kennt?"

„Na', na'," antwortete der Bursche, „jetzt sehg i's schon, daß 's koa' lebendige Gstalt is daß 's von Marmor is. Aber kann's denn nur mögli sein, dennast so voll Lebn, daß ma 's anredn möcht! A lebendiger Stoa'! Und dennerst hon i 's gsehgn, dös Zweigl is von ihr — sagts mir dös Gheimnis — i fürcht mir nit. Mir is mehr betet z' Muat, i moan, i seh d' Muatta Gottes stehn vor mir und möcht mi nimmer von dem Platzl trenna."

Der alte Meister fand aber, daß es Zeit zur Trennung sei. Noch während sein Werk von rosiger Glut umflossen, wollte er es den Augen des Staunenden entrücken.

Was mitten im Verlangen entweicht, füllt das Herz mit Sehnsucht, und Sehnsucht nach dem Schönen und Göttlichen entrückt den Menschen der Alltäglichkeit. Das fühlte der alte Wastl, er wollte den Zauber seines Kunstwerks nicht erschöpfen lassen und er schloß die Thüre.

(Fortsetzung folgt.)



Kunstpause. Von E. Henseler.

Die Dynamitverschwörungen.

Von

Franz von Holtzendorff.

Nur selten geschieht es, daß Verbrecher, die sich zur Begehung großer Missethaten verschworen haben, ihr Opfer vorher warnen und auf das Dasein ihrer Verschwörung aufmerksam machen. Als ein bekannter Führer der irischen Fenier auf amerikanischem Boden den Engländern den Dynamitkrieg erklärte und mit der planmäßigen Vernichtung englischer Fabriken und Seeschiffe öffentlich drohte, waren nur wenige geneigt, in diesen Ankündigungen etwas anderes zu erblicken, als einen prahlerischen, auf ängstliche Gemüter berechneten Einschüchterungsversuch. Nur zu bald haben sich jene Drohungen wenigstens so weit verwirklicht, daß an der Ernstlichkeit des geplanten Vernichtungskrieges nicht mehr gezweifelt werden kann. Das englische Parlament handelte angesichts der so unvermutet enthüllten Sachlage mit der entschlossenen Ruhe und Geistesgegenwart eines Mannes, indem es ohne alle Erörterungen und ohne parlamentarische Ceremonieen binnen wenigen Stunden ein neues Strafgesetz gegen Mißbrauch der Sprengstoffe durch alle Stadien der Beratung in beiden Häusern hindurcheilen ließ.

Bis vor wenigen Monaten war man fast überall in Europa geneigt, das Vorkommen politischer Dynamitverschwörungen als ein Privilegium russischer Staatszerrüttung zu betrachten und dagegen die Anwendung einer freien, repräsentativen Staatsregierungsweise als Heilmittel zu empfehlen. Engländer vornehmlich glaubten bis vor kurzem mit unerschütterter Ueberzeugungstreue daran, daß politischer Mord und Verschwörung als Merkzeichen der Tyrannei und Knechtschaft anzusehen seien, von denen freie Staaten verschont bleiben. Und sie hatten in der That damit vollkommen das Richtige getroffen, insofern sie zunächst stets nur an Großbritannien, an England und Schottland, dachten, gleichzeitig aber auch vergaßen, die Probe ihres Lehrsatzes an Irland zu machen, um zu erkennen, daß dort die Kehrseite hervortrat. Moderne politische Verfassungsformen konnten in Irland jene wirtschaftlichen Verwüstungen, kirchliche Unterdrückungen, gesellschaftliche Knechtungen nicht heilen, die unzertrennliche Erscheinungen der englischen Eroberung in früheren Jahrhunderten gewesen und bis zu der Katholikenemancipation und der neueren Ackergesetzgebung geblieben waren.

Die neueste Dynamitverschwörung der Iren entbehrt trotz scheinbarer Neuheit in den Augen aufmerksamer Beobachter der Auffälligkeit. Seit Jahrhunderten unaufhörlich fortschleichend, unversöhnlich gegen England ankämpfend, war dieselbe lediglich darauf bedacht, einen durch Reformgesetze der Engländer vorbereiteten Friedensschluß durch Zusammenraffung aller Leidenschaften des irischen Volkshasses zu einer gewaltigen Anstrengung und durch Verwendung der neuesten Verschwörungstechnik zu verhindern.

Diese neueste Technik des Verschwörungswesens war durch den russischen Nihilismus unzweifelhaft erheblich vervollkommnet worden. An Stelle des Dolches und der Pistole war als Verbrechenswerkzeug Dynamit, Nitroglycerin und Schießbaumwolle getreten, an Stelle der Beunruhigung von Hausbewohnern und Spaziergängern durch den mörderischen Gebrauch vereinzelter Schießwaffen der planmäßig unterhaltene Terrorismus ganzer Städte und Länderstrecken durch die Ankündigung Leben vernichtender Feuerwerke, durch Explosion von Sprengstoffen; an Stelle der Hinopferung einzelner dem Tode geweihter Parteifeinde die rücksichtlose Tötung und Verstümmelung zufällig an öffentlichen Plätzen versammelter Volksgruppen in der Hoffnung, gleichzeitig einen anwesenden Feind in der Menge mitzutreffen.

Die einzelnen Bestandteile, aus denen sich derartige Verbrechensunternehmungen zusammensetzen, sind vielleicht ebenso alt wie die Verwendung des Schießpulvers selber. Jeder Fortschritt menschlicher Erkenntnis, jede neue technische Erfindung muß es sich gefallen lassen, auch für verbrecherische Zwecke ausgenützt zu werden. Das ist so unvermeidlich, daß es nach einiger Zeit telephonierte Injurien ebenso gut geben wird, wie Beleidigungen auf offenen Korrespondenzkarten der Post.

Was man auffällig finden kann, ist nicht sowohl die Benützung der Sprengstoffe zu den Verschwörungszwecken der heute kämpfenden Zerstörungsparteien, wie gerade umgekehrt das frühzeitige Auftauchen ähnlicher Unternehmungen. Ich selbst habe vor langen Jahren nach mehr als zweihundertjähriger Volkspraxis in

den Straßen von London den alten Reim wiederholen hören, der an die Pulververschwörung des Guy Fawkes erinnerte: Remember, Remember the fifth of November!

Es ist unnötig, der Höllenmaschine, der sich Fieschi gegen den König Ludwig Philipp bediente und der Bombe zu gedenken, die in der Rue Lepelletier zu Paris gegen den Wagen Napoleons III. geschleudert wurde. Kein Land Europas ist von der Benützung der Sprengstoffe zu politischen oder gemeinen Verbrechenszwecken verschont geblieben. Nur darin tritt eine Veränderung hervor, daß in neuester Zeit die explosive Vernichtungspraxis sich weiter ausdehnt, in schnellerer Wiederholung geübt und als Mittel bürgerlicher Kriegführung verwertet wird, nachdem die internationale Kriegführung der Staatsgewalten den Sprengstoff als Mittel der massenhaften Lebensvernichtung für patriotische Zwecke längst gerechtfertigt hatte.

Insoweit schulte sich der unrechtmäßige Bürgerkrieg und das Verbrechen gleichsam an den technischen Fortschritten auf den Kriegswerften und in den pyrotechnischen Laboratorien. Dem vervollkommneten Torpedo, der seiner Verwendung im Seekriege der Zukunft harrt, setzt sich die leicht tragbare Dynamitpatrone oder die Sprengbombe für Verbrechenszwecke zur Seite.

Auffallender als die Thatsache, daß Sprengstoffe immer häufiger verbrecherischem Mißbrauch unterliegen, ist die Wahrnehmung, daß geheime politische Verschwörungen keineswegs nur in despotisch regierten Staaten vorkommen. Es ist wahr: Verrat, Lüge und Verschwörung haben ihre Heimat in dem Rachebedürfnis frevelhaft geknechteter Menschen, ihren Anlaß in der Heimlichkeit der Kabinetsregierungen, die dem Geiste volkstümlicher Freiheit widerstreben, ihre Lebensluft in dem Kerkerdunst der Willkürherrschaft. Sie gedeihen selten in dem Licht der Oeffentlichkeit. Aber es läßt sich nicht leugnen, daß sich auch in freien Staaten gelegentlich solche, die das Vertrauen auf den ruhigen Fortgang staatlicher Reformgesetzgebung verloren haben, zu verzweifelten Unternehmungen verschwören. Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts verschwur man sich in Schottland und England zu gunsten der vertriebenen Stuarts. Trotz republikanischer Regierungsformen bestanden zur Zeit der französischen Revolution und bestehen gegenwärtig socialistische Verschwörungen in Paris. Und selbst in Nordamerika sind politische Geheimbünde nicht so selten gewesen, wie man meinen sollte.

Der Unterschied zwischen den einzelnen Staaten im Verhältnis zu dem Vorkommen von Verschwörungen offenbart sich dagegen in dem Grade der Gefährlichkeit, der im umgekehrten Verhältnis steht zu der Oeffentlichkeit, Redlichkeit und Freiheit des Volkslebens, zu dem Entwickelungsstande der politischen Moral. In diesem Lichte betrachtet, muß eine Verschwörung, die sich bestimmter Zerstörungswerkzeuge bedient, in Rußland, in der Türkei und in Spanien viel gefährlicher erscheinen, als in Deutschland oder Belgien.
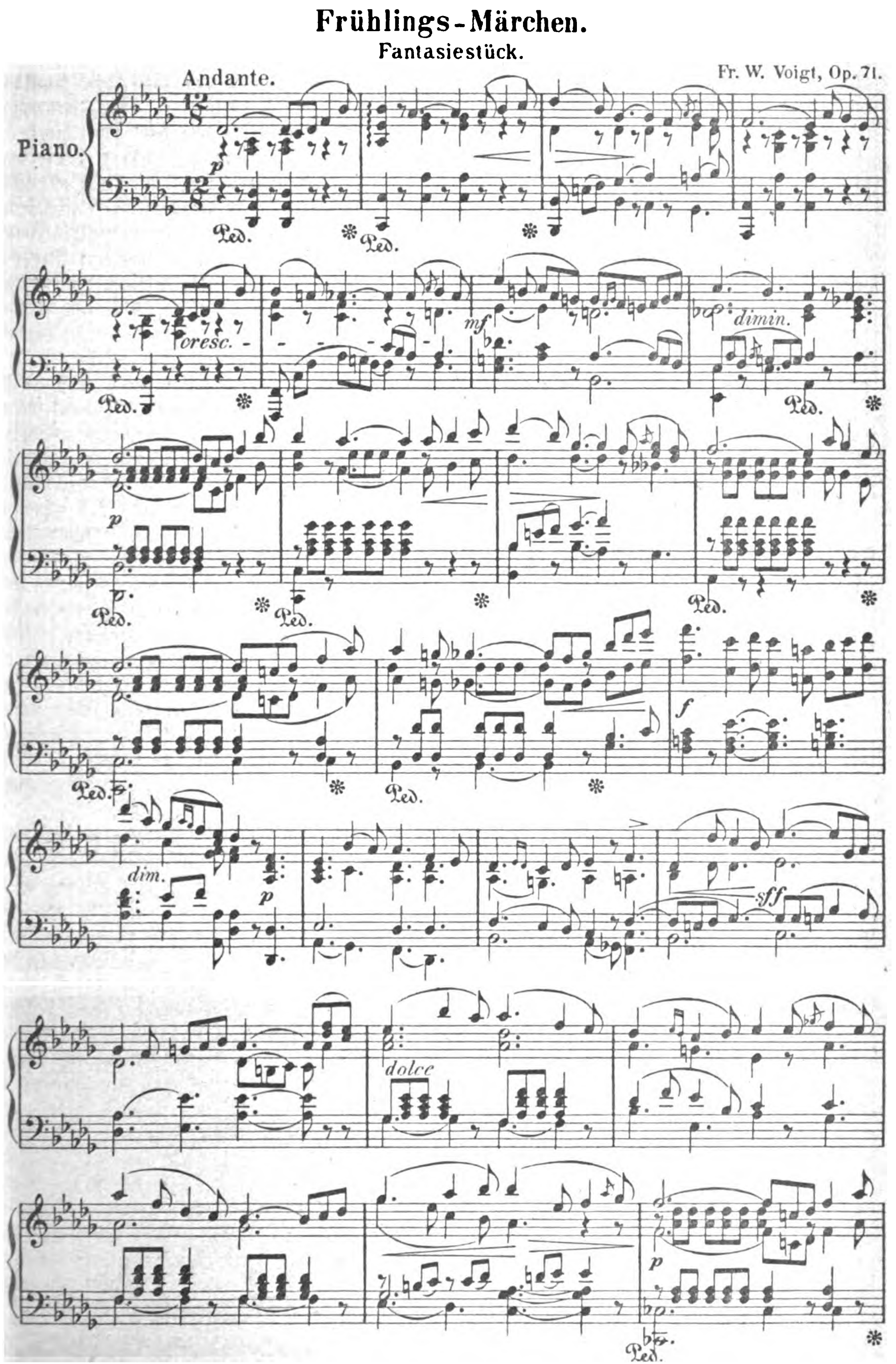
Kaum zu bezweifeln ist auch, daß gewisse Völker auf ihrer geschichtlichen Entwickelungsbahn eine hervorragende Anlage zu politischen Verschwörungen offenbart haben, eine sie auszeichnende Vorliebe für Konspirationen als Eigenart ihres Charakters aufweisen. Oft genug ist auf die besondere Häufigkeit der Verschwörungen in der Geschichte der italienischen Städte und des italienischen Fürstentums hingewiesen worden. Noch heute bestehen in einer dem Rechtsleben und der öffentlichen Ordnung vielfach hinderlichen Gestalt die Camorra und die Mafia als weitverzweigte Geheimbünde auf dem Boden des ehemaligen neapolitanischen Königreichs, als Verbindungen, in denen sich gelegentlich politische Zwecke mit den niedrigsten Interessen eines rohen und gemeinen Eigennutzes mischen.
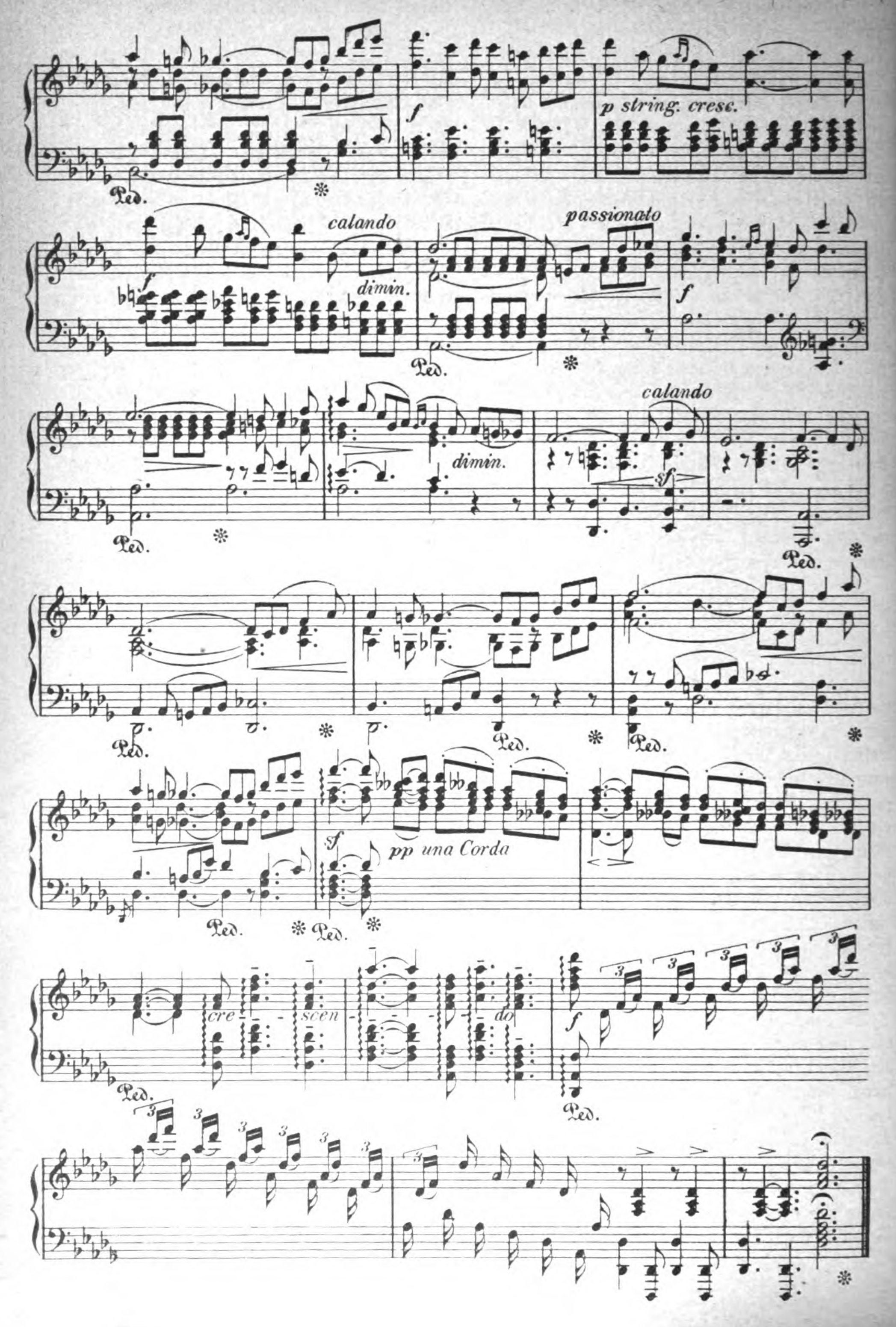
Was man an dem Süditaliener seit langer Zeit wahrgenommen, gilt auch von dem Iren, wobei es völlig dahingestellt bleiben mag, ob die Vorliebe und das Geschick des Iren für Verschwörungen als ursprüngliche Mitgift der Volksnatur, oder als ein langsam herangereiftes Produkt der Leidensgeschichte aufzufassen ist, welche mit der englischen Eroberung der Insel beginnt. Schon zu Cromwells Zeiten zeigte sich diese Neigung in verhängnisvoller Weise. Im vorigen Jahrhundert war die Verschwörungspraxis der „Weißen Burschen" (white boys) und „Bandmänner" hoch entwickelt. Die Gesetzgebung blieb unter König Georg III. erfolglos bemüht, der Einschwörung solcher Bundesbrüder mit harten Strafbestimmungen entgegenzuwirken. Noch heute gilt in England der Grundsatz, daß jede Vereinigung von zwei oder mehr Personen zur Verfolgung unerlaubter Zwecke ohne weiteres als strafbar zu verfolgen ist.

Frühlings-Märchen.

Fantasiestück.

Fr. W. Voigt, Op. 71.




p string. cresc.
calando
dimin.
passionato
dimin.
calando
pp una Corda
cre - scen - do
Ped.

In ein neues Stadium trat die irische Verschwörungspraxis, als, vornehmlich nach 1848, die Auswanderung nach den Vereinigten Staaten Millionen racheburstiger Iren ein für England unerreichbares Asyl verschaffte. Kurzsichtige erblickten in diesem Vorgange nur eine wohlthätige Entvölkerung der verarmenden Insel. In Wirklichkeit entstand auf diese Weise eine Verbindung der national irischen Verschwörung mit einem auswärts hausenden Feinde, der über eine zügellose Presse, ein ungehindertes Versammlungsrecht und ansehnliche Geldmittel verfügte. Hatte sich Irland im vorigen Jahrhundert auf französische Hilfe verlassen, so verläßt es sich heute auf den nationalen Rückhalt amerikanischer Iren, und man kann wohl behaupten, daß trotz des Atlantischen Oceans die Feindseligkeit dieser den Engländern gefährlicher ist, als ehemalige Bedrohung durch französische Landungen. Irische Auswanderer haben die alten geheimnisvollen Organisationen in die neue Welt verpflanzt. Ueberall gedeiht dort der Hibernische Orden, in dessen weiteren Rahmen sich die socialistischen Verschwörer der Molly Maguires einfügten.

Es ist kaum zu bezweifeln, daß die Organisation der Molly Maguires, die als große weitverzweigte Mörderbande während des Zeitraums von 1854—1878 einige pennsylvanische Grafschaften terrorisierte, altirischen Mustern nachgebildet war und auch heute noch in den Hauptpunkten in Irland festgehalten wird; Raub, Gewaltthat, Bedrohung, Plünderung, Eigentumszerstörung und Mord, Meineid und Bestechung gelten den Mitgliedern irischer Geheimbündnisse als durchaus zulässige, ja als verdienstvolle Mittel des Bandenkrieges gegen England, gegen welches alle Leidenschaften geschichtlich überlieferten Racheburstes, religiöser Intoleranz, nationaler Selbständigkeitsträume und agrarsocialistischer Erbitterung sich vereinigt haben, um der grünen Insel zu ihrer politischen Unabhängigkeit zu verhelfen.

In der Organisation dieser geheimen „Logen" oder Gesellschaften, die mancherlei Ritual aus dem Freimaurerorden entlehnt zu haben scheinen, treten bisher folgende Grundzüge hervor: Unbedingte durch den Bundesschwur übernommene Verpflichtung zur Geheimhaltung, deren Verletzung durch Todesstrafe oder Verfemung an den Mitgliedern gerächt wird, hierarchische Unterordnung der niederen Stufen unter die höheren, Verpflichtung, den Befehlen unbekannt bleibender Führer blinden Gehorsam zu leisten, Bildung kleiner Ortsgruppen, deren Angehörige sich überall durch geheime Zeichen schnell erkennen und verständigen, Ausführung der Morde und Gewaltthaten durch Delegierte entfernter Logen, die plötzlich am Thatorte erscheinen und ebenso schnell wieder verschwinden, in den seltensten Fällen daher vor Gericht identifiziert werden können, sorgfältige Vorbereitung des Alibi-Beweises für die von der Justiz ergriffenen Missethäter.

Selbst der Feigling gewinnt im Rückhalte solcher Organisation ein Machtgefühl, das ihn befähigt, das Wagnis todeswürdiger Verbrechen zu bestehen. Jeder Gegner des Geheimbundes muß auf die Zusendung eines sog. Sargzettels mit der Todesdrohung und die gelegentliche Ausführung dieses Todesurteils gefaßt sein. Polizeibeamte, Richter, Geschworene und Zeugen genügen ihrer amtlichen Pflicht nur unter beständiger Lebensgefahr für sich selber und ihre Angehörigen, und die Gerechtigkeit fordert die Anerkennung, daß getreue Pflichterfüllung gegenüber dem geheimnisvoll im Dunkeln schleichenden Mörder noch größeren Mut erfordert, als Pflichtübung des Soldaten in einer unglücklich verlaufenden Schlacht.

Jahrzehnte hindurch hat dieses auch in Italien geübte System des Terrorismus die Justiz lahm gelegt, nachdem der Kampf gegen sizilianische Räuberbanden und die mit ihnen verschwisterte geheime Gesellschaft der Maffia von der italienischen Staatsregierung aufgenommen worden war. In diesem Kampfe bewährte sich, was auch die Engländer gegenüber den Iren erfahren mußten, daß es weniger auf die Härte der Strafgesetze, als auf die Zuverlässigkeit der Polizei und die Pflichttreue der Strafprozeßorgane ankomme. Insbesondere hat sich in entscheidenden Augenblicken das Institut der englischen Kronzeugen bewährt. Das Versprechen der Straflosigkeit an solche, die als Mitschuldige an Verschwörungen beteiligt waren, hat selten seine Wirkung verfehlt und meistenteils zu einer Ueberführung der Mordgesellen verholfen. Auch in den letzten Prozeßverhandlungen gegen die irischen Verschwörer, die im Mai 1882 Lord Cavendish und seinen Sekretär Bourke ermordet hatten, würde eine Verurteilung der Verdächtigen schwerlich vor dem Schwurgericht zu ermöglichen gewesen sein, wenn es nicht gelungen wäre, durch Zusicherung der Straflosigkeit Kronzeugen zu gewinnen und

von diesen die Enthüllung des Komplotts zu erlangen.

Was die neueste Wendung der Dynamitverschwörung gegen England anbelangt, so läßt sich kaum erwarten, daß der Erfolg, politisch genommen, ein größerer sein werde als derjenige der agraren Mordthaten. England läßt sich nicht einschüchtern, weil die Nation der Ueberzeugung ist, daß die Festhaltung von Irland eine Lebensfrage für das Vereinigte Königreich bedeutet. Jede gelungene Explosion würde nur dazu beitragen, den Zorn der Bedrohten zu steigern, die Wachsamkeit einer in ihren höchsten Interessen gekränkten Nation zu verschärfen, die Neigung zu einer allmählichen Tilgung irischer Notzustände zu mindern und den Lebensunterhalt jener Hunderttausende von Iren, die in englischen Fabriken Arbeit fanden, ernstlich zu gefährden. Immerhin bleibt die irische Dynamitverschwörung ein für England gefährlicher Vorgang. Je schneller es einer einsichtigen Staatsregierung gelingt, in Irland eine hinreichend breite Bevölkerungsschicht aus zufriedengestellten Landbewohnern durch weise und gleichzeitig entschlossene Reformen zu schaffen, desto eher wird sich England von der alten Plage der Verschwörungen und der neuen Gefahr der Explosivattentate befreien.

Wie man Neapolitanern, russischen Nihilisten und irischen Landbauern ein entschiedenes Geschick in der Organisation der Verschwörungen nicht absprechen kann, so dürfte anderseits in aller Bescheidenheit wohl behauptet werden dürfen, daß den Germanen, den Deutschen und ihren nächsten Stammesverwandten die gleiche Begabung glücklicherweise bisher gefehlt hat. Was haben wir im gegenwärtigen Jahrhundert außer den Burschenschaften und ehemaligen Studentenverbindungen Bedeutsames aufzuweisen? Kann man die Ermordung von Kotzebue und die That Sands auch nur im entferntesten mit der Praxis der Molly Maguires vergleichen? Ist es möglich, geheime Versammlungen oder Agitationen der deutschen Socialdemokratie den verbrecherischen Unternehmungen irischer Agrarier gegenüberzustellen? Heute dürften in Deutschland keine anderen Verschwörungen bestehen, als diejenige von halberwachsenen Gymnasiasten, die sich das Gelöbnis ablegen, zum Verdruß ihrer Lehrer und zum Schaden ihrer Eltern einige Gläser Bier nach feierlicher Ceremonie nächtlicher Weise zu leeren.

Thöricht wäre es allerdings, wenn wir uns hochmütig und selbstzufrieden, und ungewarnt durch die Erfahrungen des Auslandes, in falsche Sicherheit einwiegen lassen wollten. Früher oder später ergreift die Aufgabe gesellschaftlicher Reformation alle Kulturvölker ohne Ausnahme. Und überall wo die Vernunft ihren Dienst zur Heilung öffentlicher Schäden versagt, greift die Verzweiflung zu den Wunderkuren der Leidenschaft, zu den Wahnbildern der sich selbst patriotisch dünkenden Missethat.

Angesichts der neueren Verschwörungspraxis drängt sich jedermann die Frage auf, ob der Verkehr mit Sprengstoffen, Erwerb, Gebrauch und Herstellung derselben nicht im Interesse der allgemeinen Sicherheit erheblichen Beschränkungen zu unterwerfen sein dürfte. Schon im Jahr 1876 hatte ich gelegentlich der in Bremerhaven erfolgten Explosion und der von „Thomas“ hergestellten Höllenmaschine, ohne mir selbst ein Urteil zu gestatten, die Frage zur Erörterung gestellt, ob die Herstellung der Sprengstoffe nicht ein geeigneter Gegenstand für Staatsmonopole sein würde, und ob man den Handel mit solchen Stoffen nicht ähnlicher Beaufsichtigung zu unterwerfen habe, wie den Vertrieb der Giftstoffe.

Ein ausgezeichneter Chemiker, Professor Liebermann in Berlin, den ich kürzlich bezüglich der gesetzgeberischen Behandlung der Explosivstoffe zu Rat zog, erklärt sich deswegen gegen den Gedanken an Staatsmonopole, weil den gefährlichen Substanzen in unseren Sprengstoffen viele wesentliche Kulturfortschritte im Eisenbahnbau zu danken seien und bei Monopolen die Gefahr vorliegen würde, daß der Hauptantrieb zu weiteren Verbesserungen und Erfindungen verloren ginge, außerdem auch mancherlei andere Benachteiligungen der Industrie zu besorgen sein würden. Seiner Ansicht nach könnte man dagegen die Fabrikation gefährlicher Sprengstoffe, die bekanntlich ohne besondere technische Schulung leicht zu bewerkstelligen ist, wenn man sie in Privathänden beläßt, sorgfältig kontrollieren, die Geheimfabrikation mit strenger Strafe bedrohen, den Verkauf genau überwachen und auch den Käufer gewissen Garantieen unterwerfen.

Solche Gesetzgebungsfragen gewissenhaft und zur rechten Zeit zu erörtern, ist aller Anlaß geboten. Es ist besser, nicht so lange zu warten, bis irgend ein aufregendes Vorkommnis das ruhige Urteil der Sachverständigen getrübt oder

die Menge erhitzt hat. Nicht nur den vorsichtigen Staatsmann, der allen Gefahren der Zukunft wohl gerüstet entgegengehen muß, darf das Problem beschäftigen. Auch Privatinteressen sehr bedeutsamer Art weisen darauf hin, daß dem Mißbrauch der Sprengstoffe nachdrücklichst gesteuert werde. Insbesondere müssen es sich Versicherungsgesellschaften und Transportanstalten angelegen sein lassen, daß die Aufmerksamkeit der Gesetzgebung auf die Beseitigung einer überall hervortretenden Bedrohung des Eigentums und Lebens hingelenkt werde. Denn das Eigentümliche der Zeitepoche, in der wir leben, tritt gerade auch darin hervor, daß die Motive des politischen Verbrechens und der politischen Verschwörungen sich immer mehr von der Betrachtung der Staatsformen und der Verfassungsgestaltung abwenden und sich in den Bereich der wirtschaftlichen Interessen begeben. Es ist sehr wohl möglich, daß eine Zeit kommt, in der eine Verschwörung zu gunsten republikanischer oder monarchischer Staatsformen den alsdann Lebenden ebenso veraltet erscheint, wie uns ein geheimer Tugendbund, während gleichzeitig die Ordnung der Eigentumsverteilung und die Gliederung der Gesellschaft so weit in den Vordergrund der Interessen gerückt sein können, daß Eigentumsvernichtungen und Beschädigungen für verirrte Gemüter die sich selbst beschönigende Eigenschaft eines politischen Verbrechens annehmen, welche heute dem gewaltsamen Angriff auf das Leben eines Fürsten beigelegt zu werden pflegt.

Mancherlei Anzeichen deuten darauf hin, daß manche Länder aus dem Stadium der rein politischen Verschwörungen bereits in das ungleich gefährlichere Stadium der socialistischen Verschwörung eingetreten sind.

Mehr Licht.

Von

J. Uffelmann.

Die Wirkung des Lichtes auf die Pflanzen, ihr Wachstum, ihr Gedeihen, ihre Farbenpracht ist allgemein bekannt. Jedermann weiß, daß sie im Dunkel sich nur mangelhaft entwickeln, oft geradezu verkümmern, daß sie in demselben ihr schönes Grün nicht erlangen, sondern ein bleiches Aeußere zeigen, wenn von einzelnen Ausnahmen abgesehen wird. Die bahnbrechenden Untersuchungen von Ingenhouß, von Senebier und Saussure haben hierüber nähere und hinreichende Aufklärung gebracht. Viel später erforscht und auch heute noch viel weniger beachtet ist der Einfluß, welchen das Licht auf den Menschen, auf sein physiologisches Verhalten, seine Gesundheit ausübt. Und doch muß dieser Einfluß als ein ungemein bedeutsamer bezeichnet werden. Ihn etwas näher kennen zu lernen, möchte besonders um der Nutzanwendung willen, welche aus einem Verständnis der sanitären Bedeutung des Lichts sich ergibt, auch für den Nichtarzt vielleicht von Interesse und Wert sein.

Wenn ich hier vom Lichte spreche, so ist dasjenige der Sonne gemeint. Von diesem steht es zunächst fest, daß es in mächtiger Weise anregend auf den Stoffwechsel und die Nerventhätigkeit einwirkt, während das Dunkel diese wie jenen herabsetzt. Vielfache Experimente an Tieren haben solches erwiesen, Beobachtungen an Menschen das Gefundene bestätigt. Es war W. J. Edwards, welcher zuerst im Jahre 1824 zeigte, daß Entziehung des Lichtes bei Tieren, die sich im Wasser entwickeln, z. B. bei Froschlarven und Fischbrut, den Prozeß des Wachstums entschieden verlangsamt. Moleschott aber, dem das hauptsächliche Verdienst zuzusprechen ist, den Einfluß des Lichts auf den tierischen Organismus klargelegt zu haben, wies drei Decennien später eine andere wichtige Thatsache nach, nämlich die, daß das Licht die Erregbarkeit der Nerven und die Leistungsfähigkeit der Muskeln um ein Beträchtliches steigert. Die experimentell gewonnenen Belege hierfür lieferte er in einer lesenswerten Abhandlung „Ueber den Einfluß des Lichts auf die Reizbarkeit der Nerven.“ Tiere, sagte Moleschott, die im Lichte aufbewahrt wurden, besitzen eine größere Reizbarkeit der Nerven und größere Leistungsfähigkeit der Muskeln als solche, die unter gleichen Verhältnissen des Geschlechts, der Größe, der Ernährung, Zeit und Wärme den Einfluß des Lichts entbehrten. Aber noch Wichtigeres stellte derselbe Forscher fest. Er fand nämlich, daß das Licht den Stoffwechsel, die Thätigkeit der Zellen anregt, daß es die Abgabe der Kohlensäure, jenes einen Endprodukts des Stoffwechsels, erheblich steigert und zwar um ein Zwölfteil bis zu einem Vier-

teil über das für Dunkel festgestellte Maß. Diese Steigerung konnte allerdings auch durch die lebhaftere Atmung bedingt sein, welche ebenfalls im Lichte konstatiert wurde. Aber von Platen erwies, daß in letzterem nicht bloß eine vermehrte Abgabe von Kohlensäure, sondern auch eine vermehrte Aufnahme von Sauerstoff statt hat, daß das Licht also thatsächlich eine lebhaftere Aktion des Stoffumsatzes zuwege bringt. Moleschotts Schüler, Fubini, fand außerdem durch genaue Wägungen, daß im Dunkeln gehaltene Tiere mehr als im Hellen gehaltene an Körpergewicht zunehmen; eine Beobachtung, welche nicht bloß mit den Feststellungen seines Lehrers über die Steigerung des Stoffverbrauchs im Lichte, sondern auch mit der längst bekannten Thatsache harmoniert, daß die Mästung in dunklen Räumen besser als in hellen erzielt wird. Es stellte sich ferner heraus, daß das Licht auch ohne Vermittelung der Augen durch bloße Einwirkung auf die äußere Haut den Stoffwechsel anregt, daß dieser Effekt jedoch bei gleichzeitiger Einwirkung auf Augen und Haut am stärksten ist. Endlich wurde, und zwar wiederum von Moleschott selbst, die überraschende Beobachtung gemacht, daß Gewebsteile, die vom Körper völlig getrennt wurden, z. B. Muskelfleisch und Nervenfasern, unter dem Einflusse von Sonnenstrahlen mehr Kohlensäure abgeben als im Dunkel. Alle diese wichtigen Ergebnisse sind nun im Laufe der Jahre von vielen Forschern und bei allen Tierklassen, wenigstens der Hauptsache nach, bestätigt worden. Deshalb dürfen wir an der Richtigkeit des Satzes, daß das Sonnenlicht die Nerventhätigkeit und den Stoffwechsel anregt, nicht länger zweifeln. Wir dürfen dies um so weniger, als Beobachtungen am gesunden und kranken Menschen mit den Schlüssen, welche aus den Tierexperimenten gezogen wurden, durchaus in Einklang stehen. Es ist eine Thatsache, daß das Nervensystem reizbarer Individuen, speciell fieberhaft erkrankter, in hellem Lichte viel erregter ist als in mattem und in der Dunkelheit. Wir wissen ferner, daß jeder Mensch nachts weniger Sauerstoff aufnimmt und weniger Kohlensäure ausatmet, als am Tage. Dies hängt allerdings zu einem großen Teile mit seiner allseitigen Ruhe im Schlafe, zu einem Teile aber zweifellos auch mit dem Fehlen des Lichtreizes zusammen. Es ist ferner konstatiert, daß kleine Kinder im Dunkeln eine bis zu $^1/_2{}^0$ niedrigere Körpertemperatur haben als im Hellen. Dies weist mit Bestimmtheit darauf hin, daß sie bei Entziehung des Lichtes eine Herabsetzung des Stoffwechsels erfahren. Wir wissen überdies, daß bei Kindern, welche dauernd in lichtarmen Räumen, z. B. in dunklen Hofwohnungen und Souterrains gehalten werden, ungemein häufig eine mit abnormer Verlangsamung des Stoffwechsels einhergehende Krankheit, die Skrofulose, sich einstellt, und daß eine der wesentlichsten Bedingungen rascher Heilung derselben die Versetzung der kleinen Patienten in sonnige Räume ist. Dies alles spricht doch deutlich genug für die Richtigkeit der Sätze, welche auf Grund der Experimente an Tieren aufgestellt wurden.

Wie erklärt sich nun aber die Steigerung des Stoffwechsels, die Erhöhung des Sauerstoffverbrauchs und der Kohlensäureproduktion durch das Licht, die Abnahme derselben in der Dunkelheit? Nun, eine wesentliche Ursache jener Steigerung ist zweifellos in der Anregung zu suchen, welche, wie wir bereits wissen, die Thätigkeit der Nerven durch das Licht erfährt. Von den Endigungen derselben in der äußeren Haut und der Netzhaut pflanzt sich die Erregung fort auf andere Nerven, auch auf solche, welche den Stoffverbrauch, die Arbeit der Zellen, regulieren. So erklärt sich denn leicht, weshalb durch das Licht dieser Verbrauch erhöht, und weshalb er in der Dunkelheit, d. h. bei dem Wegfall der Anregung durch die Sonnenstrahlen, herabgesetzt wird. Aber dies darf doch nicht als die alleinige Ursache angesehen werden. Vielfache Versuche namhafter Forscher haben nämlich die bemerkenswerte Thatsache ergeben, daß in blauviolettem Lichte die Ausscheidung von Kohlensäure stärker als in gelbem und besonders als in rotem vor sich geht, ja, daß bei Fröschen rotes Licht gar nicht mehr eine Steigerung der Ausscheidung gegenüber ihrem Verhalten in der Dunkelheit bedingt. Dies zwingt uns, anzunehmen, daß das Licht auf den tierischen Organismus außer der nervenanregenden Wirkung noch eine andere, eine chemische, ausübt. Denn, wenn die den Stoffwechsel erhöhende Wirkung der Sonnenstrahlen proportional der chemischen Lichtstärke wächst, d. h. wenn sie in violettem Lichte am stärksten, in rotem am schwächsten ist, so bleibt uns kein anderer Schluß übrig, als der, daß auch eine chemische Wirkung im Spiele ist.

Befremdendes hat die Annahme einer solchen direkten Einwirkung des Lichtes auf den Stoffwechsel ohnehin nicht mehr, seitdem sie auf beschränkten Gebieten des Körpers zur Evidenz erwiesen worden ist. Dies gilt insbesondere von der Netzhaut des Auges. Diese hat eine rote Farbe, den Sehpurpur, erscheint aber graublaß, wenn das Licht auf sie einwirkt; und dieses Erblassen zeigt sich am raschesten bei violettem, weniger rasch in blauem, noch langsamer in grünem, sehr langsam in gelbem Licht. Hier handelt es sich offenbar entweder geradezu um eine chemische Wirkung, oder wenigstens um eine direkt durch die Lichtstrahlen hervorgerufene Beschleunigung eines Oxydationsvorganges. Eine ähnliche Wirkung hat Rusconi an den Kiemen einer Proteusart entdeckt, welche im Dunkeln blaßrot, durch Licht sofort lebhaft rot werden. Wie derartiges an der Netzhaut und dem Kiemengewebe, so kann es natürlich auch in der Haut und den ihr naheliegenden Gewebsteilen vor sich gehen, die noch von den Strahlen des Lichtes erreicht werden. Dieses Eindringen derselben ist ohnehin ein erheblich tieferes, als viele anzunehmen pflegen. Vermag man doch durch vollständig geschlossene Augenlider hindurch, die außer der Haut noch Knorpel, Muskelfasern und Schleimhaut enthalten, den Unterschied zwischen Dunkel und Hell sehr wohl zu erkennen, wenn man die Hand abwechselnd vorhält und fortzieht. Ja, bei hinreichend starker Beleuchtung kann man durch das aus einer zweifachen Lage Haut und derbem Knorpel bestehende äußere Ohr, selbst durch die Seitenteile der Finger mittels des Spektroskopes die charakteristische Absorption des Blutes vollkommen deutlich wahrnehmen; ein Beweis, daß beträchtliche Mengen Licht die Gewebe auch noch jenseits der äußeren Haut erreichen und durchsetzen. Auf diesem seinem Wege regt es nun, so lautet die vorhin betonte Annahme, direkt den Stoffwechsel der Zellen an und zwar durch seine chemischen Strahlen. Auf Rechnung der letzteren wird auch die Ablagerung von dunklem Farbstoff in der untersten Schicht der Oberhaut, wie sie bei Bräunung des Teints und der Bildung von Sommersprossen statt hat, zurückzuführen sein, während die vielfach nach Einwirkung der Sonne auf unbeschützte Stellen der Haut, besonders im Hochsommer, eintretende rotlaufartige Entzündung derselben mehr den Wärmestrahlen zur Last zu legen ist.

Eine lehrreiche Illustration der bedeutsamen Einwirkung des Lichtes auf die animalen Zellen liefern auch die interessanten Beobachtungen, welche in der allerjüngsten Zeit über die Beeinflussung der einfachsten Organismen durch das Licht gemacht worden sind. Es zeigte sich — die Untersuchungen Engelmanns haben dies aufs Bestimmteste ergeben —, daß Diatomeen, gewisse Bakterienformen, aber auch mit Wimpern bewegliche Infusorien bezüglich der Geschwindigkeit, der Dauer und Richtung ihrer Bewegung durchaus unter dem Einflusse des Lichtes stehen. Im Dunkel bleiben sie unbeweglich, ein Lichtstrahl weckt sie auf und macht sie auf einmal lebendig. Die Farbe des Lichtes aber und seine Intensität modifizieren die Bewegungsäußerungen in unverkennbarer Weise. Da diese einfachsten Organismen nervenlos sind, so haben wir es wiederum mit einer unmittelbaren Wirkung des Lichtes auf die Zellen, bezw. deren Funktionen zu thun, sind aber zweifellos berechtigt, die eben besprochenen Thatsachen zur Bestätigung dessen heranzuziehen, was vorhin über die direkte Wirkung des Lichtes auf unseren Organismus gesagt wurde.

Ueber den Einfluß des Lichtes auf das Auge und dessen Gesundheit brauche ich an dieser Stelle nur kurz mich auszulassen, da er oft genug erörtert worden ist. Die normale Entwickelung des Gesichtssinnes und die normale Funktion desselben hängen in sehr hohem Grade von der Art der Einwirkung des Lichtes ab. Dieses ist für das Auge physiologischer Reiz, und ein solcher soll im allgemeinen das mittlere Maß einhalten. Ist er andauernd zu stark oder zu gering, so leidet der Gesichtssinn; auch schroffe Gegensätze erweisen sich sehr nachteilig, zumal in früher Jugend. Die Folgen eines Zuviel oder Zuwenig äußern sich in verschiedener Weise, allermeistens in der Herabsetzung des sinnlichen Leistungsvermögens, in Sehschwäche und Kurzsichtigkeit, die Folgen schroffer Gegensätze aber in dem Entstehen großer Reizbarkeit des Auges und selbst entzündlicher Leiden desselben.

Der Einfluß des Lichtes beschränkt sich aber keineswegs auf somatische, sondern erstreckt sich auch auf rein psychische Vorgänge. Eine solche Behauptung mag zuerst Verwunderung erregen; aber sie ist leicht als richtig zu erweisen. Wie der Vogel zu singen aufhört, sobald man ihm den Käfig verhängt und damit das Licht entzieht, so wird auch der Mensch in seinem Fühlen

und Denken durch Licht und Dunkelheit beeinflußt. An sonnigen Tagen zeigt sich seine Stimmung im allgemeinen heiterer, aufgeweckter, an trüben, nebeligen dagegen ernster und gedrückter. Längeres Fehlen des Sonnenlichtes verstimmt, das Wiedererscheinen desselben nach einer Reihe von Regentagen belebt und regt an. Der blaue Himmel Italiens erzeugt, wie allbekannt, Leichtlebigkeit und Frohsinn, der graue Nebel Englands Verstimmung und Schwermut. Ueberdies lehrt uns die Statistik schon lange, daß der düsterste Monat des Jahres, das ist der November, die bei weitem größte Frequenz der Selbstmorde aufweist. Das spricht doch mit großer Bestimmtheit für die Beeinflussung der Psyche durch das Licht.

Wie für das körperliche, so ist also auch für das geistige Gesundsein das Sonnenlicht von außerordentlich hoher, man darf sagen, fundamentaler Bedeutung. Es regt eben durch seine Strahlen an, zunächst das Sehorgan und durch dieses weiterhin die geistige Thätigkeit, die so sehr von den äußeren Eindrücken abhängig ist. Aber es regt in günstigem Sinne an, beeinflußt in diesem das ganze Denken und Fühlen des Menschen. Vor allem trägt es dazu bei, eine zufriedene, frohsinnige Stimmung zu schaffen, von welcher notorisch das geistige und selbst das körperliche Wohlbefinden in so hohem Maße abhängig ist.

Bislang war die Rede nur von der direkten Einwirkung des Lichtes auf unseren Organismus. Wir lernten sie als eine die physiologische Entwickelung und die physiologischen Funktionen in bemerkenswertem Grade beeinflussende kennen. Ich habe nunmehr nachzuweisen, daß das Licht unsere Gesundheit auch indirekt beeinflußt. Dieser Effekt vollzieht sich ebenso unmerklich, wenn ich mich dieses Ausdruckes bedienen darf, wie der direkte, ist aber ebenso belangreich, wie derselbe, ja vielleicht noch belangreicher. Bedeutet er doch nichts Geringeres, als die Verbesserung und Reinhaltung der Luft, welche wir atmen.

Bekannt ist, daß die Pflanzen Kohlensäure einsaugen und Sauerstoff ausatmen, daß sie also die Luft von einem uns schädlichen Bestandteile befreien und ihr einen uns unentbehrlichen zuführen. Diese Thätigkeit erfolgt aber nur im Lichte und unter dem Einflusse desselben, in der Dunkelheit hört sie auf, ja in letzterer wird von der Vegetation Kohlensäure ausgeatmet, statt eingeatmet. Die Strahlen der Sonne vermitteln hier also eine bestimmte wichtige Funktion der Pflanzen, die Umsetzung der Kohlensäure in seine Elemente, in Kohlenstoff, der innerhalb der Pflanze selbst abgelagert, und in Sauerstoff, der unserer Atmosphäre zurückgegeben wird. Indem sie diese Rolle übernehmen, wirken sie demnach der Pflanzenwelt gegenüber in anderer Weise, als bei der Tierwelt. Animalische Organismen steigern im Lichte ihre Sauerstoffaufnahme und Kohlensäureabgabe, vermindern diese, wie jene im Dunkel; sie ändern demnach den Stoffwechsel der betr. Gase nur dem Grade nach. Bei pflanzlichen Organismen dagegen findet durch das Licht eine vollständige Umkehrung des Gasaustausches statt, wie derselbe im Dunkel sich gestaltete. Doch interessiert uns dieses hier nur nebenbei; das Wichtigste ist für uns vielmehr, daß unter dem Einflusse der Sonnenstrahlen durch die Vegetation eine täglich neu sich vollziehende Zufuhr des für die gesamte Tierwelt so lebenswichtigen Sauerstoffs statt hat.

Noch mehr; das Licht reinigt auch die Luft. Dieser werden aus den oberen Schichten und von der Oberfläche des Erdbodens, aus Häusern, Stallungen und gewerblichen Anlagen fortwährend Fäulnis- und Zersetzungsgase der verschiedensten Art, sowie anderweitige Verunreinigungen organischer Natur zugeführt. Derartige Beimengungen wirken, allermindestens in gewisser Konzentration, entschieden nachteilig auf die Gesundheit der Menschen ein. Sie beeinträchtigen erfahrungsgemäß die normale Blutbereitung, zu der reine Luft unbedingt nötig ist, rufen dadurch Blässe, Blutarmut, Muskelschwäche hervor und tragen wesentlich zur Entstehung jenes Zustandes bei, den die Medicin verminderte Widerstandskraft nennt, und der sich dadurch äußert, daß die betreffenden Individuen von krankmachenden Schädlichkeiten eher, als andere befallen werden. Dies ist allgemein bekannt, aber nicht jedermann weiß, daß die bezeichneten Verunreinigungen der Luft wesentlich unter Mitwirkung der Sonnenstrahlen unschädlich gemacht werden. Letzteres erfolgt in der Außenluft schon durch den von den Pflanzen im Lichte ausgeatmeten Sauerstoff, der als aktiver Sauerstoff oder Ozon lebhaft oxydierend auf putride Substanzen einwirkt. Aber es erfolgt auch, in der Binnenluft unserer Wohnungen sogar ganz allein, direkt durch die chemischen Strahlen der Sonne. Bekanntlich vermögen

dieselben Chlorsilber, Silbersalpeter, Chlorwasser und andere chemische Verbindungen zu zersetzen; ebensowohl können sie auch Fäulnisgase, flüchtige, übelriechende organische Substanzen durch Hervorrufung von Oxydationsvorgängen in einfache und unschädliche Verbindungen überführen. An der Thatsache eines derartigen Effektes kann man nicht zweifeln. Zunächst läßt derselbe sich experimentell erweisen, indem man sehr übelriechende Luft, welche aus einem stark mit Menschen überfüllten Raume oder aus Kloakenkanälen entnommen wurde, in geschlossenem Glasbehälter der Einwirkung des direkten Sonnenlichts, den Sonnenstrahlen, aussetzt und nach Ablauf von 5 bis 6 Stunden mit einer gleichzeitig entnommenen, jedoch im Dunkeln aufbewahrten Luft aus der nämlichen Quelle in Bezug auf Geruch und Zusammensetzung vergleicht. Außerdem aber lehren zahlreiche Beobachtungen des gewöhnlichen Lebens und der ärztlichen Praxis die Richtigkeit des vorhin Gesagten. Schlechter Geruch hält sich mit großer Zähigkeit in allen nicht von direktem Sonnenlicht beleuchteten Räumen, auch wenn sie gut ventiliert sind. Dies gilt nicht bloß von Hof- und Kellerwohnungen, sondern auch von geräumigen Nordzimmern eines Hauses, die in Bezug auf Reinheit der Luft ceteris paribus den Südzimmern allemal nachstehen, dies auch sehr häufig dem Geruchsinn kundgeben. Selbst die Luft von Straßen, in welche die Sonnenstrahlen gar nicht oder nur auf ganz kurze Zeit eindringen, hat stets etwas Unangenehmes, Muffiges, auch wenn sie sauber gehalten werden. Der Sonne unzugängliche Quartiere und Zimmer gelten in Gegenden mit Malariafieber für die Hauptherde dieser Krankheit. Wer in Italien reiste, zumal wer Herbst und Winter dort zubrachte, wird eine derartige Warnung oft genug gehört oder vielleicht gar selbst die Richtigkeit derselben konstatiert haben. „Dove non viene il sole, viene il medico“, „wohin die Sonne nicht kommt, kommt der Arzt“, sagt ein bekanntes Sprichwort jenes Landes, und alle Reisehandbücher prägen uns ein, in Rom bezw. anderen Malariastädten nur Zimmer zu mieten, in welche die Sonne hineinscheint. Die tägliche Beobachtung bestätigt also auch hier den Satz, daß das Licht die Luft von schädlichen Beimengungen befreit. Ich kann hinzufügen, daß lichtarme Räume auch bei uns von den Aerzten längst als die Stätten erkannt sind, an denen die meisten Infektionskrankheiten, besonders die Diphtheritis, der Flecktyphus, die Tuberkulose, vorkommen, an denen die Keime derselben am zähesten haften. Die Erklärung für diese als notorisch feststehende Thatsache ist unschwer zu finden. Die Keime jener Krankheiten bedürfen zu ihrer Entwickelung und Vermehrung eines Nährmaterials. Ein solches bietet sich ihnen dar in den organischen Verunreinigungen der Binnenluft. Da diese durch die chemischen Strahlen der Sonne zersetzt werden, so können jene Keime in hellbeleuchteten Räumen weniger üppig wuchern als in dunkeln.

Es ist nach allem diesem in der That das Licht ein für unsere Gesundheit außerordentlich wichtiger Faktor, ist Lebensbedürfnis, ist eine der vornehmsten Bedingungen gesunder Entwickelung des heranwachsenden Geschlechtes und des Gesundbleibens der Erwachsenen. Unter seinem Einfluß wird, wenn ich das Gesagte noch einmal kurz zusammenfassen darf, die in der Nacht normalerweise herabgesetzte Nerventhätigkeit neu belebt, und damit die Leistungsfähigkeit des Körpers, speciell der Muskeln, erhöht; gleichzeitig aber wird der, ebenfalls in der Nacht verlangsamte, Stoffwechsel angeregt und zwar in einem Maße, wie es für den menschlichen Organismus zuträglich, ja notwendig ist. So erzeugt Licht und Dunkelheit eine heilsame Abwechselung zwischen Anspannung und Erholung des Körpers. Ferner hängt, was von so großem Belange ist, die Lebhaftigkeit der Atmung von der Helle der Beleuchtung ab. Selbst die Stimmung des Menschen steht bis zu einem gewissen Grade unter dem mächtigen Einflusse des Lichtes. Dazu kommt dann die purifizierende Wirkung, die dasselbe auf die äußere Atmosphäre und die Binnenluft unserer Wohnungen ausübt; Grund genug für uns alle, den hygienischen Wert des Lichtes nicht zu unterschätzen! Wo es fehlt, drohen infolge der permanenten Herabsetzung des Stoffwechsels, mit der eine mangelhafte Beseitigung verbrauchter Körperbestandteile verbunden ist, sowie infolge oberflächlicher Atmung und ungenügender Reinigung der Luft Krankheiten verschiedenster Art, mangelhafte Entwickelung der Kinder, allgemeine Schwäche und Skrofulose derselben, Blutarmut der Erwachsenen, Infektionskrankheiten bei diesen, wie bei jenen. Die Erkenntnis solcher Gefahren mangelhafter Lichtzufuhr, zu denen noch diejenige der Kurzsichtigkeit hinzutritt, sowie die richtige Würdigung der segensreichen

Wirkung genügenden Sonnenlichtes muß eine allgemeine werden, und hierfür zu wirken ist eine der vielen großen Aufgaben der Hygiene. Jedem einzelnen, insbesondere aber jedem, der für das Wohl anderer zu sorgen hat, muß es klar werden, daß die Entziehung von Licht Entziehung eines Lebensbedürfnisses bedeutet, die über kurz oder lang sich schwer rächen wird.

Bedeutsam sind die praktischen Konsequenzen, welche aus dem besseren Verständnis der sanitären Bedeutung des Sonnenlichtes sich ergeben. Weder die öffentliche, noch die private Gesundheitspflege wird sich ihrer entschlagen können. Handelt es sich um die Anlage von Straßen und Quartieren, um die Bauart von Wohnhäusern, von öffentlichen Gebäuden, speciell von Schulen, Erziehungsanstalten, Waisen- und Armenhäusern, Spitälern, Kasernen und Gefängnissen, stets soll auf ausgiebige Zufuhr von Sonnenlicht die größtmögliche Rücksicht genommen werden und dies um so mehr, als Fehler, welche in Bezug auf natürliche Beleuchtung bei der ersten Anlage gemacht wurden, in der Regel nur unvollständig oder gar nicht wieder gut zu machen sind, und als sie dann auf eine ganze Reihe von Generationen ihren unheilvollen Einfluß ausüben. Angemessene Würdigung der gesundheitlichen Bedeutung des Lichtes wird Behörden und Bautechniker auf den richtigen Weg führen, damit für die Zukunft solche Uebelstände verhütet werden, wie wir sie von der Vergangenheit leider schwer genug überkommen haben. Die neueste Zeit hat ja bereits vieles gebessert, besonders ist bei der Erbauung von Schulen, Spitälern und Gefängnissen das Princip reichlicherer Lichtzufuhr befolgt. Aber wir sind doch noch sehr weit entfernt davon, sagen zu können, daß unsere Baupolizei allgemein und in jedem Falle dieses Princip als ein leitendes anerkenne. Ich erinnere nur daran, daß die Neuanlage von dunklen Hof- und Kellerwohnungen erst in einer verschwindend geringen Zahl von deutschen Städten verboten ist, daß die Ortsbaustatute der meisten unter ihnen keine ausreichenden Bestimmungen über Richtung, Breite der Straßen und Höhe der Häuser enthalten, daß gegen Uebelstände, die aus mangelnder Licht- und Luftzufuhr erwachsen, kaum irgendwo sanitätspolizeilich eingeschritten werden kann. Besser ist es schon in England, wo das Gesundheitsgesetz von 1875, die public health act, die Neuanlage von Kellerwohnungen absolut verbietet, und wo zwei vortreffliche Bausanitätsgesetze, die artisans and labourers dwellings acts 1868 und 1875, den Gesundheitsbehörden wenigstens der mittleren und größeren Städte das Recht wie die Pflicht zusprechen, Häuser und Häusergruppen zu demolieren bezw. durch gründliche Restauration zu assanieren, wenn sie infolge eines Mangels von Licht oder Luft in einem insalubren Zustande sich befinden. Man scheut sich bei uns noch, derartige, in die Privatinteressen eingreifenden Statute zu erlassen. Aber mit Unrecht; denn „salus publica suprema lex esto! Das öffentliche Wohl soll über die Interessen des Einzelnen gehen."

Was die private Hygiene betrifft, so wird sie aus einer besseren Erkenntnis der Einwirkung des Lichts auf den Menschen großen Nutzen ziehen können bezüglich der Einrichtung der Häuser, der Auswahl der Wohnungen, bezw. der Zimmer, besonders derjenigen für den Aufenthalt der Kinder, für die häuslichen Arbeiten derselben, der Zimmer für Kranke und Kränkliche. Der Laie ist noch viel zu wenig geneigt, auf Momente dieser Art Gewicht zu legen; er würdigt viel zu wenig den hohen Wert einer gesunden, speciell einer dem Sonnenlichte zugänglichen Wohnung. Darum kann dieser Wert nicht oft und eingehend genug besprochen werden. Vielleicht erkennt jetzt auch die Hausfrau, sonst eine so treue Bundesgenossin der Aerzte auf dem Gebiete häuslicher Gesundheitspflege, daß sie in dem Fernhalten von Sonnenlicht durch Gardinen, Vorhänge u. s. w. oft zu weit ging, und daß sie Unrecht daran that, für ihre Kinder nur düstere, enge Stuben nach dem Hofe, für seltene Gäste das hellste und größte Zimmer nach vorn zu bestimmen! — Mehr Licht, dies ist also die dringende Forderung der Gesundheitspflege für jedermann, besonders aber für unsere Jugend.

Daß das wichtige Ergebnis der neuen Forschungen über den Einfluß des Sonnenlichtes auf die Nerventhätigkeit und den Stoffwechsel selbst die eigentliche Heilkunde sehr nahe berührt, brauche ich kaum hervorzuheben. Sie hat auch nicht gezögert, sich jenes Ergebnis zu Nutze zu machen sowohl bei Behandlung von konstitutionellen Erkrankungen des kindlichen Alters, als bei derjenigen gewisser nervöser und psychischer Leiden. Sogar auf die Regelung der Lebensweise in hitzig fieberhaften Krankheiten, bei denen Nervenerregung und hochgradige Steige-

rung des Stoffwechsels hervorragende Symptome sind, haben die Feststellungen Moleschotts und seiner Nachfolger einen Einfluß ausgeübt, insofern die Abhaltung des Lichtreizes bei den betreffenden Patienten jetzt geradezu als eine therapeutische Notwendigkeit erkannt ist. Damit ist die Nutzanwendung sicherlich noch lange nicht erschöpft. Vielleicht spielt einmal, sobald die hier vorgetragenen Sätze noch mehr als die richtigen anerkannt sind, die Anwendung blauvioletten Lichtes in der Kinderpraxis eine große Rolle, wenn es um die Bekämpfung mangelhafter körperlicher Entwickelung und skrofulöser Anlage sich handelt. Doch stehe ich davon ab, in diese und andere verwandte Fragen mich weiter zu vertiefen. Meine Absicht ging nur dahin, den Leser in die Forschungen über den Einfluß des Lichtes auf den tierischen Organismus einzuführen und den Beweis zu liefern, daß schon die bis jetzt festgestellten Sätze eine für die Praxis ungemein hohe Bedeutung haben.

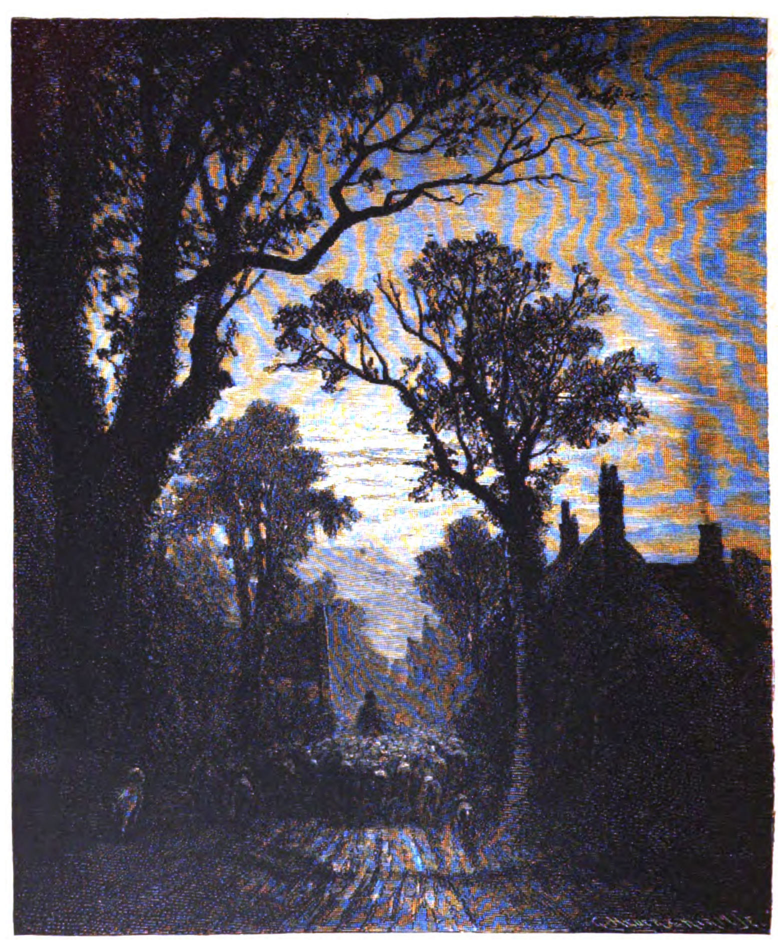
Adolf Lier.

Ein Gedenkblatt von Otto Baisch.

Auf jener Ausstellung, die in der Geschichte der jüngsten Kunstperiode eine namentlich für Deutschland bedeutungsreiche Rolle zu spielen berufen war, der Pariser Weltausstellung des Jahres 1867, war es, wo auch der Name Adolf Lier zum erstenmal allgemein und in hervorragender Weise von sich reden machte. Die beiden Gemälde, die dieses Resultat erzielten, sind dem Gegenstande wie der Behandlung nach so einfach als möglich. Das eine derselben, das in breitgestrecktem Format ausgeführt ist, zeigt eine zu beiden Seiten mit Bäumen besetzte Landstraße, die, von herbstlichen Morgennebeln umlagert, sich perspektivisch in das Bild hineinzieht. Das andere, ein bescheidenes Hochformat, führt uns auf eine von blassem Mondschein matt erhellte Dorfgasse in England. Der fesselnde Reiz beider Gemälde liegt in der außerordentlichen Feinheit, mit welcher die betreffenden Naturstimmungen beobachtet und unter Anwendung der bescheidensten Mittel in packender Weise wiedergegeben sind. Hier der flimmernde Silberton des Herbstmorgens, der durch seinen halb durchsichtigen, halb verschleiernden Nebel der schlichten Landschaftspartie mit ihren bereits entblätterten Bäumen ein die Phantasie lebhaft anregendes und beschäftigendes poetisches Gepräge verleiht; da der zitternde Mondschein, innerhalb dessen die Umrisse der Gegenstände verschwimmen und nur die in die sanft durchleuchtete Luft hinaufragenden Aeste der Bäume und die Giebel der englischen Dorfhütten ihre Formen zu bestimmterer Geltung bringen.

Der Meister, der auf diese Weise sich mit einem Schlage einen angesehenen Platz unter den deutschen Künstlern eroberte, war damals bereits ein Vierziger. Am 21. Mai 1826 hatte er zu Herrnhut im Königreich Sachsen das Licht der Welt erblickt. Sein Vater, ein aus Mecklenburg eingewanderter Goldschmied, hatte sich in die Brüdergemeinde aufnehmen lassen und mit einer Herrnhuter Jungfrau vermählt. Schon als Kind fand Adolf ausgesprochene Freude an der landschaftlichen Natur einerseits und am Zeichnen anderseits. In den Jahren, da er zuerst in Herrnhut selbst die Elementarschule besuchte, später in der herrnhutischen Erziehungsanstalt Nisky sich eine höhere Schulbildung aneignete, durfte er die Ferienwochen bisweilen bei einer Tante in Dresden verbringen. Dort bildete die herrliche Gemäldegalerie den größten Anziehungspunkt für den Knaben. Ihr eilte er zu, so oft er es ermöglichen konnte, und verbrachte lange glückliche Stunden, versunken in die Betrachtung und Bewunderung der alten Meisterwerke. Mit der Zeit selbst ein tüchtiger Maler zu werden, war sein glühendster Wunsch. Aber so lebhaft auch diese Neigung ausgesprochen war und so sehr sein früh entwickeltes Zeichnertalent mit ihr Hand in Hand ging, seinen Eltern erschien der Beruf, für den er schwärmte, zu unsicher bezüglich des Broterwerbs, als daß sie sich entschließen konnten, seinen Wünschen zu willfahren. Namentlich die ausschlaggebende Stimme des Vaters stand dem Hange des heranwachsenden Knaben auf das Entschiedenste entgegen. Um indes Adolfs Liebe zur Kunst nicht ganz unberücksichtigt zu lassen, erblickten die Eltern den richtigsten Vermittelungsweg darin, daß sie den Sohn für jene Art künstlerischen Berufes, welche die verhältnismäßig meisten praktischen Chancen bietet, für das Baufach, bestimmten. Demgemäß kam er, nachdem er mit fünfzehn Jahren die Schule absolviert hatte, zunächst auf

die Baugewerbeschule zu Zittau. Um aber die praktische Seite seines Berufes gründlich beherrschen zu lernen, mußte er seine vorschriftsmäßige Lehrzeit im Maurerhandwerk bestehen, und so war er denn geraume Zeitlang mit Kelle und Richtscheit beim Zittauer Rathausbau beschäftigt. Bei dieser Gelegenheit ereignete sich ein Fall, der, wie es scheint, für sein ganzes Leben verhängnisvoll wurde. Die Mittagsstunde hatte geschlagen. Alle Arbeiter hatten bereits den Bau verlassen, nur er, der sich nicht gewöhnt hatte, mit dem ersten Glockenschlage



Heimkehr bei Mondschein. Von Adolf Lier.

der Freistunde Knall und Fall abzubrechen, befand sich noch auf dem Gerüste. Um, nachdem er schließlich doch Schicht gemacht hatte, noch rechtzeitig zu seinem Mittagstisch zu kommen, gedachte er, statt des etwas umständlichen regelrechten Abstiegs einen kürzeren Weg einzuschlagen. Dabei geriet er auf ein Brett, das an seinem gegenüberliegenden Ende nicht gehörig gestützt und befestigt war. Während er über dasselbe hinschritt, fühlte er plötzlich, wie es ihm unter den Füßen entwich. Krampfhaft klammerte er sich an einen Balken, den er eben noch rechtzeitig erfassen konnte. Indem er die Blicke, nach Hilfe spähend, umhergleiten ließ, erkannte er die ganze Tragweite seiner gefahrvollen Situation. Da hing er in schwindelnder Höhe. Weit und breit keine Leiter, kein Seil, kein Mensch, den er zu seiner Rettung hätte

herbeirufen können. Mit dem Mute der Verzweiflung kletterte er, in beständiger Todesgefahr schwebend, weiter, bis es nach langer qualvoller Bemühung ihm endlich gelang, wieder festen Fuß zu fassen und einen einigermaßen verläßlichen Abstieg zu finden. Glücklich hatte er die ihn entsetzlich bedrohende Gefahr überwunden. Aber die ausgestandene Todesangst hatte ihn dergestalt erschüttert, daß ein dreiwöchiges schweres Krankenlager die unmittelbare Folge war. Aller Wahrscheinlichkeit nach legte diese Katastrophe gleichzeitig den Grund zu dem Herzleiden, das seine späteren Lebenstage heimsuchte und die Ursache seines Todes wurde.

Nach beendeter Lehrzeit bezog er im Jahre 1844 die polytechnische Schule zu Dresden, wo er zunächst ein Schüler von Heine, dann von Semper wurde. 1848 begab er sich nach Basel, bei dessen Museumsbau er beinahe zwei Jahre lang beschäftigt war. Während dieser Zeit lernte er unter anderen den Maler Mende, einen geborenen Leipziger, kennen, und der Umgang mit diesem Künstler fachte seine nie erloschene Vorliebe für die Malerei zu doppelt heller Flamme an. Schließlich litt es ihn nicht länger bei Zirkeln und Bauplänen. Mit kühnem Entschluß riß er sich aus seiner Baseler Stellung los und begab sich gegen Ende des Jahres 1849 nach München, wo er zunächst eine Zeitlang bei Verdellé Akte und Köpfe zeichnete. Seine specielle Liebe aber galt der Landschaft. Mit Freuden begrüßte er daher die ihm dargebotene Gelegenheit zum Eintritt in das Atelier seines sächsischen Landsmannes Richard Zimmermann, der damals unter den Münchener Landschaftern eine angesehene Stellung einnahm. Von ihm lernte er, was von ihm zu lernen war, und malte etwa ein Jahrzehnt lang Bilder à la Zimmermann, ohne davon im Innern recht befriedigt zu sein. So sehr er im Anschluß an seinen braven, aber in akademischen Dogmen befangenen Lehrer sich bemühte, jedem einzelnen Stückchen seiner Landschaften sein besonderes Interesse zu geben — es fehlte ihm an seinen Schöpfungen ein Etwas, über das er sich nicht recht klar zu werden vermochte, von dem er aber doch die ahnungsvolle Empfindung hatte, daß es die eigentliche Seele der Landschaft sein müsse. Zwischen ihm und der vollen packenden Wahrheit lag, das fühlte er, immer noch ein Schleier. Vergeblich mühte er sich ab, die Zauberformel zu finden, vermöge deren er die angebetete Natur bewegen könne, ihm ihr innerstes Wesen zu offenbaren.

Wohl lenkte sein äußeres Leben in immer befriedigendere Bahnen ein, wozu eine im September 1858 geschlossene echte Neigungsheirat ihren reichlichen Teil beitrug. Seiner Kunst gegenüber aber wuchs in ihm mehr und mehr das Unbehagen, in ihr noch nicht das erreicht zu haben, was ihm als das allein Erstrebenswerte in unbestimmtem Schimmer vorschwebte. Dieses Unbehagen trieb ihn im Jahre 1861 nach Paris, wo er günstige Anregungen zu finden hoffte. Seltsamerweise aber berührte ihn die damals bereits bei ihrer höchsten Blüte angelangte französische Landschaftsmalerei zunächst als etwas Fremdartiges, das ihn mehr verwirrte als klärte, und verstimmt kehrte er von zweimonatlichem Aufenthalt in der französischen Metropole nach München zurück. Unwillkürlich erinnert uns dieses Befremden und Erschrecken an das Goethesche Gleichnis von dem Kinde, das der Mutter Brust nicht gleich im Anfang willig annimmt, bald aber sich mit Lust ernährt. Wie lebhaft sollte auch dieser zweite Teil des citierten Gleichnisses sich an Lier bewähren! Es ließ ihm keine Ruhe, bis er im Jahre 1864 sich wiederholt nach Paris begeben hatte, und diesmal fühlte er sich von den Meisterwerken eines Rousseau, eines Corot, Dupré, Daubigny so tief ergriffen, daß ihn der mächtige Eindruck nicht mehr losließ. Als hätte er jetzt erst die wahre, volle Klarheit der Augen bekommen, erkannte er den innigen Zusammenhang dieser Meister mit den alten, den Ruysdael, den Hobbema, und plötzlich fand er auch für diese, die er bisher nur schüchtern wie aus anbetender Ferne bewundert hatte, das volle, klare Verständnis. Jetzt ließ es ihm keine Ruhe mehr, bis er das geistig Erkannte sich auch technisch vollständig zu eigen gemacht hatte. Er versenkte sich zunächst im Louvre in das Studium jener herrlichen Niederländer des siebzehnten Jahrhunderts, deren Werke er teils wieder und wieder betrachtete und auf seine künstlerische Phantasie wirken ließ, teils durch Kopieren sich völlig zu eigen zu machen suchte. Unter den gleichzeitigen Meistern aber war es Dupré, der ihn am höchsten und nachhaltigsten begeisterte. An ihn unmittelbaren Anschluß suchend und findend, siedelte er nach Isle-Adam über, jenem kleinen Ort an der Oise in der Nähe von Paris, wo der verehrte Altmeister seinen

Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Einen glücklichen Herbst und Winter verlebte er dort im innigen Verkehr mit Dupré, teils mit Naturstudien, teils mit Kopieren beschäftigt, seine Kunstanschauung läuternd an der Verbindung von sinniger Tiefe und heiterer Klarheit, welche die

Frühlingsbild. Von Adolf Lier.

Signatur jenes französischen Meisters bildet. — Das Frühjahr führte ihn darauf nach England und Schottland, wo die meerluftumhauchte Natur in ihrem saftigen und markigen Charakter ihm besonders liebe Anknüpfungspunkte bot. So stand der Sommer des Jahres 1865 bereits auf seiner Höhe, als Lier an der Seite seiner Gattin, die auf allen seinen Wanderzügen seine



Herbstnebel. Von Adolf Lier.

treue Begleiterin war, den über Hamburg führenden Heimweg antrat.

Erfüllt von den empfangenen Eindrücken malte er im Jahre 1866 das erste Bild, das ihm selbst volle Befriedigung schuf. Es ist ein Mecklenburger Motiv in Abendstimmung, jetzt im Besitze des Grafen von H. in Wien. 1867 folgten jene beiden Gemälde für die Pariser Ausstellung, von denen an der Spitze dieser Zeilen bereits die Rede war, sowie eine Mondscheinlandschaft an der Oise, die in den Besitz der Dresdener Galerie überging, 1868 eine Partie an der Elbe bei Pillnitz, die der Kunstverein zu Frankfurt a. M. erwarb, u. s. w. Gleichzeitig wurde Lier von der Dresdener Akademie zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt.

Im darauffolgenden Jahre gab ihm die internationale Kunstausstellung in München eine neue Gelegenheit, die Ergebnisse seiner Künstlerschaft zur Kenntnis weiter Kreise zu bringen. Er war dort durch sechs Gemälde vertreten, in denen die Stimmungen des Morgens, des hochstehenden Tages, der Abenddämmerung und der Mondnacht ihren Ausdruck fanden. Hier war es, wo die schlichte, zartsinnige Wahrheit der Lierschen Darstellungsweise in der Wertschätzung vieler den Sieg über Eduard Schleichs Weise davon trug, der zur Erzielung seiner klaren Lichtwirkungen immerhin zu Darstellungsmitteln seine Zuflucht nahm, die bereits über die einfache Naturwahrheit hinausgreifen. Die Verschmähung jedes derartigen Kunstgriffs, das still andächtige Belauschen der landschaftlichen Natur in dieser oder jener ihrer wechselreichen Stimmungen, das intensiv-einheitliche Erfassen jeder einzelnen solchen Stimmung und ihre Wiedergabe in einer technisch ebenso anspruchslosen als durch ihre überzeugungsvolle Treue fesselnden Form, das sind die Vorzüge der Lierschen Kunst, seitdem sie von seiten des französischen paysage intime ihre endgültige Weihe empfangen hatte. Wie die landschaftliche Natur selbst den feiner empfindenden Sinn nicht so sehr durch das Gegenständliche anzieht, das sie ihm vor Augen stellt, als vielmehr durch das zarte Tonweben, das sie mittels ihrer Luft- und Lichterscheinungen über ihre körperhaften Gebilde ausgießt, so bedurfte auch der Künstler, der in diese Feinheiten eingedrungen war, keiner besonders augenfälligen Formen mehr, um sich in beredter Weise auszusprechen. Im Gegenteil! Je stärker die Form als solche spricht, um so mehr lenkt sie das Interesse von dem ab, um was es dem landschaftlichen Lyriker, wie wir Lier und die in ähnlichem Sinne schaffenden Künstler wohl nennen dürfen, zu thun ist. Vor allem hatte er es nunmehr als völlig unstatthaft erkannt, auf einer Bildfläche eine Fülle niedlicher Einzelheiten panoramenhaft zu verteilen und dadurch das Interesse zu zersplittern. Die Werke seiner glücklich überwundenen Erstlingsperiode, in der er selbst sich unter dem auf einseitigen Traditionen fußenden Einfluß seines damaligen Lehrers einer solchen Anhäufung und Verzettelung der Einzelmotive schuldig gemacht hatte, erschienen ihm daher jetzt in der That als Jugendsünden. Hatte er doch inzwischen tief empfinden gelernt, daß zur packenden Einheitlichkeit des Stimmungseindrucks auch eine mit derselben Hand in Hand gehende Einheitlichkeit des formalen Motivs erforderlich ist. Nicht das über weite Gegenden hinirrende Auge, das bald da, bald dort einen interessant erscheinenden Gegenstand erhascht, ist dazu angethan, die Seele der Landschaft zu erfassen. Sie erschließt sich nur jenem Blicke, der, von einem gerundet in sich abgeschlossenen Motive gefesselt, sich mit stiller Sammlung in das Anschauen desselben versenkt. Einem solchen stillgeschlossenen Eindruck muß nun auch das Werk des Künstlers gleichkommen, wenn es uns die belauschte Naturseele offenbaren, oder mit anderen Worten, wenn es unser Empfindungsvermögen in Schwingungen versetzen soll, ähnlich denen, die jene Art der Naturbetrachtung in der für das feinere und tiefere Naturverständnis empfänglichen Brust hervorruft. Die Frucht dieser höheren Erkenntnis spricht sich in Liers Schöpfungen um so klarer aus, als er fortgesetzt mit Vorliebe jene breitgestreckten, verhältnismäßig niedrigen Formate wählte, die zu einer Zersplitterung der Motive am leichtesten verführen. Unter seinen Werken aus der Periode seiner vollendeten Künstlerschaft ist keines, das auch nur entfernt zu einer solchen Zersplitterung neigte. Vielmehr finden wir das Interesse immer auf den Stimmungsmoment konzentriert, wie er sich innerhalb eines nicht allzu ausgedehnten, mit leichter Mühe in einen Blick zusammenzufassenden Naturausschnitts spiegelt.

Charakteristisch ist der Weg, auf welchem er seine Ziele erreichte. Mit unmittelbarster, man möchte sagen: kindlich naiver Hingebung an die Natur malte er seine Studien, für welche er die einfachsten Motive wählte, Motive, deren Reiz

nur ein so feinfühliges Auge, wie das seine zu erkennen, nur eine so selbstlose und dabei so fein abgestufte Palette wie die seinige in der bildlichen Darstellung zu Tage zu fördern imstande war. Derartige unmittelbare Naturwiedergabe war ihm hoher Genuß. Indem er aber solchergestalt dem, was er erschaute, in der Studie auf das Vollkommenste gerecht wurde, war auch mit ihr sein Interesse für den betreffenden Gegenstand erschöpft. War sie fertig, so stellte er sie in den Schrank, aus dem er sie zu eigner Benützung selten hervorholte. Sein Gewinst war die natürliche Erscheinung selbst, die er während des Malens tief in seinem Geiste aufgenommen hatte. Umgekehrt pflegte er in seinen Bildern nur die Stimmungsmomente zu reproduzieren, die er seinem Gedächtnis eingeprägt hatte. Wenige Striche, die er in sein Skizzenbuch gezeichnet, genügten ihm als äußere Anhaltspunkte. Alles andere, alles das, worauf es ihm bei dem Bilde eigentlich ankam, reproduzierte er von innen heraus. Erfüllt von dem Eindruck, den er darzustellen beabsichtigt, wußte er denselben binnen kürzester Frist auf die Leinwand zu zaubern. Ein heute begonnenes Bild stand morgen schon in der Gesamtwirkung fertig da. Was er weiter daran that, betraf nur jene formelle Ausfeilung, wie sie von dem vollendeten Kunstwerke verlangt wird. Gelang es ihm einmal ausnahmsweise nicht, am zweiten oder spätestens am dritten Tage das Bild in seiner Totalwirkung fertig zu bringen, so stellte er es weg, um es nie wieder vorzunehmen. Ein solches Versagen des ersten Entwurfs war ihm ein Merkzeichen, daß seine künstlerische Intuition in einem derartigen einzelnen Falle nicht lebhaft genug gewesen war, um ein seinen eignen hohen Anforderungen gemäß künstlerisch lebenskräftiges Werk frischweg zu Tage zu fördern, und nie machte er den unglücklichen Versuch, seinem künstlerischen Genius mühsam abringen zu wollen, was derselbe nicht thatenfreudig von selbst spendete.

Diese echte Künstlerschaft war es denn auch, die sich in seinen Werken wiederspiegelte. Nichts lag näher, als daß jüngere Talente, die ähnliche Wege zu verfolgen, ähnliche Ziele zu erreichen strebten, einen Anschluß an ihn suchten. So war es denn eine gewissermaßen naturnotwendige Sache, daß Lier noch im Herbste 1869 seine Schule eröffnete. Die ersten, die in dieselbe Eintritt suchten und fanden, waren Paul von Tiesenhausen, C. von Malchus, Kubinsky, Hermann Baisch und Dr. Charles Miller aus New York. Im Laufe des Jahres 1870 kamen Josef Wenglein, Gustav Schönleber und Richard von Poschinger hinzu. Auch eine Schülerin hat Lier herangebildet: Fräulein Marie Kürschner aus Prag, die nahezu ein Jahr lang unter seinen Augen malte und sehr schätzbare Erfolge erzielt hat. Lier hatte für die Ausdehnung seiner Schule von Anfang an die engsten Grenzen gezogen. Den Wünschen einiger wenigen von den vielen weiteren Aspiranten, die sich zu ihm drängten, kam er insoweit entgegen, als er sie von Zeit zu Zeit in ihren Privatateliers besuchte und sie in ihren künstlerischen Studien und Unternehmungen durch seinen Rat und seine Korrekturen förderte. Nachdem ihn jedoch im Jahre 1872 ein schweres Schleimfieber heimgesucht hatte, fühlte er sich veranlaßt, schon im darauffolgenden Jahre seine Schule wieder zu schließen und seine Lehrthätigkeit niederzulegen.

Mittlerweile hatte er eine weitere Reihe trefflicher Bilder geschaffen, unter denen eine Kartoffelernte, eine Partie aus der Schleißheimer Allee im Herbstregen, eine Folge der vier Jahreszeiten und eine Dorfpartie aus der Umgegend von München aus dem Frühjahr 1873 besonders namhaft gemacht seien. Einige dieser Bilder zierten die Wiener Weltausstellung des genannten Jahres und trugen ihm die dortige Kunstmedaille ein. Bereits im Jahre 1869 hatte ihn der König von Bayern durch Verleihung des Ritterkreuzes erster Klasse des Verdienstordens vom heiligen Michael ausgezeichnet.

Die störenden Einflüsse eines beginnenden konstitutionellen Leidens, die seinen Entschluß zur Auflösung seiner Schule zu einem unerschütterlichen gemacht hatten, griffen leider nunmehr auch in sein künstlerisches Schaffen hemmend ein. Nur in großen Pausen kamen neue Bilder von seiner Staffelei, während er allsommerlich an anderen Orten Erfrischung und Genesung suchte. Für eine Abendlandschaft an der Isar, mit welcher er die Berliner akademische Ausstellung des Jahres 1877 beschickte und die für die dortige Nationalgalerie erworben wurde, erhielt er die kleine goldene Kunstmedaille des preußischen Staates. Gleichzeitig ernannte ihn die Münchener Akademie zu ihrem Ehrenmitgliede. Erst im Jahre 1881 wurde ihm der Ehrentitel eines Professors verliehen. Diese verspätete Auszeichnung erinnert an das ver-



Abend an der Isar in München. Von Adolf Lier.

legene „Danke schön!" das ein Kind hervorstammelt, nachdem es empfangener Geschenke wer weiß wie lange sich erfreut hat und endlich nachdrücklich an die Pflichten der Höflichkeit, die dem Geber gegenüber zu erfüllen sind, gemahnt worden ist.

Im Jahre 1882 vollendete er noch eine Partie an der Münchener Theresienwiese in Abendstimmung, die auf der Nürnberger Ausstellung prangte und für die neue Pinakothek erworben wurde. Inzwischen aber hatte sich sein Krankheitszustand, der fortgesetzt als Leberleiden behandelt wurde, während es sich nachträglich ergab, daß der Sitz des Uebels im Herzen gewesen war, von Jahr zu Jahr verschlimmert. Gleichwohl hoffte Lier bis zur letzten Stunde auf Genesung. Noch am 30. September äußerte er in der Villa in Vahrn bei Brixen, wohin er sich auf Anraten der Aerzte gewendet hatte, die Absicht, mit dem Feldstuhl hinauszugehen und die nahegelegenen schönen Kastanienbäume zu zeichnen. Wenige Stunden später hatte ihn bereits der Tod ereilt.

Am 4. Oktober wurde er in München beerdigt. Eine große Anzahl von Freunden und warmen Verehrern seiner Kunst und seines liebenswerten Charakters gab ihm das Trauergeleite. Die Segnungen seines bahnbrechenden Wirkens in der Entwickelung der neueren deutschen Landschaftsmalerei haben ihm in der Geschichte derselben ein unvergängliches Denkmal gesetzt, das keine Zeit zerstören wird.



Morgenstimmung. Von Adolf Lier.

Guter Rat.

Von

Ferdinand Avenarius.

Staarmatz hatte so im Sinn,
Sein Landhaus zu beziehen;
Saßen giftige Spatzen drin
Und geiferten und schrieen.

Staarmatz konnt' im Anfang kaum
Die Frechheit zwar begreifen:
Flog doch auf den nächsten Baum,
Den Spatzen was zu pfeifen.

Als nun Meister Spatz bewies,
Wie wenig ihn das rührte,
Fand Herr Staarmatz, daß ihn dies
Grad' auch nicht sehr genierte.

Pfiff bei Sonn' und Märzenschnee
Nun gleich fidel und munter,
Pfeift, wenn ich vorübergeh',
Mir seinen Gruß herunter:

„Grillenfänger, du garstiger du,
Mit deinem Jammern und Klagen:
Pfiff dir denn nie ein Staarmatz zu
In deinen bösen Tagen?"



Der Chef des Vigilance-Komitees.

Von

Balduin Möllhausen.

(Schluß.)

Während ich noch grübelte, tauchte plötzlich der Plan in mir auf, dem Vigilance-Komitee beizutreten. Ich wurde dadurch in die Lage versetzt, nicht nur mit mehr Aussicht auf Erfolg meine Nachforschungen nach Mapelton zu betreiben, sondern es eröffnete sich mir auch ein an Aufregungen reiches Leben, wie ich ein solches mir längst gewünscht hatte. Meinen Plan zur Reife gelangen zu lassen erforderte nur kurze Zeit. Am nächsten Teilungstage verabschiedete ich mich von meinen Arbeitsgenossen unter Hingabe meiner Anrechte an die gemeinschaftliche Mine, und eiligst begab ich mich nach San Francisco zurück. Meiner Aufnahme in das Vigilance-Komitee stellte sich kein Hindernis entgegen und schon nach wenigen Wochen war ich thätiges Mitglied. Zunächst erfüllte mich eine gewisse Befriedigung, wahrzunehmen, daß unser energisches Wirken große Furcht in der Verbrecherwelt rege hielt, zumal wir nach einem bestimmten System arbeiteten. Unter den Personen, welche zur Beobachtung auf unserer Liste standen, befand sich auch Badger. Bei ihm, der schon längst das Leben verwirkt, handelte es sich nur noch darum, ihn bei der Ausführung irgend eines Vergehens auf frischer That einzufangen und dann kurzen Prozeß mit ihm zu machen, bis dahin aber ihn scheinbar nicht zu beachten.

„So gingen Monate dahin, und manche unheimliche Frucht, welche man hier und da des Morgens von einem Baumast, sogar in San Francisco selbst von einer Laterne oder der Winde eines Magazins herunterhängen sah, legte von unserer Thätigkeit Zeugnis ab, ohne daß die Namen der Mitglieder des Komitees in der Bevölkerung bekannt geworden wären. In vielen Fällen, namentlich wenn die Gefahr des Entkommens unseres Opfers drohte, erzeugten wir auch einen Auflauf, der gewöhnlich mit dem Erschießen oder Hängen des Verbrechers endigte, wobei wir dann selber die Hand nicht mit anzulegen brauchten. Mögen strenge Sittenrichter nachteilig über unser Treiben, sogar über unseren ganzen Verein urteilen und ihn verdammen, so dürfen wir dagegen behaupten, daß von unserer Seite nie Justizmord verübt wurde. Schlimm genug, daß eine schwache, zum Teil bestechliche Gerichtsbarkeit das Auftreten des Vigilance-Komitees notwendig machte; es läßt sich indessen voraussehen, daß wie unser verborgenes Wirken schon jetzt einen höllischen Schrecken verbreitete, die Zeit kommen wird, in welcher wir unsere Thätigkeit ganz einstellen können.

„Der Regen scheint nicht nachlassen zu wollen," verfiel Webster hier in einen träumerischen Ton, „aber es ist das rechte Wetter für unser Beginnen. Unheimlich die Nacht, unheimlich das Werk; und dennoch, was sind alle Widerwärtigkeiten, ja, alle unsere im Dunkeln sich abspinnenden und die letzte Gnadenregung abstumpfenden Berechnungen im Vergleich mit dem Leid der armen Frau, welche da drüben dem elenden Mörder Trost spendet? Gott sei Dank, sie ahnt nicht den Umfang ihres Unglücks, und er ist zur Stunde der letzte, welcher sie über alles aufklären möchte."

Er verstummte und sah nach der in schwarze Schatten gehüllten Hütte hinüber, als hätte er die morschen Wände mit seinen Blicken durchdringen wollen.

4.

„Wo fanden Sie schließlich Mrs. Mapelton?" fragte Harold nach einer langen Pause, als Webster, noch immer regungslos dasaß und, anscheinend dem Brausen des Windes in den wasserschweren Baumwipfeln lauschend, die Blicke auf die zwischen dem Gesträuch hindurchschimmernden Lichtstreifen geheftet hielt.

Webster kehrte sich ihm zu.

„Das gedachte ich eben zu erzählen," sprach er eintönig, „und da weilte ich im Geiste bei dem ersten Wiedersehen, und das war in der That ein erschütterndes.

„Ich befand mich in dem Geschäft eines Weißwarenhändlers, als ein junges Mädchen eintrat und ein Paket neuer Wäsche ablieferte. Sie war eine sittige Erscheinung, geschmückt mit dem vollen Zauber sich eben erschließender Jungfräulichkeit — nun, Sie haben sie ja gesehen; doch was Sie nicht entdecken konnten, das war eine wunderbare Aehnlichkeit mit dem Bilde, welches die arme Margaret bot, als sie in demselben Alter stand. Aufmerksam betrachtete ich die anmutige junge Näherin, und immer mehr wurde ich durch sie an längst entschwundene Tage erinnert. Sogar ihre zierlichen Bewegungen, ihr Lächeln und die Art, in welcher sie das Haupt trug, waren mir nicht fremd, wehten mich gleichsam befreundet an. Nachdem sie ihren Lohn in Empfang genommen und mit anderen anzufertigenden Arbeiten den Geschäftsraum verlassen hatte, erkundigte ich mich bei dem Besitzer nach ihr, und der antwortete mit unverkennbarem Wohlwollen:

„‚Nicht wahr? Sie ist eine liebliche Erscheinung; ein Kind, wie es sich für die kalifornischen Verhältnisse kaum paßt. Freilich, sie steht unter dem Schutze aller, die sie kennen, und das erleichtert es ihrem guten Engel, über ihre Wohlfahrt zu wachen.'

„‚Wie heißt sie?' fragte ich nunmehr dringlicher.

„‚Karlotta Mapelton,' lautete die Antwort, die mich, obwohl nicht frei von Ahnungen, wie ein Wetterschlag traf, ‚sie ist das einzige Kind einer Witwe, welche ihren Mann vor vielen Jahren verlor. Er soll in der Ferne gestorben sein. Vor achtzehn Jahren, als das Gold noch nicht lange entdeckt war und San Francisco nicht viel mehr, als eine Kolonie, ist er mit seiner Frau hier eingetroffen. Soviel erfuhr ich von dem Mädchen. Es muß ihnen nicht gut ergangen sein, denn die Mutter ernährte sich und ihr Kind durch Nähen, was ihr immerhin eine auskömmliche Einnahme sicherte. Ihre äußeren Verhältnisse haben sich indessen gehoben, seitdem sie zu Zweien arbeiten und ich eine Nähmaschine für sie anschaffte. Ja, hätten wir mehr solche Menschen in Kalifornien, dann möchte das Vigilance-Komitee bald überflüssig werden.'

„Nach diesen Mitteilungen war ich so ergriffen, daß ich das Gespräch nicht weiter zu führen vermochte. Ich erkundigte mich nur noch oberflächlich nach der Wohnung der Frau, dann ging ich.

„Es ist doch ein eigentümliches Ding um jene Anhänglichkeit, welche sich auf eine erste reine Jugendliebe begründet," schaltete Webster mit einer Milde ein, daß Harold in ihm kaum das mit eiserner Härte über Leben und Tod entscheidende Oberhaupt einer Abteilung des Vigilance-Komitees wiedererkannte, „hätte es einem mörderischen Kampfe gegolten: ohne Besinnen wäre ich auf denselben eingegangen; allein Margaret wiederzusehen, vor sie hinzutreten und ihr meine Freundschaft anzutragen, um das auszuführen, bedurfte es des Erwägens und Ueberlegens zweier voller Tage. Ich mußte mich auf alle Möglichkeiten vorbereiten, vertraut damit machen, eine gramgebeugte, vor der Zeit gealterte Gestalt wiederzufinden, um meinem Erschrecken keine schmerzliche Einwirkung auf sie beizulegen. Ich mußte mir eine unerschütterliche Fassung aneignen, um durch nichts mehr an die einst erfahrene Täuschung zu erinnern, überwachen zu können meine Worte, sogar Mienen und Blicke, damit nicht ein Vorwurf, wenn auch nur ein mittelbarer aus denselben herauszudeuten. In Vergessenheit versunken mußten die frühen Jugendtage erscheinen; nur noch als ein wohlwollender, opferwilliger Freund durfte ich vor sie hintreten. Und was sollte ich vielleicht noch erfahren! Denn was ich bis jetzt hörte, das schwirrte wie ein Chaos in meinem Kopfe durcheinander. Hier hieß es, daß Mapelton bald nach seiner Ankunft in Kalifornien davongegangen und sein Ende in der Ferne gefunden habe; der Goldgräber wollte ihn noch vor fünf Jahren gesehen haben; Margaret nannte sich, Mrs. Mapelton, obwohl ihre Trauung nur elendes Spiel gewesen — wo lag der Schlüssel zu allen diesen Rätseln?

„Als ich sie endlich aufsuchte — es geschah zur späten Nachmittagsstunde, der einzigen Zeit, welche ihre Tochter zu kleinen Spaziergängen benützte, um vor Einbruch der Dunkelheit zurück zu sein — traf ich sie allein. Sie erkannte mich auf der Stelle, und wohl sah ich ein, wie weise ich gehandelt hatte, nicht unter dem ersten Eindruck die Zusammenkunft herbeizuführen. Es würde mir unmöglich gewesen sein, mich in einer Weise zu beherrschen, daß Margaret sich gewisser-

maßen an mir emporrichtete, aus meinen Worten nachhaltigen Trost schöpfte, zugleich aber mir einen entscheidenden Einfluß auf sich einräumte.

„Ja, wir sahen uns seit beinah neunzehn Jahren zum erstenmal wieder," sprach Webster nach einer kurzen Pause träumerisch vor sich hin, doch finster, mit gleichsam metallener Härte fuhr er fort: „Ich vermeide, die Scene des Wiedersehens zu schildern, sie gehört nicht hierher; als ich aber in den gealterten, gramentstellten Zügen suchen mußte, um einen Anklang an die einstige jugendfrohe Margaret zu entdecken, als ich mir zugleich vergegenwärtigte, wer eine solche traurige Wandlung verschuldete, da packte mich wieder jener wilde Rachedurst, daß ich dem Geschick fluchte, welches den Urheber so vielen Leids vielleicht durch einen sanften Tod dem Bereich einer furchtbaren Vergeltung entrückte.

„‚Mrs. Mapelton,' redete ich die durch den Schreck fast Gelähmte herzlich an, mit Bedacht den vertraulichen Namen Margaret vermeidend, ‚wir haben uns beide sehr verändert; nur in einem blieb ich derselbe: in der aufrichtigen, uneigennützigen Freundschaft, wie eine solche sich nur geläutert und nie einem Wechsel unterworfen auf den ernstesten Jugendregungen eines ehrlichen Mannes aufbauen konnte.'

„Da sah die Aermste mich starr an. Die ihr gereichte Hand schien sie nicht zu bemerken. Ihr todbleiches Antlitz rötete sich krankhaft, ihre Gestalt schwankte, so daß sie, mehr um sich zu halten, als den Gruß zu erwidern, plötzlich meine beiden Hände ergriff.

„‚Webster!' rief sie gedämpft aus, ‚nenne mich nicht so — ich hinterging dich einst, und doch bist du der einzige, von dem ich's nicht ertrage, während ich ängstlich darauf bedacht sein muß, schon um meiner Tochter willen, vor der Welt als Mrs. Mapelton einherzugehen — wie bin ich verraten worden! Wer hätte es für möglich gehalten — ich kann es nicht aussprechen —'

„‚Beruhige dich,' fiel ich ein, als Verzweiflung sie zu überwältigen drohte, ‚wie in den Augen der Welt, bist du Aermste auch in den meinigen nur die Mrs. Mapelton; doch erörtern wir das nicht weiter. Denn wisse, ein wunderbarer Zufall verriet mir das Geheimnis. Gerade durch denjenigen, der bei dem alles Glaubliche übersteigenden Betruge die Hauptrolle spielte, erfuhr ich es.'

„Da seufzte sie tief auf, und indem Thränen ihren Augen entstürzten, flehte sie den Segen des Himmels auf mich herab.

„‚Wenn du nur weißt,' fuhr sie fort, ‚daß ich betrogen wurde, und zwar in einer Weise, daß ich mich nicht dagegen schützen konnte, so bin ich zufrieden. Du wirst mir deinen Beistand, auch fernerhin mein Geheimnis zu hüten, nicht versagen.'

„Etwas tief Ergreifendes lag in dieser Bitte. Unsägliche Mühe kostete es mich, meine schmerzliche Bewegung zu bemeistern, nicht unbesonnene wilde Flüche auf jemand herab zu beschwören, von welchen sie selbst sich nicht minder schwer getroffen gefühlt hätte. Das mochte sie in meinen Blicken lesen, denn bevor ich noch eine Antwort erteilte, floß es leise über ihre bleichen Lippen: ‚Es ist der Vater meines Kindes — meiner Tochter —'

„‚Eines lieben, herzigen Kindes,' fiel ich schnell ein, um ihren Gedanken eine tröstlichere Richtung zu geben, ‚und ich segne deine Tochter doppelt, weil sie es war, die ahnungslos mich auf deine Spuren führte, mich in die Lage versetzte, dir meine Freundschaft, meinen treuen Schutz anbieten zu können.'

„Wir ließen uns nieder und in vertrauensvollem Gespräch erfuhr ich alles, was sie seit ihrer Flucht aus dem elterlichen Hause erduldete.

„Aus ihren Mitteilungen ging hervor, daß Mapelton ein gewissenloser Abenteurer gewesen, der unter guten Einflüssen vielleicht ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft hätte werden können, jedoch ohne jeden inneren Halt, namentlich in Kalifornien und im Verkehr mit den verworfensten Elementen, schnell im Pfuhle des Lasters versank.

„Da sich nicht gleich eine seinen Neigungen entsprechende Thätigkeit bot — zu schwerer Arbeit wollte er sich nicht verstehen — wählte er die Spielhöllen zu seinem ständigen Aufenthalt, und dort mußte schließlich die letzte milde Regung ersticken. Alles Flehen, alle Beschwörungen Margarets, die abschüssige Bahn zu verlassen, ihr Hinweisen auf ihr noch hilfloses Töchterchen, Alles scheiterte an dem verhärteten Gemüt des Elenden. Als sie ihn aber endlich an seine Gatten- und Vaterpflichten erinnerte, da entblödete der Ruchlose sich nicht, zu erklären, daß er keine Gattenpflichten kenne, da die sie einigende Handlung nicht mehr wert gewesen sei, als irgend ein beliebiger Akt auf einer Schaubühne, sie also überhaupt nicht berechtigt sei, seinen Namen zu tragen.

„Wie Margaret diese schamlose Offenbarung ertrug, ohne vor Grauen zu sterben oder dem Wahnsinn zu verfallen, erscheint mir wie ein Rätsel. Es können sie aber nur die geheimnisvollen Regungen einer heiligen Mutterliebe aufrecht erhalten haben, der feste Wille, ihrem Töchterchen zu leben. Ihre Forderung an Mapelton, den an ihr begangenen Betrug auszugleichen, wies dieser mit teuflischem Hohn zurück, worauf sie sich von ihm trennte. Als er sie aber noch einmal aufsuchte, mit schmeichelnden Worten sie zu überreden suchte, sich ihm wieder zuzugesellen und nach alter Weise mit ihm zu leben, da steigerte ihre Verachtung und Furcht sich in einem solchen Maße, daß sie die nächste Gelegenheit benutzte, auf einem Dampfer nach San Diego im südlichen Kalifornien zu fliehen. In die Heimat wäre sie selbst dann nicht zurückgekehrt, wenn die erforderlichen Mittel zur Reise ihr zur Verfügung gestanden hätten. Nicht einmal ein Lebenszeichen sandte sie nach dorthin. Tot und verschollen wollte sie sein, für ihre Eltern wie für jeden, der ihr jemals freundlich begegnet. Und wer möchte sie deshalb tadeln? Die Kunde ihrer Schmach erschien ihr furchtbarer, als die ihres Todes, und mußte jemand unter den schrecklichen Verhältnissen leiden, so wollte sie es allein sein.

„In San Diego lebte sie in tiefer Zurückgezogenheit unter dem Namen Mapelton von ihrer Hände Arbeit. Dabei fürchtete sie nichts mehr, als daß ihr Verderber, einmal auf dem Wege des Lasters, sie wieder aufsuchen und, ohne Rücksicht auf ihre heranwachsende Tochter, frevelhaft in deren Gegenwart das zwischen ihnen bestehende Verhältnis im rohen Gespräch preisgeben und dadurch ihr Gemüt vergiften würde.

„Doch dieser Schlag blieb ihr erspart. Nur einmal hörte sie noch von ihm. Es verbreitete sich nämlich das Gerücht, daß er in einer Spielhölle jemand erschossen und dann die Flucht ergriffen habe. Seitdem war er wenigstens verschwunden. Sie konnte also nur glauben, daß er im Jähzorn zu den schrecklichsten Gewaltthätigkeiten geneigt, selber sein Ende in einem Streit gefunden habe oder nach einem anderen Erdteil gesegelt sei.

„Kurze Zeit verstrich ihr darauf in verhältnismäßig erträglicher Ruhe. Nur ihre Tochter konnte sie nicht ohne Jammer ansehen. Wie ein Gespenst schwebte ihr vor, daß ihr streng gehütetes Geheimnis dennoch eines Tages, vielleicht durch wichtige Umstände bedingt, vor derselben offenbart werden müsse. Hierzu gesellten sich freilich auch materielle Sorgen, indem sie in San Diego nur zu kümmerlichem Erwerb Gelegenheit fand. Als aber die Kunde von dem riesenhaft schnellen Aufschwung von San Francisco sie erreichte, da entschloß sie sich, wieder nach dorthin überzusiedeln. In ihren Erwartungen hatte sie sich nicht getäuscht. Ihre und ihrer Tochter Arbeiten wurden reich gelohnt, so daß sie schon im ersten Jahr eine kleine Summe zu ersparen vermochte, wodurch die Bangigkeit um die Zukunft erheblich vermindert wurde.

„Das ist also die Geschichte der armen Margaret bis zu der Stunde, in welcher ich sie zum erstenmal wiedersah. Von da ab, also seit beinahe Jahresfrist besuchte ich sie häufiger, wenigstens so oft, wie ich in ihrer Nachbarschaft weilte. Ich selbst fand darin eine doppelte Befriedigung. Einesteils blieb mir nicht verborgen, daß meine Anwesenheit tröstlich auf sie einwirkte, dann aber gewährte es mir die innigste Freude, zu beobachten, wie Karlotta sich von Tag zu Tag anmutiger entwickelte und gewissermaßen ein heiliges Licht in der bescheidenen Häuslichkeit verbreitete."

Hier versank Webster in Schweigen. Die bisherigen Mitteilungen schienen ihn erschöpft zu haben. Harold, von tiefer Teilname erfüllt, wagte nicht, seinen Ideengang zu stören. So verstrichen mehrere Minuten, bevor jener wieder anhob:

„Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn die Ereignisse damit ihren Abschluß erhalten hätten. Und dennoch, wenn ich erwäge, daß Mrs. Mapelton nunmehr des martervollen Bewußtseins vieler Jahre ledig, so gewinne ich den Eindruck, daß im Buche des Schicksals wohl alles zum Besten beschlossen gewesen.

„Es bliebe mir also nur noch zu berichten, wie ich mit Mapelton zusammentraf. Es war ein furchtbares Wiedererkennen, doch auch diese Fügung muß ich preisen.

„Wie thätig das Vigilance-Komitee gewesen, erfuhren Sie oft genug; aber Sie können nicht ahnen, welchen Mühen und Gefahren jeder einzelne von uns unterworfen, sobald es gilt, dem Richter Lynch seine volle Geltung zu verschaffen.

„Ich erwähnte bereits, daß auf der Liste derjenigen, die unter unseren Rechtsspruch fallen mußten, der Name Badger obenan stand. Er

selbst mochte das ahnen, denn er hielt sich den Distrikten fern, in welchen er fürchten mußte, von jedem ihm Begegnenden verhaftet oder niedergeschossen zu werden. Entging er uns aber so lange, so ist dies lediglich auf den Umstand zurückzuführen, daß er mit einer Anzahl von Helfershelfern eng verbrüdert gewesen, welche seine Verbrechen stets mit so viel List verschleierten, daß ein unanfechtbarer Beweis gegen ihn nicht leicht geführt werden konnte. Solcher Beweise aber bedürfen wir notgedrungen, um nicht den Verdacht einer ungerechten oder auch nur übereilten Verurteilung gegen uns herauszufordern. Doch endlich schlug seine Stunde. Wir erhielten nämlich die verbürgte Nachricht, daß er mit in den Tulare-Thälern geraubten Pferden die Richtung auf San Francisco eingeschlagen habe, wahrscheinlich aber die Stadt nicht berühren, sondern seine Beute wohl an diesen oder jenen Landbesitzer verkaufen würde. Waltete kein Irrtum, so hatten wir leichtes Spiel. Wir brauchten nur auf zwei Stellen ein halbes Dutzend unverzagter Männer in den Hinterhalt zu legen, um ihn der einen oder anderen Abteilung gerade in die Arme laufen zu lassen oder ihn niederzuschießen; denn sein Maß war voll, der Stab längst über ihn gebrochen.

„Mit entsprechender Vorsicht — denn auch er hatte seine Spione — begaben wir uns auf die verschiedenen Posten. In den Behausungen einsamer Hirten fanden wir ein geeignetes Unterkommen, und der zweite Tag unseres Harrens war noch nicht verstrichen, als er wirklich in die Falle ging. Ich selbst war bei der Gefangennahme nicht zugegen, wurde aber sogleich benachrichtigt, um bei der Gerichtssitzung und der unausbleiblichen Verurteilung den Vorsitz zu führen. Ueber sein Ende konnte um so weniger ein Zweifel walten, weil er bei dem Ueberfall mehrere Schüsse auf seine Verfolger abgefeuert und einen der Unsrigen lebensgefährlich getroffen hatte. Er selbst hatte durch den Wurf eines Beils die Wunde am Kopfe davongetragen, was seine Ueberwältigung erleichterte. Bei seinem verzweifelten Charakter möchte er wohl noch mehr Unheil angerichtet haben.

„In dem Bewußtsein, daß des verrufenen Badgers Los nunmehr endgültig entschieden sei, begab ich mich hierher, wohin er, um öffentliches Aufsehen zu vermeiden, geschafft worden war. Es geschah dies gestern Abend. Um ihn zu befragen, ob er irgend etwas zu seiner Entschuldigung zu sagen habe, trat ich vor ihn hin, und da mögen Sie sich mein namenloses Entsetzen vergegenwärtigen, als ich in dem gefesselten Räuber und Mörder den Geliebten der armen Margaret wiedererkannte. Die Entdeckung aber, daß der Verworfene, welchen nur noch eine kurze Spanne Zeit von einem ehrlosen Tode trennte, in der nächsten Beziehung zu der edelgesinnten Margaret stand, wirkte so erschütternd auf mich ein, daß ich lange kein Wort hervorzubringen vermochte. Doch auch Badger oder vielmehr Mapelton schauerte sichtbar in sich zusammen, jedoch wohl nur, weil er in mir, den er einst tödlich beleidigte und verriet, gewissermaßen die bestätigende Unterschrift zu seinem Todesurteil erblickte.

„Leichenfahl, vor Schrecken starr, sah er zu mir auf, wogegen ich in dem mich umschwirrenden Heer einander widersprechender Gedanken ohnmächtig nach einem Halt suchte. Ich fühlte indessen, daß ich meiner Begleiter wegen ein Ende mit der peinlichen Spannung machen müsse, und wendete ich mich an diese mit der Erklärung, daß Badger und ich alte Bekannte seien, daß es sich um das Wohl und Wehe einer hochachtbaren, schwer geschädigten Dame handle, und ich daher, ohne in unserem voraussichtlichen Rechtsverfahren eine Wandlung zu bewirken, notgedrungen eine letzte, von keinem Zeugen überwachte Unterredung mit dem Missethäter suchen müsse.

„Die Dringlichkeit und die Berechtigung meines Wunsches entnahmen die Gefährten wohl mehr aus meinem Gesicht, als aus meinen Worten. Entscheidend wirkte meine Berufung auf eine Dame, deren Rechte ich vertrat, und so befand ich mich bald darauf mit Mapelton allein.

„Die kurze Zeit der Bewegung der sich entfernenden Männer hatte mir genügt, einen Entschluß zu fassen. Der Mörder Badger mußte sterben, dagegen gab es kein Mittel mehr. Wohl aber schwebte mir vor, Mapelton, unter welchem Namen ihn niemand kannte, zu zwingen, das an Margaret begangene Unrecht, soweit es eben nur noch möglich, zuvor zu sühnen. Es war eine Aufgabe, deren Schwierigkeit ich nicht unterschätzte, allein sie mußte gewagt werden; zu Wichtiges stand auf dem Spiel. Zugleich baute ich darauf, daß die Ursachen, welche ihn einst zu der Namensänderung bewegten, auch jetzt noch ihre Wirkungskraft besaßen, und er bis zum letzten Augenblick die Wahrheit vor seinen anderen Richtern, um sie nicht noch mehr zu er-

bittern, verheimlichen würde. In meinem Gespräch mit ihm behandelte ich ihn daher nur als den Mapelton, welchem Margaret unsägliches Leid verdankte. Mit wenigen Worten schilderte ich die Lage und die Zukunft von Mutter und Tochter, worauf ich ihm riet, als ein Mann dem ihm unabweislich bestimmten Verhängnis zu begegnen, jedoch, um mit weniger schwer belastetem Gewissen vor seinen letzten Richter hinzutreten, in Gegenwart zuverlässiger Zeugen seinen Namen gesetzlich auf Magaret und deren Tochter zu übertragen. Ich machte ihn aufmerksam auf alle Folgen, wenn er mir eine abschlägige Antwort erteile, aber auch auf diejenigen, welche seine letzte Pflichterfüllung begleiten würden.

„Seine Entscheidung lautete nicht anders, als ich erwartet hatte. Trotzig, sogar höhnisch erklärte er, daß er auf meinen Vorschlag nur unter der Bedingung eingehe, wenn er dadurch Leben und Freiheit erkaufe. Und nun folgte ein Handel, ein wahrer Bluthandel, der sogar für meine immerhin gestählte Natur fast zu viel wurde. Ich gab zu, der Abstimmung über sein Los mich enthalten zu wollen, dagegen nicht die Bürgschaft übernehmen zu können, daß das Todesurteil von anderer Seite an ihm vollstreckt werde. Ich gab zu, daß ihm die Strafe des Hängens erspart bleiben, dafür eine Kugel seinen Lebensfaden durchschneiden solle, ohne etwas anderes als Hohn von ihm zu ernten. Er war zu listig, um nicht zu berechnen, daß meine Dringlichkeit, begründet auf mein früheres Verhältnis zu Margaret, sich schließlich dennoch zu seinen Gunsten würde ausbeuten lassen. Und so blieb mir kein anderer Ausweg, als der der Gewalt, und laut beschwor ich, daß damit mein letztes Wort gesprochen sei.

„‚Hat Margaret den Verräter Mapelton solange als einen Toten — ich sag's mit Widerstreben — betrauert, so mag sie bis zu ihrem Lebensende seiner als eines Verschollenen gedenken,‘ erklärte ich, und ich glaube, mein Wesen tötete seinen letzten Zweifel; ‚Sie hingegen, wenn Sie nicht sofort Ihren letzten Willen zu erkennen geben, meinen Vorschriften pünktlich Folge zu leisten, werden nach Ablauf von fünf Minuten von dem Balken hier über Ihnen als Leiche niederhängen.‘

„‚Obwohl er sich bereits als einen toten Mann betrachtete, erschreckte diese Drohung ihn sichtlich. Indem er aber einen Blick zur Decke emporsandte, vielleicht berechnete, wie bald alles überstanden sei, kehrte auch seine Verstocktheit zurück.

„‚Handelt, wie's Euch beliebt, und seid verflucht,‘ antwortete er zähneknirschend, ‚mich aber soll niemand zu etwas zwingen, was ich nicht thun will.‘

„Auf meinen Ruf traten vier Gefährten ein. Ich gab ihnen ein Zeichen, worauf sie einen Lasso auseinander rollten, über den Balken warfen und das eine Ende mit einer Schlinge versahen. Kein Wort wurde dabei gesprochen. Nicht einmal eines Blickes würdigte man den Elenden, der gewissermaßen nur noch als eine Sache behandelt wurde. Doch gerade diese geschäftsmäßige Ruhe übte auf ihn eine von Grauen geförderte Wirkung aus. Sein wilder Trotz, die Verachtung des Todes, solange es bei ihm galt, mit jedem auf körperlichen Kraft und Gewandtheit begründeten Mittel ums Leben zu ringen, sanken dahin bei dem Anblick der kaltblütig getroffenen Vorbereitungen zu seiner Hinrichtung. Ich beobachtete ihn scharf. Ich zitterte sogar bei dem Gedanken, daß meine Hoffnungen sich nur noch an einige wenige Atemzüge knüpften. Er hingegen kämpfte bis zum letzten Augenblick erfolgreich mit sich selbst um seine Fassung. Vielleicht klammerte er sich auch an die Erwartung an, daß ich dennoch dem einmal ausgesprochenen Willen untreu werden würde. Erst als man Hand an ihn legte, bebte er schaudernd zurück.

„‚Ich nehme ihre Bedingungen an‘, stieß er förmlich hervor, und gewahrend, daß ich den Leuten ein Zeichen gab, von ihm abzulassen, fügte er ein wenig freier hinzu: ‚aber nicht aus Furcht, sondern um anderen eine Wohltat zu erweisen.‘

„Auf sein Anerbieten ging ich jetzt ein, dagegen vermied ich weitere Verhandlungen. Nachdem die Leute sich wieder entfernt hatten, warnte ich ihn nur noch, namentlich mit Rücksicht auf seine Namensänderung, irgend etwas vor Margaret verlauten zu lassen; ich machte ihm zur Pflicht, vorsichtig alles zu umgehen, was in ihr den Verdacht erwecken könne, er sei noch etwas anderes, als eine von ihren unbezähmbaren Leidenschaften dem Unglück zugetriebene Persönlichkeit.

„Sein Versprechen, obgleich ich dessen Wert nicht überschätzte, mußte ich als glaubwürdig gelten lassen. Fürchtete ich auch noch immer das

Schlimmste, so beseelte mich anderseits wieder die Hoffnung, daß beim Wiedersehen der schamlos Hintergangenen eine letzte Regung der Menschlichkeit in seiner Brust erwachen werde. Ich habe mich nicht getäuscht. Der Zauber edler Weiblichkeit, obwohl unter dem Eindruck unsäglichen Grames, wirkte eindringlicher, als es die fürchterlichsten Drohungen vermocht hätten — Sie haben es selbst beobachtet. Sie haben einen Bund besiegelt, vor welchem sogar der Engel der Barmherzigkeit jammernd sein Haupt verhüllen möchte. Und doch mußte es geschehen, es konnte nicht anders sein. Wie es mir gelang, Mrs. Mapelton unter den schonendsten Darstellungen, sogar Täuschungen hierher zu bringen, möge es mir auch beschieden sein, sie von hier fortzuführen, ohne daß ihr die letzten Kräfte versagen.

„Das Geheimnis in seinem vollen Umfange ruht nunmehr zwischen Ihnen, dem Doktor, der eines der einsichtsvollsten Mitglieder des Vigilance-Komitees ist, und mir. Mapeltons Mitwissenschaft zählt nicht mehr. Offenes Vertrauen war ich Ihnen schuldig. Sie durften nicht im Unklaren über das bleiben, was durch Ihre Mitwirkung gefördert wurde. Eine Bekräftigung von Ihrer Seite, die Erfahrungen dieser Nacht der Vergessenheit anheim zu geben, fordere ich nicht."

„Mein Wort ist heilig," antwortete Harold überzeugend, und als ob die Frage ihm schwer geworden wäre, fügte er hinzu: „Mapelton, der Unglückliche — was haben Sie über ihn beschlossen?"

Webster sann ein Weilchen nach, und finster, daß es wie eine furchtbare Drohung klang, sprach er:

„Mapelton geht frei von hier aus und zwar bald nach Tagesanbruch. Der Mörder Badger hat dagegen schon zu lange gelebt. Er verläßt diesen Wald nicht mehr. Wie ein Wetterstrahl aus ungeahnten Höhen soll der Tod ihn ereilen. Das ist die Schonung, welche ihm um der armen Frau willen zu teil wird."

„Gibt es gar keine Möglichkeit" — hob Harold von Grauen beschlichen an, als Webster rauh einfiel:

„Das Vigilance-Komitee hat den Mörder Badger verurteilt; seine Stunde ist gekommen. Er wird das Geheimnis, welches in seinem Kundwerden Mutter und Tochter gleich schwer treffen würde, mit sich in die Erde hinabnehmen."

Er erhob sich; ohne eine Erwiderung abzuwarten schritt er nach der Hütte hinüber. Harold folgte ihm auf dem Fuße nach. Bevor sie die Thür erreichten trat der Doktor ihnen entgegen. Einige Worte flüsterte er Webster zu, worauf sie sich nach der Kaminseite der Hütte herumbegaben. Dort wählten sie eine Stelle, wo eine breite Fuge zwischen dem Gebälk ihnen einen Blick ins Innere gestattete, sie zugleich die zwischen Margaret und Mapelton gewechselten Worte zu verstehen vermochten.

5.

Der Anblick, welchen die beiden eben vereinigten Gatten den drei Lauschern boten, war ein ergreifender. Mapelton saß so, daß die Beleuchtung des Feuers sein Antlitz voll traf. Dasselbe war totenbleich. Die Augen, halb von den Lidern verschleiert, schienen ihre Sehkraft verloren, Bewußtlosigkeit sich um die Sinne des elenden Räubers gelegt zu haben. Neben ihm kniete Margaret. Das Tuch hatte sie von seinem Haupte entfernt. Aus einem von dem Arzt mit Regenwasser gefüllten Gefäß kühlte und wusch sie die offene Wunde, von welcher sie glaubte, daß dieselbe von einem Sturz mit dem Pferde herrühre.

„Sie — ich meine Karlotta, muß sehr schön geworden sein," brach Mapelton nach einer langen Pause dumpfen Brütens endlich wieder das Schweigen.

„Sehr schön ist deine Tochter geworden," bestätigte Margaret, das Wort d e i n besonders betonend, „doch höher noch stehen die Eigenschaften ihres Herzens. Sie ist mein Stolz, mein Glück, mein Trost. Wohl verdient das treue Kind — meine eignen Empfindungen bringe ich ja nicht in Berechnung — aufrechten Hauptes vor den Leuten einhergehen, mit Achtung ihrer Eltern gedenken zu dürfen."

Mapelton schauderte; fast tonlos und begleitet von einem herben Lächeln wiederholte er: „Mit Achtung."

„Ja, Charles", knüpfte Margaret schnell an dieses Wort an, „ich sage ausdrücklich: mit Achtung. Denn besaßest du bisher nicht die Energie — und welcher Mensch dürfte sich rühmen, frei von Fehler zu sein — widrige Verhältnisse mit Erfolg zu bekämpfen, so wirst du jetzt Kraft aus dem Bewußtsein schöpfen, daß Frau und Tochter zu dir stehen in Freud und Leid. Was auch

dein Gewissen bedrücken mag, halte daran fest, daß ich alles, alles gerne verziehen habe. Gemeinschaftlich wollen wir schaffen, arbeiten und sparen, und der Tag muß kommen, an welchem auch du frei um dich schaust, du mit innerer Befriedigung dir sagst, daß die Achtung deiner Mitmenschen dir auf allen deinen Wegen folgt.“

Ueber Mapeltons verwitterte fahle Wangen rollten zwei schwere Thränen. Webster gewahrte es und seufzte tief auf. Dann zog er Harold und den Doktor leise mit sich fort. Außerhalb der Hörweite der in der Hütte Weilenden sprach er gedämpft, jedoch noch immer mit scharf hervorklingender Entschlossenheit:

„Das geht zu weit. Sie müssen voneinander getrennt werden, soll es überhaupt noch möglich sein, ohne das arme Geschöpf gänzlich zu vernichten. Sobald ich Mrs. Mapelton herausgeführt habe, geleiten Sie dieselbe zum Wagen. Machen Sie sich reisefertig, aber erwarten Sie mich — wie der Regen kalt niederrieselt; die arme, arme Frau. Suchen Sie dieselbe so viel wie möglich gegen das Unwetter zu schützen.“

Harold ergriff seine Hand, offenbar um einen neuen Versuch der Rettung des Räubers zu wagen. Mit einer heftigen Bewegung entzog Webster ihm dieselbe; gleich darauf trat er in die Hütte ein. Seine Bewegungen verrieten noch immer finstere Unerbittlichkeit. Dagegen meinte Harold zu bemerken, daß er den Nacken ein wenig beugte. Es war um so auffälliger, weil eine aufrechte Haltung bisher im Einklang mit einer unerschütterlichen eisernen Ruhe gestanden hatte.

„Mrs. Mapelton, es ist Zeit,“ hob Webster an, indem er neben diese hintrat. „Kommen Sie. Die Nacht verstreicht, und bei Tagesanbruch müssen Sie bei Ihrer Tochter sein.“

Die Angeredete sah zu ihm empor. Ein unbeschreiblicher Ausdruck des Jammers ruhte auf ihrem abgehärmten Antlitz, während aus ihren großen Augen banges Flehen, gepaart mit wachsender Willenskraft sprach.

„Ich bin bereit,“ antwortete sie „jedoch nur unter der Bedingung, daß er mich begleitet,“ und sanft legte sie die zitternde Hand auf Mapeltons wundes Haupt, „er gehört jetzt zu mir und zu meinem Kinde — ich will ihm sein Lager bereiten, will ihn pflegen, über ihn wachen —“

„Mrs. Mapelton, was versprachen Sie?“ unterbrach Webster sie streng.

„Ich versprach mehr, als ich zu halten vermag — nein, ich kann ihn nicht in einer solchen Lage verlassen.“

„Seine Lage ist keine schlechte, die Wunde nicht der Rede wert, so lautet das Urteil des Arztes. Binnen kürzester Frist ist sie gänzlich geheilt. Unter den augenblicklichen Verhältnissen kann er indessen unmöglich mit Ihnen gehen. Die Pflicht fordert gebieterisch von ihm, sich zuvor in höhere Sphären empor zu arbeiten.“

„Er kann es in meinem Hause,“ versetzte Mrs. Mapelton mit leidenschaftlich bebenden Lippen, „und bliebe er nur eine kurze Zeit, so zöge er wenigstens mit dem Bewußtsein in die Ferne, eine friedliche Heimat zu besitzen. Dieses Bewußtsein würde seinen gebrochenen Lebensmut heben, seine Thatkraft stählen — jetzt ist er krank, er war es alle diese Jahre — nein, er begleitet mich, oder ich bleibe bei ihm.“

Tiefer runzelte Webster die Brauen, während Margarets Blicke wie in Todesangst an seinen Lippen hingen.

„Mr. Mapelton,“ wendete er sich an diesen, der mit heimlichem Grausen zu ihm empor sah und sich unter dem furchtbaren Eindruck befand, daß die Erwähnung der ‚höheren Sphären‘ eine überlegte Andeutung gewesen, „Sie hören, was Ihre opferwillige Gattin sagt. Sie wissen aber auch, daß Sie von dannen müssen, um die Schatten, welche Ihren Ruf trüben, zu tilgen. Vorher dürfen Sie Ihrer Tochter nicht begegnen. Keiner weiß das besser zu beurteilen, als Sie selbst. Sie waren Zeuge, daß meine Vernunftsgründe machtlos an dem Herzen Ihrer Frau abprallten. Versuchen Sie jetzt Ihren Einfluß, um alles für die Aermste zum besten zu lenken.“

Mit gleichsam jugendlicher Lebhaftigkeit sprang Margaret empor, erhielt aber nur mühsam ihren hinfälligen Körper aufrecht. Ihre großen Augen glühten dagegen leidenschaftlich, während das andringende Blut ihre abgezehrten Wangen matt rötete.

„Ja, du hast gehört, was ich sagte, Charles,“ kehrte sie sich diesem zu, „nun zeige auch du, daß du ein Mann und kein Sklave äußerer Formen oder gar Websters bist — mag er uns immerhin freundlich gesinnt sein. Was kümmern uns die Menschen? Laß sie reden nach ihrem Wohlgefallen. Wir wollen ihnen aus dem Wege gehen. Es wird wohl noch einen Erdenwinkel geben, wo wir unerkannt an den verfehlten Lebenssommer einen freundlichen Herbst und Winter anknüpfen mögen. Charles, ermanne dich — verteidige

dein — mein, unser gemeinschaftliches Recht, nach eignem Ermessen über unsere Zukunft zu verfügen," und erschöpft sank sie nieder neben Mapelton auf die Kniee.

Dieser, das Bild eines dem Grabe Entstiegenen, sah zögernd zu seiner Frau empor. Zugleich füllten seine Augen sich mit Thränen.

„Margaret," hob er an, und Zerknirschung raubte ihm fast die Sprache, „du hast in deinem Leben nicht viele aufrichtige Worte von mir gehört. Deine Treue, deine Hingebung lohnte ich mit Lug und Trug —"

„Laß das jetzt, alles, alles ist verziehen und vergessen," fiel Margaret tröstlich ein.

„Nein, Margaret," fuhr Mapelton mit festerer Stimme fort, „hast du großmütig verziehen, so kann es nimmermehr vergessen sein — nein, ich versündigte mich zu schwer. Willst du indessen, daß ich dereinst ruhig sterbe, ist dir daran gelegen, daß auf meinen ferneren Wegen mich ein freundlicher Trost begleite, so verlasse mich jetzt. Folge deinen wohlmeinenden Freunden und stärke dadurch meine Hoffnung auf ein Wiedersehen."

Die letzten Worte verhallten gedämpft. Ein Schauder durchlief seinen Körper. Damit aber schien er die Schwäche besiegt zu haben, welche ihn eben noch zu übermannen drohte.

Margaret neigte das Haupt.

„Charles," sprach sie leise klagend, „wenn du selber es sagst, soll dein Wille mir Gesetz sein. Du mußt am besten wissen, was uns beiden frommt. Das Gefühl der Entfremdung, welches mich so lange und bis zu dieser Stunde bei dem Gedanken an dich beherrschte, es ist jetzt geschwunden. Mehr, denn je zuvor, fühle ich mich eins mit dir."

Sie zögerte einige Augenblicke, wie um neue Kraft zu gewinnen. Vor sich niederschauend bemerkte sie daher nicht, daß Mapeltons Antlitz, indem seine Augen die Websters suchten, einen eigentümlich leichenhaften Ausdruck erhielt. Es war, als hätte der gewaltige Schmerz, welcher bei den Worten Margarets: „Wir sind eins," Webster durchzuckte, sich in verdoppeltem Maße auf ihn übertragen gehabt. Webster hingegen stand da, wie aus Erz gegossen. Nur die Lippen hatte er ein wenig geöffnet, wie um sich dadurch das Atmen zu erleichtern.

„Ja, wir sind eins," wiederholte Mrs. Mapelton nach einer kurzen Pause, „und da du es wünschest, will ich gehen."

Sie küßte Mapelton auf die Stirne und ließ ihre Hand ein Weilchen auf seinem Haupte ruhen. „So lebe denn wohl," sprach sie unendlich sanft, „und auf Wiedersehen. Was der Himmel über uns verhängte, ergebungsvoll wollen wir es hinnehmen. Gern grüßte ich unsere Tochter von dir, allein ich fürchte sie zu beunruhigen. Aber wenn sie schläft, will ich ihr deinen Gruß zuraunen. Vielleicht erscheinst du ihr dann im Traume und du bist ihr kein Fremder mehr, wenn du eines Tages kommst, um sie in deine Arme zu schließen, sie zu segnen."

Schmerzliche Bewegung drohte ihr die letzte Selbstbeherrschung zu rauben. Um die andringenden Thränen zu verheimlichen, erhob sie sich schnell.

„Jetzt bin ich bereit," sprach sie zu Webster, an dessen Seite tretend und mit ihm die Richtung nach der Thür einschlagend. Dort sah sie noch einmal zurück.

„Charles!" rief sie Mapelton schwermütig zu, „dadurch, daß du mich zu dir beschieden hast, nahmst du mir eine schwere Last von meiner Seele. Gott segne dich für diese Stunde. Lebe wohl. Ich scheide mit der zuversichtlichen Hoffnung auf ein glückliches Wiedersehen."

„Auf ein Wiedersehen," entwand es sich Mapeltons Brust. Margarets Fassung war dahin. Von Webster sorgfältig unterstützt, trat sie hastig in die kalte Regennacht hinaus.

Nach einigen Schritten gesellten Harold und der Doktor sich ihnen zu. Diesem übergab Webster die halb ohnmächtige Frau, der sich sogleich mit ihr entfernte.

„Das war fürchterlich," raunte er Harold zu, bevor derselbe sich den Vorausgehenden anschloß; „eine schwere Aufgabe war es, die Aermste auf das Wiedersehen und den ersten Schritt vorzubereiten; wo aber blieben meine Berechnungen? Eine tief Gekränkte trat in die Hütte ein, eine versöhnte trauernde Gattin hat dieselbe mit einem Segensspruch auf den Lippen verlassen. Wer vermöchte die geheimnisvollen Regungen eines Frauenherzens zu erraten." Er kehrte sich ab und gleich darauf stand er wieder vor Mapelton.

Dieser hatte sich aufgerichtet. Ein seltsames, wie von Irrsinn geschürtes Feuer glühte aus seinen Augen.

„Was ist ein zehnfacher Tod im Vergleich mit den Qualen, welche ich in dieser letzten Stunde erduldete," redete er den Herantretenden an; „je eher aus dem Leben, um so lieber.

Der Mapelton ist tot, mag der Badger ihm bald folgen, da mein Ende ohnehin bestimmt ist."

„Ja, Ihr Ende ist beschlossen gewesen bis zu dieser Minute," erwiderte Webster mit eisiger Ruhe, „Mapelton wäre, wie ich's versprach, nach Anbruch des Tages frei von hier ausgegangen; den Badger hätte dagegen eine Kugel schmerzlos niedergestreckt, bevor er den Waldesschatten verließ, sofern ein Dutzend rechtschaffener Männer im Dienst der öffentlichen Ordnung noch eine Büchse an die Schultern zu heben vermocht hätten. Dies hat sich jetzt geändert. Der Segen Margarets berührte nicht nur den Mapelton, sondern auch den Badger. Frei sollen Sie von hier ausgehen, ungehindert diesen Wald verlassen. Ich verlange nur, daß Sie bei dem Andenken an die schwer geprüfte Margaret beschwören — ein solcher Eid muß Ihnen heilig sein — Kalifornien, ja Nordamerika zu verlassen, jede Möglichkeit abzuschneiden, Ihrer Frau oder Tochter jemals zu begegnen, auch nicht nach Jahren, wenn Gras über das Andenken des Badger gewachsen und Sie auf ehrenwerte Art in die Lage geraten sein sollten, ausgiebig für beide sorgen zu können."

„Kein gutes Geschenk, welches Sie mir bieten," erwiderte Mapelton finster, „aber Sie wissen, jetzt noch zu leben, ist für mich die härteste Strafe, und Sie haben sich glänzend gerächt —"

„Ich suchte keine Rache," entgegnete Webster, „nur Sühne für eine Verratene. Fiel das mit den Pflichten des Vigilance-Komitees zusammen, so stand es so geschrieben im Schicksalsbuch."

„Mag das sein," fuhr Mapelton fort, und mehr und mehr gelangte ein Ausdruck unbeugsamer Entschlossenheit auf seinen Zügen zum Durchbruch, welcher sich indessen bald zu einer eigentümlichen Weichheit milderte, „Ihr Geschenk nehme ich an; auf die mir gestellten Bedingungen gehe ich ebenfalls ein, wenn mir eine Gegenbedingung bewilligt wird. Anderenfalls machen Sie es kurz mit mir, bevor ich Sie durch mein Auftreten dazu zwinge. Die Bedingung aber, welche ich stelle, ich bitte, ich flehe um deren Erfüllung, und in meinem Grabe will ich Ihnen noch dafür danken."

Er seufzte tief auf, und gleichsam schüchtern fuhr er fort:

„Margaret bat mich, ihre Tochter zu segnen, und diesen Segen, mag es der eines Verworfenen sein, will ich dem armen, unschuldigen Kinde hinterlassen. Gäbe es doch keine Gerechtigkeit unter dem Himmel, würde, weil ich selber es nicht besser verdiene, mein Segen in einen Fluch verwandelt. Gönnen Sie mir daher, bis morgen abend auf dieser Stelle zu verweilen. Dann will ich heimlich zur Stadt wandern. Die Lage von Margarets Wohnung werden Sie großmütig mir beschreiben, damit ich ungesehen und unbemerkt vor ihr Fenster schleichen mag. Nur einen Blick will ich durch dasselbe werfen, nur eine Minute mein Kind betrachten, nur einen kurzen Segen hineinsenden und getröstet von dannen gehen, um nie, nie mehr zurückzukehren."

Während Mapelton sprach, hatte Webster keinen Blick von dem allmählich erstarrenden Antlitz gewendet. Mit Gewalt schien er aus den seltsam angespannten Zügen die hinter denselben wirkenden Regungen herauslesen zu wollen. Sobald jener aber schwieg, antwortete er zögernd, jedoch mit hervorklingender Teilnahme:

„Ihr Wunsch ist gerechtfertigt; Ihre Forderung sei daher bewilligt. Ich baue zuversichtlich darauf, daß Sie Ihre Selbstbeherrschung nicht verlieren."

Er schrieb einige Worte in sein Taschenbuch, riß das Blatt heraus und übergab es Mapelton, indem er hinzufügte:

„Hier die genaue Adresse. Sie können nicht irren. Bis elf Uhr mindestens sitzen Mutter und Tochter bei der Arbeit. Das erhellte Fenster rechts von der Hausthür ist Ihr Ziel. Ich gehe jetzt. Wir sehen uns nicht wieder. Zeigen Sie sich als einen Mann, der fähig, auch einem ernsten Entschluß treu zu bleiben."

Mit den letzten Worten schritt er zur Thüre hinaus. Eine kurze Strecke von der Hütte gesellten sich auf einen leisen Pfiff die beiden Wächter zu ihm.

„Wir haben hier nichts mehr zu thun," sprach er zu ihnen; ruft alle zusammen, besteigt eure Pferde und begebt euch auf den Heimweg. Es sind Ereignisse eingetreten, welche das peinliche Verfahren überflüssig machen. Unschädlich ist er auf ewig. Vierundzwanzig Stunden gewährte ich ihm, um auf Nimmerwiederkehr von hier zu verschwinden. Tragt einige Lebensmittel und einen Trunk in die Hütte, aber vermeidet, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen. Er darf in seinen Betrachtungen nicht gestört werden, damit ein noch dumpfer Entschluß sich in ihm befestige."

Zufrieden mit dieser Entscheidung entfernten sich die beiden Männer, wogegen Webster seinen

Weg in den Wald hinein fortsetzte. Als er bei dem Wagen eintraf, harrte der Doktor nur des Zeichens zum Aufbruch. Bald darauf bogen die Pferde in die Landstraße ein, und heimwärts ging es durch die kalte Regennacht. Kein Wort wurde zwischen den Reisenden gewechselt. Eingehüllt in die feuchten Decken saßen sie, als hätten sie sich dem Schlaf hingeben wollen. Jeder wünschte, mit seinen Gedanken allein zu sein. Wie auf der Herfahrt, plätscherte es auch jetzt wieder zeitweise unter den Hufen. Scharf stießen die Räder gegen die eisernen Achsen. Eine unheimliche Nacht, eine unheimliche Fahrt, und doch schlugen die Herzen auf dem Wagen jetzt um so viel beruhigter.

Der Tag graute, als die Pferde vor Mrs. Mapeltons Häuschen zum Stillstand gelangten. Karlotta, welche vergeblich den Schlaf gesucht, hatte sich bereits erhoben und begrüßte ihre Mutter mit stürmischer Freude. Als sie von derselben krampfhaft weinend in die Arme geschlossen wurde, suchte sie ängstlich in ihren Zügen zu lesen.

„Es ist nichts, mein teures Kind," beantwortete Mrs. Mapelton zärtlich die stumme Frage, „es wirkt noch immer die Angst um dich; ich wußte dich allein — und dennoch war es eine segensreiche Nacht. Einem Unglücklichen brachten wir Trost, das wird fortan einen freundlichen Schimmer auf meinen Lebensweg werfen."

„Kommen Sie," raunte Webster Harold zu, nachdem der Doktor sich mit dem Wagen entfernt hatte, und leise traten sie von der offenen Hausthür fort. „Bis zum völligen Tageslicht werde ich Ihre Gastfreundschaft für mich in Anspruch nehmen müssen," bemerkte er nach einer Pause, „haben wir doch mancherlei mit einander zu besprechen und zu verabreden, um Mrs. Mapelton gegen irgendwelche Folgen unserer nächtlichen Fahrt sicher zu stellen."

Mapelton selber saß um diese Zeit in der Hütte vor dem Kaminfeuer. Mechanisch warf er hin und wieder ein Stück Holz in die Glut. Wärme schien das einzige zu sein, was er bedurfte, denn die Speisen, welche man neben ihn hingelegt hatte, blieben unberührt.

Düster stierte er in die Flammen. Der eigentümliche Ausdruck wilder Zügellosigkeit war von seinem Antlitz gewichen. In der kleinen Pfütze auf dem anderen Ende des Raumes spritzte es regelmäßig auf, indem das zwischen den Dachschindeln hindurchsickernde Regenwasser sich in schweren Tropfen seinen Weg niederwärts suchte. Dieselben schienen die Sekunden abzuzählen, welche sich der Ewigkeit beigesellten, die Sekunden, deren jede einen Atemzug im menschlichen Leben bezeichnete, und deren eine einmal die letzte sein mußte. Draußen in den nassen Baumwipfeln brauste und rauschte es eintönig. Es ächzte und stöhnte, indem die ab- und zuschwingenden Zweige sich aneinander rieben.

5.

Wie während der Nacht, regnete es auch folgenden Tages unablässig, und wie so viele vorhergegangene Tage verlebten Mrs. Mapelton und Karlotta auch den heutigen in ihrer alten geschäftigen Weise. Die Spuren der besorgnisvoll durchwachten Nacht waren aus Karlottas lieblichem Antlitz verschwunden, zumal ihre Mutter, obwohl sinnender als sonst, ihr fast noch zärtlicher in die großen Augen schaute und zuweilen tief aufatmete, als ob die jüngsten Erfahrungen einen, wenn auch mit Wehmut durchwebten tröstlichen Eindruck bei ihr hinterlassen hätten. Karlottas wegen bekämpfte sie mutig ihre Schwermut. Die Träumereien aber, welchen sie sich zeitweise hingab, die wirkten ersichtlich nicht mehr so schmerzlich, wie in früheren Tagen.

Am späten Abend stellte Webster sich bei ihnen ein, angeblich, um sich zu überzeugen, daß die nächtliche Fahrt für Mrs. Mapelton ohne nachteilige Folgen geblieben, und dann ein Stündchen mit ihnen zu verplaudern. Er liebte das Plätschern des Regens in den Traufen, wie er behauptete, und um sich keinen Ton des seltsam beruhigenden, gleichsam einschläfernden Geräusches entgehen zu lassen, hatte er die Gardinen von dem Fenster zurückgezogen. Ferner hatte er es zu bewerkstelligen gewußt, daß Karlotta vor dem runden Tisch ihrer Mutter gegenüber eine Stelle einnahm, auf welcher sie von der Straße aus leicht beobachtet werden konnte. So saßen sie beisammen bis tief in die Nacht hinein. Die ernsten Gespräche leitete Webster, die heiteren Karlotta. Während der letzten Stunde hatte dieser sich indessen stiller verhalten. Dagegen ruhten seine Blicke um so häufiger mit inniger Teilnahme auf dem lieblichen Haupte des jungen Mädchens und dann wieder auf dem über die Arbeit geneigten schwermütigen Antlitz der Mutter, wie um einen Vergleich zwischen beiden anzustellen.

Auf das Fenster achtete niemand; außer Webster ahnte niemand, daß in der stillen, menschenleeren Straße sich jemand geräuschlos dem Hause näherte und vor dem Fenster stehen blieb. Ein todbleiches Gesicht schaute durch dasselbe herein. Die Nacht verschleierte den Ausdruck tiefer Zerknirschung, welche sich auf den verwitterten Zügen ausprägte, sie verschleierte das unter dem breitrandigen Hut hervorragende blutige Tuch und die heißen Thränen, welche über die in qualvoller Trostlosigkeit erschlafften Wangen rollten. Der durch die Straßen heulende Wind entführte die schmerzlichen Seufzer, welche sich zuweilen der breiten und doch so beengten Brust entwanden, die schweren Atemzüge, die mit verhaltenem Schluchzen kämpften.

Mitternacht war nahe, als Webster sich erhob. Ein scharfer Beobachter hätte entdeckt, daß seine freundliche Ruhe erkünstelt, er irgend eine peinliche Regung zu verheimlichen trachtete. Unschuldvoll sah Karlotta zu ihm empor. Ein süßes Lächeln spielte auf dem holdseligen Antlitz, und hell wie eine Silberglocke drang es von ihren Lippen durch das Fenster auf die Straße hinaus:

„Wie ist mir die Zeit so schnell verstrichen!"

„Begünstigt durch die freundliche, behaglich erwärmte Umgebung," bemerkte Webster, bereitwillig auf das Gespräch eingehend.

„Und durch die Unterhaltung," fügte Karlotta lebhaft hinzu.

„Eins kommt zum andern," erklärte Webster, „je rauher es draußen in den Straßen, um so wohler fühlen wir uns unter einem anheimelnden Obdach. Leider sind wir im allgemeinen zu egoistisch; wir freuen uns der eignen Bequemlichkeit, ohne anderer zu gedenken, welche vielleicht zu derselben Stunde mühsam gegen das Unwetter kämpfen."

Mrs. Mapelton erbleichte und heftete einen ängstlichen Blick auf Webster, während Karlotta munter antwortete:

„Kein Auge schloß ich in voriger Nacht, weil ich Sie mit meiner Mutter unterwegs wußte."

„Das lag zu nahe, Karlotta; wir sollen auch denjenigen unsere Teilnahme nicht versagen, von deren Leben und Wirken wir keine Kenntnis haben."

Unter den sie gespannt beobachtenden Augen Websters sah Karlotta sinnend vor sich nieder. Plötzlich richtete sie sich wieder empor. Heiliger Eifer thronte auf dem lieblich erglühenden Antlitz, indem sie ein wenig befangen sprach:

„Da hörte ich einst einen Spruch, der für alle Fälle berechnet war. Mich ergriff er tief, wie ein Gebet. Nur den Schluß behielt ich; er lautet: ‚Den Reisenden eine glückliche Heimkehr; den Kranken baldige Genesung, den Sterbenden eine leichte Abschiedsstunde, sanften Schlaf im Leichentuch und einen milden Spruch aus des Totenrichters Munde."

Feierlich schallte die freundliche Stimme durch das Gemach. Tiefer hatte Mrs. Mapelton ihr Haupt geneigt, um ihre Thränen zu verbergen. Webster strich mit der Hand über seine Stirn, wie eine Vision verscheuchend, sah dann aber wieder gerührt in die zu ihm erhobenen unschuldvollen Augen hinab.

Draußen aber? Das letzte Wort war Karlottas Lippen kaum entflohen, da schlug der Mann beide Hände vor sein Antlitz. Seine breite Gestalt bebte vor unterdrücktem Schluchzen. Doch sich ermannend, sandte er einen neuen Blick durch das Fenster, und die Hände in derselben Richtung ausstreckend, flüsterte er aus überströmendem Herzen:

„Segne dich der Himmel, du treues, liebes Herz; segne er dich für und für, dich und deine arme Mutter."

Hastig kehrte er sich ab und gleich darauf war er in der Dunkelheit verschwunden.

Als Webster sich ein wenig später verabschiedete und vor die Thür hinaustrat, spähte er die Straße aufwärts und abwärts. Wie ausgestorben lag sie in Sturm, Regen und Finsternis.

„Mag es ihm geglückt sein," sprach er vor sich hin, indem er den Mantel dichter um sich zusammenzog und den Weg heimwärts einschlug.

Folgenden Tages erhielt er durch einen Chinesen ein mit Bleifeder beschriebenes Blättchen Papier eingehändigt. Nur wenige Zeilen, von unsicherer Hand herrührend, standen auf demselben.

„Ich gehe auf Nimmerwiederkehr," hieß es da, „ich habe in einen Himmel gesehen; doppelt feindselig erscheint mir dafür die Erde. Eine Botschaft harrt Ihrer da, wo wir voneinander schieden." Ein Name stand unter den geheimnisvollen Worten nicht. Webster wußte, wer sie geschrieben hatte.

Eine Stunde später verließ er in Harolds und des Doktors Begleitung zu Pferde die Stadt. Abermals zwei Stunden später, da banden sie ihre Pferde vor der einsamen Hütte im Walde an die nächsten Bäume.

Eintretend fiel ihr erster Blick auf Mapelton. Wie schlafend lag er neben dem kalten Kamin. Die rechte Faust hielt noch die Pistole, mit welcher er sich durchs Herz geschossen hatte.

Entsetzt starrte Harold auf den Toten.

„Eine andere Botschaft erwartete ich nicht zu finden," sprach Webster mit der ihn charakterisierenden eisernen Ruhe. „Diese letzte Handlung seines Lebens sühnt viel. Freilich, es blieb ihm nichts anderes übrig, wenn überhaupt noch ein Herz in seiner Brust schlug."

Näher tretend bemerkte er ein Häufchen schwarzer Asche, welche von verbranntem Papier herrührte. Vor seinem Ende hatte Mapelton alles vernichtet, was über seine Persönlichkeit hätte Aufschluß erteilen können.

Vor der Hütte, in welcher er den Tod suchte, wurde er in die Erde gebettet. Der Pfahl, welchen man auf seinem Grabe errichtete, trug den Namen Badger. — —

Wochen waren verstrichen und Harold befand sich eines Abends wieder einsam in seinem bescheidenen Bureau, als Webster mit der Nachricht bei ihm eintrat, daß dringende Geschäfte ihn nach dem Osten riefen. Dann trug er ihm auf, über Mrs. Mapeltons und deren Tochter Wohlfahrt gewissenhaft zu wachen und ihnen, wo nur immer die Gelegenheit sich dazu biete, mit Rat und That treu zur Seite zu stehen. Auch Geldmittel wies er an, von welchen er, im Falle Krankheit oder gar der Tod der leidenden Frau es notwendig erscheinen ließen, in zartester Weise freien Gebrauch zu machen habe.

„Sie sind noch jung," sprach er, einen jener durchdringenden Blicke auf Harold heftend, vor welchen dieser einst Mapelton zusammenschauern sah, „fast zu jung, für eine derartige Verantwortlichkeit. Anderseits kennen Sie wieder die Geschichte meiner Schützlinge und sind daher allein imstande, mich bei denselben zu vertreten. Durch Ihre Beteiligung an den Ereignissen jener verhängnisvollen Nacht ist außerdem das Vertrauen der Mrs. Mapelton zu Ihnen angebahnt worden, wie es einem anderen nie zu teil werden würde, auch nicht könnte. Es wäre sogar gefährlich, einen Fremden, wenn auch nur bis zu einem gewissen Grade, Einsicht in die Verhältnisse gewinnen zu lassen. Auf Ihren Schultern ruht also eine schwere Verantwortlichkeit. Ich baue indessen auf Ihre Ehre, auf Ihr Pflichtgefühl," und sein Blick verschärfte sich fast bis zur Feindseligkeit, „Mrs. Mapelton ist für Sie die von einem grausamen Geschick unbarmherzig verfolgte Dulderin, an welcher die Welt viel gut zu machen hat; in Miß Karlotta werden Sie dagegen nur die Tochter des Räubers und Mörders Badger erblicken."

In Harolds Antlitz flackerte es empor. Eine heftige Antwort schwebte ihm auf den Lippen, aber er beherrschte sich. Anderseits neigte er sich wieder in Achtung vor einem Charakter, der in der Verfolgung des Verbrechens rücksichtslos gegen die eignen Empfindungen nur unbeugsame Härte walten ließ, aber auch da, wo es sich um seinen treuen Schutz handelte, weder Nachsicht noch Schonung anderer wie seiner selbst kannte. Ehrerbietig, wenn auch mit scharf vorklingender Festigkeit, antwortete er daher:

„Ich werde nicht vergessen, daß Karlotta die Tochter des Mörders Badger, und das heiligt sie wie ihre Mutter doppelt in meinen Augen."

In Websters Antlitz regte sich keine Muskel, aber sein Blick war wie aus schneidendem Stahl. Harold ertrug denselben ruhig. Endlich reichte Webster ihm die Hand.

„Das befriedigt mich," sprach er mit tiefem Ernst; „Sie dagegen kann es nicht befremden, wenn ich nach den eignen Lebenserfahrungen mit meinem Vertrauen nicht verschwenderisch umgehe. Doch kommen Sie jetzt, damit ich Sie den Mapeltons in Ihrer Eigenschaft als deren Sachwalt vorstelle. Den Rest des Abends mögen wir dann bei ihnen zubringen. Bevor ich von hier scheide, will ich Zeuge sein, wie Sie sich dort einbürgern."

Vier Tage später reiste Webster ab. Damit schienen alle Beziehungen, welche ihn an Mrs. Mapelton und deren Tochter fesselten, abgebrochen zu sein. Denn Monat auf Monat verging, ohne daß irgend eine Nachricht von ihm einlief. Monat auf Monat, während welchen Harold seiner Pflichten treu waltete und als gern gesehener Gast in dem Häuschen in der Vorstadt ein- und ausging. Ein besonderer Segen schien seine erste notarielle Handlung begleitet zu haben, denn seine Arbeiten mehrten sich von Tag zu Tag.

Man hatte sich bereits mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß Webster, dessen Entschlüsse unberechenbar, aus irgend welchen geheimnisvollen Gründen überhaupt nicht mehr zurückkehre, als er eines Tages unerwartet in San



Francisco eintraf. Sein erster Weg führte nach Harolds Bureau. Ein Magazinwächter wohnte in demselben. Dieser wußte nur, daß sein Vorgänger vor Monaten verzogen sei und er ihn seitdem nicht wiedergesehen habe.

Enttäuscht begab Webster sich auf den Weg zu Mrs. Mapelton. Bald darauf lag das bekannte Häuschen vor ihm. Die Thür stand offen. Durch dieselbe drang eine ernste Männerstimme zu ihm heraus.

„Und er soll dein Herr sein," verstand er. Es wurde mit feierlichem Ausdruck gesprochen.

Leise trat er aus dem heißen Sonnenschein auf den kühlen Flurgang, wo er durch die offene Thür in das Zimmer hineinzusehen vermochte, in welchem er so manches liebe Mal mit Mrs. Mapelton und deren Tochter zusammengesessen hatte.

Sein erster Blick fiel auf die Mutter. Bleich und hinfällig, jedoch auf ihren Zügen den Ausdruck inneren Friedens, saß sie auf einem bequemen Lehnstuhl. Ihre ungeteilte Aufmerksamkeit war Karlotta zugewendet, welche im bräutlichen Schleier vor einem mit einem weißen Tuche bedeckten Tischchen stand. Zwei Kerzen brannten auf demselben. Zwischen diesen lag ein aufgeschlagenes Buch. Ueber dasselbe hinweg sprach ein Geistlicher im Talar zu Karlotta und dem neben ihr stehenden Harold. Nur einige Freunde und Bekannte waren als Zeugen anwesend. Neben der Stimme des Geistlichen herrschte eine Stille, daß man ein Blatt hätte können fallen hören. Und so verhielt auch Webster sich still; aber auf Karlotta sah er hin, als hätte deren Anblick einen schmerzlichen Eindruck auf ihn ausgeübt. Und doch thronte eine eigentümlich milde Bewegung auf seinem ernsten Antlitz. Er mochte sich die Zeiten vergegenwärtigen, in welchen die hinfällige Frau auf dem Lehnstuhl seinem Geiste Tag und Nacht ähnlich geschmückt vorschwebte. Und wie heute ihre Tochter, so hätte sie damals sicher ausgesehen. Die Aehnlichkeit war zu groß, dieser Gedanke mußte Leben gewinnen. Doch seine vermessenen Träume von irdischer Glückseligkeit hatten sich nicht erfüllen sollen. Von einem übelwollenden Geschick war es anders bestimmt gewesen.

Und fort und fort sah er auf die anmutige Braut, deren holdes Antlitz durch jungfräuliches Erglühen einen unbeschreiblich süßen Reiz erhielt. Und so sittig stand sie da, so verschämt und doch so glücklich, während Harold sie betrachtete, als wäre sie der Urquell der frommen Worte gewesen, die von des Geistlichen Lippen floßen.

Ach, dieses Bild, wie es die alte Wunde von neuem bluten machte, wie es das gestählte Gemüt erweichte, daß seine Augen übergingen und Thräne auf Thräne in den gebleichten Bart hinabsandten! Erst als ein kräftiges „Ja" zu ihm herüberdrang, welchem bald darauf ein schüchternes folgte, wurde er der Gegenwart zurückgegeben. Der Segen aber, welchen der Geistliche über das junge Paar sprach, den wiederholte er Wort für Wort mit den Empfindungen eines Vaters.

Die Ceremonie war beendigt und Glückwünsche traten an Stelle der kirchlichen Handlung. Da hielt Webster nicht länger an sich. Schnell schritt er in das Zimmer hinein; tief gerührt küßte er der vor Erstaunen sprachlosen Mutter die Hand, tief gerührt schloß er Karlotta in seine Arme und drückte er Harold, der ihn fast scheu betrachtete, die Hand.

Glückliche Stunden verrinnen unbemerkt rasch. Erst als die Sonne sich ihrem Untergange zuneigte, fand Webster Gelegenheit zu einem vertraulichen Gespräch mit Harold.

„Das ist also der Schutz, welchen ich Ihnen vertrauensvoll übertrug," redete er diesen an.

„Gleich arm an irdischen Gütern, gleich reich in gegenseitiger Zuneigung und an glühenden Hoffnungen," versetzte Harold zuversichtlich, „was hätte uns da hindern können, die Hände zur gemeinsamen Wanderung durchs Leben ineinander zu legen? Und wenn wir den abwesenden väterlichen Freund nicht erwarteten, der sich mit Bedacht fern zu halten schien, so trugen wir Rechnung nicht allein unserem eignen Sehnen, sondern auch den Wünschen der Mutter. Sie fühlte sich zuweilen todesmatt und fürchtete ihr plötzliches Ende. Es gereichte ihr daher zur Beruhigung und zum Trost, Karlotta unter dem denkbar sichersten und treuesten Schutz zu wissen."

„Ich suchte Sie in Ihrer Wohnung vergeblich."

„Schon vor Monaten eröffnete ich mein Bureau in einer lichteren Stadtgegend. Meine allerdings noch bescheidene Praxis ist im Wachsen begriffen und sichert uns eine auskömmliche Einnahme. Ich selbst ziehe heute noch hier ein, jedoch ohne meinen Geschäftsraum zu verlegen;

begünstigt das Glück mich fernerhin, so hoffe ich bald in der Lage zu sein, nach den östlichen Staaten überzusiedeln. Ich bezweifle nicht, eine Luftveränderung wird den wohlthätigsten Einfluß auf das Befinden der Mutter ausüben."

„Und Sie wagten diesen Schritt nach allem, was sie über Karlottas Vater erfuhren?"

Harold richtete sich selbstbewußt empor.

„Diese Andeutung hätte ich kaum erwartet," erwiderte er ernst, „denn schon früher erklärte ich, daß jenes traurige Geheimnis Mutter und Tochter in meinen Augen doppelt heilige."

Webster neigte billigend das Haupt; Harolds Hand drückend, sprach er mit herzlichem Wohlwollen: „Die Reise nach dem Osten werden Sie noch in diesem Sommer antreten, nicht warten, bis es zu einer Luftveränderung zu spät."

Harold sah befremdet in Websters Augen.

„Es ist mein Ernst," bekräftigte dieser, „die Verhältnisse haben sich nämlich so gestaltet, daß die Uebersiedelung nicht mehr aufgeschoben werden darf. Sie entsinnen sich, daß ich mir eine Abschrift des Heiratskontraktes erbat. Wohlan denn, heute mögen Sie es wissen: ich gebrauchte sie, um sie im Osten zu verwerten. Margarets Eltern lebten zur Zeit ihrer Flucht in sehr guten Verhältnissen. Ihr Vermögen wuchs später noch erheblich; bis zum letzten Augenblick hatten sie die Hoffnung nicht aufgegeben, daß die Früchte ihres Mühens und Schaffens dennoch einmal ihrer Tochter oder deren Kindern zu gute kommen würden. Von tiefem Mißtrauen gegen Mapelton erfüllt, von dem Verräter nur das Aergste befürchtend und im Ungewissen über das Schicksal ihrer Tochter, gaben sie ihrem Testament eine solche Form, daß weder ihm noch seiner von ihm abhängigen Frau jemals eine Verfügung über die Hinterlassenschaft zufallen konnte; dagegen sollte dieselbe der verwitweten Margaret oder deren verwaisten Kindern unverkürzt ausgehändigt werden. Um dies zu bewirken, war also vor allen Dingen der Trauschein erforderlich. Erleichtert wurde mir die Aufgabe dadurch, daß Margaret noch lebte, sie also ihre Rechte und die ihrer Tochter persönlich vertreten kann. Auf alle Fälle ist ihr Besitzrecht heute nicht mehr anzuzweifeln. Ihnen gegenüber hebe ich indessen besonders hervor, daß die Rettung jenes immerhin recht ansehnlichen Vermögens allein mich nimmermehr zu dem Schritt hätte bewegen können, dessen mitwirkender Zeuge Sie gewesen. Nein, heiligere Rechte mußte ich vertreten — doch mag das ruhen. Die Uebersiedelung, ich wiederhole es, muß also beschleunigt werden. Sie selbst finden im Osten ebenfalls ein Feld für Ihre Berufsthätigkeit, und ein besseres, als hier; Kalifornien ist überhaupt nicht das Land für Sie."

Harold seufzte tief auf. Es klang wie das Entsagen einer freundlichen Hoffnung.

„In das Unabänderliche muß ich mich fügen," sprach er träumerisch, „wohl aber geht der Reiz verloren, welcher für mich in dem Gedanken lag, dereinst mit Stolz auf die Früchte meines Schaffens hinweisen und zu Karlotta sprechen zu können: Alles für dich allein."

„Ein echtes Hochzeitswort," bemerkte Webster lächelnd, „doch die praktischen Anschauungen stellen sich später von selbst ein. An nichts gewöhnt der Mensch sich schneller, als an ein wenig Reichtum. Auch ist es Mrs. Mapelton wohl zu gönnen, daß ihr Lebensabend ein sonniger werde, und das muß er. Denn die letzten Schatten werden schwinden, nachdem ich ihr zur geeigneten Stunde schilderte, wie Mapelton in fernen Landen bei rechtschaffenem Ringen und Schaffen von dem Tode ereilt wurde. Ein wenig Täuschung mag in solchem Falle keinen strengen Tadel verdienen. Aber kommen Sie zu ihr. Sie sollen Zeuge sein, wie dieser neue Glücksfall ihr armes treues Herz erzittern macht. Und für sie ist es ja nicht das Geld, sondern der Umstand, daß sie, frei von jedem Makel, die Heimat wieder betritt, was den letzten Schimmer von Trübsal von ihrer Seele nimmt. An den Gräbern ihrer Eltern wird sie sich ausweinen, aber auch ihren vollen Frieden zurückgewinnen."

„Und Sie?"

„Ich bleibe ihr Freund nach wie vor; auch mich ruft die Heimat. Das Vigilance-Komitee wird ohne mich weiter wirken und, so Gott will, bald überflüssig geworden sein. Meine Stimmung eignet sich nicht mehr zu finsterem, wenn auch gerechtem Walten."

Er folgte mit den Augen Harolds Blicken, die in stiller Bewunderung auf Karlotta ruhten. Sie stand nahe dem Fenster in heiterem Gespräch mit einer gleichalterigen Freundin. Die hereinfallenden Strahlen der scheidenden Sonne schmückten ihr liebliches Haupt wie mit einem Heiligenschein.



Unser Hausgarten.

Von O. Hüttig.

Von mancherlei Sommerblumen.

Wenn wir in einem früheren Hefte auf einige der Kinder Floras aufmerksam gemacht haben, welche nicht gerne ohne Unterwärme und Glasbedeckung gezogen werden können, so gibt es doch auch eine große Mannigfaltigkeit und eine große Zahl solcher, welche am besten da gesäet werden, wo sie aufwachsen sollen; es sind das diejenigen, welche das Verpflanzen nicht gut vertragen; man säet sie auch gerne ziemlich spät im Jahre, damit sie, die in den ersten Tagen ihres Lebens ziemlich empfindlich sind, nicht von einem plötzlich eintreffenden Nachtfrost für immer dahingerafft werden.

Fig. 1. Trichterwinde.

Hierher gehört vor allen anderen eine unserer schönsten Schlingpflanzen, die **Trichterwinde**, Ipomaea purpurea L. (Fig. 1) von Südamerika, mit windendem Stengel und trichterförmigen oder röhrigen Blumen, die in den verschiedensten Farben vorkommen, wie Weiß, Rosa, Inkarnat, Violett, Blau in allen Abstufungen, dreifarbig u. s. w. Sie erscheinen an sonniger Stelle vom Juli bis September und länger, halten sich aber nur bei Tage offen; im Monat Juni gesäet, blühen die Pflanzen auch selbst noch im Monat Oktober.



Fig. 2. Dreifarbige Winde.

Aehnlich behandelt man die zu derselben Pflanzenfamilie gehörige **Dreifarbige Winde**, Convolvulus tricolor L. (Fig. 2) von Südeuropa, mit aufrechtem oder niedergebogenem, nicht wie bei der vorigen mit windendem Stengel. Sie besitzt große Blumen von den verschiedensten Farben, auch in gefüllter Form. Unter den Farben war aber bisher die blaue noch immer vorherrschend, bis vor Kurzem die Firma B. Döppleb in Erfurt eine Varietät gezogen hat, bei der **Rosenrot** mehr als bei anderen hervortritt; außerdem ist der Schlund ihrer Blume mit fünf intensivgoldgelben, breiten Streifen versehen; dagegen ist der mittlere Teil wie weiß und wird er von ringartig gezeichneten purpurvioletten Strahlen umsäumt. Die Pflanze wird nur 25—30 Centimeter hoch. — Man säet diese Winde im April,

Mai und noch später gleich auf das Beet, welches sie zieren soll, und überall wird sie gern Verwendung finden, selbst auf einem „Teppichbeet", obwohl nicht geleugnet werden soll, daß bei ihr die Anzucht unter Glas und das spätere Auspflanzen, möglichst „mit Ballen", sicherern Erfolg bietet, als das Aussäen „an Ort und Stelle".


Fig. 3. Hainblume.


Fig. 4. Poligonum orientale.

Wie die dreifarbige Winde können noch viele andere Sommerblumen behandelt werden, z. B. Nemophila, die Hainblume (Fig. 3) Campanula Speculum, eine Art Glockenblume, Centaurea Cyanus, die Kornblume, Delphinium diverse, der Rittersporn, Helianthus annuus, die Sonnenblume, Iberis in vielen Arten, Lobelia Erinus, Poligonum orientale (Fig. 4), Lathyrus odoratus, die wohlriechende Winde, Papaver, der Mohn, die Reseda. Diese und viele andere säet man am besten an Ort und Stelle und zwar, um sie stets in Blüte zu haben, mehrere Male während des Sommers. Eine schöne einjährige Pflanze, die aber im Beet oder im Topf angezogen werden muß, ist der Wunderbaum, Ricinus (Fig. 6) in seinen verschiedenen, mehr oder weniger großblätterigen Arten, wie Altissimus in zahlreichen Varietäten, mit Blättern von ungeheuren Dimensionen, wie z. B. Duchess of Edinburgh, Gibsoni, spec. de Santa Rosa u. a. m. Der Wunderbaum wird gewöhnlich zur Bildung von sog. Blattpflanzengruppen verwendet oder auch als Einzelpflanze auf dem Rasen oder der Rabatte. Wird er aber im Topf gezogen und im Wohnzimmer oder sonst wo aufgestellt, da soll er alles Ungeziefer, besonders aber die Fliegen vertreiben; da er, wo er auch steht, stets und überall eine Zierde ist, so kann man es ja versuchen!


Fig. 5. Cineraria Saxifraga.

Auch möchten wir hier auf eine reizende Einführung V. Döpplebs in Erfurt vom Kap der guten Hoffnung aufmerksam machen, die sich ganz besonders zu Einfassungen von Blumenbeeten eignen wird. Es ist Cineraria Saxifraga DC. (Fig. 5), ein Halbstrauch aus der Familie der Kompositen, mit zierlichen hellgrünen Blättern und rein goldgelben Blumen, die ununterbrochen vom Frühjahr bis Spätherbst erscheinen und die, mit den Blättern, einen sehr angenehmen Geruch verbreiten. Die Pflanze läßt sich leicht und zu jeder Zeit durch Stecklinge von kleinen Zweigspitzen vermehren und muß im Kalthause oder zwischen den Doppelfenstern des Wohnzimmers überwintert werden; in Letzterem gedeiht sie, bei einigem Schutz gegen die Mittagssonne, sehr gut.


Fig. 6. Wunderbaum.


Fig. 7. Weißstengelige Nachtkerze.

Schließlich müssen wir noch einer von Haage & Schmidt in Erfurt aus Kalifornien neu eingeführten hübschen Sommerblume Erwähnung thun, der weißstengeligen Nachtkerze (Fig. 7), Oenothera albicaulis Nutt., sicher eine der schönsten ihrer Art. Die Pflanze bildet 30—40 Centimeter hohe, sehr verzweigte Büsche, die sich von Juli bis zum Herbst mit großen weißen, im Verblühen zart

rosenroten Blumen von 6—7 Centimeter Durchmesser besetzen, welche sich, außer durch ihre prächtige Färbung, auch noch durch einen lieblichen Wohlgeruch auszeichnen.

Die kalifornische Nachtkerze, Oenothera californica, ist ähnlich wie die eben genannte; ihre Blumen sind aber blaßrosa und ihre Belaubung ist weißfilzig.

Der patentierte Dampf-Expreßkocher.

Die Dampfkraft, welche in unserem Jahrhundert so große Dinge verrichtet, ist bei dem Dampf-Expreßkocher auch der Küche und dem Haushalte dienstbar geworden und hier im Kleinen ebenso nützlich als im Großen, denn in zierlicher, jeder Küche zum Schmuck dienender Form, ganz aus Kupfer, keiner Reparatur ausgesetzt, erzielt der Dampf-Expreßkocher von L. Weiß (München, Marienplatz 27) ohne Docht, Rauch, Geruch und Gefahr, ohne Vorbereitung und bei größter Reinlichkeit, durch die Dämpfe, welche er entwickelt, eine fünffache Heizkraft, stellt sich so billiger als Petroleum und liefert in vier Minuten, für einen Pfennig Spiritus, zwei Liter kochendes Wasser, in derselben Zeit Kaffee und Thee, in zehn Minuten Gulgas (Gulasch), in drittehalb bis drei Minuten Beefsteaks, Coteletten und die so beliebten Wiener Rostbratel und Kalbschnitzel; ferner Frituren aller Art, Pfannkuchen, Eierspeisen, Klöße, Gemüse, Suppen, kurz alle Speisen, welche sich der Größe des Dampf-Expreßkochers anpassen lassen, wobei jedes beliebige Gefäß verwendet werden kann. Endlich erhitzt der Dampf-Expreßkocher in 4 Minuten Bügeleisen und kann so in jeder Beziehung empfohlen werden.

Celebritäten-Idylle.

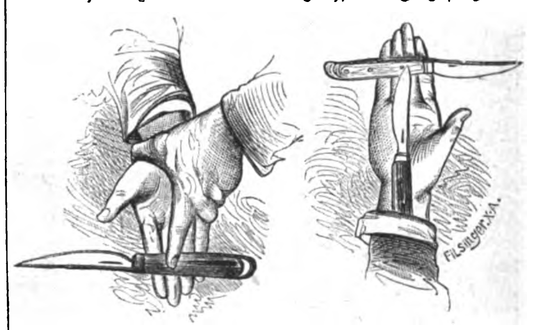
(Auflösung.)

1) Liszt. 2) Thümmel. 3) Grün. 4) Heine.) Stettenheim. 6) Rainer. 7) Seume. 8) Raff.) Wuerst. 10) Lassen. 11) Unruh. 12) Kummer. 3) Bürger. 14) Vogel. 15) Gerok. 16) Kreutzer. 7) Stein. 18) Berg. 19) Bruch. 20) Bach. 1) Winterfeld. 22) Raabe. 23) Haydn. 24) Halm. 5) Bodenstedt. 26) Schiller. 27) Busch. 28) Nachgal. 29) Schleiermacher. 30) Fischer. 31) Khan. 2) Weilen. 33) Hünten. 34) Wieland. 35) Plato. 6) Grimm. 37) Löwe. 38) Donner. 39) Krafft. 0) Wildermuth. 41) Liebig. 42) Sonntag. 3) Freytag. 44) Schäfer. 45) Boehme. 46) Franzos. 47) Russell. 48) Apoll. 49) Kalisch. 0) Byron. 51) Sachs. 52) Schwab. 53) Bock. 4) Rauch. 55) Schlegel. 56) Mundt. 57) Dreibock. 58) Klapstock. 59) Rückert. 60) Thiers. 1) Wolff. 62) Freiligrath. 63) Stoß. 64) Sand. 5) Fichte. 66) Bauernfeld. 67) Dach. 68) Kretschter. 69) Blumenthal. 70) Hagedorn. 71) Rosen. 2) Laube. 73) Bernstein. 74) Reuter. 75) Ritter. 6) Sterne. 77) Roß. 78) Ziethen. 79) Liebrecht. 80) Träger. 81) Galle. 82) Ernst. 3) Faust. 84) Henriquatre. 85) Nemesis. 6) Wirth. 87) Hopfen. 88) Preller. 89) Hitzig. 0) Scheffel. 91) Wagner. 92) Müller. 93) Körner. 94) Mendelssohn. 95) Kind. 96) Hansemann. 97) Barth. 98) Falk. 99) Jäger. 100) Kauffmann. 101) Wehrenpfennig. 102) Marx. 103) Bürstenbinder. 104) Kücken. 105) Gluck. 106) Engel. 107) Hummel. 108) Lippe. 109) Strauß. 110) Saphir. 111) Schwarz. 112) Ring. 113) Rubinstein. 114) Kunst. 115) Händel. 116) Genée. 117) Kiß. 118) Bleibtreu. 119) Uz. 120) Abt. 121) Bitter. 122) Süß. 123) Leibnitz. 124) Hertzen. 125) Dohm. 126) Graun. 127) Becker. 128) Schlosser. 129) Töpfer. 130) Glaser. 131) Schneider. 132) Steinmetz. 133) Kirchhoff. 134) Suppé. 135) Ebers. 136) Gensichen. 137) Wachtel. 138) Schweitzer. 139) Häring. 140) Rettich. 141) Telramund. 142) Herwegh. 143) Amphitrite. 144) Werther.

Die magnetische Hand.

(Auflösung.)

Aus den folgenden Figuren ist der Kunstgriff ersichtlich, der das scheinbar freiwillige Haften eines Messers, Stabes u. s. w. an der inneren Handfläche bewerkstelligt. Durch eine leichte Drehung der rechten Hand wird es möglich, den Zeigefinger



freizumachen und zum Festhalten des Messers zu benutzen. Im zweiten Falle dient ein im Aermel verborgenes Messer oder Lineal zu demselben Zwecke. Selbstverständlich muß der Anblick der inneren Handfläche während der Ausführung des Kunststückes dem Zuschauer entzogen bleiben. St.

Der gestirnte Himmel im Monat Juli.

Merkur bleibt unsichtbar.

Venus ist Morgenstern und im Nordosten sichtbar. Am 2. Juli kommt der Mond ihr sehr nahe und am 26. wird sie in der Nähe des Jupiters stehen.

Mars wird immer besser sichtbar. Am 1. und 29. kommt der Mond ihm nahe. Der Planet geht etwas nach Mitternacht auf und kann nun etwa 2 Stunden gesehen werden.

Jupiter ist unsichtbar.

Saturn wird in den Morgenstunden sichtbar und am 29. Juli steht der Mond in seiner Nähe. Man kann den Planeten im Nordosten nahe dem Horizonte aufsuchen. Am 20. wird man ihn südlich vom Mars sehen.





Die Sammler und das Kunstgewer

Von F. Luthmer.

Es gibt wohl keine so kleine Stadt mehr in De land, daß sie nicht ein oder mehrere Exemplare der S „Sammler“ aufzuweisen hätte. Leider datiert diese sache nicht von viel länger her als unser ganzer Aufsch im Kunstgewerbe. Engländer und Franzosen waren darin um mehrere Generationen voraus, und das gerade hierbei viel sagen. Wenn irgendwo, so gilt der Grundsatz „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst“; hatten die Gelegenheit und nahmen sie wahr, in den Sakristeien säcularisierter Kl in den Archiven neuerungswütiger Magistrate in dem köstlichsten alten Gerüm wühlen und für einen Spottpreis Dinge heimzutragen, die, wenn sie jetzt einmal Besitzer wechseln, ein Vermögen kosten. Was dem deutschen Sammler heute noch in die Hände fällt, ist die Aehrenlese von jener reichen Ernte aus dem ersten Drittel des Jahrhunderts. Und wenn dabei gute und beachtenswerte Stücke nicht so selten sind, so beweist dies nur den unerschöpflichen Reichtum kunstvoller Ar-

Gefäße aus der Sammlung des Freiherrn Karl von Rothschild.

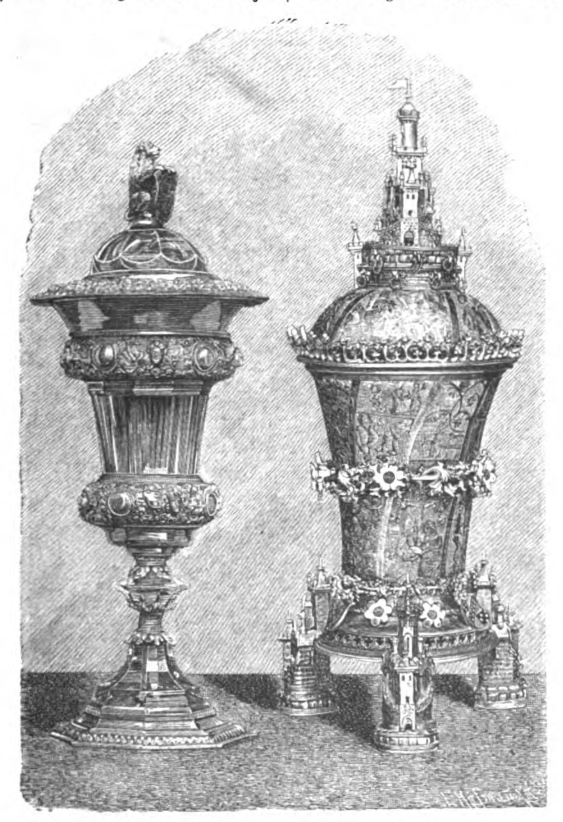
beiten unser terlan Mitte beseff … Ein ben Sam nun a mode Betä gung Kunst Hause ist na gend Para zu mit Samm alter mä Wenn ser gleich treff wäre, sähe dem teil, d

Altertumssammler dem modernen Kunsthandwerk bringen, übel aus. Der B alter Bilder, so der echte Sammler, ist der schlimmste Feind alles dessen, was h tage mit Leinöl und Siccativ umgeht. Es gibt ja Ausnahmen solcher, die auc derne Bilder kaufen; aber diese werden von den echten Sammlern nicht für vol gerechnet. Für diese existiert nichts mehr, was jünger als Potter und van der



ährend ihnen für die alten „Schinken" kein Preis
ist, würden sie jedes Zwanzigmarkstück als weg-
n betrachten, mit dem sie der modernen Malerei
die Arme greifen. Diese letztere rächt sich für
Mißachtung dann wohl durch die Behauptung, jene
erständen eigentlich von der Kunst gar nichts; sie
auch die alten Bilder nicht um ihres inneren
und ihrer Schönheit willen, sondern als eine
apitalsanlage, weil dieselben auf dem Kunstmarkt
sten Kurs haben, während viel eignes Urteil dazu
ein modernes
uf seinen wahren
taxieren.
brauchen in die-
eit zum Glück keine
zu ergreifen, denn
ergleich, von dem
gingen, trifft nicht
mehr können wir
daß die meisten
r kunstgewerb-
ltertümer auch die
n Bestrebungen
Gebietes, bewußt
ewußt unterstützen,
sie in vieler Be-
die Schöpfer der
Richtung desselben

altes Möbel, ein
mälde, ein Pokal
n 16. Jahrhundert,
t, wie das Bild,
rmorwerk, ein für
istierendes Objekt,
eht als Teil einer
ng, für die es ge-
war, ist eben ein
der „Kunst im
Damit es also
wirke, verlangt es
eine Umgebung,
ähnlich derjenigen
die es geschaffen
Da muß dann der
e Handwerker her-
ie alten Krüge und
enen Gläser ver-
einen in Eichen-
schnitzten Kredenzschrank; die alten Truhen und
wirken nicht auf unserer modernen Tapete, sie
Gobelins als Hintergrund haben. Und wenn die
lten Tapisserien unerschwinglich teuer geworden sind,
ügt auch wohl eine Nachahmung, die ein geschickter



Gefäße aus der Sammlung des Freiherrn Karl von Rothschild.

Dekorationsmaler mit Farbe auf gerippter Leinwand herstellt. So erstarkt das moderne Kunstgewerbe an der Lösung der Aufgaben, welche die Sammlungen dekorativer Altertümer selbst erzeugen.

Eine weitere, vielleicht noch wichtigere Anregung empfängt die moderne Kunsttechnik aus der Restauration alter Stücke. Ja es lassen sich ganze Industrieen, die in den letzten Jahrzehnten entstanden sind, hierauf zurückführen. Und mit der Fähigkeit einen Teil eines alten Stückes genau den alten Teilen gleich zu ergänzen, kommt sofort die Versuchung, diese Geschicklichkeit zur Fälschung auszubeuten. Bei gewissenlosen Händlern findet dieselbe dann die freudigste Aufnahme. Die Sache ist gewiß sehr unmoralisch, trotz aller Gewissenskautelen, welche der Händler sich zurecht macht. Aber dennoch wollen wir die Fälschungen und die unvorsichtigen Käufer — befindet sich doch manche hochvornehme Museumsverwaltung darunter — nicht zu sehr bedauern. Es ist sehr fraglich, ob wir ohne diese Fälscherindustrie heute in Italien die prachtvollen modernen Majoliken und die mit Elfenbein inkrustierten Möbel, in Deutschland eine ausgebildete Silbertreibekunst, in Frankreich die zum Gemeingut der ganzen Welt gewordene Emailmalerei von Limoges hätten. Denn eine Fälscherwerkstatt besteht als solche nicht lange: eine kleine Indiskretion, und der Nimbus ist weg; und wer mit einem unechten Stück, das er wegen seiner herrlichen Arbeit bewundert hat, angeführt worden ist, wird vielleicht „schandehalber" nicht so abgeneigt sein, nächstesmal eine Arbeit aus derselben Hand als modern zu kaufen.

Einen ganz direkten und unschätzbaren Dienst erweisen endlich die Sammler, wenn sie ihre Schätze dem modernen Arbeiter zugänglich machen zu Vorbild und Anregung;

sei es nun, daß sie dieselben zu öffentlicher Ausstellung in Museen ꝛc. herleihen, oder daß sie die Vervielfältigung durch Galvanoplastik und dergleichen gestatten, oder daß sie endlich Publikation zulassen oder selbst anregen. In letzterer Hinsicht war dem Verfasser das seltene Glück beschieden, eine Sammlung zum Gemeingut der modernen Kunstindustrie zu machen, von welcher zwar viele Leute sprachen, die aber verschwindend wenige gesehen hatten, weil der Besitzer kein Freund kritisierender Besucher ist: Die Sammlung des Barons Karl von Rothschild in Frankfurt a. M.[1]). Die Illustrationen dieses Aufsatzes, welche wir dem untengenannten Werk nachbilden, werden dem Kenner schon zur Genüge beweisen, mit was für ungewöhnlichen Schätzen vergangener Kunst wir es hier zu thun haben. Vielleicht ist es nicht uninteressant, über diese Sammlung, die in Europa wohl kaum ihresgleichen hat, einiges Nähere zu erfahren.

Baron Karl von Rothschild verfügt über die beiden wichtigsten Requisiten des Sammlers: Eine fast unfehlbare Sicherheit in der Beurteilung angebotener Stücke und unbemessene Mittel. Diese beiden Vorbedingungen geben der Sammlung ihren Charakter; sie ist kein fertiges Museum, sondern das in steter Vervollkommnung begriffene Schoßkind eines feinen Kenners. Von den Stücken, die sich in mehr als dreißig Jahren emsigen Sammelns angehäuft haben, ist so manches im Laufe der Jahre wieder verschwunden, um einem schöneren, kostbareren, unzweifelhafteren Platz zu machen. Denn die Situation bringt es mit sich, daß das Kostbarste, was irgendwo auftaucht und zum Verkauf kommt, von weitverbreiteten Agenten festgehalten und an dieser Stelle zuerst angeboten wird.

Weitaus der größte Teil der Sammlung, deren Inventar über 3000 Nummern aufweist, besteht aus Edelmetallarbeiten. Die größten derselben, darunter Stücke von Weltruf, wie der sog. Merkel'sche Tafelaufsatz von Jannitzer, sind in dem nördlich dicht bei Frankfurt gelegenen Landsitz „Günthersburg" aufgestellt, die kleineren Arbeiten, die Bijouterieen, welche allein über zweihundert Nummern zählen, köstliche Werke von Bergkrystall mit silberner, goldener und emaillierter Fassung, die bedeutende Dosensammlung, die über fünfhundert Tabatieren und Bonbonieren in wertvollster Ausführung enthält, sind in dem Stadtpalais des Besitzers in verschiedenen Zimmern verteilt. Eine große Fülle schönster Prunkmöbel, Pietradura- und Boulearbeiten, schmücken diese Zimmer, ohne ihnen doch den Charakter von Sammlungsräumen zu geben.

Die vorliegende Publikation dieser Schätze, welche zunächst die Silberarbeiten behandelt, in weiteren Serien aber auch die Bijouterieen, Email- und Elfenbeinarbeiten ꝛc. veröffentlichen wird, hat nicht verfehlt, als Muster für moderne Arbeit zu dienen. Die neuerdings immer mehr wieder in Aufnahme kommende Silbertreibekunst hat eine Anzahl der schönsten Stücke schon nachgebildet. So bilden diese Veröffentlichungen die natürlichste Anregung für das moderne Kunstgewerbe, und wir gehen hoffentlich einer Zeit entgegen, in der es jeder Sammler als eine Pflicht erkennt, dieses zu fördern, indem er seine Schätze allen zugänglich macht.

[1]) Der Schatz des Freiherrn Karl von Rothschild. Meisterwerke alter Goldschmiedekunst aus dem 14. bis 18. Jahrhundert. Herausgegeben von F. Luthmer. Frankfurt a. M. H. Keller.

Trachten der Zeit.

Von Ida Barber.

Sommermoden.

In der Stadt trägt man in diesem Sommer vorwaltend dunkle Barèges, mit kleinen Pleins bedruckte Leinwand- oder Kattunstoffe, ostindische Bastgewebe und für kühlere Tage hellgraue Beiges.

In Luxusbädern sieht man oft schon morgens farbig seidene Toiletten mit eleganten Ueberkleidern, blumig abgepaßte Roben in den lebhaftesten Farben, mittags zur Table d'hote Gesellschaftstoiletten, nachmittags duftige Mousselinekleider mit echten Spitzen geputzt, abends dunkle Woll- oder Seidenroben mit farbigen Stickereien garniert.

In einfacheren Badeorten, am Lande oder im Gebirge genügen, der Witterung entsprechend, leicht wollene, wasserdicht imprägnierte Kostüme, helle Leinenkleider, die recht elegant durch die jetzt modernen bunten Stickereien erscheinen. Foulard und Bast werden zu besseren Besuchstoiletten, auch zu Staub- und Promenademänteln verwendet, karrierte Cheviots zu Hauskleidern.



Fig. 1.

Die Damen, die sich für Gebirgstouren rüsten, wählen zumeist schmalgestreifte mit Polonnaise oder Redingote gearbeitete Vigognekleider, den Rock möglichst kurz, wenig troussiert und weit.

Eine besondere Beachtung scheint man in diesem Jahre dem grauen, staubfarbnen Reisekleide zuzuwenden. Es wird zumeist aus glanzreichem, seidenartigem Alpacca gefertigt.

Zu Strandtoiletten eignen sich trefflich die neuen, aus Kammgarnstoff gefertigten Costumes Etelka-Gerster. Sie sind aus leichtem, barègeartigem Wollstoff gefertigt, den man wasserdicht imprägniert hat. Der Rock ist mit 2 breiten, in Hohlfalten gelegten Volants garniert, über jedem derselben drei je fingerbreite, gezogene Puffen; die Tunique ist vorn schräg drapiert, seitwärts mit Schleifen gerafft, hinten sind zwei sich kreuzende breite Schärpenenden, die unten mit breiten à la Macramé geknüpfter Franse abschließend, fächerartig drapiert sind. Die Taille ist rund mit fächer-

artigem Latz gearbeitet, der seitwärts mit drei schmalen, gezogenen Puffen abgegrenzt ist; dazu Mantelet vom selben Stoff mit halbweiten, vom Rücken ausgehenden Aermeln und Matrosenkragen, der vorn durch eine farbige Masche begrenzt ist.

Die breiten, bis zur Achsel reichenden Kragen sind überhaupt für jede Sommertoilette anwendbar; man sieht sie aus weißem Crêpe lisse mit Spitzen, auch vom Stoff der Robe gefertigt.

Als neue Gewebe empfehlen sich die glänzenden Cotons, die mit exotischen Blumen bedruckt sind, die seidenartigen Canavas, die zu farbig seidenen Unterkleidern getragen werden und die mit allegorischen Figuren durchstickten indischen Crêpestoffe. — Ueberaus beliebt sind die blumigen Foulards; man mischt sie mit zur Grundfarbe passenden, glatten Stoffen, garniert letztere wie Fig. 6 zeigt en polonnaise und zwar derart, daß ein vorn offenes Faltenstück den Rock umgibt, Faltendraperieen, Hals und Vorderteile begrenzen; die Taille des blumigen Unterkleides bleibt dadurch frei, eine breite, leicht gewundene Schärpe deckt den Ansatz; der Rock ist ganz glatt, unten nur mit glattem Plissee abgegrenzt.



Fig. 2. Fig. 4. Fig. 3. Fig. 5.

Fig. 7 zeigt uns eine aus leichtem Taffet gearbeitete Besuchstoilette, deren Tunique- und Taillengarnitur aus gleichfarbigen spanischen Spitzen bestehen. Der Rock ist bis hinauf mit spitz languettierten schmalen Volants gedeckt, oben mit breitem Spitzenshawl drapiert, die Taille viereckig ausgeschnitten mit Spitzenchemisett und gleichartigen Aermeln.

Fig. 6.

Ein ganz eignes Genre vertritt das in Fig. 1 skizzierte, aus klein karriertem Leinen gefertigte Kostüm. Der Rock wird unten mit einem breiten gestickten Volant garniert, darüber zwei geschoppte Puffen und eine in Schleifen auslaufende Tunique. Taille und Aermel sind gezogen, die Taille hinten und vorn latzartig, die Aermel oben mit breiten Epaulettes, unter welchen zwei mit dem Rock übereinstimmende Puffen, die durch eine Bandmasche abgegrenzt sind.

Eine große Verschiedenheit macht sich jetzt in der Form und Ausschmückung der Hüte geltend. Man trägt havannahfarbene, bordeaurote, russisch-grüne Strohhüte, Weidengeflechte, durchbrochene Roßhaarhüte mit farbigem Futter, auch gezogene, aus Stoff gefertigte Kate-Greenaways, die, wie Fig. 2 zeigt, sonderbarerweise heuer mit Federn und reichen Stickereien garniert werden. Der Schirm ist vorn geschweift, mit drei getollten Volants gedeckt, der Kopf geschoppt, möglichst groß, so daß der Hut auch, wenn er tiefer in die Stirn gedrückt wird, als Sonnenschützer dienen kann.

Mehr für die elegante Toilette berechnet ist der in Fig. 5 skizzierte Spitzenhut; am Schirm sitzt eine breite, nach innen fallende Spitze, die durch einen handbreiten Samtbügel gehalten ist. Spitzenbarben schließen mit einer Rosengarnitur ab, den Kopf umgeben leicht gewundene Spitzen, vorn großes Rosenbouquet mit Vergißmeinnicht.

Das solideste Genre repräsentiert der in Fig. 4 dargestellte Capotehut, der oben nur mit einem Fliederzweig, innen mit schattierten lila Bandmaschen, die seitwärts eine Rosette bilden, garniert ist.

Fig. 7.

Junge Damen schenken nach wie vor den weitgeschweiften, seitwärts aufgeschlagenen Tornellihüten (Fig. 3) eingehende Beachtung.

Zum Kopf-Zerbrechen.

Buchstabenversetzung.

Wie kann man aus den beiden Wörtern „Diana“ und „Amor“ die Titel zweier Opern und aus den drei Wörtern „Rumpf“, „Komma“, „nie“ den Titel eines beliebten Romans erhalten?

Rätselhafte Inschrift.

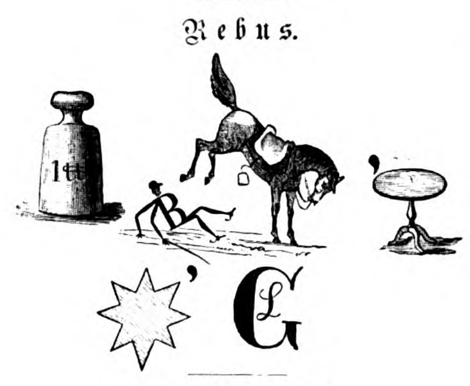


Rätsel.

(Einsilbig.)

Mit einem m bedrück' ich sehr,
Mit zweien bin ich gar nicht schwer.

Rebus.



Buchstabenrätsel.

Am lust'gen Kirmeßtage — Kauft mich das Publikum
Für das, was ich besage, — Kehrst du die Zeichen um.

Silbenrätsel.

Vorsicht heißt dich die Erste scheu'n;
Klugheit heißt dich die Zweite hüten;
Des guten Ganzen dich zu freu'n,
Kann dir die Scheelsucht nicht verbieten.

Logogriph.

Womit streng rechtlich in friedlicher Zeit
Ich erworben kann werden sonder Streit,
Erkundet man, wenn man ein Zeichen jetzt
Durchs folgende des Alphabets ersetzt.
Nochmals dies gethan, nennt den seltnen Mann
Der in friedloser Zeit mich behaupten kann.
Zwei Zeichen füg' vorne, eins hinten dran,
Eines Flusses Namen geb' ich dann an.

Rätsel.

Du findest mich
Solange der Schmeichler Schar
Gern um dich ist.
O hüte dich!
Heuchler nur sind sie fürwahr
Bis du es bist.

RÖSSELSRUNG AUFGABE.

Land	steigt	bin-	nicht	stadt	par	R	jetzt	sie	ein	[illegible]	er	blu-		blü-	mor-	[illegible]	ter	[illegible]	sal
det's	uns	und	em-	und	mehr	ver-	[illegible]	das	ist	den	gold-	tem	ge-	die	rü-	und	gen-	sich	auf
sen	geist	zu	er	da-	bei	buch	ist	le	zei	müs-	die	hen-	ner	gen	ihn	selbst	ihr	der	[illegible]
nicht	ge-	zu	um-	ch-	[illegible]	dem	nich-	sen	die	gen	ent-	fan-	[illegible]	kraft	voll-	rung	ruft	dan-	[illegible]
be-	flos-	ist	ma-	den	den	hier	[illegible]	li-	stadt	stu-	geist	schafft	gen	ter	an	si-	bil-	wie	er
gen	zu	ken-	ne	lich-	dass	ent-	brie-	kerl	wir	wick-	sen	dich	ent-	er-	ge-	her	laut	leicht	[illegible]
nen	wi-	rüh-	fin-	ver-	das	geist	hin-	hier	pa-	den	fen	ihr	[illegible]	gal-	[illegible]	[illegible]	[illegible]	er	[illegible]
nen	nicht	soll	ter	[illegible]	jetzt	gen	ten	doch	hier	[illegible]	le	gas-	[illegible]	[illegible]	fas-	da	[illegible]	ist	[illegible]
ge-	wie	ih-	chen	er	[illegible]	auf	vom	die	gen	das	ver-	dort	ihn	die	frei-	sen	und	[illegible]	[illegible]
wir	ter-	auf	ein	[illegible]	tig	stam-	me-	mär-	chen	thü-	hüpft	auf-	greift	sen	re	si-	[illegible]	war-	er
[illegible]	[illegible]	und	un-	dem	ne	chen	[illegible]	die	ben	we	auf	[illegible]	er	geist	krie-	ge-	ch-	der	[illegible]
be-	noch	merkt	mit	aus	in	der-	me	lo-	re	hört	ge-	den	sei-	er	re	[illegible]	ge	dem	da
so-	den	ne	zehn	sa-	dem	klä-	al-	zau-	nen	und	[illegible]	aus	ein	gen	[illegible]	dir	une-	[illegible]	wer
[illegible]	gen	gleich	ten	und	den	men-	wan-	nun	zu-	her-	dam-	sie	[illegible]	dort	[illegible]	dort	den	schei-	[illegible]
durch	[illegible]	die	chen	mal	ge	buch	ber-	le	se	geist	den	in	geist	klein-	dich	ge-	rei-	le-	zu
chel	dort-	und	den-	nach	ge	le-	der	gen	wird	ver-	zen	soll	han-	da	lo-	[illegible]	ge-	or-	re
wie	[illegible]	la-	hun-	[illegible]	ver-	[illegible]	ral	die-	gott	gut	er	her	nes	ver-	die	ein	[illegible]	sich	[illegible]
tau-	ihn	ker-	bren-	lich	wie	haus	ben	herr	[illegible]	[illegible]	ihn	nen	drauf	auf	[illegible]	[illegible]	[illegible]	ins	den
er-	nen	mar-	[illegible]	aus	tet	[illegible]	sol-	ten	den	sie-	ten	[illegible]	[illegible]	er	und	[illegible]	da-	die	la-
tern	send	dem	nich-	sie	auf	E	schnell	ge	da-	letz-	holz-	zum	D	dort	sal-	führt	[illegible]	geist	[illegible]

Silbenrätsel.

In jeder Oper findest du
Unzweifelhaft das Rätselwort;
Ein Operntitel wird's sofort,
Nimmst du ein Zeichen noch hinzu.

Auflösungen zu Heft 9, S. 341.

Kapselrätsel: 1) war es = Ares. 2) Verräter, Ich = Erich. 3) wie mir's = Emir. 4) der Zorn = Erz; frohe Mut = Emu. 5) kein Kampf = Inka. 6) welch einen = Heine.

Skat-Aufgabe: Wenn das Spiel verloren gehen soll, müssen Treff-Aß und König im Skat liegen. Zunächst spielt Vorhand dreimal Treff und Hinterhand wirft dreimal Coeur ab. Dann zieht Vorhand Coeur-Sieben und Mittelhand fällt auch Coeur-Acht.

Fremdsprachliche Aufgabe: Des ennemis de tous côtés.

Dechiffrier-Aufgabe: Im wunderschönen Monat Mai, — Als alle Knospen sprangen, — Da ist in meinem Herzen — Die Liebe aufgegangen. — — Im wunderschönen Monat Mai, — Als alle Vögel sangen, — Da hab' ich ihr gestanden — Mein Sehnen und Verlangen.

Rebus: Als Tante Anna durch die Pforte links hineinging, sprang Emma fort durch die andere Pforte. Drauf sagte Tante Anna zu Eberhard: Warum ist Emma fortgelaufen? Ich weiß nicht, Tante, antwortete er. Doch in kurzem kam Emma mit munterer Miene hinein; sie brachte Thee für Tante Anna mit.

Verantwortl. Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Die Kunst zu reisen.

Von

Karl Braun-Wiesbaden.

I.

Ich habe schon wiederholt den Vorsatz gefaßt, eine Geschichte der Kunst des Reisens zu schreiben.

Ein solches Buch würde von großem Nutzen sein. Dem jetzt lebenden Geschlechte der Menschen würde es zum Trost und zur Freude gereichen. Wir würden überhaupt weit zufriedener sein, wenn wir uns besser dessen bewußt würden, welche außerordentliche Vorzüge wir vor unseren Vorfahren genießen, und wie wir dieselben doch wieder jenen Vorfahren verdanken, wie wir sie verdanken dem Fortschreiten der Wissenschaften und der Künste, der Erfindungen und der Entdeckungen, der Kultur und der Sitte. Auf einem Gebiete aber kann man diesen Kulturfortschritt handgreiflicher nachweisen als auf dem der Reisen.

Ich will hier nicht von „den Alten" sprechen, d. h. von den Griechen und Römern, sondern nur von der Zeit vor dreihundert Jahren. Jetzt hat es auch der bescheidenste Tourist bequemer und besser, als in jener Zeit ein Kurfürst des heiligen römischen Reiches. Heute kann auch der mächtigste Herrscher Europas auf der Eisenbahn nicht viel schneller vorwärts kommen, als jeder beliebige Schneidergeselle; und doch seufzt der letztere ohne Unterlaß „nach einem menschenwürdigen Dasein". Kurz, das Reisen ist für alle ohne Unterschied des Standes und Vermögens sicherer und angenehmer, bequemer und billiger, schneller und fruchtbringender geworden. Ich möchte sagen: es ist demokratisiert, d. h. einem jeden aus dem Volke zugänglich gemacht worden. Heutzutage reisen so zu sagen alle, während früher nur die Vornehmsten, die Mächtigsten und die Reichsten reisten und solche, welche specielle Zwecke verfolgten. Heute reist man um des Reisens willen. Vor achtzig Jahren verzehrte sich ein Schiller in Sehnsucht, die Schweiz zu bereisen, jenes Land, das er, ohne es jemals erblickt zu haben, schöner besungen, als irgend einer. Heutzutage sind wir alle in den Alpen gewesen und sind doch wahrhaftig keine Schiller!

Ein solcher Vergleich also zwischen Sonst und Jetzt, was würde er nicht Tröstliches haben für alle Touristen, die da verregnet, eingeschneit, verschlagen, mühselig oder beladen sind, oder sich dafür halten! Ein solches Büchlein, aus der Reisetasche gezogen, würde die „blue devils" verbannen und den Mißmut beschwören.

Aber leider habe ich es noch nicht geschrieben. Es ging auch mir nach dem Sprichwort „der Weg zur Hölle sei mit guten Vorsätzen gepflastert". Ich habe so viel Material für „die Geschichte der Kunst zu reisen" gesammelt, daß es mir über den Kopf gewachsen, und da ist denn vorerst nichts daraus geworden.

Indessen habe ich bei einem italienischen Klassiker gelesen: „Will ein Schriftsteller den Lesern gefallen, so muß er alles wissen, aber er darf nicht alles sagen, wenigstens nicht alles auf einmal."

Diesem Rat will ich folgen, indem ich aus meinen reichen Vorräten eine kleine Probe mitteile. Sie beschränkt sich auf das Reisen der Deutschen während der letzten drei Jahrhunderte. Beginnen wir mit der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, — der Zeit unmittelbar nach dem unseligen dreißigjährigen Kriege.

Ich habe ein kleines, dickes, schwarzes Büchlein vor mir liegen, das folgenden — nach der Sitte der Zeit etwas weitläufigen und verschnörkelten — Titel führt:

„Martini Zeilleri Fidus Achates oder Getreuer Reis-Gefert, welcher seinen Reisgesellen nicht allein, zum Theil aus eigner Erfahrung, zum Theil aber aus Anderer Schriften und Berichten, die Meilen und Weite der Orte

von einander; desgleichen wie und wo sie gelegen: sondern auch bei Vielen, was vornemlich dorten zu sehen, und wem solche um das Jahr Christi 1653 gehörig gewesen, anzeigen thut. Zusammt einem kurzen Bedenken, wie etwan die Reisen wohl und nützlich anzustellen sein mögen. Jetzt zum andern Male gedruckt: zuvor aber vom Autore wieder durchgegangen und verbeßert. Im Verlag Georg Wildeisens in Ulm, 1675."

Das Buch führt seinen Namen von Achates, dem treuen Reisegefährten des Helden Aeneas. Die Geschichten der griechischen Götter, Halbgötter und Helden waren damals in jedermanns Munde; oder wenigstens im Munde derjenigen, welche reisten. Es war ein Niederschlag aus der klassisch gebildeten Renaissancezeit.

Heutzutage würde die große Mehrzahl unserer Touristen und Vergnügungsreisenden, wenn man sie plötzlich mit der Frage überfiele: „Wer war der treue Achates?", es ohne Zweifel nicht wissen. Aber heute reisen auch zwanzig und dreißigmal mehr Menschen wie damals. Warum die Zahl so gewachsen, werde ich später erörtern.

Der „treue Reis-Gefert" bietet im übrigen wenig. Er ist kein Bädecker, sondern eigentlich nur ein Meilenzeiger oder ein Kursbuch (versteht sich ohne Eisenbahnen!). Die Beschreibung der Städte und der Landschaften ist dürftig und nicht immer ganz richtig. Als Hauptquartiere und Centralpunkte, von wo aus gereist wird, finden wir hier die freien Reichsstädte behandelt, namentlich Augsburg, Basel, Bremen, Frankfurt a. M., Nürnberg, Straßburg und Ulm. Daneben noch Berlin, Breslau, Graz, Leipzig, Wien, Wittenberg, Würzburg und Braunschweig.

Das Interessanteste in dem Büchlein ist die Einleitung oder allgemeine Teil, betitelt „Bedenken von Anstellung der Reisen". Er behandelt folgende Punkte:

1) Wie man sich zu Reisen vorzubereiten;
2) hernach auf solchen zu verhalten;
3) was in Besichtigung der Länder und Oerter zu beobachten; und
4) wie die Zurück-Reis anzustellen und wie man darauf in seinem wieder erreichten Vaterlande sich zu erzeigen habe.

Zu Punkt 1 gibt der Verfasser u. a. folgende Ratschläge:

„Es thut wohl, wenn Einer etwas Kochen gelernt hat, etliche geringe Speis, als eine Suppen zu machen, Eier, Fisch, Fleisch u. dgl. zu sieden, auf daß, wenn er in eine schlechte Herberge kommt, wo er des Kochens unkundige Leute antrifft, er selber zur Küche sehen möge und sich nicht durch übel zubereitete Speisen eine Krankheit an den Hals essen möge.

„Item, zu dem Ende, und auf daß Einer bei vornehmen Leuten einen desto keckeren Zutritt haben möge, ist es rathsam, daß er sich ein geschmeidiges Stand-Büchlein (Stammbuch) machen und darin nicht etwa Allewelt, sondern nur vornehme Leute, insonderheit solche Personen seines Vaterlandes sich einschreiben lasse, die auch anderswo berühmt und bekannt sind, und welches er aller Orten und auch bei Leuten unterschiedlicher Religion vorweisen darf.

„Deßwegen soll er dann auch Fürsorge tragen, daß nicht anstößige und ärgerliche Sachen hinein gemalet und geschrieben werden.

„Von Fahrnuß (d. i. beweglichem Gut) soll Einer nur das mit sich nehmen, so er hoch von Nöthen hat, weil sonst die Menge Sachen dem Reisenden hinderlich ist, und den Räubern Anleitung giebt, ihm nachzustellen. Er soll sich auch nicht mit Büchern beladen, außer einem Gebet- und Gesang-Büchlein; dagegen soll er etliche Bogen weiß Papier sammt ein Paar Federn, Dinten-Fäßlein und Streusand, auch ein klein Feuerzeug, Nadel, Faden, Klöblein mitnehmen — auch Schlößlein, etwan an einer übel verwahreten Thür eines Zimmers anzumachen.

„Es soll ein Wandersmann auch drei oder vier saubere Leib- oder Unterhemden und so viel Ueberschläg oder Krägen, ein Oberhemd, etliche Schneuz- und Handtüchlein, auch eins, zwei Haupt-Tücher, etliche Ober- und Unterstrümpfe, Socken, Schlafhosen, Schlafhauben, Handschuh, ein übriges Paar Schuh und ein Paar Pantoffel, Alles in einem wohl verschlossenen Kuffert, Reis-Trühlein, Ranzen, Felleisen oder Vellis, mitzunehmen nicht vergessen. Und sollen die Schuh etliche Tage vor der Abreise getragen, auch selbige mit einem zarten Tuch oder Filz unterlegt werden, damit man sanfter gehe. In kothigen Wegen dagegen und im Regenwetter dienen am Beßten Pfund-Sohlen. Wenn die Schuh nicht von Corduan, sondern von gemeinem Leder gemacht sind, so sollen dieselben oft geschmiert werden. Sind die Füß von engen Schuhen und Stiefeln verletzt, dann dienet dafür Zwiebelsaft. Es kann auch nicht

schaden, für den Nothfall ein Niderwatt oder Badschürze sammt ettlichen Ader-Laß-Fiselein oder Schröpfköpfen bei sich zu haben.

„Wer zu Wagen oder zu Schiffe reist, der thut gut, einen Bett-Rock oder dergleichen und einen Schlafpelz mitzunehmen. Die aber reiten, die müssen sich mit Reitstiefel und Sporen versehen, wiewohl man mit Letzteren nicht überall passiren darf.

„Zu Loretto im Lande Italia, ehe man in die Kirchen geht, desgleichen in Frankreich in den Parlaments- und Gerichts-Häusern muß man die Sporen ablegen. Item hat man nöthig eines guten Degens und Rohres (Schießgewehrs); übrigens ist es nicht aller Orten erlaubt, Pistolen, Stilette und Dolche zu führen; und müssen auch die Röhren oder Büchsen zuweilen aus einander geschraubt und entschloßt werden. Item bedarfs eines guten Steckens, namentlich für die, welche zu Fuß gehn, sowohl wider die Hunde, als auch wenn man über einen Graben zu springen oder einen hohen Berg zu besteigen hat. Einen Hund mitzunehmen, ist aber nicht rathsam. Von anderen Sachen mag Einer bei sich haben, ein Perspectiv oder Fernrohr, — item Augen-Brillen wider den Staub, — einen Spiegel, — Kreide, — Wachs-Kerzen oder - Stöcklein, — Räucher-Kerzen, — ein Petschaft, so aber wohl zu verwahren, — ein Messer sammt einem Gäbelein, — einen Kamm oder Striegel, — einen Eßlöffel, — einen Ohrlöffel, — einen Zahn-Stürer (Stocher), — einen Compaß — einen Sonnen-Weiser, — ein Sand-Uehrlein, — auch einen Quadranten oder dergleichen.

„Item, etwas von Gewürz, eingemachten Sachen, Pulvern, Wassern, Hirsch-Unschlitt (Talg), Wachs-Zellein, gemeinem Zucker, Rosenzucker, Säftlein, Pillen und etzlichen anderen Arzneien, namentlich wider das Schweißen aus der Nasen (Nasenbluten), den Durchfall und die Verstopfung des Leibes, das Harn-Winden, das Sodbrennen, wider den „Wolf" vom Reiten, Blasen an den Füßen, Erbrechen auf See, Pest, Gift, böse Luft (Malaria) Kopfweh, Bräune, Schlagen, Scorpionen und wüthende Hundsbisse, die Wanzen und die Läuse und Schrunden an den Lefftzen (Schurf an den Lippen), sowie gegen andere Zustände mehr.

„Zuvorderst aber soll ein Jeder, ehe er abreist, sich mit Gott versöhnen und den himmlischen Zehrpfennig zu sich nehmen, auch danach all seine irdischen Schulden bezahlen. Und so er seines eigenen Rechts ist und solches zu thun Macht hat, sein Testament zuvor aufrichten, dieweil man oft wohl ausreiset, aber nicht immer wieder heim kommt. Daher man auch von allen Anverwandten, guten Bekannten, Freunden und Gutthätern Urlaub nehmen und sie bittlich ersuchen soll, Einen in ihr Gebet einzuschließen und in gutem Gedächtnis zu erhalten. Auch soll man einen Tag oder zwei vor der Abreise eine Valet- oder Abschieds-Gasterei veranstalten und dazu die Befreundten einladen."

So weit der „Fidus Achates" über das, was vor der Abreise zu geschehen habe.

Wir sehen daraus vor allem, wie beschwerlich es damals war, auf Reisen zu gehen; und das allein erklärt uns schon zum Teil, warum damals so wenig gereist ward. Es waren Vorkehrungen zu treffen, welche heutzutage nicht mehr von nöten, — Vorkehrungen gegen Spitzbuben und Räuber, gegen wilde Tiere und wilde Menschen, gegen Bären und Wölfe, gegen Gefahren für Leben und Gesundheit. Jedermann mußte sich selbst, und zunächst in seiner eignen Person, seine bewaffnete Macht stellen, während wir heute das dem Staat überlassen und dafür unseren Beitrag zum Militärbudget bezahlen. Jedermann mußte ferner auch sein eigner Koch sein, sein eigner Arzt und sein eigner Apotheker. Man nahm herzlich wenig Leibwäsche mit auf die Reise, aber sehr viel Haus- und Küchengerätschaften und noch mehr Arzneien und Hausmittelchen gegen eine Menge von Krankheiten und Beschwerden. Zu diesen Not- und Hilfsmitteln schütteln ohne Zweifel unsere heutigen Aerzte etwas bedenklich die Köpfe. Wer würde wohl heutzutage für eine Reise, und wenn sie auch über den Atlantischen Ocean ginge, das Mitnehmen eines Aderlaßschnappers oder gar einer Anzahl von Schröpfköpfen für nötig erachten? Damals aber war das Blutentziehen noch Mode. Wir finden es auch später noch bei Gilblas und bei Molière, und selbst im neunzehnten Jahrhundert ist es bei manchen romanischen Völkern lebhaft im Schwange. Soll ja doch das vorzeitige Ende des großen Staatsmanns Camillo Cavour, nach der Ansicht deutscher Aerzte, zurückzuführen sein auf unzeitige Aderlässe, welche die Italiener indiziert fanden.

Wie groß muß das „Reise-Trühlein" oder der „Kuffert" gewesen sein, worin alles das Platz finden konnte? Heutzutage, wenn wir unter-

wegs einen Reisekoffer erblicken, der uns in Größe und Gestalt an die Arche Noah erinnert, so sind wir geneigt, darin vor allem Damentoiletten zu vermuten — also Luxus- und Vergnügungsgegenstände, nicht Notbehelfe für die Misere des Lebens und Reisens. Damals reisten noch nicht so viel Damen, wie heute. Das Kontingent, welches damals das weibliche Geschlecht zu dem reisenden Publikum stellte, war außerordentlich klein. Es bestand im wesentlichen nur aus hochfürstlichen Damen und deren Begleitung; und auch diese reisten nur unter außerordentlichen Umständen und unter noch außerordentlicheren Vorkehrungen. Deshalb ist denn auch bei den Autoren, welche damals beflissen sind, ihre Zeitgenossen die „Kunst des Reisens" zu lehren, immer nur die Rede von Jünglingen und Männern, aber niemals von reisenden Frauen oder Mädchen.

Was aber den alten Ausdruck „Kuffert" — heutzutage sagen wir Koffer — anlangt, so kommt dadurch noch nachträglich Papa Wrangel zur Anerkennung und Ehren. Dieser berühmte Feldmarschall und Reitergeneral gab nämlich eines Tages in einer Berliner Gesellschaft ein Rätsel auf, das niemand zu raten vermochte.

„Es sind zwei Silben," sagte er, „die erste steht in einem Bauernstall und gibt Milch; die zweite aber steht in meinem Stall, und ik reite auf ihr; das Ganze aber habe ik nötig, wenn ik verreise".

Die erste war „Kuh", das zweite war „Pferd" (Fert); und das Ganze war „Kuhfert".

Papa Wrangel, obwohl ein großer Krieger vor dem Herrn, hat wohl auch nicht so viel Sporen, Degen und Schußwaffen mitgenommen, wenn er sich auf die Eisenbahn setzte. Obgleich fromm, auch wohl schwerlich ein geistlich Büchlein, um daraus zu beten und zu singen während der Reise.

Damals aber, 1652, nahm man stets eine geistliche „Weg-Zehrung" mit und ließ ein Testament zu Hause. Wer das nicht that, der würde für einen schlechten Christen und einen noch schlechteren Familienvater und Haushalter gegolten haben.

So viel über die Vorbereitungen zur Reise.

II.

Wenn wir nun unserem getreuen Achates weiter folgen, so kommen wir zu dem zweiten Punkte, nämlich wie man sich unterwegs zu verhalten habe; darüber erhalten wir folgende Lehren der Weisheit und Tugend:

„Die ersten Tage soll man gemach thun, während der mittleren Tage mag man eine Gleichheit einhalten, am Ende aber auch wieder fein sachte reisen.

„Abends soll man stets, absonderlich aber bei trübem Wetter, zeitlich nach der Herberge trachten. Nachtreisen aber soll man, so viel man kann, meiden und zwar wegen allerhand Ungelegenheiten und wegen der Irrwische oder Nacht-Lichtelein, die manchen verführet; in den Wäldern aber soll man wegen der wilden Thiere, Räuber und Gespenster niemals übernachten. Bei großer Hitze ist über Mittag zu ruhen. Nachtkälte ist zu meiden. Bei einreißender Kälte pflegen Einige etliche Hemben anzulegen und die Füße mit Branntwein zu waschen, der auch, mit Gewürze getrunken, den ganzen Leib erwärmt, wiewohl man damit vorsichtig umzugehen hat. Andere thun Sauborsten oder warme Kleie in die Schuh oder Stiefel. Auch Muscat-Nuß, Ingwer, Calmus, Knoblauch und Nuß — vornemlich die beiden Letzteren und zwar in Fleischbrühe zerstoßen — werden sonderlich angepriesen wider die Kälte. Ein Sälblein von Nessel und Oel mit ein wenig Salz behütet ebenfalls die damit angestrichenen Glieder vor grimmiger Kälte und dienet wider die Kälte-Geschwüre.

„Einige streuen auch darauf die Asche von einem verbrannten Hasenbalg. Andere legen eine gebratene Rübe oder einen desgleichen Apfel darauf. Einige schmieren die Glieder mit Schweins-Gallen, Andere brauchen andere Mittel.

„Zu Mittag pfleget man, wegen der noch bevorstehenden Bewegung weniger, als auf die Nacht, zu essen, überhaupt aber auf Reisen mäßig zu leben, um sich so allgemach an die fremden Speisen und Getränke und sonst allerlei Ungemach, so Einem begegnet, zu gewöhnen.

„An Sonn- und an vornehmen Feiertagen soll man still liegen. Wann aber die Noth oder die Gefährten dennoch das Reisen erfordern, dann soll Einer unterwegs der göttlichen Sachen denken, davon mit seiner Gesellschaft reden und auch, dafern es die Gelegenheit zuläßt, andächtig singen.

„Wenn es schneit, regnet oder starke Winde gehen, soll der Wandersmann, besonders dann,

wann er kein Dorf oder keine Stadt in der Nähe weiß, sich nicht leichtlich auf den Weg machen.

„Auch soll er überhaupt nie sich unter Haselstauden niedersetzen, oder gar schlafen, dieweil deren Schatten dem Kopf schädlich sein soll. Und hat sich auch insgemein ein Reisender vor dem Schlafe auf den Wiesen, in dem Gras und in dem frischen Heu und in den Wäldern zu hüten; u. A. auch schon deßwegen, weil er durch das Ungeziefer leichtlich vergiftet werden oder ihm dasselbe, wie schon vorgekommen, in den Hals kriechen könnte. Desgleichen ist der Schlaf auf dem Weg in großer Kälte zu fliehen, da er zwar wohlthut, aber zuweilen auch den ewigen Schlaf verursacht.

„Vor den Hunden hat sich ein Reisender wohl vorzusehen. Wann ihm aber Wölfe oder Bären nachfolgen, dann soll er einen Zündstrick, eine Binde, einen Gürtel, ein Wamms oder einen Stecken nach sich ziehen, oder ein Geräusch mit seinem Degen oder mit zwei Kieselsteinen machen, oder zur Winterszeit über ein zugefrorenes Wasser gehen. Dann werden die Bestien von der Verfolgung abstehn, dieweilen sie sich vor dem Eis und dem Feuer fürchten. Oder er soll in Gegenwart des Bären sich auf die Erde legen und den Athem, als wenn er todt wäre, stark an sich halten.

„Wenn der Reisende erhitzt ist, soll er nicht alsbald seine Kleider aufmachen, oder in die Zugluft oder an einen kühlen Ort gehen, sondern den Schweis mit einem Tüchlein abwischen und ein anders Hemd anziehen. Auch ist es rathsam, daß man in der Hitze nicht viel spreche, damit der Durst nicht verursachet werde und man deßwegen etwa einen jähen, starken und kalten Trunk zu sich nehme, oder wohl gar aus einem trüben und ungesunden Wasser und damit auch Froschlaich trinke, oder einen Kropf bekomme, wie dergleichen bös Wasser in Kärnten, Obersteyer, Salzburg, Savoja und anderswo anzutreffen ist. Viele thun auch, bevor sie trinken, einen Knoblauch oder etwas Theriak in das Wasser.

„In fremden Landen gebührt es sich, daß man andern, sonderlich vornehmen Leuten aus dem Wege weiche, oder wohl gar von dem Pferde und aus dem Wagen steige und ihnen die nöthige Ehre anthue, was denn namentlich insonderheit in Polen und Litauen so zu halten.

„In Italia, Frankreich und anderen Ländern, da man an der Grenze nachzufragen pfleget, ob man keine Sachen bei sich habe, welche aus dem Lande auszuführen verboten, oder wovon Zoll zu entrichten, überreichen viele in einem zusammengelegten Papier, so auswendig aussieht als wenn es ein Paß wäre, der Wache etwas an Geld dar; und können alsdann dadurch die Gehenden und Reitenden gemeiniglich unaufgehalten und ohne Untersuchung weiter reisen. Andere Reisende, wenn sie ein Uehrlein, Ring, Ketten oder dergleichen bei sich haben, so hängen sie es an den Leib und stecken die Ring an die Finger. Denn was man an den Leib gebunden findet, muß man passiren lassen. Was aber in dem Felleisen oder in den Hosensäcken erhascht wird, das muß den Zoll bezahlen, und man schätzt es da oft sogar höher, als es sonsten werth war. Am Beßten aber ist es, überhaupt nichts dergleichen bei sich zu führen.

„An manchen Orten muß man auch von einem neuen Paar Schuh Zoll geben. Oder gar jeder Mensch von seinem eigenen Leibe, ob er gleich nicht einmal über eine Brücke kommt.

„Deßwegen man denn sich überhaupt in kein Gespräch einlassen solle, dieweilen man sich im Reden gar leicht vergreifen oder verthun mag, und dann um Alles, so man bei sich hat, drum kommen, oder gar auf die Galeeren gerathen kann.“

Nun folget, was man in Obacht zu nehmen hat, wenn man etwa Krätze, Filz- und andere Läuse — mit Respekt zu vermelden — auf der Reise und sonderlich in den Betten bekommt und sich davon reinigen will. Ich will die Not-, Hilfs- und Heilmittel hier weglassen; sie sind zum Teil ebenso unappetitlich, wie die Krankheiten. Es folgt dann noch eine bewegliche Darstellung, wie man auch noch anderweitig durch Bett- und Trinkgeschirr und auf gewissen Gemächern, wann solche nicht sauber, verunreinigt werden kann, und worauf man hierbei noch besonders zu achten. Wird hier als ebenfalls nicht sehr appetitlich mit Stillschweigen übergangen.

„Die Thür der Schlafkammer, sonderlich wenn man allein lieget, muß wohl in Acht genommen und etwa eine Bank oder dergleichen davor gesetzet werden. Auch soll man nicht leichtlich vergessen: erstlich des Degens (solcher ist neben das Bette zu legen); zweitens des Feuerzeugs; drittens und eigentlich zuvorderst des Gebetes — wann man sich niederlegt und ehe man einschläft.

„Auch soll der Reisende, so es in seinem Vermögen steht, dem Gesinde in dem Hause, da er

logieret, etwas verehren und nicht nur Morgens, sondern auch Mittags einen freundlichen und ehrbaren Abschied nehmen. Denn durch dergleichen Höflich- und Freundlichkeit, auch durch Geschenk und Gaben (Trinkgeld) kann Einer mancher Widerwärtigkeit oftmals zuvorkommen."

Soweit also der „Treue Reise-Gefährte" von 1652.

Vor allem sehen wir, daß er seinen Zeitgenossen jene Methode empfiehlt, welche wir heutzutage nur noch kennen aus dem schönen Marschliede:

„Immer langsam voran, immer langsam voran,
Daß der Krähwinkler Landsturm nachkommen kann."

Die ersten Tage soll man gemach thun, die letzten wieder sachte reisen und in der Mitte „eine Gleichheit einhalten", d. h. keinen Tag mehr eilen, als den andern.

Solche gute Ratschläge erhalten wir in unserem schnell reisenden und schnell lebigen neunzehnten Jahrhundert nur noch ausnahmsweise. Ich will drei Orte erwähnen, wo diese Weltanschauung von 1652 auch 1883 noch vorherrscht.

In einigen einsamen Strecken der östlichen Alpen sagt uns auch heute noch der Bauer oder der Holzknecht, wenn er uns grüßt: „Geb'n's a Zeit!", d. h. nehmen Sie sich Zeit.

In einer Gegend von Holland, welche abseits des Weges liegt, sagte man mir auch immer, wenn ich ungeduldig wurde: „Maar zaachtjes aan", was seinem Inhalt nach mit dem oben citierten Marschliede des Krähwinkler Landsturms übereinstimmt.

Am häufigsten aber hörte ich die Vertröstung aus dem Munde von Türken, welchen der ungeduldige, zappelige, nervöse, ruhe- und rastlose „Franke" (d. h. der nicht-türkische europäische, oder richtiger westeuropäische Reisende) außerordentlich sonderbar vorkommt. Diese Vertröstung lautet: „Jawásch, Kusun, Jawásch!", auf deutsch: Geduld, mein Lämmchen, Geduld! Und diese Vertröstung ist nicht spöttisch, sondern aufrichtig und ehrlich gemeint. Der gemeine Türke meint's überhaupt ehrlich.

Es sind zwei große Heilige — oder wenn du lieber willst: zwei große Principien —, welche in der heutigen Türkei dem fränkischen Reisenden überall entgegentreten und erst dann, wenn er sich mit ihnen auf einem angemessenen Fuße zurecht gesetzt hat, wird es ihm in dem Lande einigermaßen behaglich. Das eine Princip heißt „Bakschisch", das andere „Jawásch".

„Bakschtisch" heißt Trinkgeld und nirgends spielt es eine größere Rolle, als in dem heutigen osmanischen Reiche. Man zeigte mir den Pascha von Adrianopel als eine außerordentliche Sehenswürdigkeit und Seltenheit, gleichsam wie einen weißen Elefanten. Er sei, so hieß es, der einzige Vali, der keine Trinkgelder, Bakschisch, nehme. Wenn es auch, was ich höchlichst bezweifle, dem Prof. von Jhering gelingen sollte, den Krieg gegen das Trinkgeld überall erfolgreich durchzufechten, so wird er doch Halt machen müssen vor der türkischen Grenze. Hier muß namentlich der Fremdling dieser geheiligten Sitte sich unbedingt unterwerfen.

Auch das „Jawásch!", die Vermahnung zur Geduld, soll der Fremdling beachten. Wenn er z. B. bei einem Türken, im Bazar oder sonstwo, etwas kaufen will, dann soll er nicht stehenden Fußes und mit eiligem Wesen unterhandeln, sondern der Einladung des höflichen Türken folgend, sich auf dessen Teppich oder Polster niederlassen und eine Tasse schwarzen Kaffee mit ihm trinken und einen Tschibuk mit ihm rauchen. Dann bekommt er den Teppich um die Hälfte. Denn der Türke sieht dann, daß er mit einem ruhigen und vernünftigen Menschen zu thun hat. Dem eilfertigen und ungeduldigen, hochfahrenden und unwissenden Gjaur dagegen das Doppelte abzunehmen, daraus macht er sich kein Gewissen.

Es lohnte wohl der Mühe zu untersuchen, auf welcher gemeinschaftlichen Grundlage diese Mahnung zum Sachtethun beruht, der wir in drei so grundverschiedenen Ländern, wie in der holländischen Niederung, den östreichischen Alpen und endlich bei den Türken, begegnen — sowie den Gegensatz festzustellen, in welchem sich jene ruheliebenden Länder zu den ohne Rast und stets mit Hast vorwärts eilenden Leuten von England und Nordamerika befinden, bei welchen das „Zeit ist Geld" als ein Glaubenssatz gilt und das „Go a head!" das Feldgeschrei bildet. Auch in Italien, wo mir vor dreißig Jahren immer das „Pazienza" in den Ohren klang — es bedeutet dasselbe wie das türkische „Jawásch" — hört man heute statt dessen das entschlossene „Andiamo!" — „Avanti!"

Doch ich kann dabei nicht länger verweilen. Kehren wir zurück zu unserem „Treuen Achates" und zu der Reisekunst, wie er sie vor zweihundert und dreißig Jahren gelehrt hat.

III.

Wenn wir uns die Reiseregeln von 1652 rekapitulieren und in Ruhe überlegen, so finden wir es begreiflich, daß damals nur wenig gereist ward. Und wenn wir uns vorstellen, daß heutzutage jemand so reisen wollte, wie er es Anno 1652 gelernt hat, so können wir kaum daran zweifeln, daß Allewelt einig darin wäre, in ihm einen großen und unheilbaren Narren zu erblicken. So sehr haben sich die Dinge seitdem geändert! Und noch mehr die Meinungen der Menschen über die Dinge. Das letztere ist beinahe noch wichtiger als das erstere. Denn der Philosoph Epictet sagt mit Recht: „Die Menschen werden nicht durch die Dinge, wie sie sind, sondern durch ihre Meinungen über die Dinge beeinflußt!"

Mit welchen wirklichen oder eingebildeten Gefahren sehen wir nicht den Touristen von 1652 umgeben?

In jedem Walde lauern seiner Räuber und Mörder. Auf der Wiese tanzen Irrwische um ihn her und suchen ihn in den Sumpf oder in den Abgrund zu locken. Er darf sich nicht einmal im Freien ausstrecken. Denn ringsum drohen giftige Kräuter und Tiere.

Wenn der „Treue Achates" den schönen Vers von Uhland gekannt hätte:

„In Gras und Kräutern lieg ich gern,
Wenn eine Flöte tönt von fern,
Und hoch am Himmel drüber hin
Die hellen Frühlingswolken ziehn",

so würde er ohne Zweifel den Dichter für einen außerordentlich leichtsinnigen, oder, wie man damals sich ausdrückte, „frivolen und temerären" Menschen gehalten haben.

Wie kann man sich so ohne weiteres in das Gras legen? Kann nicht eine Haselstaude in der nächsten Hecke stehen, und bist du nicht verloren, wenn dir deren Schatten auf das Haupt fällt? Sind da nicht überall giftige Tiere? Und wenn du gar einschläfst? Wie dann? Wird dir nicht ein Ungezieser in den offenen Mund, — von da in den Hals und dann weiter in das Innere kriechen, um sich daselbst häuslich niederzulassen? Oder wenn du dich gar von dem hellen Wiesenbächlein verführen läßt, einen Schluck Wasser zu nehmen, kannst du da nicht Froschlaich mittrinken, der dir deinen Bauch mit einer quackenden Froschfamilie bevölkert? Oder kannst du dir von diesem Wasser nicht einen häßlichen Kropf an den Hals trinken, den du mit dir herumschleppst zeitlebens?

Deshalb nimm dich in acht auf deinen Reisen. Zugluft ist schlimm. Kälte noch schlimmer. Deshalb sieh dich mit Hausmittelchen vor: Sauborsten sind gut. Warme Kleien noch besser. Die Asche von verbrannten Hasenfellen am besten. Auch Knoblauch ist heilsam sowohl gegen die Kälte, als gegen die Kröpfe.

Wenn wir aber gar das Verzeichnis aller der Salben und sonstigen Schmierakel lesen, welche wir mitnehmen und anwenden sollen wider Geschwüre und andere ekelhafte Dinge, welche man als auf Reisen schier unvermeidlich betrachtet, dann würden wir sagen: „Lieber zehnmal zu Hause bleiben, als unter solchen Umständen reisen!"

Uebrigens muß ich zu Gunsten des Knoblauch bemerken, daß man denselben auch heute noch bei den Völkern der Balkanhalbinsel als ein schätzbares Vorkehrungsmittel wider das Sumpffieber betrachtet. Meiner Meinung aber ist es besser, sich durch Knoblauch gegen diese „Hundekrankheit" zu schützen, als später mit Chinin, Arsenikauflösung und dgl. dagegen zu medizinieren. Denn diese letzteren Mittel verderben entsetzlich den Magen, so daß zuweilen die Arznei schlimmer ist, als die Krankheit. Ich habe in der Levante lustig Knoblauch gegessen und niemals an dem Fieber gelitten, selbst nicht in den Sümpfen von Amatowo, wo ich mich 1875 eine Zeitlang herumtrieb . . .

Und nun noch die Tiere und die Menschen bei dem „Treuen Achates" von 1652:

Da wimmelt es noch von Bären und Wölfen. Und mit welchen albernen Listen und Kniffen soll man sich ihrer erwehren! Heutzutage sind solche Bestien seltener in Europa (mit Ausnahme von Rußland); und wo sie noch existieren, sind sie klüger geworden, als sie 1652 waren. Wenigstens lassen sie sich 1883 nicht mehr mit so dummen Ränken und Schwänken bethören, wie angeblich 1652.

Und endlich die Menschen! Ein entsetzlicher Zustand, bei welchem man sich unterwegs, bei Meidung schwerer Gefahren, mit niemanden in ein Gespräch einlassen darf. Wozu geht man denn auf Reisen, als um mit den Menschen da draußen in der Welt zu plaudern und im Austausche von ihnen zu lernen? Und diese greuliche Zollwirtschaft von damals; und endlich für jeden harmlosen Reisenden, der irgend etwas

Dummes macht oder sagt — und das kann auf Reisen auch dem Klügsten passieren — als letzte Aussicht die Galeere! Da ist „Ausweisung“ doch besser.

In vielen Ländern war es damals nicht bloß Sitte, sondern sogar Gesetz, daß man besondere zeitraubende und herabwürdigende Huldigungen dem Vornehmen erweisen mußte, welchem man das Unglück hatte, auf der Heerstraße zu begegnen. Man mußte nicht nur mit Pferd oder Wagen weit ausweichen, sondern auch halten und absteigen, am Rande des Weges Aufstellung nehmen und so lange Verbeugungen machen, bis der hohe Herr vorübergefahren war. Erst wenn er außer Sicht war, durfte man wieder sein Pferd oder sein Fuhrwerk besteigen und mit dem Stoßseufzer „Procul a Jove, procul a fulmine“ machen, daß man fortkam. Diese Sitte herrschte nicht etwa bloß in Litauen und in Polen, sondern es bestand noch im vorigen Jahrhundert, unmittelbar vor der französischen Revolution, eine solche, mit der Androhung schwerer Strafen begleitete Vorschrift, auch in mehreren Staaten von Deutschland. Welches Vergnügen gewährte da doch das Reisen!

Auch im Hotel mußte man damals die unverschließbare Thüre des Schlafzimmers mit Klammern vernageln. Man durfte sich nicht anders niederlegen, als den blanken Degen neben sich, den Griff hart an der Hand.

Nur eine Institution hat auch damals so, wie heute, und in allen Jahrhunderten, auf Reisen gegolten, und das war — trotz Herrn von Jhering — das Trinkgeld!

Doch kehren wir — zum dritten- und letztenmal — wieder zurück zu unserem „Treuen Achates“.

Wir kommen nun zu seinem dritten Punkte, nämlich „was ein Reisender an denen Orten, wo er sich eine Zeitlang aufhält, zu thun hat.“

Hier stellt der Verfasser wieder sein „Standbuch“ (vulgo Stammbuch), wovon schon zu Punkt Eins die Rede gewesen, an die Spitze, indem er sagt:

„Es ist oben bereits erwähnt worden, wie es rathsam sei, daß der Reisende sich mit vornehmen Leuten bekannt mache und dieselben um ihre Handschrift, und da, wo es sich füglich schicket, auch um ihr Wappen in sein Standbüchlein selbst persönlich und gebührlich ersuchen und hernach Dasjenige, so er erfährt oder mit seinen eigenen Augen sieht, fleißig aufzeichnen. Auch soll er auf erlangte Vergünstigung mit einem erfahrenen Führer auf die höchsten Türme steigen, auch um die Orte und um die Mauern herum, innen und außen, herumspazieren und alles wohl in Acht nehmen.

„Ich sage jedoch ausdrücklich „auf erlangte Vergünstigung“ und muß dies betonen. Denn ohne eine solche kann man an vielen Orten in Leib- und Lebensgefahr oder gar auf die Galeeren kommen, namentlich wenn man den Festungen zu nahe kommt, oder davor stille stehet, oder gar Etwas auf das Papier zu werfen, oder in sein Schreibtäfelein zu verzeichnen sich vermessentlich unterstehet. Die Augen und die Füße müssen da, wiewohl unvermerkt, das Meiste thun.“ (Das soll wohl heißen, man muß sich das Bild einprägen und zum Zwecke der Feststellung der Entfernungen die Schritte zählen.)

Nun folgt eine außerordentlich wortreiche, umständliche und schnörkelhafte Anweisung, nach was sich der wißbegierige Reisende an den Orten, wo er sich längere Zeit aufhält, zu erkundigen habe. Nämlich nach allem und noch nach einigem anderen. Wer heutzutage eine solche Anweisung befolgte, der würde als ein fleischgewordenes Fragezeichen für alle Welt ein Gegenstand des Abscheues werden und sicherlich wenig oder gar nichts erfahren. Nur eine Vorschrift will ich, da sie charakteristisch ist, hier noch einschalten:

Der Reisende soll sich nämlich u. a. auch erkundigen „nach allerhand Unterweißen auf musikalischen Instrumenten und nach sonstigen Leuten, bei welchen man allerlei Sprachen, Gemüts- und Leibes-Uebungen um ein Billiges erlernen möge. Wie dann doch die Meisten darum ausreisen, daß sie nicht allein merkwürdige Sachen sehen, sondern auch allerhand gute Künste, Sprachen und Exercitien ergreifen und damit hernach ihrem Vaterland zu Fried- und Kriegszeiten mit Rat und That dienen können. Leider aber werden zum Oefteren Zeit und Unkosten übel angelegt, so daß die Leute bisweilen nichts als verderbte Sitten und Bettlerkrankheiten und dergleichen mit nach Hause bringen und sogar von der fremden Sprache, obwohl sie noch jung waren und eine geraume Zeit in der Fremde zugebracht haben, doch fast nichts oder nur gar wenig erlernen und sich damit entschuldigen wollen, das Erlernen der Sprache sei ihnen zu schwer, während doch die Ausländer, und namentlich die Franzosen es wohl leiden mögen, daß man

sie befrage, ob man im Reden und in der Aussprache nicht irre. Oder sie sagens Einem wohl auch von selber und aus freien Stücken; und wenn auch darüber Einer wohl auch ein wenig ausgelacht werden sollte, so darf er doch, weil er zu lernen begehrt, sich dessen nicht schämen, sondern muß desto fleißiger dahinter her sein und sich zu denen halten, so zierlich zu reden verstehen, auch hierzu historische und andere gute Bücher in selbiger Sprache fleißig studieren."

Das „Stammbuch" oder „Standbüchlein" des deutschen Touristen von 1652 wird seitens des „Treuen Achates" an verschiedenen Stellen mit solcher Wichtigkeit behandelt, daß ich der Vollständigkeit halber nicht umhin kann, diese ernsthafte Behandlung der Einrichtung durch eine scherzhafte zu ergänzen, die ich den Schriften des Saint-Evremont entnehme (Oeuvres mêlées, Amsterdam, 1705, tom. II, pag. 81 etsqq.). Dieser geistreiche französische „Philosoph", der in dem damaligen Frankreich so polizeiwidrige Einfälle hatte, daß er seine Person nach England und seine gesammelten Werke nach Holland flüchten mußte, hat uns in einem sehr ergötzlichen satirischen Kapitel (geschrieben gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts) geschildert, wie damals der gelehrte, solide, bürgerliche Deutsche zu reisen pflegte. Indem ich im übrigen auf das sehr lesenswerte Original verweise, setze ich hierher nur diejenige Stelle, welche von dem Stammbuche oder „Album amicorum" handelt. Sie lautet:

„Das Reisen ist eine in Deutschland gewöhnliche Sitte; wir reisen vom Großvater zum Vater und vom Vater zum Sohn, und nichts hält uns davon ab. Sobald wir die lateinische Sprache erlernt haben, bereiten wir uns auf das Reisen vor. Das erste, womit wir uns ausstatten, ist ein Itinerarium, welches uns über die Wege belehrt; das zweite ein kleines Buch, in welchem verzeichnet steht, was es in jedem Lande Merkwürdiges gibt. Falls unsere Reisenden Gelehrte sind, versehen sie sich, wenn sie von zu Hause weggehen, mit einem weißen, gut gebundenen Buch, welches man Album amicorum oder Stammbuch nennt, und versäumen es dann nicht, die Gelehrten aller Orte, an denen sie ihr Weg vorbeiführt, zu besuchen und ihnen besagtes Album vorzulegen, damit sie ihren Namen hineinschreiben, was diese gewöhnlich thun, indem sie noch einige sentenziöse Sätze oder irgend eine Bezeugung ihres Wohlwollens in irgend einer der vielen alten oder neuen Sprachen der Welt hinzufügen. Es gibt nichts, was wir nicht thun, um zu dieser Ehre zu gelangen; wir erwägen, daß es ein ebenso seltenes, wie belehrendes Ding ist, diese gelehrten Leute, die soviel in der Welt von sich reden machen, von Ansehen gekannt zu haben und ein Pröbchen ihrer Schrift zu besitzen. Ferner ist es uns eine sehr große Hilfe bei unseren Schmäußen: denn wenn alle gewöhnlichen Gesundheiten getrunken worden sind, nimmt man das Album amicorum zur Hand, und indem man die „großen Männer", welche die Güte hatten, ihren Namen einzuschreiben, Revue passieren läßt, trinkt man ihre Gesundheit".

So weit Saint-Evremont. Ich widerstehe nur schwer der Versuchung, auch den Rest seiner Satire hierher zu setzen. Denn es ist gerade jene deutsche Sucht, alles auf einmal sehen, erfahren und wissen zu wollen, die uns aus den Ratschlägen des Fidus Achates hervortritt, welche hier von dem witzigen Franzosen verspottet und in ihren Ausartungen sehr ergötzlich dargestellt wird.

Den vierten Punkt unseres deutschen Büchleins — nämlich über die Rückreise und das Verhalten nach derselben — kann ich mit Stillschweigen übergehen. Wir finden da nichts Brauchbares für unsere Parallele.

Wenden wir uns nun von der „Kunst zu reisen", wie sie im siebzehnten Jahrhundert, kurz nach dem dreißigjährigen Kriege, gelehrt wird, zu der Theorie und Praxis des achtzehnten Jahrhunderts.

IV.

Nicht ganz hundert Jahre nach dem ersten Erscheinen von Martin Zeillers „Getreuem Reisegefährten" hat Herr Julius Bernhard von Rohr ein Buch betitelt „Anleitung zur Klugheit" geschrieben, welches in Caput dreizehn handelt „Von der Klugheit, die man beim Reisen zu beobachten hat". Die Bücher von Rohr waren hoch geschätzt; und in der That sind sie die Produkte eines an Erfahrung und Kenntnissen reichen Geistes. Wenn man die „Klugheit" überhaupt aus Büchern lernen könnte, wären sie sehr zu empfehlen. Hier interessieren uns nur die guten Lehren über die Kunst des Reisens. Es sind deren an Hundert. Ich will hier nur diejenigen mitteilen,

welche charakteristisch sind und den damaligen Kulturzustand erkennen lassen. Und auch diese nur im Auszug. Denn in der Ausdrucksweise sind sie entsetzlich weitschweifig und ermüdend.

„Nimm jedenfalls von dem Orte," sagt Herr von Rohr, „wo du her bist, gute Empfehlungsschreiben mit, sie seien, an wen sie auch wollen. Am besten sind die Rekommandationen von vornehmen Kaufherren an berühmte Banquiers und renommierte Handelsleute; denn diese sind es, die dir auf Reisen am leichtesten aus der Not helfen. Auch sind zu gebrauchen: Schreiben der Minister an ihre Gesandten oder an die Minister des Hofes, wo du hingehst.

„Dann lasse dir die Oerter, wo du auf deiner Reise einkehren willst, von bekannten und gereisten Kaufleuten rekommandieren. Sie wissen am besten aus eigener Erfahrung, was gut und was schlimm ist. Jedoch mußt du dir immer auch die thatsächlichen Grundlagen ihrer Meinung mitteilen lassen. Denn sie urteilen nicht immer accurat; und die Meinung, gut oder bös, hängt von dem Unterschied des Gemüts ab.

„Vor allem, ehe du in fremde Länder reisest, siehe dir erst die vornehmsten Orte deines deutschen Vaterlandes an, und ziehe genaue Kundschaft ein von dessen Zustand. Denn wenn du den Fremdlingen, welche dich ohne Zweifel danach fragen, darüber gute Auskunft geben kannst, wirst du auch um so leichter etwas von ihnen erfahren. Zudem ist es ja lächerlich, daß man fremde Länder bereist, ohne sich in seinem eigenen ordentlich umgesehen zu haben; und doch geschieht dies leider von der Mehrzahl der reisenden Deutschen.

„Gehe an fremden Orten in einem schwarzen Kleid, wenn du Ursache hast zu ökonomisieren. Du kannst ja einen Trauerfall als Ausrede gebrauchen. Denn so kannst du in einem Anzug in alle Gesellschaften gehen, während du sonst mit Anzügen wechseln müßtest. In einem schwarzen Anzug kannst du dich auch ausgeben für was du willst. Neben dem schwarzen Anzug mußt du aber doch noch einen „verchamerirten" haben, damit du, wenn Galla ist, bei Hofe kannst erscheinen; denn da kann dir auch die Ausrede der Trauer nichts helfen.

„Vor der Reise mußt du dich erst gründlich auskurieren. Brauche Blutreinigungsmittel und dergleichen. Auch führe stets diejenigen Medikamente mit dir auf Reisen, so deiner Konstitution am meisten zuträglich.

„Auf der Post und sonst an öffentlichen Orten sage über vornehme und große Herren nie etwas Böses. Denn du weißt nicht, in welcher Gesellschaft du bist, und du könntest dich in große Gefahren begeben.

„Auch sage deinen Reisegefährten, bevor du sie genauer kennen gelernt hast, niemals, wo du logieren willst. Denn es gibt zuweilen Spitzbuben und andere böse Leute darunter, die dich dann aufsuchen, „um dir die Stadt zu zeigen", aber ihrer wahren Intention nach darauf aus sind, dich zu betrügen.

„Bei den Postillionen und Schiffsleuten spare kein Trinkgeld; denn sie können dir schätzbare Nachrichten geben, so du von anderen nicht erfährst, und in anderen Dingen wieder können sie dir schaden, wenn du zu karg bist. Willst du, daß die Postillione rasch drauf los fahren sollen, so glaube sicherlich, daß dazu die Versprechung eines guten Trinkgelds mehr ausrichtet, als die Bedrohung mit Schlägen, deren sich einige Passagiere zu bedienen pflegen.

„Trage auf der Reise zwar reinliche und propere, aber nicht „verchamerirte" Kleider. Denn in einem bordirten Rocke wirst du hin und wieder für einen Abenteurer gehalten, auch mußt du überall mehr bezahlen; und die Leute stellen dir nach, weil man dich für reich hält.

„Weder auf der Post, noch auf den holländischen Treckschuiten und sonstigen Schiffen lasse Etwas von deinem Geld oder von deinen Kostbarkeiten merken. Denn du kannst sonst leicht darum gebracht werden, vornehmlich zur Nachtzeit.

„Wenn du einen Wald passierst, so schlaf nicht, am wenigsten zur Nachtzeit. Erstens kannst du, wenn du im offenen Wagen schläfst, leichtlich durch die Aeste der Bäume geschädigt werden. Zweitens aber finden sich im Wald auch böse Bursche, die den Passagieren auflauern. Daher wache und halte dein Schießgewehr stets in guter Bereitschaft. Hast du mehrere geladene Gewehre bei dir, so laß auch zuweilen einen Schuß los, damit die Bursche merken, daß du munter bist und bereit dich zu wehren.

„Auf den holländischen Treckschuiten aber nimm dich in acht, daß du dich nur nicht mit jemanden in ein Spiel einlassest. Denn du wirst sonst leicht um das Deinige gebracht werden.

„Auch familiarisiere dich nicht, namentlich auch auf den Posten, mit dem Frauenzimmer, absonderlich wenn es hübsch und noch jung ist;



denn solche pflegen dann oft zu prätendiren, daß man sie frei halten solle.

„In den Gasthöfen mußt du vorher mit dem Wirthe accordieren, was er für Essen, Trinken, Wohnung, Bedienung u. s. w. haben wolle. Denn wo du dieses unterlässest, hängst du von seiner Diskretion ab.

„Auch bezahle da jeglichen Tag gleich, was du verzehret. Denn dann können dich die Wirte nicht so sehr bedrängen. Auch kannst du dir besser für deinen Beutel einen Ueberschlag machen, als wenn dir die Rechnung des Wirts unbekannt bleibt und du auf dein Konto losspeißest.

„Nimm auch nicht an fremden Orten, absonderlich in großen Städten, Quartier in solchen Gasthöfen, so in engen kleinen Gäßchen gelegen, denn man kann öfters in dergleichen Häusern in Gefahr von Leib und Leben geraten.

„Hab auch allezeit ein gut Feuerzeug bei dir und laß auch Baumöl brennen die ganze Nacht durch; das kann dir öfters, unter besonderen Umständen, sehr nützlich sein.

„Des Nachts verriegele deine Thüren inwendig; oder so man sie nicht verriegeln kann, kaufe dir eine Vorrichtung, damit du sie von innen verwahren und zumachen mögest.

„Sonst aber sei gegen den Wirt und seine Leute stets höflich und complaisant. Denn wo du grob bist und schimpfest, steckts mancher wohl ein, du kannst aber sicher glauben, die Schimpfworte kommen mit in die Rechnung und du mußt sie teuer bezahlen.

„Lege dich in dem Wirtshaus in kein Bette, wenn es nicht zuvor weiß überzogen und führe allezeit ein Paar leinene Unterkleider bei dir, die du anziehen mußt, daferne du nicht öfters große Inkommoditäten willst haben.

„Festungen und sonstige Fortifikationen aber betrachte dir niemals, oder nur mit specieller Erlaubnis. Denn du kannst sonst leicht in Unglück geraten und für einen Spion gehalten werden.

„In großen Städten gehe in kein Haus, und sonderlich in engen Gäßchen oder zu Abend, wenn du nicht vorher darüber gewiß bist, wer darin logiert. Es sind viele in Hamburg, Amsterdam und in anderen Orten aus Unterlassung dieser Regel um Leib und Leben gekommen oder zu Matrosen gepreßt worden.

„Wo gefährliche Oerter sind, als Berge, Fähren, böse Brücken und dergleichen, laß den Postillion halten, steig ab und geh lieber zu Fuße.

„Wenn du dich bei Hofe willst umsehen, so melde dich bei dem Hofmarschall und laß dich, so du ein Kavalier bist, durch ihn oder durch einen anderen Hofkavalier der Herrschaft präsentieren. Auch untersuche die Neigungen der Herrschaft, wer der Mignon sei, welche Cliquen und Faktiones es bei Hofe gebe, welche die stärkste sei und wie sie einander kontrakarrieren. Erkundige dich auch, ob der Fürst bei seinen Bedienten (Beamten und Hofchargen) auf Meriten und Geschicklichkeit sieht, oder auf Reichtum, oder ob er nur diejenigen befördert, so Galants Hommes sind und einen ansehnlichen Staat machen können. Frage nach, wie der Fürst gegen seine Nachbarn gesinnt ist, ob er geneigt ist, die kleinen Staaten über den Haufen zu werfen, oder sie gegen andere zu beschützen; — wie er sich aufführe gegen seine Vettern und apanagirten Prinzen; — wie stark eines jeden Prinzen Apanage und ob sie ihm auch richtig zu Teil wird, und wie er sich benimmt gegen den Fürsten, von dem er politisch dependiret. Informire dich auch, ob der Fürst Maitressen und natürliche Kinder habe und wie er sich gegen dieselben erweise; ob er bei seiner Regierungsweise mehr auf Caprice und eigene Willkür oder mehr auf die Regeln des Rechts und der Ehrbarkeit sehe.

„Bei den Ministern erforsche, was ein jeder von ihnen für Grundsätze hege, welcher von ihnen Studia oder guten natürlichen Verstand, oder Beides zusammen, oder aber keins von beiden besitze. Auf welche Art jeder von ihnen zu seinem Amte gekommen, — ob durch Verdienste, welches gar selten zu geschehen pflegt, — oder ob durch Heirat, d. i. dadurch, daß er eines großen Mannes Tochter geheiratet, welche sonst sitzen geblieben wäre. Ob sie einem Minister, so damals viel gegolten, haben Geschenke geben müssen, — ob sie des Fürsten gewesene Maitresse geheiratet, — dem Fürsten Geld vorgeschossen und anstatt der Zinsen oder wohl auch gar statt des Kapitals, diese ansehnliche Charge erhalten, — oder mit einem Vornehmen des Hofes oder des Fürsten Maitresse befreundet waren oder durch Exspektanz dazu gelangten.

„Wenn du dieses alles erkundigt, wirst du vielfältigen Nutzen davon haben. Willst du an so einem Hofe dein Glück machen, so weißt du alsdann alle Ressorts und Kanäle, an wen du dich zu adressieren habest und an wen nicht, wie du dich bei dem einen oder dem anderen ein=

führen sollst und wie du dich rekommandieren könnst."

Soweit Herr von Rohr. Gestatte man mir nur noch ein kurzes Schlußwort.

V.

Das Reisehandbuch des Martin Zeiller ist einige Zeit nach dem dreißigjährigen, das des Julius Bernhard von Rohr einige Zeit vor dem siebenjährigen Kriege geschrieben. Glückliche Zeiten waren das wahrlich nicht für die Deutschen, weder die einen noch die anderen.

Aber wenn wir Rohrs Ratschläge mit denjenigen Zeillers vergleichen, so glauben wir doch in jenen die Spuren eines wirklichen Kulturfortschritts erblicken zu dürfen, der freilich ganz in den Schatten gestellt wird, wenn wir ihn mit dem zwischen Herrn von Rohrs Zeiten und den heutigen Tagen vergleichen.

Zu Rohrs Zeit zeigt sich schon ein gesteigertes Selbstbewußtsein des Deutschen. Der Reisende trägt zwar unterwegs ein bescheidenes Schwarz; allein dies schließt nicht aus, daß er für außergewöhnliche Fälle auch mit einem „bordierten Rock", mit einem „habit habillé" versehen ist. Unter allen Umständen ist er bereit, auch in groß Gala bei Hofe zu erscheinen und daselbst „sein Glück zu machen". Das letztere ist charakteristisch für das achtzehnte Jahrhundert, das man füglich die Aera der Glücksritter nennen könnte. Es trieb sich damals in Europa, namentlich aber an den fürstlichen Höfen, eine Menge von Leuten herum, welche, mit äußerlich glänzenden Gaben ausgerüstet, darauf aus waren, „ihr Glück zu machen", durch welche Mittel, das galt ihnen gleich. Ob es die Gunst der Damen war oder das Glück im Spiel, die Plus- und Projektenmacherei oder die Kabbala und andere geheimnisvolle Zauberkünste, Firnis klassischer Bildung oder Lug und Trug jeder Art, musikalische, künstlerische, dichterische Begabung oder das Geschick, den Lüsten und Schwachheiten der regierenden Herren zu schmeicheln — einerlei! Gut war das Mittel, welches zum Ziel führte; „le moyen de parvenir" beherrschte alles. Die meisten dieser Leute hatten einen entschieden litterarischen Anstrich. Heutzutage, wo dies Geschlecht ausgestorben zu sein scheint (obgleich es immer noch fortfährt, posthume Schößlinge zu treiben), würde man sie Reptile oder Diplomaten in partibus nennen. Ich beschränke mich, nur ein Exemplar aus dem neunzehnten Jahrhundert anzuführen. Der Mann hieß Klindworth. Scherzweise wurde er „Grand-Batonier der europäischen Spionenzunft" genannt. Er hat allen Potentaten gedient und sie alle betrogen, obgleich er zeitweise das größte Vertrauen genoß und für einen Ausbund von Weisheit galt — ein neuer Beweis, wie leicht es noch heute ist, die Höfe zu täuschen. Vor hundertundfünfzig Jahren war dies noch weit leichter, und deshalb war damals die Zahl dieser Abenteurer noch viel größer. Es war mehr Nachfrage nach ihnen. Der geistreichste und gewissensärmste, der glänzendste und leichtsinnigste, der berühmteste und berüchtigtste von ihnen war der Venetianer Jakob Casanova, der sich selbst die Würde eines „Chevalier de Seingalt" verliehen hatte. Charakteristisch für ihn ist, daß er überall in Europa wirklich sein Glück machte — mit alleiniger Ausnahme zweier Orten, nämlich erstens Berlin und zweitens London. Dort wurde er sofort von Friedrich dem Großen durchschaut. Hier, und überhaupt in dem nüchternen, kaltblütigen, scharfsinnigen und praktischen England, in dem Lande des „common sense", war der sonst so gewandte und erfolgreiche Mann hilflos wie ein Fisch auf dem Sande.

Doch genug von diesen fahrenden Rittern der Neuzeit. Im übrigen hatte die Welt schon einen feineren und höheren Anstrich. Man merkt überall schon das „Jahrhundert der Aufklärung", das freilich zugleich auch das Jahrhundert des gröbsten Aberglaubens war, das Zeitalter des St. Germain und Cagliostro, das Zeitalter, in welchem Schiller geboren, aber fast zu der nämlichen Stunde in Würzburg noch eine Hexe verbrannt ward.

Merkwürdig ist, wie in allen diesen Reisehandbüchern des sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, welche zum Teil die seltsamsten Titel führen, z. B. auch „Kynosura Peregrinantium" (d. i. der Polarstern der Reisenden), in einem Punkt Uebereinstimmung herrscht. Das ist das Trinkgeld. Diese Einrichtung, gegen welche neuerdings der Professor von Jhering so laut und so beredt seine Stimme erhoben, wird überall als die heilsamste und förderlichste anerkannt. Es scheint fast, als wäre sie die einzige unabänderliche und bleibende Institution in dem ewigen Wechsel, oder, wie unsere Klassiker sagten, „im Tanze der Horen".

Wir möchten Herrn von Ihering das Studium dieser Altertümer empfehlen.

Im großen und ganzen finden wir bei Herrn von Rohr, also in dem Zeitalter Friedrichs des Großen, nur noch wenige Ueberbleibsel jener Barbareien und Mißstände, welche uns an die unglücklichsten Zeiten des dreißigjährigen Krieges erinnern. Man darf kein Geld blicken lassen, um sich nicht die Räuber anzuziehen. Man muß im Wald von Zeit zu Zeit schießen, um die Räuber zu verscheuchen. Ueberall drohen Unsauberkeit und Gefahren. Auch seine Zunge muß man hüten, um nicht den „Spitzeln“ zu verfallen.

Merkwürdig ist, daß der Verfasser Holland für das Land hält, wo es am unsichersten ist für den Touristen, und in Holland das gefährlichste wieder das Ziehschiff oder Trekschuit. Man denkt dabei an Voltaire, der um die nämliche Zeit schreibt, er habe in Holland nichts als „canaux, canards et canailles“ gefunden. Heute sind die Niederlande eines der angenehmsten Reisereviere für Touristen.

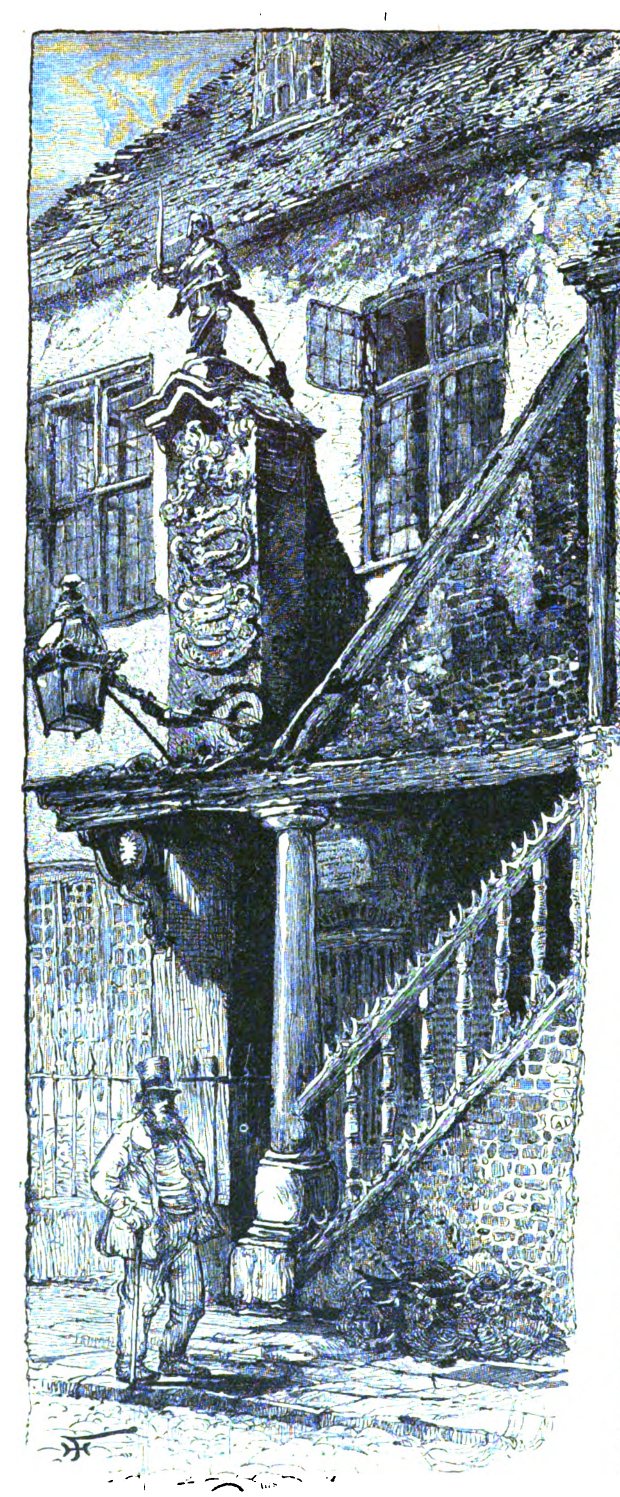
Auch die Lust am Medizinieren zeigt sich als damals noch sehr mächtig. Der Reisende betrachtete sich damals selbst noch als einen wandernden Arznei- und Pflasterkasten. Er mußte vor der Reise eine „Blutsreinigung“ durchmachen, und auch dann stieg doch mit ihm die Krankheit zu Pferde.

Doch ich will dem geneigten Leser nicht vorgreifen. Es wird ihm eine angenehme Unterhaltung gewähren, unsere heutige Art zu reisen mit der unserer Vorfahren in den nächst vorausgegangenen Jahrhunderten zu vergleichen. Ich bin weit entfernt davon, ihn durch aufdringliche Randglossen und sonstige Bemerkungen in diesem Vergnügen zu stören.

Nur das erlaube man mir noch zu sagen: Bei jedem derartigen Rückblicke können wir uns doch immer wieder aufs neue überzeugen, welche großen Fortschritte wir in unserer Kulturentwickelung gemacht haben, und wenn wir uns auch zur Zeit noch nicht in jener „besten aller denkbaren und möglichen Welten“ befinden, so führen wir doch immerhin im Vergleich zu unseren Vorfahren und trotz aller gegenteiliger Behauptungen ein ziemlich „menschenwürdiges Dasein“.



Fischfang in Norwegen. Von J. Ekenas.



Das Zollhaus in Yarmouth (S. 482).

Eine Metropole des Fischfangs

Von

Lorenz Whitemann.

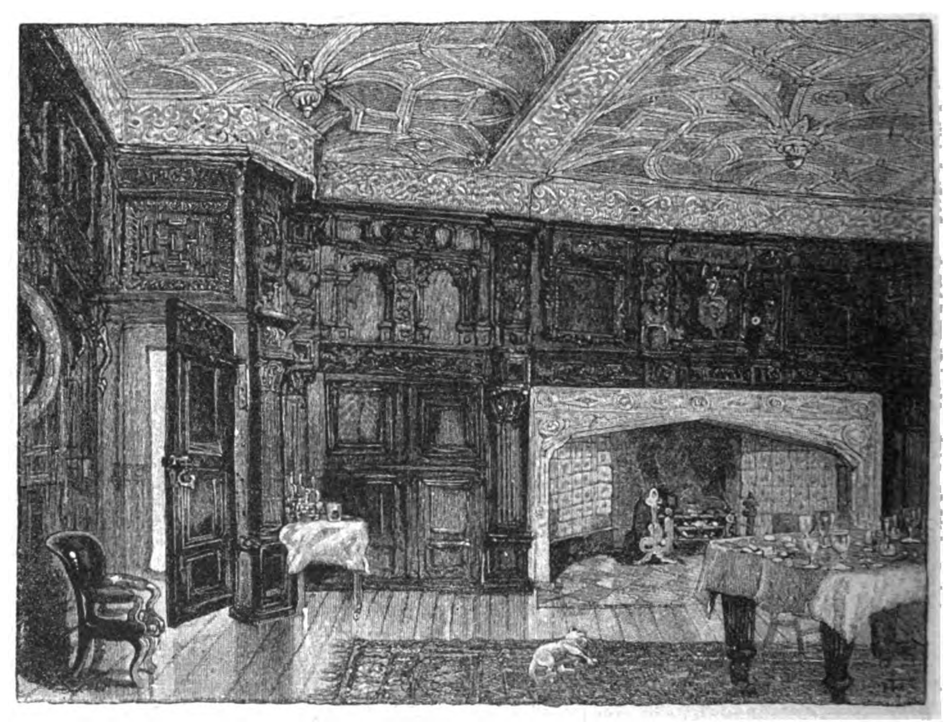
Wir bitten den freundlichen Leser, in Gedanken uns zu begleiten nach der Ostküste des meerumflossenen britischen Königreichs, dorthin, wo der Yare in seinem Laufe von Westen nach Osten in kurzer Entfernung vom Meeresgestade mit scharfer Drehung sich südlich wendet, um seine Wasser mit denen des deutschen Meeres zu vermengen. Auf der so gebildeten kleinen Halbinsel liegt, von der Mündung des Wasserlaufs ohne weiteres den Namen annehmend, die Stadt Yarmouth. Wie bekannt, sind die englischen Küsten vielfachen geologischen Verände-



Alter Turm in Yarmouth (S. 482).

rungen und Umwälzungen unterworfen gewesen. Auch die Gegend von Yarmouth besteht bis auf 25 km in das Land hinein aus angeschwemmtem, der See entrissenem Gelände. Der tief gelegene Marschboden ist zwar durch Deiche und Dämme jetzt einigermaßen gegen die Zerstörungswut der

andringenden Fluten geschützt, diese gehen aber häufig über das von menschlichen Händen errichtete Bollwerk hinweg, und die sonst eintönig öde Gegend wird durch zahlreiche Windmühlen belebt, welche errichtet sind, um durch Schaufelräder das Seewasser in Kanäle und damit in die See zurückzuleiten. Ursprünglich soll Yarmouth auf einer Insel gelegen und der Yarefluß auch noch einen Ausfluß in das Meer nach Norden, vielleicht in der Gegend, wo jetzt der Burefluß in die Nordsee mündet, gehabt haben. Der Triebsand hat diesen zweiten Mündungsarm des Yare aber schon seit langem völlig verdämmt und zu wiederholten Malen auch den verderbenbringendsten Einfluß und seine zerstörende Kraft auf die jetzt noch bestehende Mündung des Flusses und die von arbeitsamer Menschenhand dort geschaffenen Hafenanlagen ausgeübt. Im elften Jahrhundert bereits, zu Zeiten Wilhelm des Eroberers, mögen die ersten Fischer und

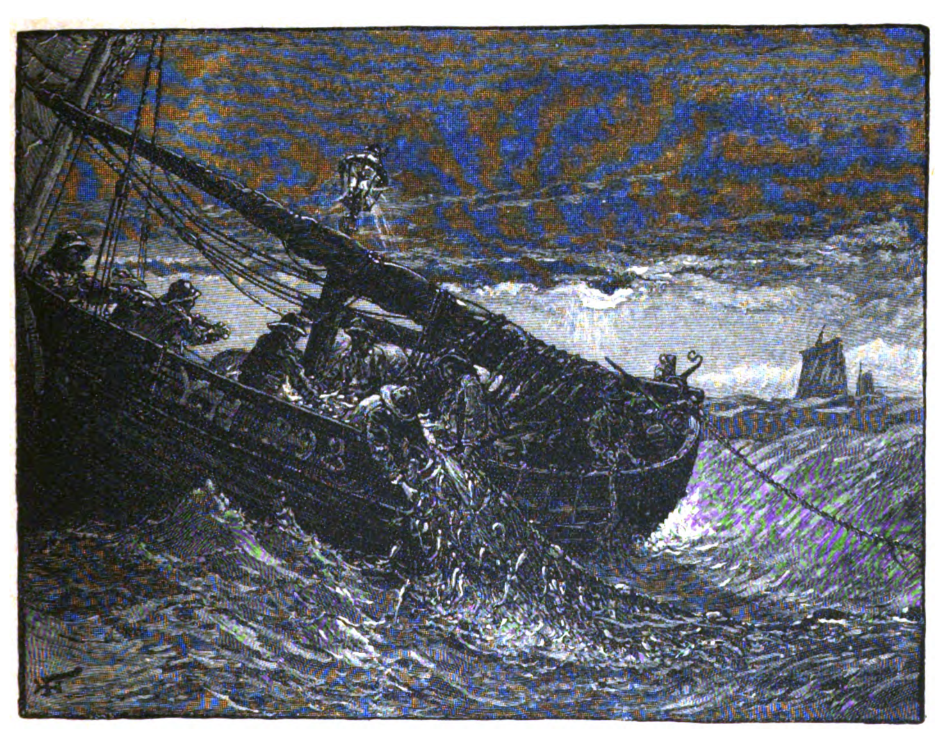


Kaffeezimmer im alten Gasthof zu Yarmouth (S. 481).

Kaufleute sich an der Stelle des heutigen Yarmouth niedergelassen haben. Fünf verschiedene Male hintereinander ist der mit unendlicher Ausdauer stets von neuem angelegte Hafen durch den treibenden Sand völlig vernichtet. Das sechste Mal begannen rebellische Verräter das Zerstörungswerk und eine Hochflut vollendete dasselbe. Diese sämtlichen Hafenanlagen waren durchschnittlich je kaum dreißig Jahre in Benutzung gewesen, bis es endlich mit Hilfe eines holländischen Wasserbaumeisters der wiederholten Anstrengung und der zähen Ausdauer der Bewohner, die zur Herbeischaffung der nötigen Geldmittel das wertvolle Silbergeschirr der Stadt, die Turmglocken und das Altargerät zu verkaufen gezwungen waren, gelang, im Jahr 1531 den jetzt noch bestehenden vortrefflichen Hafen zu vollenden, welcher jährlich Tausenden von Fahrzeugen aller Art gesicherten Ankergrund bietet.

Auf den ersten Anblick scheint Yarmouth mit seinen geraden Hauptstraßen nichts besonders Bemerkenswertes zu bieten. Man möchte glauben, sich in einer noch jungen und völlig modernen Stadt zu befinden, wenn nicht hier und da

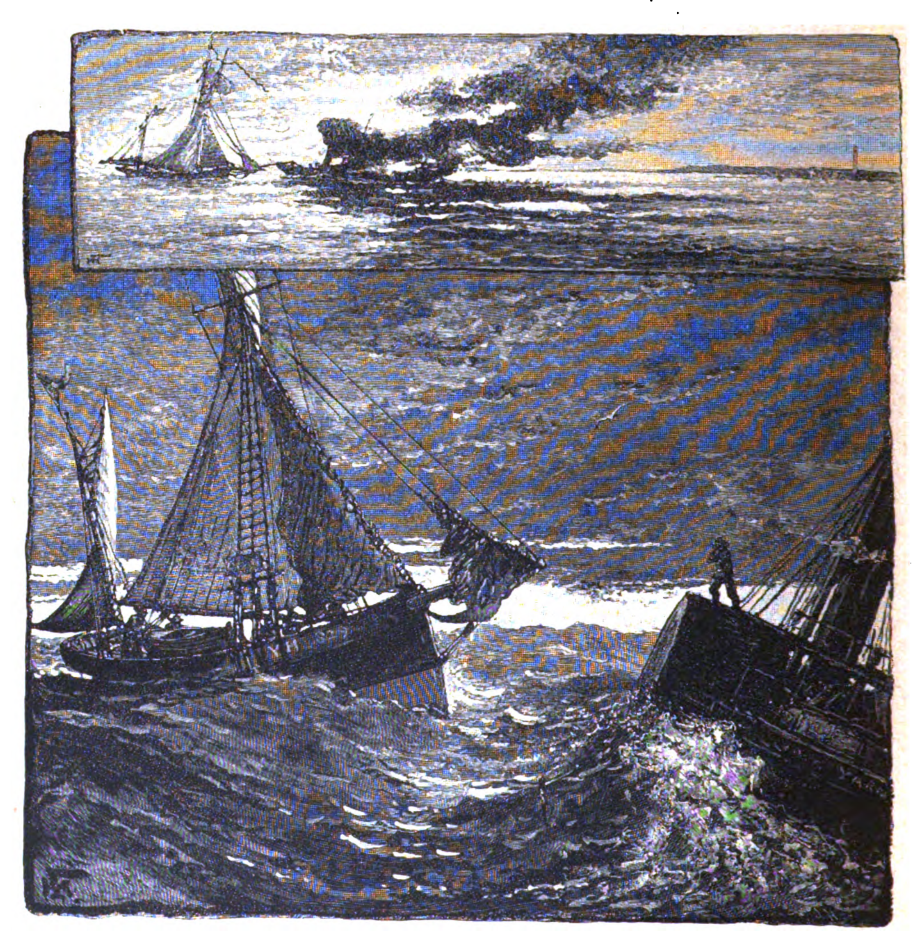
ein spitzes Giebeldach über die mit heller Farbe getünchten Häuser sich erhöbe, um an das thatsächliche Alter zu gemahnen. Unverständige Neuerungssucht hat die in grauem Sandstein aufgeführten, mit hohen Spitzgiebeln versehenen Häuserfronten durch Mörtelwurf und Aufführung von Blendmauern verdeckt, die weiten Thoreinfahrten mit ihren reichen Verzierungen durch einfache nüchterne Portale ersetzt und an die Stelle der massiven gewölbten Fenstereinfassungen von behauenem Stein hölzerne Rahmen mit Spiegelglasscheiben eingefügt. Diese modernisierende Thätigkeit hat sich auch auf das Innere der alten Häuser ausgedehnt und manche künstlerisch verzierte Zimmerdecke, manch herrliche Wandtäfelung, wie viele Gobelins und gewirkte Teppiche sind ihr zum Opfer gefallen. Doch nicht überall, und nicht aller Orten in gleicher Weise hat solcher Vandalismus die Oberhand gewinnen können über die pietätvolle Wertschätzung des



Einziehen der Heringsnetze (S. 486).

ererbten Alten. So besitzt Yarmouth bis in die neueste Zeit einen jener alten Gasthöfe, deren guter Ruf von Generation zu Generation derselbe geblieben ist. Küche und Keller mögen sich den gesteigerten Forderungen der Neuzeit anbequemt haben, das aus behauenen grauen Quadern massiv aufgeführte Gebäude aber ist in seiner geräumigen Bequemlichkeit dasselbe geblieben. Das sogen. Kaffeezimmer (S. 480) namentlich erinnert in seinen Dimensionen an die Halle eines fürstlichen Schlosses, innerhalb welcher der riesige Kamin mit den blau und weiß glasierten holländischen Kacheln und den mächtigen lodernden Holzscheiten sich fast wieder wie ein kleines Zimmer mit der Quelle angenehmer Wärmespendung darstellt, und die bis zur schwer geschnitzten Decke reichende Täfelung von Eichenholz ist geschwärzt durch den Rauch und Dampf von Jahrhunderten. Neben solchen Privathäusern haben auch die öffentlichen Gebäude ihr ursprüngliches Kleid beibehalten. Vor allem die dem heiligen Nikolaus, dem Patron der Fischer, geweihte große Kirche, deren Grundsteinlegung bis zum Jahre 1101 zurückreicht,

und deren hochanstrebender Turm als weit sichtbares Wahrzeichen berühmt ist. Mit dem wachsenden Bedürfnis hat man an dem ursprünglichen Bau hier und dort Ansätze hinzugefügt, so daß die Kirche mehr den Eindruck des gewaltigen Massigen hervorruft, denn als ein Meisterwerk stilvoller Architektur gelten kann. Mit Rücksicht auf ihr hohes Alter ist die Ausdehnung des inneren Raumes, dessen Wirkung auf den Beschauer leider durch die niedrige Decke wesentlich beeinträchtigt wird, doppelt bemerkenswert, denn die kirchliche Versammlung zählt häufig über dreitausend Personen und das Schiff würde nach Wegnahme der schwer geschnitzten



Schleppdampfer und Heringskutter (S. 486).

eichenen Kirchenstühle mehr als der dreifachen Zahl Raum gewähren. Von der den Platz in früherer Zeit gegen feindlichen Angriff schützenden Mauer ist der größte Teil der weiteren Ausdehnung der Stadt zum Opfer gefallen, eine Zahl alter Türme aber wird sorgsam als Denkmal der Vergangenheit erhalten (S. 479). Eines der interessantesten Bauwerke alter englischer Architektonik überhaupt ist das sogenannte Zollhaus (S. 478), welches mit seiner ornamental gegliederten Außentreppe und den schönen, offenen, spitzbogigen Fenstern unverändert bis auf unsere Tage erhalten ist. Das Zollhaus dient seit mehr als sechshundert Jahren als Gemeindegefängnis und leitet seine Bezeichnung von dem Umstande her, daß in einem Saale desselben die Abgaben bezahlt zu werden pflegten.

Im Gegensatze zu den geraden Haupt-

straßen der alten Stadt steht ein System schmaler und winkliger Seitengassen, welche sich von diesen abzweigen und der großen Mehrzahl nach zum Hafen hinunterführen. Im Durchschnitt etwa 6' bereit, verengen sich diese, „row“ (S. 488) genannten Gassen, deren Yarmouth 165 nach der Nummer bezeichnete mit einer Gesamtlänge von mehr als 12 km besitzt, bisweilen bis zu 3', ja die schmälste derselben mißt von Haus zu Haus nur 2' 3". Zu drei und vier Stockwerken hoch steigen die größtenteils alten, aus massiven Quadern erbauten, und gut gehaltenen Häuser wie steile Klippen neben diesen schmalsten aller öffentlichen Verkehrswege empor, und Luft und Licht erhalten um so weniger Zutritt, als die oberen Stockwerke meistenteils über die unteren vorgebaut zu sein pflegen. Wie es zwei begegnenden Männern schwer fällt, auf dem holperigen



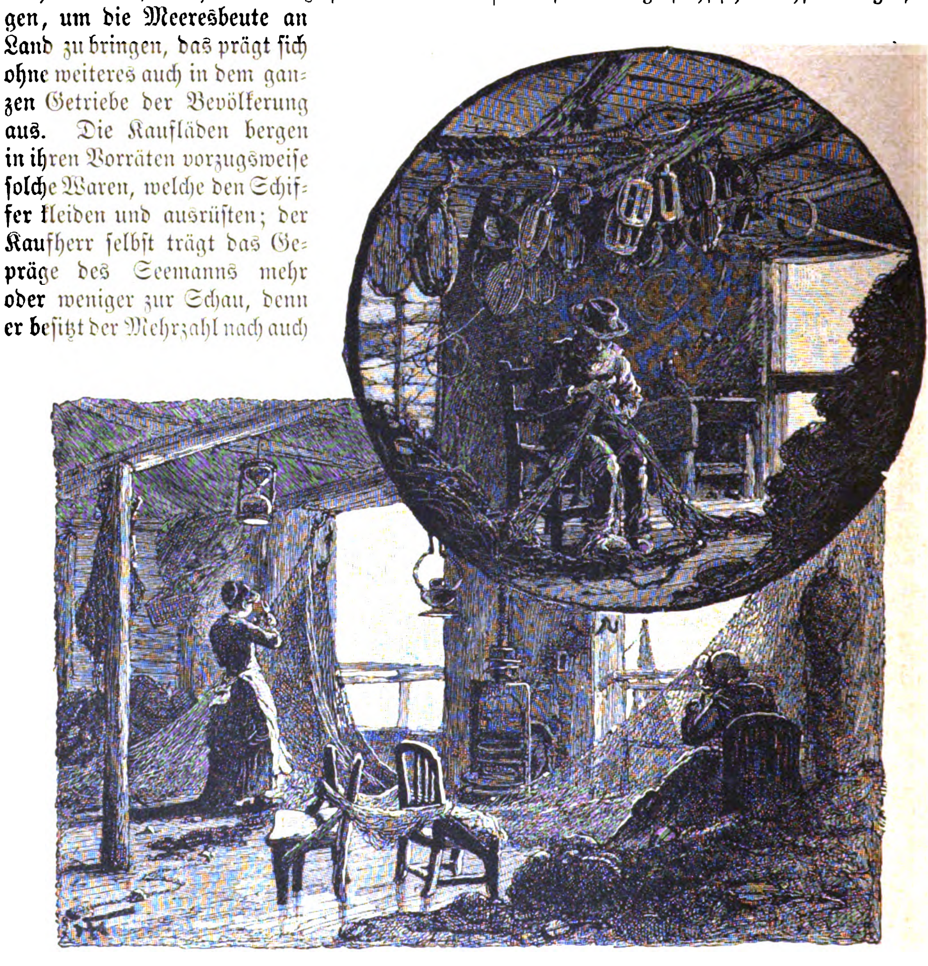
In der Kabine (S. 488).

Pflaster, dem nur an wenigen Stellen in der Mitte einzelne Fliesen eingelegt sind, einander auszuweichen, so hat man zum ungehinderten Verkehre einen eignen, trolly genannten, zweirädrigen Karren konstruiert, dessen größte Breite, bei einer Länge von 12', 3' nur einige Zoll beträgt. Das Netz dieser Gassen scheint nach einem bestimmten Plane und mit voller Absichtlichkeit angelegt zu sein und man hat verschiedene Erklärungen für den entscheidenden Grund zu geben versucht, welcher dazu geführt hat, dieselben so außerordentlich eng zu bauen, ohne doch über Vermutungen hinauskommen zu können.

An ihrer östlichen Grenze hat die Stadt sich in neuerer Zeit durch eine einseitige Häuserreihe ausgedehnt. Die „Parade“ führt fast 6 km weit längs des Meeresstrandes hin. Sie bietet aus den Fenstern jedes einzelnen Hauses und von den weit in das Meer vorgetriebenen drei Molos eine herrliche Fernsicht über das fast immer mit zahlreichen Fahrzeugen bedeckte Meer. Die mit allem Komfort ausgestatteten Villen und die guten Hotels locken deshalb jährlich zahlreiche Sommerfrischler und Badegäste nach Yarmouth, doch gehört der Winteraufenthalt in einem Hause der Parade nicht zu den An-

nehmlichkeiten des Lebens. Der der ganzen Länge des Weges nach aufgemauerte Quai ist zwar imstande, das steigende Wasser der täglichen Flut fern zu halten, Herbst- und Winterstürme aber treiben das Spritzwasser über die Dächer der Häuser hinweg und die Hochflut führt Trümmer gescheiterter Schiffe und nicht selten sogar menschliche Leichname bis vor die Thüren der Wohnungen.

Yarmouth ist eine rechte, echte Fischer- und Schifferstadt; das bekunden nicht allein die zahlreichen Boote, welche an den Hafendämmen liegen, um die Meeresbeute an Land zu bringen, das prägt sich ohne weiteres auch in dem ganzen Getriebe der Bevölkerung aus. Die Kaufläden bergen in ihren Vorräten vorzugsweise solche Waren, welche den Schiffer kleiden und ausrüsten; der Kaufherr selbst trägt das Gepräge des Seemanns mehr oder weniger zur Schau, denn er besitzt der Mehrzahl nach auch ein eignes Fischerboot oder ist doch bei den Erträgnissen eines Rauchhauses beteiligt. Allerorten werden Netze getrocknet, durch Gerben mit Thran und Teer widerstandsfähiger gemacht, oder auf Böden und in anderen geräumigen Lokalitäten durch die fleißigen Hände der Mädchen und Frauen ausgebessert; die zahlreichen Theerjacken, welche uns begegnen, und deren gutmütige wettergebräunte Züge mit den fest blickenden grauen oder blauen Augen, und dem hellblonden Haar und Bart vorwiegend und in hervorragender Weise den angelsächsischen Typus tragen, kehren



Ausbessern der Fischnetze.

augenscheinlich von einer Seefahrt zurück oder rüsten sich zu einer solchen; selbst der barfüßige Straßenbub in seinen zerrissenen Höschen erinnert durch den verbrauchten Südwester des Vaters, welcher ihm weit über den Kopf bis auf die Schultern herabfällt, an den Schiffer; ja die ganze Luft ist von einem keineswegs angenehmen Aroma erfüllt, dessen Hauptbestandteile sich

aus einem Gemisch von Fisch, Fett und Teergeruch zusammenzusetzen scheinen. Die günstigen Vorbedingungen für einen erfolgreichen Betrieb des Fischereigewerbes lassen sich gleichfalls erkennen in der Hartnäckigkeit, mit welcher den elementaren Gewalten zum Trotz immer wieder mit dem Bau des notwendigen Hafens vorgegangen wurde. Dabei scheinen die Bewohner von Alters her biedere, königstreue Männer und mit den nötigen Eigenschaften zum tüchtigen Dreinschlagen begabt gewesen zu sein. Davon



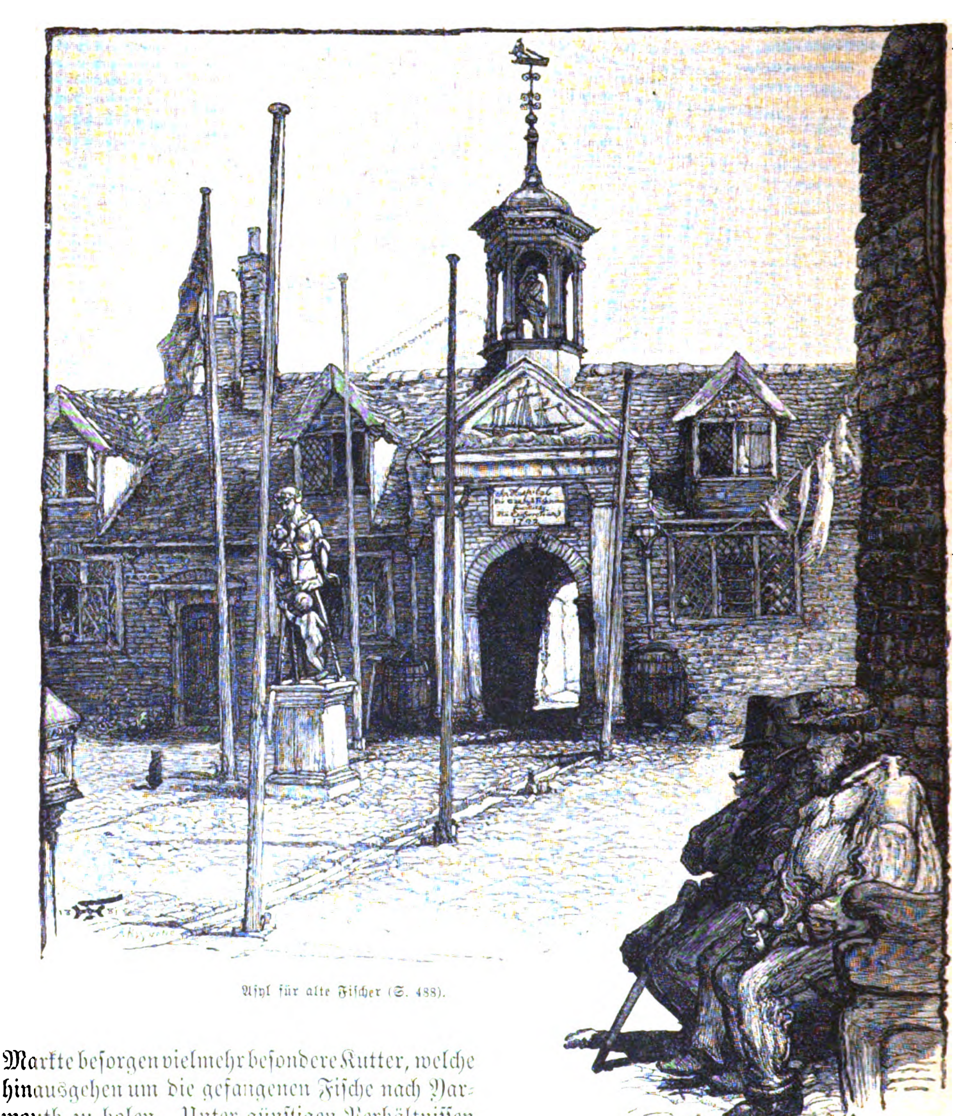
Fischzug während der Heringsfangzeit.

legt das Wappen der Stadt Zeugnis ab, welches ursprünglich in Hindeutung auf den vorwiegend Fischfang treibenden Charakter der Bevölkerung aus drei Heringen im azurblauen Felde bestand. Eduard III. aber verlieh als Belohnung für die hervorragenden Dienste, welche die Stadt in den Kriegen gegen Frankreich geleistet hatte, derselben das Recht zur Führung seines eignen Wappentiers und so weist der Wappenschild der Stadt Yarmouth jetzt drei Heringsschwänze mit Löwenköpfen auf.

Es läßt sich aus authentischen Quellen nachweisen, daß die Heringsfischerei seit der Entstehung der Stadt die Haupterwerbsquelle ihrer Bewohner gewesen ist, und gerade der Fang dieses Fisches bildet auch heute noch die Grundlage des gesamten Gewerbebetriebes wie des stets wachsenden Wohlstandes der Stadt. Man hat berechnet, daß der Heringsfang der Nordsee nur im östlichen Teile des Atlantischen Oceans sich jährlich auf 24 hundert Millionen Stück beläuft und von dieser massenhaften Ausbeute sollen 450 Millionen Fische auf Yarmouth und das benachbarte Lowestoft entfallen. Mehr als tausend schmucker, yachtartiger Fahrzeuge mit der in der Seemannssprache ihrer Zierlichkeit wegen als „dandy-rigged“ bezeichnete Takelung gehen von Yarmouth alljährlich hinaus auf den Heringsfang. Ueber achttausend Seeleute finden ihren Erwerb in der Bemannung dieser Boote und das in der Heringsfischerei investierte Kapital übersteigt 12 Millionen Mark. Die Jahreszeit für den Heringsfang ist örtlich sehr verschieden und richtet sich nach dem Zuge der dichtgedrängten Massen. Im Norden von Schottland pflegen sie mit dem Beginne des August zu erscheinen, während für die Schiffer von Yarmouth die Hauptfangzeit erst im September beginnt und bis zum Weihnachtsfeste dauert. Im Januar und Februar wird der Hering geschont, doch nimmt gegen Ende des letzteren Monats der Fang des Frühlingsfisches schon wieder seinen Anfang.

Zu der Herbstkampagne teilt sich die gesamte Heringsflotte in verschiedene Abteilungen, deren jede in Bezug auf Fahrt, Auswerfen des Netzes und Abliefern des Fanges einem der erfahrensten Schiffer als Admiral unterstellt ist. Die Boote sind in dieser Zeit regelmäßig nur wenige Tage hintereinander auf See. Sie benutzen

sogenannte Treibnetze von 18—20′ Breite oder auch Zugnetze, in deren Maschen sich der Fisch mit den Kiemen fängt (S. 481). Der Fischer liebt zum Fange die Nacht, denn der Fisch kennt die Gefahren des Netzes und weicht ihnen bei Tage oder hellem Mondschein aus. Die eigentlichen Heringsfänger bringen ihre nächtliche Beute nicht selbst ans Land, den Verkehr mit dem



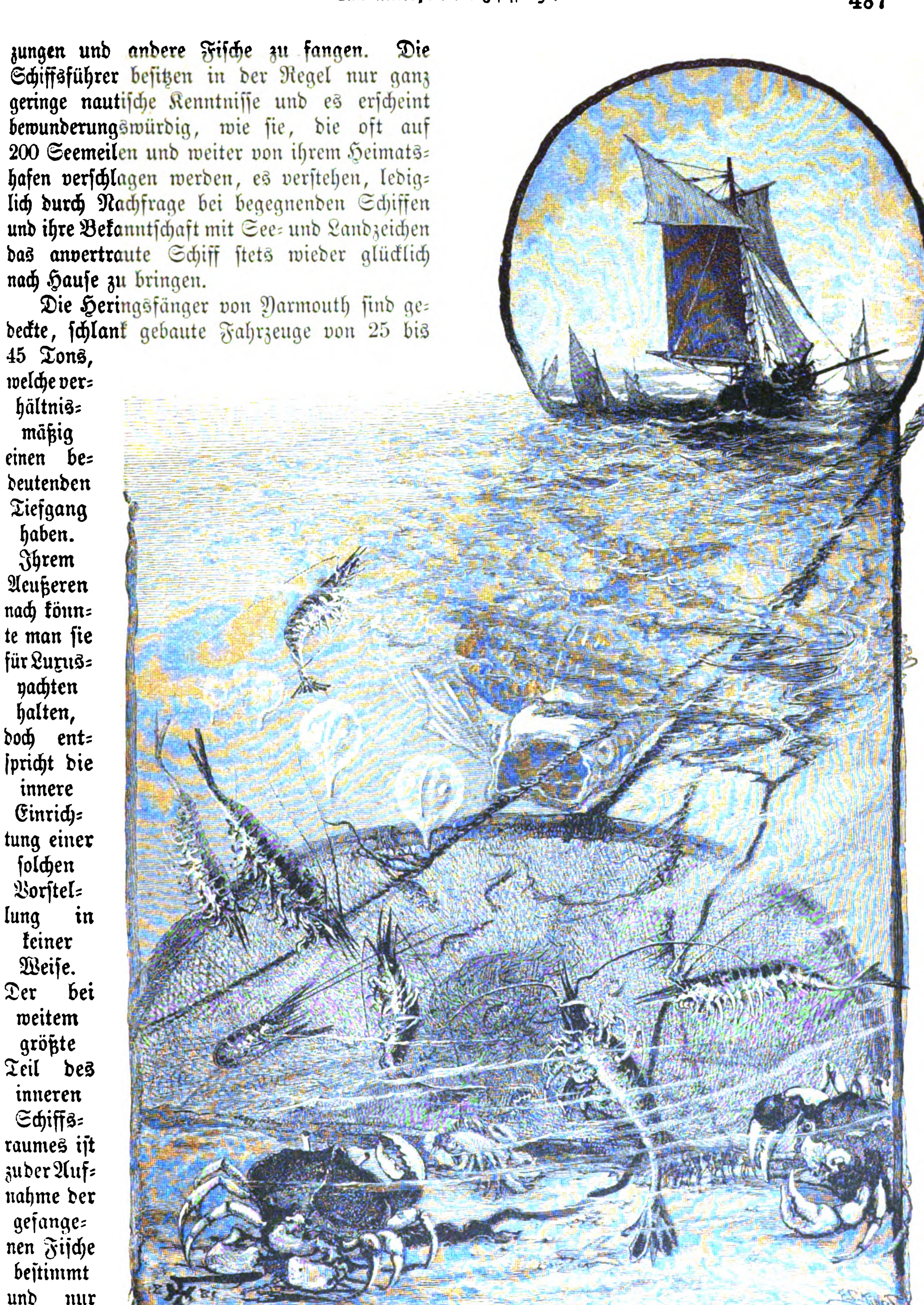
Asyl für alte Fischer (S. 488).

Markte besorgen vielmehr besondere Kutter, welche hinausgehen um die gefangenen Fische nach Yarmouth zu holen. Unter günstigen Verhältnissen verstehen diese scharf gebauten, schnell segelnden Schiffe sehr gut den Hafen ohne Beistand zu gewinnen, bei konträrem Wind aber bedienen sie sich dazu eines Schleppdampfers (S. 482) und bei der Teilnahme, welche ganz Yarmouth selbstverständlich dem Fortgange der Fischerei entgegenbringt, ist die allgemeine Aufregung nicht auffallend, mit welcher jedesmal der Ankunft eines solchen Kutters entgegengesehen wird.

Außerhalb der Heringsfangzeit stechen die Boote einzeln in See, um bis zu acht Wochen auf hoher See zu kreuzen und Garneelen, See=

zungen und andere Fische zu fangen. Die Schiffsführer besitzen in der Regel nur ganz geringe nautische Kenntnisse und es erscheint bewunderungswürdig, wie sie, die oft auf 200 Seemeilen und weiter von ihrem Heimatshafen verschlagen werden, es verstehen, lediglich durch Nachfrage bei begegnenden Schiffen und ihre Bekanntschaft mit See- und Landzeichen das anvertraute Schiff stets wieder glücklich nach Hause zu bringen.

Die Heringsfänger von Yarmouth sind gedeckte, schlank gebaute Fahrzeuge von 25 bis 45 Tons, welche verhältnismäßig einen bedeutenden Tiefgang haben. Ihrem Aeußeren nach könnte man sie für Luxusyachten halten, doch entspricht die innere Einrichtung einer solchen Vorstellung in keiner Weise. Der bei weitem größte Teil des inneren Schiffsraumes ist zu der Aufnahme der gefangenen Fische bestimmt und nur ein kleiner etwa 7'



Fang der Seegarneelen (S. 489).



Eine „Row" (S. 483).

im Gevierte haltender und 6' hoher Raum, aus dem eine zerbrechliche Leiter auf Deck führt, dient unter der Bezeichnung „Kabine" (S. 483) als Koch-, Eß- und Schlafraum für die aus 7—8 Matrosen bestehende Bemannung. Wochenlang harren die Männer so aus in Nässe und Kälte, unter steter schwerer Arbeit, mit ihrer Nahrung hauptsächlich angewiesen auf die Erträgnisse des Fanges und in Bezug auf stärkende Getränke, lediglich abhängig von der holländischen schwimmenden Schnapsbude, welche die Heringsfänger aufzusuchen pflegt und der Möglichkeit, den dort gespendeten Grog auch bezahlen zu können. Dabei ist an ruhigen Schlaf nur in ganz geringem Umfange und um so weniger zu denken, als bei dem gänzlichen Mangel an Kenntnissen und Instrumenten Beobachtungen und Messungen gar nicht angestellt werden können und der „Kaptain" gewiß kein Auge schließt, bis er nicht die graue Turmspitze und das hochragende Denkmal des nationalen Seehelden Nelson auf der südlichen Düne wieder vor sich sieht und die enge Einfahrt in den Yare zwischen den beiden hölzernen Molos hindurch glücklich passiert hat, um nach kaum achttägiger Ruhe im geschützten Hafen wieder hinauszusteuern auf das schwankende Element. Im Verhältnis zu diesen Mühen und Gefahren ist der Verdienst der Seeleute nur gering. Er schwankt zwischen zehn und achtzehn Mark die Woche. Der Schiffsführer genießt in der Regel einen geringen Anteil an dem Ertrage des Zuges, welcher seine Wocheneinnahme von 18 Mark im Durchschnitt vielleicht auf 26 Mark steigert. Ebenso erhält der Admiral der Heringsflotille eine kleine Vergütung für seine mit diesem Amt verbundene Mühewaltung. So ist es dem Schiffer wohl nur in den seltensten Fällen möglich, ein kleines Kapital für die Bedürfnisse des Alters zurückzulegen, und bei dem hervorragenden Einfluß, den die Fischerei für die Entwickelung der Stadt unbestritten hat, scheint Yarmouth auch in ungenügender Weise für alte, in ihrem Berufe erwerbsunfähig gewordene Fischer und Schiffer gesorgt zu haben. Zwar gibt es ein als „Fisherman's hospital", als Fischerheim bezeichnetes öffentliches Gebäude (S. 486). Dasselbe, aus rohem Backstein aufgeführt, ist aber bereits 200 Jahre alt und gewährt in den einen offenen Hof auf drei Seiten umschließenden, voneinander getrennten, je aus Wohnzimmer und Schlafraum bestehenden Wohnungen nur zwanzig mehr

als sechzigjährigen Schiffern und ihren Frauen Unterkunft.

Außer der Heringsflotte besitzt Yarmouth noch eine etwa zweihundert Boote zählende Flotille für den Fang der Seegarneele, deren englischer Name „shrimp“ auch in die deutsche Sprache übergegangen ist. Die kleinen, offenen „shrimper“ bleiben die ganze Nacht in See und betreiben ihr Geschäft mittels eines wenig umfänglichen Grundnetzes, welches auf dem Grund der See dahinschleppt und alles aufnimmt, was ihm in den Weg kommt. So fördert das aufgezogene Netz neben der zahlreichen Beute an Garneelen oft die merkwürdigsten Gestaltungen der Fisch- und Pflanzenwelt zu Tage.

Jahraus, jahrein laufen die mit reichem Fange schwer beladenen Schiffe in den Hafen von Yarmouth ein und der Quai gestaltet sich an manchen Tagen zu einem lebhaften Markte für den Bedarf der Stadt und Umgegend. Viele Fische werden mit der Eisenbahn frisch weiter in das Innere des Landes befördert, die größere Menge, namentlich die Heringe aber müssen geräuchert und gesalzen werden, ehe sie in den Handel kommen. An den Grenzen des Weichbildes der Stadt befinden sich zahlreiche aus einfachem Mauerstein roh aufgeführte, hohe Gebäude, in welchen dieser Prozeß vor sich geht. Die Fische werden auf etwa zwei Fuß lange Stäbe nebeneinandergereiht, deren spitzes Ende „in der Gegend der Kiefer durchbohrt und aufspießt“. Diese Stäbe werden zwischen zwei senkrecht stehende, leiterartige Gerüste bis zu einer Höhe von 30′ übereinander in der Art aufgehängt, wie unsere Zeichnung dies ersichtlich macht. Dann wird ein Scheit Eichenholz zu ebener Erde angezündet, dessen qualmender Rauch die Fische durchzieht. An Ort und Stelle findet der nach etwa achtzehn Stunden abgenommene Fisch unter dem Namen „Bloater“ eine begehrte Delikatesse. Der Bloater verträgt aber bedauerlicherweise den Versand nicht; der für den fremden Markt bestimmte Hering muß mehr zwölf oder dreizehn Tage im Rauchhause bleiben und dann gesalzen werden. Die zerlosen, oder sonst in irgend welcher Weise beschädigten Fische werden gesondert und unter der Presse zu großen käseförmigen Kuchen gepreßt. Sie finden so zubereitet ihren Weg größtenteils nach Italien, wo man die Schaufenster der Händler häufig damit geschmückt sieht.



Im Rauchhause.

Die Pensionärin.

Von

A. Baron von Roberts.



Wir waren die glücklichsten Leute von Paris! Wir alle, mein gutes gediegenes Weib, meine prächtigen Kinder, ich nicht am wenigsten, wir gefielen uns in dem naiven Glauben, daß wir's wären. Bis jener Schatten herankroch und sich immer breiter, immer unheimlicher, in wachsender Ungeheuerlichkeit über den Sonnenglanz unseres Glückes dahinstreckte. Es würde lächerlich klingen, wenn ich es gerade heraussagen wollte, woher denn dieser Schatten kam. Necken wollte uns das Schicksal, es wollte uns zum besten halten — oder gedachte es uns zu prüfen, uns gar zu strafen, weil wir uns vermaßen, auf die Unzerstörbarkeit dieses Glückes zu pochen?

Ich war mit 4200 Frank bei der „Union centrale" angestellt. Man hatte mir seit Jahren eine kleine Erhöhung meines Gehaltes in Aussicht gestellt und in guten Zeiten durfte ich zu Neujahr eine Gratifikation von ein paar hundert Frank erhoffen. Ueber diese bescheidenen Hoffnungen hinaus verstieg sich keiner unserer Wünsche.

Wir wohnten unserem kleinen Einkommen entsprechend außerhalb der Befestigung, in Billancourt, fast in der Stille des Landlebens, in das nur zuweilen die Tam-Tamtöne des großen Karussells, Paris genannt, wie eine Entweihung hereinbrachen. Unsere Wohnung war eng, aber von den Fenstern unseres fünften Stockes genossen wir des wundervollsten Horizontes über das reichbebaute Land bis zu dem verlockenden Grün der Berge, aus dem die hellen Villen wie Lichtpunkte funkelten.

Der Stadt selbst wandte unser Haus den Rücken wie in einer stummen Verachtung; wir fühlten uns sehr wenig als Pariser. Wenn es uns zuweilen an schönen Abenden nach dem bunten Gewoge der großen Boulevards gelüstete, so müssen wir wahrhaftig einen Aufzug von Provinzialen abgegeben haben. Denn wir erschienen bei solchen Flügen, einem Volke von Feldhühnern gleich, stets in köstlicher Vollzähligkeit. Voran Lucie und Adeline, unsere ältesten Mädchen, zwei feine lebhafte Gestalten von siebzehn und achtzehn Jahren, die unser Charlot, der gute Junge, am Arme führte, den strahlenden Ausdruck des berechtigten Bruderstolzes auf den Mienen. Dicht hinterher mein Weib und ich, jedes mit einem Anhängsel, an ihrem Arme unser stiller, braver und sehr fleißiger Alfons, an dem meinen der Vorzug von uns allen, das schelmische Backfischchen Lolotte.

So kamen wir breit und fröhlich auf dem Trottoir dahergezogen, plaudernd und lachend von einem Glied zum andern. An den Läden schwenkten wir ein gleich den Sektionen einer Kolonne von Soldaten, standen dort in der blendenden Lichtflut der Gasflammen mit einem Ah! und O! des Erstaunens auf den Lippen und mit großen Augen, die beim Wiederschein all der Herrlichkeiten hellauf wie die Diamanten erglitzerten. Wenn wir müde waren, so drängten wir uns auf einer der Trottoirbänke zusammen, sehr eng geschmiegt, damit wir alle Platz hatten, und es muß wohl wie das lustige Zwitschern von Sperlingen erklungen haben, die auf einem Telegraphendraht aneinander gereiht sitzen, als wir nun unsere Plauderchronik über den Strom der Fußgänger dahinsprudeln ließen.

Zuweilen gönnten wir uns den großen Luxus eines öffentlichen Konzertes in den Champs-Elysées oder im Palais-Royal. Dann saßen wir im Schatten der Bäume, zu einem Häuflein geschart, jedes auf seinem Zweisous-Stuhl stolzer als auf einem ersten Rang der großen Oper. Mit welcher Andacht lauschten wir den süßen Tönen der Arien und Kavatinen, wie konnten wir uns berauschen an den schmetternden Effekten der Militärmusik! Nun, aus einer schwermütigen Introduktion brach ein Walzer los —

ei, wie da den Mädchen die Augen aufblitzten, wie ihre lieblichen Gesichtchen sich in einer lächelnden Begeisterung verklärten — und ein Nicken der Köpfe und ein Wiegen des ganzen Körpers mit den verführerischen Takten —, auch uns beide Alten packte es, wir konnten nicht anders und nickten und wiegten mit ihnen. Da mochte ich denn bemerken, wie die Augen der Umsitzenden mit einem Ausdruck freundlichen Wohlgefallens auf unserer Gruppe haften blieben. Gewiß, man mußte es uns ja auch ansehen, daß wir die glücklichsten Leute von Paris waren!

Als ich an einem Spätnachmittage von meinem Bureau nach Hause kehrte, fand ich meine Mädchen in einer großen Erregung. Charlot war noch nicht aus dem Geschäft zurück und der Student Alfons spielte sich immer ein wenig auf den schweigenden Philosophen auf. Nicht als ob es etwas so Ungewohntes gewesen wäre, daß ein paar Köpfchen von den Fenstern aus mir weithin die Straße hinab ein Willkomm zugewinkt oder daß man mit wehenden Tüchern mein Nahen in ausgelassener Weise begrüßt. Wohl aber klangen die Glockenstimmen, die mir in das dröhnende Turmrund der Treppe ihr jubelndes „Papa! N'Tag, Papa!" entgegenzubringen pflegten, heute heller als sonst; auch kamen mir alle drei Mädchen nicht nur bis zum Absatz des vierten Stockes entgegengesprungen, nein, eine ganze Etage tiefer empfingen sie mich heute. Und während sie sich mir annestelten und ich nun mit der süßen Last langsam genug die Treppe hinanstieg, da drang immer wieder durch das Lachen und das köstliche Durcheinander ihrer wetteifernden Liebkosungen die ungeheuer wichtige Neuigkeit von einem Briefe.

„Aber mein Gott, ein Brief, was ist denn daran? Doch nichts Alltäglicheres als das!" wehrte ich.

„O Papa, wenn du wüßtest von wem!" Und das Geheimnis ließ Adelines schon so große braune Augen in geradezu wunderbarer Weite erglänzen.

Auf dem Absatz des vierten Stockes ließen sie mich nicht weiter. Mit den Mienen, mit den Händen wiesen sie nach der Thüre der dortigen Wohnung. Von da also der Brief!

Es war eine Thüre wie alle anderen Flurthüren des Hauses, braungestrichen, mit dem kleinen Guckloch in Augenhöhe und dem grünen Glasknopf des Läutewerks. Aber sie trug keinerlei Schild, sie hatte etwas so seltsam Stummes, sie erschien wie zugenagelt und man hörte im Hause nie ihr Glöckchen ertönen. Meine Mädchen hatten eine geheime Scheu davor und am Abend huschten sie wispernd und tuschelnd daran vorüber; nur Lolotte, dieser Ausbund, ließ es sich trotzdem nicht nehmen, ihre drolligen, karikiertsteifen Bücklinge vor der stummen Holzfläche auszuführen.

Gewiß lauerte ja ein Geheimnis hinter der Thüre. Den Bewohner dieses Stockwerkes wollte außer dem Portier noch nie jemand im Hause gesehen haben und die alte Haushälterin, deren Gesicht etwas von der eckigen Sprödigkeit der Schweizer Holzschnitzereien hatte, war schweigsam wie die Thüre selbst. Sie ging stets in sauberes Kattun gekleidet und trug eine papiersteife Normannenhaube auf dem mattgrauen Haar. Von ihrem Gebieter wurde allerlei gefabelt: ein steinreicher Geizhals wäre es, der sich hierher in eine billigere Mietzone verzogen, um neue Geldhaufen anzuscharren; ein jeder freundlichen Lebensregung abgekehrter Sonderling; ein Ungeheuer, das sich unter der Last einer Schuld oder gar eines Verbrechens hier geduckt hielte u. s. w. Von Zeit zu Zeit fuhr am Hause ein altertümlich rasselnder Wagen vor, dem der „Doktor vom vierten," ein hierorts nicht praktizierender Arzt, entstieg. Es war ein alter Herr, der den Rücken wie ein Fragezeichen gebogen trug und der, wenn er sich aufgerichtet hätte, jedenfalls sehr lang erschienen wäre.

Da von dem rätselhaften Hausbewohner keine Spur zu erblicken war, so mußte das Lauschen aushelfen; die wenigen Töne, die aus den gelegentlich geöffneten Fenstern des vierten Stockes an die neugierige Luft herausflatterten, waren jedoch nur sehr alltäglicher Art. In früheren Jahren hörte man wohl einen Kanarienvogel seine gellenden Noten schmettern, auch das Gekläff eines kleineren Hundes ließ sich vernehmen. Dann aber verstummten diese Zeichen einer nicht ganz ungemütlichen Häuslichkeit. Zuweilen erklangen seltsame Töne, die wir anfangs nicht recht zu deuten wußten, die wir aber schließlich, nach einem gemeinsamen sonntäglichen Besuch im Jardin d'acclimation als das feine plauderartige Gurgeln eines Aeffchens erklärten.

Jener dort unten liebte also die Tiere — das paßte doch nicht zu einem schuldbeladenen Bösewicht! Warum blieben aber nun seit Jahren derartige Töne völlig aus?

Ein paarmal hörten wir jemanden sprechen.

Es war eine dünne, traurige, tonlose Männerstimme, die einen andern Jemand oder ein Etwas liebkoste. Sehr langsam krochen gleichsam die Worte dahin, Fragen auf die es keine Antwort gab, einige kurze zärtliche Ausdrücke, von denen ein jeder zwanzigmal mit großen Pausen wiederholt wurde; es klang seltsam monoton und melancholisch wie das Fallen der Tropfen in einem Brunnen. Auch ein Name tropfte zuweilen in die lauschende Stille hinein. Das alles mochte einem Tiere gelten und dieses Tier mußte, nach der Art der Liebkosungen zu urteilen, sehr träger und apathischer Natur sein, denn es gab keinen Laut zur Antwort.

Und von dorther also ein greifbares Lebenszeichen in Gestalt eines Briefes! Man konnte es meinen Mädchen nicht ganz verargen, daß sie ihre Erregung nur schwer zu bemeistern vermochten. Vom Tische unseres kleinen Salons leuchtete uns der Brief entgegen. Er war in pedantisch peinlichen Zügen abgefaßt, die gegen das Ende der Worte ein wenig vibrierten und enthielt die einfache Aufforderung etwa wie: „Herr Jacques Larmotte bittet Herrn Ollivier Morques ihn in einer dringenden und wichtigen Angelegenheit mit seinem Besuche beehren zu wollen.“

Die Meinigen schienen aufs höchste gespannt, was das zu bedeuten hätte. „Nichts einfacher als das!“ beruhigte ich sie. „Man wird meinen Rat in einer dringenden Finanzangelegenheit beanspruchen wollen — man ist nicht umsonst Buchhalter bei der Union centrale!“ setzte ich nicht ohne ein Räuspern berechtigten Selbstbewußtseins hinzu. War es doch nichts so Ungewöhnliches, daß ich von Bekannten und Nachbarn in derlei Angelegenheiten um Auskunft angegangen wurde.

Ich will jedoch gestehen, daß auch mich eine Anwandlung von Neugierde stachelte und so beschloß ich gleich nach Tische hinabzugehen. —

In der Wohnung des vierten Stockes überraschte es mich vor allem, daß hier gar keine Sonderheit sich zeigen wollte. Es war eine sehr sauber gehaltene bürgerliche Einrichtung, ein wenig altfränkisch und nicht ganz freundlich. Die Zimmer, durch die mich das alte Weiblein geleitete, wiederhallten in dröhnender Weise bei meinen Tritten und dies gab ein Gefühl des Unbehagens. Durch die breiten Spalten der geschlossenen Jalousieen schien die tiefstehende Sonne und zeichnete auf den gegenstehenden Wänden ein Sprossenwerk von breiten, rotleuchtenden Linien.

In einem kleinen, mit braunem Holzwerk getäfelten Kabinett, dessen einziges Fenster dem herrlichen Sommerabend zum Trotz verschlossen war, saß Herr Jacques Larmotte. Tief hingeduckt saß er, mit seinem winzigen Körperchen nur die eine Ecke des breiten ledernen Sessels beanspruchend. Es schien als sei ihm dieser Sessel im Laufe der Jahre wie ein Kleidungsstück viel zu weit geworden. In einer großen schneeweißen Halsbinde lag das Köpfchen, ja, es hatte den Anschein, wie es sich ein wenig zur Seite geneigt hielt, als läge es darin. Die kurzen bräunlich grauen Härchen waren dicht angestrichen und sahen in ihrer scharfen Konturlinie, mit der sie sich gegen das Wachsgelb der Stirne abgrenzten, wie angemalt aus.

Eine stille Resignation schien die Züge des Gesichtes mit einer Wehmut zu zeichnen. Diese Falten hatte das Alter langsam wie mit ordnungsliebender Hand zurechtgelegt, weder die Leidenschaft noch das Wohlleben hatte hier einen verwitternden Einfluß ausgeübt. Seltsam groß, wie zwei Kugeln gewölbt, standen die blaßgrauen Augen in dem kleinen Gesicht, ein langandauernder und mit Geduld ertragener Schmerz mußte ihnen solch ängstlich gespannten Ausdruck verliehen haben.

„Mein Herr — Herr Morques nicht wahr?“ — Es war dieselbe traurig-tonlose Stimme, die wir schon kannten.

Ein frauenhaft feingegliedertes Händchen streckte sich mir entgegen. „Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen, mein Herr — ich habe mit Ihnen zu reden.“ Die Worte brachte er mit einer gewissen Mühe heraus, ein leises asthmatisches Girren in seiner Brust begleitete dieselben.

Er hatte seine Ecke in dem Lehnsessel nicht verlassen. „Verzeihen Sie mein Herr,“ entschuldigte er sich, „wollen Sie nicht Platz nehmen.“ Und er wies auf einen Stuhl an der Wand.

Nun erst wurde ich auf den unwohnlichen Charakter des Kabinettes aufmerksam. Es zeigte außer dem Lehnsessel keine anderen Möbel als einen runden Tisch, der mit Zeitungen bedeckt war, jenen Stuhl auf dem ich mich niederließ und ein dreieckiges mit vergilbtem Elfenbein ausgelegtes Eckschränkchen. Kein Bild oder sonst ein Schmuckwerk an der Wand, kein Vorhang an dem Fenster, dessen Scheiben von oben bis unten mit punktiertem Musselin bezogen waren.

Meinen verwunderten Rundblick auffangend, sagte er: „Verzeihen Sie, daß ich Sie hier empfange, mein Herr. — Ich bin leidend. — Die Teppiche und Vorhänge nehmen mir die Luft. — Hier in dem kahlen Zimmer ist mir am wohlsten. — Man gewöhnt sich daran. — Man gewöhnt sich an alles!" — Die Pausen zwischen diesen abgehackten Sätzen waren fünfmal länger als die Sätze selbst.

Nachdem das girrende Räderwerk in seiner Brust einen neuen Ansatz zum Reden genommen, fuhr er fort: „Ich bin sehr leidend. — Ich hätte längst meine Rechnung mit dem Leben machen müssen. — Ich bin nicht ganz arm. — Ich bin ziemlich wohlhabend. — Da dachte ich . . . nun ich hielt es für das beste . . . gerade heraus mein Herr: darf ich Sie zum Erben meines Vermögens einsetzen?"

Der Mann war wahnsinnig! Er mußte es sein! Ich schnellte auf meinem Sitze empor und fixierte ihn mit scharfen Augen.

Er aber sank vor diesen meinen Blicken nur noch winziger in seiner Sesselecke zusammen. Das Köpfchen wiegte wie hilflos auf der weißen Halsbinde hin und wieder. Er schnappte nach Worten — es war ein Erbarmen anzusehen. Mit den Händen tastete er in der Luft, als flögen die Worte dort umher und er hätte eine große Mühe sie einzufangen: „O, mein Herr . . . verzeihen Sie mir . . . o verzeihen Sie mir . . . ich habe Sie gewiß beleidigt . . ."

„Beleidigt? Wie so? Durchaus nicht! Wie sollten Sie mich beleidigen?" Ich wollte ihn beruhigen und schlug einen gleichgültigen Ton an. Zugleich gedachte ich seinen Wahn, wenn auch nur für den Augenblick, aus dem Geleise zu heben, in das er sich festgefahren zu haben schien, aber auf welch ungeschickte Weise geschah es!

„Ein kostbares Wetter heute, mein Herr!" sagte ich. „Sie sollten das Fenster öffnen — wirklich ein unbezahlbares Wetter! Ich sehe, Sie lesen die Zeitungen — was meinen Sie zu der neuesten Rede Dufours?"

Ah, ich kam diesem Kranken doch wohl zu grob! Ein trauriges Lächeln umhauchte seine liniendünnen Lippen, das glattrasierte Kinn in die eine Hand schmiegend, schüttelte er den Kopf: „O mein Herr . . . ich verstehe! — Ich verstehe vollkommen. — Man kann es Ihnen nicht übel nehmen. — Dergleichen kommt nicht alle Tage vor! — Das Geld macht nicht glücklich, mein Herr. — Es geschieht auch wohl, daß es diesem oder jenem den Verstand umwirft. — Ich bin vollkommen klar. — Ich weiß was ich will. — Uebrigens ist es so ein Unding, daß ein Ehrenmann — einen anderen Ehrenmann — zum Erben seines Vermögens einsetzt?"

„Ganz gewiß können Sie mit dem Ihrigen machen was Sie wollen," stotterte ich, nun völlig im Ungewissen, was ich von dem Manne zu halten hätte. „Sie können Ihr Geld in die Seine werfen, Sie können es an den ersten besten verschenken, da ist kein Zweifel . . ."

Eine nervöse Unruhe begann die sonst so stillen Falten seines Gesichtes zu beleben; plötzlich mit einem Ruck schob er sein bißchen Körper von einer Ecke des Sessels in die andere: „O mein Herr . . . was sagen Sie . . . den ersten besten!" jammerte er. „Sie sind mir noch lange nicht der erste beste! — Ich kenne Sie, obgleich ich Sie nie gesehen — Verzeihen Sie, aber Ihr Glück ist sehr laut, ich habe es belauscht. — Den Jubel Ihrer Kinder draußen auf der Treppe — alle die fröhlichen Stimmen aus den Fenstern droben — und das herzliche Lachen — auch ein wenig von Ihrer Unterhaltung. — Es that mir so wohl, mein lieber Herr — ich habe mich so erquickt an ihrem Glück! — Und einen gewaltigen Respekt bekam ich vor Ihnen — Sie sind Beamter, leben von Ihrem Gehalt und sind glücklich — ein Phänomen in unserem Paris! Da beschloß ich, Sie zu meinem Erben zu machen — verzeihen Sie nochmals, wenn ich Sie beleidigt! — Sie haben vielleicht recht, daß Sie mein Geld verschmähen — es könnte Ihnen das Glück verderben . . ."

Wenn der Mann dennoch bei gesunden Sinnen war! Wenn die Marotte dieses seltensten aller Sonderlinge mir ein wirkliches greifbares Vermögen vor die Füße legte — und ich sagte nein! — ich stieß es zurück! — zum Teufel, ich wäre ja selber reif für ein Narrenhaus gewesen! Eine heiße Flut schoß mir zum Kopf empor, es flirrte mir rot vor den Augen. Und es war etwas von der gräßlichen Gier, mit dem ein Halbverhungerter nach einem Stück Brote greift, wie ich nun meine Hand abwehrend gegen ihn schüttelte und ihm in schrillem Tone zurief: „Verschmähen?! Nein, nein! Durchaus nicht! . ."

Sofort schämte ich mich dieser häßlichen Regung — schämte mich vor ihm dort, der einen so „gewaltigen Respekt" vor meinem Glücke hatte. Und wie um meine Worte und meine

Geste vor seinen starr beobachtenden Augen zu verwischen, warf ich die Phrase hin: „Sie haben gewiß Verwandte mein Herr, die einen Anspruch haben . . .“

Er schwieg, wiegte zuerst den Kopf ein paar Mal hin und wieder, drückte dann sehr fest die Augen ein, wie um eine wehmütige Empfindung, die diese Augen verraten könnten, zurückzuhalten. Die eine Hand erhob er zum Tische und fuhr mit einem leichten Tappen über den Wust der dort angehäuften Zeitungen hin. Da begann es sich unter dem obersten Blatt zu regen. Es war ein feines Scharren und Kratzen zwischen dem Papier. Das Blatt hob sich in wellender Bewegung, es mußte ein Tier darunter sein. Und jetzt schaute das dunkle Köpfchen einer kleinen Schildkröte unter dem Rande hervor. Mit ihren feinen Augenperlen lugte sie zuerst ins Leere, dann, als wenn sie ihren Besitzer erkannt hätte, wankte sie auf ihren krummen Beinchen nach ihm hin.

Wirklich, über die Züge des Mannes spielte es ganz leise wie ein Ausdruck der Freude. Das also war das Wesen, dem jene monotonen Liebkosungen galten! Ein tiefes Mitleid ergriff mich.

Er legte seine Hand auf den Rücken des Tieres, das nun stille lag, mit halb eingezogenem Kopf: es war als empfände es durch den harten Panzer das zitternde Streicheln der Handfläche.

„Verwandte, mein Herr?“ sagte er. „Gewiß habe ich solche —“ und ein schweres räderndes Atmen — „ich habe solche. — Ein ander Mal sage ich Ihnen davon — genug es ist gesorgt für sie. — Es klebt kein rechter Segen an meinem Gelde — ich bitte Sie mein Herr, lassen Sie sich aber dadurch nicht abschrecken — das dürfen Sie nicht! — Sie waren glücklich ohne mein Geld — Ihr Glück ist echt und stark, es wird sich doch von dem bißchen Mammon nicht unterkriegen lassen, nicht wahr? — Ach, ich weiß ja nicht, ob ich es wagen darf, meine Offerte ferner aufrecht zu halten . . .“

„Ich bitte ganz und völlig über mich zu verfügen, mein Herr — ich bin durchaus zu Ihrer Disposition!“ fiel ich ein. So sehr ich mich diesmal zusammenhielt, so muß dennoch durch meine Stimme etwas von einer Angst gezittert haben, daß er mich mißverstehen, oder daß er die beabsichtigte Schenkung zurückziehen könnte.

„Sie wollen . . . Sie wollten wirklich? — O, ich bin Ihnen sehr dankbar, mein Herr — o, wie bin ich Ihnen dankbar!“ — Und seine Worte klangen wie erschüttert von der seltsamen Freude. Wahrlich, fast unheimlich war diese Freude! Jemand, der außer sich gerät vor Entzücken, daß ihm ein anderer sein Geld abnehmen will!

Ich trat zu ihm an den Tisch und in einem dunklen Gefühl des beschämten Stolzes griff ich nach seiner Hand: „Was können wir thun?... Was verlangen Sie? . . . Sie werden es erklärlich finden, daß ich mich nach einer Gegenleistung umsehe. Sie sind ohne Familie, Sie verbringen Ihre Tage in der Einsamkeit — darf ich Ihnen einen Platz in meiner Familie anbieten?“

Ich fühlte den leisen Druck seines Händchens. Aber er wehrte mit einem schnellen Kopfschütteln: „Ich passe nicht da hinein in Ihr Glück. — Ich würde zu viel Schatten werfen. — Ich bin still und zufrieden in meiner Einsamkeit — man gewöhnt sich an alles! — Ich weiß, keinem Besseren könnte ich mein Vermögen anbieten — gewiß Sie verdienen es — lassen Sie mir die reine Freude Ihre Genügsamkeit belohnt zu haben.“

„Sie werden wenigstens die kleine Münze unserer gelegentlichen Dankbarkeit nicht abschlagen dürfen! Meine Töchter werden Sie besuchen — ihre heitere Gesellschaft wird Ihnen gut thun!“

Da schien ihn der Schrecken des eingefleischten Einsiedlers vor neuen Gesichtern und vor der Sklaverei der Geselligkeit zu überfallen: „O sehr schön! sehr gut, mein Herr!“ stotterte er wie in einer Verlegenheit. „Aber Sie müssen mir schon die Stille meines Winkels lassen. — Ich werde mich aus der Ferne freuen. — Ich habe mich der Menschen so sehr entwöhnt. — Der Kreis meiner Ansprüche ist so klein, o so klein! — Glauben Sie, daß ich schon glücklich bin, wenn das dumme Ding von einer Schildkröte dort mir auch nur eine ganz winzige Spur ihrer Anhänglichkeit entgegenbringt? — Man nennt sie stupid diese Tiere, ihr Gefühlsleben, sagt man, sei spröde und hart wie der Panzer ihres Leibes. — Ich bilde mir dennoch ein, daß sie mich ein wenig liebt — freilich die äußeren Zeichen dieser Liebe muß man fast mit der Loupe suchen — wenn man aber zwanzig Jahre zusammen lebt, nicht wahr Margutta, so lernt man sich verstehen!“

Die letzten Worte waren an die Schildkröte gerichtet, die kein Glied rührte und ihren Kopf

nun völlig unter der Schale geduckt hielt. „He, mein Tierchen!“ fuhr er fort, „Margutta, he! Nun, sind wir heute nicht gut zu sprechen, Margutta?“

Es war rührend seltsam, wie der alte Mann mit schmeichelndem Ton auf die starr und teilnahmlos liegende Hülle seines Lieblings einredete. „Es ist dumm, es ist lächerlich — werden sie sagen, mein Herr — man könnte ebensogut seine Liebe an einen Stein verschwenden! — Sehen Sie, ich war ein großer Liebhaber von Tieren — ich habe mir Hunde, Affen, Vögel, allerlei gehalten — ich habe sie sämtlich wieder abgeschafft — teils waren sie zu lärmend, teils zu anspruchsvoll — und dann so gelehrig, so gescheit — was hatten sie nicht alles von den Menschen angenommen — meist nicht viel Gutes, oft das Böse — hören Sie, verzeihen Sie mir, offen heraus: ich liebe die Menschen schon nicht im Original — nun soll ich ihre Unarten in der Karikatur der Tiere erdulden? — Anders meine Margutta da — in ihrem Panzer hält sie sich streng reserviert — sie ist das verkörperte noli me tangere — sie weiß nichts von einem Egoismus — ah, Sie glauben nicht wie liebenswürdig sie ist in der Unverdorbenheit ihrer reinen Tierseele!“

Und äußerst sanft, fast vorsichtig, als könnte trotz der Dicke des Panzers dem Tiere ein Schaden geschehen, fuhr er mit der Hand darüber hin. „Sie hat mir einen großen Dienst geleistet — und sie ist mir eine außerordentlich teure Erinnerung — davon ein ander Mal. — Ich wäre ein Ungeheuer, wollt' ich ihr nicht dankbar sein, so lange ich lebe und — nun ja, auch über meinen Tod hinaus. — Hören Sie,“ und damit nahmen seine Mienen einen eigentümlich feierlichen Ausdruck an, hören Sie, ich könnte dem, der ihr ein Leid thäte — alle Marter und alles Unheil wünschen! — Vorhin, mein Herr, sprachen Sie von einer Gegenleistung — gut, da ist sie! — Ich werde Ihnen meine Achtmalhunderttausend cedieren — Sie werden sich meiner Margutta annehmen nach meinem Tode. — Wir sind dann quitt, verstehen Sie?“

„Herr Larmotte,“ rief ich lebhaft, „Sie können versichert sein, daß wenn jener Fall — wir wollen hoffen und wünschen — in unabsehbarer Ferne eintreten sollte . . .“

Warum vollendete ich den Satz nicht? Und warum blieben mir die Worte auf der Zunge kleben? Warum ergriff mich plötzlich ein geheimer Schauder vor den großen sondierenden Blicken dieses Mannes, die auf den Grund meiner Seele zu tauchen schienen? Fürchtete ich, daß sie dort auf etwas stießen, das ein Gegenteil wäre von meinem soeben ausgesprochenen Wunsche? — Nein, nein, nein! so furchtbar, so entsetzlich schnell konnte das Gift der Habgier noch nicht gewirkt haben!

Beim heil'gen Gott! Wenn er seine Blicke das nächste Mal wieder hinspüren ließe auf dem Grunde meiner Seele, so sollte sie rein und makellos vor ihm liegen, wie das weite Meer im lichten Mittagsglanz! Heute war ich nicht gewappnet! Ich war noch nicht tapfer genug! Es war mir alles noch zu neu — gleich, sofort da draußen, wenn ich wieder allein wäre, wollte ich das Gleichgewicht wieder finden!

Und ich empfahl mich mit einer Hast, die jenem befremdlich erscheinen mußte, nachdem ich ihm versprochen, baldigst zur weiteren Regelung der Angelegenheit wiederzukehren.

* * *

Draußen vor Herrn Larmottes Flurthüre stand ich und hielt mir den Kopf mit beiden Händen. Ueber die Augen fuhr ich mir, als müßte ich mich aus einem wüsten Schlafe erwecken. War dort die Thüre der Vorhang eines Theaters gewesen und hatte ich soeben mitgespielt in der lächerlich unnatürlichen Scene einer Feenposse? Noch war ich im Taumel von der ungewohnten Verrichtung. Und jetzt fiel der Alltag wieder mit voller Nüchternheit über mich her: dort die beiden langgereckten roten Fabrikschornsteine, die in der Helle des Treppenfensters aufragten, hier der schlechtimitierte Marmor der Wandmalerei; meine Hand umklammerte wie in einem Krampf das polierte Holz des Geländers.

Plötzlich blitzte eine Frage durch diesen Taumel. Hatte er Fünfhunderttausend gesagt? Oder waren es Achthunderttausend gewesen? Und diese Zahlen setzten alle meine Gedanken in Flammen! Mechanisch begann ich die Treppe zu meiner Wohnung hinanzusteigen, ich wankte wie ein Betrunkener und so wie dieses Mal war die Glocke zu unserer Wohnung noch nie in Alarm gesetzt worden.

„Ah, meine Kinder! Ah, Nanon, mein gutes Weib! Welch eine Geschichte!“

In einem Sturm umarmte ich sie alle, wie sie sich an mich herandrängten und mich mit

Fragen überhäuften. Meine verstörten Mienen und die Blässe meines Gesichtes erschreckten sie.

„Um Gotteswillen, was ist denn geschehen? Erzähle doch Papa!“ Und sie schoben mich zu einem Sessel hin.

„Ich wußte es ja, Herr Larmotte ist ein Ungeheuer — wir hätten dich nicht in seine Höhle lassen sollen!“ jammerte Lucie, die stark nach dem Romantischen neigte.

Endlich machte ich mir Luft. „Wißt ihr was, ihr mögt es glauben oder nicht, Herr Larmotte will uns fünfmalhundert . . .“

Ueber den Zahlen stolperte meine Zunge, und die Tausende wollten mich fast ersticken.

„Was denn? O, was denn Papa?“

„Herr Larmotte will uns — acht—mal—hunderttausend Frank vererben! Alles abgemacht soeben. Da habt ihr's, mögt ihr's glauben oder nicht!“

Als wäre mit diesen Worten ein Feuerwerk in ihrer Mitte losgegangen, so fuhren sie auseinander. Lucie stieß einen lauten Schrei aus und erbleichte, Adeline starrte mich im hellen Entsetzen mit ihren größten Augen an und Lolotte ließ ein paar ihrer metallischen Lachnoten erklingen, sie glaubte gewiß, Papa machte einen famosen Scherz; Charlot warf einen kräftigen, sehr boulevardmäßigen Fluch hin, den ihm mein Weib zu einer anderen Zeit verwiesen hätte, und der stille Alfons murmelte ein: „Mein Gott, mein Gott!“ vor sich hin, er war völlig bestürzt. Auf mein Weib allein schien die Zahl keinen Eindruck gemacht zu haben. In der rundlichen Behäbigkeit ihrer kleinen Figur stand sie vor mir, die Arme verschränkend und immer wieder lösend, blitzte mich mit ihren verständigen grauen Augen streng genug an: „Er soll doch mit andern seine Scherze treiben, dein Herr Larmotte!“ rief sie. „Wir haben ihm keine Veranlassung gegeben diesem . . . . diesem . . . .“ Sie fand kein rechtes Wort für ihre Entrüstung.

Ich begann meine Erläuterungen vorzubringen und so, in den abgerissenen, aus jener Unterhaltung mit Herrn Larmotte gelösten Gesprächsfetzen mochte die Sache ja märchenhaft genug klingen.

„Verrückt! Er ist verrückt!“ fiel mein Weib immer wieder mit einem Refrain in meine Worte ein. Das ärgerte mich zuletzt. „Gut!“ sagte ich, „so habe ich also geträumt! Natürlich ihr alle mit, denn der Brief von heute Mittag ist auch erträumt!“

Und dann saß ich stumm und trommelte meinen Aerger mit den Fingern beider Hände auf den Lehnen des Sessels aus.

Das erduldeten sie nicht lange. Mit Bitten und Schmeicheln und gar mit Thränen waren meine Mädchen bemüht, mich zu einem nüchternen Bericht des Geschehenen zu bewegen. Schließlich erzählte ich alles, von dem ersten Eintritt in Larmottes Kabinett bis zum Ende.

Und welches war die Wirkung? Warum jubelten sie denn nicht auf? Warum gerieten sie denn nicht außer sich über den unerhörten Zufall, der uns ein solches Vermögen in den Schoß warf?

Es war still in der Runde. Wie gebannt standen sie, hie und da seufzte eines auf. Lucie weinte vor Erregung heimlich in ihr Taschentuch hinein.

„Um eine Schildkröte! Ist es wohl möglich!“ warf mein Weib hin. „Er ist dennoch ein Narr!“

Ganz kleinlaut und vorsichtig, wie in einer Furcht vor dem seltsamen Schweigen, sagte Charlot, dem der Ordnungssinn des angehenden Buchhalters keine Ruhe ließ: „Du sagtest einmal von fünfhundert und dann von achthunderttausend, Vater?“

„Das wird sich finden — ich habe nicht recht gehört, übrigens dächte ich, wir hätten auch an den Fünfhundert genug, wie?“

Fünf—mal—hundert—tausend! Die Zahlen gingen mit einem geheimnisvollen Flüstern in der Runde. Wie die Zauberworte einer Beschwörung schwirrten sie durch die Luft.

Es war gar zu lächerlich! Mit einem jähen Auflachen zerriß ich diesen Bann: „Meine Kinder sind wir denn närrisch ganz und gar? Es ist ja fast, als sei uns eine Million mit einem Krach aufgeflogen! Was sollen wir uns Sorgen machen wegen eines Geldes, das wir noch gar nicht einmal haben!“

Da brach es von allen Seiten los. Wie konnte man aber auch nur solche Gesichter aufsetzen! Es war die verkehrte Welt! Lachend und jubelnd drängte man auf mich ein, man wollte mich fast erdrücken. Ich rettete mich schließlich, indem ich eine Fahrt nach den Boulevards in Vorschlag brachte. „Wer kann heute daheim bleiben!“

Eine Viertelstunde darauf saßen wir in einem Fiaker. Wir sieben in einem Fiaker und es war nicht einmal der geräumigsten einer; eng

aneinander geschmiegt, halb aufeinander saßen wir in köstlicher Drängnis. Es war das erste Mal, daß wir uns diesen unerhörten Luxus gestatteten. Ich versprach dem Kutscher, der wegen der Ueberlast nicht aufhören wollte, in seinen Bart zu brummen, ein reichliches Trinkgeld. Meine Frau schüttelte den Kopf wegen dieser Verschwendung.

„Ich denke Nanon, wir können das heute schon riskieren!“ rief ich in meinem Uebermut. „Und auch noch ein wenig mehr! Ich dächte die Marmortische des Café de la Paix auf dem Boulevard des Italiens wären ebensogut für uns da wie für andere, he?“

Da hatte ich mitten in das Centrum aller Wünsche getroffen! Meinen Kindern war es immer schon als ein Gipfel aller Erdenfreuden erschienen, einmal im magischen Flammenschein des Café de la Paix unter eleganten Parisern und absonderlich kostümierten Fremden zu sitzen und die Pariser Luft von dieser fashionablen Höhe aus mit vollen Zügen einzuschlürfen.

Und so fuhren wir nach Paris hinein. Es war ein wundervoller Sommerabend — Sterne und Sterne allüberall. Droben am stahlblauen Firmament ging ein glitzerndes Gewimmel, hier unten, auf der von streichenden Dampfschiffen erregten Seine war ein fröhliches Hüpfen blitzender Funken und gleißender Reflexe; weithin aber in den Avenuen, zwischen den leuchtenden Perlenreihen der Laternen, huschten im wirrenden Durcheinander die unzähligen Wagenlichter. Dieser Abend hatte etwas Berauschendes und es war wirklich als bemächtigte sich unser eine Trunkenheit voll Lust und sprühenden Lebens.

* * *

Acht Tage darauf spazierte die Schildkröte des Herrn Larmotte auf unserem Salontische umher.

Hatte der bedauernswerte Sonderling sein eingeschrumpftes Stückchen Leben so plötzlich beendet? Hatte denn wirklich die unerhörteste aller Schrullen greifbare Gestalt gewonnen und lag nun im gleißenden, die Sinne berückenden Scheine des Goldes zu unseren Füßen? Nein das nicht — jetzt noch nicht! Margutta war nur auf etliche Wochen unsere Pensionärin geworden.

Das verhielt sich so. Bei einem der folgenden Besuche, die ich im vierten Stock abstattete, überraschte mich Herr Larmotte mit der Nachricht, daß er zu verreisen gedächte, daß er verreisen müßte — sein Arzt hätte ihm dringend eine Luftveränderung angeraten. Warum spielte ein so wehmütig verlegenes Lächeln über seine matten Gesichtszüge, wie er das sagte? — Uebrigens geschähe das schon seit Jahren in jedem Sommer, setzte er wie zu einer Entschuldigung hinzu. Später sollte ich erfahren, welche rührend eigentümliche Bewandtnis es mit dieser Luftveränderung hatte.

Der eine Sohn war als unheilbar in einem bekannten Asyl für Geisteskranke untergebracht. Nun besuchte ihn der Vater alljährlich auf mehrere Wochen, das heißt der arme Alte versuchte mit jedem Tage immer wieder vergeblich, sich dem Kranken erkenntlich zu machen. Eine unendlich traurige und trostlose „Luftveränderung“. Der andere Sohn hatte in früheren Jahren nicht gut gethan, der starre und strenge Sinn des Vaters hatte ihn des Hauses verwiesen; er schien sich in der Irre des Lebens verloren zu haben. In beiden Fällen mußte das Geld eine verhängnisvolle Rolle gespielt haben.

Es soll hier in diesem Bekenntnis keiner meiner Gedanken im Verborgenen bleiben! Ich will mein Gewissen entlasten von seinem Alp und ich will mein Herz reinigen von seinen Schlacken. Also offen heraus: ein Schreck durchzuckte mich bei dieser Nachricht von Larmottes Reise. Meine aufgeregte Phantasie ließ ihre Trompetenstöße ertönen: er will uns zum besten halten! Er ist ein Schwindler! Er will uns entwischen! — Ach das arme, bedauernswerte Männlein, dessen ganze Erscheinung ja wie die verkörperte Bitte an die umgebende Luft war, daß sie ihm seine mühsamen Atemzüge verzeihen möchte.

„Ich muß Sie bitten, sich meiner Margutta da — während meiner Abwesenheit anzunehmen, mein lieber Herr — wollen Sie mir den Gefallen thun?“ brachte er zaghaft genug hervor.

„Mit Freuden! Von Herzen gern!“ — Ich atmete auf. So ließ er uns das kostbare Tier doch als Pfand zurück!

Mein Staunen darüber, daß er sich freiwillig von dem geliebten Wesen trennen konnte, vermochte ich nicht ganz zu verbergen. Da erzählte er in seiner entschuldigenden Art, wie er bei seinen früheren Reisen die Schildkröte stets mitgenommen. Das letzte Mal aber wäre ihm so viel Malheur damit passiert. Allerlei Miß-

geschick hatte sie bedroht. Einmal wäre sie um ein Haar von einer schweren umstülpenden Kiste erschlagen worden. O und die Neckereien und schändlichen Intriguen der Menschen! Kein Auge hätte er zu schließen vermocht! Den Kummer und die Angst möchte er nicht ein zweites Mal erdulden. „Nun werden Sie sich des Tieres annehmen“ — fügte er aufatmend hinzu. „Nun werde ich in Ruhe reisen können. — Nicht wahr, mein Tierchen, man wird gut gegen dich sein — man wird dich nicht umkommen lassen, ja?“

Und er fuhr mit dem kleinen Finger, der etwas bebte, über das vorgestreckte Köpfchen der Schildkröte liebkosend hin und wieder.

Uebrigens ganz aus eignem Antrieb hatte er mir die Abfertigung eines notariellen Aktes zugesagt, der mich nach seinem Tode in den Besitz der achthunderttausend Frank setzen würde. Diesmal hatte ich mich nicht verhört. Mit einem fast rasselnden Rädern seiner asthmatischen Brust haspelte er gleichsam die Zahl vor mir ab. Ich war wie mit allen Sinnen darauf gestürzt, jede Fiber in mir schien plötzlich mit einem Gehör begabt. Und später, auf meinem Comptoirsitze erwischte ich mich zu öfteren Malen, wie ich die Zahl auf die Löschblätter meiner Bücher hinmalte, um mich an dem Zauber ihrer vielen Nullen zu berauschen.

Der bewußte Akt sollte erst nach seiner Rückkehr ausgefertigt werden. Warum nicht jetzt? Warum nicht gleich? Wollte er uns etwa prüfen? Unsere Güte seinem Tiere gegenüber erproben, ehe er uns dasselbe für den Fall seines Todes anvertraute? Oder lauerte gar unter dieser scheinlosen Hülle ein Dämon, der uns nur mit dem Glanze seines Goldes aus der Ferne vexieren, quälen, martern wollte? — Ach, der ärmste aller reichen Leute, der ein kindisches Glück kaum verbergen konnte, daß wir uns dazu verstanden, ihn von der Sorge dieses Geldes zu entlasten!

Und nun krabbelte die Schildkröte mit ihren unbeholfen ausholenden Schritten, den schwerfälligen Körper wie eine Last dahinschleppend, auf dem Tischteppiche hin und wieder. Das Fortschreiten in dem weichen Plüsch schien ihr einige Schwierigkeit zu machen, jetzt hielt sie, reckte das Köpfchen hoch heraus und wendete es langsam in der Runde.

Wir standen sämtlich um den Tisch gepflanzt und staunten das Ding wie ein Wunder an. Jede seiner Regungen schien in unseren Mienen nachzuzucken und unsere Blicke musterten mit gespannter Aufmerksamkeit die Einzelheiten seiner plumpen Gliedmaßen. Wie es das spitze Schwänzchen im Bogen herumzog, wie es die bekrallten Füße setzte, von einer Seite auf die andere wankend einem Betrunkenen gleich; und nun das geometrisch abgeteilte Muster seiner Schildplatten, die schwarzgerunzelte Haut des Halses, die kleinen perlartigen Augen. Allerlei Eigenschaften mußten sich diese gefallen lassen. Wie schön sie seien — wie dumm sie seien — nein, wie schlau! Wie gutmütig! — nein, wie unheimlich! Wie nachdenklich! Wie blöde! Wie unternehmend! Es gab einen lebhaften Widerstreit, ob ihre Farbe blau oder grau oder braun oder schwarz, die Zwischennuancen nicht zu nennen. „Es sieht mich an! — Nein mich! — I was doch, mich sieht es an!“ Darüber entstand bei den Mädchen eine Art Wettbewerb, wen es mit den Blicken seiner dummen und schlauen, seiner braunen und blauen Augen beglückte.

Jetzt öffnete es sein Mäulchen breit und weit. Und es war ein O! und ein Oho! des Staunens, mit dem wir in die wulstige, mattrosa gefärbte Oeffnung hineinsahen.

„Es wird schreien!“ hieß es. „Ach, es kann ja gar nicht schreien, nicht wahr, Papa? — Es ist hungrig! — Es ist schläfrig — es gähnt ja nur . . .“

Auf den Rand des Tisches wackelte es nun hin mit schnellerem Tappen. Und dort schien es mit weit ausgeschobenem Kopfe ins Leere zu fühlen, machte Bewegungen mit den Vorderbeinen, als ob es den Sprung in die ungeheuere Tiefe wagen wollte. Alfons nahm es und setzte es mit übertriebener Vorsicht wieder mitten auf den Tisch. Von den Mädchen hätte es heute noch keines angerührt.

Wie ganz anders war da Larmottes Haushälterin mit dem Tiere verfahren! In ihren harten Schuhen kam sie in die Stube getapst, einen eigentümlichen Duft von frischgewaschenem Kattun verbreitend. Das bräunliche Schnitzwerk ihres strengen Altjungferngesichtes nickte uns ohne eine Spur von Freundlichkeit zu.

„N'Tag, die Gesellschaft mitsammen!“ rief sie in ihrer rauhen bäuerischen Art, indem sie dabei die Fläche der einen Hand hin und her über die Schürze rieb.

„Da bring' ich sie!“ sagte sie, griff in die Tasche ihres Kleides, suchte, griff tiefer und mußte sich weit herabbücken, um den Boden der unergründlichen Tasche zu erreichen. Dann zog

sie die festgekrallte Schildkröte mit einiger Mühe und ziemlich gewaltsam hervor und Plang! mit einem lauten und harten Schlag tapfte sie das Tier auf ein kleines Nipptischchen nieder. Es war, als hätte sie einen Stein dorthin gelegt.

Auf ein Gespräch schien sie nicht einzugehen, doch wollten wir sie nicht fortlassen, ohne uns über die Lebensweise des kostbaren Tieres erkundigt zu haben.

„Was frißt sie denn, meine Liebe?“ fragte ich.

Die Alte zog die Stirnfalten: „O — je nachdem — fast nichts — manchmal gar nichts. Sie macht, was sie will!“ warf sie nachlässig hin.

„Wie bringt man sie unter, wo läßt man sie?“ fragte Lucie.

„O sie macht, was sie will!“ war die Antwort.

„Man wird ihr ein Bett bereiten müssen,“ meinte Lolotte mit verschmitztem Lächeln, „Sie soll mein Puppenbett haben! Es wird famos!“

Die Alte zuckte fast verächtlich die eckigen Schultern.

„Kriegt sie denn zu saufen? Setzt man sie zuweilen ins Wasser?“ fragte Charlot.

„O machen Sie, was Sie wollen mit ihr! Ist ihr alles recht! Sie macht, was sie will!“ Und damit jedes weitere Examen abschneidend, empfahl sie sich: „N'Tag die Gesellschaft!“

Wir waren verdutzt und ratlos.

Sie macht, was sie will! — Und so war es auch. Unsere Häuslichkeit begann sich immer mehr um diese stumme, stupide, unschöne Hornmasse zu drehen. Wir, nun wir wagten eben gar bald nicht mehr zu thun, was wir wollten. Die Schildkröte spielte sich als die Herrin im Hause auf!

Anfangs waren wir noch nicht gar so ängstlich mit ihr. Meine Frau besonders verlachte die Zimperlichkeit der Mädchen, die mit ihr umgingen, als wäre es eine kostbare, äußerst zerbrechliche Nippsache. Allmählich erst begannen sie dreister zu werden. Allerlei Kapriolen stellte man mit ihr an, man ließ sie marschieren, über Hindernisse klettern und purzeln und man ergötzte sich, wie sie auf dem Rücken lag und hilflose Zappelbewegungen mit den Beinen machte. Der Mutwille trieb seinen ergötzlichen Schabernack, man pflegte und hätschelte sie wie eine Puppe — Margutta hier! Margutta da! — Der Name Margutta war der Refrain unseres Gesprächs. Margutta! tönte das Echo aus allen Ecken.

Es war wirklich nur das naive Interesse an dem seltsamen Lebewesen, in seiner drolligen Unbeholfenheit reizte das ihren Mutwillen. Keine lauernden Hintergedanken — noch nichts von jener unheimlichen Angst, mit der etwa das zerbrechliche Leben eines kleinen Majoratsherrn von seiner Umgebung gehütet wird. Gottlob, ihre Gemüter waren noch rein geblieben von jenem entsetzlichen Gifte, das an meiner Seele immer breiter umherfraß!

* * *

Plötzlich erhielt diese Naivetät einen gewaltsamen und sehr häßlichen Riß. Es geschah an einem Sonntag Nachmittage während unseres kleinen Diners. Wir waren sehr lustig, ja wir waren ausgelassen wie die Kinder. Die Karaffe des besseren Weines, den ich uns gespendet, mochte ein wenig ihre Wirkung geübt haben und dann — warum sollten wir uns nicht an den Aussichten auf unsere goldglänzende Zukunft berauschen?

Bisher waren die Wünsche nur ganz bei Gelegenheit gefallen und sie waren so hübsch bescheiden geblieben. „Wir werden jedes seine eigne große Kommode haben, nicht wahr, Papa?“ meinte eines der Mädchen. Sie behalfen sich jetzt zu dreien mit nur zwei von diesen Möbeln. — „Alfons wird seinen Büffon haben, nicht wahr, Papa?“ Der gute Junge träumte schon seit Jahren von diesem Büffon. Und vor einem Konfektionsladen: „Entzückend Mama, diese mit silbergrauem Schwan besetzten sorties de bal!“ Die guten Kinder hatten noch nie die Spur von einem Balle kennen gelernt, nun, beim Anblick der duftigen Pelerine eröffnete sich ihnen die strahlende, von zauberischer Musik durchrauschte Herrlichkeit eines Ballabends.

Wir machten längere und häufigere Stationen an den Läden der Boulevards und unter dem Vorwande des überaus billigen Einkaufs von allerlei Bagatellen wußten uns die Mädchen immer wieder in das Gedränge des feenhaften Louvremagazins zu locken.

Heute stachelte uns der Uebermut und wir schnitten uns die Wünsche aus dem Vollen heraus. Allerlei Pläne gab es, mit glänzenden Augen und lachendem Munde weideten wir uns daran. Es war von einer Villa die Rede.

„Oho!“ machte mein Weib.

Von einer Equipage — von großen Reisen — von einer Loge im Theater.

„Oho!“ machte mein Weib in ihrer verständigen Art. Aber sie schmunzelte doch dazu.

Auch allerlei Tollheiten wurden vorgebracht. „Papa, was meinst du, wenn wir uns dann einen ganzen Trammwagen mieteten, um nach Paris zu fahren,“ brach Lolotte heraus. „Famos, wie? Wir hätten so schön Platz — und was für ein Halloh gäbe es bei den Leuten! Man höre: reserviert für die Familie Morques!“

Und gleich darauf: „Wenn man in einer Nacht alle Häuser der Rue Maresquille bunt anstriche! Zu Karneval natürlich — blau-weiß-rot, quer wie die Schilderhäuser — ein ungeheurer Spaß, hört!“ damit setzte die Schelmin das Glas an die lachenden weißen Zähnchen und schlürfte mit einer resoluten Gebärde den rotfunkelnden Inhalt hinab. „Reserviert für die famose Familie Morques!“ rief sie im komischen Stentorton der Ausrufer.

Auf einmal — Padderang! — Etwas Schweres, Hartes, das mit dröhnendem Hall da drinnen in der Nebenstube auf die Diele schlägt!

Wir fuhren alle zusammen. Was war es? War jemand ins Zimmer gedrungen? Charlot sprang zuerst auf, um nachzusehen. Sofort kam er wieder und als wenn es nichts zu bedeuten hätte, sagte er: „Nichts, weiter nichts, die Schildkröte!“

„Was?“ rief ich. „Wieso die Schildkröte?“

„Sie wird herabgefallen sein!“ meinte meine Frau.

Ich fühlte, wie ich flammenrot ward im Gesicht. Ich riß die Serviette aus dem Ueberschlag der Weste, wischte mir mit einer wütenden Gebärde den Mund.

„Wer hat sie herabfallen lassen?“ donnerte ich.

„Es schadet ihr schon nichts, Papa!“ beschwichtigte Adeline. „Sie ist schon einmal . . .“

Es war gut, daß sie nicht vollendete. „Das wollen wir schon sehen, ob es ihr nichts schadet!“ In einer gewaltigen Aufregung fuhr ich in die Stube hinaus. Die andern mir nach.

Da lag die Schildkröte zu Füßen eines nicht ganz niedrigen Schränkchens, lag dort völlig regungslos, alle Gliedmaßen eingezogen wie ein toter Klumpen.

„Sie ist tot!“ schrie ich. Stand dort mit vor Schreck geballten Händen.

Entsetzt starrten sie mich an, mich, nicht die Schildkröte.

„Wer hat sie dort hinauf gelegt? Wer?“ drohte ich. Meine Stimme klang heiser und sie wankte.

Adeline und Lucie brachen in laute Thränen aus.

„Ich will es wissen! Sofort will ich's wissen!“ Und meine zornigen Blitzesblicke fuhren über die blassen Gesichter. Lolotte, die Schmeichelkatze, wollte sich mir mit einer kleinen besänftigenden Liebkosung nähern. Sie hielt aber inne vor den zuckenden Falten meiner Stirne.

„Ollivier!“ sagte meine Frau in erzwungen ruhigem Ton „aber mein Gott, Ollivier, was fällt dir denn ein, so zu wüten? Was ist denn weiter?“

Damit bückte sie sich, hob die Schildkröte vom Boden auf und setzte sie auf den Tisch. Aber nicht behutsam, wie es dieser Kostbarkeit zukam, nein, mit einem ärgerlichen, trotzigen Plang! das noch lauter hallte, als das brutale Plang von Larmottes Haushälterin.

Das brachte mich ganz außer mir. In zitternder Erregung stand ich, die Worte erstickten mir in der Kehle.

Mein Weib hob in einer halb verächtlichen Gebärde ihre runden Schultern: „Sie wird uns noch alle toll machen, deine Schildkröte,“ warf sie ärgerlich hin.

„Deine Schildkröte!“ Mit einem Schnappen machte ich meinem Zorn Bahn. „So also, meine Schildkröte? — Und euch geht sie nichts an? Es ist ganz einerlei, ob sie umkommt oder nicht! Werft sie doch lieber gleich zum Fenster hinaus und die Achtmalhunderttausend mit! Oder besser, schlachtet sie euch doch zu einem Mockturtle ein! Eine Suppe, die uns achtmalhunderttausend Frank kosten wird! Eine billige Suppe, parbleu, eine ganz billige Suppe!“

Gerade die höhnende Art, mit der ich meinen Zorn austobte, ließ das Weinen und Schluchzen der Mädchen zu einem wahren Jammer anwachsen. Ihre Mutter beruhigte sie: „Wer wird auch noch weinen um so eine elende Amphibie — aber wir werden sie vergolden lassen und sie dann unter eine Glasglocke stellen . . . .“

Ich schlug die Hände über dem Kopf zusammen in einer Verzweiflung, daß sie meine Erregung nicht teilen wollten. Nein, sie begriffen noch nicht, es war ihnen noch nicht ins Bewußtsein gedrungen, welch ungeheuere Verantwortung mit der krabbelnden Kreatur in ihre Hände gelegt war.

„Achtmalhunderttausend Frank, oder keine

achtmalhunderttausend Frank — ist das denn wirklich so gleichgültig!" beschwor ich sie.

„Glücklicher wie glücklich kann man nicht sein und man kann nicht mehr thun als sich satt essen — ein Reicher kann auch nicht mehr Luft einschlucken als ein Armer," erwiderte meine Frau in dem geradezu empörenden Phlegma ihres tiefsten Altes.

Das war mir zu viel. Ich sank in meinen Sessel, wie gebrochen von Schreck und Aerger. „Meinetwegen," stöhnte ich, „meinetwegen werfen wir die Achtmalhunderttausend auf die Straße! Mir auch recht! O gewiß sind wir ja glücklich gewesen vordem und werden uns ferner zu bescheiden wissen . . ."

Diese Resignation war kein Ausdruck meines Herzens. Nein, ich wollte mich nicht bescheiden, ich hatte mich schon zu sehr von den Lockungen des Goldteufels umstricken lassen! Die Meinigen mußten bemerken, welch angstvoll stierende Blicke ich nach dem regungslos dortliegenden Tiere hinsandte.

„Es wird ihr nichts geschadet haben," beruhigte mich Alfons, der das Tier vorsichtig betastete. „Ich habe gelesen, daß sie solche Sprünge ganze Felsen hinab freiwillig auszuführen pflegen."

Ich wollte mich nicht belehren lassen. „Sie wird tot sein, o gewiß wird sie tot sein!" preßte ich mit einem schweren Seufzer hervor.

Da fühlte ich meinen Hals von ein Paar weichen Armen umschlungen. „Papa, o lieber Papa!" schluchzte Lolotte an meiner Wange. Da ich sie duldete, so wagten sich auch ihre Schwestern heran. Und nun begannen sie mich zu trösten: sie würde ja wieder aufleben, die Schildkröte, den Tort würde sie uns doch nicht anthun — o und wie wollten sie dieselbe hüten und bergen, kein Stäubchen sollte ihr ein Leides thun fortan!

Ich war weich geworden mit ihnen und, wie um meine in eine Rührung umschlagende Aufregung zu bemänteln, erinnerte ich sie an Mr. Larmottes Hilflosigkeit, welche Rolle das Tier in seinem sonnenlosen Einsiedlerleben spielte und welche Sünde wir auf uns lüden, wenn wir das arme Männlein auf leichtsinnige Weise seines einzigen Trostes beraubten.

Zuletzt stimmte auch mein Weib in die allgemeine Rührung ein. „Nun ja also, man wird sie eben künftig auf keinen Schrank mehr legen," sagte sie. „Man wird ihr ja doch ihren Willen lassen müssen!"

Nun saßen wir in einer peinigenden Stille und starrten mit besorgten Augen nach dem Tiere hin, ob es uns denn nicht aus unserer Angst erlösen wollte. Alfons fuhr fort uns zu trösten und kramte allerlei wissenschaftliche Notizen über das rätselhafte Wesen dieser Tiere aus, das oft die sichersten Beobachtungen zu schanden mache. Seit die Schildkröte im Hause war, hatte sich dieser unser Streber mit allem Eifer auf chenologische Studien geworfen. „Man muß sich beizeiten eine Specialität wählen," sagte er.

Auch die Mädchen nahmen nun den Mut und brachen offen mit dem Bekenntnis hervor, daß die Schildkröte schon einmal, freilich nur von einem Stuhl, herabgefallen und nach einer Art betäubten Schlafes von einer Stunde ganz lustig wieder erwacht wäre.

Und übrigens kannten wir denn nicht jenes Ereignis, aus Larmottes Leben, das er mir in einer ausgiebigen Stunde erzählt, offenbar in der Absicht, mich mit einem größeren Respekt für dies gleichgiltige und stupid scheinende Ding zu erfüllen?

Es war vor vielen Jahren. Mr. Larmottes Gattin lag an einer schweren Krankheit darnieder, die Aerzte hatten sie fast aufgegeben, von einer Krisis erharrten sie das letzte Heil. Larmotte hatte schon in der vierten Nacht die Stelle an ihrem Bette nicht verlassen, die Sorge für die streng und pünktlich einzuhaltenden Verordnungen der Aerzte wollte er nicht dem etwa strauchelnden Pflichtgefühl eines Dienstboten oder einer Wärterin anvertrauen. Da aber, in der dumpfen Dämmerung des Krankenzimmers, kam der Schlaf mit der Stille der Nacht heimtückisch herangeschlichen und überwältigte seine Sinne, jetzt in dieser Nacht, wo von der peinlichsten Regelmäßigkeit in der Eingabe der Medicin Tod und Leben des geliebten Weibes abhing.

Da war er plötzlich mit einem jähen Ruck aus der Betäubung des Schlummers emporgeschnellt. Ein Schlag war geschehen im Zimmer, etwas Lautes, Dröhnendes, das ihn aufspringen hieß. Einen entsetzten Blick hatte er nach der von dem Streiflichte der Nachtlampe erhellten Uhr geworfen — es war bereits eine Stunde über jene vom Arzt bestimmte Intervalle verstrichen. Sofort hatte er das Versäumnis nachgeholt und der Kranken die Medicin gespendet. Dann erst forschte er nach der Ursache jenes Schlages, die sich zuerst nicht entdecken wollte. Sehr einfach, es war die Schild-

kröte gewesen, die von ungefähr herabgefallen sein mußte und ihn so aus dem verhängnisvollen Schlafe geweckt hatte.

Sein Weib genas dieses Mal. Die Schildkröte hatte ihr das Leben gerettet. Das setzte sich ihm immer mehr zu einer Ueberzeugung fest, und die Zärtlichkeit, die er dem Tiere spendete, wurzelte somit in einem rührenden Gefühl des Dankes. Gewiß es war keine gewöhnliche Schildkröte, man durfte sie nicht leichthin auf eine Stufe mit ihresgleichen setzen . . .

„Sie hat sich bewegt!“ rief plötzlich Lolotte in unser verdutzt lauschendes Schweigen hinein.

„Was? — wirklich? — Es ist nicht wahr! Wo denn?“ Wir waren alle an den Tisch herangefahren, spähten nach der Spur einer Bewegung, die Lolotte entdeckt haben wollte. Mit einer fast fiebernden Spannung spähten wir, als befänden wir uns vor einem Glücksrade und erwarteten den Zeiger auf unserer Nummer halten zu sehen.

Endlich! — Es war ein großes, langaufatmendes „Ah!“ der Erlösung, wie sie nun langsam das Köpfchen unter dem Panzer in die Höhe schob und uns in der Runde zu betrachten begann. Ich glaubte wirklich zu bemerken, es läge ein ironisch lächelnder Ausdruck in dem Gucken ihrer mit einem feinen Lichtpunkt belebten Augenperlen.

Meine Mädchen jubelten und lachten in heller Freude. Sie hatten ja gewußt, daß es ihr nicht schaden könnte! Aber nun wollten sie das Fräulein schon in der acht halten, „sie hat uns eine schöne Angst bereitet, gelt Margutta?“

Mein Weib aber meinte ganz trocken: „Sie macht was sie will! Sie hält uns zum besten! Sie wird unser Haus noch auf den Kopf stellen!“

* * *

Von da ab war es nicht mehr die Schildkröte, nein es waren die Achtmalhunderttausend, die wir hüteten, die uns den Schlaf störten in der Nacht und die uns in zitternder Spannung hielten bei Tage. Wir überwachten uns selbst, ob auch keines das Tier etwa minder sanft behandelte, und wenn sich eine Vernachlässigung zeigte, so setzte das peinliche Untersuchungen, die in einer Thränenflut endigten. Margutta! Immer Margutta! Der Name umschwirrte unsere Gedanken wie das stetig andauernde Gesumme von Insekten an einem Frühlingstage — aber es war nichts mehr von dem naiven Interesse an dem Tiere, es war die fort und fort mahnende Losung, daß wir die Angst um die Hunderttausende nicht einschlafen ließen.

Mit unseren gemeinsamen Ausflügen war es vorbei: es hätte dem Tiere doch etwas geschehen können während unserer Abwesenheit. Immer dünner und seltener ward das Lachen und gleich einer schwülen Gewitterwolke türmte sich ein feierlicher Ernst an dem heiteren Himmelsblau unserer Tage empor. Keine wehenden Tücher mehr von den Fenstern aus, kein Willkommgruß, der die Treppe herab mir entgegenjubelte — schweigend, mit einem leisen Gefühl der Wehmut stieg ich nun durch die langweilige Oede des Treppenhauses hinan, von dem Hallen meiner Schritte begleitet. Aber ich tröstete mich: sie, meine Mädchen hüten ja die Schildkröte, es ist besser so — später soll es ja wieder anders werden!

Wenn mich jene nun empfingen, so überstürzten sich die Berichte: „Papa, sie hat dies und das gethan! Papa sie ist heute in einem Zug quer durch die Stube gekrochen!“ Sie, immer sie! Es war wirklich lächerlich! Wir wurden so behutsam mit all unseren Bewegungen, wir wagten im Dunkel nicht durch eine Stube zu gehen, daß wir sie nicht etwa zerträten; gab es irgend ein Geräusch, so horchten wir — „Pscht! die Schildkröte!“ Selbst in der Nacht schreckte uns ein wirkliches oder erträumtes Geräusch, das von ihr herrühren konnte, aus dem Schlaf. Sie, immer nur sie!

Im Geheimen schüttelten wir wohl die Köpfe ob unserem Gebahren — ich glaube wir schämten uns voreinander; eine seltsame Scheu hielt unsere Worte und Blicke gefangen. Ja wir schämten uns, wie dies elende Ding von einer Schildkröte uns so zum besten hielt!

Selbst mein verständiges Weib konnte sich diesem Einflusse nicht entziehen; mit ihrem resignierten „Sie macht was sie will!“ gab sie sich in den geheimnisvollen Bann.

O, es war ein unerträglicher Bann! Ich raffte mich auf, wollte ihn zerhauen. Eines Nachmittags überraschte ich die Meinigen mit dem Vorschlage: „Kinder, was meint ihr, wenn wir unsere Soirée gäben!“

Da brach die alte Fröhlichkeit mit einem lauten Jubel aus. Man muß wissen, was es heißen sollte: unsere Soirée! Seit Jahren planten wir an dieser Soirée, die aufblühenden Reize unserer Mädchen mahnten uns immer

dringender daran — wir waren zwar nur einfache Leute, aber wir wollten uns dieser Revanche, die wir unseren Bekannten schuldig waren, nicht entziehen. Bis in die Einzelheiten war diese Soirée schon festgestellt worden, es war berechnet worden, wie viel Kerzen wir brauchten und wie viel Punschgläser wir bei Bekannten den unseren noch zuleihen müßten. Immer wieder kamen wir darauf zu sprechen. Vor den Torten eines Konditorladens hieß es: „Wenn wir unsere Soirée geben!“ Wurde in der Zeitung irgend ein vornehmes Fest geschildert, so fand das sein unausbleibliches Echo in unserer Soirée.

Den Kindern war sie zu einer Art Feenmärchen geworden, das sie sich um so glänzender ausmalten, je weniger es Anstalten machte, aus seiner Wolkenhöhe in diese Wirklichkeit herabzusteigen, denn immer wieder schreckten wir vor den Kosten einer solchen Extravaganz zurück.

Und nun sollte sie zu einem wirklichen greifbaren Ereignis werden diese Soirée! Die kopfschüttelnden Einwände meiner Frau wußte ich mit dem bedeutsamen Hinweis auf die Schildkröte niederzuschlagen: „Nicht wahr, sie erlaubt uns das schon, Fräulein Margutta?“

Für ein paar Tage drängte die Soirée mit ihren Vorbereitungen den Margutta-Kultus ein wenig in den Hintergrund. Es war keine geringe Aufregung, die sogar in den allerlei wirtschaftlichen Nöten und Zweifeln meines sonst gegen jedes Schicksal gewappneten Weibes zum Ausdruck kam. Adeline sollte endlich ihre Lieder singen, die sie nun schon seit drei Jahren in der Hoffnung auf diese Soirée immer wieder von neuem eingeübt. Lolotte war außer sich vor Freude, daß sie eines ihrer hübschen komischen Intermezzos vor einem größeren Publikum deklamieren durfte, nun und Charlot gedachte die Gesellschaft mit seinen effektvollen Taschenspielereien zu unterhalten; er versprach darin ein zweiter Bosco zu werden. Nein man würde sich gewiß nicht langweilen bei der Familie Morques!

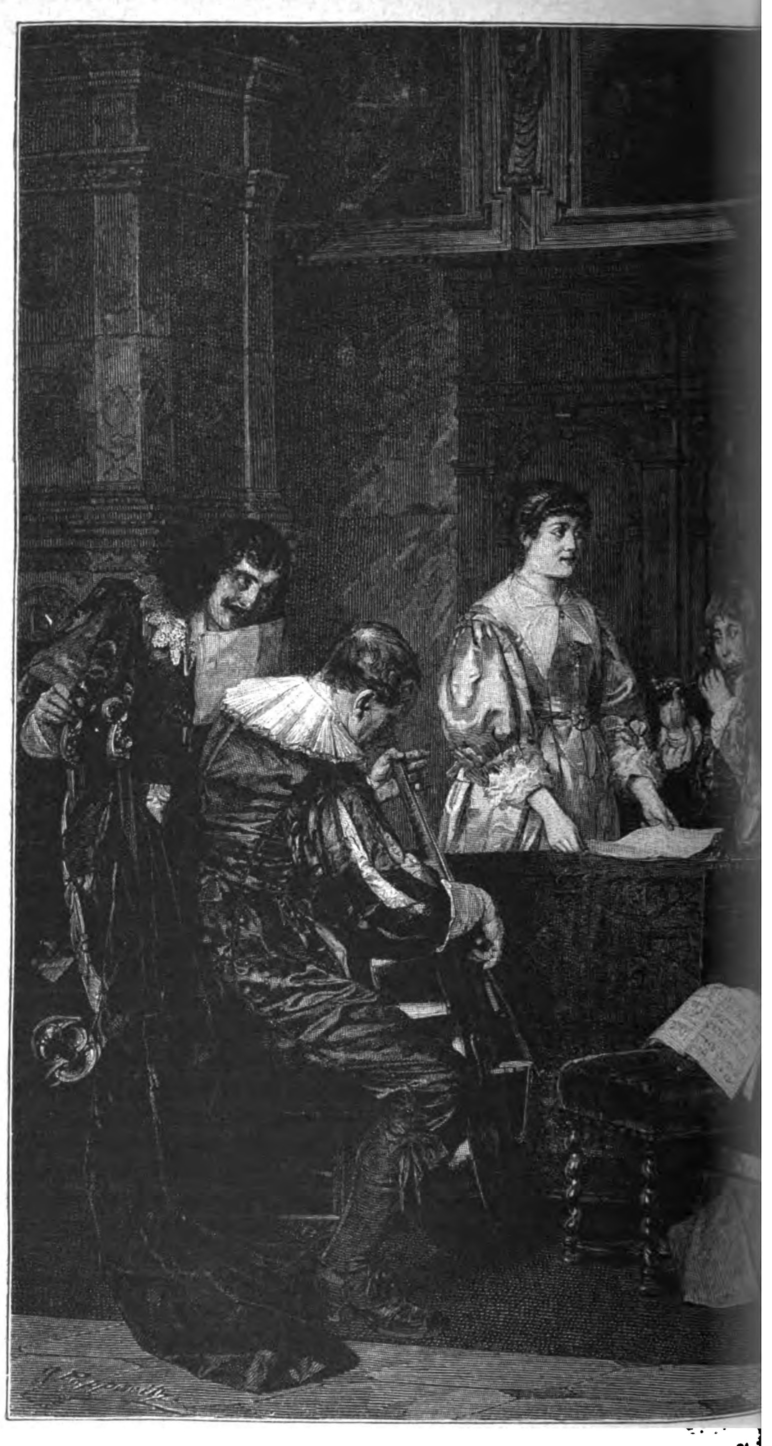
Es ging alles gut. Freilich hatten wir uns über das Fassungsvermögen unserer Räume getäuscht, und wie nun die Flurglocke immer neue Gäste anläutete, überlief es mich jedesmal mit einem geheimen Schreck. Freilich fehlte es an Plätzen und die Hitze war sehr groß, dafür fand man unseren Eispunsch ausgezeichnet und die Enge förderte die sprudelnde Ausgelassenheit des jungen Volkes.

Margutta verfehlte natürlich nicht, ihre Rolle unter den Gästen zu spielen. So sehr ich den Meinigen verboten hatte, einstweilen etwas von unserem sonderbaren Glücksfall verlauten zu lassen, so mochte doch einiges hindurchgesickert sein und die Schildkröte war der Gegenstand der allgemeinen Neugierde. Ja, ich glaubte zu bemerken, mit welch eigentümlichem Lächeln versteckten Neides sie von gewissen Damen betrachtet wurde. Margutta war in ihrer plumpen Schläfrigkeit heute noch weniger interessant als sonst, trotzdem wurde sie mit einer wahren Flut von allerlei „Reizend! Köstlich! Prächtig! Wundervoll!“ überschüttet.

Lucie hatte die Obhut über das Tier auf sich genommen und sie hatte feierlich versprochen, es nicht aus den Händen zu lassen. Sie kam deswegen mit ihrem Anteil an der Unterhaltung des Abends nicht zu kurz, denn den jungen Herren gefiel die Schildkröte ganz ausnehmend, manche konnten sich gar nicht von ihrem Anblick trennen. So vor allem ein gewisser Herr Victorien, ein reizender Mensch, der sich bei den seltenen Gelegenheiten, die sich bisher dargeboten, durch seine Artigkeiten gegen unsere Mädchen immer schon ausgezeichnet.

Herr Victorien konnte sich wie gesagt nicht satt sehen an der Schildkröte und jetzt sogar, da die kleine köstliche Maskerade, die Lolotte mit einer Gespielin zum besten gab, die Gäste im Salon zusammendrängte, hielt ihn das Interesse immer noch an das Tier gefesselt. Ueber die lachenden und fröhlichen Köpfe hinweg bemerkte ich, wie er im Seitenzimmer neben Lucie am geöffneten Fenster hielt. Der stahlblaue, vom tiefstehenden Monde beglänzte Nachthimmel umrahmte ihre beiden Gestalten, ihre Köpfe waren herabgeneigt, tief herab auf die Schildkröte, die sie in der Hand hielt. Während er mit den Fingern langsam über die Schildplatten strich, schien er auf Lucien hinzuflüstern. Sie horchte mit einer Miene, die wie eine Verlegenheit aussah. Zuletzt, als der brausende Applaus hier im Salon losbrach, sah ich noch mit einem flüchtigen Gelegenheitsblick, wie sie sich in einer plötzlichen Hast aus der Fensternische entfernte, Herrn Victorien, der stark echauffirt schien, allein dort zurücklassend.

Ich dachte mir nicht sonderlich viel dabei. Meine von der Geselligkeit und dem reichlich genossenen Eispunsch beflügelten Gedanken schweiften über den fröhlichen Lärm, der mich umgab,



Ankunft der Pr

Nach einer Photogr



?on G. Papperitz.

..ſtängl in München.

hinweg, weithin nach anderen, viel glänzenderen Festen, die wir später einmal geben wollten — vielleicht in den künstlerisch ausgestatteten Räumen einer gewissen reizenden Villa . . .

Erst in der vorgeschrittenen Nachtstunde, als das Lachen der letzten Gäste in dem Treppenhause verhallt war, kam ich wieder auf unsere Pensionärin. „Wo ist sie?" fragte ich, da ich Lucie sehr eifrig mit dem Forträumen des Geschirres beschäftigt sah.

Lucie schrak auf: „Die Schildkröte, Papa?"

Zugleich übergoß ein flammender Purpur ihr Gesicht. „Gleich, Papa!" Und das Geschirr hinsetzend, scheinbar in einer Eile, die auffallende Röte zu verbergen, flog sie ins Nebenzimmer nach dem Fenster hin, an dem sie mit Mr. Victorien gestanden.

Und dort suchte sie, fand nicht was sie suchte, in steigender Angst stöberte sie weiter in der Stube umher.

Ich war hinzugetreten. „Aber mein Gott, Lucie, wie ist denn das möglich? Ich denke du hast sie doch den ganzen Abend in der Hand gehabt." Ich war noch sehr ruhig.

Sie sah mich mit angstgroßen Augen an, in denen die Thränen eben überquellen wollten. „Papa, ich weiß wirklich nicht — ich habe sie den ganzen Abend in der Hand gehabt . . . sie muß da sein!"

„Aber du mußt doch wissen, wo du sie zuletzt hingesetzt!" drängte ich, schon in einem strengeren Ton.

Wie um einer Rechenschaft auszuweichen, war sie nun in die Kniee gesunken und suchte umherrutschend unter den Möbeln. Die andern kamen herzu. „Sie muß doch da sein!" hieß es. Und wir begannen nun alle zu suchen und zu stöbern.

„Lucie!" rief ich in befehlender Art. „Jetzt will ich wissen, wo du sie hingethan!"

Das Mädchen erhob den Kopf und starrte mich mit einem flehenden Ausdruck an.

„Du hast mit Herrn Victorien in der Fensternische gehalten und da hattet ihr die Schildkröte noch . . ."

„Ja, Papa!" nickte sie mit einer überaus unglücklichen Miene.

„Mr. Victorien — ah, Mr. Victorien . . ." tuschelten die beiden anderen Mädchen in bedeutsamer Weise.

„Aber Lucie, du mußt doch wissen —" und ich fand es geratener, ihrer großen Erregung gegenüber einen beruhigenden Ton anzuschlagen — „ich mache dir ja aus nichts einen Vorwurf, wenn du dich nur erinnern wolltest, wo du die Schildkröte hingesetzt."

Sie saß immer noch in den Knieen, mit thränenfeuchten Augen ins Leere starrend, um ihre geöffneten Lippen zuckte es in konvulsivischem Schluchzen. Es war kein Wort mehr aus ihr herauszubringen.

Wir spürten weiter, immer heftiger, in steigendem Aerger, daß uns auf so schändliche Weise die Nachtruhe gestört werden sollte. Kein Möbel das wir nicht untersuchten, kein Gegenstand, den wir nicht von allen Seiten beleuchteten. Leere und halbleere Gläser, Tellerchen, und allerlei Geschirr gab es da genug in allen Ecken, auf und unter den Möbeln, wo es nicht hingehörte — aber nichts von Margutta!

Wir waren sehr erregt und heiß von der anstrengenden Arbeit des Spürens, zuletzt wußten wir keinen Rat.

„So hat sie einer von der Gesellschaft mitgenommen!" rief ich mit zornbewegter Stimme. „Monsieur Victorien wird sie einfach eingesteckt haben!"

Da streckte Lucie die gefalteten Hände zu mir empor. „Papa — o Papa verzeih!" jammerte sie. „Er wird sie sicher nicht mitgenommen haben. Nein, er wird es nicht gethan haben!"

Da fiel mein Blick über sie hinweg auf das geöffnete Fenster und ein eisiger Schreck lähmte mir die Glieder. Eine kleine Weile stierte ich sprachlos in die gähnende Leere des Fensters hinein. Dann donnerte ich los: „Sie ist einfach aus dem Fenster herausgefallen — sie liegt zerschmettert auf der Straße — die Achtmalhunderttausend, heidi!"

Gleich darauf eilte ich mit den Jungen hinab und begann im Schein einer Laterne auf der Straße zu suchen. Den Mädchen ließ es keine Ruhe, sie kamen und suchten mit. Die nächtlichen Passanten blieben mit einer Verwunderung stehen, wie die „famose Familie Morques" des Nachts zwei Uhr Zoll für Zoll die Straße absuchte wie eine Familie von Lumpensammlern.

Und nichts von Margutta! — Wir waren völlig erschöpft, saßen da in den Ecken des Salons und stierten in stumpfer Verzweiflung vor uns hin. Zuweilen sprang eines auf, wenn es ihm einfiel, daß die Verlorene sich in diesen oder jenen Winkel dennoch verkrochen haben könnte.

„Eine schöne Soirée das!" brummte mein Weib immer wieder von neuem.

Es begann bereits hell zu werden, als wir uns schweigend nach unsern Lagern davonschlichen. Aber ich weiß, es fand keines von uns den Schlaf.

Am anderen Morgen ging die verzweifelte Suche von neuem los. Wir stülpten die ganze Wohnung um. Es war ein Chaos wie bei einem Umzug. Margutta war und blieb verschwunden!

„Ich werde mir diesen sauberen Monsieur Victorien kommen lassen!" drohte ich.

Gleich darauf war die Drohung auch schon ausgeführt. Ich schickte nach dem Ministerium des Ackerbaues, wo besagter Herr einen für sein Alter recht hübschen Posten bekleidete, und ersuchte ihn in sehr dringender Weise, sich eiligst zu mir zu verfügen. Ich wollte und mußte ihn hier an Ort und Stelle über den Verbleib des Tieres inquirieren.

Erst am Nachmittag erschien er. Sein feines, fast aristrokratisches Gesicht sah sehr blaß aus und sein ganzes Auftreten zeigte eine Verlegenheit, die seinem sonstigen frischen Wesen wenig entsprach. Auch fiel es mir auf, wie feierlich und ceremoniell er gekleidet war.

Ich empfing ihn kühl genug, kaum, daß ich ihn Platz zu nehmen bat.

„Mein Herr," sagte ich ruhig und bestimmt, „es ist da gestern Abend in unserer Soirée eine Geschichte vorgefallen, die mir höchst fatal ist..."

Er erhob sich, legte die hellbehandschuhte Linke breit und beteuernd auf die Brust: „Mein Herr — ich bin bereit, alles wieder gut zu machen . . ." stotterte er.

„So? — also geben Sie alles zu — schön mein Herr!" fiel ich ein, „da möchte ich Sie aber denn doch bitten, künftig an sich zu halten. Sie haben sich einen Scherz erlaubt, der mir durchaus nicht gefallen will!" Und ich durchbohrte ihn mit meinen Blicken.

„Ein Scherz, o, ich bitte sehr — trauen Sie mir zu, daß ich mir in solchen Dingen einen Scherz gestatten würde?" Eine leise Entrüstung durchbebte seine sonore Stimme.

„Nun, was könnte Sie wohl sonst bewogen haben — es war ein Mutwille, nicht wahr? es geschah im Uebermut. Sie erlaubten sich da aber einen häßlichen Eingriff in die Angelegenheiten unseres Hauses . . ."

„Mein Herr, ich bin ein Ehrenmann!" sagte er in sehr nachdrücklichem Ton, er reckte sich in die Brust und über seine Wangen flammte es. „Sie haben kein Recht an meiner Ehrenhaftigkeit zu zweifeln! Und wenn mir mein Herz gestern Abend in einem Sturme durchgegangen, so sagte ich Ihnen schon, daß ich bereit bin, das ungeheure Verbrechen sofort wieder gut zu machen . . ."

„Sie hatten keine Ahnung, wie wert sie uns ist und was sie uns bedeutet . . ." unterbrach ich ihn in einer drängenden Ungeduld.

„Ihre Liebe und Anhänglichkeit wird mir den Besitz derselben um so kostbarer machen, Herr Morques!" erwiderte er mit einem aufwallenden Gefühl.

„Wieso den Besitz derselben? wie? Was meinen Sie?"

Ich starrte ihn verblüfft an. „Wissen Sie was?" brauste ich auf, „machen Sie nur keine Faxen! Mir ist es absolut nicht um eine Komödie im Sinne! Ich ersuche Sie um sofortigen Aufschluß — sofort, hören Sie! Und sofort werden Sie sie herausgeben — sonst . . ."

In meine drohenden Worte brach er mit seinem überquellenden Herzen hinein: „Herr Morques, Sie mögen noch so sehr zürnen — aber ich liebe sie, ich vergöttere sie — ich kann nicht anders! Ich schwöre Ihnen, daß ich sie glücklich machen will, ich will sie hüten wie ein Kleinod! . . . Herr Morques, ich bitte Sie um die Hand Ihrer Tochter Lucie . . ."

Die Wirkung dieser Worte auf mich war derart, daß ich ein paar Schritte zurückprallte. Mit staunenden Augen maß ich seine noch in bittender Gebärde vorgebeugte Gestalt — nein, alles andere, nur das nicht hatte ich erwartet!

„Wie? Wen? Was? — — Und die Schildkröte?" platzte ich heraus.

Er verstand nicht. Er mußte sich verhört haben! Eine Schildkröte, ein so dummes häßliches Wort in diesen Minuten, wo es sich um die Seligkeit seines Lebens handelte?! Nein, er verstand nicht!

So hielten wir sprachlos gegenüber, beide in völliger Verwirrung. Es hätte eine sehr lächerliche Erklärung folgen müssen, wenn nicht mein Weib, die an der angelehnten Thüre mit den Mädchen gelauscht haben mochte, dazwischengetreten wäre.

Ohne sich mit der Bagatelle eines Grußes aufzuhalten, der ihr nicht in die Wichtigkeit dieses Momentes zu passen schien, schritt sie in ihrer resoluten Art auf Monsieur Victorien zu und schüttelte ihm sehr energisch die Hand.

„Herr Victorien, wir sind durch Ihren Antrag sehr geehrt!“ sagte sie.

Dann mit einem Blitzesblicke nach mir hin: „Aber Sie finden uns hier in einer Verlegenheit, Sie kommen zu so ungelegener Zeit mit Ihrem Antrag. Es handelt sich um unsere Schildkröte — eine Dummheit, eine Lächerlichkeit, mein Herr, aber sie ist stärker, als wir ... “

Ich ließ sie nicht ausreden. Ihre Worte und die Art, wie sie mich mit meiner Autorität als Familienoberhaupt beiseite schob, reizten mich: „Also eine Dummheit!“ rief ich. „Aber wer hat sie uns denn eingebrockt? Macht man sie etwa damit wieder gut, daß man am anderen Tage sentimental wird und einen Heiratsantrag stellt?“

„Ollivier!“ rief meine Frau mit schneidender Stimme. Dann zu jenem gewandt: „Herr Victorien, Sie müssen uns heute entschuldigen, diese Schildkröte ... “

Das war ihm zuviel. Ein zuckendes Schnellen geschah durch seine ganze Gestalt, der erregte Ausdruck seines Gesichtes erstarrte in einem ironischen Lächeln, er machte eine kühle Verbeugung: „Ich bitte um Verzeihung,“ sagte er in scharfem Tone, „aber wenn Ihnen eine Schildkröte wichtiger ist als das Glück Ihrer Tochter ...“

Und damit empfahl er sich.

Drinnen in der Stube gellte ein erschütternder Schrei auf. Es war Lucie, die in einer Ohnmacht zusammenbrach. Meine Frau eilte dem Schreie nach, aber im Vorbeistürzen nahm sie sich dennoch Zeit, mir eine Redensart ins Gesicht zu schleudern, die etwa klang wie: „Ollivier, du bist selber eine Schildkröte!“

Wir hatten viel Jammer an diesem Tage, wir waren sehr elend und unglücklich.

Am Abend aber, durch die beklemmende Stille, die auf unseren Lippen und auf unseren Gedanken lastete, geschah wieder ein Plang!

Die Schildkröte! die Schildkröte! Sie war wieder da! Herabgefallen und woher? O der ungeheuren Ironie — aus einer der gerafften Falten des Fenstervorhanges! — Wer hatte sie denn dort hineingesteckt? Herr Victorien? Lucie? ich weiß es nicht.

Es war kein erlösender Jubel, der ob diesem Wiederfinden ausbrach. Nein, mit halbunterdrückten Rufen des Unwillens und des Zornes, mit dem schrillenden Lachen der versteckten Wut umstanden wir das Tier.

Ah, wie schändlich es uns zum besten hielt! Wie lächerlich es uns machte vor uns selber!

Dennoch wurde es sehr behutsam aufgehoben und mit großer Sorgfalt in einer Sofaecke gebettet. Margutta war ja die Herrin im Hause. „Sie macht was sie will!“

* * *

„Sie macht was sie will!“ Aber während sie bisher mit der brutalen Gewalt eines scheinbaren Zufalles in den Frieden unseres Hauses hereingeplatzt war, fand sie nun eine ganz andere, eine viel fürchterlichere Art uns zu quälen.

Sie ward stiller und stiller mit jedem Tag. Immer langsamer und seltener wurden ihre Bewegungen, immer schwerer schleppte sie sich dahin. Plump und dumm blieb sie liegen, wo man sie hinlegte. Den Kopf hielt sie meist eingezogen, mit geschlossenen Augen.

Es war nicht mehr möglich, ihr etwas zum Fressen auzubieten; zwar hatten wir auch vordem nicht festzustellen vermocht, ob sie wirklich von dem geschabten Fleische und dem dargebotenen Blattwerk auch nur ein winziges bißchen genommen. Alfons belehrte uns von der Höhe seiner Wissenschaft herab über die Genügsamkeit dieser Tiere. Gut, das wollten wir gelten lassen, so lange sie sich noch regte und bewegte. Nun aber gewann dies langsame Einsickern jeder Lebensäußerung den Anschein eines freiwilligen Hungertodes. Ja, uns zur Marter ließ sie sich verhungern!

Kein Belebungsmittel wollte helfen, wir fühlten uns so entsetzlich ohnmächtig dem stummen Hornklumpen gegenüber. Mit bekümmerten Mienen, mit sorgenschwerem Kopfschütteln, mit heimlichen Seufzern beobachteten wir, wie das Tier immer mehr erstarrte. Zuletzt lag es da wie ein toter Stein. Ja war es denn nun tot oder nicht? Sein Panzer wehrte jeder spürenden Untersuchung und die natürliche Kälte des Blutes gab kein Maß für den Stillstand seines Lebensquells.

Eine dumpfe Verzweiflung brütete über uns allen, wir sahen verstört aus — unsere Rede war ein bekümmertes Flüstern — keine Spur eines Lachens mehr — ein nervöses gereiztes Wesen gab unserem Verkehr einen sehr häßlichen Ton.

Warum nahmen wir denn die ganze Sache so tragisch? Vor sechs Wochen noch nannten wir uns die glücklichsten Leute von Paris — warum sollten wir uns nach ein paar weiteren Wochen, nachdem Mr. Larmottes Rückkunft uns von dem

entsetzlichen Alp befreit, nicht wieder so nennen dürfen? Es war eben die geheim nagende Angst, daß der Gifthauch des Goldes, der gleich einem verderblichen Nachttau über unsere Seele gestrichen, uns dies Glück auf immer vergällt hätte.

Lucies blasse und abgehärmte Gestalt war uns eine stete Mahnung. Langsam, mit der Deutlichkeit einer Theaterdekoration versank vor unseren Augen der glänzende Flittertraum, den wir uns mit den Achtmalhunderttausend aufgebaut. Und mit diesem gemalten, lügnerischen Traume sollte auch unser Glück, unser Frieden mit hinabsinken?

War denn kein Halten? — Oft schien es, als hätte sie sich dennoch bewegt. Charlot wollte beobachtet haben, wie sie in einer Nacht um eine ganze Spanne von der Stelle gerückt und nun mit dem Kopfteile abwärts in der Sofaecke stack.

Also lebte sie dennoch! Sofort schnellte unsere Hoffnung wieder in die Höhe. Zugleich aber überkam es uns mit einem brennenden Gefühle des Hasses gegen sie. Heimlich also, heimtückisch, hinter unseren Rücken hatte sie sich bewegt, nur um uns zu zeigen, wie sie mit Leben und Tod spielte nach ihrem Belieben. Sie rächte sich an uns in wahrhaft dämonischer Weise, weil wir nicht des Tieres willen um sie sorgten, nein des elenden Geldes willen!

„Geschieht uns schon recht!“ sagte mein Weib ein über das andere Mal. „Wir sind so — sie ist so! Natürlich wird sie uns nicht den Gefallen thun und bis zu Herrn Larmottes Ankunft am Leben bleiben. Wir haben diese Achtmalhunderttausend auch gar nicht verdient.“ —

Es mußte etwas geschehen! Wir wollten die Wissenschaft anrufen, wir wollten das Tier zu einer Entscheidung zwingen, es war der Marter genug!

Eines Tages fand ich Adeline in weinender Aufregung. Lolotte und sie waren aus freien Stücken bei einem Tierarzte gewesen, um diesen über den Zustand der Schildkröte zu konsultieren. Zu einer anderen Zeit hätte man hell auflachen müssen über diese Idee, auch darüber, daß jene sich gerade Mr. Pipardeau anvertraut. Man muß diesen Pipardeau kennen, eine prustende Maschine von sechs Fuß, das Urbild einer grobschlächtigen Kraft. Ich glaubte es ihnen auch gerne, welche Angst sie beide ausgestanden, als er das „zarte Tier“ — ich bitte: „das zarte Tier“ nannten sie die Schildkröte! — mit den Riesenklammern seiner Finger fast zerdrückte. Und dann hatte er ihnen das Ding mit einer Entrüstung in den Korb geworfen, ganz blau im Gesichte, wie man einen Pipardeau, einen der ersten Tierärzte von Paris, mit so einem „elenden Insekte“ nur behelligen könnte.

„Wenn Sie mal eine kranke Mücke haben oder noch was anderes, meine Damen, so bringen Sie mir den Patienten!“ hatte er den armen Mädchen nachgerufen.

Ich ergriff sofort die Idee und wollte mich durch den Mißerfolg nicht abschrecken lassen. Und so bestand ich darauf, daß wir einen der Professoren des Jardin des Plantes aufsuchten. Mit Adeline und Lolotte zusammen machte ich mich auf den Weg. Im Direktionsgebäude des Gartens fragten wir nach dem Professor Richard, einem jungen Gelehrten, den uns Alfons als ganz „außerordentlich tüchtig“ bezeichnet.

Herr Professor Richard wäre nicht zu sprechen, verwies uns der Portier. Herr Professor Richard hätte eben den großen Walfisch in der Kur.

„Der große Walfisch!?“ Ich war erstaunt, dies Riesenwunder mußte erst ganz kürzlich hier angekommen sein, denn ich hatte noch nichts davon gehört oder gelesen.

Wir beschlossen zu warten; es war an einem heißen Augustnachmittag und wir hatten wohl sechsmal auf der Herfahrt den Omnibus wechseln müssen. Und so schlenderten wir geduldig im Garten auf und nieder. Der kranke Walfisch reizte Lolottes gaukelnde Phantasie. „Was wird man mit ihm anfangen, um ihn zu kurieren?“ meinte sie. „Ich denke, man wird ihm Pillen geben groß wie die Kanonenkugeln — nun und die Medizin: allstündlich ein Ohmfaß voll zu nehmen, vorher stark zu schütteln.“ Unsere Tyrannin hatte den Humor des prächtigen Kindes eben noch nicht gänzlich zu unterdrücken vermocht.

Als wir an dem halbgeöffneten Thorwege eines Hofes vorbeikamen, bemerkten wir, wie eine Anzahl von Arbeitern an einem seltsamen Bauwerk beschäftigt war. Es war ein ungeheurer wellig geführter Firstbalken, von dem die sehr starken Sparren bogenartig ausragten. Das Holz sah grau und vermodert aus, es handelte sich offenbar darum, einzelne der wie geknickt herabhängenden Sparren wieder gerade zu richten. Das schien gewaltige Mühe zu machen, ein Hebezeug war in Thätigkeit und an einer kleinen Schmiede, von der ein blauer Dampf aufkräuselte, erscholl das lustige Ping-Ping! eines Hammers.

Die Mädchen ließen es sich nicht nehmen näher hinzuschauen. „O Papa, ein Tier!“ rief Lolotte.

Jetzt erst erkannte ich, daß das, was wir für das Gerüst eines Gebäudes hielten, nichts anderes wie ein Riesenskelett war. Dort die gigantische Wölbung des Kopfes, hier das in eine schaufelartige Flosse auslaufende Knochenwerk des Rückgrates. Ah, der Walfisch, das Skelett des Walfisches! Ich erinnerte mich nun, daß der Jardin des Plantes ein solches besäße. Wie hatte ich auch nur einen lebendigen Walfisch vermuten können! Herr Professor Richard war ohne Zweifel mit der Reparatur des Skelettes beschäftigt, weiter nichts. Es kommandierte jemand, ein schlanker schwarzhaariger Herr in Hemdsärmeln, es konnte der Professor selbst sein.

Wie wir dort im Thorweg standen, begann man auf uns zu merken. Der Portier von vorhin, der wohl zur Hilfeleistung herbeigezogen sein mochte, deutete nach uns hin, der Herr in Hemdsärmeln setzte sein Lorgnon auf, that eine Frage an jenen. Dann hatte er es sehr eilig, seinen Rock anzuziehen, der neben ihm auf einem großen Wirbelknochen lag. Und dann trat er auf uns zu.

Es war ein hübscher Mann, dessen gebräuntes, durch ein keckes Schnurrbärtchen belebtes Antlitz durchaus nicht auf einen Stubenhocker von Gelehrten schließen ließ. In äußerst höflicher Weise erkundigte er sich nach unserem Begehr, indem er sich als den gesuchten Professor Richard vorstellte.

Ich muß offen gestehen, daß mich die Furcht, wir würden uns dem Manne gegenüber lächerlich machen, nicht gleich eine passende Einleitung finden ließ. Die resolute Adeline, die ein wenig nach meiner Frau schlug, trat sofort für mich ein.

„Mein Herr,“ begann sie in ihrer graziösen Art, „man sagte uns, Sie seien ein großer Gelehrter und Sie würden uns sicher aus einer Verlegenheit helfen . . . “

Und dabei blitzte sie ihn mit ihren großen wunderbar klaren Augen so tapfer an, ohne eine Spur von Verwirrung. Wie er nun eine lächelnde Verbeugung machte, war es, als geschähe es mehr aus Respekt vor diesen Augen, als aus Dank für das ausgesprochene Vertrauen.

„Man sagte, Sie verständen sich vorzüglich auf Schildkröten . . . “

Eine kleine Miene der Ueberraschung zuckte über sein Antlitz.

„O, man muß sich mit allem befassen, mein Fräulein,“ antwortete er, „ich habe einmal wochenlang von deren Fleische leben müssen, es war auf Madagascar.“ Das letzte kam nicht ohne einen kleinen Anflug von Eitelkeit heraus.

„Ach?“ hüpfte es über Lolottes Lippen und mit ihrem kecken vibrierenden Spürnäschen schaute sie jenem neugierig ins Gesicht.

„Wir haben eine kranke Schildkröte, mein Herr,“ fuhr Adeline fort, „vielleicht ist sie schon tot, sie macht uns viele Sorgen, mein Herr . . .“

„O!“ sagte er mit einem liebenswürdigen Ausdruck des Bedauerns. Das listige lächelnde Glitzern seiner braunen Augen vermochte er aber nicht durch dies „O“ zu verbergen.

„Wir haben sie gleich mitgebracht“ . . . damit öffnete Adeline das Körbchen, in dem die Patientin sorgsam in Watte gebettet lag. Und wie sie nun ihren Kopf wieder zu ihm erhob, das Körbchen ihm hinhaltend, da übergoß eine glühende Röte ihr Antlitz. Seine Augen schauten ja gar nicht in das Körbchen, nein in die ihren tauchten sie, tief hinein in die ihren! Es war wie eine Verwirrung, die sich beider bemächtigte.

Nun, um über diese Verwirrung hinwegzukommen, nahm er das Tier mit einer übertriebenen Behutsamkeit heraus, die wohl uns nur zu gefallen ging. Auch mochte das bedauernde „hm — hm!“ mit dem er den Kopf wiegte, wohl nicht ganz aus seinem Herzen stammen.

„Was haben Sie denn mit ihr angefangen?“

„Nichts, mein Herr!“ riefen Adeline und Lolotte zugleich.

„Das ist es eben,“ antwortete er, „kümmert man sich nicht um sie, so ist's ihnen nicht recht, kümmert man sich um sie, gefällt's ihnen wieder nicht.“

Da geschah von dem Knochengerüste her ein Krach. Sofort fuhr er herum. „Heda, aufgepaßt, ihr da!“ rief er. Und nun, die Schildkröte in der Hand, fuchtelte er eifrig und energisch damit in der Luft umher, seinen Befehlen Nachdruck verleihend. Da man ihn nicht zu verstehen schien, so trat er an die Arbeiter heran und nun tippte er ihnen mit dem Tier auf die Schultern. Ja, zu unserem Entsetzen sahen wir, wie er sogar damit auf die eine Rippe des Walfisches klopfte, daß es schallte. Und als würde er sich plötzlich bewußt, daß er mit dem kostbaren Dinge doch wohl zu unsanft verfahren, kehrte er wieder zu uns zurück, die Schildkröte mit fast zärtlicher Aufmerksamkeit in der Hand wiegend.

„Nun?“ drängte ihn Adeline zu einer Entscheidung.

„Man wird zusehen müssen —“ wich er aus, „ich werde mich näher mit ihr beschäftigen — wenn Sie gestatten, so will ich das Tier hier behalten . . . Sie könnten in ein paar Tagen wieder nachsehen . . .“

„Das geht nicht! Geht absolut nicht, mein Herr,“ fiel ich sofort ein. „Wir können sie nicht aus den Händen lassen, sie ist uns sehr wertvoll!“

Er verwunderte sich ein wenig. Dann aber kam es mit einem leichten Zittern der Verlegenheit über seine Lippen: „So werden Sie gestatten, daß ich selber nachsehe. Wo ist Ihre Wohnung?“

„O mein Herr, das können wir kaum annehmen!“ wehrte ich.

„Ich werde mir erlauben, gleich morgen bei Ihnen vorzusprechen,“ rief er in einer Hast. Und diesmal war es sein Antlitz, das in Purpur flammte.

Ich sagte ihm unsere Wohnung, wie er's wünschte und wir empfahlen uns.

Gleich am anderen Tage erschien er. Seine ganze Liebenswürdigkeit ließ er spielen. Sie fanden ihn alle „entzückend,“ außer Adeline, die sich nicht über ihn äußerte, deren Augen nur um so größer aufleuchteten, wenn von ihm die Rede war.

Und die Schildkröte? — Nun, er wollte sehen, was mit ihr anzufangen wäre! Er wollte sehr bald wiederkommen.

Diese Sorglosigkeit ärgerte mich ein wenig, nun, ich fand ihn aber selbst so „entzückend.“

Oefter und öfter erschien er. Sie nannten ihn den „Schildkrötendoktor“, er nahm den Titel scherzend an. Man konnte es ihm nicht verargen, wenn er nach dem weiten Wege, den er jedesmal zurückzulegen hatte, länger weilte, als wie zu einem Doktorbesuch. Er wußte so interessant zu erzählen von seinen vielen Reisen und so war er uns in diesen Zeiten unheimlicher Beklemmung eine willkommene Zerstreuung.

Und die Schildkröte? Kaum, daß er sie ganz nebenbei in Augenschein nahm. Nun, er wollte sehen, was mit ihr zu machen wäre . . .

Einmal vergaß er gänzlich, sich um sie zu bekümmern — das war mir doch zu stark! Mein Weib aber wehrte mir jeden Eingriff: „Aber Ollivier — ein so wundervoller Mensch! Und welche Stellung, ich bitte dich! Bist du denn blind? Willst du Adelinen auch noch unglücklich machen dieses erbärmlichen Insektes wegen, wie Mr. Piparbeau sich ausdrückte?“

Die Schildkröte rührte sich eben nicht mehr, blieb starr und leblos wie ein Stein. Ich hielt es zuletzt nicht aus, fragte jenen, als er sich einmal empfehlen wollte, ganz offen heraus: „Ist sie tot oder nicht, Herr Doktor?“

„Nun ich glaube nicht, daß sie jemals wieder . . .“

Er vollendete nicht. Ich war ganz blaß geworden und ich muß wohl gewankt haben, denn er streckte wie zu einer Hilfe den Arm nach mir aus.

„O mein Gott!“ stieß ich aus. Es war wie eine Nacht, ein ungeheures Nichts, das in mir aufgähnte.

Später, als er fort war, vermochte ich meine ausbrechende Wut nicht mehr zu bemeistern. Also hin, hin, hin die Achtmalhunderttausend! Umsonst all die Sorge, all die Angst, all die gräßliche Seelenqual! Dahin unser Friede, unser schönes, gutes, altes Glück!

Ich war so zornig, daß ich die Schildkröte, die auf dem Tische lag, ergriff und sie in die Sofaecke schleuderte.

Die Meinigen fuhren entsetzt auseinander. Keines wagte nach ihr zu sehen, so lange ich da war.

* * *

Und dennoch vermochte ich die letzte Spur einer Hoffnung nicht ganz aufzugeben. Mr. Larmotte würde doch nicht so fanatisch sein und uns den Tod seines Lieblings anrechnen? Hätten wir unser eigen Fleisch und Blut sorgsamer hüten können als diese Schildkröte? Wer aber brachte dem verschrobenen Sonderlinge diese Ueberzeugung bei? Gewiß würde er eine Laune gegen die andere setzen — hatte er denn nicht alle Marter dem angedroht, der seiner Schildkröte ein Leid zufügte?

Brütend in meinen Gedanken schlenderte ich unter den Kolonnaden des Palais Royal. Es war ein sehr heller Tag und die Schaufenster der Juwelierläden strahlten einen übermütigen Glanz aus. Wie ich in einer Willenlosigkeit der Glieder und Sinne vor dem einen und anderen stehen blieb, war es jedesmal, als träfe mich ein brennender Schlag, der mich zurückwarf, wieder hinabwarf in das stille Dunkel meines ehemaligen Glückes. Warum empfand ich jenes Glück wie eine Verbannung? Glück? — Glück?

— o jenes Glück hatte seinen reinen und schönen Klang verloren! Ich hatte den Glauben daran eingebüßt.

Und ich riß mich los aus dieser Helle, wollte mich in dem Gewühl der engen Gäßchen, die das Palais Royal umdrängen, an der dunklen Kühle erlaben. Vor der einen Auslage von Chevet staute sich der Strom der Fußgänger. Es war ein aufgeschichteter Hügel farbenprächtiger Gemüse und Früchte, zu dessen Füßen ein kleiner Springbrunnen einen feinen Strahl emporsandte. Rings um den Springbrunnen war ein Gewimmel von vielerlei Getier.

Schildkröten! — Sofort blieb ich stehen. Es war Marguttas kleine, unansehnliche, schwarzbräunliche Art, nur von lebhafterem Temperament; mit einer Art Lustigkeit, die wir an jener nicht gekannt, krabbelten und krochen sie, und wenn eine von der Höhe eines Riesenkohlkopfes herabstürzte, so gab das jedesmal ein jubelndes Hallo bei den zuschauenden Kindern.

Ich hatte mich ganz nahe herangedrängt. Immer schärfer beobachtete ich die Tiere. Nach ihren Bewegungen spürte ich, prüfte ihre Haltung, musterte die Zeichnung des Rückenschildes — eine nach der anderen verglich ich mit Margutta, wählte, sonderte aus, schied sie in zwei Gruppen, jene die Margutta ähnlich sahen, diese die ihr nicht ähnlich sahen — da war eine, die in Bau und Farbe und Bewegung auch nicht den geringsten Unterschied mit Margutta aufzuweisen hatte — Mr. Larmotte selbst würde keinen Unterschied entdeckt haben, wenn . . . wenn, nun was denn, wenn?

Mein Herz hämmerte mir gewaltig, meine Augen lagen dicht an den Scheiben, es war eine fieberhafte Gier, mit der sie nach Marguttas Ebenbilde hinstierten. Nun hatte ich mich in die Kniee gehockt, um dem betreffenden Tiere noch näher zu sein. In einer gewissen Hast geschah das und ich mochte einen der kleinen Zuschauer etwas unsanft gedrängt haben. Da sagte die entrüstete Stimme einer Bonne dicht hinter mir: „Mein Gott, hat er denn noch keine Schildkröte gesehen, dieser Herr!“

Wenn . . . wenn . . . hörbar pochte mein Pulsschlag dieses: wenn . . . wenn! Zum Teufel, wenn ich in den Laden träte, mir jene Schildkröte auswählte, weil sie Margutta so lächerlich ähnelte — wenn ich sie Mr. Larmotte als die seine vorsetzte . . . bah, eine Schildkröte, was ist daran? Dumm und fühllos wie ein Stück Holz . . . immer noch: wenn . . . wenn . . . pochte es.

Heiliger Gott! Ich wollte ein Betrüger werden wegen einer Schildkröte!

Und ich schnellte empor, drängte aus dem Menschenknäuel heraus und stürzte davon. Sie mußten mich für einen Verrückten halten, wie sie mir nachblickten.

Nach Hause stürmte ich. — Nein! Nein! Nein! pochte nun mein Puls. Hinweg mit den Lockungen der Hölle! Ich will kein Betrüger werden wegen einer Schildkröte!

Und wie ich so dahinstürmte, da zuckte es in das Chaos meiner Gedanken wie mit Blitzen hinein. Es waren die Worte Vautrins aus des großen Balzac père Goriot: „Es gibt keine Principien, es gibt nur Ereignisse! Es gibt keine Gesetze des Gewissens, es gibt nur Gelegenheiten! Die Gelegenheit ist alles!“

Mit einer fast erschreckenden Deutlichkeit baute sich Vautrins teuflische Theorie von der relativen Ehrlichkeit vor mir auf. Ich hatte diese Theorie nie verstehen können und in dem Hochmut meiner gegen jede Versuchung gestählten Tugend hatte ich seine phantastischen Berechnungen verabscheut.

Und er hatte recht, o er hatte recht, dieser Vautrin! Jetzt hörte ich seine Stimme in meine Ohren zischeln: „Nun was ist sie denn wert, deine Ehrlichkeit? Ist sie wohl Fünfmalhunderttausend wert? — Ist sie Sechsmalhunderttausend wert? — Nehmen wir an, keine noch so mächtige Gelegenheit auf der Welt brächte dich bei diesen Sechsmalhunderttausend zum Fall — aber bei jenen Achtmalhunderttausend bist du bereits zu Fall gekommen — zwischen den Sechshundert- und den Achtmalhunderttausend liegt die Grenze, wo deine stolze, deine gerühmte Ehrlichkeit ins Straucheln gerät —. Du entschuldigst dich, es wäre nur ein Straucheln gewesen. Gut, bist du denn sicher, daß du über eine Million nicht dennoch wirklich fallen wirst? — Es gibt keine absolute Ehrlichkeit — es gibt nur Gelegenheiten! Und welch leichte, welch schöne, süße Gelegenheit bietet sich dir dar. Der Umtausch einer Schildkröte! Ein so äußerst winziges, ein lächerlich unbedeutendes Verbrechen, das dieser pompösen Pyramide von Achtmalhunderttausend gegenüber zu dem Nichts eines Sandkornes zusammenschrumpft . . .“

Nein, nein! Ich will kein Verbrecher werden wegen einer Schildkröte!

Als ich in unser Haus eintrat, da teilte mir der Portier mit, der „Herr vom vierten“ würde heute nacht zurückkehren. „Sie wissen, Herr Morques . . .“ und dabei fuhr der Mann ein wenig mit dem dicken Zeigefinger auf seiner breiten und glänzenden Stirn hin und her, zum Zeichen, daß er jenen für nicht ganz zurechnungsfähig hielt.

Seltsam, wie ruhig ich die Nachricht aufnahm — seltsam, wie mich diese Geste des Portiers erleichterte — wie ich mich nun an diese Geste anzuklammern begann und wie mir dieselbe gar nicht mehr aus dem Sinne wollte!

Es war eine Verwunderung bei den Meinen, mit welch gefaßter Haltung ich dem morgigen Tag entgegensah! Auch mußte es ihnen auffallen, mit welch übertriebenem Nachdruck ich immer wieder mein Bedauern über diesen armen Larmotte vorbrachte. Wie einsam seine Tage und welch harten Schlag ihm der Verlust seines Lieblings versetzen mußte. Ja ich fühlte es wirklich wie eine Erlösung, daß ich mich nun mit diesem Mitleid, wie mit den Falten eines bequemen und weiten Mantels drapieren konnte.

Am Abende aber schützte ich noch ein Bedürfnis nach Luft und Bewegung vor und machte mich auf nach Paris. In der Tasche trug ich die Schildkröte, die ich heimlich aus ihrer Ecke genommen.

Es war das Mitleid — nichts wie das Mitleid! Ich wollte dem armen Mr. Larmotte einen Ersatz bieten für seinen Verlust — man durfte ihn nicht ohne einen Ersatz lassen, bei seiner Gemütslage war das dringend notwendig. Ich versenkte und verwickelte mich so tief und so dicht in dies mein Mitleid, daß ich zuletzt vollkommen ruhigen Gewissens bei Chevet im Palais Royal eintrat, um Mr. Larmotte eine andere Schildkröte zu kaufen.

Ich hatte Mühe, Marguttas Ebenbild unter der wimmelnden Fülle wieder herauszufinden, und wie ich nun Margutta selbst aus der Tasche nahm und einen eingehenden Vergleich anstellte, da fand ich zu meiner ungeheuren Freude, daß sich kein auch noch so leichter Unterschied herausstellen wollte.

Mit den beiden Schildkröten zog ich nach Hause, die falsche aber versteckte ich sorgfältig. Die Meinigen brauchten nichts von dem Ankauf zu wissen — es hätte ihnen etwa ein Zweifel über die Natur meines Mitleides kommen können — sie hätten vielleicht hinter diesem Mitleid, mit dem ich mich selbst belog, irgend etwas anderes wittern können . . .

* * *

Als ich am nächsten Tage zu Larmotte ging, trug ich je eine der Schildkröten in der Tasche meines Jacketts. Ich wiederhole nochmals, ich beteure es, ich will es vor meinem Gewissen beschwören: als ich zu jenem eintrat, da hatte ich nicht die Absicht, ihn zu betrügen. Ich wollte ihm nur den ersten Schreck ersparen, an den Ersatz wollt ich ihn gewöhnen und dann sollte er alles wissen.

Ich fand das Männlein wieder in der Ecke seines Sessels sitzend, fast noch hilfloser zusammengeschrumpft als vor sechs Wochen. Seine weitgespannten Blicke trafen mich in der Thüre, es war wie ein Schlag, den ich erhielt und ich senkte die Augen. In einem Aufwall wirklicher Teilnahme ergriff ich sein dargereichtes Händchen mit meinen beiden Händen: „Wie geht's Ihnen, mein lieber, guter Herr Larmotte?“

Er mochte das Wanken meiner Stimme für eine echte Herzensregung halten und die feine Ordnung seiner symmetrischen Gesichtsfalten wurde durch ein ganz leises Lächeln unterbrochen. Er freute sich, mich zu sehen — oder galt diese Freude seiner geliebten Margutta?

Wir wechselten einige Höflichkeiten, sprachen über dies und jenes, ich hatte das Gefühl, als wollte er seine Ungeduld, *sie* wieder zu sehen, hinter allerlei Gleichgültigkeiten verstecken.

Mich hielt es nicht länger. „Mein Herr,“ sagte ich, „Sie werden begierig sein zu erfahren, wie es *ihr* geht. Nun gut, wieder sehr gut . . . aber wir hatten unsere liebe Not mit ihr. Sie war uns krank geworden und wir standen eine große Angst aus . . .“

Da stockte ich. Langsam, fast ruckweise erhob er sich aus seiner anlehnenden Haltung und mit dem Ausdruck einer wahrhaft kinderartigen Angst, die mich an die Geste des Portiers erinnerte, forschte er in meinen Mienen. Das girrende Atemgeräusch in seiner Brust hatte gänzlich aufgehört, es war wie eine Lähmung.

Triumph! Triumph! Ich stand gerechtfertigt, jedes Fehls entlastet! Durfte ich ihm denn die Wahrheit sagen? Wäre dies gebrechliche Dasein, das gleichsam nur durch einen Ressort von absonderlichen Ideen aufrecht erhalten wurde, imstande gewesen, die Wucht des Geschehenen auszuhalten? War nicht eine Gefahr ihn zu töten,

wenn ich ihn in diesem Zustande mit einer solchen Nachricht überfiel?

„O, mein Herr, beruhigen Sie sich!" rief ich, „es ist alles wieder gut, sie ist lustiger als je. Ich denke, Sie werden mit uns zufrieden sein!"

Und damit zog ich die Schildkröte, jene falsche, aus der Tasche und setzte sie vor ihm hin auf den Tisch.

Wie die Verklärung eines plötzlichen Sonnenscheins strahlte es über seine Mienen, als er des Tieres ansichtig wurde. Mit welcher Lebhaftigkeit es sich regte — solche Eile hatte Margutta nie gehabt, über die ganze Breite des Tisches hinwegzuwackeln! Der arme Alte war ganz außer sich vor Freude. Den weit ausgestreckten Arm schob er dem Tiere nach, die bebende Hand darüber erhoben, fast in einer Aengstlichkeit, es zu berühren. Und nun wagte er es, faßte zu und hob das zappelnde Ding bis dicht vor sein Antlitz.

Heiß durchzuckte es mich — jetzt . . . jetzt wird es geschehen . . . jetzt muß die Entscheidung fallen! Zwanzig Jahre hatte er mit Margutta gelebt und man sollte ihm eine falsche an deren Stelle setzen können?

Und ich stand dort, weit vorgebeugt, alle meine Sinne konzentriert in das Stieren meiner Augen — ich zitterte am ganzen Körper — mein Atem stockte und das Blut schoß mir so gewaltig zum Hirne, daß ich zu wanken glaubte.

Achtmalhunderttausend oder nicht! — Es war ein Teufel da, der mir zuraunte: „Er merkt nichts von dem Betruge! Die Achtmalhunderttausend sind dein! Greif zu! Greif zu! Es gibt keine Ehrlichkeit! Es gibt nur die Gelegenheit."

Wie scharf ich seine Mienen sondierte, es war nicht das leiseste Fältchen eines Zweifels darin, daß diese Margutta nicht die echte sein könnte. Nun kam es mit einem unheimlich rührenden Lallen über seine dünnen Lippen: „Margutta, mein Tierchen — ist man wieder da? Freut man sich ein wenig, he?"

Nein! Nein! Nein! — Es geschah ein jäher Ruck in mir. Es war etwas, das sich in mir aufbäumte. Und nun hatte ich wirklich den Arm erhoben und die Faust holte zu einem Schlage aus, zu einem sichtbaren körperlichen Schlage, als stände jener Teufel leibhaftig neben mir und ich müßte ihn zu Boden strecken.

„Nein, nein! Ich will nicht!" rief ich. Es entfuhr mir, ich war nicht mehr Meister meiner selbst.

Erschreckt sah er zu mir empor. Ich hielt mir die Augen mit eingepreßten Fäusten. Und in dem flammenden Lohen, das durch meine Sinne ging, sah ich viele Augen auf mich gerichtet — die Augen meines Weibes, die Augen meiner Kinder. Unendlich traurig, mit einem großen, fragenden, flehenden Ausdruck blickten sie mich an.

Wäre ich jemals imstande, wieder vor diese Augen zu treten, nachdem solches geschehen? Mit diesem entsetzlichen Golde, das ich ihnen durch einen Betrug erworben? Würde die stumme Entrüstung dieser Augen es nicht hinwegweisen — mich mit ihm? Hinweg aus ihren Herzen? Nie würde wieder ihr süßes zärtliches „Papa, lieber Papa!" meine Ohren umschmeicheln und der sonore Alt meines braven Weibes mußte mir zu einer brennenden Qual werden! — O unser Glück! Unser gutes, altes, echtes Glück!

Ich stöhnte und ich sank wie gebrochen auf einem Stuhle nieder.

„Was ist Ihnen, mein Herr?" rief er mit schrillender Stimme.

„O nichts, nichts! — Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen so viel Wesen mache! Aber Ihr Geld ist schuld daran. Sie haben recht gehabt damals: das Geld macht nicht glücklich, nein es macht nicht glücklich!"

Er verstand nicht, er starrte mich angstvoll an.

Ich stürzte auf ihn hin und ergriff seine Hand: „Lieber Herr, verzeihen Sie mir, wenn ich Ihr Geld, das Sie mir vor sechs Wochen anboten, nunmehr zurückweise. Es geht nicht, es würde uns zu Grunde richten an Körper und Seele! O wenn Sie wüßten, welche Verwüstung es uns zugefügt! Nicht einmal dies Geld in seiner klingenden Gestalt, nein, nur die bloße Aussicht, solches dermaleinst in späteren Tagen zu besitzen. Der bloße Gedanke an dies Geld scheuchte uns das Lachen von den Lippen und den Schlaf von unseren Augen. Unseren Frieden störte er und die Unschuld unserer Seelen hat er vergiftet. Seit unsere Familie besteht, gab es nicht so viel Seufzer und so viel Thränen, als uns dieser Gedanke in den sechs Wochen ausgepreßt. Wie ein Gespenst schlich er durch unser Haus, wie ein ungeheuerlicher Alp lastete er auf unseren Seelen. Er war überall, er war stets da, wir fürchteten ihn, wir haßten ihn — jetzt begreife ich, wie er einen ehrlichen Mann zu einem Verbrecher machen kann . . . Und mein Herr, dies war nur der Gedanke an dies Geld, etwas Unfaßbares — wie würde uns das wirkliche, greifbare Geld erst

zugerichtet haben! Nein, nein, machen Sie damit was Sie wollen, wir können, wir dürfen es nicht annehmen! Sie wissen, wie glücklich wir vordem waren, vielleicht ist noch nicht alles verloren, vielleicht erkämpfen wir uns wieder das alte Glück!"

Es war sonderbar, daß er mein Benehmen nicht sonderbar finden wollte. Mit weiten Augen hatte er gelauscht, hie und da nickte er bestätigend zu meinen Worten.

„O, Sie haben Recht, mein Herr — das echte, das gute Glück läßt sich nicht in Gold und Silber prägen und auf Papierscheine drucken. — Ich bin arm gewesen, da war ich glücklich. — Später, je treuer mir das Geld wurde, um so untreuer wurde das Glück. — Heut bin ich alt und einsam — sehr arm bin ich, wie Sie sehen, mit all meinem Gelde . . . "

„Ich weiß, mein Herr," fiel ich ein, „wie traurig Ihnen das Schicksal mitgespielt. Sollten Sie aber wirklich so einsam sein müssen, wie Sie es sind? Sie haben noch einen anderen Sohn außer jenem armen Unglücklichen . . . "

„Darf ich ihm den Segen seines alten Vaters aufdrängen, wenn er nicht darnach verlangt? — O gewiß habe ich ihm vergeben — ein falscher Stolz läßt ihn meinen Segen von sich weisen."

„Guter Herr Larmotte," rief ich, „ich will ihn aufsuchen, ich will ihn wieder in Ihre Arme führen! Er wird, er muß kommen! Dann werden Sie nicht mehr allein sein!"

Es war ein wehmütiges Lächeln, das über seine Mundwinkel schnitt, und das Köpfchen wiegte in der weißen Halsbinde hin und her, als zweifelte er, daß ihm dieser Sonnenschein am Abende seines Lebens beschieden sein möchte.

Ueber die Geschicke und den Aufenthalt des Verlorenen wußte er mir nur einzelne dürftige Notizen zu geben. Die geheimglimmende Vaterliebe hatte ihn nicht ganz aus den Augen verloren. Aber es mußte schwer fallen, ihn dennoch in dem Labyrinth des Pariser Lebens auszufinden. Ich versprach es ihm und ich schwor es mir, nicht zu rasten, bis ich ihn gefunden. —

Mit welchem Ungestüm eilte ich diesmal die Treppe hinan! „Meine Kinder! Mein liebes Weib!" rief ich, die Arme nach ihnen ausstreckend.

Es war ein ungeheurer Jubel, der mir fast die Brust sprengen wollte und der vergeblich nach Worten rang. So muß es einem Gefangenen sein, den nach langer dumpfer Kerkernacht das rosige Licht der Freiheit umflutet.

„O mein Weib, meine Kinder!" Umschlungen hielt ich sie, in ihre andrängenden Liebkosungen stammelte ich hinein: „Es ist gut — es ist alles gut — nichts ist verloren — wir werden wieder glücklich sein, wie wir es vordem waren — wir brauchen Herrn Larmottes Geld nicht — sind wir nicht reich genug?"

Ich konnte ihnen nicht in die Augen sehen, da die meinen mit Thränen verhüllt waren, aber ich weiß, meine Worte brachten keinem von ihnen eine Enttäuschung. Gottlob, das entsetzliche Gift hatte nur ganz obenhin ihre Seelen gestreift! Es war eine Erlösung von der qualvollen Angst eines Zauberbannes, die nun den Sonnenschein der Freude in ihren Thränen erglitzern ließ.

Nur Lucie hatte Mühe, ihr Eigenleid zu verbergen. Ich entfernte ihr sanft die Hände von den Augen: „Glaubst du denn, mein gutes Kind," sagte ich, „wir würden dieser Schildkröte unseligen Andenkens den Triumph lassen, daß sie uns einen Bräutigam aus dem Hause gejagt?"

Mein Weib aber reckte ihre kleine rundliche Person so hoch es ging heraus, und die Arme nicht ohne Mühe um meinen Hals schlingend, blitzte sie mit ihren klaren Augen dicht in die meinen: „Nun, wer hat recht gehabt mit dieser Schildkröte, Ollivier? Hab' ich nicht gesagt, sie hält uns noch alle zum besten? Es bleibt dabei, glücklicher als glücklich kann man nicht werden!"

Dann wischte sie mir mit ihrer weichen Hand die Thräne von der einen Wange, und dieser Wange selbst einen kleinen liebkosenden Schlag gebend, meinte sie in ihrem besten und vollsten Alt: „Ollivier, du bist dennoch brav gewesen, hörst du? Du gefällst mir. Weißt du, daß man anfangen könnte, dich zu lieben, Ollivier?" —

Am Abend aber ging es nach Paris hinein; es war uns allen so festlich im Sinne und wir verlangten nach dem Glanze der Boulevards wie nach einer Illumination. Wieder begnügten wir uns mit einem einzigen Fiaker, doch diesmal schien er uns nicht einmal eng genug, so sehr hatten wir das Bedürfnis, dicht aneinander zu halten.

Wir hatten so lange nicht mehr gelacht. Alle die gefangenen, mühsam zurückgehaltenen Lachnoten wirbelten und flatterten nun in die Weite. Ein Lachen steckte das andere an, ach wie wohl that uns das nach all diesen Aengsten! Und diese Aengste selbst kamen uns jetzt so lächerlich vor. Mein Gott, wie konnten wir uns so zu Boden ducken lassen durch eine Schildkröte!

So stolz und so breit, so unseres Wertes und unseres Glückes froh waren wir noch nie über die Boulevards gezogen wie an diesem Abend. In zwei Sektionen rückten wir daher. Vorne Lolotte mit den beiden Jungen; der ganze entfesselte Schelm kam heute in ihr zum Ausbruch. Lustig wie die Festtagswimpel flatterten die Bänder ihres Hutes und im resoluten Takte fügte sie das kecke Tripptrapp ihrer Füßchen dem Marschiertritte der Brüder ein. Zuweilen wandte sie ihr pikantes Watteau-Gesichtchen und lachend, mit dem prächtigen Glanze ihre Zähnchen, rief sie uns zu: „Platz da, für die famose Familie Morques!“

* * *

Ein paar Tage später hatten wir eine zweite Soirée. Diesmal fehlte es nicht an Platz, denn es gab nur wenig Gäste, von denen aber ein jeder seine ganz besondere vollwichtige Bedeutung hatte.

An dem einen Ende des Tisches saß ein gewisser Herr Victorien neben einer gewissen Lucie; ihre beiden goldenen Verlobungsringe leuchteten so breit und prächtig im fröhlichen Scheine der Kerzen. Es hatte mir keine so große Mühe gemacht, ihn wieder uns zuzuführen; ein offenes treuherziges Wort, das ihn um Verzeihung bat und — „wenn Sie noch desselben Sinnes sind wie vor drei Wochen, mein Herr, so soll keine Schildkröte mehr im Wege sein.“ Er umarmte mich in seiner Freude, später meinte er: „Es gibt keine Romantik mehr heutzutage, die Welt wird so modern! Früher waren es die Drachen, die man bekämpfen mußte, um eine Braut zu erringen, heute ist es eine Schildkröte . . . “

Auf der anderen Seite saß ein gewisser Herr Richard, bekannter unter dem Namen „der Schildkrötendoktor,“ neben einer gewissen Adeline — ei, und wie der Glanz der neuen Verlobungsringe an ihren Händen wetteiferte mit jenem des anderen Ringepaares gegenüber. Während ich in Paris um meinen ersten Schwiegersohn sorgte, hatte sich dieser der Festung in Abwesenheit des Kommandanten mit einem Sturme bemächtigt. Ich durfte meinem guten Weibe schon den Triumph der kleinen köstlichen Rache gönnen, daß sie mir bei meiner Rückkehr das glückstrahlende Paar einfach in die Arme schob.

In der Mitte des Tisches, auf unserem bequemsten Sessel, hielt Herr Larmotte den Ehrenplatz. Nicht ganz so winzig wie sonst erschien er, ja sein Köpfchen bewegte sich mit einer gewissen kecken Lebhaftigkeit, die ihm köstlich stand, aufrecht und frei aus den Falten der schneeweißen Halsbinde. Er sagte nicht viel, er freute sich im stillen und der Glanz, der sein Inneres nach all der trostlosen Oede verklären mochte, leuchtete im freundlichen Wiederschein aus seinen gutmütigen Augen.

Zuweilen fuhren diese Augen mit einem Staunen an der mächtig hohen Gestalt seines Sohnes hinan, der zu seiner Linken saß. Wahrhaftig, in all seinen Wehgedanken, die nach dem Herzen des Verlorenen, nun glücklich Wiedergefundenen, ausgeflogen waren, hatte er das Maß von dessen riesenhafter Körpergröße fast aus dem Sinne verloren.

Dann wieder lauschte er mit dem feinen Beben eines Lächelns auf das klingende Geplauder, das seine hübsche und lebhafte Schwiegertochter zu seiner rechten dahinsprudeln ließ. O, sie war etwas wie eine Zauberin, all seine alten Marotten schienen dahinzuschmelzen unter dem süßen Schmeicheln ihrer Worte!

Es gab noch zwei Gäste an dem Tische, beide nicht gar groß, aber von außerordentlicher Wichtigkeit, denn sie nahmen zuweilen die ganze Aufmerksamkeit der Gesellschaft in Anspruch. Beide voll strotzender pausbäckiger Gesundheit und von absonderlichem Appetit. Lolotte machte ihnen die Honneurs mit Kichern und Lachen, half ihnen die widerspenstigen Bissen auf die Löffelchen und wischte ihnen die glänzend-roten Mäulchen.

Hie und da überfiel es die beiden mit einem plötzlichen Uebermute, auch ihr Wort mitzusprechen in der Gesellschaft. Dann ließen sie in die Flüsterpausen der Unterhaltung ihr lautes, fröhliches „Großpa! Großpa!“ ertönen. Es war ein Wetteifer ihrer lieblichen Stimmchen, wer das andere mit dem lallenden „Großpa! Großpa!“, das Lolotte sie gelehrt, überbieten möchte. Und mit dem Klappern ihrer Löffelchen begleiteten sie dies Duett.

Wir lachten. Es war alles gut. Gottlob und wohl uns, daß wir recht von Herzen lachen konnten über dies „Großpa!“ von Herrn Larmottes Enkelchen!

Aus'm Wirtshaus.

Gedichte in oberbayrischer Mundart von Karl Stieler.

I. 'S matte Bier.

A Fremder kimmt ins Wirtshaus 'nein
Von recht an' weiten Gang;
„Ah," sagt er, „aber 's Bier is matt,
Dös Bier lauft g'wiß scho' lang!"

„Ja," sagt der Wirt, „zwölf Stund' lang lauft's,
Daß 's matt is, glaub' i gern!
Sie — laufen Sie amal zwölf Stund,
Ob Sie nit aa matt wern?!"



II. Der Vëhsuv.

An Knallbräu kennst; der schreibt si' Schmidt,
Der is auf Rom, auf d' Wallfahrt mit;
Wie's Triftholz thuat si's abischwemma,
Z'letzt san's bis auf Neapel kemma.
Da steht der Vehsuv voller Gluten,
Ah Freundl, woaßt, der raucht koan guten.
Da geht's wie lauter's Feuer weg,
Neb'n dem san uns're Berg' a Dreck.
Jetzt fragt'n neuli' halt der Hagen,
Der Knallbräu sollt's ihm do' nur sagen
Wie halt der Vëhsuv ausschaugn thuat. —
„Ja," sagt er, „ausschaug'n thuat er guat.
Woaßt, lauter Rauch geht oben 'naus
G'rad wier a — Bräuhaus schaugt er aus."



III. Nieder'g'schlagen.

Der Hiesl hat oan' nieder'g'schlagen
Der liegt jetzt ganz schön draußt im Graben!
Er aber geht ins Wirtshaus eini
Und trinkt a Maß an achta, neuni!

„No," sag i, wier i mit ihm plausch',
„Du kriegst ja heunt mit G'walt an Rausch."
„Ja," sagt er, „desz'wegen hab' i's than,
Jetzt sauf' i mir ‚mildernde Umständ' an."

IV. Der Führer.

„Gel Wirt, an Führer gibst uns mit;
Aber koa so dumm's Luder!"
„O," sagt der Wirt, „da feit sie nix,
Mein Führer is a guter!"

Jetzt geh'n ma halt auf d' Kampenwand,
Am Kampen — pfeilgrad auffa.
„Ah," sagt der Führer, „da is 's schön,
Da muß ma aber schnaufa!"

Und wie ma wieder geh'n a Weil',
No sagt der Führer wieder:
„Ah," sagt er, „aber da geht's steil!"
Und nachher hockt er nieder.

„Wo bist denn her?" sag i. „Bist matt?
Mußt oft da auffirenna?"
„I?" sagt er, „bin von Inglstadt,
I bin erst gestern kemma."



V. Im Herrenstübel.

Im Herrenstübel drinna
Da sitzen's all' beim Licht;
Und da verzähl'ns vom Lehrer
A schiechn neue G'schicht:

A Dirndl, so zwölf Jahr alt,
Bildschön, geht aus der Schul',
Jetzt gibt ihr der a Bußl
Wie's fürgeht bei sein' Stuhl!

As Dirndl zürnt; der Lehrer
Is aa, wie ganz verschlag'n
„Gelt," sagt er, „gel' du werst's do'ch
Nit deiner Mutter sag'n?"

As Dirndl gront und blinzelt
Mit seine Aeugerl blau:
„I sag's nit meiner Mutter,
„I sag's scho' — Ihrer Frau!"



Eine Arbeitsstätte Goethes.

Von

Heinrich Düntzer.

Unvergängliche Gewalt übt die Natur auf des Menschen Herz und Gemüt. Wo wir uns ihrer Reize freuen, ihre Großartigkeit anstaunen, in ihrem Genusse schwelgen, in ihrer Betrachtung uns erheben, haben es vor uns Tausende und Abertausende gethan, und dieselben Gefühle werden die Nachkommenden bewegen, so daß ein gemeinsames Band alle Geschlechter durchzieht, mag auch der Modegeist der Zeiten manches anders gestalten. Aber neben der ewigen Sprache der Natur hören wir nicht weniger vernehmlich das Wehen der vergangenen Menschheit, nicht allein aus ihren den Jahrhunderten trotzenden sichtbaren Werken, sondern auch aus dem Gedächtnis derjenigen, die in Thaten der Geschichte und in Schöpfungen des Geistes sich den Kranz der Unsterblichkeit errungen. Aber um welches deutsche Land schlänge sich eine reichere Fülle von Erinnerungen an das Leben und Wirken des Genius als um das „kurze und schmale“ Gebiet des Herzogs Karl August von Sachsen-Weimar-Eisenach, des würdigen Enkels des an Thatkraft und lebendiger Einsicht ihm ähnlichen Ernst August, der die Grundlage zu Weimars Größe gelegt. Diesem, dem die Erbschaft der Fürstentümer Jena und Eisenach zugefallen, verdankte das Land auch manche Lust- und Jagdschlösser, auf welchen sich unter Karl August ein so reges, freilich oft übermütiges geistiges Leben entfaltete. Wir nennen nur Belvedere und Dornburg, von denen das letztere bisher weniger beachtet worden.

Drei Meilen östlich von Weimar, eine von Jena, liegt das uralte thüringische Städtchen Dornburg an der Saale, dessen erste urkundliche Erwähnung im Jahre 937 auf schon längeren Bestand hindeutet. Es war eine Pfalzstadt; die Pfalz selbst lag auf der senkrecht abgeschnittenen, an 250 Fuß hohen Felsenwand eines Kalkflötzgebirges, wo sie noch heute sich erhalten hat. Kaiser Otto I. hielt dort im Juni 965 seinen Hof. 980 berief sein Nachfolger hierher eine Reichsversammlung, wonach die Pfalz, welche samt ihrer Kirche sieben Jahre vorher von einem Brande heimgesucht worden war, bald wieder hergestellt worden sein muß. Dagegen hat man irrig auch Darniburg, wohin die Aebtissin Mathilde im Namen Ottos II. einen Reichstag berief, auf unser Dornburg bezogen und demnach dahin auch die Entführung der schönen Luitgarde, der für den jungen Kaiser Otto III. bestimmten Tochter des Markgrafen Eckard, verlegt. Doch lassen wir die alte Geschichte der Pfalz und wenden uns zum jetzigen Bestande.

„Auf schroffer Felskante liegt“, nach Goethes Schilderung, „ein hohes, altes, unregelmäßiges, weitläufiges Schloß, große Säle zu kaiserlichen Pfalztagen umschließend, nicht weniger genugsame Räume zu ritterlicher Wohnung; es ruht auf starken Mauern zu Schutz und Trutz. Dann folgen später hinzugesellte Gebäude, haushältischer Benutzung des umherliegenden Feldbesitzes gewidmet.“ Wir geben auf S. 520 f. die Abbildungen des Hofraums und der Gartenseite der alten Pfalz. Der große Saal oben heißt der Kaiser- oder Rittersaal. Schulrat Schwabe in Weimar, der 1825 eine Schrift „Historisch-antiquarische Nachrichten von Dornburg“ herausgab, gedenkt unter den Altertümern der Pfalz auch der eisernen hie und da vergoldeten Bettstelle, worin die Aebtissin Mathilde geruht haben soll. Die Pfalz wurde für das Justizamt, die Wohnung des Rentamtmanns und zu herrschaftlichen Fruchtböden benützt. Von hier am Abhange nach dem Dorfe Naschhausen zu erstreckte sich ein Hain, nach der gangbaren älteren Form Hahn (Hagen), worin unter einer gewaltigen uralten Ulme ein steinerner Tisch sich befand. Leider ist der Baum, wie die Nußbäume der Frau Pfarrerin im „Werther“, gierigen Aexten zum Opfer gefallen, dagegen das Vorurteil noch nicht ganz geschwunden, daß die alten Thüringer auf jenem vom Ulmbaum beschatteten Tische Menschenopfer dem Thor in diesem seinem Heiligtum dargebracht, ja, daß ein kleines Bronzebild, das am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts zu Dornburg gefunden und vom Stadtrat in sichere Hut gebracht wurde (eine Abbildung gibt Schwabe), den heidnischen Götzen darstelle. Weiter südlich auf schönster Aussichtsstelle erbaute Herzog Ernst August um 1730 „ein heiteres Lustschloß, zu anständigster Hofhaltung und Genuß in günstigster Jahreszeit“. Die Abbildungen auf S. 522 stellen die Gartenseite und ein Fenster dieses Rokkokobaues dar.

Der junge geniale Karl August freute sich seiner Schlösser, wenn er auch weniger auf der



Dornburger Höhe mit der lieblichen Thalaussicht als in dem Jagdschloß zu Tannroda mit seinen dunklen Wäldern und dem lockenden Jagdvergnügen sich gefiel. Als Goethe nach Weimar kam, suchte er das Gebiet seines fürstlichen Freundes, den er bald als Herrn begrüßen sollte, durch eignen Augenschein kennen zu lernen: aber nach Dornburg kam er nicht vor dem 16. Oktober 1776, wo er über dieses und Camburg nach Naumburg ging; ob in Begleitung des Herzogs, wissen wir nicht. Desto besser sind wir von einer lustig genialen Fahrt unterrichtet, an welcher selbst die auf strengsten Anstand haltende Herzogin Luise sich beteiligte, welche diesmal zuerst gleichsam auftaute und sich einmal glücklich fühlte. Auch Goethe atmete damals in Dornburg auf, nachdem ihn die Kunde vom Verlust seiner Schwester am 16. Juni 1777 nachhaltig erschüttert hatte. Den 3. Juli fuhr er mit dem Statthalter von Erfurt, einem hochangesehenen Würdenträger der katholischen Kirche, nach dem herzoglichen Sommeraufenthalte Belvedere, wo auf nächsten Morgen eine gemeinsame Lustfahrt des ganzen Hofes nach Dornburg verabredet wurde. Der Bericht, den Knebel eine Woche später in nicht gerade rosiger Laune an Herder machte, ist zu bezeichnend, als daß wir ihn nicht in seinen eigensten Worten mitteilen sollten. „Vorigen Freitag, den 4., sind wir (er mit dem Prinzen Konstantin) um 5 Uhr aufgestanden," schreibt er, „um gegen 9 in Dornburg zu sein, wo die christliche (?) Herrschaft sich samt und sonders versammelt fand. Auch der Statthalter war da. Da gings auf ein Bewundern der Gegend. Die Herzogin Luise sagte: ‚Das ist der beste Tag, den ich noch hier gehabt habe: es ist mir wie in einem schönen Traume!' Uns andern waren diese Schönheiten schon familiärer. Wir legten uns deshalb aufs Herumklettern, besuchten den Saal, wo Kaiser Otto anno 8—900 (?) Reichsversammlung gehalten, wo seine Schwester Mathildis mitgewesen (?), das Zimmer, wo die schöne Gräfin erstochen (?), und ihr eisernes Bett 2c. So gings zu. Kurz, man resolvierte sich nachts da zu kampieren, machte des andern Morgens bei hellem lichten Sonnenschein Feuerwerk, daß die Berge und Thäler davon wiederhallten und die Elemente vor dem Knall zerplatzen wollten, und kehrte so mittags heim, da doch allen nach ihrer Art so ziemlich wohl geworden war. Goethe und der Statthalter haben auch hübsche Landschaften gezeichnet; und das ist das Nützliche von unserer Partie." Ergänzt wird diese schlotterige Erzählung durch Goethes Tagebuch. In der Frühe habe er sich leidlich hell gefunden, erinnert er sich; erst in Dornburg sei es ihm wieder wohl geworden. Die Aussicht sei gezeichnet worden. Von dem Besuche der alten Pfalz hören wir nichts; diese zog ihn, da er sie kannte, nicht mehr an. Abends ging es zum Dorfe Kunitz jenseit der Saale, wo man die Kunitzburg auf gefährlichen Wegen erstieg; auf dem Rückwege überfiel ein Regen ihn und seine Begleiter, unter denen jedenfalls der Herzog war. Da es an Betten fehlte, begnügte sich der Herzog, der dies nicht zum erstenmal that, sein Bruder Konstantin, Dalberg, der Kammerherr v. Einsiedel, dessen Bruder August und Goethe mit einer Streu; die beiden letzteren gerieten, noch ehe man sich zur Ruhe begab, in ein „tolles Disputieren". Am „überherrlichen" Morgen des 5. wurde das Frühstück von der ganzen Gesellschaft auf dem „Fünfeck" genommen, der südlichen Gartenseite des neuen Schlosses, und kleine Kanonen gelöst. Ehe man zurückfuhr, machte man „Thors Heiligtum", dem Hahn, einen Besuch, wobei es an lustigen Späßen bei einer so wohl aufgeräumten und geistreich übersprudelnden Gesellschaft nicht fehlen konnte.

Erst auf der zur Auslesung der Mannschaften und zur Besichtigung der Wege Ende Februar 1779 angetretenen Reise sah Goethe, der neben diesen hausbackenen Geschäften seine hochpoetisch angelegte „Iphigenie" zu vollenden gedachte, unser Dornburg wieder. Als er am Abend des 2. März daselbst ankam, begab er sich zum Kammerrat Wetken; nach Beendigung der Auslesung zog er in das neue Schlößchen und arbeitete bis zum Nachmittag des 5. an seinem Stücke fort. Hier, wo er sich „schön, offen und ruhig" fand, wurde aller Wahrscheinlichkeit nach der größte Teil des herrlichen dritten Aktes geschrieben. Zur Darstellung des sonnenhellen Glanzes herzwarmer, von unendlicher Seelennot getrübter Geschwisterliebe hatte ihm gerade das höchst anmutige sonnige Dornburger Schlößchen der rechte Ort geschienen, wie er für den schaurig endenden vierten Akt sich das Ilmenauer Gebirge wählte, wo er diesen nach dreitägigem Suchen einer passenden Geburtsstätte in einem Tage auf der Höhe des Schwalbenstein vollendete. An Knebel, der in der „Iphigenie" den Thoas spielen sollte, schrieb

er am Abend des 5. von Apolda aus: „Ehrlicher alter König, ich muß dir gestehen, daß ich als ambulierender poeta sehr geschunden bin, und hätte ich die paar schönen Tage in dem ruhigen und überlieblichen Dornburger Schlößchen nicht gehabt, so wäre das Ei halbausgebrütet verfault.“

Drei Jahre später vollendete er, gleichfalls auf einer Auslesungsreise, im Dornburger Schlößchen das herrliche Gedicht „Auf Miedings Tod“; der Schluß mit dem launig gemütlichen Abriß der Geschichte des herzoglichen Liebhabertheaters, dem „ganz unverwelklichen Kranze“ für Corona Schröter und dem gefühlvollen Wunsche, den er dieser als seiner Muse in den Mund legt, gehören sicher diesem Aufenthalte an. Am Abend des 15. März war er angekommen; in sehnsüchtiger Spannung erwartete er den folgenden Nachmittag die liebe Frau, die sein ganzes Sein ergriffen hatte, der er heute mit seiner vollendeten Dichtung eine besondere Freude zu machen gedacht hatte: aber nicht sie kam, sondern der Herzog. Gab dieser auch als Jagdliebhaber dem im Walde gelegenen Tannroda den Vorrang, so zog er sich doch auch wohl einmal nach Dornburg zurück, wie er sich dorthin Ende Juli 1780 begeben hatte, um Diderots „Jacques le fataliste“ in aller Ruhe zu genießen. Diesmal kam es zwischen den Freunden zu den allervertraulichsten Mitteilungen. Der Herzog konnte den Schluß „Miedings“ nicht genug bewundern. Goethe las in seinem „Strada“, der Hauptquelle seines „Egmont“, dessen Vollendung er gerade in Dornburg ernstlich überdachte; besonders der schwierige vierte Akt lag ihm damals im Sinn.



Hofraum der alten Pfalz zu Dornburg.

Viele Jahre hören wir jetzt nichts mehr von einem Aufenthalte Goethes oder des Herzogs in dem schönen Schlößchen an der Saale; beide wurden durch Neigungen und Thätigkeiten anderswo hingezogen, ja mehrere Jahre lang seit 1799 nahm der Engländer Mellish, der Schwiegersohn des Oberjägermeisters von Stein-Nordheim, hier seinen Sommeraufenthalt. Karl August hatte ihm Dornburg überlassen, wie er einige Jahre früher dem Franzosen Mounier Belvedere zu einer Erziehungsanstalt, meist für Engländer, eingeräumt hatte. Mellish stand mit Schiller, dessen „Maria Stuart“ er übersetzte, in näherer Verbindung; er besuchte ihn auch 1799 in seinem anmutigen Schlößchen. Vielleicht bewohnte auch Mellish dieses noch, als Regierungsrat Müller, der spätere Kanzler, im Sommer 1802 jene

Lustfahrt nach Dornburg machte, wo eine fröhliche Gesellschaft in heiterem Uebermut auf rosenbestreuten Polstern unter Guitarrenspiel und Gesang sich niederließ und dem Genius des Ortes manch geflügeltes Wort und Lied opferte, wie er in sehnsüchtiger Erinnerung nach den Zeugen dieser längst entschwundenen Lust sechzehn Jahre später äußerte. Für Schiller war nicht Dornburg, aber das schöne Dornburger Thal leider verhängnisvoll, da er im Juli 1804 bei einer späten Abendfahrt sich dort eine Erkältung zuzog, deren Folgen seine schon leidende Gesundheit ganz zerrütteten.

Gartenseite der alten Pfalz zu Dornburg.

Erst nach Deutschlands Befreiung und Weimars Erhebung zu einem Großherzogtum kam unser Dornburg, zunächst bei der Großherzogin, welcher Weimar seine Rettung verdankte, wieder in Gunst. Die Großherzogin Luise bezog jetzt regelmäßig jeden Sommer auf mehrere Wochen das liebliche Schlößchen, das zu ihrem Empfange einfach ausgestattet, doch mit schönen Landschaften der Lahngegend geschmückt wurde. Am 29. April 1818 kam hier Goethe, der sich damals in Jena befand, auf eine Einladung des Kanzlers v. Müller mit diesem und der ihm befreundeten jungen Gräfin Julie v. Egloffstein zusammen, an deren Versuchen im Zeichnen der Altmeister lebhaften Anteil nahm. Julie zeichnete hier aus dem beliebten Eckfenster der Großherzogin die wundervolle Aussicht, wobei Goethe bald lobend, bald tadelnd die fortschreitende Arbeit begleitete und sich in heiter neckischer Weise erging. Bei dem darauf im kleinen Saale gehaltenen Mittagsmahl nahm das Gespräch bald eine höhere Richtung. Goethes Herz war bewegt; mit unendlicher Klarheit und Wärme sprach er von sittlicher Ausbildung und der Ahnung einer höheren, über allem Sichtbaren waltenden Macht. Seine Aeußerungen wurden immer feierlicher, ja sie nahmen einen prophetischen Schwung; die Gedanken schienen wie in einem reinen Aether auf- und nieder zu wogen, bis er plötzlich abbrach und sich rasch mit den Worten entfernte: „Laßt mich einsam zu meinen Steinen dort unten eilen; denn nach solchem Gespräch geziemt dem alten Merlin, sich mit den Urelementen wieder zu befreunden.“ In seinen lichtgrauen Mantel gehüllt, stieg er feierlich ins Thal hinab; bald blieb er bei einem Steine stehen, den er mit seinem Hammer mineralogisch prüfte, bald hielt ihn der Anblick einer Blume gefesselt. Auch während der drei folgenden Jahre, wo Goethe häufig in Jena verweilte und manche Spazierfahrt in die Umgegend machte, konnte er Dornburg, wo sich im Sommer die großherzogliche Familie wochenlang aufhielt, nicht unbesucht lassen.

Im Frühjahr 1824 wurde von der großherzoglichen Kammer die auf der südlichen Ecke des steilen Abhanges in nächster Nähe des Schloß-

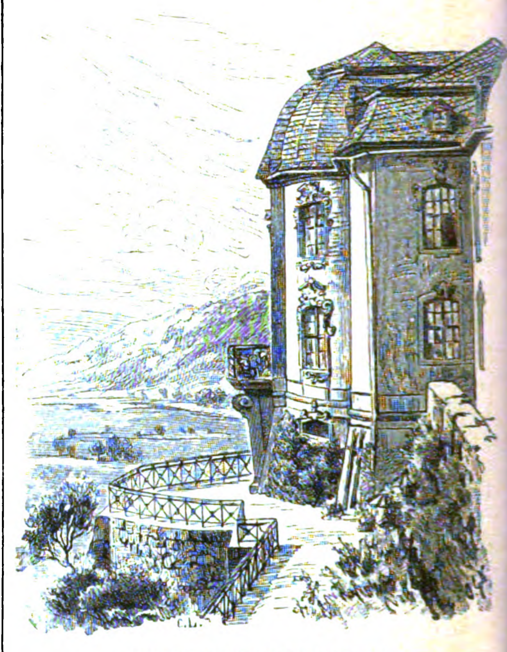
gartens liegende, im Jahre 1609 erbaute Ritterburg angekauft; der Besitzer dieses Erblehngutes, ein gewisser Stomann, war 1822 gestorben. Sie sollte neu verputzt und zur Aufnahme der Prinzessinnen und des Gefolges eingerichtet, durch Berggänge und Terrassen mit dem Schloßgarten verbunden werden; auch freute sich Karl August, auf dem ödesten Abhang unmittelbar unter den Fenstern einen Weinberg anzulegen. Bisher fehlte dem mit leidenschaftlicher Liebe der Natur, besonders auch der Entwickelung des Pflanzenlebens zugewandten Fürsten ein solcher Besitz, dessen Wachstum ihn nach seinem mehrfachen Besuche des Rheins lebhaft anzog. Wir geben in der Abbildung S. 523 das im Geschmacke der Zeit an den Thürgewänden, dem Sims und Giebel verzierte Portal mit dem lateinischen Begrüßungsdistichon, das Goethe so gefiel, daß er ihm folgende deutsche Fassung gab:

Freudig trete herein und froh entferne dich wieder!
Ziehst du als Wandrer vorbei, segne die Pfade dir Gott!

Ehe die Großherzogin im Sommer nach Dornburg kam, hatte der von Karl August und Goethe in Gunst genommene, seit dem vorigen Jahre hier als Gärtner und Kastellan angestellte junge Karl August Christian Sckell die neue Herrichtung besorgt. Im Jahre 1825 wurde für Karl August ein besonderes Zimmer eingerichtet, dem man den Namen „Karl-August-“ oder „Wappenzimmer“ gab.

Fenster am Lustschloß.

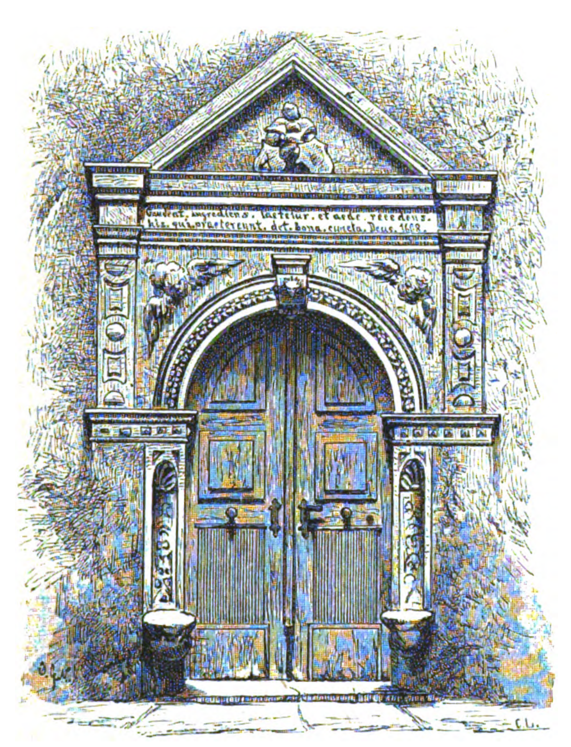
Der greise Fürst verweilte hier mit dem ganzen Hofe in diesem und den folgenden Jahren längere Zeit. Nach Pfingsten 1828 besuchte er Dornburg, wo er sich des Gedeihens der frisch ergrünenden Weinstöcke freute. — Obgleich leidend, unternahm er bald darauf die lange aufgeschobene Reise nach Berlin, um seinen



Gartenseite des Lustschlosses Dornburg.

Urenkel, den vor einigen Monaten geborenen Prinzen Karl Friedrich, zu sehen. Auf der Rückreise ereilte ihn am 14. Juni zu Graditz bei Torgau der Tod. Außer der Großherzogin wurde keiner durch diesen Schlag so tief erschüttert, wie der seit einem vollen halben Jahrhunderte mit ihm innigst verbundene Dichter. Von Weimar, wo ihn alles an den unersetzlichen Verlust schmerzlichst erinnerte, mußte er baldmöglichst, jedenfalls vor der auf den 9. Juli festgesetzten Begräbnisfeier, sich entfernen; seine Seele bedurfte zu ihrer Beruhigung und Erholung einsamer Ruhe im Genusse einer mit milder Anmut ihn erfreuenden Natur. Kein Ort konnte ihm dazu geeigneter scheinen, als das eben in voller Pracht blühende Dornburg, dessen Schlößchen der heimgegangene Fürst in der letzten Zeit ihm mehrfach zu stiller Zurückgezogenheit liebevoll angeboten, in dem er seit mehr als fünfzig Jahren die schönsten Stunden mit ihm verlebt hatte. Aber nicht dort wünschte er zu weilen, in den fürstlichen Räumen, sondern in der neu-

hergerichteten Stomannschen Burg. Sein an das Hofmarschallamt gerichtetes Gesuch ward bereitwilligst angenommen. So begab er sich denn am 7. Juli unmittelbar, da er es unmöglich fand, der trauernden Großherzogin-Mutter in Wilhelmsthal schon jetzt einen Besuch zu machen, nach der Dornburger Höhe, wo für ihn nach dem Befehle des Hofmarschallamtes das vor vier Jahren von der Prinzessin Marie bewohnte Zimmer, die sogenannte Bergstube, hergerichtet war. Hier, wo er auch schlief, genoß er aus den drei nach Süden und einem nach Westen gerichteten Fenster die lieblichste Aussicht und in schlaflosen Nächten den Schein des sternen- und mondhellen Himmels. Ueber den damaligen Aufenthalt besitzen wir in einer eignen kleinen Schrift den treuherzigen Bericht des mit liebevoller Bewunderung an dem einzigen Manne hängenden Sckell, und der 2. Band des „Goethe-Jahrbuches“ hat eine ausführliche, urkundlich belegte Darstellung dieses Aufenthaltes von der Hand des Herausgebers gebracht. Vom 7. Juli bis zum 12. September verweilte Goethe hier, wie er mit eigner Hand an einem Eckfenster unter einer ähnlichen Eintragung der Prinzessin Marie bemerkte. Beide wurden später auf Befehl der Großherzogin Marie Paulowna unter Glas und Rahmen gebracht. Am entgegengesetzten Fenster ließ er sein Barometer befestigen. Die Erscheinungen des Himmels und der Erde zogen seine rege Aufmerksamkeit auf sich; zuletzt machte er regelmäßige meteorologische Beobachtungen. Auch der Strahl der Dichtung fehlte nicht ganz diesen Dornburger Tagen, die ihm durch zahlreiche Besuche seiner Kinder, Freunde und Bekannten, auch vieler Unbekannten, von Leipziger Studenten bis zu den jungen Herzögen August Richard und Charles Wellesley von Wellington, belebt wurden. Doch wir müssen es uns versagen, auf diese bei aller Einfachheit fast fürstlichen Tage des altergrauen, aber geistesfrischen allverehrten deutschen Dichters und Weisen auf der Dornburger Höhe einzugehen.



Portal der alten Ritterburg.

Nach Sckells Bericht besuchte Goethe Dornburg noch zweimal, im August 1829 mit drei Berlinern, und, ein halbes Jahr nach dem Tode der Großherzogin-Mutter, im August 1830 mit drei Petersburgern. Bei dem letzten Aufenthalte nahm er mit einem herzlich frommen Wunsche von Sckell Abschied; mit Thränen im Auge sprach er zu ihm: „Dort oben finden wir uns wieder.“ Sonderbar ist es, daß diese beiden letzten Besuche sich schwer mit dem vereinigen lassen, was wir sonsther über die Sommermonate dieser beiden Jahre wissen, so daß hierüber noch ein gewisses Rätsel ruht. Ein um so strahlenderer Glanz verklärt die Tage, in denen wir besonders Goethes und des Herzogs Dornburger Leben verfolgen können. Mögen alle, die dort im Laufe der

Zeiten sich heitern Natur- und Herzensgenusses erfreuen, auch der großen Geister ehrfurchtsvoll gedenken, deren Erinnerung diese geheiligte Stätte ewig umschweben wird!

Zwei stille Fischer.

Von

Friedrich Knauer.

Vor uns fließt munter murmelnd der Kamp, mit seiner herrlichen Wald- und Gebirgsumgebung eine der prächtigsten aus der Gilde unserer Gebirgswässer. Dichte Wälder umstehen ihn und rücken ihm stellenweise so nahe, daß man vom Bache nicht viel mehr zu Gesicht bekommt; nur bei Hochwasser liefert der Bedrängte grimmigen Beweis, daß er sich dauernder Umarmung zu erwehren weiß. Hier gibt es manch lauschigen Winkel, so recht geschaffen für die Einsiedlerin Forelle, die da in stattlichen Exemplaren sich findet, aber eben deshalb auch ein lockender Magnet für alle die, die der vielumworbenen Fischschönen nachstellen, und zu diesen gehört nicht in letzter Linie der Mensch. Wer da ein solches Versteck glücklich aufgefunden und stundenlang sinnend und harrend an der Angel gesessen, bekommt bisweilen — ein echter Angler freilich ist blind und taub und für seine weitere Umgebung — Geheimnisse des Waldes zu schauen, denen andere oft vergeblich nachgehen. Vielen meiner Leser wird erinnerlich sein, auf ihren Spaziergängen an fischreichem Wasser des öfteren einen prächtig gefärbten Vogel in schnurgerader Richtung pfeilschnell dahin fliegen gesehen zu haben, wenigen aber wird es geglückt sein, diesen Vogel, den Königsfischer oder Eisvogel, ruhig sitzend, auf Beute lauernd, zu Gesicht bekommen zu haben. Dem vielerprobten Kenner des Waldes und aller seiner Insassen aber, dem Jäger, dem einsamen Forellenfischer glückt dies doch ab und zu, wenn auch außerordentliche Vorsicht und nicht wenig Geduld dazu gehört, unseren Eisvogel anzuschleichen und des längeren zu beobachten. Da sieht man ihn dann regungslos durch Stunden auf einem ganz nahe über dem Wasser befindlichen Aste oder einem im Wasser stehenden Steine sitzen und unverwandt ins Wasser starren. Plötzlich durchzuckt's ihn dann, wenn er einen Fisch erblickt, ganz eigentümlich, und schon schnellt er wie ein abgeschossener Pfeil ins Wasser, in das er bis an sein Schwanzende eintaucht. Mit den Flügeln schlagend arbeitet er sich dann wieder empor, fliegt seinem früheren Platze zu, verschlingt den erbeuteten Fisch, schüttelt das Wasser vom Gefieder und späht dann wieder mit unerschütterlicher Ruhe vor sich ins klare Wasser.

So habe ich ihn fünf- und sechsmal im Laufe eines Vormittags glückliche Jagd machen sehen, und er wird wohl im Laufe eines Tages das Dutzend glücklich voll machen, ehe er sich für befriedigt gibt. Aber klar muß das Wasser sein, wenn sein Warten und Jagen Erfolg haben soll; darum geht es ihm bei langem Regen, der alles Wasser trübt, recht schlecht und leicht kann ihm anhaltendes Regenwetter den Hungertod bringen. Recht schwer fällt unserem Eisvogel bei dem Gewichte seines Rumpfes und der Kürze seiner Schwingen das Fliegen. Er läßt es deshalb auch sein, so lange es nur angeht, und nur wiederholt unglücklicher Fang zwingt ihn, seinen Platz zu wechseln. Dann richtet er sich auf seinen kleinen Füßen zurecht, probiert ein paarmal die Flügel und jagt nun in blitzschnellem Auf- und Niederschlagen der Schwingen in reißendem Fluge dahin, aber schon nach ganz kurzer Strecke an anderer Stelle sich niederlassend.

Wem es gelungen ist, einen Königsfischer anzuschleichen und in seiner träumerischen Ruhe des längeren zu belauschen, dem glückt es auch, einen anderen Fischfänger an ähnlichem Aufenthaltsorte aufzufinden und zu beobachten, den Fischotter nämlich. Wieder ist es in den meisten Fällen der Angelfischer, dem von seinem stilleinsamen Verstecke aus der Ausblick auf einen ungestörtem Treiben sich hingebenden Fischotter gegönnt ist, in herrlichen Mondnächten wie auch in stiller Morgenstunde. Ich konnte an so manchem günstigen Platze zu passender Zeit mit der Gewißheit mich einfinden, einen der dort hausenden Fischottern auf kürzere oder längere Zeit zu Gesicht zu bekommen, und ich habe diese anziehenden Tiere so oft zu beobachten Gelegenheit gehabt, daß ich mir einbilde, alle ihre Schliche und Finten zu kennen. Der Lieblingsaufenthalt des Fischotters sind reichbewaldete Ufer fließenden Gewässers oder dichte Hecken in der Nähe des Wassers. Hier legt er seinen



Fischotter und Eisvogel.

Kesselbau an und von da aus unternimmt er seine Jagdzüge. Wie gesagt, bin ich ihm bald da bald dort begegnet, aber immer und überall forderte das originelle Tier mein Interesse heraus. Oft fand ich ihn, wohl nach glücklicher, ermüdender Jagd, auf einem Baumaste ruhend, oder ich stöberte ihn ahnungslos in einer Baumhöhlung auf.

Einen prächtigen Anblick gewährt es, ihn auf einem Ufervorsprunge auf Beute lauern zu sehen. Gespannt blickt er mit seinen kleinen, lebhaften Augen vor sich ins Wasser, alle Muskeln des elastischen Leibes scheinen zum Sprunge bereit zu sein, jeden Moment glaubt man den zahnbewehrten Mund sich öffnen zu sehen; jetzt hat er einen Fisch erblickt,

im Nu setzt er ins Wasser, jagt hinter seinem Opfer her, hat es erfaßt und trägt es ans Land. Hier schlitzt er dem Fische, den er zwischen den Vorderpfoten hält, mit den scharfen Zähnen den Bauch auf und verzehrt ihn mit Ausnahme des Kopfes und des Schwanzes. Ist's ein kleiner Fisch, den er erbeutet hat, so verzehrt er ihn wohl auch, ohne ans Land zu gehen, im Wasser. Oft sieht man ihn lange Strecken weit hinter größeren Fischen hinterherjagen, oft wieder ganz lautlos an ruhigen Plätzchen ins Wasser tauchen und eine Forelle anschleichen, an anderer Stelle wieder kleine Fische plätschernd und lärmend nach den seichten Buchten und in die Uferlöcher treiben, wo er sie dann einzeln aus ihren Verstecken hervorholt. Anmutig ist es, ein Fischotterweibchen mit ihren erwachsenen Jungen gemeinsam der Fischjagd obliegen zu sehen, wie überlegt und geschickt sie da den Fischen gleichzeitig von verschiedener Seite beizukommen und sich gegenseitig zu unterstützen wissen. Bei alledem entfaltet der Otter eine ganz erstaunliche Behendigkeit und Geschicklichkeit, dreht und wendet den aalglatten Leib jetzt nach vorn, dann wieder nach rückwärts, rudert eine Weile, taucht dann wieder unter oder richtet sich hoch empor und bietet so ein prächtiges Bild ganz seltener Mobilität.

Daß diese beiden Fischjäger, von denen ich hier gesprochen, dem Fischstande unserer Gewässer sehr gefährlich werden, läßt sich denken. Dies gilt ganz besonders von dem Fischotter, der sich, wo er Fische in genügender Menge findet, als sehr leckerhaft und verschwenderisch zeigt und einen schon gefangenen Fisch halbverzehrt liegen läßt, wenn er einen schöneren Fisch erblickt, überdies auch kleineren Wasservögeln gefährlich wird. Interessant sind die Baue dieser beiden Fischfeinde, deren ich zahlreiche des Fischotters, zwei des Eisvogels zu Gesicht bekam. Letzterer arbeitet sich, ähnlich wie die Spechte in das Holz, an trockenen, für Raubtiere schwer zugänglichen Ufern ein Nest in die Erde hinein, das, wenn es fertig, aus einer etwa 10 cm Durchmesser habenden Höhlung und einem etwa 1 m langen, etwas nach abwärts gehenden Gange besteht. Die Höhlung ist mit Fischgräten glatt ausgelegt. Der Bau des Fischotters, bisweilen ein verlassener Fuchs- oder Dachsbau, beginnt mit einer unter dem Wasser befindlichen Eingangsöffnung, von der aus ein etwa 2 m langer, schiefer Gang nach oben zu dem über dem Wasserniveau befindlichen, geräumigen Kessel führt. Dieser ist ganz trocken gehalten und gut mit Gras ausgepolstert. Vom Kessel führt eine schmale Luftröhre ganz nach oben. Nur Hochwasser zwingt den Fischotter, diesen sicheren Aufenthalt gegen ein weniger behagliches Baumloch oder eine luftige Schlafstelle im Gezweige eines Baumes zu vertauschen.

Zur Bekämpfung der Krankheiten.

Pathologische Skizzen

von

Prof. Dr. Edwin Klebs.[1])

Während wir in dem früher besprochenen Prozesse der Tuberkulose ein ausgezeichnetes Beispiel einer Krankheit vor uns sahen, welche ganz vorzugsweise auf dem Wege der Nahrungsaufnahme von einem lebenden Individuum auf das andere übertragen wird, und nur ausnahmsweise, unter besonders günstigen Bedingungen durch die Atmung verbreitet wird, ist diese Art der Infektion bei einer großen Gruppe von Krankheiten die gewöhnliche, deren einzelne Glieder die gemeinsame Eigentümlichkeit besitzen, daß sie rasch, wie wir Aerzte sagen, akut verlaufende Krankheitsprozesse darstellen und zuerst an den oberflächlichsten Teilen des menschlichen Körpers Veränderungen hervorbringen. Hierher gehören die akuten Exantheme oder Ausschlagskrankheiten (Pocken, Scharlach, Masern, Röteln), ferner eine Reihe von anderen Hautausschlägen von gewöhnlich nicht fieberhaftem Verlauf, welche in Form von Bläschen und Knötchen auftreten und mit den Namen der Herpes, Ekzem, der Flechten u. s. w. bezeichnet werden, und endlich jener in der Neuzeit immer mehr Verbreitung findende gefährlichste Feind unserer Kinderwelt, die Diphtheritis.

Zur Entstehung aller dieser Krankheiten ist die erste und unumgängliche Bedingung die Anwesenheit eines an der betreffenden Krankheit leidenden Menschen. Tritt an irgend einem Orte eine Epidemie einer dieser Arten auf, so hätten wir demnach die Verpflichtung, die Person auf-

[1]) Vgl. Heft 7, S. 74 ds. Jahrg.

zusuchen, von der die Krankheit ausgegangen ist. Allein dieser Versuch wird oftmals mißlingen, weil auch in diesem Falle die Uebertragung keineswegs eine unmittelbare Berührung zwischen dem Infektionsträger und dem Infizierten voraussetzt; nicht selten sehen wir sogar diejenigen Personen, welche mit solchen Kranken wiederholt oder längere Zeit hindurch die nächsten Beziehungen unterhalten mußten, freibleiben, während andere, deren Berührung mit Kranken nicht nachweisbar oder unwahrscheinlich, die Krankheit davontragen. Man hat vielfach aus solchen Fällen ein Beweismittel gegen die Uebertragbarkeit dieser Krankheiten ableiten wollen, allein dem widerspricht positiv die Thatsache der oft beobachteten direkten Uebertragung, z. B. bei Aerzten, welche bei der Operation der Tracheotomie von Diphtheritiskranken durch ausgehustete Membranen infiziert wurden, sowie das Freisein abgesonderter, z. B. insulärer Gebiete von diesen Krankheiten bis zur Inportation eines einzigen derartigen Falles, wie dieses u. a. für die Faröerinseln von Panum nachgewiesen wurde, auf welchen, sehr interessanten Fall wir noch zurückkommen müssen.

Es kann daher kein Zweifel sein, daß diese Krankheiten nur durch Uebertragung von Person zu Person verbreitet werden, aber man ist nicht imstande, in jedem einzelnen Falle die Art dieser Uebertragung nachzuweisen. Früher wollte man diesen Mangel in unserer Erkenntnis dadurch verbergen, daß man diese Krankheiten für „miasmatische" erklärte, d. h. sich vorstellte, daß dieselben durch eine Verunreinigung der Luft entständen von gasartiger Beschaffenheit, welche also wie alle übrigen Bestandteile der Luft, der Sauerstoff, Stickstoff und die Kohlensäure gleichmäßig in der Atmosphäre verbreitet wären. Bei einer solchen Anschauung fiele natürlich jeder Gedanke an Schutzmaßregeln gegen die Krankheit sofort dahin und bliebe nur die Hoffnung übrig, daß ein kräftigerer Organismus der überall verbreiteten Krankheitsursache besseren Widerstand leisten möchte, als ein schwächerer. Allein diese Erwartung schien sich nicht zu bestätigen, indem gerade die kräftigsten Individuen oftmals als erste Opfer der Seuche fallen. Es mußte also die ältere Medizin eine individuelle Disposition für die eine, und ebenso eine Indisposition für die andere dieser Krankheiten bei demselben Individuum annehmen. Stellte man sich vor, daß solche dem Erkranken verschieden günstigen Körperzustände angeboren seien, wie dieses ja wohl bei dem jugendlichen Alter der größten Anzahl solcher Patienten nicht anders möglich ist, so gestaltete sich dieser ganze Begriff der individuellen Disposition so schemenhaft, daß der gewissenhafte Arzt, welcher sich nicht blindlings diesem Dogma unterwerfen mochte, eigentlich ein leichtes Schamgefühl empfinden mußte über den Mangel an festen Anschauungen in unserer Wissenschaft. Sonst nahm man doch nur an, daß der gütige Schöpfer für jede Krankheit ihr helfendes Kräutlein habe wachsen lassen, unter dieser Voraussetzung hätte er viel größere Arbeit, indem jedem, dem Licht entgegenschreienden jungen Menschlein gleich ein ganzes Lehrbuch der Pathologie in effigie, eine Art Musterkarte der Krankheiten und ihrer Gegengifte hätte mitgegeben werden müssen, falls jene Annahme theoretisierender Mediziner etwas anderes wäre, als reine Einbildung. Indessen sind solche Ideen tief in das Gemüt der Aerzte und selbst des Volkes eingedrungen und haben sich daselbst so festgesetzt, daß es schwer ist, sie wieder auszurotten; auch läßt sich nicht leugnen, daß die Annahme einer ungünstigen Disposition wohl geeignet ist, das Schuldbewußtsein von Eltern, Pflegern und Aerzten zu mindern und einigen, wenn auch sehr unvollkommenen Trost zu gewähren. Eben so sicher aber, und in viel höherem Maße noch stiftet dieses Vorurteil Unheil, indem es die Gemüter der Menschen von der Erforschung der wahren Ursachen der Krankheiten ablenkt. Was nützt auch die Erkenntnis der letzteren, wenn dieselben ohne die bestimmte Disposition des Individuums nicht zur Wirksamkeit gelangen? Disponierte Individuen wird man nicht schützen können da „diese Keime überall verbreitet zu sein scheinen", wie der Laie nur zu oft von sich aus hinzufügt und selbst mancher Arzt noch behauptet. Weil nun aber in dieser Argumentation zwei gewichtige Irrtümer liegen, welche von den verderblichsten Folgen sein müssen, dürfen wir die Widerlegung derselben nicht unterlassen: die allgemeine Verbreitung der Krankheitsursache und die Notwendigkeit der individuellen Disposition zum Entstehen der Krankheit.

Was das erstere betrifft, so wird jedermann bei einigem Nachdenken zugeben, daß von einer allgemeinen Verbreitung der Keime, z. B. der Pocken nicht die Rede sein kann. Sehen wir doch, daß diese Krankheit in vielen Gegenden, in denen sie vorher gänzlich unbekannt war, erst nach der Einschleppung durch einen einzigen Fall epidemische

Verbreitung erlangte. Aber auch die allgemeine Verbreitung des Krankheitsgiftes innerhalb einer Epidemie, auch der heftigsten, ist nicht annehmbar, da auch bei solchen die Erkrankungen der Einwohner nur sehr allmählich nacheinander erfolgen. Wäre die Krankheitsursache auch in solchem Falle noch allgemein verbreitet, so müßten alle gleichmäßig disponierten Individuen gleichzeitig erkranken, was bekanntlich selbst in demselben Hause und derselben Familie nicht zu geschehen pflegt, außer unter Umständen, welche sogleich berührt werden sollen. Demnach ist selbst in den engsten Räumen der Ansteckungsstoff nicht gleichmäßig verbreitet, wie eine Gasart in der Luft, sondern er haftet in fester Form an diesen oder jenen Gegenständen und gelangt nur gelegentlich, meist in staubförmigem Zustande in den Organismus der einzelnen Bewohner.
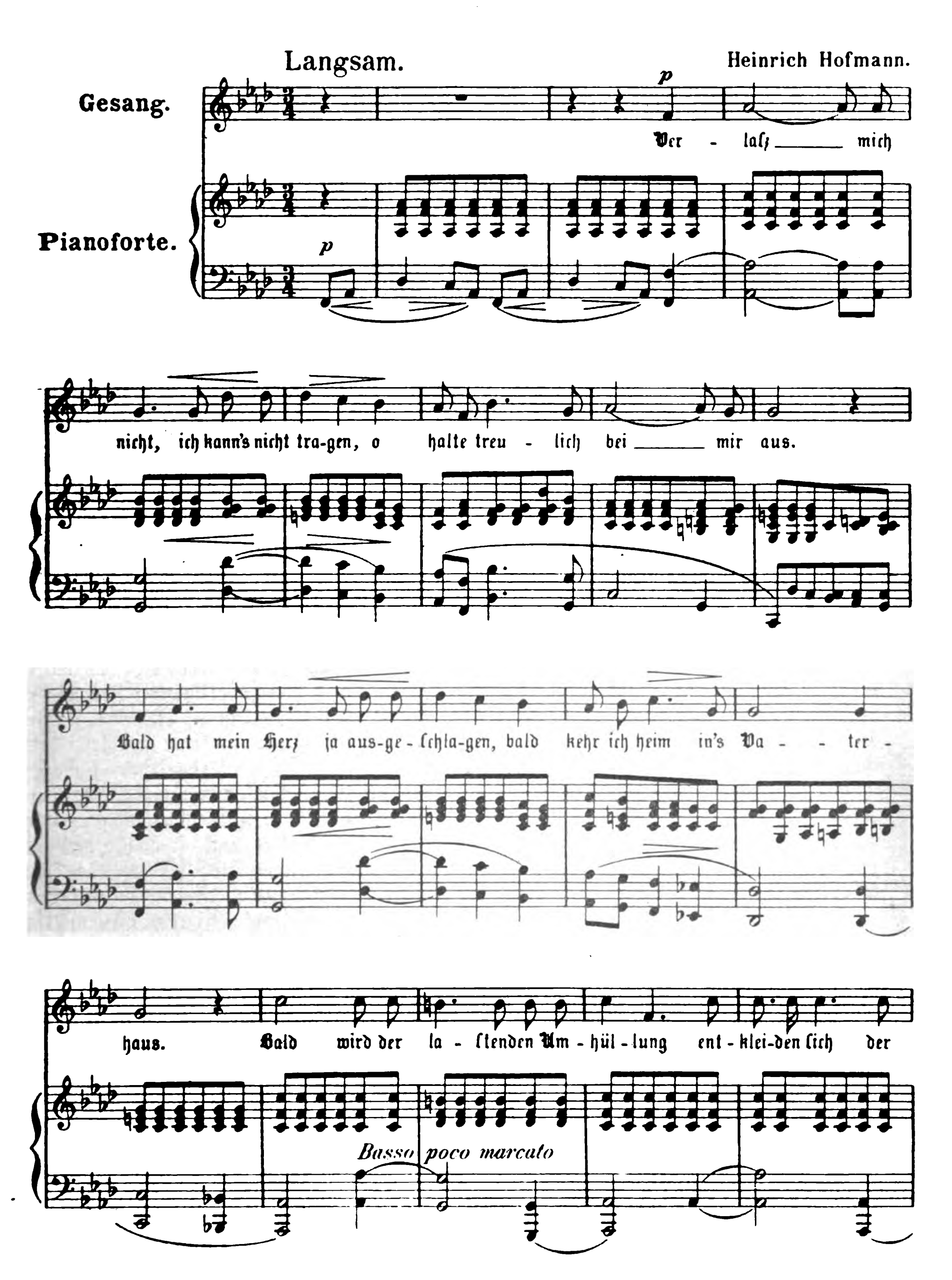
Wenn nun auch diese These, infolge ihrer überzeugenden Einfachheit und in ihrer thatsächlichen Begründung durch die körperliche Natur aller Keime von ansteckenden Krankheiten, von dem denkenden Leser ohne Widerspruch angenommen wird, so wird mir derselbe vielleicht gegenüber der Leugnung der Disposition der Individuen die Thatsache entgegenhalten, daß es doch gerade bei dem angeführten Beispiel der Pocken tagtäglich zu beobachten ist, wie manche Personen trotz des innigsten Umganges mit Erkrankten von der Krankheit verschont bleiben, während andere derselben verfallen, nachdem sie vielleicht nur von ferne einen Kranken gesehen haben oder, soweit ihnen bewußt, überhaupt gar nicht mit einem solchen in Berührung gekommen sind. Allerdings ist dies zuzugeben, aber was lehren diese Vorkommnisse, nachdem einmal als unerschütterliche Grundlage aller Infektionskrankheiten die körperliche Natur ihrer Keime feststeht? Derjenige, welcher ohne einen Kranken gesehen zu haben, der gleichen Krankheit verfällt, kann diese Keime in indirekter Weise erhalten haben und es bedarf zu der Erklärung seiner Erkrankung nicht der Annahme einer besonderen Disposition. Ein Beispiel aus meinem eignen Familienleben sei erwähnt. Ein Kindermädchen, welches in der ersten Jugend geimpft war, begleitete uns bei unserer Uebersiedelung von Würzburg nach Prag. Noch unbekannt mit der großen Verbreitung des Pockengiftes in der letzteren Stadt, unterließ ich es leider, eine Widerimpfung desselben vorzunehmen. Dieses Mädchen, welches täglich meine zwei Knaben von 3 und 2 Jahren spazieren führte und niemals ohne deren Begleitung ausging, erkrankte an den hämorrhagischen Pocken und starb am 3. Tage, während die Kinder frei blieben. Man hätte nun annehmen können, daß diese letzteren durch die Impfung geschützt waren, allein nach wenigen Jahren, nachdem wir in der Nähe des Pockenhauses eine Wohnung bezogen, erkrankten dieselben Kinder, freilich nur sehr leicht, an den Blattern. Es erwiesen sich somit auch diese Kinder als disponiert zur Erkrankung und dennoch ward bei der ersten Invasion der Krankheit nur das eine Individuum befallen, obwohl alle drei stets in nächster Nähe sich befanden. Es ist ein solches zufälliges Ergriffenwerden einer Person unter mehreren nicht wunderbar bei der körperlichen Natur der Krankheitskeime. Gesetzt alle drei sind auf einem Spaziergange unter dem geöffneten Fenster eines Pockenkranken vorbeigegangen; durch irgend einen Zufall, das Oeffnen einer Thüre z. B. ist etwas von dem Infektionsstoff zum Fenster herausgeweht, gerade in dem Momente, als die kleine Gesellschaft passierte, die Kinder in einem gedeckten Wagen, die Magd hinter demselben, ihn schiebend; es ist alsdann sehr begreiflich, warum die ersteren nichts, die letztere die gesamte Masse dieses infizierten Staubes einatmete.
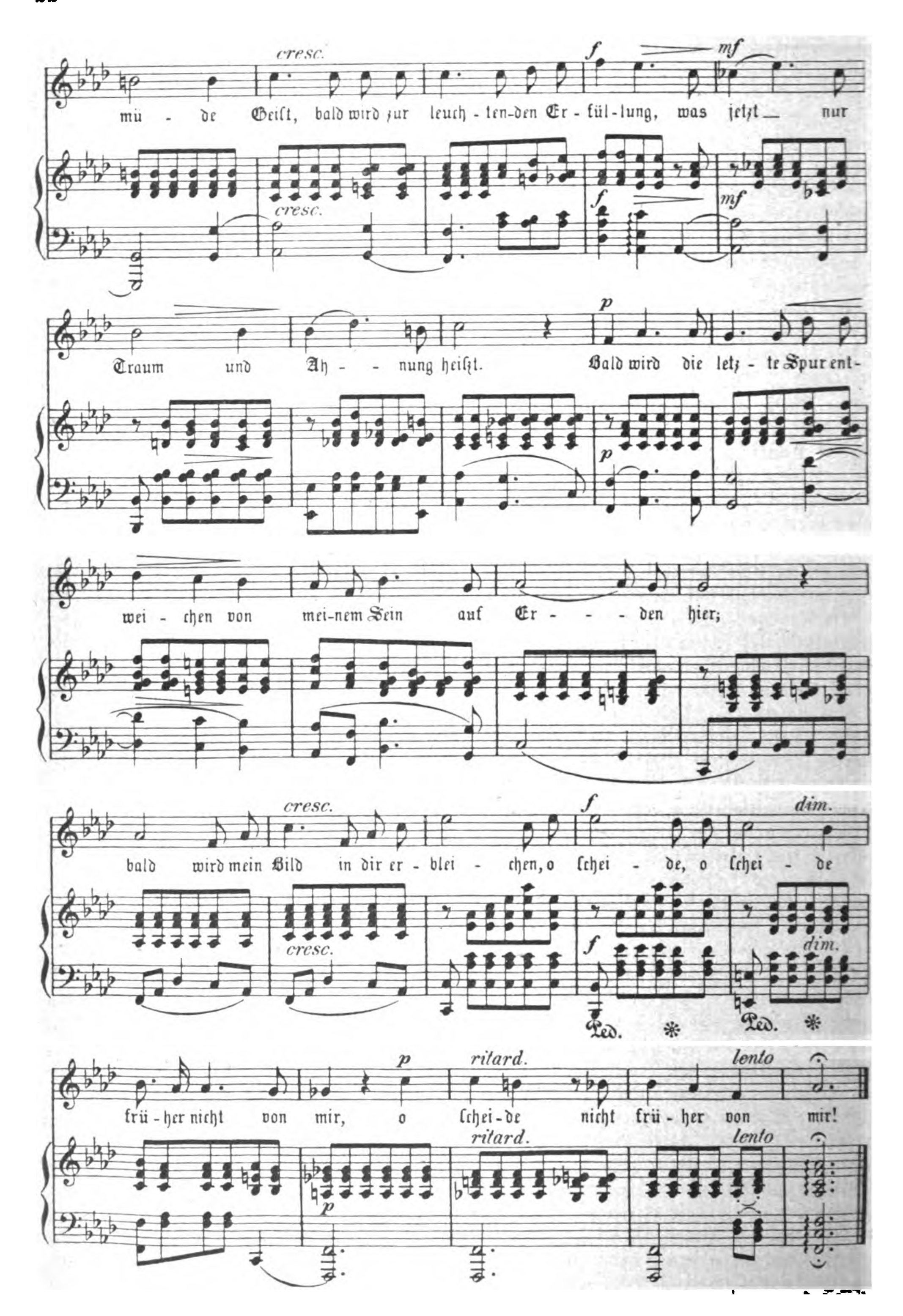
Wie versteckt solche infektiösen Staubpartikel in den Häusern und Wohnungen sich ablagern und nach längerer oder kürzerer Zeit wieder in Wirksamkeit treten können, lehrt eine oft wiederholte Beobachtung, die man gleichfalls bei den Pocken, vorzugsweise aber bei Scharlach und Diphtheritis machen kann, indem nach dem Ablauf des ersten Falles, oft erst nach geraumer Zeit neue Ausbrüche erfolgen und die bisher verschonten Familienmitglieder treffen. Auch in diesen Fällen erweist sich eine zuerst scheinbar bestehende Indisposition zur Erkrankung nur zu oft hinfällig bei der späteren Invasion der Krankheit. Wir sind demnach gezwungen, anzunehmen, daß bei dem Freibleiben einzelner Individuen unter gemeinschaftlich und gleichartig lebenden die zufällige Verbreitung der Keime eine größere Rolle spielt, als die Disposition.

Dennoch ist es keineswegs abzuleugnen, daß manche Personen diesem Prozesse gegenüber eine hohe, bisweilen sogar eine absolute Widerstandsfähigkeit besitzen, aber die Eigenschaft, welche wir „Immunität“ nennen, bezieht sich nur auf einen bestimmten dieser Prozesse; es ist eine erworbene Eigenschaft des Körpers, welche von

BITTE.

Hoffmann von Fallersleben.




cresc.
f
mf
mü - de Geist, bald wird zur leuch-ten-den Er-fül-lung, was jetzt — nur
cresc.
f
mf
Traum und Ah - - nung heißt.
p
Bald wird die letz - te Spur ent-
p
wei - chen von mei-nem Sein auf Er - - - den hier;
cresc.
f
dim.
bald wird mein Bild in dir er-blei - chen, o schei - de, o schei - de
cresc.
f
dim.
Ped.
p
ritard.
lento
frü - her nicht von mir, o schei-de nicht frü - her von mir!
ritard.
lento
p

dem Ueberstehen des betreffenden Prozesses abhängt, und sie besteht darin, daß die Keime dieser bestimmten Krankheit nach ihrem Eindringen in den Organismus eines solchen Individuums keinen zu ihrer Entwickelung geeigneten Boden vorfinden, demnach entweder gar nicht oder nur in recht mäßigem Grade sich vermehren und Krankheitserscheinungen hervorrufen.

Das Nichterkranken einzelner Personen, die sich unter den gleichen Umständen befinden, welche in anderen den Ausbruch der Krankheit bewirken, ist daher gleichsam eine negative und keine positive Eigenschaft derselben, es fehlt solchen etwas von der normalen Zusammensetzung des Körpers. Was dieses ist, ließe sich erst durch sehr genaue chemische Analysen des ganzen Tierkörpers oder seiner Teile ermitteln, was bis jetzt trotz der gewaltigen Entwickelung der Chemie in unserer Zeit noch nicht geschehen ist. Es würde vielleicht auch eine solche Unternehmung zu keinem Resultate führen, indem es sich wahrscheinlich um Körper handelt, die bis jetzt noch gar nicht der chemischen Untersuchung zugänglich sind, nämlich um die ausschließlich mit den Lebenseigenschaften der Bewegungs- und Vermehrungsfähigkeit (Kontraktion und Reproduktion) begabten Körpersubstanzen handelt, Substanzen, welche den Hauptbestandteil der tierischen Zellen bilden und mit dem Namen des „Protoplasma" bezeichnet werden. Diese Substanz bleibt selbst den verfeinerten Methoden der modernen Chemie unzugänglich, indem sie auch bei dem vorsichtigsten Versuch ihrer Isolierung, ihre vitalen Eigenschaften, wenn wir ein so verpöntes Wort anwenden dürfen, verliert, Eigenschaften, welche nicht bloß von der chemischen Zusammensetzung abhängen, sondern durch eine bestimmte physikalische Struktur bedingt werden.

Da jene erworbene Immunität eine ausschließliche Eigenschaft lebendiger Wesen ist, so müssen wir annehmen, daß sie der eigentlich lebendigen Substanz des Körpers inhäriert, am Protoplasma und den Zellen haftet, während die tote Körpersubstanz, welche das Gerüst des Körpers bildet, in dessen Hohlräumen die Zellen vegetieren, wie die Korallentiere in ihren steinernen Gehäusen, keinen Anteil an dieser segensreichen Eigenschaft besitzen, ohne welche die Menschheit und Tierwelt längst dem Andringen niederster Organismen unterlegen wäre.

Wem wäre es nicht von jeher als eine der merkwürdigsten Eigenschaften mancher ansteckenden Krankheiten, namentlich der sogen. akuten Exantheme aufgefallen, daß vorzugsweise das kindliche Alter denselben ausgesetzt ist und daß ein mehrfaches Befallen, namentlich in kurzen Zwischenräumen, nur selten stattfindet? Allein, wer dann seine eigne Erfahrung zu Rate zieht, wird auch unschwer Beweise dafür finden, daß diese Immunität bei den verschiedenen Krankheiten eine verschiedene Dauer und Sicherheit besitzt; so ist bei den Masern ein wiederholtes Befallenwerden im Kindesalter keine Seltenheit, seltener schon kommt dies bei dem Scharlach und am seltensten und meist erst nach längeren Perioden bei den Pocken vor.

Andere Erfahrungen lehren aber auch, daß diese Immunität nur eine relative ist, daß sie nicht standhält einer intensiven oder länger dauernden Einwirkung der Krankheitserreger gegenüber. Dies sehen wir nicht selten bei den verschiedensten Infektionskrankheiten: bei Haus- und Familienepidemieen erkranken erwachsene Personen, namentlich die Mütter, welche die zuerst erkrankten Kinder pflegen, gewöhnlich erst später und erscheinen dann oft in höherem Maße gefährdet als jene. So unterlag die Großherzogin Alice von Darmstadt der Diphtheritis, die Frau eines befreundeten Professors in Prag den Pocken, nachdem die Kinder die Krankheit bereits völlig oder fast völlig überstanden hatten. Andere erwachsene Familienmitglieder können leichtere Prozesse durchmachen, deren specifische Natur dann zweifelhaft bleibt, so befallen leichte Halsentzündungen bei Diphtheritis solche Familienmitglieder, die nicht so häufig und unmittelbar mit den Erkrankten in Berührung kommen.

Eine auffallende Thatsache stellt der hohe Grad der Immunität dar, welcher sich Aerzte und Krankenwärter erfreuen, ein Vorzug, der freilich in manchen schweren Epidemieen zu ihrem Verderben ausschlug; so bei der Pest und Cholera, in denen dieses Freibleiben des ärztlichen Personals den Verdacht des thörichten Volkes erregte, das nun seine Schützer und Helfer als die Erreger der Krankheit verfolgte, welche mit wunderbaren Mitteln sich selbst zu schützen verständen, während sie die armen Leute dem Verderben überantworteten. Aber auch die Immunität dieser Personen ist nur eine relative und es erscheint als eine überaus lehrreiche Thatsache in zahlreichen Pestepidemieen die Wahrnehmung, daß Aerzte und Krankenpfleger gewöhnlich die letzten Opfer der Seuche darstellen.

Eine wichige Frage, welche vor der Erörterung des Wesens dieser Immunität zu erledigen wäre, betrifft das Verhalten der Krankheitskeime in einem immun gewordenen Körper. Es sind nur wenige Thatsachen hierüber bekannt, welche aber dennoch von der höchsten Wichtigkeit sind. Daß jene leichteren Erkrankungen, welche bei unvollkommener Immunität auftreten, wie die oben erwähnte einfache Halsentzündung statt echter Diphtheritis, ferner bei Cholera oft vorkommende leichtere diarrhoische Zustände, wirklich durch dasselbe Agens, wie die vollkommene Form der Krankheit hervorgerufen sind, ergibt sich aus der vielfach bestätigten Beobachtung, daß solche Individuen die Krankheit weiter verbreiten, unter Umständen auch selbst im weiteren Verlaufe derselben erliegen können. Noch bedeutsamer aber ist die Beobachtung, daß bisweilen pockenkranke Kinder zur Welt kommen, deren Mütter keine Spur solcher Erkrankung dargeboten haben. Da in diesem Fall der Ansteckungsstoff den Körper der Mutter passiert haben muß, ohne daselbst zu haften, ergibt sich die wichtige Schlußfolgerung, daß bei völliger Immunität des Körpers gegen eine bestimmte Krankheit wirksame Keime der letzteren nicht etwa zerstört werden, nachdem sie in diesen Körper eingedrungen sind, sondern nur an ihrer Weiterentwickelung daselbst gehindert wurden.

Man kann also nicht annehmen, daß durch die einmalige Ueberstehung einer dieser Krankheiten etwa ein Giftstoff im Körper zurückbleibt, welcher ähnliche Keime, die später eindringen, vernichtet, sondern es muß der lebende Körper durch die erstmalige Ueberstehung der Krankheit in seinen eigentlich lebendigen Teilen, den Zellen, eine solche Umwandlung erfahren haben, daß er für eine neue Saat gleicher Art unfruchtbar wird. Bei den ähnlichen Verhältnissen, welche die Kultur der Pflanzen im Boden und die Erschöpfung des letzteren durch die wiederholte Aufeinanderfolge gleicher Saaten erleidet, liegt doch manches anders, als bei diesem Problem der erworbenen Immunität gegen gewisse Krankheiten. Während der Erdboden, wie allgemein angenommen wird, durch den Wiederersatz der durch eine Kultur entzogenen Bestandteile für die gleiche Kultur wieder geeignet gemacht werden kann, ist bei dem labilen Zustande der Körpergewebe, dem fortdauernden Zerfall und Wiederersatz derselben eine dauernde Veränderung in der Zusammensetzung kaum denkbar, sondern es muß sich um feinere Einflüsse auf die lebendige Zellsubstanz handeln, welche von den specifischen Krankheitskeimen ausgehen und ebenso individueller Natur sind, wie Abneigung und Zuneigung von Geschlechtern, Rassen und Arten. Gegen einen Feind von bekannter Beschaffenheit reagiert der Leib der Zelle durch höhere Leistung, etwa eine Steigerung der natürlichen Verbrennungsprozesse, wie der Wolf das Schaf, der Fuchs, das Huhn nicht anders, als mit feindlichen und begehrlichen Blicken zu betrachten vermag. Als Ausdruck dieser allgemeinen Reaktion des ganzen Organismus gegen Krankheitsgifte kann auch wohl das Ekelgefühl aufgefaßt werden, welches viele, mit besonders feinem Geruchssinn begabte Menschen bei der Annäherung von Individuen befällt, die mit fieberhaften ansteckenden Krankheiten behaftet sind. Die feine Nase des alten berühmten Berliner Arztes Heim, welcher Pocken, Scharlach und Masern durch den Geruch diagnostizierte und unterscheiden konnte, gehört keineswegs in den Bereich des Humbug, vielmehr habe ich öfters bei meinen Schülern ähnliche Fähigkeiten, wenn auch vielleicht weniger ausgebildet und kultiviert, kennen gelernt.

Wenn vielleicht manche meiner Kollegen diesen Hinweis auf bis jetzt nicht greifbare Verschiedenheiten der lebendigen Körpersubstanz als phantastisch verwerfen oder gar im Gefühl ihrer wissenschaftlichen Weisheit als unwissenschaftlich bezeichnen wollten, so könnte ich ihnen mit Hamlet antworten:

Es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden,
Als eure Schulweisheit sich träumen läßt.

So brauchte ich nur auf die große Umwandlung zu verweisen, welche die Lehre von den Krankheitsursachen in den letzten 15—20 Jahren erfahren hat; was früher der dunkelste Teil in der Pathologie war und gewöhnlich sehr kurz und oberflächlich abgethan wurde, das ist jetzt derjenige geworden, in welchem unsere Erkenntnis die größte Ausdehnung und Sicherheit gewonnen hat, während gerade die Funktionsstörungen bei Krankheiten, welche als Symptome bezeichnet werden, trotz aller Fortschritte der modernen Physiologie gegenwärtig viel unvollkommener ausgebildet sind, als jene. Während der Physiolog früher glaubte, von seinem Standpunkte aus das Wesen der Krankheitsprozesse aufklären zu können, muß er sich jetzt bescheiden, in der Pathologie in die zweite Linie zu treten, und es erwachsen ihm ganz neue Auf-



gaben, seitdem die Krankheitserscheinungen, wie z. B. das Fieber als das Resultat einer Wechselwirkung zwischen dem normalen menschlichen und tierischen Organismus und kleinsten, parasitären Organismen aufzufassen ist. Erst mit dieser Erkenntnis gestaltete sich die Notwendigkeit als eine zwingende, die pathologische Physiologie, d. h. die Lehre von den Lebensvorgängen im kranken Körper neu zu begründen, und als ein selbstthätiges wissenschaftliches Arbeitsgebiet hinzustellen.

Wenn dem so ist, darf es auch nicht wunder nehmen, wenn wir mit dem Augenblick, in dem wir von der Betrachtung der Krankheitserreger, der Parasiten, zu den Störungen übergehen, welche sie im Körper hervorrufen, sofort großen Lücken unserer Erkenntnis begegnen, welche vorläufig mit Hypothesen ausgefüllt werden müssen.

Was die letzteren betrifft, so sind sie zwar etwas in Verruf gekommen, namentlich durch Leute, welche, selbst unproduktiv, sich auch im Weinberge der Wissenschaft von den Tischen anderer nähren. In Wahrheit ist die Hypothese indes nichts anderes, als eine Schlußfolgerung aus bekannten Thatsachen zum Zweck des Erwerbs neuer Kenntnisse; indem die Beobachtungen gewöhnlich mehrfache Deutungen zulassen, indem in denselben mehrfache Unbekannte vorkommen, müssen auch die Schlußfolgerungen bedingt werden. Es ist ganz wie im Kartenspiel; seine eignen Karten kennt der einzelne Spieler, nicht aber die Verteilung der übrigen unter seine Mitspieler; er muß deshalb in bedingter Weise alle Möglichkeiten erwägen. Der Erfolg gibt dann kund, ob das Wahrscheinliche, welchem er im Handeln Folge leistete, auch das Wahre, das der Sachlage Entsprechende war. So hat auch der Naturforscher gewöhnlich die Wahl unter einer Reihe von Möglichkeiten, er wählt das Wahrscheinlichste, indem er eine Hypothese aufstellt, und er prüft sie an ihrem Erfolge, d. h. indem er zusieht, ob er auf dem durch dieselbe vorgezeichneten Wege zum Ziele gelangt.

In unserem Fall, bei der erworbenen Immunität in Krankheitsprozessen sind bisher alle Erklärungsversuche gescheitert, darum ist es an der Zeit, auf weitere Möglichkeiten hinzuweisen. Ist der Mensch, wie nicht zu bezweifeln, eine Kolonie von Organismen, deren einzelne Elemente, die Zellen, bis zu einem gewissen Grade alle Bedingungen selbständigen Lebens in sich tragen, so besteht auch nichts Widersinniges darin, diesen Elementarorganismen einige jener Eigenschaften zuzuschreiben, welche den Gesamtorganismus charakterisieren, wie Bewußtsein und Willen, kurz Eigenschaften, welche den seelischen Vorgängen, dem Verstande, den Instinkten oder wie man sie sonst nennen will, sehr nahe stehen. Ebenso wie ein Polyp oder ein Korallentier sich vor einer als unzweckmäßig erkannten Nahrung zurückzieht, eine als passend erkannte dagegen in sich aufnimmt, mag auch die tierische Zelle, welche die Neigung besitzt, kleinste Körperchen in ihr Inneres aufzunehmen, durch frühere Krankheit belehrt, die Aufnahme des gleichen Krankheitskeimes verweigern und gegen denselben mit gesteigerter Energie ihrer Lebensthätigkeit sich wehren.

Ob die ausgesprochene Hypothese sich bewähren wird, läßt sich natürlich nur in der Folge entscheiden, indem diejenigen Untersuchungen, zu welchen sie die Veranlassung gibt, zu weiteren Aufklärungen über das Wesen der Immunität führen. Für meine Leser, welche mit der Forschungsmethode der experimentellen Pathologie nicht vertraut sind, und diese dürften bei der Jugend dieser Wissenschaft selbst unter Aerzten eine ansehnliche Majorität bilden, sei hier nur kurz bemerkt, daß es sich in diesem Falle um die Aufgabe handeln würde, durch Schädigung der Zellthätigkeit an den Applikationsstellen der Krankheitskeime die Haftung der letzteren zu begünstigen. Gelingt dieses, wofür vereinzelte, noch nicht systematisch genug durchgeführte Beobachtungen sprechen, so hätten wir eine sicherere Anschauung von dem Wesen dieses eigentümlichen Prozesses gewonnen, als dies bisher der Fall war, wo nur die rohe, unerklärte Thatsache vorlag. Alsdann wird es aber auch gelingen, den Gegnern, welche den Vorgang, den sie nicht verstehen, leugnen, wirksamer zu begegnen, als das bisher möglich war.

Sehen wir nun zu, wie sich diese Frage in einem besonderen Falle verhält, in der jetzt allenthalben von Aerzten und Laien so lebhaft besprochenen Frage der Pockenschutzimpfung.

Als Jenner am Anfange dieses Jahrhunderts, durch die natürlichen Vorkommnisse in seiner Heimat, die Schutzkraft der Kuhpocken gegen die Menschenblattern kennen lernte, wie vor ihm schon ein holsteinischer Schulmeister namens Plett (1791), war eine Thatsache von segensreichster Bedeutung für die Menschheit gewonnen und Jenner hat jedenfalls das große,

auch vom Standpunkte der Wissenschaft anzuerkennende Verdienst, die rohe natürliche Thatsache auf experimentellem Wege geprüft und in ihrer Bedeutung gesichert zu haben; daß gewisse Leute, nachdem sie in Berührung mit kranken Kühen, einen Ausschlag an den Händen bekommen, von den Menschenblattern frei blieben, kann auf manchen verschiedenen Ursachen beruhen und fehlt zunächst der zwingende Beweis für den kausalen Zusammenhang der beiden Erscheinungen. Wenn aber gezeigt werden kann, wie dies in der That geschehen ist, daß junge Kinder, also im allgemeinen gegen das Blatterngift sehr empfindliche Personen, Impfungen mit dem letzteren widerstehen, nachdem sie mit Kuhpocken vorher geimpft waren, so kann wohl kein vernünftiger Mensch daran zweifeln, daß die Kuhpockenimpfung die Ursache des Nichthaftens der Blattern ist.

Je häufiger ein Experiment mit dem gleichen Erfolge wiederholt wird, desto sicherer ist dieser Zusammenhang; wenn nun auch der erwähnte Versuch aus sehr nahe liegenden Gründen jetzt nicht mehr gemacht wird, so ist dieses durchaus kein Schaden, denn derselbe Versuch, den zuerst die wissenschaftlichen Beobachter zum Zwecke ihrer Beweisführung machten, wird gegenwärtig unter natürlichen Verhältnissen im großen durchgeführt. Wir haben Völker, bei denen die Schutzpockenimpfung auf hoher Stufe steht, bei denen, wie in Deutschland, nicht allein die Impfung in den ersten Lebensjahren ausnahmslos und zweckentsprechend durchgeführt wird, sondern bei denen auch wenigstens der männliche, im Heere dienende Teil der Bevölkerung regelmäßig einer Wiederimpfung unterzogen wird; wir haben andere, bei denen das Impfgeschäft nicht zwangsweise oder, durch örtliche Verhältnisse bedingt, lässig durchgeführt wird, wie Frankreich und Oesterreich. Betrachten wir nun die Resultate dieses im großen angestellten Versuchs, namentlich dann, wenn diese Parteien in nähere Berührung miteinander kommen; wir haben dann Verhältnisse, wie sie der experimentierende Patholog als erste Bedingung bei seinen Versuchstieren herstellen muß: Gleichartige Lebensverhältnisse der Organismen, auf welche die krankmachende Ursache unter verschiedenen Verhältnissen einwirken soll.

Eine solche Versuchs-Anordnung und -Ausführung im allergrößesten Maßstabe bot der letzte deutsch-französische Krieg dar, als die vaccinierten und revaccinierten deutschen Heere auf französischen Boden übertraten und dort mitten in Bevölkerungen lebten, welche von den Blattern decimiert wurden. Die ganz geringen Verluste an Blattern, welche in den Invasionsarmeen stattfanden, sind in Deutschland bekannt genug, während derjenige, welcher, wie der Schreiber dieses, Gelegenheit hatte, französische Lazarette zu dieser Zeit zu sehen, ein Bild von den grauenvollen Zuständen erhalten konnte, wie sie vor der Durchführung der Schutzimpfung bestanden haben mögen.

Aber auch noch eine weitere Erfahrung von großer Tragweite lieferte dieser Krieg. Die französischen Soldaten, welche als Gefangene nach Deutschland wanderten, oder in der Armee von Bourbaki die Schweizergrenze überschritten und in der Schweiz interniert wurden, verbreiteten in diesen beiden Ländern die Pocken. Es geht daraus keineswegs die Unwirksamkeit der Schutzpockenimpfung hervor, wie manche glaubten schließen zu dürfen, sondern nur die unvollkommene Präservierung einer ganzen Bevölkerung durch die Schutzpocken. Für jeden Unbefangenen ist es selbstverständlich, daß, da die erste Thatsache des Freibleibens der deutschen Armeen in Frankreich positiv die Möglichkeit eines fast absoluten Schutzes durch die Impfung beweist, die zweite Thatsache eben nur zeigt, daß die Durchführung der Impfung in der übrigen, nicht militärischen Bevölkerung zu wünschen übrig ließ, sowohl in Deutschland, wie in der Schweiz.

Daß in der civilen Bevölkerung von Deutschland, wie auch in der Schweiz die Durchführung der notwendigerweise zu wiederholenden Schutzimpfung keine so vollständige sein kann, wie in den militärischen Kreisen, ist wohl begreiflich. Wolle man sich doch nur in der nächsten Umgebung umschauen, um zu erfahren, wie viele Unterlassungssünden hier teils aus Unerfahrenheit, teils aus Nachlässigkeit, zum Teil auch in bewußter Weise, infolge der Aufstachelungen der Impfgegner, stattfinden. Eine Bevölkerung kann nicht vollständig immun gemacht werden, wenn nicht alle Mitglieder derselben den im Interesse aller gelegenen Maßregeln sich unterziehen. Sowie es aber in einer Bevölkerung eine größere oder geringere Anzahl Ungeschützter gibt, findet der in das Land eingeschleppte Krankheitskeim einen geeigneten Boden zu seiner Weiterentwickelung, und je mehr solcher Infek-

tionsherde sich bilden, um so massenhafter geschieht die Vermehrung der Keime, und um so intensiver gestaltet sich ihre Wirksamkeit. Auch Personen, welche einer leichteren Infektion sonst Widerstand geleistet hätten, verfallen jetzt dem immer wiederholten Eindringen frischer und wirkungsfähiger Keime, wie der vorher erwähnte Fall der Prager Professorfrau zeigt.

Bei weitergehender Vernachlässigung einer Bevölkerung in dieser Beziehung entstehen dann auch wieder jene überaus schweren Pockenformen, die wir als hämorrhagische bezeichnen, bei denen der Körper blauschwarz gefärbt, die Haut und innere Organe von zahllosen Blutergüssen durchsetzt werden und der Tod in wenigen Tagen unausbleiblich eintritt, Fälle, welche man in anderen Ländern kaum kennt; so waren und sind wohl noch jetzt die Verhältnisse in Böhmen.

Die meiste Schuld an solchen beklagenswerten Zuständen wird gewöhnlich den principiellen und zum Teil höchst fanatisch auftretenden Gegnern der Impfung zugeschrieben, allein es läßt sich nicht verkennen, daß dieselben nur deshalb so weiten Boden im Volke gewonnen haben, weil sie die wirklichen oder möglichen Schäden, welche die Impfung mit sich bringen kann, hervorhoben, und anderseits das Bewußtsein dringender Gefahr so ziemlich rasch aus dem Gedächtnis der großen Masse verschwindet. Das letztere durch Schilderungen der greuelvollen Verwüstungen, welche die Pocken vor der Einführung der Impfung herbeiführten, und auch jetzt noch in Gegenden herbeiführen, in welchen Impfungen nicht stattfinden, hat wenig Erfolg: der Mensch will sehen und fühlen, ehe er sich überzeugt hält, wir haben alle etwas vom ungläubigen Thomas in uns, soweit wir uns von zwingenden Dogmen frei gemacht haben, die selbständiges Urteil verschließen. Mögen andere diese Richtung unserer Zeit bejammern, wer die freie, geistige Entwickelung der Menschheit liebt, wird auch deren Auswüchse in den Kauf nehmen müssen.

So hat das Schweizer Volk mit großem Mehr die Zwangsimpfung abgelehnt. Es würde für unsere Leser wenig ersprießlich sein, die verschiedenen Motive, welche hierbei mitgewirkt haben, einzeln aufzuzählen; ich will nur eines hervorheben, welches, soweit ich mich durch Nachfragen überzeugt habe, in den unteren Volksschichten eine bedeutende Verbreitung erlangt und vielleicht einen entscheidenden Einfluß auf den Ausgang der Abstimmung ausgeübt hatte: die Furcht vor der Uebertragung anderer Krankheiten durch die Schutzpockenimpfung. Die gegenteiligen Versicherungen der Aerzte haben in diesem Punkte nicht alles Mißtrauen beseitigen können.

Gesegnete Weiherstunde.

Von

Martin Greif.

Ein Dichter schritt am Teiche hin,
Quak Quak —
Er schritt in tiefem Sinnen hin,
Quak Quak.
Und als er eine Weil' gedacht,
Quak Quak —
Da hat er einen Reim gemacht,
Quak Quak.
Der Reim, er schien ihm süß Getön,
Quak Quak —
Und der Gedanke gar so schön,
Quak Quak.
Er schrieb ihn in sein Buch hinein,
Quak Quak —
Da fiel ihm gleich ein Dutzend ein,
Quak Quak.

Und als er es gesungen aus,
Quak Quak —
Da ging er mit dem Lied nach Haus,
Quak Quak.
Am gleichen Tag noch sandt' er's hin
Quak Quak —
Zum Druck ins neue Magazin,
Quak Quak.

* * *

Ob wohl auch bald ein Komponist
Quak Quak —
Für das Gedicht gefunden ist?
Quak Quak.

Optische Täuschungen.

Von

H. Schmidt-Rimpler.

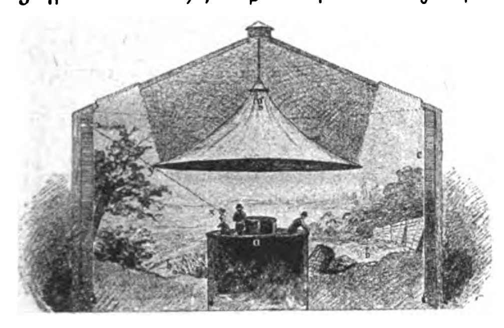


in absolut detestables Vergnügen bieten die Pariser Bals publics. Eine gleiche Warnungstafel stecken wir auf vor dem Skating Rink. Ein unschuldiges Vergnügen gewährt das Panorama in den Champs Elysées!" Also zu lesen in Woerls Führer durch Paris (Würzburg 1878)! — Da vielleicht diese Form der Empfehlung den Fremden, der Kenntnis davon genommen, veranlassen könnte, gerade auf das „unschuldige" Vergnügen zu verzichten, so halte ich es nicht für überflüssig, gelegentlich an dieser Stelle auf das hochinteressante Panorama die Aufmerksamkeit zu lenken. Es überragt weit die früher üblichen mehr oder weniger künstlerischen Rundgemälde oder die in Cykloramen unter hergeleierter Erklärung sich abwickelnden Bildschlangen. Man findet eine wahrhaft packende Darstellung der Belagerung von Paris, die von Philippoteaux gemalt unter Benutzung gewisser Kunstgriffe den vollsten Eindruck körperlicher Wirklichkeit und unmittelbarer Natürlichkeit macht. Der Beschauer steht der Idee nach auf der Höhe des Forts d'Issy und erblickt zu seinen Füßen in der Ferne die Stadt Paris, ringsherum feuernde Forts und die von den Deutschen besetzte Umgebung. Dicht vor ihm, im Fort selbst, sind wirkliche, von Soldaten (lebensgroßen Figuren) bediente Kanonen aufgefahren, Uniformstücke und Gewehre liegen umher; dort ist ein verlöschtes Wachtfeuer, hier natürliches Mauerwerk; Schanzkörbe sind aufgestellt und Aehnliches. Als ich im September 1876 das kurz vorher errichtete Panorama zum ersten Male besuchte und durch eine kleine dunkle Treppe auf das Plateau gelangt, mich plötzlich mitten in das Fort versetzt fand, die weite Ferne vor mir, überfiel mich die Täuschung der Reellität des Gesehenen so vollkommen, daß ich mir geradezu die Unmöglichkeit erst klar machen mußte, von diesem Platze aus, dicht neben dem Palais de l'Industrie, ganz Paris und Umgebung in solcher Weise zu überschauen.

Auch in Deutschland sind neuerdings nach ähnlichen Prinzipien ausgeführte Panoramen entstanden. So war bei der Düsseldorfer Industrie-Ausstellung die „Schlacht von Gravelotte" zu sehen, bei der allerdings weniger die Natürlichkeit der Darstellung als die Unnatürlichkeit des hohen Eintrittspreises frappierte; in Frankfurt findet man die „Schlacht von Sedan", in Berlin das „National-Panorama des Sturmes auf St. Privat", von Hünten und Simmler, und in München ein Panorma der Schlacht von Weißenburg von Professor Braun trefflich gemalt. Alle diese Panoramen legen mehr als es früher geschah — schon 1793 hatte Rob. Barker in Edinburg ein in größerem Maßstab ausgeführtes Rundgemälde aufgestellt — darauf Wert, den Beschauer über die Bildnatur des Gesehenen hinweg zu täuschen und ihm einen körperlichen, naturwahren Anblick vorzuzaubern. Neben der guten perspektivischen und plastischen Malerei wird dies besonders dadurch erreicht, daß zwischen dem Beschauer, der in der Mitte des runden Raumes steht, und dem ringsherum an der Wand aufgestellten Gemälde sich eine größere, mit reellen Gegenständen bedeckte Fläche befindet, daß der Uebergang zum Bilde möglichst verwischt wird und der obere Rand desselben unsichtbar bleibt. Die Konstruktion der Panoramen ist aus nebenstehender Durchschnittszeichnung zu erkennen.

Auf dem Plateau a befindet sich der Beschauer; er blickt unter und dicht vor sich die Fläche b, die zum Teil Sandboden, zum Teil bepflanztes oder bebautes Land ist, auf dem alle Gegenstände in natürlicher Größe und Wirklichkeit vorhanden sind: da steht ein Wagen, dort eine Hecke, ein Mauerwerk. An der Grenze dieser Fläche erhebt sich das senkrecht aufgestellte Rundgemälde c, welches sich in seinen Abbildungen eng den auf a enthaltenen Dingen an-

schließt. So ist beispielsweise die reelle Mauer in der Zeichnung fortgesetzt, oder ein umgehauener Baum auf dem Bilde läßt wirkliche Aeste auf den Boden b herüberragen. Durch solche Kunstgriffe wird erreicht, daß das Publikum zweifel-

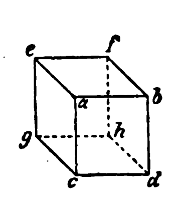


Durchschnittszeichnung eines Panoramas.

haft bleibt, wo die Wirklichkeit aufhört und das Bild beginnt. Damit nun auch der obere Rand des letztern nicht erblickt werden kann, befindet sich über dem Plateau in der Mitte ein zeltförmiges Dach g. Die Fortsetzung der Visirlinie vom Auge des Beschauers zum Dachrande xy gibt den höchsten Punkt des Bildes z an, der für ihn noch sichtbar ist. Wenn das Bild nun gar so hoch hinaufreicht, wie die Fortsetzung einer Linie vom Boden des Plateaus bis zum Dachrande, so kann man sicher sein, daß keiner der Besucher den oberen Rand erblicken wird, selbst wenn er sich bewogen fühlen sollte, in liegender Stellung seine Umschau zu halten. Die Beleuchtung des ganzen Raumes geschieht von oben.

Diese Panoramen geben ein drastisches Beispiel, wie wir uns bezüglich der Beurteilung des Körperlichen täuschen können und wie auch das körperliche Sehen eine Sache der Erfahrung ist. Fehlt die Erfahrung, wie hier, wo in ganz ungewohnter Weise dem reell Vorhandenen ein Bild sich anschließt, so wird auch unser sinnliches Erkennen unsicher. Selbst durch einfache Malerei können wir bisweilen verführt werden. So fand ich in Gemäldeausstellungen der letzten Zeit öfter Bilder, die den Eindruck hervorrufen sollten, als sei auf Holzflächen, Kistendeckeln und ähnlichem Material gemalt. Beliebt waren besonders Vögel, wie sie bei Wildhändlern zusammengebunden auf Kisten ausgelegt werden. Die Kistendeckel waren dabei bis ins feinste Detail nachgeahmt, kleine Risse, abgelöste Papierfetzen von Eisenbahnstempeln waren durch scharfe Schatten möglichst körperlich hervorgetrieben; die darauf befindlichen Vögel aber erschienen flach und bildähnlich gemalt. Hier bewirkt besonders der Gegensatz in der Darstellungsform die Verwirrung des Urteils und drängt zu der Annahme, daß der Untergrund ein wirklicher körperlicher Kistendeckel sei. Aber schon in dem berühmten Wettkampfe zwischen Zeuxis und Parrhasius kamen diese malerischen Kunststücke zur Geltung, da ersterer Trauben abbildete, durch welche Vögel zum Anpicken verführt wurden, letzterer aber durch einen gemalten Vorhang den Maler Zeuxis selbst täuschte.

Wenn man mit Sicherheit einen Körper als solchen erkennen will, so muß man feststellen, daß derselbe eine gewisse Dicke hat; es handelt sich also um die Tiefenwahrnehmung. Dies wird für unser Auge immer darauf hinauslaufen, daß bei einem Körper ein bestimmter Punkt uns näher, ein anderer uns ferner liegt.

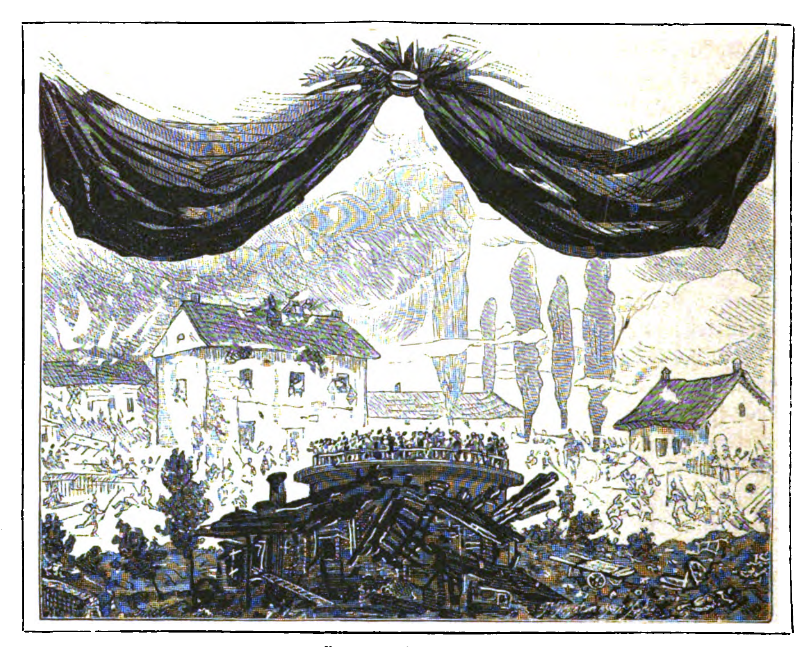


Wenn wir beispielsweise diese Zeichnung eines Würfels betrachten, so finden wir, daß sowohl a b c d wie e f g h sich in einer Ebene, nämlich der des Papiers befinden.

Sehen wir aber einen körperlichen Würfel, so liegt die Ecke a dem Auge näher als die Ecke e und ebenso c näher dem Auge als g.

Bei Gegenständen, bei denen nur kleine Distanceunterschiede mitsprechen, ob etwa in dem vorher erwähnten Bilde des Kistendeckels der Boden des Risses, der kleinen Vertiefung wirklich entfernter liegt, oder ob das scheinbar abgerissene Papier in der That etwas absteht und somit sich dem Auge näher befindet, so ist das Unterscheiden einer Nachbildung von dem wirklichen Körper sehr schwierig. Gleiche Unsicherheit werden auch viele empfunden haben, wenn sie geschickte Deckenmalereien sahen, die Stuccatur nachahmten. Auch hierzu gehört Uebung, und vielfältige Beobachtungen zeigen, daß das Körperlichsehen sowohl im groben wie im feinen erst erlernt werden muß. Selbst Anhänger der nativistischen Theorie, welche die Projektion und Lokalisation der Gesichtseindrücke (also der im Auge entstehenden Netzhautbilder) nach außen hin von einer angeborenen Einrichtung unseres Geistes ableiten, lassen bezüglich der Tiefenwahrnehmung Uebung und Erfahrung zu ihrem Recht kommen. Vor allem haben hier die Unter-

suchungen von Blindgeborenen, welche später sehend geworden, eine entscheidende Bedeutung gewonnen. So fand beispielsweise Franz bei einem im achtzehnten Lebensjahr mit Glück operierten Blindgebornen in bald darauf angestellten Sehprüfungen, daß der Kranke den schwarzen Umriß eines Quadrates von 6 Zoll Durchmesser, innerhalb welchem sich ein Kreis und ein Dreieck befanden, erkannte und genau beschrieb; daß er eine Zickzack- und eine Spirallinie voneinander unterschied und die Körper in der Luft nachahmte. Hingegen hielt derselbe Kranke eine Kugel und eine daneben gelegte Scheibe von gleichem Umfang für zwei gleiche Scheiben, einen soliden Würfel und eine aus Pappdeckel geschnittene Figur, welche den Umriß des Würfels darstellte, für flache Quadrate. Zahlreiche andere Fälle haben Aehnliches ergeben. Sogar Gesichtsbilder, die früher gekannt und richtig gedeutet wurden, können bei ein-



Panorama einer Schlacht.

tretender Erblindung vergessen werden, wie folgende Beobachtungen erweisen.

Ein zwölfjähriges Mädchen war sechs Jahre zuvor am grauen Star erblindet. Sie zeigte sich bei der Untersuchung, die Professor Schnabel in Innsbruck machte, als ein verständiges Kind mit gutem Gedächtnis, das über seine Wahrnehmungen geordnete Mitteilung machte. Nach vorgängiger Betrachtung gab sie richtig an, ob ein Objekt scheiben- oder kugelförmig, ob eine Scheibe rund oder eckig sei und wieviel Ecken sie habe, ob ein Objekt spitz oder stumpf, rauh oder glatt war. Wenn man das Kind von einem bestimmten Orte nacheinander an zwei verschiedene Stellen im Zimmer führte, so wußte es ganz gut zu sagen, welche näher und welche ferner vom Ausgangspunkte liege. Alle Gegenstände gewöhnlichen Gebrauchs erkannte es mittels des Tastsinnes. Die zur Herstellung des Sehvermögens erforderliche Operation verlief glücklich. Sechzig Stunden später wurden die ersten Sehversuche angestellt. Um zu erfahren, ob die Kranke wirklich vollkommen vergessen habe, wie die Dinge aussehen, wurde, ohne eine Frage an sie zu richten, langsam zuerst eine Hand, dann ein weißes Tuch, ein mit Wasser gefülltes Glas an ihrem Auge vorübergeführt. Das Gesicht des Kindes zeigte den Ausdruck höchster, freudiger Aufregung und das Auge folgte den langsam bewegten Objekten: die Kleine versicherte, daß sie sehe, aber nicht wisse, was sie sehe. Vier Wochen später, in welcher Zeit weitere Sehübungen angestellt waren,

zählte sie die Finger in einem Fuß Entfernung meist richtig und vermochte auch nach langer Betrachtung eine geringe Anzahl von Gegenständen zu benennen. Sie gab jetzt an, ob ein Papierblatt rund oder eckig sei, wie viel Ecken es habe; die Gleichheit zweier Scheiben von 6 cm Durchmesser, die Ungleichheit zweier Scheiben von 9 und 6 cm Durchmesser wurde richtig angegeben. Sie erkannte den Unterschied in der Richtung eines horizontalen und eines vertikal liegenden Streifens. Da ihr aber zum erstenmal eine weiße Beinkugel von 2 cm Durchmesser gezeigt wurde, gab sie an, ein rundes Papierscheibchen zu sehen, erst durch Betasten wurde sie über den Thatbestand klar. Als ihr jedoch gleich darauf neben einer Orange, die sie durch Betasten und Beriechen kennen gelernt hatte, eine runde Papierscheibe von gleicher Farbe und gleichem Durchmesser hingelegt wurde, erklärte sie, zwei Orangen zu sehen. Nachdem sie sich lächelnd und erstaunt von ihrem Irrtum überzeugte, meinte sie, daß sie künftig die Orangen besser kennen werde, weil letztere zwar auch rund seien wie die Scheibe, aber dicker und gelber. In der That gelang ihr die Unterscheidung auch zu wiederholten Malen. Aber noch vier Tage später, als sie sich nach den auf der Erde umherliegenden Gegenständen umsehen sollte, sagte sie auf die etwa einen halben Meter von ihrer Fußspitze entfernte orangenfarbene Scheibe deutend, daß sie die Orange sehe; ergriff jedoch zu ihrem großen Verdrusse das Papier. — Vielleicht sind derartige Enttäuschungen die Ursache, daß diese Operierten häufig, wie auch in dem berichteten Falle erwähnt wird, der Aufforderung, einen Gegenstand anzuschauen und zu betrachten nach einiger Zeit nur ungern und verdrießlich folgen und sich alsdann wieder lieber auf ihr Tastgefühl verlassen. Ein blindgebornes Kind im sechsten Lebensalter, das ich operierte, mußte noch Wochen nach erfolgter Heilung immer von neuem und durch Strafandrohung daran erinnert werden, die Augen überhaupt zu öffnen und um sich zu sehen, da es trotz guten Sehvermögens sich nur tastend umher zu führen pflegte. Erst allmählich fand es, daß das Auge doch besser leitet als das Tastgefühl.

Ein anderer von mir beobachteter Fall zeigt noch schlagender als der oben von Schnabel berichtete, in wie schneller Zeit in frühester Jugend die richtige Deutung der Gesichtseindrücke verlernt wird. Ein 3¼ Jahr alter, intelligenter Knabe hatte bis vor einem Jahre scharf und gut gesehen und war dann durch grauen Star an beiden Augen erblindet. Durch Betasten kannte er die Gegenstände des täglichen Gebrauches (Schüssel, Teller, Messer, Gabel, Löffel ꝛc.), unterschied ein Ei von einer ihm vorgelegten, ebenso großen weißen Pappscheibe und war über die Entfernungen, in der sich Gegenstände befanden, gut orientiert. Acht Tage, nachdem ihm am rechten Auge der Star herausgenommen war, wurden zuerst Sehversuche mit ihm angestellt. Trotzdem er die ihm vorgelegten Gegenstände sah, erkannte er doch keinen einzigen; erst wenn er ihn betastete, sagte er den richtigen Namen. Ebenso schätzte er anfänglich nicht die Entfernung, in der das vorgehaltene Objekt sich befand; meist griff er darüber hinaus. Es bedurfte mehrerer Wochen, ehe er die gewöhnlichen ihm früher bekannt gewesenen Gegenstände wieder von neuem mit den Augen kennen lernte und eine richtige Distanceschätzung gewann. Verwechselungen zwischen Pappscheibe und Ei fanden noch lange Zeit statt. Nur von zwei Objekten wurde festgestellt, daß er sie nach seiner früheren Erinnerung wieder erkannte: das war eine Katze und ein Kalb; wenigstens behauptete die das Kind pflegende Großmutter, daß sie ihm die Tiere nach der Wiederherstellung des Sehvermögens noch nicht gezeigt und genannt habe. Etwa sechs Wochen später wurde das linke Auge mit Erfolg operiert; hier zeigte sich schon bei den ersten Versuchen, die unter Verdeckung des anderen Auges angestellt wurden, daß er die Gegenstände größtenteils wiedererkannte, doch war er auch hier anfänglich ungeschickt im Distanceschätzen und Greifen nach den Dingen. Ebenso verwechselte er ziemlich regelmäßig das Ei mit der Pappscheibe. Im ganzen aber ist zu betonen, daß der Knabe entschieden schneller wieder sehen lernte, als es bei Blindgeborenen der Fall zu sein pflegt. Ein besonderes Interesse bieten diese Beobachtungen noch dadurch, daß sie auch die zwischen nativistischer und empiristischer Theorie des Sehens vermittelnden Anschauungen, wie sie von Herbert Spence und Dubois-Reymond ausgesprochen sind, als nicht stichhaltig erscheinen lassen. Dubois-Reymond betrachtet das Vermögen, Sinneseindrücke richtig zu deuten, beim Menschen zwar nicht als direkt angeboren, faßt aber die Entstehung desselben so auf, daß es, in einem gewissen Alter noch fehlend, plötzlich bemerkt werde, ohne daß jedoch das

Kind es in der Weise durch Erfahrung erwerbe, wie die empiristische Theorie meint. Es wäre dies ein Vorgang analog dem Entstehen des Gedächtnisses, der geschlechtlichen Vorstellungen 2c., die sich auch mit der Zeit im Gehirn von selber herstellen, bedingt durch das Wachsen des Organs. „Nach dieser Ansicht wären die Raumvorstellungen, die Verstandeskategorieen weder angeboren noch erworben, sondern sie wüchsen dem werdenden Geiste allmählich von selber zu. Damit aber verständlich werde, warum ein sehend gemachter Blindgeborner, ein an das Licht gelassener Kaspar Hauser seine Gesichtseindrücke mangelhaft deutet, muß freilich hinzugefügt werden, daß zur normalen Entwickelung der Sehsinnsubstanz normale Gesichtseindrücke gehören: wofür es an Analogieen nicht fehlt."

Daß aber Kinder, wie die oben angeführten, die bereits sehen konnten, bei denen demnach die Sehsinnsubstanz ihre volle Entwickelung gefunden haben muß, in so kurzer Zeit die Deutung ihrer Gesichtseindrücke vollkommen verloren, spricht entschieden gegen obige Annahme: man kann nur etwas verlernen oder vergessen, was man gelernt und durch eigne geistige Thätigkeit seinem Gedächtnis eingeprägt hat.

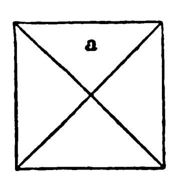
Wie besonders die Tiefenschätzung erst durch allmähliche Uebung erworben wird, zeigt neben dem Mitgeteilten recht drastisch die Beobachtung, die Feuerbach an dem obengenannten siebzehnjährigen mit normalen sehscharfen Augen begabten Findling Kaspar Hauser machte, sechs Wochen nachdem derselbe, der in einem finstern, unterirdischen Behältnis aufwuchs, nach Nürnberg gekommen war. Feuerbach befahl ihm, nach dem Fenster zu sehen und fragte ihn, indem er auf die im Schmuck des Sommers prangende Landschaft deutete, ob das nicht schön sei, was er da draußen sehe. Kaspar jedoch fuhr mit Entsetzen vom Fenster zurück, indem er ausrief: „Garstig, garstig!" ohne den Grund für seinen Abscheu angeben zu können. Drei Jahre später erklärte er auf Befragen: „Ja freilich war das sehr garstig was ich damals sah. Wenn ich nach dem Fenster blickte, sah es immer so aus, als wenn ein Laden ganz nahe vor meinen Augen aufgerichtet sei und auf diesen Laden habe ein Tüncher seine verschiedenen Pinsel mit weiß, blau, grün, gelb, rot, alles bunt durcheinander, ausgespritzt. Einzelne Dinge darauf, wie ich jetzt die Dinge sehe, konnte ich nicht erkennen und unterscheiden. Das war denn gar abscheulich anzusehen; dabei war es mir ängstlich zu Mute, weil ich glaubte, man habe mir das Fenster mit dem buntscheckigen Laden verschlossen, damit ich nicht ins Freie sehen könne. Daß das, was ich so gesehen, Felder, Berge, Häuser gewesen, daß manches Ding, das mir damals größer vorkam als ein anderes, viel kleiner sei als dieses, manches Große viel kleiner, als wie ich es sah, davon habe ich mich erst später auf meinen Spaziergängen ins Freie überzeugt; endlich habe ich dann nichts mehr von dem Laden gesehen." Auf weitere Befragung bemerkte er: „Anfangs habe er nicht unterscheiden können, was wirklich rund oder nur rund gemalt gewesen. Die Pferde und Männer auf seinen Bilderbogen seien ihm gerade so vorgekommen, wie seine in Holz geschnitzten Pferde und Menschen; jene so rund wie diese, oder diese so flach wie jene. Doch habe er beim Ein- und Auspacken seiner Sachen bald einen Unterschied gefühlt; dann sei er erst selten, endlich gar nicht mehr in den Fall gekommen, solche Verwechselung zu machen." Aber an jedem kleinen Kinde, wenn es uns auch keine Auskunft über seine Empfindungen geben kann, läßt sich beobachten, wie sich die Schätzung der Entfernung, die Grundbedingung des körperlichen Sehens, erst ganz allmählich entwickelt. Wie lange greift das Kind noch mit den Händchen nach ganz fernen und außer seinem Bereich befindlichen Dingen!

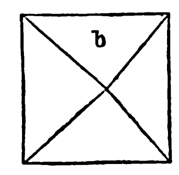
Um die Tiefenwahrnehmung und damit das körperliche Sehen zu ermöglichen, hat das Sehorgan mehrfache Einrichtungen. Vor allem ist von entscheidender Bedeutung, daß wir die Gegenstände mit zwei Augen betrachten. Jedes derselben sieht den Körper von einem anderen Gesichtspunkte aus und erhält ein anderes Bild der Seitenflächen: dabei erscheint dem Einzelauge der ferner gelegene Punkt des Körpers nach seiner — des betrachtenden Auges — Seite herübergerückt.

Hiervon kann man sich leicht überzeugen, wenn man ein längeres Lineal mit seitwärts gekehrten Flächen gegen die Nasenwurzel setzt, und in grader Richtung nach vorn hält. Betrachtet man dasselbe einäugig, indem man abwechselnd das rechte und linke Auge schließt, so bekommt man deutlich den Eindruck, daß das entferntere Ende des Lineals beim Sehen mit dem rechten Auge nach rechts herüberrückt, hingegen beim Sehen mit dem linken nach links. Diese Verschiedenheit der bei doppeläugigem Sehen

im Geiste zu einer Wahrnehmung verschmolzenen Bilder gibt eine außerordentlich scharfe momentane Empfindung der Distanceverschiedenheit zweier Punkte und damit des Körperlichen. Sie allein kommt bei schnell verlaufenden Gesichtseindrücken in Betracht und genügt in der That, wie ein hübscher von Hering angegebener Versuch zeigt. Sieht man mit beiden Augen durch eine Papröhre, vor der sich in einiger Entfernung an einem Faden hängend eine Perle befindet und läßt nun vor und hinter dieser fest fixierten Perle eine andere herabfallen, natürlich etwas seitlich, damit sie nicht die erste deckt oder von ihr gedeckt wird, so ist man imstande zu sagen, ob die Perle vor oder hinter der fixierten gefallen ist; also die Entfernung zu schätzen. Aber trotz des Besitzes zweier Augen können nicht alle bei diesem Versuche richtige Angaben machen, wenn nämlich das eine Auge — vielleicht wegen Schwachsichtigkeit — am gemeinsamen Sehakt sich nicht beteiligt, d. h. ein doppeläugiges (binoculares) Sehen fehlt. Natürlich ist alsdann auch das Sehen von Stereoskopen unmöglich. Auch bei diesen wird der Eindruck des Körperlichen dadurch hervorgebracht, daß jedem Auge das Bild des Gegenstandes so vorgelegt wird, wie das Auge es sehen würde, wenn es ihn von seinem Gesichtspunkte aus betrachtete.

Erleidet der fernere Punkte des Gegenstandes, wie oben gezeigt, beim einäugigen Sehen eine scheinbare Ablenkung nach der Seite des sehenden Auges, so wird der nähere Punkt, wenn wir den ferneren als für beide Augen unbeweglich und gleichliegend annehmen, eine scheinbare Verschiebung nach der Seite des anderen Auges erfahren. Stellt sich demnach bei-





spielsweise das Bild einer durchsichtigen Glaspyramide, deren Spitze dem Betrachtenden zugekehrt ist, auf der Netzhaut des rechten Auges wie Figur a dar, so wird für das linke Auge die näherliegende Spitze etwas nach rechts geschoben sein, wie in Figur b. Legt man nun ähnlich gezeichnete Bilder in das gewöhnliche Prismenstereoskop, dessen Einrichtung es gestattet, daß jedes Bild mit einem Auge gesondert gesehen wird, so erhält man bei der geistigen Verschmelzung derselben den Eindruck einer körperlichen Pyramide.

Das Vermögen mittels des Stereoskops körperlich zu sehen, läßt sich schon in den ersten Lebensjahren nachweisen; mir machte ein dreijähriges Kind ganz exakte Angaben.

Für sehr große Entfernungen, wie wir sie noch mit optischen Instrumenten beherrschen, reicht aber auch das binokulare Sehen nicht mehr zum Körperlichsehen aus: der Lageunterschied der im Einzelauge entstehenden Bilder ist zu gering. Hier kann nur noch eine Aenderung des Standpunktes helfen, die hinreichend groß ist, um verschiedene Ansichten des beobachteten Gegenstandes zu schaffen.

Es ist dies derselbe Kunstgriff, den Einäugige schon bei geringen Entfernungen zu benutzen pflegen, um sich über die Körperlichkeit der Dinge ein Urteil zu bilden. Machen sie nämlich eine mäßige seitliche Bewegung mit dem Kopf, so erhalten sie hierbei dieselben Bilder von dem betrachteten Objekt, die dem binokular Sehenden bei ruhiger Kopfstellung mit einem Blick werden. Jedoch treten bei diesem Nacheinandersehen die Unterschiede nicht mit gleicher Schärfe und Deutlichkeit hervor, wie beim gleichzeitigen Sehen: und so bleiben die Einäugigen im Erkennen des Körperlichen stets hinter den Zweiäugigen zurück. Ein gelehrter Naturforscher, der schon in seinem siebenten Lebensjahr durch eine Verletzung ein Auge verloren hatte, klagte mir, daß er trotz aller Erfahrung und Bemühung sich nicht der Täuschungen erwehren könne, welche ihm besonders bei der Betrachtung ferner gelegener Gegenstände aus diesem Mangel erwüchsen; dabei hatte das erhaltengebliebene Auge eine durchaus normale Sehschärfe. Als Beispiel führte er an, daß ihm Baumgruppen, die mitten auf dem Plateau eines kahlen Berges ständen, trotzdem sie vom Abhang entfernt wären, dennoch oft als zu ihm gehörig und als der eigentliche mit Gesträuch bewachsene Gipfel vorkämen.

Anfänglich sind nach plötzlich eingetretenem Verlust eines Auges die Irrungen noch erheblicher und treten bei jeder Gelegenheit, wo Entfernungen taxiert werden sollen, hervor. So erzählte ein Holzhauer, der ein Auge eingebüßt hatte, wie es ihm, als er seine Arbeit wieder aufnahm, ungewöhnlich oft passiert sei, daß er

mit seinem Beil nicht den Holzkloben, sondern den dicken Stiefel traf, der seinen zum Halten entgegengestemmten Fuß bekleidete. Ein mir bekannter Tischler, der sich plötzlich auf die Benützung eines Auges beschränkt sah, war außerstande, seine gewohnten Arbeiten zu verrichten und nahm sich trotz allen Zuspruchs den Gedanken, daß seine Familie brotlos werden könnte, so zu Herzen, daß er seinem Leben durch Erhängen ein Ende machte.

Mit der Zeit lernen indessen die Einäugigen andere Mittel, die uns zur Schätzung von Distancen und somit zum Körperlichsehen zu Gebote stehen, ausgiebiger benützen als es beim binokularen Sehen geschieht, und können es darin zu einer ziemlichen Gewandtheit bringen, wenn auch, wie erwähnt, das Körperlichsehen nicht so momentan und scharf ist, wie bei der Bilderverschiedenheit des binokularen Sehens. Es kommen vorerst in Betracht die Veränderung der optischen Einstellung des Auges, wenn ein ferner oder ein naher Gegenstand scharf gesehen werden soll (Akkommodation), und weiter die durch die Augenmuskeln bewirkte verschiedene Stellung und Richtung der Augen, je nachdem man in die Nähe oder in die Ferne blickt. Bei der Akkommodation findet eine stärkere Krümmung der Krystalllinse im Auge statt, sobald der Gegenstand näher rückt. Hierfür haben wir — man könnte sagen bewußt, unbewußt — eine Empfindung und schätzen nach der Größe der Akkommodationsanstrengung die Entfernung. Beim Ansehen eines Körpers werden wir demnach durch sie belehrt, daß ein Punkt uns näher, ein anderer uns ferner liegt. Einen ähnlichen Anhalt gibt die Veränderung der Augenstellung. Wenn man einen Finger in der Mittellinie des Gesichtes aus größerer Entfernung den Augen nähert und ihn ansehen läßt, so richten sich die Augen anfänglich nur wenig nach innen, bei zunehmender Annäherung aber drehen sie sich immer mehr nasenwärts. Diese Konvergenz der Augenachsen wird durch die Zusammenziehung der inneren geraden Augenmuskeln bewirkt. Die Stärke derselben oder der ursächliche nervöse Antrieb dazu kommt uns zur Empfindung und lehrt uns die Distance schätzen. Auch der Einäugige kann dieses Moment beim Körperlichsehen benützen, da selbst das blinde Auge in der Regel eine gewisse Einstellung auf den fixierten Gegenstand annimmt.

Hierzu kommen dann noch die mehr äußerlichen Erfahrungen. So pflegt bei Körpern die Licht- und Schattenverteilung eine andere zu sein als bei Flächen; weiter erscheinen die Dinge, die ferner sind — was sich bei den einzelnen Teilen großer Körper verwerten ließe — kleiner und undeutlicher. Aber diese und ähnliche Kennzeichen sind, wie wir schon oben bei Besprechung der Panoramen und Bilder gezeigt, sehr trügerischer Art. Sie werden am ehesten zu Täuschungen führen, wenn das doppeläugige Sehen fehlt. So wird beispielsweise die Vorspiegelung des Körperlichen sehr frappant, wenn der Normalsehende sich bei Betrachtung einer naturwahren Abbildung plötzlich in einen Einäugigen verwandelt, indem er ein Auge schließt und durch die Oeffnung der vorgehaltenen Hand mit dem anderen das Bild anblickt. In dieser neuen Situation fehlen ihm die Mittel der scharfen Scheidung des Körperlichen vom Flächenhaften; durch die röhrenförmig vorgehaltene Hand wird weiter sein peripheres Gesichtsfeld abgeschlossen und damit auch der Vergleich zwischen den in der Nähe befindlichen Körpern und dem Gemälde genommen. Es ist dies ein viel angewandter Kunstgriff, wenn man sich den Eindruck von Körperlichkeit bei einem Bilde schaffen, wenn man sich ein „lebendes" Bild vorzaubern will; wir kennen hier und beabsichtigen die Täuschung und sind doch wiederum kaum imstande, uns über sie zu erheben.

Um wieviel schwerer ist die richtige Beurteilung, wenn ohne unser Wissen Veränderungen in der Art der sinnlichen Wahrnehmung auftreten, die zu trügerischen Eindrücken Veranlassung geben. Nur gesunde und geübte Augen können in Verbindung mit reicher geistiger Erfahrung uns ein wahres und richtiges Bild der Außenwelt, wie sie eben dem Menschen als solchem erscheint, geben — und doch wird auch diesem immer noch eine gewisse Subjektivität anhaften, entsprechend der Erfahrung und Individualität des Einzelnen und der besonderen Beschaffenheit seiner Sinnesorgane. Wie all das auch beim Sehen von Körpern zur Geltung kommt, davon haben wir oben manches Beispiel kennen gelernt: Körperlichsehen ist nicht minder Geistigsehen.

Die Schwanjungfrau.

Dorfgeschichte aus dem Berchtesgadenerlandl

von

Maximilian Schmidt.

(Fortsetzung.)



aßts mir 's nomal sehgn!" bat der junge Mann.

„An' andersmal!" entgegnete der Künstler.

„Also war's doch a Traam!" meinte der Jäger wieder. „Dös bedeut' was! Dös bedeut' dös Glück, dös mir mei' Muatta prophezeit hat, sobald i eina kimm ins Berchtesgadenerlandl."

„Glaub an dös Glück!" erwiederte der alte Wastl, nun wieder in seinem Lehnstuhl sitzend. „Wer an sei' Glück glaubt, der muaß si dem aa würdi machn, sei brav und froh — und nimmer kann's dir feihn. Fahr eini aaf Bartlmä zum Förster, heunt fahr no' eini, heunt is dei' Glückstag, nutz'n aus und kehr bal wieder zura."

„Is 's nit z'spat auf Bartlmä?" fragte der Bursche wie träumend. „Wär's nit morgen fruah gscheida?"

„Verschieb nix aaf morgn!" entgegnete der Alte; „morgen scheint d' Sunna nimmer so schön, steigt der Mondschei' nit so prächti auf überm Königssee. Hast schon dein Glauben an d' Schwanjungfrau, so is grad heunt die best' Zeit dazua. Verweil di nimmer, i rat dir's guat."

Berchtold hing Rucksack und Gewehr um, nahm seinen Stock und reichte dem Alten die Hand.

„Was kost' mei' kloane Schwanjungfrau?" fragte er, den Pfeifenstopfer zu sich steckend.

„Die kost dir nix, als 's Wiederkemma, dös bist mir schuldi und iatz fahr wohl, verhalt di nit, pfüat Gott!"

„Gelts Gott!" antwortete nicht ohne Rührung der junge Mann; „bal kimm i wieder. Moan i dennerst, i müaßt dableibn. Pfüat Gott, pfüat Gott!"

Der Alte lächelte freundlich und winkte dem Abgehenden wie segnend nach. Dann aber erhob er sich und hinkte wieder hin zur Kammerthür, die er öffnete. Er rückte einen Stuhl herzu, und nachdem er sich darauf niedergelassen, blickte er mit Entzücken nach der noch immer magisch beleuchteten Statue. Er atmete tief; er schwelgte im Genusse seiner Schöpfung; ein himmlischer Friede umgab ihn. —

Regerl fand ihn eingeschlummert auf dem Stuhle sitzen. Sie hatte den Jäger aus dem Häuschen gehen sehen und ihm lange nachgeblickt. Es war derselbe, den sie unter der Esche gesehen.

Die freundlichen Worte des Königs, das herrliche Geschenk, der Anblick dieses schönen jungen Mannes, sie wußte kaum, über was sie mehr nachdenken sollte — ein Gedanke überstürzte den anderen und erfüllte sie mit Freude — es war ein wunderbarer Tag!

IV.

Berchtold wanderte thalaufwärts durch die reizende Schönau, in welcher zerstreut die Gebirgshäuschen der Landleute, Lehen genannt, teils in der Ebene, teils auf den Abhängen der Berge malerisch liegen, dem König der Seen zu durch blühende Wald- und Wiesengründe, zwischen deren schattigen Ahorn- und Platanengruppen die Berge in stets wechselnder Gestalt, bald vereinzelt, bald zur imposanten Kette verbunden, hervorleuchten, entlang der aus dem See heranstürzenden meergrünen Achen.

Das ist ein herrliches Stück Erde, dieses Königsthal. Hier unter den leise rauschenden Blättern der riesigen Laubbäume wandelt sich's so wohl, fern vom Getriebe der großen Welt, sich ganz dem Eindrucke einer herrlichen Natur

überlassend. Und wenn die untergehende Sonne die Firnen, die in Hochduft flimmernden Klippenwände vergoldet, wenn das entzückende Spiel des Lichtes durch das Gezweig flimmert, die Waldungen mit violettem Hauche übergossen, die honigduftenden Wiesen in magischer Farbenpracht erscheinen, wenn das in Kaskaden herabstürzende oder durch Felsblöcke sich Bahn brechende Bergwasser sich in flüssiges Gold verwandelt und die vom Felsen abfallenden Tropfen in allen Farben des Regenbogens herniederfallen, dazu die Vögel singen und die Menschen jauchzen und zwischen moosgepolsterten Felsblöcken das trauliche Geläute der grasenden Herden ertönt: wem riefe es nicht da mit tausend schmeichelnden Stimmen zu: Verweile hier und ruh' dich aus!

Auch Berchtold fühlte sich wunderbar ergriffen. Das holde Gesicht seiner Traumgestalt wollte ihm nicht mehr aus dem Sinn, deren Zusammenhang mit dem Marmorbild vermochte er sich nicht zu enträtseln. Er konnte sich auch nicht lange seinen Gedanken in dieser Richtung überlassen. Gleich ihm schlugen viele meist elegant gekleidete Leute den Weg zum Königssee ein. Hin und wieder vernahm er, daß die königliche Familie dort eine Wasserfahrt unternehme, daß ihrer Ankunft zu Ehren eine Berg- und Seebeleuchtung stattfinde. Er vernahm auch auf der jenseits des Ufers sich hinziehenden Straße Wagengerassel und Pferdegetrabe.

„Der König!" rief es plötzlich, und Berchtold beeilte sich, gleich vielen anderen zu einer Stelle zu gelangen, wo sich die Wege verbinden, um den geliebten Landesvater zu sehen; aber es wollte ihm nicht glücken. So eilte er denn mit jener ansteckenden Hast vorwärts, welche die rege gemachte Neugierde hervorruft, vorüber an grün geränderten Hügeln, an losgerissenen, ungeheuren, mit Tannen gekrönten, mit Moos, Epheu und Immergrün überzogenen Felsblöcken, und endlich an dem kleinen Dörfchen Königssee vorüber nach der nördlichen Bucht des Sees.

Das letzte Abendrot brach sich soeben an dem bewaldeten Vorsprunge des hohen Jenners und spiegelte sich in den zitternden, sonst grünlichten, von einem leichten Winde berührten Fluten, welche an die scharf und trotzig in die schmale Bucht vorspringende, vorerst den See noch verbergende Wand des Falkensteins spielend anschlugen.

Eine Menge Leute waren auf dem Ländeplatz versammelt. Markige Schiffer und schmucke Schifferinnen in der kleidsamen Berchtesgadener Tracht sind des Winkes des als „Seekarl" bekannten Schiffmeisters gewärtig. Die Buben in blaugrauen „Juppen", grünen Hüteln, schwarzen hirschledernen Kniehösln mit grünen, breiten Hosenträgern, rotem Halstuch, grauen oder grünen Wadenstrümpfen und Schnürschuhen, die Deanln in langleibigem, rund ausgeschnittenem, schwarzem, mit Goldnähten besetztem Samtmieder, dem leicht um den Nacken geschlungenen Halstuch, in schönen, weiten, etwas über den Ellenbogen reichenden Hemdärmeln, kurzem Persrock und weißer Schürze, teilweise auch in braunen, am Halse mit grünen und roten Streifen eingefaßten Wollröckeln, das flotte, grüne, mit Adlerflaum und Federn geschmückte sogenannte Herzog Max Hütel auf ihrem mit grünen Bändern durchflochtenen, um das Haupt gewundenen Zöpfen tragend.

Eine Menge kleiner Nachen gleiten auf der leuchtenden Flut dahin. Böllerschüsse erdröhnen von allen Seiten und nimmer endende Juhus und Gesang hallen von den Bergen herab und wieder hinauf, und weithin durch die Luft trägt der Abendwind die lustigen Klänge einer den See durchkreuzenden Kapelle. Längst war das mit Blumenguirlanden geschmückte Schiff der königlichen Familie, umgeben von zahllosen Kähnen, welche ihre Begleiter trugen, in den weiten See hinausgefahren.

Berchtold sah diesem Treiben mit großem Vergnügen zu. Die Lust des Volkes war ansteckend.

„Grüaß di Gott!" riefen ihm hin und wieder die drallen Mädchen zu, wenn sie an ihm vorübereilten. Berchtold erwiderte freundlichst diese Grüße. Die schmucken Deanln gefielen ihm gar wohl, mehr als auf den übrigen haftete aber sein Auge auf einem in ein braunes Wollröckl gekleideten Mädchen, welches eben einen schönen Buschen Edelweiß ins Wasser werfen wollte, den ihr ein kleines Mädchen mit einigen Worten überreicht hatte.

„Was thuast?" fragte sie der Jäger. „Wirst do' den Buschen nöd von dir werfen?"

„Warum denn nit?" fragte das Mädchen ihrerseits. „Mi gfreut er nit, i mag 'n nit!" Und sie warf ihn von sich. Er fiel aber nicht ins Wasser, sondern in ein kleines Schiffchen.

Berchtold sah das schöne Mädchen einige Zeit an. Er mußte selbst über sich lächeln — wieder ward er an die Schwanjungfrau erinnert.

„Bist du a Schifferin?“ fragte er sie jetzt.

„Eigentli nit,“ antwortete das Deanl, „aba diemal muaß i halt aa zuawa, wenn Not an Mann is. Es is a alts Recht von mein' Bodan, dös er nit gern aufgibt. Er moant, nix soll ma verachtn, was eam an' etli Kreuzer einbringt. Du bist leicht a nuia Jagasg'hilf aaf Bartlmä, weilst mir ganz fremd bist?“

„I hoff, das i nöd umasunst daher groast bin und an' Deanst krieg,“ erwiderte Berchtold. „I bin am Weg nach Bartlmä, aber ich sehg schon, heut is für mi koi' Glegnat.“

„Warum nit?“ fragte das Mädchen. „Für d'Jaga san extrige Schiff in der Hütt'n, du därfst di nur an Seeer wenden — oder is 's ebba, daß d' nit fahrn kannst, i ruader di scho' eini; i wollt, i därft einifahrn in See, daß i d'Bergfeuer sehget, und wenn der Herr Mann (Mond) scheint, is 's woltern so schö' durt drinn. Geh zua, sag, du magst nit selm fahrn, daß i weiter kimm; bei mir geht's schnell.“

„Dös wär mir freili recht,“ meinte der Jäger; „aber — dös kost a Geld und i —“

„Natürli, du hast koans,“ fiel das Mädchen lachend ein. „Dös thuat nixi, dernthalbn bist bei uns herin grad a so g'acht, denn grad dernthalbn san wir alle so lusti, weil wir alle mitanand nix ham und koans aaf's ander neidi sei' kann. Und du — du hast a gwaltigs Aussehgn, und an' Geist im Gsicht, so recht a Jagagstalt; da wird's nit feihn. Steig nur ein! I hoaß Sabin —, da is mei' Schiffel — i red glei mit 'n Seeer.“

Und ohne Berchtolds Antwort abzuwarten, begab sich Sabina zum Schiffmeister, besprach mit ihm einiges und kehrte alsbald zu dem mit sich noch unschlüssigen Jäger zurück.

„'s is alles in bester Ordnung!“ rief sie ihn an, sprang ins Schiff und ergriff die Ruder. „Steig' nur ein!“

Und Berchtold that nach dem Wunsche des Mädchens. Es war dasselbe Schiff, in welches Sabina das Edelweiß geschleudert hatte. Im nächsten Augenblicke stieß der Kahn ab. Die Schifferin jauchzte ihren Genossinnen zum Abschied zu und diese erwiderten mit jauchzender Antwort.

Berchtold blickte lachend zurück; da sah er hinter der Schiffhütte den Grafenpeter mit gerötetem, aufgeregtem Gesicht mit geballter Faust dem Schiffe nachdrohen.

Wem galt dies Drohen? Ihm, weil er nicht zum gewünschten Stelldichein kam, oder seiner Schifferin?

Berchtold blickte wieder nach vorwärts. Sabina saß, das Gesicht zu ihm gewendet, aber ihre freundlichen Züge hatten sich verdüstert.

„Steht durt nit der Grafenpeter?“ fragte der Jäger.

„'s wird woltern der Loder sei', der schlecht,“ entgegnete Sabina. „Aber frag' mi nix mehr heunt um den, heut is 's so schö' im See, siehgst, wie der Vollma' aaffasteigt über d'Schönau, bis ma umi san ums Eck vom Falkenstoa', leucht der See schon und da denkst aftn an gar nix mehr, als an die Leut, die 's d' gern hast und an die Schönheit von unserer Hoamat. Sehg i den durt, wird's mir schwaar ums Gemüat, grad wie da herin zwischen die Felsenwänd, wo's Wasser schwarz wird überm grausen Abgrund, wo Sunn und Ma' nit rasten mögn, wo der Sturm d' Welln oft haushoch aafi peitscht zu die Wänd, daß d' oft moanst, 's End der Welt is da. So wier i mach, daß i außi kimm in 'n Weitsee, da wird's mir wieder leicht — schaug an, ob's da nit schö'? Uijuhuhu!!“

Der Kahn hatte um die Ecke gebogen und ein Zauber that sich auf. Im magischen Vollmondsglanze schimmerte der Spiegel der breiten, langen Wasserfläche des rings von steilen, im Mondlicht gleißenden Felsenwänden eingeschlossenen Meers. Ein glänzender, silberner Hochduft schien wie ein zweiter See von Aether über dem gewölbten Wasserspiegel zu liegen, über den Hochriesen des steinernen Meeres, des Watzmanns und des Königsseegebirges breitete sich ein tiefdunkler, dicht mit Sternen beflockter Himmel aus, während die wunderbare Scheibe des Vollmondes gerade ober dem See langsam ihre Bahn zog.

Um die aus den Felsenritzen sprossenden Gräser, um die leichtbewegten Zweige der auf moosigem Untergrunde, auf den Felsenwänden gewachsenen Tannen und Fichten schienen die Elfen ihre Schleier gewoben zu haben, es flirrte um sie das silberne Mondlicht, welches auch die von den Rudern fallenden Wassertropfen in schimmerndes Gold und Silber verwandelte. Es war ein wunderbar bezaubernder Anblick.

„Gelt,“ sagte Sabina zu dem sprachlos staunenden Jäger, „da denkt ma' nit an's Geld, nit an d' Sorg, halt grad an dös, was ma' siehgt und an die, von dene ma' wünschet, daß s'es mit oan sehgeten.“

„Ja!" versetzte der Jäger und er gedachte seiner Mutter. So hatte sie ihm den See geschildert bei Vollmondschein, er fand ihn schöner, als er sich es vorzustellen, schöner als die Mutter es zu beschreiben vermochte, denn keines Menschen Hirn vermag die Herrlichkeit einer solchen Vollmondnacht am Königssee sich zu vergegenwärtigen, keine Zunge und keine Feder sie zu schildern.

Aber schon ward Berchtolds Aufmerksamkeit wieder auf etwas Neues gelenkt. Ein gewaltiges, donnerähnliches Schießen machte die Luft erzittern, es kam von dem an der Schallwand abgebrannten Pistolenschusse, dessen schwellende Schallwogen mächtig grollend, mit dröhnenden Schlägen untermischt, hin und zurück durch das ganze Gebirge, bis in die fernsten Thäler hinein, in zehnfachem Echo wiederhallten.

Dies war das Zeichen zum Anzünden der Bergfeuer, und im Nu flammte und loderte es rings auf den Felsenspitzen und Wänden auf, die Sterne schienen vom Himmel herabgefallen und sich an den Felsen angeklammert zu haben. Hundertfach spiegelten sich die Feuer im See und mischten ihren rötlichen Schein mit dem Silberstrahl des Mondes.

Hell jauchzte es von allen Seiten unten und oben, und sicher war in diesem Augenblick das Herz des Königs bewegt, dem Himmel, Natur und Volk diese herrliche Stunde bereitet.

Berchtold war wie gebannt unter dem erhebenden Eindruck all dessen, was er sah und hörte.

„I muaß mir ge 's Pfeiferl ankennten," sagte er jetzt; „die Schönheit macht mi ganz damisch und i kunnt wieder einschlafen und d' Schwanjungfrau koant mir wieder 'n Kopf vozwirrn."

„Was d' sagst!" versetzte das Mädchen lachend.

„Ja, ja," versicherte Berchtold; „der alt Schnitzerwastl hat mir so viel Schöns dazählt, daß i allwei dran denkn muaß."

„Der Schnitzerwastl?" Dös is ja mei' Oedl!" rief das Mädchen. „I bin d' Sabin — 'n Rottmoasta Grillersepp sei' Tochter. Bist leicht beim Oedl gwest heunt?"

Und als es Berchtold bejahte und ihr von dem Alten erzählte, freute sich das Mädchen herzlich.

„Hast es 's Regerl nit gsehgn?" fragte sie. Aber der Jäger konnte nicht antworten. Ein Schiff mit jungen Burschen und Deanln ruderte ganz in ihrer Nähe und diese hatten einen schönen, fröhlichen Gesang angestimmt, in welchen Sabina sofort einfiel.

Auch Berchtold nahm am Gesange Anteil, er fühlte, daß seine Stimme noch nie so voll und schön geklungen, als zwischen diesen herrlichen Felsenwänden, und sein Jodler stand dem der hiesigen Bewohner an Schönheit und Fertigkeit nicht im mindesten nach.

Hallende Juhus folgten dem Gesange und von allen Seiten antwortete frohes Jauchzen, vermischt mit dem Tosen und Rauschen der über die Felswände herabstürzenden Wildwasser.

Die Scenerie nimmt an Großartigkeit zu, je näher man dem grünen Vorlande St. Bartholomä kommt. Die Riesenmasse des Watzmanns und das Felsenhorn der Hachelwand steigt zur Rechten aus der wildschauerlichen, ungeheuren Schlucht des Eisthales auf, Mauern türmen sich auf Mauern, Felsen auf Felsen in Form von Pyramiden, Türmen und Kämmen fast dreitausend Meter hoch hinauf in den dunkelblauen, ernsten und majestätischen Aether, vom silbernen Hauche des Mondes leise umschleiert, während am geheimnisvollen Ende des Sees die Wände des steinernen Meeres herniederstarren, das lustige Gemsenheim, wo der Königsaar um den Felsenhorst kreist und der pfeifende Schrei des Murmeltieres ertönt.

Berchtold war von der Großartigkeit dieser Naturschönheit so überwältigt, daß er fast erschrak, als jetzt seine freundliche Schifferin sagte: „Jatz landn ma ge zuari in Bartlmä. I moan aber, du kimmst heunt 'n Förster nit am glegensten; kunnt leicht sei', daß der Kini durt aussteigt und daß gar neamd aaf di acht hat. Moanst ebba nit, daß 's gscheida waar, wir fahrn 'n See no' gar aaffi — so prächti is 's gar selten und an deina Stell, woaßt, was i thaat? I gang aaffi zum Obersee, heunt is der Weg beleucht', weil der Kini aa hingeht, so was hast nit gsehgn deina Lebta."

„Sehgn möcht i's freili," meinte der Jäger, „aber 's is mir zwegn a Nachtherberg."

„A Nachtherberg? die kriegst drobn aaf der Saletalm, da is a meinige Freundin durt als Sennin, di b'halt di scho' aaf der Heß [1]) und gibt

[1] Heß = das sogenannte Heuvödel in der Kuchel, gerade über der Schlafkammer der Sennerin. In Tirol sagt man „Hoß".

dir aa an' Schmarrn und an' Enzian; es kost' di nix, i richt dir's scho'."

„I moan selm schier, daß i 'n Första heunt koa' große Freud mach —"

„G'wiß nit. Und wenn ma' ebban um ebbas angeht, is 's anemal d'Hauptsach, sagt der Oedl, daß ma' nit unglegn kimmt."

Es ward also beschlossen, die Fahrt bis ans Ende des Sees fortzusetzen. Dasselbe war durch eine Menge von Feuern gekennzeichnet, welche ihren rötlichen Schein mit hinein warfen in die Flut des Sees und wie mit bengalischen Flammen die kahlen Felsenwände beleuchteten. Berge traten hinter Bergen hervor, wie Scene hinter Scene. Hier der Burgstall, der Simmers, die Jagdköpfe, dort der Karlsberg, die Schlangwand, der Wildpalfen. Der Schönfeldspitz ging unter und der Hochfunkel, die Blühnbacherscharte, die Kammer- und Waldhüttenwand und alles überragend die beiden Teufelshörner gingen auf wie die Gestirne des Himmels, zu denen sie sich erheben.

Der Königssee ist vom Obersee nur durch einen breiten Erdwall getrennt, der aus dem Gerölle niedergestürzter Felsenwände gebildet, sich quer zwischen beiden Gewässern ausspannt. Dieser auf solche Weise geschaffene grasbewachsene Hochrücken heißt die Saletalp. [1]) Mehrere Sennhütten, weidende Herden und der lustige Gesang der Sennerinnen bringt hier Leben und Bewegung in die sonst so großartige Einsamkeit.

Heute war nun freilich auf Berg und See ein frohes Treiben. Nicht wie sonst durfte Sabina hier landen, der Schifffordner rief ihr zu, so lange zu warten, bis die höchsten Herrschaften, welche soeben vom Obersee zurückkehrten, wieder zu Schiffe gestiegen und die Rückfahrt angetreten hätten.

Dies währte nicht lange; alsbald fuhr das königliche Schiff mit mehreren anderen vorüber. Deutlich konnte man das Königspaar erkennen und ein freudiger Juhschrei löste sich aus Berchtolds und Sabinens Brust, daß es vielfach von den Felsen wiederhallte. Lange sahen sie dem festlich geschmückten Schiffe nach, das einen langen Silberstreifen in den Wellen zurück ließ. Dann landeten sie.

[1]) Der gewaltige Einsturz soll am 3. und 4. Januar 1117 geschehen sein. Auf der Saletalpe hat sich der regierende Herzog von Meiningen ein trauliches Schweizerhäuschen gebaut und verweilt jährlich längere Zeit dortselbst.

„Dierweil i zum Burgei sein Kaser geh — siehgst, glei durt donni — und für di Quartier mach, steigst aaffi zum Obersee. Du bist in etli Minuten durt. Schaug dir 'n an, juchaz, wenn's dir gfallt und kimm nacha aaf d' Alm; kann sei', daß d' mi no' triffst, wennst di nit z' lang vohaltst. Gib her dei' Bix und 'n Ruckſack, i bring dir 'n aaffi zum Burgei, aftn brauchst nix z'schleppn."

Berchtold ließ alles geschehen. Er versprach, in kürzester Zeit zurück zu sein, und eilte, während Sabina zu Burgeis Alm schritt, einem neuen Wunder dieser Bergwelt entgegen.

Der Steig zum Obersee war zwar nicht mehr künstlich beleuchtet, doch schien der Mond so hell, daß dies gar nicht nötig war. Kein menschliches Wesen war nun hier mehr unterwegs, hehre Stille herrschte in diesem Felsenthal mit seinen fürchterlichen, fast senkrecht einfallenden Wänden.

Jetzt ward der Fuß des Wanderers plötzlich gehemmt, vor ihm eröffnete sich im Zauberlicht des Mondes eine Feenwelt, das innerste, erhabene Heiligtum der Wasserwelt dieses Landes. Von keinem Lufthauche bewegt, ruhig und klar, aus Gold und Silber, Blau und Grün zusammengeflossen, leuchtete der kleine See, in welchem die Riesenmauern der Alpen, einer Fata morgana gleich, sich spiegelten. Das flimmernde Silber der nächtlichen Leuchte zitterte von dem steinernen Meere her ober der blaugrünen Flut und schwebte empor an den kahlen Wänden, während das blaue Himmelsdach, mit Millionen hellglitzernder Sterne besäet, dieses Fleckchen Erde für sich zu umspannen schien als eine eigne Welt, geschaffen nur für holde Feen, für den König dieses Sees, für die Schwanjungfrau —

Berchtold konnte dieses nicht ausdenken. Was war es, das sich plötzlich von der Bank erhob, welche unter einer riesigen, breitästigen Esche am Seegestade angebracht ist?

Es war eine feine, hohe Gestalt in lichtweißem Gewande, das Mondlicht spiegelte zitternd ihr Bild zurück aus der Flut, ihr goldenes Haar schmückte ein Kranz von Alpenrosen —

Berchtold hielt den Atem an sich, ihm war ganz wunderbar zu Mute, vor ihm stand, dessen war er gewiß, die Walküre des Seekönigs, die Schwanjungfrau.

Ob bei diesem wundersamen Zumutesein dem Jäger nicht im ersten Augenblick das Haar zu Berge stand, ob ihm nicht unwillkürlich gru-

selte, wer kann es wissen? Aber die Mahnung des Schnitzerwastls, das Glück des Augenblicks zu erfassen, klang ihm noch in den Ohren, und Berchtold wollte dieser Mahnung folgen.

„Bist du endlich da?“ fragte bei seiner Annäherung die Erscheinung mit lieblich klingender Stimme; „es ist Zeit!“

Berchtold erkannte aus dieser Ansprache, daß er von der Jungfrau schon erwartet worden sei, und erwiderte, seinen Hut abziehend und einige Komplimente machend: „Fräuln oder Gnä Frau — Sie wern verzeihn, wenn i nit woaß, wier i glei sagn soll — es is 's erst' Mal, daß i so a' hoh'n Frau genüber steh —“

„Du kennst mich doch!“ sagte die Erscheinung.

„Ja freili!“ entgegnete der Jäger, durch den heiteren Ton der Fee ermutigt. „Sie san mir heunt Mittag, wie i unter der groß'n Eschen unten in der Au eingeschlafen war, schon im Traam erschiena, der Schnitzerwastl hat mir 's weiter dazählt, daß 's so wohlthäti san und an' arma Jaga gern zum Glück verhelfa, wenn er's würdi is. Sie wern's ja wissen von meiner Muatta, die aar a guater Geist is und mi nit umsunst da eina ghoaßn hat, daß mir halt nix über d'Jagerei geht, und was 's Geld anbelangt und d'Edelstoa', so frag i nix darnach, wenn i nur mei' Auskomma und a Arbet und a freudigs Bluat hon, sunsten hon i nix vonnöten.“

Die Erscheinung war durch einen herabhängenden Eschenzweig den Blicken des Jägers teilweise verdeckt, sie selbst aber konnte die vom Monde beleuchteten Gesichtszüge Berchtolds wohl erkennen. Sie mußte lächeln.

„Für wen hält'st du mich denn?“ fragte sie den Jäger.

„Ja no', halt für d' Schwanjungfrau, für d' Tochter vom Seeküni — is 's nöd a so?“

Ein leiser Ausruf entfuhr den Lippen der Fee; der Jäger konnte nicht erkennen, ob es gelacht oder gejubelt war.

„Es ist so!“ entgegnete jetzt die Erscheinung, „so wahr du der Jäger Berchtold bist, so wahr bin ich die Schwanjungfrau!“

Diese Antwort brachte auf den Jäger eine solche Wirkung hervor, daß er sich unwillkürlich aufs Knie niederließ. Die Fee hatte sich ihm ja selbst als die Schwanjungfrau förmlich vorgestellt. Sie wußte seinen Namen, natürlich, warum sollte sie das nicht? — Kurz, der Moment war da, das Glück zu erfassen.

„Was verlangst du von mir?“ fragte jetzt huldvoll die Erscheinung.

„I hoaß Berchtold Perlacher,“ entgegnete der junge Mann, „mei' Vata war früher Jaga in Bartlmä, i möcht halt aar a Anstellung kriegn und an' Bodeanst, da“ — dabei zog er ein Päckchen Papiere aus der Seitentasche seiner Joppe, „da san meine Zeugnis, i kann's schon lesen lassen und —“

„Gib mir die Papiere,“ sagte die Fee mit freundlicher Stimme.

Berchtold reichte ihr dieselben hin. Er berührte dabei die wunderbar weiche und feine Hand, sein Auge suchte auch das Antlitz der Jungfrau, aber diese gewährte ihm den Anblick desselben nicht, sie hielt ihre linke Hand, an welcher ein Ring mit drei hellglitzernden Rubinen funkelte, davor, während sie mit der rechten Berchtolds Papiere entgegennahm.

„Hole dir morgen die Antwort — unter der Esche an der Straße nach Schellenberg,“ sagte sie gütig, „morgen gegen Abend, wenn die untergehende Sonne sich im Wasser spiegelt, die Firnen leuchten und der Vollmond heraufsteigt. Wirst du es wagen, wieder zu kommen?“

„Und wenn zehn Teufel mir n' Weg verwehreten, i kimm!“ rief der Jäger, „und scho' heunt sag i ‚Vergelts Gott!‘“

„Da nimm einstweilen das!“ sprach die Jungfrau, dem Jäger ein kleines, rotsamtenes, mit Goldperlen gesticktes Beutelchen überreichend. „Du bist nicht unbescheiden und wirst das wenige ehren; es ist alles, was ich bei mir habe.“

„Aber i bitt Eana,“ entgegnete Berchtold, „dös braucht's ja gar nöd. Auf der Saletalm unten kost's mir ja heunt eh nix, 's Ahnderl vom Schnitzerwastl, Sabin hoaßt 's, hat mi hergfahrn und sorgt dafür, daß i beim Burgei a Nachtherberg krieg und an' Schmarrn, kann sei' aar an' Enzian — sunst brauch i nix.“

„Deine Schifferin ist also noch da?“

„Ja, vorn is 's. I glaab scho', daß 's mi no' abwart.“

„Hast du sonst kein Schiff gesehen — mit einem starken Ruderer?“

„Na,“ versetzte Berchtold.

„Dann ist es Zeit, daß ich gehe,“ sprach die Erscheinung. „Blicke in den See hinein und erhebe dein Auge nicht eher, als bis ich von dannen; dann verweile noch ein Viertelstündchen. Denk an meine Huld und jetzt lebe wohl!“



„Pfüat Gott!“ sagte Berchtold. „Vergelts Gott für alles!“

Und erblickte, wie ihm geheißen, in den See, dessen leicht bewegte Wellen das lichte Gewand der Erscheinung wiederspiegelten, welche jetzt hinter seinem Rücken verschwand und dem Gestade des Königssees zuschwebte.

Berchtold saß auf der Bank unter der breitästigen Esche. Sein Herz klopfte vor Freude, sein Glück war gemacht. Seine gute Mutter, der alte Wastl, seine Ahnung, nichts hatte ihn betrogen, er konnte nicht anders, er mußte seinen glücklichen Gefühlen durch einen Juhschrei Ausdruck geben. Er ließ ihn hinaushallen aus seiner freudig bewegten Brust, hin über die mondhelle Fläche des zauberischen Sees, und von den Felsen klang es wieder in vielfachem Echo, als wäre ein Chor von Geistern lebendig geworden, die in wunderbarer Harmonie ihre Stimmen vereinten mit dem Freudenrufe des überglücklichen Berchtold.

V.

In der Sennhütte der Saletalpe war das saubere Burgei Regentin. Es war ein echtes, lebfrisches Sennadeanl, und eine rastlos thätige, das Wohl ihrer unterhabenen Pflegebefohlenen stets im Auge behaltende Almdirn. Ihr kleiner Bruder, der Lenzl, ein pausbackiger, zwölfjähriger Bub war als Hüatabua bei ihr, und außerdem befand sich noch eine schon ältere Person, „d' Nandl“, als sogenannte Schoßdirn zeitweise da, welche täglich die Milch und die Butter nach Königssee und Berchtesgaden zu verbringen hatte. Die Besucher des Obersees gingen selten an der Sennhütte vorüber, ohne sich durch ein Glas frische Gebirgsmilch zu erquicken. Mit einem hellklingenden Juh! begrüßte sie Burgei schon beim Landen und wenn sie wieder die Rückfahrt angetreten, schickte sie ihnen noch weithin hallende Grüße nach.

Ein kleines, wohlgepflegtes Almgärtchen befand sich neben der an einen Felsblock gelehnten Hütte, angefüllt mit Alpenrosen und Edelweiß, mit welchem hier mancher bequem den Hut schmückte, um dann im Lande draußen als kühner Bergsteiger angestaunt zu werden.

Aber auch eßbare Gegenstände baute Burgei in diesem Gärtchen, wie Salat, Rettig und weiße Rüben, welche mitunter Abwechselung in das Einerlei der Almkost — Millisuppn und Schmarrn — bringen sollte.

Auf der Saletalm war stets lustige Zeit, denn:

„Wann die Glocken hell klingt
Und die Sennerin schön singt
Und der Guggezer schreit,
Is die lustige Zeit!“

Heute aber war Burgei ganz absonderlich lustig, heute hallte ihr Jodler und ihr Berggruß noch einmal so schön, denn sie galten dem an ihrer Hütte vorbeigehenden Königspaar und dieses hielt gerne an, um sich vom Burgei ein Glas Milch kredenzen zu lassen und sich mit dem Mädchen in leutseligster Weise zu unterhalten. Auch der kleine Lenzl erfreute sich des Erinnerns des Monarchen und griff glücklich nach der ihm dargereichten Hand.

„Lenzl, wie steht's heuer mit deinen Rüben?“ fragte ihn der König heiter.

„No', san nit schiach,“ erwiderte der Bub. „Mögts oa?“

„Heute nicht mehr,“ entgegnete der Fürst lachend, „aber es kann sich schon wieder schicken zur Jagdzeit.“ Und gnädigst grüßend entfernte er sich, seiner Begleitung das kleine Abenteuer erzählend, welches er im vorigen Herbste mit diesem Buben hier hatte.

Es wurde eine Hirschjagd abgehalten und das Edelwild von den Treibern und Hunden aus den hohen Waldungen und von den Felsen und Klippen herab zu Thal gesprengt. Der Fürst hatte in der Nähe der Saletalm, am Fuße des Abhanges einer Schwarzwaldung seinen Standpunkt und war der Jagd gewärtig, die lange auf sich warten ließ.

Da erblickte er in seiner Nähe auf einem Felsblock sitzend den kleinen Hüterbuben, den Lenzl, welcher soeben damit beschäftigt war, sich weiße Rüben zu schälen und mit großem Appetit zu verzehren.

Der König näherte sich dem Knaben und fragte ihn freundlich: „Kleiner, was treibst du da?“

Lenzl erkannte in dem vor ihm Stehenden sofort den König. Er nahm seinen alten Filzhut ab und sagte, ihn mit treuherzigen Augen anblickend:

„A Ruam schäl i mir zu mein' Intabrod.“

Der Fürst sah nach der saftigen Rübe und fragte: „Hast d' keine mehr? Ich möchte eine kosten.“

„So viel 's mögts. Warts nur a weng, glei bin i wieder zruck."

Er legte die halbverzehrte Rübe und sein altes Taschenmesser auf den Felsblock und eilte wie der Blitz dem Almgärtl neben der Sennhütte zu, um frische Rüben zu holen.

Dem Fürsten gefiel das flinke, gefällige Bürschchen gar wohl. Er wollte sich mit ihm einen Spaß machen und steckte schnell dessen Messerl zu sich. Lenzl war mit drei schönen Rüben rasch wieder zur Stelle und reichte sie lächelnd dem Fürsten.

„So kann ich sie nicht essen," meinte dieser, „du mußt sie mir schälen. Ich habe mein Messer vergessen."

„Dös kann leicht sei," entgegnete Lenzl und griff nach dem Platze, auf welchen er sein Messerl hingelegt hatte. Aber siehe da — es war verschwunden. Der Bub durchsuchte verlegen alle seine Taschen, ging dann suchend um den Stein herum, schüttelte den Kopf, kratzte sich hinter den Ohren und sah endlich den König mit eigentümlich zweifelhaften Blicken nach der Quere an.

„Was suchst du denn?" fragte ihn dieser jetzt.

„Mei' Messer," antwortete Lenzl. „I han's ganz gwiß da donna glegt, eh i um d' Ruam gloffa bin und iatzad — iatzad is' s halt nimmer da. Dös is a bsunderer Fall!"

Der König strich sich schmunzelnd den Schnurrbart und ergötzte sich an der Verlegenheit des Knaben; dann fragte er:

„Du hast doch nicht auf mich Verdacht, daß ich dir dein Messerl genommen habe?"

„O beileib, Herr Küni!" erwiderte der Bub; „so was trauet Enk dengerst nit zua — aba," stotterte er mit vor größter Verlegenheit gerötetem Gesichte, „aba —"

„Was aber. Sag frisch und frei was du denkst," ermunterte der Fürst. „Gelt, du glaubst wirklich, ich habe dir's genommen?"

Und Lenzl antwortete jetzt ohne Zagen:

„I moan grad nit, daß 's ma 's gnumma habts, aber i moan halt, wenn's 's nit zu mir donna kema waats, so hätt' i mei' Messerl no'!"

Der gute König lachte herzlich über diese drollige und doch so richtige Antwort, zog das Messer hervor und sagte, es dem Buben überreichend, in wohlwollendster Weise:

„Sieh, da hast du dein Messerl wieder und weil es dir so schön gelungen, mir die Wahrheit zu sagen, ohne dabei grob zu sein, so gebe ich dir für deine drei Rüben drei Dukaten in deine Sparbüchse und hast du einmal etwas nötig, so wende dich nur an mich; ich werde dich nicht vergessen."

Der überglückliche Lenzl machte seiner Freude durch einen Juhschrei Luft.

In diesem Augenblicke begann die Jagd, der König eilte zu seinem Standplatz zurück und kam eben recht, einen durch das Gezweig brechenden Zehnender aufs Korn zu nehmen und mit sicherem Schusse nieder zu strecken.

Während nun der König seiner Begleitung dieses kleine Abenteuer in heiterster Weise erzählte, war Lenzl ganz glücklich, daß sich der Monarch noch so gnädig seiner und seiner Rüben erinnerte, und ebenso glücklich war das schöne Burgei über die ihr zu teil gewordenen gnädigen Worte des Königspaares. Lange juchzte sie demselben nach — jetzt aber hielt sie plötzlich inne. In ihrer Nähe hörte sie einen Juchezer, den sie sofort erkannte. Er kam von ihrem Buam, dem Holzernazi, den sie weit von sich weg auf der Holzstube an der Königsbachklausen vermeinte.

Sie sang ihn auch sofort an:

„Die Sennerin auf der Albn
Thut an' Juchzer, an' halbn,
An halbn thuat da Bua
Wenn er hinkimmt, dazua."

Und der Holzernazi sang ihr die Antwort zu:

„Bergauf bin i ganga,
Bergab bin i grennt,
Da hat mi mei' Dirndl
Am Juchezen kennt!"

„Und an no' was sollst mi kenna!" rief ihr jetzt der schöne, kräftige Bursche zu, indem er das Dirndl umhalste, „an mein herzhaften Bussei — so — schnaggeln muaß!"

Es waren aber auch ein paar herzhafte Küsse und sicher wären es deren noch mehr geworden, hätte sich nicht Burgei frei gemacht und gerufen:

„Ja Nazi, wie führt di heunt no' der Weg daher?"

Der lustige Bursche sang ihr sogleich die Antwort auf ihre Frage:

„Da Ma'schei', da Ma'schei'
Der zimt [1]) mi so schö',
Daß i alle helln Nacht
Zu meim Burgei muaß geh'."

---

[1]) Der zimt mi = der dünkt mich, kommt mir vor, scheint mir.

Und die Sennerin erwiderte, ihn liebkosend:

„An' iads hat sei' Oertl,
An' iads hat sei Stell,
Und so guat zimt's di mindert,
Magst sei' wodawell!" [1])

„Aber iatz sag mir," rief sie dann, „hast di wirkli nit vogange — heunt, an an' Werklta?"

„Schlackarawall," entgegnete der Bursche, „voganga? I kenn gar koan richtigern Weg, als den her zu dir. I hon ja heunt wieder zu'n an' Schiffer umsatteln müaßn, woaßt, weil da Küni mit seine Leut am See fahrt, da, bild't si der Seekarl ein, i waar halt von frühersher no' von die bessern Fahrer oana und da hat mi mei' Rottmoasta, der Grillersepp abalassen von der Königsklausen zum See. I hon aa ganz alloa' a bildsaubers Fraaln, a Hoffraaln ham's g'sagt, is 's — Schlackarawall, is die schö'! — glei hinterm Küni sein' Schiff herfahrn müaßn. Jatz is 's umi aaf'n Obersee, da möchts no' an' etli Zeit alloa bleiben, hat 's gsagt, weil's der Mondschein gar a so gfreut und i sollt, sobald da Küni wieder zruck is, aaffi gehn zu der großn Eschn am Obersee und solls nacha abaweisen, und wieder nachifahrn aaf Bartlmä, wo's Feuerwerk abbrennt wird. No', iatz woaßt alles. Ladst mi leicht nit ein, daß i in d' Hüttn einigeh?"

„Ganz alloa' bleibt dös Fraaln am See obn?" fragte Burgei statt aller Antwort.

„So is 's," entgegnete der Bua. „Ja no', wenn i dazua kimm, is' s nimmer alloa', woaßt!"

„Hätts nit glaabt, daß d'so gescheid worn bist!" versetzte Burgei in schnippischem Tone. „Dernthalb hast di heunt aa so schö' gwandt, grad als gangst aus, daß di d' Stadtleut halt so recht angaffa!"

„Burgei!" rief der Bursche lachend, „i glaab gar, du eiferst! Schlackarawall, du wirst dengerst nix Unrechts denkn? I und a solches Fraaln! Geh zua —"

„Du gehst nit aaffi!" gebot Burgei. „I leids nit! Beim Mondschei' san d'Grafen und Bauernburschen nit leicht unterschiedli, bsunders wenn's alle gleich gewandt san und leicht, daß oana die naturbrauna Knie besser gfalleten, als die nußfarbigen. [2]) Nix wird draus —"

„Schlackarawall!" rief der Bursche und lachte.

„Ja, lach nur und sag Schlackarawall! I hon scho' viel dazähln hörn. D' Nandl drin woaß gnua selli Gschichtn und —"

„Da bin i scho' mit 'n Kochlöffel!" rief die Alte, unter die Thüre des Kasers tretend. „Heunt wird nixi gestrittn da an dem Platzl, wo der Küni leibhafti 'n Burgei d' Hand gebn hat. Recht hat 's Deanl! I ließ an' so an' saubern Buam aa nit alloa' mit Wem is 's da will für a Weibats, wenn der Herr Ma' so schö' schein thuat. Drum gib Enk an' Rat. Der Lenzl kann ja mit aaffi steign und i moan, Burgei, du kannst die aftn scho' beruhringa."

„Bist einverstanden?" fragte Burgei den Nazi.

„Was willst machn!" entgegnete dieser. „I muaß zu all'm „Ja" sagn, sunst krieg i koa' Bussei mehr und hör koa' lustigs Gsangl von mein herzallerliebstn Schatzerl!"

„So sollst glei oans hörn," erwiderte Burgei lächelnd und sang:

„A Herzerl, a treu's
Is so rar aaf der Welt,
Wie ban uns in die Bergn
A Metzensack Geld!"

Und sprechend setzte sie hinzu: „So und iatz bist hösli eingladn in d' Hüttn," nahm den Burschen untern Arm und führte ihn in die Kuchel, in deren vorderer Ecke der Tisch steht, an welchem sie Platz nahmen. Der fette Schmarrn brodelte in der Pfanne am offenen Herdfeuer, dessen Rauch sich in Ermangelung eines Kamins langsam durch das mit großen Steinen beschwerte Legschindeldach der aus Baumstämmen gefertigten Hütte hindurchzog. Die alte Nandl rührte und stieß fleißig mit dem Kochlöffel in der Pfanne.

„Leg no' an' Brocken Schmalz zua," sagte Burgei zu der Dirn, „und im Teller drin is no' a griebener Zucker. I woaß 's schon, daß der Nazl gern nascht. Dierweil, bis 's Essen firti, schlagst mir a weng d' Zidan. Du woaßt scho', wie's mi gfreut, wennst mir oans vürsingst. Heunt is's ja so recht a Tag zum Singa und Lustigsein!"

„Du hast mi scho' am Bandl," meinte der Bursche gutmütig lachend, griff einige Akkorde auf der Zither und sang dann mit frischer Stimme und prächtigen Schlußjodlern, in welche Burgei und selbst die alte Nandl fast andächtig einstimmten:

Was wohl d' Liab is?

Mir zimt, ma' sollt manen,
Die Liab waar a Stern,

---

[1]) Wodawell = wo nur immer.

[2]) Die Städter bräunen, wenn sie Kniehösln tragen, ihre Kniee oft mit dem Safte von grünen Nüssen, damit sie von denen der Gebirgsbewohner nicht allzusehr abstechen.

So hell und so feurig,
Daß ma' blendt schier kunt wern.

Derweil is 's a Wildbach
Voll Gfahr und voll Graus,
Und wer amol 'nein fallt,
Kummt schwerli mehr 'raus.

Die Liab is a Garterl,
Kummt ma' öfters aa man',
Wo Tausende Bleamerln
Sich abbusseln thān.

Doch sein all' die Bleamerln
Von weitem bloß schön;
Wer Dornen will g'spüren,
Muaß naschend zuagehn.

Is denn d' Liab nit der Himmel?
Hab i 'n Pfarrer z'nagt gfragt.
„Ja, was dir nit einfallt!"
Hat er mir drauf gsagt.

„Die Liab is a Gfängnis,
Das mirk dir, mei Bua,
Und die sakrischen Diandlan
Han den Schlüssel dazua!"[1])

„Der Küni kimmt zruck!" rief jetzt Lenzl zur Thüre herein. „Tummelts Enk, daß 's außa kemmts!"

Alle im Kaser Anwesenden rannten zur Thüre hinaus und befriedigten nochmals nicht nur ihre Neugierde, sondern auch ihre Freude, denn wiederholt grüßte das Königspaar freundlich zu den Bewohnern der Almhütte hin, die ihm wieder laute Juhus nachschickten.

„Wennst eam halt dengerst an' Almaschmarrn antragen hättst!" meinte die mit dem Kochlöffel dastehende Nandl, „an' bessern macht eam leicht d' Königin aa nit, als wier 'n i drin in der Pfanna hon und 's waar eam was Seltsams."

„I laaf nachi," rief Lenzl, „und sag eam's."

„Obst dableibst!" rief Burgei, den Buben packend. „Schaamst die nit? Dös kaam ja dengerst außa, als wennst wieder a paar Goldstückeln möchst!"

„Ja so!" erwiderte der kleine Lenzl, „dös hon i nit bedenkt."

„No', so machts halt aftn Oes, daß eini kemmts und Mahlzeit halts!" sagte Nandl. „I richt glei an."

Dieser Einladung ward denn auch Folge geleistet und alsbald stand die Pfanne auf einem hölzernen Teller auf dem Tische. Ein Weidling Milch und ein Laib Brot vervollständigten die Mahlzeit. Jedes bekam seinen Löffel, Lenzl betete laut ein kurzes Tischgebet und in fröhlichster Unterhaltung ward der Abendimbiß eingenommen.

Sie waren damit noch nicht fertig, als Sabina an der offenen Thüre erschien.

„Jeß, d' Sabina!" rief Burgei erfreut. „Du kimmst grad no' recht zum Auskehr! Setz die nur glei zuawa und iß."

„Dernthalbn bin i nit kemma," erwiderte das Mädchen, „sondern um a Nachtherberg geh i di an für den Jaga, dem dös Gwehr da und der Rucksack ghörn. Heebs aaf und laß eam, sobald er kimmt, nix abgehn Er wird Hunger habn und Durst. Zahln laßt eam nix, i bin Zahler, und morgen fruha laßt'n mit der Nandl außi fahrn aaf Bartlmä, denn woaßt, er möcht zum Förster und weil heunt koa' richtige Zeit dazua is, hon eam die Pracht vom See zoagt und daß i nit in Königssee auf der Länd hon bleibn müaßn. I bin ja heunt a Schifferin; der Nazl wird dir's eh gsagt habn."

„Wenns eam aaf der Straa in der Schupfa draus gut gnua is, so is 's eam gern vogunt," antwortete Burgei. „Und an' Schmarrn und a Milli kriegt er aa no'."

„Und an' Enzian därffst eam scho' aa gebn," versetzte Sabina.

„Ja wer is denn der Jaga?" fragte Nazl.

„Dös woaß i nit weiter," antwortete Sabina. „I frag aa d' Leut nit gern aus, aber so viel is gwiß, es is a richtiger und a braver Mann. Und also geh i wieder. I mach, daß i 'n Küni sein Schiff nachi kimm und 's Feuerwerk in Bartlmä sehg. Pfüat Gott mitanand."

Die Anwesenden grüßten sie freundlich. Burgei aber geleitete sie eine Strecke weit gegen das Gestade hinab. Da sagte sie zu ihr:

„Hast leicht 'n Grafenpeter verkehrt?"

„Du därffst nix Unrechts denkn," erwiderte Sabina mit Nachdruck. „I kenn den Jaga erst, sitta daß i 'n aaffagfahrn han. Beim Oedl is er gwest und aaf Bartlmä möcht er — hon's ja eh scho' g'sagt."

„Was is 's aber mit 'n Grafenpeter?" fragte Burgei hartnäckig weiter.

„Mit dem is 's nix," entgegnete Sabina. „I mag koan solchen Loder mehr, der d' Arbet scheut und nix treibt, als 's Edelweiß abiholn von die Berg und nacha 's Geld verlumpen. Du woaßt es, wier i 'n gern ghabt hab, mei' Voda hat 'n als Holzschlager angstellt, aber er halts

[1]) Die Melodie zu diesem Liede ist im Koschat-Album zu finden.

bei koana Arbet aus, in die Berg umasteign taugt eam besser, Edelweiß brockn mit Lebensg'fahr und diem an' Wilderer machn, woaßt, dös is sei' Sach. I aber hon eam versichert, daß i nix mehr von eam wissen will, so lang er nit wieder a feste Arbet hat und ehrli sei Brot vodeant."

„Da hast recht ghabt!" pflichtete Burgei der Freundin bei, „und wenn's grad is, 's gibt ja Buam gnua, die a bravs Deandl, wie du bist, z'schatzen wissen. Moanst nit?"

„Du moanst — ganz aufgebn?" fragte Sabina, den Kopf schüttelnd. „Wolln hätt' i's schon oft, erst heunt wieder, wier er mir an' frischen Buschn Edelweiß durch a kloans Deanl aaf der Länd draus zugschickt hat. So lang i 'n sehg, kannt eam woaß Gott was! anthoa', und dös war aa der Hauptgrund, warum i gmacht hon, daß i 'n Jaga hon aaffafahrn därfn, aber aftn bin i weit von eam, da ziagts mi hin, der Haß und d' Liab fanga völli 's Rankeln [1]) an — und halt anamal bleibt d' Liab obn auf. Wo dös außi soll, i woaß 's nit."

„Hat si schon gar viel gricht aaf der Welt," tröstete Burgei, „wirst aa du dein' Friedn kriegn."

„Mein Friedn?" entgegnete Sabina traurig, „den krieg i so leicht nimmer. Am Tag muaß i jeden Augenblick denkn, iatz schiaßt 'n a Jaga zam, der 'n dawischt beim Wildern, oder wieder, daß er beim Edelweißbrockn abistürzt über d' Felsenwand und sie dafallt im grausen Gwänd, und nachts wieder sehg i 'n bsoffen im Wirtshaus all' sei' Gerstl votrinka, statt daß er sei' alt's Ahndl unterhalt, und so sehg i lauter Angst und Kümmernis und dengerst — dengerst muaß i 'n gern haben." Sabina hatte sich schluchzend an die Brust der Freundin geworfen.

Diese wußte auf diesen Herzenserguß nichts zu erwidern, sie fühlte, wie auch ihr die Thränen über die Wangen herabrannen.

Jetzt bemerkte sie aber, wie eine weißgekleidete Frauengestalt schnellen Schrittes auf dem Steige vom Obersee herankam.

„Aha," sagte sie, „durt kimmt dös Hoffraaln, die mei' Nazl vom Obersee hätt' abholn solln. Dös muaß eam glei sagn. Pfüat di Gott, Sabina, tröst di, es kann no' all's recht wern. Für den fremdn Jaga wird scho' gsorgt. Pfüat di Gott!"

———

[1]) Rankeln = wettringen.

„Pfüat Gott!" rief Sabina dem rasch zu ihrer Hütte eilenden Burgei nach, trocknete sich mit der Schürze die Thränen und ging zu ihrem Schiffe.

„Schifferin," hörte sie sich jetzt von der rasch ihr nacheilenden Dame anrufen.

Sabina hielt und erwartete deren Ankunft. Das Deanl erkannte in ihr die Baronesse N., die Hofdame der Königin und grüßte sie ehrerbietig.

„Willst du mich in deinem Schiffe mitnehmen?" fragte das Fräulein. „Mein Fährmann, der Holzernazi, scheint mich vergessen zu haben."

„'s is mir a große Ehr," entgegnete Sabina. „Steigts nur glei ein, i bin ganz laar. Der Nazl aber, der hat si halt bei sein Burgei verhalten — da laaft er daher. Laßts eam's nit entgelten. Er hat halt 's Burgei gar so gern und kimmt von der Holzstubn obn seltn aba ins Thal."

„Entgelten?" fragte das Fräulein lachend. „Im Gegenteil; ich bin ihm sogar zu Dank verpflichtet, daß er nicht kam. Ich hätte sonst nicht ein so köstliches Abenteuer erlebt."

„Gnadn Fraaln!" rief jetzt, kaum zu Atem kommend, der herbeieilende Nazl, „Sie wern verzeihn — a bißl gsunga ham ma' obn im Kaser, und a bißl 'gessn und —"

„A bißl busselt!" vervollständigte Sabina nun wieder lachend.

„Das sind triftige Entschuldigungsgründe," meinte das Fräulein. „Es sei dir vergeben. Damit du übrigens nicht so urplötzlich von deinem Burgei scheiden mußt, fahre ich mit Sabina zurück. Bist du einverstanden? Ein Trinkgeld lasse ich dir schon zukommen."

„Gnä Fraaln!" erwiderte Nazl, „i hon meinoad! koans vodeant. Es is mir aa gar nit recht, daß i Sahna nit zruckfahrn soll — aber was willst macha? Aaf d' Alm geh i aa nimmer zruck. I fahr in Enkerer Nah, aft wenn's was braudhts, bin i glei da. I hon's 'n Seeerer ghoaßn, daß i recht acht gib und da soll si nix feihn!"

Noch während Nazl sprach, hatte Sabina ihren Nachen abgestoßen. Nazl folgte einige Augenblicke später nach.

„Juhu!" tönte es jetzt von der Sennhütte herab und „Juhu!" war die lustig klingende Antwort aus den beiden Schiffen.

Die Baronesse erkundigte sich nun bei Sa-

bina nach dem Jäger, den sie am Obersee getroffen und diese erzählte ihr, was sie von demselben wußte. Freilich war das nicht viel, aber das Mädchen meinte, der Weyerzisk, ihr Oedl, wisse jedenfalls mehr, weil er ihm von der Schwanjungfrau erzählt habe, die ihm, wie der Jäger sagte, den Kopf ganz „vozwirrt“ hätte. Außerdem sei der Förster von Bartlmä ein alter Bekannter von des Jägers Vater und der junge Mann hoffe, durch diesen einen Dienst zu bekommen.

Dem Fräulein genügten für heute diese Mitteilungen. Sie überließ sich nun schweigend dem Eindrucke, welchen die Herrlichkeit dieser nächtlichen Fahrt in ihr hervorzauberte und auch Sabina, die mit gleichmäßigem Ruderschlag das Schiff vorwärts brachte, überließ sich ihren Gedanken. Sie blickte einige Male nach dem Edelweißbuschen, der hinter ihrem Sitze lag, nicht mehr von ungefähr hingeworfen, sondern sorgsam hingelegt.

Sanft über die Tiefen dahingleitend, trug sie der Kahn vor das grüne Vorland St. Bartholomä, welches gleich einer Insel im Meere von der übrigen Welt abgesondert ist. Das kleine, mit zwei niederen Kuppeltürmen versehene Kirchlein ist an das ehemals fürstliche Jagdschlößchen[1]) angebaut, um welches sich rings umher in der Form eines Halbzirkels ein sanfter Grasboden ausbreitet, auf welchem Kühe und Kälber weiden, und den ein stiller Eschen- und Buchenhain umzieht. Im Schlößchen wohnt der Förster und wird daselbst eine durch die berühmten Saiblinge allbekannte Wirtschaft ausgeübt.

Heute nahm die königliche Familie unter den durch buntfarbige Lampions beleuchteten Baumgruppen das Souper zu sich, nach dessen Beendigung ein Kunstfeuerwerk abgebrannt werden sollte.

Das Edelfräulein landete an diesem Eilande und schloß sich wieder dem Hofe an. Sie reichte Sabina zum Abschied die Hand und versprach ihr, beim Schnitzerwastl ein Andenken für sie zu hinterlegen.

Sabina ließ die Ruder sinken und übergab ihr Schifflein dem Spiele der ruhigen Flut. Und als dann die bengalischen Feuer die Felsenwände und das Wasser in feenhafter Beleuchtung wiederstrahlen ließen, zahllose Leuchtkugeln und Raketen zum Himmel strebten und wieder in den See hernieder fielen, als sie die Rufe und das Jauchzen so vieler glücklicher und froher Menschen vernahm, da leuchtete in ihren Augen eine Thräne und diese Thräne fiel auf das Edelweiß, das sie, ohne es selbst zu wissen, in die Hand genommen und an die Lippen geführt hatte.

Zum Ländeplatz in Königssee zurückgekehrt, erwartete sie bereits ihr Vater, der Grillersepp, ein kräftiger, durch viele und anstrengende Arbeit abgehärteter Mann von gutmütigem Aeußern und heute ebenfalls in feiertägiger Gebirgstracht. Er führte das Mädchen nach einem dem Gasthause schräg gegenüber liegenden Häuschen.

Auf dem kurzen Wege dahin hörte man den Gesang und das Johlen einer schon sehr angeheiterten Gesellschaft, die im Wirtshause saß. Ganz besonders aber und in fast unangenehmer Weise machte sich einer der Lärmenden bemerkbar und dem braven Mädchen gab es einen Stich ins Herz, als der Vater sagte:

„Hörst 'n wieder, den nixnutzigen Loder?“

Sabina nickte bejahend und ihren Händen entglitt der frische Edelweißstrauß, den sie erst kurz mit ihren Thränen benetzt und der nun beschmutzt vom Staube der Straße durch die Tritte der Wanderer vernichtet wurde.

Dieses Lärmen der Trinkenden steigerte sich mit der zunehmenden Stunde und gestaltete sich schließlich in ein wildes Schreien und Schimpfen, in ein gegenseitiges Drohen und das Ende war eine unfreiwillige Entfernung des Hauptruhestörers und Raufboldes, des angetrunkenen Grafenpeter und dessen Verbringung nach Berchtesgaden in Haft.

Die aus ihrem Bette zum Fenster hingeeilte, aufs heftigste erschrockene Sabina sah noch beim untergehenden Mondlichte das Blinken der Gewehre mehrerer Gendarmen und hörte das Fluchen des unbändigen Burschen, ihres Geliebten. Drinnen in der Gaststube aber waren die Leute um den Holzernazi beschäftigt, der aus einer großen, aber glücklicherweise nicht lebensgefährlichen Wunde blutete, die ihm der Grafenpeter geschlagen hatte. Die Veranlassung zu dem Streite gab der Jäger Berchtold.

Nazi hatte sich nämlich über den arbeitsscheuen Peter lustig gemacht, mit dem Sabina ein für allemal abgerechnet habe, weil sich ein jedes rechtschaffene Deanl über einen solchen Loder schämen müsse. Und als der Grafenpeter den Beweis dafür verlangte, war Nazi unbe-

[1]) Das Kirchlein ward schon im Jahre 1134, das Jagdschloß durch den Fürstprobst Kajetan von Nothafft 1732 erbaut.



Der Quartierzettel. Von A. Greil.

bachtsam genug, ihm mitzuteilen, daß Sabina seinem Burgei in seiner Gegenwart einen Jägersburschen aufs dringendste empfohlen und sich für seine Verpflegung und Nachtherberge als Zahlerin erklärt habe.

Der Holzernazi sprach die Wahrheit, aber in der Hitze des Gespräches mochten seine Worte mehr Hohn und Spott enthalten, als er vielleicht beabsichtigte, kurz, der Grafenpeter brach in Verwünschungen und Drohungen gegen den ihm wohlbekannten Jäger aus und begann mit dem Holzernazi auch bald zu raufen, wobei er ihm die erwähnte Wunde beibrachte.

Als der Grafenpeter unter Sabinas offenem Fenster vorüberschritt, blickte er unwillkürlich auf und erkannte sofort das Deanl.

„Elende Dirn!" rief er ihr zu; dann schwieg er und entfernte sich mit seiner Eskorte die Straße hinauf.

Sabina blickte noch lange nach der Stelle, wo er ihren Augen entschwand. Die strahlende Scheibe des Vollmondes war über die stolzen Gipfel des Watzmanns hinübergezogen und nichts erhellte mehr die Nacht, als das Geflimmer des gestirnten Himmels. Kühle Lüfte strichen von der Bucht des Königssees herauf. Sie verkündeten den nahenden Morgen. Sabina fröstelte es; leise schloß sie das Fenster und suchte ihr Lager wieder auf.

„Elende Dirn!" sagte sie, unter stillem Weinen des Burschen Worte wiederholend. „Und dengerst — dengerst muaß i di gern habn!"

———

VI.

Auf der Saletalm lag alles im friedlichen Schlafe, im glücklichen Träumen. Selbst die alte Nandl kicherte vergnügt, denn es war ihr, als säßen der König und die Königin und die Prinzen um den Tisch im Kaser herum und ließen sich den durch sie bereiteten, fetten Almschmarrn aus der großen Pfanne aufs beste schmecken. Der kleine Lenzl lachte fast laut auf, weil er dem König einen ganzen Sack voll weiße Rüben bringen durfte, für deren jede ihm der freundliche Fürst einen großen, glänzenden Dukaten auf die Hand legte, so daß der Glückliche nicht mehr wußte, wohin er all das Gold stecken solle. Burgei, auf ihrem hohen Kreister in der Kammer liegend, lachte auch, denn sie war mit dem Gedanken eingeschlafen: „I hon und b'halt mein' Buam am Schnürl!" Und über dieses Thema mochte sie vergnügt weiter träumen, denn für alle Frauen liegt ein unendlicher Reiz darin, mit der überlegenen Kraft des Mannes zu spielen. Und Berchtold, der in der Streuschupfe schlief — ob der im Traume Ursache zum Lachen hatte!

Als er gestern vom Obersee zur Alm gekommen, bewirtete ihn Burgei mit dem Besten, was ihr zu Gebote stand, das schöne Feuerwerk auf Bartlmä, welches sie mit den Ihrigen vor der Hütte stehend ansah, gestattete ihr aber nicht, sich in einen eingehenderen Diskurs mit dem jungen Manne einzulassen und hernach war es höchste Zeit zum Schlafengehen. Lenzl sprach das Nachtgebet, in welchem er namentlich der Schiffer, Holzer, Jäger, Wurzelgräber und Saliner, sowie der armen Seelen im Fegfeuer gedachte, worauf jedes sein Lager aufsuchte.

Berchtold blieb auf der Gred sitzen, bis er sein Pfeifchen ausgeraucht und tappte dann im Zwielicht des Mondscheines zur Streuschupfe. Er mußte fortwährend an die Erscheinung am Obersee denken, doch stiegen mählich sehr nachhaltige Zweifel in ihm auf, ob nicht am Ende die vermeintliche Schwanjungfrau ein ganz natürliches Menschenkind gewesen sei.

Diese Zweifel wurden durch die Visitation der rotsamtenen Börse, welche ihm jene gütige Fee überreichte, in nicht geringem Grade verstärkt. Neben den Guldenstücken, Sechsern und Kreuzern befand sich ein kleines, zusammengelegtes Zettelchen, ein Postaufgabeschein für eine Wertsendung an die Armenhausverwaltung in Traunstein, das erst jüngst ein Raub der Flammen geworden. Es wollte dem Jäger doch seltsam dünken, daß sich die Schwanjungfrau bei Uebersendung ihrer wohlthätigen Gaben der Post bediene und sich noch dazu einen Schein ausstellen lasse. Dann gedachte er aber wieder des wunderbaren Eindruckes, den ihre Erscheinung schon mittags unter der Riesenesche, beim Schnitzerwastl und am Obersee auf ihn gemacht, die drei Rubinen funkelten vor seinen Augen und dann, und dann. — Mit all dem „dann" war er eingeschlafen und er schlief noch fest, als sich über die Felsen im Osten herauf schon der Morgen vorbereitete und es drinnen in der Sennhütte lebendig wurde.

Die Sennerin mahnt hier nicht, wie ihre Schwestern im Bauernhofe, der laute Weckruf des Haushahnes, daß es Morgen werde. Das



erste Grau, das durch die Ritzen des luftig gefügten Baues bricht, macht sie wach und sie eilt, den Kühen, die sich früh morgens bei der Hütte warmen Trank holen, ihr Frühstück zu bereiten. Das Feuer prasselt und leckt an dem rußigen Kessel und während das Wasser siedet, schneidet die Sennerin Gras in Fässer und überschüttet es mit Kleienmehl, welche Mischung mit kochendem Wasser abgebrüht, den sogenannten „Brohd“ gibt.

Schon klingelt und klingelt es in allen Tonarten die Halden und Schluchten heran, vom Baß begleitet, den sich die rüstigen Kühe dazu brüllen, die nun ihr freies Nachtlager verlassen, um bei der Alm sich „Brohd“ für ihre Morgenmilch einzutauschen. In der Hüttenthür stehend, jodelt die Sennerin ihren frischen Morgengruß hinaus und juchzt in die Weite und sollte noch eine ihrer Pflegebefohlenen hinter den Felsblöcken säumen, dann eilt sie auf dieses Juh mit lautem Brüllen heran.

Der Hüterbub rangiert mit lautem Zuruf die harrende Gilde. Die Sennerin, mit Dreifuß und Sechter, faßt Posto vor der Alm und die verständigen Kühe, des Brauches gewöhnt, schreiten bedächtig vor den Zollstuhl, wenn ihre Namen gerufen werden. „Blaßl,“ „Franzi,“ „Mudei,“ „Scheck“ u. s. f. schreit die geschäftige Sennerin und während die Schoßdirn den gerufenen Kühen den bereitgehaltenen Trank darreicht, werden sie bedächtig von der Sennerin gemolken.

Die schäumende Milch wandert, sobald der Sechter gefüllt, durch ein Haarsieb in den Milcheimer und mit gelindem Schlag und freundlichem Wort wird Kuh um Kuh entlassen.

Die Frühmilch wird dann in den großen Kessel mit Zusatz von „Lab“ (Schleimhaut des Kälbermagens) gefüllt, damit sie bei geringem Feuer gerinnen möge, und sodann verkäst, während die Abendmilch in die in Reih und Glied in der Milchkammer stehenden „Waidlinge“ (Schüsseln) geschüttet wird, wo sie rahmt und nächsten Tages für die Butterbereitung abgeschöpft wird. Schon steht das mit Rahm gefüllte Butterfaß bereit und die Nandl macht sich so ihre Gedanken beim Auf- und Niederrühren.

Eine scharfe Morgenluft streicht über den in Nebelschleier gehüllten See herein. Auf den obersten Spitzen und Graten der Riesenberge funkelt es und über das Grün der höheren Alpenweiden zuckt es dann und wann in blaßgelben Streifen. Bald aber schimmern goldene Feuerwolken am tiefblauen Himmelsbogen, erst hell, dann immer dunklerer Purpur färbt die Alpen, blitzende, goldene Ströme wie Lavabrüche scheinen sich von den Flanken der strahlenden Häupter des Hochgebirges herniederzugießen, funkelnde Lichtwellen verdrängen die leisen Nebel, unter derem fliegendem Zauber der goldspiegelnde Königssee schimmert und glänzt.

Ein freudiger Juhschrei löste sich aus Burgeis Brust, sie sandte ihn hinauf zu den östlichen Bergen, weit über die Region des Königsbaches, wo sich Nazis Arbeitsplatz befand und wohin sie ihn seit Sonnenaufgang unterwegs glaubte, und Grüße und Jodler tönten herab von den oberen, selbst weit entfernten Alpen.

Berchtold hatte sich jetzt auch von seinem Lager erhoben, auch er ließ seinen Juhschrei als Morgengruß hinaushallen über den Königssee und wieder zum Obersee und hinein in den lichten Felsensaal, welchen die roten Kalkmauern der Kauner- und Waldhüttenwand umschließen und über welchem die gigantischen Teufelshörner in glühender Firnenpracht emporragten.

Burgei lud den Jäger zum Almkaffee in die Hütte und Berchtold ließ sich letzteren wohl schmecken.

„Muaßt schon vozeihn,“ sagte die Sennerin, „daß ma' dir gestern nimmer viel Ehr antoa' kunnten. Woaßt, der Küni is halt bei uns zuarikehrt und über a seln Freud vergißt leicht aaf alles andere und aftn dös schö' Feuerwerk hat uns aa gfreut, und mei' Nazl is aa no' unversehens kemma und dös Fraaln is mir aftn aar im Kopf gsteckt, dös er vom Obersee abholn sollt und was eam gwihrt hon, no' ja, da bin i woltern froh gwen, wier i in mein Bett glegn und alles ruhri hon überdenka kinna.“

„A Fräuln hätt' dei' Nazl vom Obersee abholn solln?“ fragte Berchtold sichtlich errötend.

„So is's!“ entgegnete Burgei. „Aber derndthalbn brauchst d' nit rot wern,“ setzte sie lachend hinzu. „Woaßt, a Edelfraaln von unserer Künigin is 's gwen, die si halt an dem glanzetn See nit satt sehgn hat kinna und die mei' Nazi hätt' a'holn und 'n königlichn Schiff nachifahren solln. Er is halt z' spat kemma, i hon 's schon a so g'richt, so is 's halt alloa, abakemma in ihren schneeweißn Gwandta und es wird si ebba wohl nix gfeit ham. Von mir is 's grad a so a Dummheit gwen, aber ma' hat halt diermal so sein dumma Tag.“

„Ja, ja," stimmte Berchtold bei, „i hon gestern aa mein dumma Tag ghabt."

Er schlug sich zwar nicht auf die Stirne, aber immerhin machte er eine derartige Bewegung; dann starrte er schweigend in die leere Kaffeeschale.

„Magst no' a Schaln Kaffee?" fragte Burgei.

„Na', na'," entgegnete Berchtold — „dös is a rarer Kaffee!" dabei meinte er sein gestriges Abenteuer.

„Ebba nit?" fragte Burgei, „koa Stammel Cichorie is drin und 'n Rahm hon i selm a'g'nomma."

„Siehgst ja, daß er mir gschmeckt hat," beruhigte sie der Jäger; „aber mir san halt so gachs allerlei Gedankn kumma über dös Edelfraaln. No', die wird lacha!"

„Ueber mi, moanst ebba?" fragte Burgei.

„Na', na', scho' über mi! Wenn i nur meine Zeugnis wieder hätt'!"

„Deine Zeugnis? Hast es verlorn?"

Berchtold hielt an sich. Seine gestrige Dummheit ausplaudern, wäre eine neue, dachte er bei sich und er suchte ein anderes Gespräch.

„Wie kimm i denn aaf Bartlmä?" fragte er Burgei. „J muaß zum Förster."

„Zum Förster? Da fahrst halt mit der Nandl; die wird eh bal g'richt sei', weils 'n Butter auf Königssee außibringt. Da wünsch ich dir halt, daß der Förster heunt mit 'n rechtn Fuaß z'erst aus 'n Bett gstiegn is, sunnst kannst nit viel mit eam machn."

„Er is a guater Freund von mei'm Vater seli gwest, da verhoff i das Best'!"

„J wünsch dir's," sagte Burgei, „aber wenn er aa im Anfang granti is und dir 'n Kopf abreißn möcht, dernthalbn därfst di nit kränken; wennst 'n a andersmal bei guater Stimmung dawischt, setzt er dir 'n Kopf gern wieder auf. Woaßt, es is halt an' alta eisgrauer Brummbär, sunst aber a kreuzbraver Mo'."

„Jch fürcht koan Bärn!" sagte Berchtold lächelnd, „wenn i mei' Büchserl aus 'n Fuatteral hon. Möcht der Förster nur mit 'n rechtn Fuaß z'erst aus 'n Bett gstiegn sei! Und iatz sag mir mei' Schuldigkeit."

„Ja was denn nit gar! Erstens kost's dir eh nix, zwoatens gaangs auf meiner Kameradin, der Sabina ihra Rechnung und drittens wirst eh nit viel Geld habn. Kimm nur wieder auf d' Salctalm, wann's di gfreut, du kriegst, was ma ham und an Juchaza zum Pfüat Gott."

Dieser hallte alsbald an den Felsenwänden wieder, als Nandl, den blau bemalten Stotzen (niederes Schaff) voll Butter auf dem Kopfe, herzukam und sagte:

„So, i bin g'richt!"

Berchtold bedankte sich bei der freundlichen Sennerin und stieg zu Schiff; ein Juhschrei — und mit kräftigem Ruderschlag ging es dem grünen Vorlande St. Bartlmä zu.

Die alte Nandl plauderte während des Ruderns ohne Unterlaß, besonders gesprächig aber wurde sie, als ihr Berchtold mitteilte, daß er der Sohn Perlachers sei, der in früheren Jahren auf Bartlmä Jäger gewesen.

„Vom Perlacher bist a Suhn? Ja was d' sagst! No', dös gfreut mi! Mei' liawe Zeit, wie oft hon i mit dem schuahplattelt! Dem hat koana ankinna im Tanzn und Singa. Da hat eam so a Loder von an' Wilderer an' Schuß in 'n Fuaß beibracht und aus war's mit 'n Tanzen und Bergsteign, drum is er ins Flachland vosetzt worn. Hat mir recht load tho' um den braven Mo' und um sei' brav's Wei', die 's oanzige Kind vom Oberjäger draus z' Berchtesgadn war und der ihre Eltern kurz hinteranand g'storbn san. Gott tröst's — warn brave Leut! Und 'n Perlacher, dein Vatan, tröst 'n Gott aa. Siehgst eam völli gleich, bist grad so sauber. Ja no', i muaß oft gnua an eam denkn, er hat ja a Andenkn zruck lassen —"

Nandl stockte.

„A Andenkn?" fragte Berchtold, „wie so?"

Nandl war sichtlich verlegen, da sie sich verplaudert hatte und lenkte ein.

„No' ja," erwiderte sie, „halt daß 'n die Deanln nit vergessn, mit denne er so schö' Landler tanzt hat. Jatz freili san scho alle gstandne Weibats; schau nur mi an, i bin no' die sauberst drunter, weil i koan Kropf hab. Gel, da lachst? Ja no', magst es glaubn oder nit, i und 's Grafendeanl san dazumal die saubersten Deanln in unserer Gnodschaft gwen, wir warn oa' Herz und oa' Sinn, koa' Gheimnis ham ma voranauda g'habt und nit leicht hon i no' so gflennt, wier an dem Tag, wo ihr mit der Leich ganga bin."

„'s Grafendeanl?" fragte Berchtold, sich der gestrigen Erzählung der Nappelleni erinnernd. „Moanst d' Muatta vom Grafenpeter?"

„Wie so woaßt du dös?" fragte Nandl überrascht.

„D' Nappelleni hat mir gestern davon er-

zählt, wie i Rast ghaltn hon unter der großen Eschen außer Berchtesgadn —"

„Hast ihr aftn du gsagt, daß d' 'n Perlacher sei' Suhn bist?" fragte Nandl.

„I glaab nit," entgegnete Berchtold. „Sie hat mir nix Guats über ihren Enkel gsagt, und d' Sabina, die mi aaffa gfahrn hat zu Enk, scheint mir aa nit guat auf eam z' sprechen sein."

„D' Sabina?" entgegnete Nandl. „Ja, ja, auf die hat's der Loder abgsehgn, z' wegn der brechet er si 'n Hals und 's Gnack, und 's Deanl möcht 'n aa, wenn er nur arbetn thaat. Der Grillersepp, 'n Deanl sei' Vata, hat 'n in d' Holzarbet gnomma, aber die grob' Arbet scheucht er, und die sitznd' kann er nit vertragn, mei', es liegt halt scho' im Geblüat. Im Wald frei umagehn, jagern und birschen und Edelweißbrocken sagt eam halt besser zua, und an' so an' Mannets ohne festen Bodeanst gibt der Grillersepp sei' Deanl nit, dös muaßt dir mirkn. So, und iatzt san ma mit lauter Schwatzn zurikemma aaf Bartlmä — also steig aus in Gottsnam! Wünsch dir halt a recht guate Verrichtung! Und willst dei' Sach recht guat machn, so geh z'erst aaffi zum Wallfahrtskirchl vom heilin Peter und Pauli, es is a kloas Wegl hin, dös Kirchl ham vor uralters Zeit frumme Jaga baut und alle Zeit ham d' Jaga viel Vertraun, wenn's durt betn thuan, i bin dir guat Rats. Und aftn vergißt nit und trinkst von dem Wasser, dös nebn der Kapelln aus 'n Felsen kimmt, da kriegst an' klar'n Verstand und liachte Aug'n, die braucht a Jaga — und iatz pfüat di Gott!"

Berchtold dankte der Alten, warf ihr einige Sechser zu und stieg rasch ans Land. Nandl konnte ihm deshalb das Geld nicht mehr zurückgeben.

„No', so hast was guat," rief sie ihm nach und sandte ihm ihren frischen Juchzer nach. Berchtold aber schritt voll froher Hoffnungen dem Forsthause zu.

In der unteren Flur des Hauses, welche mit den bekannten Ahnenbildern der naturhistorischen Familie Saibling (Salmo salotinus), welche in riesigen Exemplaren hier vertreten ist, und mit Jagdbildern geschmückt ist, fragte Berchtold nach dem Förster.

Dieser war aber noch nicht zu sprechen; man hieß Berchtold in einer Stunde wieder anfragen.

Berchtold benützte diese Zeit, dem Rate der alten Nandl folgend, und suchte die alte Peter- und Paulskapelle auf, am Eingange zur Gletscherschlucht, der sogenannten Eiskapelle. Er empfahl sein Geschick den beiden Aposteln und trank auch aus der frischen, eiskalten Quelle, mit deren Wasser er sich dann auch, wie es ihm Nandl empfohlen, die Augen wusch.

Gewiß hatte auch sein Vater oft hier geweilt! Er gedachte lebhaft desselben und legte nicht ohne Rührung wieder den Weg zum Forsthause zurück.

Der Förster war jetzt zu sprechen. Berchtold trat mit höflichem Gruße ein.

Der alte Weidmann, mit weißem Schnurrbart und kahlem Kopfe, gekleidet in eine graue Joppe und ebensolche Hose und eine grüne Weste, saß am vorderen Tische und aß soeben seine Morgensuppe. Ein Paar Dachshunde lagen zu seinen Füßen.

Die Hunde liefen dem Ankömmling sofort freundlich entgegen und wedelten um seine Füße. Der Förster aber sah in nicht sehr freundlicher Weise von seiner Schüssel auf.

„Was is 's? Was soll's?" rief er dem jungen Manne zu.

„Herr Förster," begann Berchtold, „i bin der Sohn vom verstorbna Perlacher, der a guata Freund von Eahna war und so hätt' i halt dös Vertraun zu Eahna, daß 's mir zur a Stellung verhelfeten als Jagdknecht da im Revier. I bin a g'lernter Jaga und bin aa im Forst wohl bewandert!"

„Natürli," rief der Förster spöttisch, „auf di hab i grad g'wart'. Moanst, es braucht nix, als daherroasen und an' Anstellung kriegn."

„I hon halt gmoant, weil's a guata Freund von mein Vatan —"

„Wenn i alle Söhn von meine guatn Freund anstelln wollt, so hätt' i bald mehr Jagdpersonal als Gamsen und Hochwild im Revier. Da schreibt ma' doch erst, eh ma's Geld verroast. Uebrigens weis' mir deine Zeugnis, damit i 's schwarz auf weiß sehg, was 's mit dir is, denn daß d' der Sohn vom Perlacher bist, für dös kannst nix, obst a braver, richtiger Jaga bist, da drauf kommts an. Also wo san die Papier?"

Berchtold errötete.

„Dös is mir jetzt schon recht zwida!" sagte er, „i kann Enks nit zoagn, Herr Förster."

„Warum nit? Aha, sans halt darnach!"

„Na', na', alle sands ganz guat — aber i hons gestern nacht ebban gebn und —"

„Wem hast es gebn?“ fragte der Förster kategorisch.

„An' Fräuln hon i 's gebn. J kriegs aber heunt hoffentli wieder.“

„Was?“ rief der Förster mit wildrollenden Augen, „an' Fräuln? An Deanl, willst sagn. A so oana bist du? Wie hoaßts denn?“

„J woaß 's nit. Aber sie is koa Unrechte —“

„Wann bist denn ankemma?“

„Gestern nachts.“

„Ja, was d' sagst! Gestern nacht bist kemma und heunt hast scho' koane Zeugnis mehr in der Taschen, weilst es an' Deanl gebn hast! Mir scheint ja, du bist a rechter Flottwell, a ganz leichtsinniger Patron. No', an' solchen kunnt i grad brauchen da auf Bartlmä, 's is a rechts Glück, daß d' kemma bist!“

„J hoff, daß Eahna morgn die Zeugnis zoagn kann,“ sagte Berchtold.

„Morgn?“ rief der Förster. „J hab an der Ehr von dein Bsuach heunt scho' gnua — da — da hast dei' Gschenk und somit guata Roas'.“

Der Förster hatte unter diesen Worten den Geldbeutel gezogen und dem Jäger einen halben Gulden hingeworfen.

Dieser aber sagte, das Geschenk zurückweisend:

„Herr Förster, i bin nit betteln da. Könnts mi nit brauchen, so geh i in Gottsnam wieder weiter. Brauch i a Geld, so kann i arbeiten, und is 's, was da will, wenn's nur ehrli is. Der Grillersepp nimmt mi g'wiß auf als Holzknecht, bis si' amal was find't.“

„Ganz recht,“ sagte der Förster, „koa' Arbet schänd't. Dös gfallt mir scho' besser von dir, als deine Zeugnis, di i nit lesen kann, weil's a fremds Deanl in der Taschen hat. Dös is ja merkwürdi!

„So pfüat Gott!“ sprach Berchtold. „Nix für unguat, Herr Förster.“

Und er war im Begriff zu gehen.

„Hör amal!“ sagte jetzt der Förster, „was bist d' denn für a Schütz? Triffst was?“

„Jch kann mi just sehgn lassn. Freili reich i Eahna 's Wasser nit auf meilenwegs — mei' Vata hat mir oft von Eahna dazählt, i moan, 'n Scheib'nküni ham's Eahna ghoaßn, is 's nit a so?“

„Ja, ja,“ erwiderte der Alte geschmeichelt, „so hoaßens mi heunt no', wenn i aa scho' recht zsammschaugn muaß und d' Händ' nimmer haltn wolln. No', sehgn möcht i grad, was d' kannst. Nimm mei' Kugelbix durt aus 'n Glaskastn und geh mit mir außi zum Scheib'nstand.“

Berchtold nahm die Büchse, besah sie mit großer Befriedigung und hing sie, nachdem ihm der Förster gesagt, daß sie geladen, über die Schulter. Er folgte dann dem Förster in den Eschenwald hinaus, wo ein schöner Schießstand errichtet war. Der Förster stellte den Mann auf die weiteste Distanz und hieß ihn dann auf die Scheibe schießen.

Berchtold zielte und schoß.

„A Vierer is 's, rechts vom Punkt!“ sagte er, das Gewehr noch immer im Anschlag haltend.

„So laß uns außischaugn,“ sagte der Förster und schritt mit Berchtold der Scheibe zu.

„Dös is a Prachtbix!“ bewunderte Berchtold im Hingehn.

„Ja, ja,“ meinte der Förster, „aber von selm triffts trotz aller Pracht nix; es ghört a guata Schütz dazua. — Wahrhafti, rechts vom Punkt a guata Vierer!“ rief er, als er an der Scheibe angekommen war.

„Dös is scho' was!“ fuhr er dann fort. „Guat schießn und 'n Schuß ansagn kinna. Aber wie siehgt 's aus mit der Jagdwissenschaft?“

„J versteh mi auf's Hoch- und Niederwild so guat, wie aufs Gflüg,“ entgegnete Berchtold. „Jn meine Zeugnis steht's schon.“

„Ja, ja, in die Zeugnis!“ meinte der alte Jäger, jetzt schon freundlicher lachend. „Wenn ma's halt hätten, deine Zeugnis! Hast alle die Requisita, die zu an' vollkommena edlen Weidmann ghörn? Woaßt, was derselbe billi vor allen Dingen sein soll?“

Und Berchtold antwortete:

„Der Weidmann muß hirschgerecht, jagdgerecht, holzgerecht und forstgerecht sein, dann gottesfürchtig, treu und redlich, vorsichtig, anständig, klug, edel, wachsam, unverdrossen, arbeitsam, resolut, listig, geschwind, tapfer und dem Trunk nicht ergeben.“

„Brav!“ sagte der Förster, „dazua muaß er a guats und a reinlichs Gwehr, muß Liab zu die Hund habn und von guter Leibeskonstitution sein. Bist auch in die Weidmannssprüch bewandert? Dei Vata und i warn stolz drauf.“

„Sag mir an, mein lieber Weidmann:
Was macht den Wald weiß,
Was macht den Wolf greis,
Was macht den See breit,
Woher kommt alle Klugheit?“



Und Berchtold dieser Sprüche wohl kundig, erwiderte dem alten Jäger:

„Das will ich dir wohl sagen schon:
Der Schnee macht den Wald weiß,
Das Alter macht den Wolf greis,
Und das Wasser den See breit,
Vom schönen Jungfräulein kommt alle
Klugheit.“

Der Alte nickte zufrieden, und sich ganz zurückversetzend in längst vergangene Jahre, fragte er wieder:

„Weidmann, lieber Weidmann, sag mir an,
Was ist weißer, denn der Schnee,
Was ist grüner, denn der Klee,
Schwärzer, denn der Rab,
Und klüger, als der Jägerknab?“

Auch hierauf wußte Berchtold die richtige Antwort zu geben.

„Das kann ich dir wohl sagen an:
Der Tag ist weißer, als der Schnee,
Die Saat ist grüner, als der Klee,
Die Nacht ist schwärzer, als der Rab,
Schöne Mädchen klüger, als der Jägersknab.“

Der Alte lächelte.

„Guat hat dir's bei Vata beibracht. Die Sprüch san aa wahr. Glaubst denn, a schön's Madl wär so unklug gwen und hätt' dir so mir nix, dir nix ihre Zeugnis gebn? Dös is dös oanzige, was mir an dir nit gfallt! Aber mit die Gams, wie? da wirst nix machn kinna? Im Unterland gibt's koa' und bei uns herin is dös d' Hauptsach.“

„Grad dös is mei' Force,“ entgegnete Berchtold. „I bin über zwoa Jahr im Tegernseer Revier und z'höchst obn auf an' Jagdhaus gwen, da is aar a guater Freund von mein' Vatan Förster, der hat mi scho' guat abg'richt und i hon eam gwiß no' koa' Schand gmacht. Hätt' i nit zum Militär müaßn, wär' i no' dort; 's wird aa 's gscheidast sei', i roas dorthin, i verhoff nit, daß i umsunst hingeh.“

„Dös is dei' freier Willn!“ versetzte der Förster, „aber wennst die Zeugnis hast, so kannst bei mir aa no'mal anfragn — verstandn? Und jetzt gehst düri mit mir und i werd' sorgn, daß d' was z' essen und z' trinken kriegst. I will koa' Einred hörn! Da hast aar a Paar Cigarrln. Nimms, sag i, oder laß 's bleibn! So, zünds nur an! Und iatz woaßt, wie i gstimmt bin. I hab koa' Zeit mehr, i muaß meine Rechnungen zammstelln und heunt no' zum Forstamt bringa. Dös Roaten macht mi anemal granti. So, z' essen und z' trinka kriegst glei außa. Dein Rucksack und dei' G'wehr kannst dalassen bis morgen, schaug, daß d' deine Zeugnis bringa kannst und 's weiter wern ma' sehgn.“

Bei diesen letzten Worten blickte der Alte den jungen Mann sogar freundlich an und verschwand dann in dem Hausflur. Gleich darauf erschien eine Dirn mit Bier, Brot und einem Stück kalten Rehziemer, setzte alles auf einen Tisch und rief dem unter den Bäumen wandelnden Jäger zu, es sich gut schmecken zu lassen.

Das war denn auch der Fall. Die „Dackeln“ leisteten ihm Gesellschaft und er teilte ihnen redlich von seinem Teller.

Bald darauf landete ein Schiffchen, welches leer nach Königssee zurückfuhr. Berchtold benützte diese Gelegenheit, mit hinauszufahren und ging dann nach Berchtesgaden, um sich den Heimatsort seiner Mutter mit aller Muße zu betrachten.

Nun begriff er wohl das Heimweh der guten Frau. Wer einmal da gelebt und wieder scheiden muß, den verläßt die Sehnsucht nicht mehr und der Wunsch, wieder hinzukommen.

„I wollt, i dürft dableibn mei' ganz's Lebn lang,“ sagte Berchtold zu sich, „dann wollt i 's gern verschmerzen, daß i mi gestern für an' Narrn hab haltn lassn! Wenn i nur meine Zeugnis wieder hätt!“

Lange vor der bestimmten Zeit schlug er den Weg gegen die Au ein; hoffend und bangend hatte er bald die Riesenesche erreicht.

Er setzte sich auf die Bank und zündete sich eine Cigarre an und während er den blauen Rauch in die klare Abendluft blies, harrte er der Lösung des Rätsels und vor seinem geistigen Auge schwebte wieder lebhaft das Bild der Schwanjungfrau.

VII.

Regerl, die schöne Enkelin des Schnitzerwastl, hatte in der vergangenen Nacht auch so ihre eigenen Träume gehabt. Der hübsche fremde Jäger, den sie auf der Bank unter der Esche gesehen, schien sich während ihrer Träume einen Ruheplatz in ihrem Köpfchen — es war nicht recht zu unterscheiden, ob nicht auch in ihrem Herzen — gesucht zu haben. Und da blieb er ebenso angepickt sitzen, wie gestern unter der Esche, als Regerl im Kleide der Prangerin an ihm vorüber wollte und ihn anlächelte.

Regerl lächelte zwar gestern so im Vorübergehen jedermann an, der ihr begegnete, sie hatte wohl Grund, ein recht heiteres Gesicht zu machen, aber der hübsche, fremde Jäger, der auch bei ihrem Oedl längere Zeit verweilte, wie sie von der Wiese aus sah, wo sie Futter für die Bläß holte, wie sie vom Stalle aus merkte, wo sie die Kuh fütterte und dann an der Thüre der Stube hörte, in welche sie sich in geradezu kindischer Scheu nicht hinein traute, so lange er da war — dieser Jäger wollte nicht vorüber. Und als er ging, sah sie ihm lange nach, es war ihr wundersam zu Mute, wundersam waren ihre Träume. Und heute meinte sie, als sie dem Oedl die Morgensuppe mit einem freundlichen Gruße hinstellte:

„Dös war gestern a recht a guldana Tag!"

Der alte Schnitzerwastl nickte freundlich und zustimmend. Auch er gedachte Berchtolds, des ersten, den seine Werke begeistert. Jetzt waren ihm diese noch einmal so wert. Vermochten sie schon den naturwüchsigen Burschen zu rühren, welch ganz anderen Eindruck mußten sie auf den gebildeten Beschauer hervorbringen! Das war ja längst sein Wunsch, aus dem Munde eines Kenners ein Urteil zu hören und es dünkte ihm ein solch günstiges Urteil das höchste Glück zu sein.

Mit frischem Eifer ging er heute an die Arbeit, erst an den Broterwerb — Kochlöffel und Teller. Aber während dieses mechanischen Schnitzens und Drechselns war sein Auge nach dem Modelle der Königsbüste gerichtet, öfters legte er seine Arbeit beiseite und verbesserte mit dem Bossiergriffel dort und da, und sein ehrwürdiges Gesicht blieb heiter. Oefters lächelte er bei der Erinnerung an des Jägers Bekenntnis, daß er sein Regerl für die leibhaftige Schwanjungfrau gehalten und was seit Jahren nicht mehr der Fall gewesen, Regerl hörte ihn manch lustiges Liedchen summen und da hielt sie es für ihre Pflicht, mit ihrer hellklingenden Stimme den Liedern, welche des Oedls Sinn durchkreuzten, Klang und Melodie zu verleihen, was dem Alten gar wohl gefiel.

Dabei kehrte sie alles spiegelblank, staubte jedes Eckchen und Fleckchen sorgsam ab und gab nicht eher Fried, bis alles nett und sauber war. Dann schaute sie vors Haus, erst zu der Bläß, dann zu den Hühnern, sah in das kleine Gemüs- und Blumengärtchen, jätete das Unkraut aus und spielte dann eine mit der grauen Katze.

Als sie dann mit Aufräumen und Säubern der Milchwaidlinge fertig war, ging sie wieder in die Stube, nahm eine Näherei zur Hand und leistete dem Oedl so lange Gesellschaft, bis es Zeit war, in die Küche zu gehen, um das einfache Mittagsmahl zu bereiten.

Im Gärtchen hatte sie, wie sie es gewöhnlich that, einige Nelken gepflückt und eine davon in das braune Wollröckl an ihre Brust gesteckt. Dem Oedl reichte sie die anderen Blumen, er hielt etwas darauf und steckte in der Regel eine Nelke hinters Ohr, um sie zeitweise herabnehmen und sich an ihrem Dufte erfreuen zu können. Da ging das Arbeiten noch einmal so leicht und bis zum Mittagessen hatte der Schnitzerwastl so viele Löffel und Teller fertig, daß er nachmittags an seinem Modell arbeiten konnte.

Regerl hatte außer dem Hause zu thun und der Alte war ganz in seine Arbeit vertieft, als es an die Thüre klopfte und auf das „Herein" des Alten eine elegant gekleidete Dame eintrat.

„Seid Ihr der Weyerzisk?" fragte die junge schöne Dame, den Alten freundlich grüßend.

Wastl bejahte es. Er hatte sein Modell schnell mit einem Tuche überdeckt, wie er es zu thun von jeher gewohnt war, wenn ein Fremder in seine Werkstatt trat. Diese Gewohnheit datierte aus jener Zeit her, in der er noch nicht berechtigt war, irgend etwas anderes zu „handwerken." Er hieß die fremde Dame Platz nehmen, entschuldigte sich, daß er ihr seines kranken Fußes wegen nicht selbst einen Stuhl hertragen könne und sagte weiter: „Eigentli hoaß i Sebastian Franziskus Weyer und mei' Haus hoaßt 's Weyerlehen. Aus dem Franziskus ham d' Leut an' Zisk g'macht und so is Weyerzisk mei' Handwerksnam' worn. Und also mit was kann i Euer Gnaden deanle sein?"

„Ich komme, um mich nach einem jungen Jägerburschen, Namens Berchtold Perlacher, zu erkundigen," sprach jetzt das Fräulein. „Ich weiß, daß er gestern hier bei Euch war. [illegible] mir über den Mann nicht recht klar. [illegible] Zeugnisse sind ganz vortrefflich, besonders [illegible] seine Arbeitsliebe und Nüchternheit gerühmt, [illegible] wollte mir aber gestern, als ich ihn am Ober[illegible] zufällig traf, bedünken, als hätte es mit dieser Nüchternheit doch einen kleinen Haken. Oder sollte er etwas zu viel oder zu wenig da oben haben?" Dabei deutete sie nach der Stirne. „Kurz, ich wäre Euch recht dankbar, wenn Ihr mich über ihn aufklären wolltet."

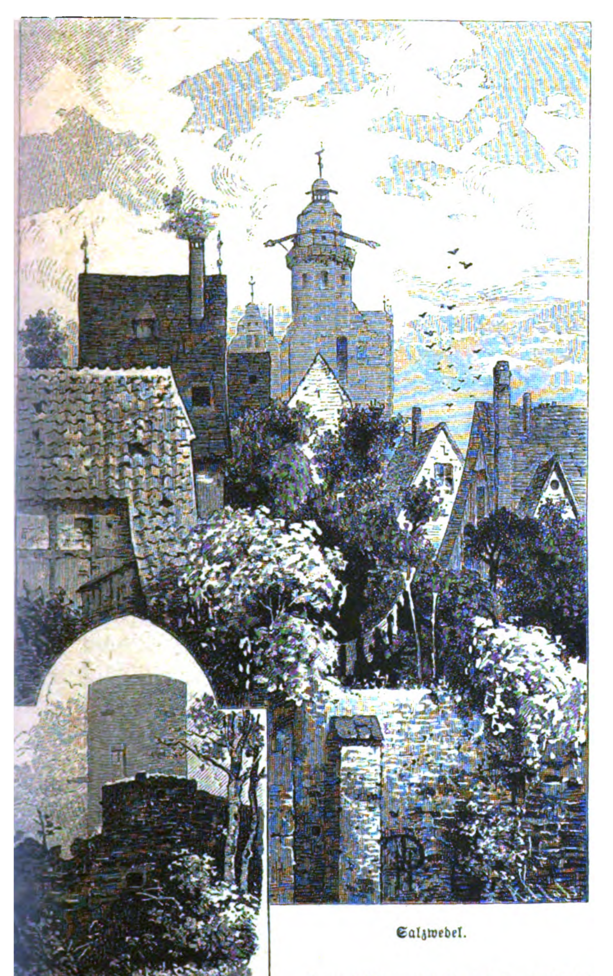
(Schluß folgt.)



Bilder aus der Altmark.

Von

Oskar Schwebel.



Salzwedel.

Die Burg (S. 563).

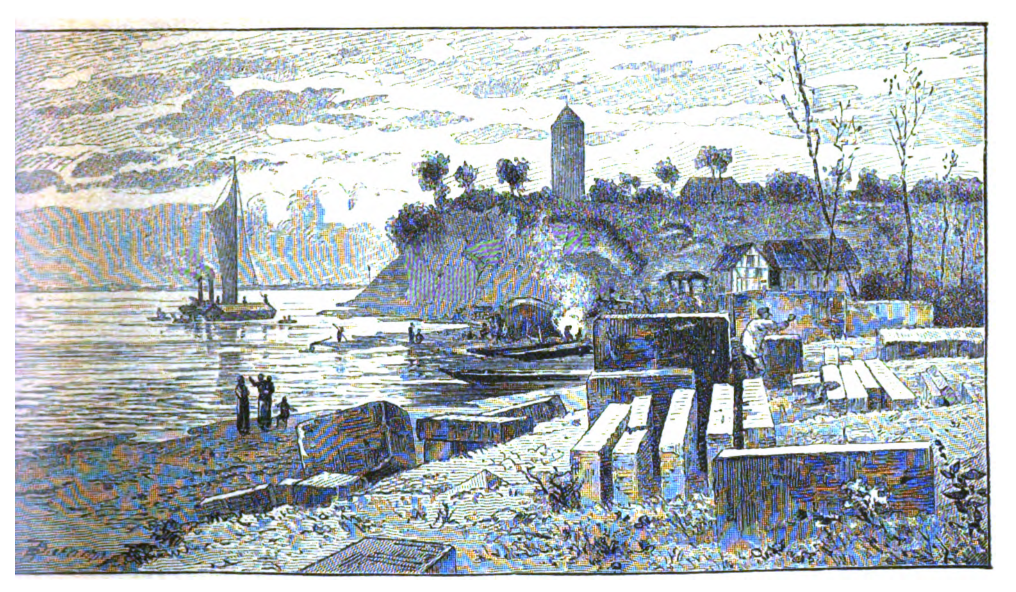
Es ist ein hochpoetisches Städtebild, welches von nebenstehender Vignette gezeigt wird. Wir blicken über eine altersgraue, von maienfrischem Strauchwerke überhangene Mauer hinein in eine, den großen Straßen emsigen Verkehres sicherlich noch nicht erschlossene Landstadt; — das zeigen und beweisen uns die gar wunderlich geformten altmodischen Dächer, sowie der ganz eigentümlich gestaltete Rathausturm im Hintergrunde des Bildes; — ein Turm, dessen Galerie von ungeheuren blechernen Drachenhälsen überragt wird. In dem „Schildlein“ unten aber sehen wir eine zerbröckelte Mauer, hinter welcher ein gewaltiger „Burgfried“ oder „Belfried“ emporragt. Doch wohin versetzen wir diese hochcharakteristischen Architekturen?

Nun, lieber Leser; nicht etwa dem poetisch verklärten Rheinlande, — nicht einer von den Erinnerungen früheren Ruhmes zehrenden Reichsstadt Frankens oder Bayerns, nein, der Mark Brandenburg im historischen Sinne, der vielgeschmähten, vielverketzerten, gehören sie an.

Das Stammland des brandenburgisch-preußischen Staates ist die heut zum Regierungsbezirke Magdeburg gehörige Altmark. Ein Sohn der Altmark hat die trefflichen, der nachfolgenden Schilderung beigegebenen Architekturen gezeichnet; — ein eifriger Verfechter altbrandenburgischer Ehren möchte durch das kurze, sie erläuternde und begleitende Wort Freunde werben auch dem wenig gekannten Lande zwischen der niedersächsischen Heide und der Elbe. Denn hier ist historisches Land von großer Vergangenheit. Nicht nur [f]ür uns Märker, sondern für das gesamte deutsche Volk hat jener auf dem Schildlein [u]nserer Illustration in Dämmerung sich bergende Turm eine das Maß des Gewöhnlichen bei



Salzwedel (S. 584).



Tangermünde an der Elbe (S. 566).

ocitem übersteigende Bedeutung: hier stand inst die Wiege der brandenburgisch-preußi- chen Macht.

Unser Weg führt uns zunächst nach Salz- oedel.

Dort im öden Burggarten steht noch heute twa 100 Fuß hoch mit 12 Fuß dicken Mauern er letzte Rest des alten Schlosses „Soltwedel“: ein Burgturm (S. 561). Sage und Historie ekunden es übereinstimmend, daß hier die rsten Grafen von Ballenstädt geweilt haben, nermüdliche Kämpfer sondergleichen gegen die lavische Art. Der ehrwürdige Wartturm stammt och aus den Zeiten Albrechts I. und Ottos I., die seine völlig schmucklosen Formen bezeugen. luch die Sage rankt sich an seinen Mauern, iesen tiefgebräunten Backsteinmauern, empor. „Albrecht der Bär,“ so heißt es, „habe einst oohl gegen vierzig Wendenfürsten nach der Burg Soltwedel, der ‚Veste am Salzquell‘, ge- ufen; dort aber habe er dieselben trunken ge- nacht und samt und sonders ermorden lassen.“ Verräterisch vergossenes Blut aber ist nach deut- chem Volksglauben nimmer zu tilgen. So zeigt nan denn noch heut an dem uralten Mauer- oerke eine unheimliche Stelle; — „tiefdunkel- ot“ bewahrt sie für immer das Andenken an en Mord der Wendenfürsten!

Ein jeder Sagenkundige sieht sofort, daß hier die lichte und hoheitsvolle Gestalt Albrechts von Brandenburg mit der des Grafen Gero, jenes düstern, fanatischen Wendenfeindes ver- tauscht ist.

Wie großartig sind demnach die Erinne- rungen, welche diesen dunkelbraunen Turm um- schweben. Von hier aus ward einst die Mark Brandenburg gegründet; — von hier aus ver- breitete sich deutsches Wesen in das Slavenland!

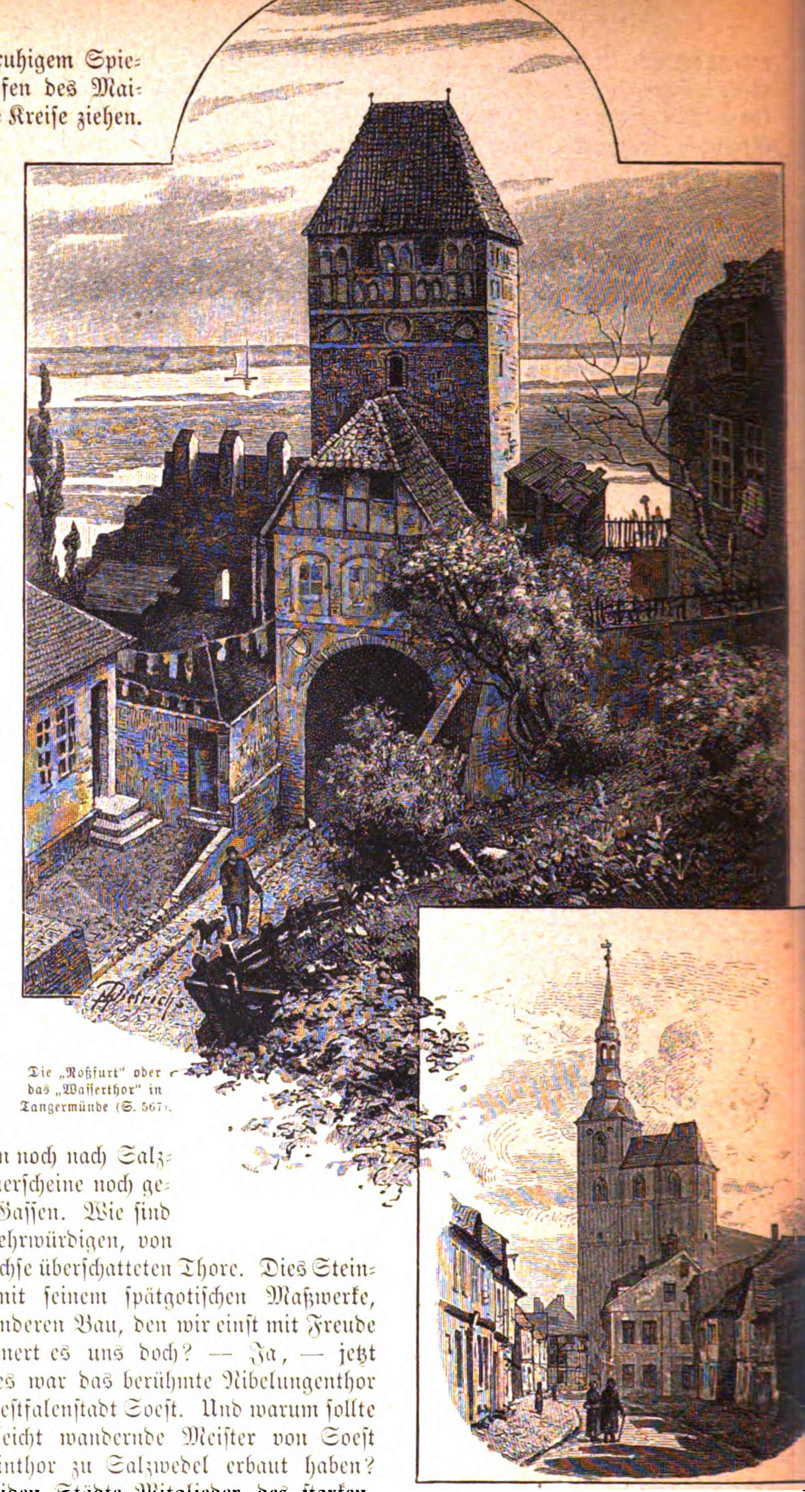
Diese völlig eigenartige Poesie, welche über solch einer mäßig großen abgelegenen märki- schen Landstadt liegt, ist noch lange nicht hin- länglich gewürdigt worden. Wie überraschend wirken doch oft die Bilder, welche der Wanderer erblickt, wenn er im Abendscheine solch’ einer stillen Stadt der Marken sich naht! Es war Frühlingszeit, als Schreiber dieser Zeilen auf Salzwedel zuwanderte. Kaum das erste, dem Auge mit Smaragdenschimmer entgegenleuch- tende Grün hatte sich entfaltet an Busch und Baum. Lau und feucht zog es durch die Luft. Wir gewahrten den würzigen Wohlgeruch, — den Segen nahenden Frühlingsregens.

Ich versetze mich lebendig in jene Lenzes- abendstunde hinein.

Düsterer und düsterer wird’s jetzt dort dro- ben; — rüstig also vorwärts, daß wir das schirmende Obdach noch erreichen. Vorwärts, — gilt’s auch einen Sprung über den Wiesen-

bach, auf dessen unruhigem Spiegel die ersten Tropfen des Maigewitters bereits ihre Kreise ziehen. Grell leuchtend — nicht goldig, sondern blendend gelb, — geht im Westen die Sonne zur Rüste. Dies Kämpfen von Licht und Dunkel, — welch titanenhafter Vorgang am Firmamente! Jetzt endlich sind wir zu einem vereinzelt liegenden Wiesengehöfte gelangt! Neben uns liegen unzählige Wasserspiegel, vor uns die langgestreckte, prächtige Silhouette der Stadt oder vielmehr der beiden Städte Alt- und Neu-Salzwedel (S. 562).

Dort, grad' in der Mitte des Landschaftsbildes ist er wieder, der alte, prächtige Rathausturm. Der von der Neustadt aber, — nicht der von Olden-Soltwedel! Lassen wir getrost den Regen niederrauschen; es klärt sich doch wohl bald wieder auf. Und nun hinein noch nach Salzwedel; — im Dämmerscheine noch gewandert durch seine Gassen. Wie sind sie so traulich, diese ehrwürdigen, von lichtgrünem Baumwuchse überschatteten Thore. Dies Steinthor der Neustadt mit seinem spätgotischen Maßwerke, — an welch' einen anderen Bau, den wir einst mit Freude betrachtet haben, erinnert es uns doch? — Ja, — jetzt entsinnen wir uns; es war das berühmte Nibelungenthor der heldenmütigen Westfalenstadt Soest. Und warum sollte der unbekannte, vielleicht wandernde Meister von Soest nicht auch das Steinthor zu Salzwedel erbaut haben? Waren doch diese beiden Städte Mitglieder des starken,



Die „Roßfurt“ oder das „Wasserthor“ in Tangermünde (S. 567).

Kirche zu St. Stephan in Tangermünde (S. 567).

unvergeßlichen Bundes der Hansa. Heut zwar ist es anders mit den Häusern von Salzwedel; Schmuck sieht man nur etwa an dem überkragten Fachwerke älterer Bauten, und selbst die neueren Gebäude sind in einer höchst einfachen, fast ländlichen Weise aufgeführt worden, wenige ausgenommen. Doch das ist recht und gut. Vergessen wir's nicht, — aus solch' einem einfachen, engen Bürgerhause dieser Stadt ist einst ein großer Held und Promachos der Hansa, ist Herr Alexander von Soltwedel hervorgegangen, der Besieger des großen Dänen Woldemar, der Held von Bornhöved. Erinnerungsreich, Burg wie Straßen, Rathäuser wie Kirchen der Stadt Soltwedel. Einen kurzen Gang nur; — 's ist ja schon Abendstunde, — durch diese holprig gepflasterten Gassen und Gäßlein und über die grünenden Plätze, wenn auch die Glocken lange schon Frieden den Menschen und dem Gefilde draußen verkündet haben. —

Ja Abendfrieden! Wie still die Straßen. — In alten Tagen zogen wohl um diese Maienzeit noch muntere Gesellen durch „Olden“ und „Nien-Soltwedel“ hin. Sie selbst, wie die ihnen folgenden blonden — flachsblonden Jungfrauen waren mit Kränzen geschmückt. Ja, damals blühte das „ehrsame Handwerk mit Gottes Gunst.“ Heut fristets nur noch ein kümmerliches Dasein, das Tuchmacher- oder Gewandschneidergewerk. In alter Zeit, da das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und des gesicherten Wohlstandes Stärke und Kraft verlieh, erklangen zur Feierabendstunde hier in den dunkelnden Gassen die fröhlichen, melodischen Tuchknappenreime:

„Es gingen drei Tuchknapp' zum Thor hinein
Tritt auf!
Sie kehrten wohl in ihre Herberge ein
Tritt auf!
Da tranken sie Bier und da tranken sie Wein
Und wollten recht lustig und fröhlich sein.
Tritt auf und schieß nieder!
Laß 'runter! Sperr wieder!
Tritt auf! Tritt auf!
Tritt auf!“

Das Rathaus in Tangermünde (S. 567).

Ist der alte Flor des Gewerbes aber auch geschwunden: eins hat der Stadt Salzwedel nicht entrissen werden können: das ist die Fülle



ihrer geschichtlichen Denkmäler. Die oben erwähnte Burg steht an geschichtlicher Bedeutsamkeit ihnen allen voran: die „künstlerische Perle“ — der Ausdruck ist doch nun einmal leider gang und gäbe geworden, — unter ihnen aber ist das altstädtische, freilich nur in bescheidenen Maßen und niedrig gehaltene Rathaus, welches wir in der silhouettenartigen Ansicht (S. 562) der Stadt als gotischen Zinnenbau dicht neben dem Turme von St. Marien, dem höchsten der Stadt, bemerken. In melancholischer Sprache erzählen diese architektonischen Denkmäler Salzwedels von früherer Größe und Bedeutsamkeit. Wir zweifeln nicht: das Herz eines jeden Altertumfreundes auch aus fremden Landen ginge auf, wenn er die reichen Schätze erblickte, welche diese altersgrauen Kirchen von Salzwedel an mittelalterlichen Schnitzwerken besitzen. In St. Marien z. B. hier ein herrliches Lesepult aus dem 12. Jahrhundert, und dort die prachtvollen, geschnitzten Beichtstühle angeblich des Markgrafen und des Propstes. Was für treffliche Kunstwerke! Wer hätte dergleichen erwartet in einer altmärkischen Landstadt?

Diese Wahrheit, daß der Schmuck des Lebens in alter Zeit dem Lande an Elbe und Oder nicht gefehlt hat, — daß wir Märker vielmehr einst eine hohe Blütezeit der kirchlichen und namentlich der bürgerlichen Architektur besessen haben, — sie tritt uns noch viel augenscheinlicher auf einer anderen Stätte altmärkischen Landes entgegen. Fast möchten wir die letztere zu den vergessenen historischen Orten Deutschlands rechnen: wir meinen das Städtlein Tangermünde an der Elbe (S. 563).

Tangermünde ist eine Kaiserstadt in der Altmark. Wer aber war's, der diese jetzt doch nur so unbedeutende märkische Landstadt zu so hohem Ruhme, zu so glänzenden Ehren befördert hat? Kein anderer als der staatskluge, diplomatisch ungemein thätige, dem Schwerte aber nimmer „gerechte“ Lützelburger, Herr Karl IV.

Tangermünde ist sein bleibend Denkmal in der Mark, und fürwahr — auch ein viel großartigeres als jenes Monument in der böhmischen Hauptstadt, das ihn mit der „goldenen Bulle“ darstellt. Er hat seines Geistes Stempel dieser Stadt in ganz besonderer Weise aufgedrückt. Ich meine: Kaiser Karl IV. hat Tangermünde zur interessantesten Stadt in den brandenburgischen Landen gemacht. Denn wie viel ich auch mein liebes Vaterland von West nach Ost, von Nord nach Süd durchwandert habe: nie sind mir Eindrücke von gleicher Kraft und Größe auf dem Boden meiner Heimat zu teil geworden! Und zwar sowohl in geschichtlicher, wie in künstlerischer Beziehung. —

Wir kommen mit der Lehrter Bahn aus der Reichshauptstadt und nähern uns der Elbbrücke. Langsamer und langsamer fährt der Zug; jetzt rasselt's und prasselt's und klirrt's und klappt's — wir sind auf dem Stromübergange! Am westlichen Ufer der Elbe aber erblicken wir — dort nach südlicher Richtung zu — hohe, gotische Türme; noch verschleiert sie der Duft der Ferne; es ist Tangermünde, das wir vor uns haben. In Hemerten hält unser Zug.

Und langsam nähern wir uns von Norden her der Kaiserstadt an der Elbe. Jetzt ist sie erreicht. Vor uns liegt eine Steinhauerei, eine Fährstelle und die tiefeingeschnittene Mündung des Tangerflusses in die Elbe; drüben aber erhebt sich, von der Stadt durch eine schmale Thalsohle getrennt, dicht an der Elbe und durch gewaltige Subkonstruktionen gegen das Hochwasser geschützt, der Burgberg von Tangermünde mit dem Kapitelturme (S. 563).

Der Burgberg ist die eigentliche historische Stätte von Tangermünde. Die Anlage des Schlosses hier an der Elbe und dem Tanger mag bis in die Zeiten der sächsischen Kaiser, bis in die Tage Heinrichs des Ludolfingers, zurückgehen. Was wir freilich von alten Baulichkeiten vor uns sehen, ist viel, viel jünger. Selbst diese Feldsteinmauer, welche die Umfassung des Burgplatzes bildet. Der Kapitelturm selbst reicht nicht über Karls IV. Zeit hinaus.

Aber welch großartige geschichtliche Reminiscenzen tauchen nicht auf dieser Stätte auf. Hier auf der Burg Tangermünde „vor der Brücke des Schlosses“ haben einst die Ballenstädter, die guten und großen Fürsten, ihr Hofgericht gehalten: hier hat Woldemar der Große seinen verhängnisvollen Ehebund mit seiner nahen Verwandtin Agnes geschlossen; welcher die Ursache alles nachfolgenden Uebels ward. Hier hat nachmals die Witwe des letzten Ballenstädters den hochgemuten Gatten betrauert und — schnell genug vergessen; hier hat Agnes als Gemahlin Ottos des Milden von Braunschweig Hof gehalten. Hier führte Karl IV. nach Beendigung der langen, schrecklichen Wirren, welche sich an das Aussterben der Ballenstädter knüpften, seine großartigsten Bauten in der Mark auf; hier soll

er seine glänzendsten Feste abgehalten haben. — Aber vergebens suchen wir eine Spur der alten Pracht. Die Burgkapelle von Tangermünde war mit herrlichen Gemälden böhmischer Meister geziert; die Füllungen der gotischen Fenster bestanden aus Edelsteinen, durchschimmernden Krystallen, Topasen, Rubinen in vergoldeten Fassungen; — alles, alles aber ist dahin, und selbst das Andenken des böhmischen Kaisers lebt nur noch in scherzhaften Erzählungen. Man berichtet in der Weise altdeutscher Schwänke, wie er die Frauen so lieb gehabt, daß er sie bei keinem seiner Gelage hat missen wollen; man singt auch wohl heut' noch einen scherzhaften Rundgesang, welchen der altmärkische Volkshumor bis auf ihn zurückführt.

Ja, damals gingen frohe Tage über Tangermünde hin. „Aber bald“, so sagt ein altmärkischer Historiker, „war die Herrlichkeit vorüber und böse Tage folgten der bisherigen Kaiserpracht.“

Auch die Hohenzollern haben hier mit Vorliebe während der ersten Decennien ihres Regimentes Hof gehalten. Der herrliche Friedrich I. mit seinen Söhnen, Friedrich dem Eisenzahn, Johann dem Alchymisten und Friedrich dem Fetten, des ersten Hohenzollerns holde Gemahlin Else, Herr Joachim I. und die dänische Elisabeth, — wie im traumhaften Zuge gleiten sie an uns vorüber, — Gestalten plastischer, lebensvollster Art. Hier sannen die beiden Friedriche darüber nach, wie sie den wilden Adel und die trotzigen Städte der Mark zu nützlichen Mitgliedern eines neuen Staatswesens umschaffen könnten; hier erwartete Schön' Else oft wohl mit schwerem Herzen den von einer Unzahl von Sorgen bestürmten Gemahl; hier sollte die „große Kunst“, das Magisterium, gefunden werden, nicht zu eigennützigen Zwecken, sondern um durch Goldesfülle das Elend der Welt zu bannen; hier flocht man der Dänin ihre Hochzeitskränze, welche so bald welken sollten und deren Rosen der Fuß der „Bekennerin“ erbarmungslos zertrat.

Von der Burg Tangermünde aber wenden wir uns zu der Stadt selbst, welche, obwohl heut nur ein armes Landstädtchen, doch eine Menge wahrhaft köstlicher Architekturen besitzt. Die eigenartigsten Prachtstücke derselben sind auch hier die hohen gotischen Thore. Nicht das schönste, nur das eigentümlichste derselben zeigt uns unsere Abbildung S. 564. Es stellt die „Roßfurt“ oder das „Wasserthor“ dar, welches zur Elbe hinausführt. Denken wir uns alle modernen, ärmlichen Zuthaten hinweg, — ergänzen wir im Geiste die altehrwürdigen Mauerreste: wir erhalten dann ein mittelalterliches Städtebild voll wahrhafter Poesie. Geharnischte Knechte im Zwinger; der Türner hoch oben schaut aus; reisige Kaufleute nahen auf der Elbfähre; festlich gekleidete Frauen harren ihrer drinnen in der Thorhalle. Leuchtender Schein liegt über der weiten, breiten Landschaft bis zum blauen Waldesrande drüben über der Elbe; — welch ein freundlich, festtägig Bild. —

Das „Kärtlein“ unter der „Roßfurt“ aber, lieber Leser, zeigt dir eins der edelsten Bauwerke der Altmark: es ist das Gotteshaus zu St. Stephan. Freilich ist auch hier viel von der alten Pracht geschwunden; vernichtet vor allem ward der hohe, kupferne Turmhelm. Aber noch ist viel geblieben. So das herrliche, auf unserer Abbildung durch ärmliche Bauten verdeckte Portal mit einem prächtigen gotischen Maßwerke, dem ich in den Marken nichts Aehnliches zur Seite zu stellen weiß; so im Innern das sagenumrankte Bild einer auf einem roh gearbeiteten Hirschkopf stehenden betenden Frau, die sogenannte „Jungfrau Lorenz“, — meiner Ansicht nach nichts weiter als ein spätmittelalterlicher Kronleuchter. Denn diese Frauengestalten auf Hirschgeweihen finden wir allüberall.

Doch wandern wir nun durch die kleine Stadt! Mitten in ihr liegt auf freiem Platze das Rathaus. Unsere Abbildung S. 565 bringt den herrlichen, etwa vor dreißig Jahren restaurierten gotischen Bau. Welch künstlerische Hand die herrliche Fassade dieses Backsteinbaues geschaffen hat, vermag uns niemand mehr zu sagen; Ehre aber sei dem Meister, der diese prächtig feierlichen Giebel und Rosetten ersann; er fertigte den schönsten Rathausbau der Marken.

Die anmutigste Wirkung übt der treffliche Bau in hellem Sonnenschein aus. Auf Sonnenlicht überhaupt ward der einst so farbenreiche, jetzt meistens tiefgeschwärzte märkische Ziegelbau mit seinen grün und schwarz glasierten Einlagen berechnet. Doch auch im Mondenlichte zur Nachtzeit — welch poesievoller Eindruck. Da schweben dann auch die Geister der Vergangenheit um diese herrlichen Architekturen; aber nur düstere, klagende Geister sind es hier zu Tangermünde; sie berichten von viel Elend, von viel Not und von furchtbar verheerenden Bränden, von grausamen Folterungen und Justizmorden, namentlich von dem entsetzlichen Verbrechen, welches



Eine Dorfkirche der Altmark.

Sachsenhaus.

anno 1619 an „Grete Minde“ verübt worden ist, wie Ludolf Parisius erst neuerdings in verdienstvoller Weise unwiderleglich nachgewiesen hat.

Die Umschau, welche wir in den beiden bedeutendsten Städten der Altmark gehalten haben, hat uns gezeigt, wieviel des Interessanten in diesen halbvergessenen Städten des Landes zwischen dem Elbstrom und der Lüneburger Grenze vorhanden ist. Und nicht allein in den Städten, auch in den Dörfern findet sich ähnliches. Uralte Kirchen, befestigt und ummauert; uralte Sachsenhäuser mit den Pferdeköpfen auf der Dachfirst, Wodans altgeheiligtem Zeichen; — zerfallene, von der heimischen Natur liebevoll mit jedem landschaftlichen Reiz geschmückte Klöster erschließen uns dort ihre Geheimnisse und Schönheiten.

Nicht anders als mit der Bitte vermag ich zu schließen: Komm, lieber Leser, auch einmal in die Altmark; sie wird dir Bilder zeigen, welche nicht allein dein Auge entzücken, sondern welche auch dein Herz erwärmen werden.





Unser Hausgarten.

Von O. Hüttig.

Von der Gartenbau-Ausstellung in Berlin.

Eng von unserem wärmsten Winterüberzieher umschlossen, schritten wir am 15. April d. J. durch den Tiergarten. Eisig war der Wind — hatte sich doch das Thermometer nur wenig über den Gefrierpunkt erhoben — grau erschienen die Bäume jenes Waldes, des Lieblings der Berliner Naturfreunde, und nur ängstlich ließ sich ein einzelner Laut der sonst hier so munteren zahlreichen Singvögel hören. Um so eiliger schritten wir den Räumen zu, in denen wir so oft den rauschenden und doch harmonischen Klängen des philharmonischen Orchesters gelauscht und wo wir vom Sirenengesang italienischer Primadonnen uns hatten bestricken lassen!



Fig. 1. Kaisergruppe.

Mit äußerster Anstrengung nur gelang es uns, drängend und mehr noch gedrängt, den Eingang zu gewinnen und kamen wir eben früh genug, um in das begeisterte Lebehoch auf den Kaiser mit einstimmen zu können, mit dem der Vorsitzende des Ausstellungs-Komitees, Oekonomierat Späth, seine glänzende Eröffnungsrede abschloß. — Nun erst konnten wir um uns blicken, um zu sehen, wo wir eigentlich uns befanden: und siehe da, es war im wahren Sinne des Worts ein Tempel der Flora, in welchen man die großartigen Räume verwandelt hatte! Doch

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,

Die gastlich hier zusammen kamen,
Von Asiens entlegner Küste,
Vom ganzen Deutschland kamen sie!

Wir können aus der Fülle des Gebotenen nur Weniges herausgreifen, um es dem geneigten Leser

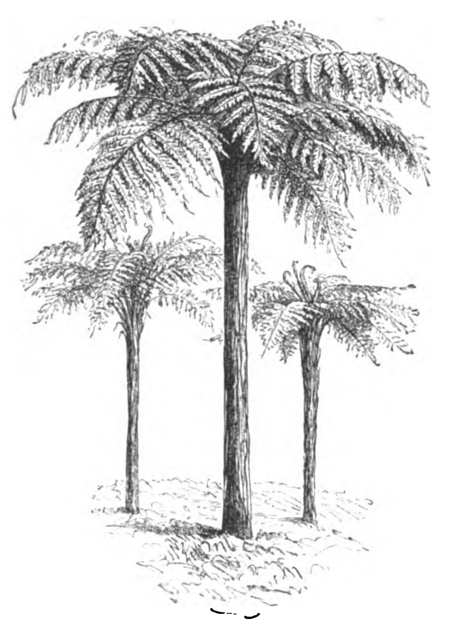


Fig. 2. Baumfarne.

näher zu bringen. Sehen wir uns unter den Repräsentanten vorgeschichtlicher Zeiten, im Schatten eines wahren Waldes hoher Gebilde um, die meist von dem berühmten Borsigschen Garten, Direktor Geerdt, hierher versetzt waren, nämlich über den ganzen Saal beinahe gleichmäßig verteilte Baumfarne (Fig. 2), jene palmenartigen Gewächse, von denen Ueberreste häufig in den Steinkohlen gefunden und mit ihnen in unseren Fabrik- und Stubenöfen verbrannt werden; sie alle sind Bäume, die z. B. in der Gegend von Melbourne (Australien) hainartig beisammen stehen; bei vielen ist der Stamm kurz, bei anderen bis 10 Meter lang, immer aber trägt er riesenhafte Blattgewebe, die „Wedel", welche in wunderbarer Schönheit das zarteste Laub uns zeigen und aus deren Mitte immer neue Gebilde austreiben, wodurch zugleich der Stamm langsam höher wächst, während die ältesten Wedel der eine nach dem anderen abfallen und große Narben zurücklassen, mit denen die ganze Oberfläche des Stammes bis zur Krone hinauf bedeckt ist. In ihrer Heimat, die Tropenländer Australien und Japan, dienen die Stämme der größten Arten — sie werden bis 50 Centimeter stark — als Brennholz und zu Baumpfählen; manche von ihnen besitzen in ihrem Inneren auch ein stärkemehlhaltiges eßbares Mark; andere, z. B. das Cibolium der Kaisergruppe mit 3 Meter langen Wedeln, liefern auf Sumatra und Java das berühmte Heilmittel Agnus Christi, die Farnkrautwolle das „Penghawar dyambie" der Indianer, wollige Spreublättchen, Bildungen der Oberhaut (Epidermis), mit welcher die jungen Wedelstiele und Stämme dicht bekleidet sind und welche bis 7 Centimeter lange braune, glänzende Haare darstellen, die als blutstillendes Mittel zum Auflegen bei Wunden angewendet werden und die als Handelsartikel, besonders aus dem Reiche Diambye auf Sumatra zu uns kommen.

Unter solchen Baumfarnen sind hier im Ausstellungssaal zahlreiche Pflanzengruppen gebildet worden, sämtlich Beweise des hohen Standpunkts, auf welchem die Blumenzucht deutscher Gärtner, die Gewissenhaftigkeit und die Sachkenntnis, mit welcher sie die Kultur der verschiedenartigsten Pflanzen zu leiten verstehen, gegenwärtig sich befindet. Alle diese Gruppen zusammen bieten ein großartiges Bild, das vom kgl. Garteninspektor Perring aufgeführt wurde und das wohl an die Wälder der Tropen erinnern konnte, aus denen die zahlreichen Palmen nnd Baumfarnen zu uns gekommen sind. Zwischen ihnen befinden sich aber auch herrliche blühende Pflanzen, meist das Resultat menschlichen Fleißes, der verstanden hat, die einfachen Formen und matten Farben, wie die Natur sie uns bietet, durch künstliche Befruchtung zu wahren Prachtblumen umzubilden. Dies gilt ganz besonders von den Alpenrosen, den indischen Azaleen und den Rosen, die alle in Hunderten von Abänderungen, Sorten, hier vertreten sind.

Da sind z. B. mehrere Gruppen der herrlichsten Theerosen, die von der Firma Friedr. Harms in Eimsbüttel bei Hamburg ausgestellt wurden. Wir können aus dieser Sammlung der verschiedensten Farben und Formen nur wenige Sorten bezeichnen, die uns durch die Vollkommenheit ihrer Blumen sofort aufgefallen sind, namentlich die Theehybriden (Fig. 3), des Engländers H. Bennett, die in den letzten zwei Jahren außerordentliches Aufsehen erregt haben. Es sind dies Produkte einer „Kreuzung" der Theerose mit dem Blütenstaub einer Remontantrose; sie blühen meist sehr dankbar, obwohl selten eher als im zweiten Jahre nach der Anpflanzung, am besten aber nur im Treibhause, während sie im Freien oft nicht zur Vollentwickelung kommen. Sie vereinigen den Schmelz und den Blütenglanz der Mutter mit der Widerstandsfähigkeit des Vaters. Die beste von den schon zahlreichen Sorten scheinen uns Duke of Connaught; die Knospen sind ungewöhnlich lang und groß; die geöffnete Blume ist von karmesinroter Farbe und



Fig. 3. Theehybrid-Rosen.

schimmert leuchtend rot. — Die Sorte ist auch in dem größten deutschen Rosengeschäft, dem von Gebr. Schultheiß in Steinfurth bei Bad Nauheim vorrätig. — Andere schöne Sorten sind: Honourable George Bankroff und Viscountess Falmouth, erstere karmesinrosa und purpurrot schattiert; sie ist als Treibrose von großem Wert, sonst aber von geringer Bedeutung. Die letztgenannte Art, ein Kind der Theerose le Président oder Souvenir d'un ami und der Moosrose Soupert & Notting zeigt uns eine sehr große Blume, zart nelkenrosa, auf der Kehrseite der Blumenblätter leuchtend rosa. Von den echten möchten wir nur zwei hervorheben: Madame Joseph Schwartz (Fig. 4) und Beauté de

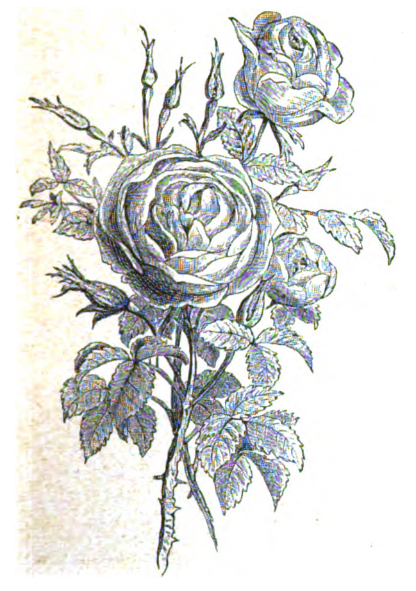


Fig. 4. Madame Joseph Schwartz.

l'Europe (Gonod, Fig. 5), erstere mittelgroß, schön gefärbt, weiß mit fleischfarbig Rosa laviert und in fleischfarbig Weiß übergehend, letztere ein Bäumchen oder Strauch von schöner Haltung und kräftigem Wuchs; die Blume ist gut, centifolienförmig gebaut, von dunkelgelber Farbe, auf der Kehrseite der Blumenblätter kupfergelb. Die Sorte blüht sehr reich und gehört zur Gruppe der Gloire de Dijon. Die letzteren beiden Sorten können auch von Gebr. Retten, Rosisten in Luxemburg, bezogen werden. Besondere und allgemeine Aufmerksamkeit erregten die Remontantrosen dunkelster Färbung (schwärzlich purpur) von Robert Rössel, Berlin, Hasenhaide Nr. 9: Souvenir du Dr. Famin, Madame Victor Verdier, schöner, größer und regelmäßiger gebaut als die vorige, und Monsieur Boncenne, letztere samtig schwarzpurpur.

Einen herrlichen Anblick boten die prachtvollen Alpenrosen der Herren Emil Liebig und T. J. Seidel von Dresden, meist selbstgezogene Hybriden von Rhododendron arboreum, ponticum u. a., die durch außergewöhnliche Größe und Farbenpracht das Auge jedes Besuchers entzückten. Nicht minder schön und interessant war die kleine Gruppe der Himalaya-Rhododendron von Emil Liebig, eine Art der Alpenrose, die in dem Rufe steht, selten zu blühen; hier zeigte sie das Gegenteil, jede Pflanze war mit rein weißen oder gelblichen, wohlriechenden Blumen buchstäblich überdeckt. Und warum sollten sie nicht ebenso willig blühen, wie unser pontischer Rosenbaum? (= Rhododendron wegen der schönen rosenroten Blumen). Ihr Pfleger wird nur immer daran denken müssen, daß er es hier mit Kindern Ostindiens zu thun hat, die wohl 2000 bis 3000 Meter über dem Meere wachsen, die aber nach ihrer Gewohnheit im vaterländischen Klima sehr früh austreiben und die deshalb während ihres Wachstums bis zu dessen Abschluß warm gehalten und reichlich begossen werden müssen; nach dieser Periode kann man sie im Freien aufstellen, aber gegen die heißeste Mittagssonne geschützt, wo man ihnen weniger Wasser geben sollte, als während der Zeit ihres Blühens und stärksten Wachstums.



Fig. 5. Beauté de l'Europe.

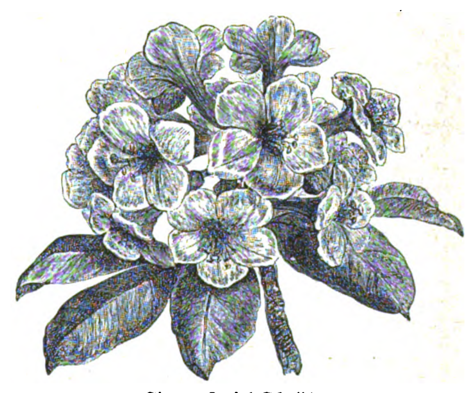


Fig. 6. Konsul Schmidt.

Hier muß eines echten Berliner Kindes gedacht werden, das sein Erzieher, der Obergärtner Eggebrecht ausgestellt hatte und das sich dreist

den Dresdener Alpenrosen an die Seite stellen dürfte; es ist auch dies eine Hybride von Rhododendron ponticum und Rh. arboreum, die Herr Eggebrecht zu Ehren seines blumenliebenden Prinzipals Konsul Schmidt (Fig. 6) benannt hat. Die Blumen sind mächtig groß und scharlachrot mit weißlicher Röhre. Die Züchtung entstand durch künstliche Befruchtung einer älteren Sorte „Heinrich Westphahl“ mit dem Blumenstaub von „Madame Wagner“ Der glückliche Züchter hat schon öfter die Gärtnerwelt mit Resultaten seiner Bemühungen, mit neuen Sorten schöner Azaleen und Alpenrosen überrascht.

Nach aufmerksamer Betrachtung dieser und vieler anderen schönen Pflanzen stehen wir, uns wendend — der Kaisergruppe (Fig. 1) gegenüber! Sie wurde so genannt nicht nur, weil sie die Büsten des Kaiserpaares zierte, sondern auch, weil ihr wegen der Reichhaltigkeit, wegen der z. T. seltenen, jedenfalls aber vorzüglich gepflegten Pflanzen der erste Preis der Ausstellung, der Ehrenpreis Sr. Majestät des Kaisers zuerkannt wurde. Sie kam aus dem Garten des Rittergutsbesitzers Pries-Reichenheim in Berlin, dessen seit Jahrzehnten berühmte Kulturen bis zum 1. März d. J. vom Obergärtner Haack beaufsichtigt gewesen sind, dem also auch das Verdienst gebührt, eine solche Prachtgruppe geliefert zu haben. Sie bestand aus riesigen Baumfarnen, mächtig großen Palmen, indischen Azaleen von kolossaler Größe und überdeckt mit Blüten, Alpenrosen seltener wenn auch nicht neuer Varietäten, Aronsgewächsen, Orchideen mit ihren zierlichen und buntfarbigen, dem flüchtigen Schmetterling gleichenden Blumen und vielen anderen Blatt- und Blütenpflanzen — wahrlich, ein herrlicher Anblick, von dem unsere Abbildung nur eine schwache Andeutung gibt!

Hier zog vor allen anderen Pflanzen das von Hooker der Lady Dalhouse zu Ehren benannte Rhododendron Dalhousianum die Blicke des Wanderers auf sich; es wächst auf dem Himalaya dicht an der Grenze des ewigen Schnees, und der Duft der großen gelben Blüten, welche das feinste Aroma aushauchen, zieht dort wie überall die Insekten, namentlich die Bienen an sich, deren Honig, wie auch der von anderen Alpenrosen, narkotisch, also giftig ist, und soll der Genuß bei den aus Asien zurückkehrenden 10 000 Griechen des Xenophon, welche bei Trapezunt solchen Honig gegessen hatten, Erbrechen und andere Leiden erregt haben; sie wurden gleichsam berauscht und sollen 3—4 Tage ihrer Kräfte beraubt gewesen sein. Die Baumfarnen der Gruppe waren zwei riesige Exemplare der Waldfreundin Alsophila australis, die in den Wäldern von Neuholland viel gefunden wird. — Von Palmen bemerkten wir hier die echte Dattelpalme (Phoenix dactilifera), das Charaktergewächs der arabischen Halbinsel, deren Bewohner hauptsächlich von ihren Früchten leben, und die gelbliche Betelpalme (Areca lutescens) von der Insel Bourbon mit kammartig gefiederten Wedeln, deren Spindel gelb und mit schwarzen Punkten gezeichnet ist; sie wächst schnell und gedeiht auch im Zimmer sehr gut. Ihre Verwandte, die Katechupalme, liefert den Indiern die Betelnüsse, die von ihnen gekaut werden und für sie ein unentbehrliches Lebensbedürfnis sind. Eine andere Verwandte, die wehrlose Betelpalme (Areca sapida) von der Insel Norfolk mit sehr breiten gefiederten Wedeln, deren Spindeln und Rippen blutrot gestreift sind, ist ebenfalls eine sehr gute Zimmerpflanze, duldet aber nur eine Wärme nicht höher als 6—8° R. — Hier waren auch mehrere Arten des Blütenschweif (Anthurium) vertreten. Es sind dies seit langer Zeit allgemein beliebte Pflanzen, die sich durch einen langen, cylindrischen, schlangenartig gewundenen, roten Blütenkolben auszeichnen, der bei Scherzerianum von einer scharlachroten Blütenscheide umgeben ist; die Blätter sind schwärzlich grün. Candidum hat schneeweiße Blütenscheiden und lanzettlich geformte Blätter. Alle Anthurien sind schon als junge Pflanzen blühbar und halten sich gewöhnlich mehrere Monate in voller Schönheit, auch im Zimmer. Hier steht auch ein schöner Repräsentant der Flachslilie (Phormium tenax) mit weiß und gelbgestreiften Blättern, die den Neuseeländern den Harakake geben. Dies Gewächs, bei uns eine herrliche Dekorationspflanze, liefert dort dreimal soviel Fasern wie unsere Leinpflanze, stirbt nicht ab, sondern pflanzt sich unaufhörlich durch Wurzeltriebe fort; die Blätter werden dreimal jährlich abgeschnitten und verfertigt man aus ihren Fasern, die durch eigne Maschinen gereinigt werden, Segeltuch und Taue für die englische Marine; auch dienen sie zur Papierfabrikation.

Die Kaisergruppe, von der noch viel zu erzählen wäre, umgab einen zierlichen, mit einer Nymphe gezierten Springbrunnen, die Rud. Weidner, Gneisenaustr. 5 in Berlin, aufgestellt hatte, derselbe, der an anderer Stelle — um von den vielen, dem Dienst Floras und Pomonas gewidmeten praktischen Werkzeugen nur eines zu erwähnen — eine kleine Maschine zeigte, mit der man die in neuerer Zeit unentbehrlich gewordenen kleinen Töpfchen leicht und außerordentlich billig anfertigt, die, aus Erde, Lehm, humus- und ammoniakhaltigen Stoffen bestehend, den Pflanzen die konzentrierte Nahrung bei ihrem Aussetzen ins „freie Land“ gleich mitgeben.

Nur auf eines müssen wir noch aufmerksam machen, was die oben citierten Worte Schillers bewahrheitet: wir meinen das gedörrte Obst und die Fruchtsäfte der verschiedensten Arten, welche der kaiserl. russische Garteninspektor W. Scharrer aus Tiflis im Kaukasus eingesandt hatte und welche wohlverdiente Anerkennung fanden.

Trachten der Zeit.

Von Ida Barber

Sommermoden.

Die Sommermode ist und war jederzeit reich an excentrischen Formen, wundern wir uns nicht, wenn wir auch heuer gar viel des Absonderlichen sehen, das, obschon als neu empfohlen, sich doch nur geringen Beifalls erfreut und, kaum in Aufnahme gekommen, auch wieder verschwindet.

Es wäre leicht einen ganzen Schwarm solcher Eintagsfliegen zu skizzieren, doch ihr Dasein ist zu kurz um ihnen eingehendere Beachtung zu schenken; wenden wir unser Augenmerk lieber den wahrhaft soliden, nachahmenswerten Trachten zu, die mit praktischem Wert Eleganz und gediegenen Geschmack vereinen.

Da sind beispielsweise die aus ostindischem Bast gefertigten, mit farbigen Pleins durchstickten Kostüme, die zu jeder eleganten, wie einfachen Toilette getragen werden können und ihrer Waschbarkeit wegen den Vorzug vor vielen gleichartigen Foulards verdienen. Der gelbe Bast war immer modern und wird es immer bleiben, nur die Art der Garnierung wechselt. Man begünstigt in diesem Jahre die dem Stoff aufgestickten mille fleurs-Muster, garniert die gelben Bastvolants mit Kaschmir- oder Polycrome-Spitzen, mit farbigen Soutacheverschnürungen oder Erzgebirgsklöppeleien.

Seidenartig, schillernde, mit allegorischen Figuren bedruckte Coton- und Leinenstoffe sind gleichfalls stark in Aufnahme; obschon der Stoff an sich von



Neue Sommermoden.
Fig. 5. Fig. 1. Fig. 3. Fig. 2. Fig. 4.

geringem Wert ist, gewinnt er durch Spitzenbesätze und Stickereien, welch letztere in einer seither ungekannten Mannigfaltigkeit vorrätig sind; man sieht meterbreite Stickereien, die einem Blumenbeet gleichen und Blüten, Blätter, Gräser, ja selbst Muscheleinfassungen so naturwahr in Flachstich zeigen, als hätten wir eine Landschaft vor uns. Derartig bunte oder vorwaltend in fraise ausgeführte Stickereien werden zumeist zu weißen Kleidern verwendet. Weiß ist wieder einmal Modefarbe geworden. Aus Kreppe, Voile de Nonne, Alpaka, Piqué und Kanavas werden ganz reizende Kostüme gefertigt, die mit bunten Stickereien und passenden, breiten Schärpen garniert zu den elegantesten der Saison gehören. Weiße echte Spitzen sieht man mit gutem Erfolg zu glatten Foulards (Fig. 1) verwendet. Unser Bild zeigt eine aus dunkelblauem leichtem Seidenstoff gefertigte Robe, deren Rock mit zwei breiten, in Tollfalten gelegten Spitzenvolants garniert ist; eine breite, durch große Stahlschnallen gezogene Schärpe ist leicht um den Rock gewunden, die Taille mit Spitzengilet und breitem Spitzenkragen zeigt vorn die jetzt sehr beliebten Bruststpangen, die in der Art wie früher die Medicisgürtel in Diademform auf steifem Futter gearbeitet sind.

Den Besitzerinnen echter schwarzer Spitzen dürfte die in Fig. 2 skizzierte Robe erwünschte Ge-

legenheit geben, ihre Vorräte zu verwerten. Das Kleid ist ganz aus Chentillyspitzen gefertigt, der Rock mit breiten Volants gedeckt, die oben mit shawlartig gewundener Tunique abgegrenzt sind, Taille aus façonniertem Tüll mit schmalem Bandgurt und Schleifengarnitur.

Figur 3 kennzeichnet das neue Genre Breton, das namentlich in Kurorten viele Nachahmung findet. Rock und Taille sind aus glattem Voilestoff (bois de rose) gefertigt, der Unterrock mit Plissee gedeckt, darüber ein glatter Rock mit breiter, gestickter Bordüre und über diesem eine weite nur seitwärts mit einer Rosette geraffte Tunique. Zu diesem überaus einfachen Anzuge ein aus gelbseidenem Foulard gefertigtes Taillenfichu, das mit Rosen durchstickt ist; es ist mit Westeneinsatz gearbeitet, in der Achselnaht faltig eingereiht und in zugespitzten Schärpenenden auslaufend. Die Modelle sind der maison Seepold (Wien) entnommen.

Besonderen Wert legt man in diesem Jahre auf elegante Ausstattung der Mantelets; sie werden zumeist aus Satin gefertigt, teilweise oder ganz mit echtem Tüll bezogen. Die Konturen der Tüllblumen sind mit Perlen oder Chenille umrandet und heben sich äußerst effektvoll vom matten Tüllgrunde ab. Die Aermel sind gewöhnlich oben kraus eingesetzt und begrenzen die Vorder- und Rückenteile derart, als wären sie ein mantelartiger Kragen.

Den engen prall anliegenden Aermeln, die jede Muskel, selbst die nicht vorhandenen, zur Geltung kommen ließen, sollen allem Anscheine nach die glockenförmigen, reich garnierten folgen. Es macht einen eignen Eindruck, zu beiden Seiten der knapp zusammengepreßten Taille zwei fast turmartig aufgebaute Säulen ansteigen zu sehen, die mit allerhand modernem Schnickschnack geziert sind. Drei auch vier breite Spitzenvolants, Stoffpuffen, Stickereien garnieren den Oberarm, während der Unterarm unbedeckt, oder mit gepufften Spitzärmeln bekleidet ist.

Eines der reizendsten Mädchenkostüme ist in Fig. 4 skizziert. Es zeigt die beliebte shawlartig geschlungene Taille mit breitem Matrosenkragen, kurzem Rock aus blumigem Breton, dessen einziger Ausputz eine in Tollfalten gelegte, zur Taille passende Rüsche ist. Fig. 5 stellt einen aus weißem Piqué gefertigte Anzug dar, dessen Rock und Ueberwurf plissiert und unten auslanguettiert ist, während die kurz geraffte Polonaise jeden Ausputzes entbehrt.

Ueber Kinderkostüme und Hüte das nächste Mal.

Der gestirnte Himmel im Monat August.

Merkur ist noch immer unsichtbar.

Venus. Die Dauer ihrer Sichtbarkeit nimmt noch mehr ab und zu Ende des Monats geht der Planet erst gegen 4½ Uhr morgens auf. Am 2. August steht der Mond in seiner Nähe.

Mars geht nun schon vor Mitternacht auf und glänzt 4 bis 5 Stunden im Nordosten. Am 27. steht der Mond in seiner Nähe.

Jupiter beginnt in den frühen Morgenstunden am nordöstlichen Himmel wieder sichtbar zu werden. Am 1. und 29. steht die Mondsichel in seiner Nähe.

Saturn. Dieser Planet geht anfangs vor Mitternacht, am Ende des Monats schon um 10 Uhr abends auf. Die Dauer seiner Sichtbarkeit nimmt daher wieder zu und man kann ihn zuletzt fast 6 Stunden lang am Himmel sehen. Am 22. steht der Mond in seiner Nähe.

Neue Bücher.

Mit der rapiden Zunahme der litterarischen Produktion hat vielfach die Sorgfalt der Darstellung, die Feinheit der Ausführung, der liebevolle Ausbau des Einzelnen abgenommen. Wo wir diesen Eigenschaften noch begegnen, haben wir also doppelt Ursache, sie freudig zu begrüßen, und können dies heute in ganz besonderer Weise mit einer Feuilletonsammlung „Es und Anderes" von dem Baron Roberts (Dresden und Leipzig 1883, H. Minden), über dessen litterarische Eigenart dem Leser ohnehin Gelegenheit geboten ist, sich in diesem Hefte zu orientieren. Das intime Leben der Familie bei Sonnenschein und bedecktem Himmel hat in ihm einen berufenen Schilderer gefunden, der auch den feinsten Stimmungen gerecht wird und in der einfachsten Geschichte die tiefsten Töne anzuschlagen weiß. Die oft mißbrauchte Bezeichnung „litterarisches Kabinettstück" ist hier durchaus am Platze; diese kleinen Erzählungen in feuilletonistischer Form sind ebensoviele Juwele, bei denen wir oft nicht wissen, ob wir die Reinheit des Wassers, oder das blitzende und kecke Lichterspiel mehr bewundern sollen, das wir der vollendeten Kunst des Schleifers verdanken. — Eine im gewissen Sinne verwandte Erscheinung ist M. Berns „Sich selbst im Wege" (Leipzig, Schulze & Co.), die eben in dritter Auflage auf den Markt kommt, und bei der auch im einfachen Rahmen ein Stimmungsbild von außergewöhnlicher Kraft entworfen wird, das nichts mit der gewöhnlichen novellistischen Mache zu thun hat, sondern bei feinster psychologischer Vertiefung eine Fülle von Poesie auf den Leser ausströmt. — Zwei andere poetische Erzeugnisse, aber in gebundener Form, sind die Gedichtsammlungen von Hans Hopfen (Berlin 1883, Hofmann & Co.) und Martin Greif (Stuttgart 1883, Cotta), von denen letztere bereits an dieser Stelle angezeigt wurde und es somit genügt zu sagen, daß seit jener Anzeige eine dritte, wesentlich vermehrte Auflage nötig wurde, die uns von neuem beweist, daß G. zu den berufenen Dichtern gehört, die nur dann zur Feder greifen, wenn ihnen das Herz voll ist, dann aber auch stets den rechten Ton treffen, der zum Herzen der Mitempfindenden den rechten Weg findet. Erlebt und empfunden sind auch die Gedichte Hopfens und dabei urkräftig, vielseitig und vollendet in der Form. Seine Dichtung hat etwas Persönliches, sie vergegenwärtigt uns den Sänger, und wo sie am persönlichsten wird, wie in der Geschichte seines genugsam bekannten Liebesglückes und Leides, reißt sie am unaufhaltsamsten mit sich fort. Hier wie in der „Jugendliebe" kommt eine heiße und echte Leidenschaft zum vollen Ausdruck. Wie im Lyrischen sehen wir H. dann auch im Epischen auf voller Höhe, und ebenso beweisen verschiedene Proben, daß ihm auch der wahre Humor nicht versagt ist. Was wir übrigens neben Hs. dichterischem Können bewundern müssen, ist sein kritisches Sichten, welches dem litterarischen Gourmand die Sammlung — man verzeihe den trivialen Vergleich mit dem geschmacklosen Einband, der die Anregung dazu gab — zu einem Gericht von Spargelköpfchen macht, bei denen uns die holzige Unterpartie erspart bleibt. — Ausschließlich dem Humor gewidmet ist das neueste Buch von Julius Stinde „Buchholzens in Italien. Reise-Abenteuer von Wilhelmine Buchholz" (Berlin, Freund & Jeckel), eine humoristische Reisebeschreibung von drastischer Wirkung, die freilich nur der voll verstehen und goutieren wird, der dem originellen Berliner Humor nicht abhold. Denn die Buchholzen ist eine Berlinerin vom reinsten Wasser, resolut, praktisch, mitten durch. Das ewige Zuckerwasser der italienischen Reisebeschreiber verschenkt sie durchaus nicht, und wenn sie auch den Bildungsschwindel mitmacht, der sich für Dinge begeistert, die er nicht versteht, so sind ihre Auslassungen doch ganz dazu angethan, auch einmal die Kehrseiten des vielersehnten Reiseziels ins rechte Licht zu stellen. Es ist viel Persiflage in dem Buch, aber die Geißel trifft den breiten Rücken der Allgemeinheit, so daß der Einzelne auf dem seinigen nur ein angenehmes Prickeln verspürt. Wer also dagegen nichts einzuwenden hat, der lese das Buch, er wird sich „köstlich amüsieren" und außer der sehr ehrenwerten Frau Buchholz auch sonst erheiternde Gesellschaft finden, sowohl an ihrem gichtgeplagten Mann und skeptischen Bruder, wie an dem unvermeidlichen, schwärmenden jungen Maler und dem alten verknöcherten Kunstgelehrten, dem sich anschmachtenden Ehepaar und dem bis zur Verzweiflung blasierten english man. --k.



Zum Kopf-Zerbrechen.

Citatenrätsel.

Ein bekanntes geflügeltes Wort von Schiller besteht aus 8 Wörtern, welche der Reihe nach in den folgenden 8 Citaten zu finden sind:

1) Wie anders! da des Mutes freier Trieb
Zur kühnen That mich zog, die rauh gebietend
Die Not jetzt, die Erhaltung von mir heischt.
Ernst ist der Anblick der Notwendigkeit.

2) Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang.

3) Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.

4) Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben
Und stürzet hinunter auf Leben und Sterben.

5) Das Spiel des Lebens sieht sich heiter an,
Wenn man den sichern Schatz im Busen trägt.

6) „Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht
Ein Retter willkommen erscheinen,
So soll mich der Tod ihm vereinen."

7) „Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der Dritte."

8) Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein;
Dein Wissen teilest du mit vorgezognen Geistern;
Die Kunst, o Mensch, hast du allein.

Rätselhafte Inschrift.



Worträtsel.

Für die folgenden Wörter sollen in derselben Reihenfolge Synonyme (von ähnlicher Bedeutung) gesucht werden, deren Anfangsbuchstaben hintereinander gelesen ein Sprichwort ergeben: 1) Warum, 2) redlich, 3) sauber, 4) Pfad, 5) beginnen, 6) Jehova, 7) Zähre, 8) Ehemann, 9) einst, 10) Frau, 11) Zunft, 12) zwingen, 13) feucht, 14) Narr.

Diamanträtsel.

1) Eine Note, 2) ein Fluß in Steiermark, 3) eine blaue Farbe, 4) der Name eines Schriftstellers, 5) eine Stadt in Ungarn, 6) der Name eines Schriftstellers, 7) ein Blasinstrument, 8) ein weiblicher Vorname, 9) der Name eines berühmten Komponisten, 10) der Name eines Monats, 11) ein Mitlaut.

Silbenrätsel.

Die Zweite soll das Haus als Erste zieren,
Sonst gleichet sie der Ziffer, die nichts zählt.
Das Ganze muß verstehn zu kommandieren,
Sonst hat es völlig den Beruf verfehlt.

Homonym.

Zur Schule führt's das Mädchen wie der Knabe,
In Künstlerhand wird es zum Zauberstabe,
Doch, hart bedrängt, trotz seiner Wundergabe,
Verbirgt sich's furchtsam bis zum Haupt im Grabe.
Dann wieder ruft es stolz: „Kommt her, ihr Müden,
Kommt her zu mir: Was ihr ersehnt hienieden,
Ein ruhiges Asyl, ein Heim voll Frieden,
In meinem Schoße sei es euch beschieden."

Rätsel.

(Viersilbig.)

Vor- und rückwärts bin ich gleich,
In der Regel träg — und reich.

Rebus.



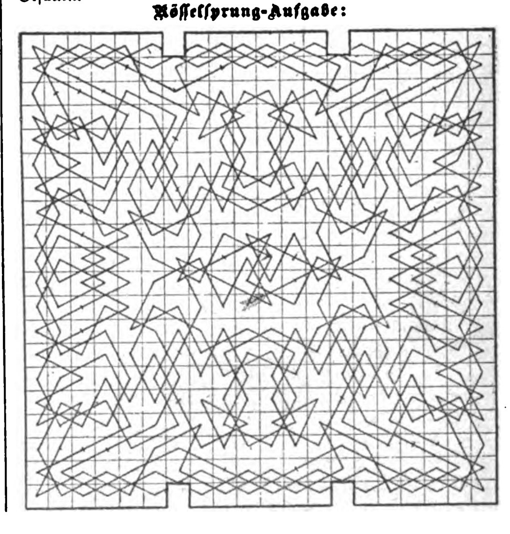
Geographische Aufgabe.

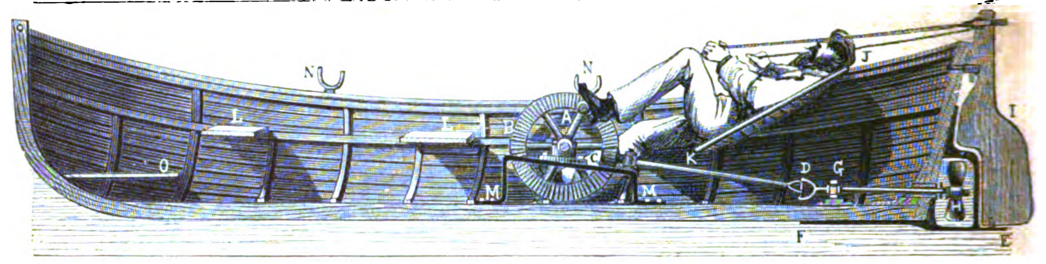
Zwei russische, zwei preußische, zwei bayrische, zwei österreichisch-ungarische Städte, eine schwedische und eine dänische Stadt sollen durch bogenförmige Linien so verbunden werden, daß die Ziffer 5 entsteht. Nürnberg, Graz und Danzig befinden sich darunter.

Auflösungen zu Heft 10, S. 464.

Buchstabenversetzung: Aus „Diana" und „Amor" erhält man durch Versetzung der Buchstaben die beiden Operntitel „Aida" und „Norma", und aus den drei Wörtern „Rumpf", „Komma", „nie" erhält man „Ein Kampf um Rom". — **Rätselhafte Inschrift:** Die waße Kuh mag i lieber, a das waße Kalble hatt' i gern. — **Rätsel:** Gram, Gramm. — **Rebus:** Ein Pfund brittisch Sterling. — **Buchstabenrätsel:** Kram, Mark. — **Logogriph:** Feld, Geld, Held, Schelde. — **Rätsel:** Gefallen.

Rösselsprung-Aufgabe:

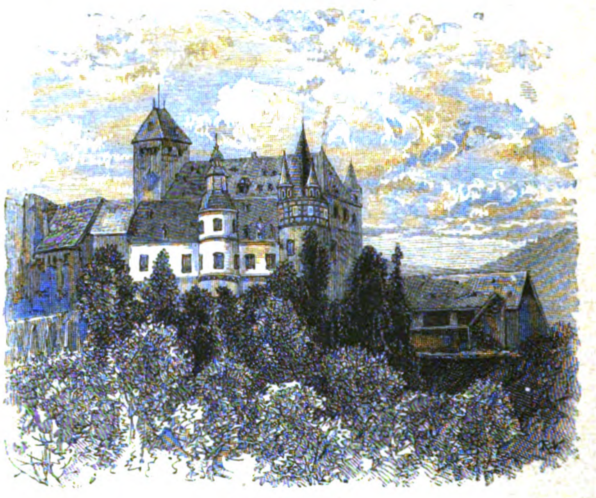




Der Mechanismus des Velociped-Bootes

Das Velociped-Boot.

Das Velociped hat sich ungemein rasch Bahn gebrochen und es dürfte wohl heute kaum mehr eine größere Stadt geben, in der man nicht da oder dort auf der Straße einen Reiter hoch zu — Rad über das Pflaster dahineilen sehen könnte. Wir sind nun heute in der angenehmen Lage, unsern Lesern auch ein auf dem Wasser zu gebrauchendes Velociped, oder richtiger gesagt ein Velociped-Boot in beifolgenden Abbildungen vorführen zu können, das namentlich in Gegenden, welche befahrbare Flüsse aufweisen, ein Anrecht auf rasche Einbürgerung hat. Die untenstehende Abbildung zeigt das Boot während der Fahrt und gibt zugleich eine Anschauung, wie es der Besitzer auch ziemlich mühelos auf dem Lande transportieren kann. In dem oberen Holzschnitt dagegen gewährt eine Durchschnittszeichnung deutlich genug den Einblick in den ziemlich einfachen Mechanismus. B ist ein Kammrad, welches durch die Trittstangen (A) bewegt wird und seine Bewegung bei C auf die Achsenstange (K) der Schraube H überträgt, die ihrerseits die Fortbewegung des Bootes im Wasser veranlaßt. Der Fahrende und zugleich Tretende liegt bequem auf einem schrägen Gestell J K und leitet mit den Händen das Steuerruder I; L sind Bänke, N die event. zur Aufnahme von Rudern dienenden Gabeln. Ein geschickter und kräftiger Mann vermag das Boot durch seine Trittbewegungen in der Minute um 100 Meter fortzubewegen, was einer Geschwindigkeit von 6 Kilometern per Stunde entspricht. Wir zweifeln nicht, daß ein geschickter Schlosser jedem leicht gebauten Boote den hier beschriebenen Mechanismus wird einfügen können, und sind überzeugt, daß diese neue originelle Art des Rudersports bald viele Freunde finden wird.



Schloß Bürresheim

Schloß Bürresheim.

Von den zahlreichen Reisenden, die alljährlich Rhein und Mosel besuchen, kommt gewiß auch der eine oder der andere in das reizend gelegene Nettethal. Diesen rät ein Freund dieses Blattes, den Ausflug nach dem Schloß Bürresheim nicht zu unterlassen, das nicht nur sehr anmutig gelegen, sondern auch architektonisch interessant ist. Es stammt noch aus dem zwölften Jahrhundert und fast alle folgenden Jahrhunderte haben ihre Merkmale daran zurückgelassen. Gewiß wird Keinen der Besuch des originellen Bauwerkes reuen, von dem hier eine Abbildung beigegeben ist.



Transport des Velociped-Bootes auf dem Land.

Das Velociped-Boot in Thätigkeit.

Verantwortl. Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.
Nachdruck, auch im Einzelnen, wird strafrechtlich verfolgt. — Uebersetzungsrecht vorbehalten.
Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Aus dem Alpenland.



Wer kennt es nicht, das prächtige Bergland im Süden des schönen deutschen Vaterlandes? Wer hat, wenn ihm auch selbst es zu betreten nie gegönnt war, nicht wenigstens von den gewaltigen Berghäuptern, von den herrlich grünen Thälern, von den Spitzen und Zinken, die ewiger Schnee deckt und von den Klüften und Schluchten vernommen und gelesen, wer sich nicht zur heißen Sommerzeit hineingewünscht in die Alpenwelt Oberbayerns, Salzburgs, Kärntens oder der grünen Steiermark und Oberöstreichs, wo die schönen Seen blauen und die Berge ringsum schier andächtig ihr großartiges Bild darin spiegeln, oder gar Tirols, wo auf die schwellende Traube im fruchtbaren Thale mächtige Gletscher herabschauen. Diese Länder sind es, in die der freundliche Leser zu folgen eingeladen wird. In diesen Gebieten wohnt ein Volksstamm, kräftig und kernig und echt deutsch denkend und fühlend, an manchem Grenzgebiete schon bis zu den Völkern welscher und slavischer Zunge sich ausbreitend. Zwischen dem bayrischen

Wald und dem Böhmerwald, südlich von der Donau bis an die Windischen Büheln, bis an die Kette der zackigen Karavanken, der Carnischen und Cadorischen Alpen hat dieser Volksstamm seinen Sitz seit vielen Jahrhunderten, man kann ihn, wenn man ihm einen „politischen" Namen geben will, den bayrisch-östreichischen, wenn man ihn aber im Sinne historischer Entwickelung benennt, schlechtweg den bayrischen nennen, denn das alte Volk der Bajuvaren ist es gewesen, welches vor einem Jahrtausend dieses Gebiet urbar gemacht, slavische Völker zurückgedrängt und seine Einrichtungen, sowie seine Gesittung hier verbreitet hat. Der Bewohner dieser Gebirgswelt trägt seinen grünen oder grauen Hut mit Gemsbart und Spielhahnfeder, seinen grauen oder braunen Lodenrock, Bundschuhe und lederne Kniehosen; auch werden ihm selten ein Bergstock und die Büchse fehlen, mag er nun mit der letzteren rechtmäßig sein Jägerhandwerk betreiben, oder als „Wildbratschütz" den Verdruß des angestellten Jägers hervorrufen. Warme Gemütlichkeit, ein zähes, konservatives Festhalten am Althergebrachten, dabei aber auch Schlichtheit und Einfachheit charakterisieren den Alpenbewohner ferner, der selten große Güter und Reichtum besitzt. Darum ist es ihm aber auch nicht zu thun, denn wie's in seinem eignen Liedchen heißt:

„I halt nix aufs Reichsein,
I halt nix aufs Geld,
A feins, a treus Herzel
Is 's Best auf der Welt."

In Brauch und Sitte weist die Bevölkerung dieser Berge und Thäler manches Gleiche auf mit jener der übrigen deutschen Gebiete, anderseits aber auch wieder Eigentümliches, und dies gilt besonders von den Spielen und sonstigen Volksbelustigungen.

Im Spiele zeigt ja der Mann seine Gewandtheit oder seinen Witz, wohl auch seine Kraft und Gelenkigkeit, und nirgends hat er mehr Gelegenheit, Proben hiervon abzulegen, als im Kampfe mit den Schrecken und Beschwerden der Gebirgswelt. Am Sonntag Nachmittag sieht man im Dorfe oder im größeren Hofraum des Bergwirtshauses öfter eine Gesellschaft von Männern, welche große Kugeln in der Hand des Kegelspiels pflegen. Bekanntlich ist das Kegeln eines der ältesten germanischen Spiele; unsere altdeutschen Vorfahren schon hatten den Ausdruck chegil und damit auch die Sache selbst: die Vermutungen gehen sogar dahin, daß die Kegel der ältesten Zeit Schenkelknochen geopferter Pferde gewesen seien, auch mag die Kugel, vielleicht ein runder Stein, mehr geworfen worden sein. Gerade daran aber erinnert das Spiel des Kärntners, Obersteirers und Salzburgers, welches mit Vorliebe gepflogen wird; denn wenn man auch eigentliche gestreckte Bahnen, wie sie ja überall bekannt sind, häufig antrifft, so spielt der Oberländer doch am liebsten das „Schmaraggeln" oder „Schmiragggeln" mit jenen etwa kopfgroßen Kugeln. Diese werden mehr geworfen als geschoben, und zwar auf einem freien Platze, in dessen Mitte die Kegel aufgestellt wurden. Gewöhnlich sind diese Kugeln zum Anfassen noch mit Vertiefungen versehen. Die Spielgesellschaft teilt sich dabei in zwei Parteien, welche gegeneinander spielen; auch wird von vier Seiten aus die Kugel geworfen, und zwar auf viel kürzere Distanz als beim gewöhnlichen Schieben, nämlich auf etwa 5 Meter. In Kärnten heißt dieses Kegelspiel wohl auch „Stechen", in Salzburg und Oberöstreich „Platzkegeln"; als „Schmaraggeln" ist es in ganz Steiermark, unter dieser Bezeichnung aber auch in den übrigen erwähnten Ländern bekannt. Das Kegelspiel ist auch in den Alpenländern jedenfalls eine der ältesten Volksbelustigungen. Erzählt doch die Sage schon von jenem grausen Kegeln der Bergknappen zu Zeiring in Obersteiermark, woselbst sich ein großes Silberbergwerk befunden haben soll. Die übermütigen Knappen hatten einem Kinde, welches harmlos ihrem Spiele zusah, mordlustig das Haupt abgeschlagen und in die Kegel hineingerollt. Dieses Kindeshaupt habe aber alle Neun zusammengerafft und die Mörder der Zorn des Himmels ereilt, denn:

„Als im Berg am Werkeltag
Ertönt der erste Hammerschlag,
Erbebt der Grund und mit Donnergebraus
Stürzt Schacht und Stollen in Nacht und Graus."
(K. G. R. v. Leitner.)

Diese Begebenheit wird in das Jahr 1128 verlegt. Seitdem aber habe man in Zeiring keine Spur von Silber und auch nicht einmal die Stelle, wo das Bergwerk lag, gefunden.

Aber wenn die sommerlichen und die letzten schönen Herbsttage vergangen sind, die Gebirge schon lange verschneit ins Thal schauen und Bäche und Flüsse, ja sogar die Seen mit der harten Eisdecke überzogen erscheinen, hat das

„Schmaraggeln" im Freien aufgehört. Dafür ist ein anderes armstählendes Spiel an dessen Stelle getreten. Das „Eisschieben" oder „Eisschießen". Auf der spiegelglatten Eisfläche fliegt dann der „Eisstock", ein rundes, unten geglättetes und oben mit einem Stiele, einer Handhabe zum Anfassen, versehenes, schweres Holzstück, über den eisigen Spielraum, vom Jubel der Männer begleitet. Auch bei diesem winterlichen Spiele ist die Gesellschaft in zwei Parteien geteilt; eine Kugel oder ein Holzstück, die „Taube" genannt, bezeichnet in der Bahnlinie den Punkt, welchen jeder zu erreichen strebt; wer diese Taube mit dem „Stock" noch weiter hinauszuschieben vermag, hat damit auch einen bedeutenden Vorteil errungen. Dieses Eisschießen wird nicht nur auf dem flachen Lande von der bäuerlichen Bevölkerung von altersher gepflegt, es hat sich auch längst schon in den Landstädten und Märkten auch unter der gebildeten Klasse der Bevölkerung eingebürgert, und man sieht auf der Eisbahn nachmittags nicht selten den „Herrn Bezirksrichter", den „Herrn Forstmeister", den „Herrn Pfarrer" nebst den übrigen „Herren" des Marktes wacker dieser Gattung von Eissport huldigen. Daß zur Kräftigung auch hier manches Glas Bier oder gar feurigen Steirer- oder Tirolerweines dient, ist selbstverständlich. In . . . . . feld ist beim „Eisschießen" sogar vorgekommen, daß der Haberbauer, nachdem er fünf oder sechs Stunden geschossen, seine üblichen zwei Liter Wein zahlen wollte, aber vor lauter Spieleifer nicht einen Tropfen getrunken hatte. Ein Fall, der freilich in den Annalen von . . . . . feld einzig dastehen soll.

Ein besonderes Spiel mit Kugeln, das „Kugelschlagen" ist in Kärnten lange gebräuchlich gewesen. Hierzu wird eine Beinkugel von mittlerer Größe und ein starker Prügel benützt. Nachdem eine bestimmte Zeit angenommen wurde, etwa eine halbe oder eine ganze Stunde, schlägt jeder der Mitspielenden seine Kugel, die er zwischen den Fingern hält wie einen Ball, in derselben Wegrichtung immer weiter fort, und wer die wenigsten Schläge thut und die Kugel auf der Strecke am weitesten zu werfen vermag, hat gewonnen.

Hat man es in den bisher geschilderten Belustigungen zumeist mit solchen zu thun, welche der männlichen Bevölkerung Gelegenheit geben, Kraft und Gewandtheit zu erproben, so bietet das „Hahnschlagen" und das „Hefenschlagen" ein volkstümliches Spiel, an dem sich auch die Mädchen, ja selbst Kinder beteiligen. Mit dem ersteren Spiele ist ein wenig Grausamkeit verknüpft. An einem in der Erde befestigten Pflocke wird zu diesem Behufe ein Hahn mit einer längeren Schnur angebunden. Jung und alt, wohl auch einige Musikanten stehen im Kreise herum, und es gilt nun, mit verbundenen Augen den armen Hahn niederzuschlagen, der natürlich erbärmlich geängstigt hin- und herflattert. Mädchen und Burschen werden nun abwechselnd die Augen verbunden und jedes macht nun seine bewilligten Streiche, welche knieend geführt werden müssen. Wer den Hahn erschlägt, bekommt den ausgesetzten Preis und der Hahn wird sodann als Braten vom Sieger und seinen Gesellen verspeist. Für mißlungene Schläge muß ein kleiner Geldbeitrag erlegt werden. Kommt es bei dem darauf folgenden Schmause, dem noch manche andere Hähne und Hennen nicht selten zum Opfer fallen, zu dem üblichen Gesang der „Schnadahüpfeln" oder nach kärtnerischem Ausdrucke der „Pleppaliadln", so ertönt wohl auch das Liedchen:

„Der Bua hat derschlagen (erschlagen)
Den Hahn af an Schlag (auf einen Schlag),
Hiatzt (jetzt) geh'n ma (wir) halt tanzen
Bis morgen Mittag,"

und wird es auch nicht gerade Mittag, so dauert der Tanz immerhin in den grauenden Morgen hinein und des Drehens und Schwenkens beim „Steirischen" oder „Ländler" scheint kein Ende. In ähnlicher Weise vertritt beim „Hefenschlagen" die Stelle des Hahns ein alter Topf, der dem Pflocke aufgestülpt wird. Der Ausdruck „havan" bezeichnet schon im Altdeutschen einen Topf, welcher mittelhochdeutsch „haven" heißt; wörtlich wird im bayrisch-östreichischen Dialekt der Topf Hefen, nicht selten geradezu Hafen genannt, und daher der Name dieses Spiels. Derjenige, welcher zum Schlagen gelangt, wird aber zuerst einigemale im Kreise gedreht, um die Orientierung zu verlieren.

Da beim Gebirgsvolke die Rauflust insbesondere in manchen Gegenden im hohen Grade vorhanden ist, so muß man das Ringen zu einer Art von gymnastischen Spielen rechnen, welches freilich mitunter ein böses Ende nimmt. Die Tiroler „Robler" (Raufer) haben in dieser Beziehung einen gewissen Ruf, aber auch in Salzburg gehören Ringkämpfe der Burschen zu den Vergnügungen des Volkes; in Kärnten üben sich nach dem Gottesdienste die jungen Leute im

Ringkampfe oft sogar auf dem Kirchplatze, und man erzählt dort, daß dies ein uralter, stets gepflegter Brauch sei, gegen den auch wirklich weder die Behörde, noch geistlicher Zuspruch, auf welchen ja hier soviel gehalten wird, etwas ausrichten. Roheiten kommen übrigens nicht gar häufig vor und jedenfalls dient dieses Spiel als tüchtige Kraftübung. Wenn dann ein Bursche erwartungsvoll in dem Kreise von Ringern, der sich um ihn gebildet hat, umherblickt, ertönt ihm in Bezug auf die Federn am Hute das Zeichen der Herausforderung, der Ruf entgegen: „Was kosten die Federn?" und dies ist die Formel der Herausforderung. „Faß an!" ruft der erstere. Rasch haben sich beide Gegner umschlungen, und des Ringens ist nun kein Ende, bis nicht einer den anderen niedergeworfen hat. Früher gab es — dies ist noch nicht viele Jahre her — förmliche Wettringen, die an bestimmten Orten stattfanden und zu denen sich Burschen aus den entferntesten Gegenden, sowie Tausende von Zuschauern einfanden.

Großer Beliebtheit erfreute sich auch das „Sacklaufen", welches auf die auch in vielen Gegenden Mittel- und Norddeutschlands übliche Weise stattfand. Dasselbe gilt vom „Schwerttanz" und vom „Reiftanz". Es sind dies Tänze, welche unter Hersagen gewisser Formeln mit Säbeln oder Reifen ausgeführt werden, gewöhnlich von einer bestimmten Klasse des Volkes. So wurde der Schwerttanz in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts von den Knappen der Salzbergwerke noch öfter zur Darstellung gebracht, während den Reiftanz die Küfer zum besten gaben. Später fanden diese Tänze oder eigentlich Spiele nur bei besonders festlichen Gelegenheiten, insbesondere um eine hervorragende Persönlichkeit zu ehren und auszuzeichnen, statt. Der dem deutschen Gebirgsvolke Oesterreichs unvergeßliche Erzherzog Johann hatte noch Gelegenheit, feierliche Schwerttänze, die ihm zu Ehren aufgeführt wurden, zu sehen.

Wie wäre es möglich, an dieser Stelle nicht auch jener Belustigung unserer Alpenvölker zu gedenken, welche ja bei allen Völkern üblich ist, nämlich des Tanzes überhaupt! Der Steirertanz hat einen fast europäischen Ruf! Wie schwingen sich im melodischen Dreivierteltakte des „Steirischen" die Paare, bald vorwärts, bald rückwärts, bald im Kreise sich drehend, dann wieder mit den Fingern schnalzend oder mit den Händen klatschend. Nikolaus Lenau hat ein prächtiges Gedicht dem Steirertanz gewidmet, indem er ihn lebendig schildert:

„Er ist der beste Schütze,
Und ist der feinste Tänzer —
Wie er die schöne Dirne
So leicht und sanft und sicher
Im frohen Kreise tummelt. —
Nun fassen sich die frohen
Zugleich an beiden Händen
Und drehen sich geschmeidig,
Sich durch die Arme schlüpfend
Und blicken sich dabei
Glückselig in die Augen."

Dazwischen ertönt dann wohl auch ein „Juhezer" und die Tanzliedchen schwirren durch die Stube und über den Plan! Aehnlich, doch gravitätischer tanzt der Tiroler, der Oberöstreicher seinen „Ländler" und der Bauer im gebirgigen Teile Niederöstreichs seinen „Reißer". Leider hat die feinere Kultur in letzter Zeit sich selbst der ländlichen Tänze bemächtigt, wie ja das Geschichtchen von jenem galanten Bauernburschen zeigt, der eine „Damenwahl" beim Tanze arrangiert hatte und den außen stehenden „Dirndln" zurief: „Menscher, kimmt's eini, 's is Damenwahl!" denn die ledige Frauensperson wird im Dialekt häufig mit dem Ausdrucke „das Mensch" bezeichnet. Einen gewissen Ruf hat der oberbayrische „Schuhplattltanz" erlangt, der übrigens auch in den an Bayern angrenzenden Teilen Tirols und Salzburgs sehr beliebt erscheint; es ist eine Art Dreischrittwalzer, der mit Gestampf, Jauchzen, Pfeifen und Singen begleitet ist, daß die Wände dröhnen und die Instrumente von Lärm übertönt werden. Weniger geräuschvoll findet sich dieser Tanz auch auf schwäbischem Gebiete. In Salzburg haben sich außerdem noch eigentümliche Gattungen des Tanzes von altersher erhalten, wie etwa der „Aufundab", welcher von einem Paare auf einem Brette, das nicht verlassen werden darf, getanzt wird. Steiermark und Oestreich kennt insbesondere auch den „Polsterltanz" und den „Hans-Adam-Tanz", bei dem ersteren bilden die jungen Leute einen großen Kreis, in dem neben jedem Burschen ein Mädchen steht. Ein Bursche mit einem „Polsterl", d. h. einem kleinen Kopfkissen, tritt in die Mitte und singt nach der Musik den Spruch:

„Obers Kopf und unters Kopf,
Lass' i mein Polsterl fliegen,
Und wer dös Polsterl haben will,
Der muß a Busserl kriegen."



Fügt es sich nun, daß er zu einem Mädchen kommt, das ihm gefällt, so bleibt er stehen und legt den Polster vor demselben auf den Boden, der Kreis steht still und das Mädchen kniet auf das Kissen nieder, worauf es der Bursche aufhebt und mit demselben im Kreise, welcher sich wieder dreht, umhertanzt. Dann tritt er selbst in den Kreis ein und das Mädchen übernimmt den Polster. Schalkhafte Mimik ist auch in dem „Hans-Adam-Tanze“ ausgedrückt. Die Musik beginnt mit einem langsamen Tempo und geht sodann in einen kurzen „Steirischen“ über. Darauf hält jeder Tänzer mit seiner Tänzerin still, beide stampfen nach dem Takte der Musik mit den Füßen, drohen sich mit erhobenem Zeigefinger, machen gegeneinander Verbeugungen und drehen sich den Rücken zu, worauf wieder ein „Steirischer Rundtanz“, dem dieselben Pantomimen, nur nach immer rascherem Takte der Musik, folgen, bis diese gar zu rasch spielt und den Tanz beendet.

Selbstverständlich bietet vor allem der Fasching Gelegenheit, die verschiedenen Gattungen von Tänzen zu üben, und im Dorfe geht es dann gewöhnlich an Sonn- und Feiertagen recht heiter zu. Tolle, ungebundene Lust konzentriert sich aber auf die drei letzten Tage des Faschings, in denen tausend Possen und Späße getrieben werden. Während der heiteren Faschingszeit bietet das vermögende Haus wohl auch einen „Sautanz“, über welchen Ausdruck der freundliche Leser nicht erschrecken möge, denn derselbe bezeichnet nur eine Feier, die wegen des frisch geschlachteten Schweines im Hause veranstaltet wird und in Tanz und Schmaus besteht. Zuletzt noch am Aschermittwoch bietet sich Gelegenheit zum Austoben der jungen Burschen. Es wird der „Fasching begraben“ oder „ins Wasser geworfen“. Zu diesem Behufe stellt eine lebensgroße Puppe, gewöhnlich ein mit Lumpen bekleideter Strohmann, den „Fasching“ vor. Vermummte tragen dieselbe im Dorfe umher, und dann wird die Puppe vergraben oder ins Wasser geworfen. Auch dieser alten Sitte, die sich übrigens mit kleinen Abänderungen noch an manchen Orten Deutschlands findet, liegt zweifellos eine allegorische Bedeutung zu Grunde, und hat sich dieser Gebrauch ebenfalls aus sehr alter Zeit erhalten. Unter dem „Fasching“ ist wohl der scheidende Winter zu verstehen, der, vom nahenden Frühling verdrängt, begraben oder vernichtet, kurz seiner bisherigen Gewalt beraubt wird.

Der Aelpler kennt auch im engeren Kreise noch manche Belustigung, die in ihrer Weise originell ist. Insbesondere gehört hierher eine Art von Gesellschaftsspielen, welche zur Unterhaltung dienen, wenn das junge Volk bei irgend einer festlichen Gelegenheit zusammengekommen ist, woran sich selbst ältere Leute zu beteiligen pflegen. Solche Gelegenheiten aber bieten vor allem die Hochzeit, das „Gmoanhalten“ und das „Brecheln“. Nach dem opulenten Hochzeitsmahle, von dem sich jeder Gast noch das sogenannte „Bescheidessen“ oder das „Moasenstück“ (der letzte Ausdruck erinnert an das mittelhochdeutsche Wort „maz“, Speise), nämlich einen Teil der Speisen mit nach Hause nehmen kann, wird nicht nur getanzt, sondern es finden auch komische pantomimische Spiele statt, es werden humoristische, oft recht derbe Predigten u. dgl. von eignen Spaßmachern vorgetragen.

Das sogenannte „Gmoanhalten“, d. h. Abhalten gewisser Sitzungen in Gemeindenangelegenheiten (Gmoan = Gemeinde) ist wieder ein Anlaß zu ähnlichen Belustigungen. Dasselbe findet von Zeit zu Zeit statt und jeder Gemeindebeisitzer erscheint hierzu mit seiner Familie, worauf den ernsten Beratungen ein heiterer Abend folgt. Dabei wird getanzt und heitere Spiele finden statt. Solche Spiele sind z. B. das „Orgelstimmen“, ein Vexierspiel, an dem sich nur Männer beteiligen, von denen der, der den Scherz noch nicht kennt, angeführt wird. In pantomimischer Weise werden dem Bauer geläufige Hantierungen auch in den Spielen: „der Roßbeschlag“, „der Dorfbader“ u. dgl. bei solchen Gelegenheiten zur Darstellung gebracht.

Die süddeutschen Alpenländer kennen auch die „Brechelschreckspiele“, welche sehr beliebt sind. Wenn die Abende lang werden und die Novemberstürme Schnee und Regen über die Felder peitschen, kommt nämlich das junge Volk in der Brechelstube zusammen, die Dirnen zum Behufe des Flachsbrechens, welches „Brecheln“ genannt wird. Schon auf dem Wege dahin werden die Mädchen von den mutwilligen Burschen geneckt und auf verschiedene Weise „geschreckt“. In der Stube selbst finden sich dann auch die Burschen ein, und nach der Arbeit wird ein Mahl eingenommen, während dessen die erwähnten Spiele stattfinden. Maskierte Burschen, von einer „Brechelkönigin“ geführt, erscheinen, führen komische Tänze auf, necken die Dirnen und besonders witzige halten wohl auch eine „Brechel-

schreckpredigt". Dabei steigt einer etwa auf einen Stuhl und predigt in drolliger Weise über einen scherzhaften Text. Manche solcher Predigten sind in Reimen und Knittelversen abgefaßt, wie z. B.: „Jetzt soll ich anfangen das Predigen über die Weibsbilder, die ledigen, ja sie schau'n kaum heraus aus der Fatschen (Wickelband der Windeln), so soll man ihnen schon von Buabn vorschwatzen" u. s. w. Gewöhnlich macht sich der Prediger über das Treiben der Mädchen lustig; diese aber kennen schon den Schalk, und wenn ein besonders gelungener Ausfall vorkommt, ist des Jubelns und Lachens kein Ende.

Zu den winterlichen Vergnügungen des Salzburgers und Oberbayern endlich gehört der an den Kultus der gütigen Göttin Perchta (Berchta) erinnernde „Berchtentanz", auch das „Berchtenlaufen" genannt. Die „Berchten", junge Burschen in abenteuerlichen Verkleidungen, finden überall, wo sie hinkommen, ein aufmerksames Publikum. Es sind meist acht bis zehn an der Zahl, unter ihnen ein Hanswurst und mehrere andere komische Figuren. Die eigentlichen Tänzer haben anliegende Kleider und lange bunte Seidenbänder hängen ihnen vom Kopfe herab, auf dem sich eine Krone aus Hahnenfedern befindet, welche daran mahnt, daß der Hahn der Göttin Perchta geweiht war. Am Rücken hat jeder Tänzer eine Alpenglocke befestigt. Einfache Musik ertönt zu dem Tanze, der sehr anmutig und rasch an sich ist.

Die Tänzer lassen, nachdem sie, zuerst sich an den Händen fassend, einen Kreis gebildet, bald ihre Glocken ertönen, stampfen im Takte auf den Boden, drehen sich und hüpfen, machen die Glocken wieder plötzlich schweigen und es ist eine Lust, den gewandten Tänzern zuzusehen, welche oft von Dorf zu Dorf ziehen und in den besseren Häusern ihren Tanz zum besten geben, worauf sie gerne bewirtet werden. So hat auch der Alpenbewohner seinen eigentümlichen Faschingstanz, den er vielleicht seit einer Zeit pflegt, in welcher seine Ahnen durch denselben die gütige, segenspendende Göttin ehrten. Dieser „Berchtentanz" gehört deshalb auch zu den merkwürdigsten Vergnügungen des Gebietes, auf welches der freundliche Leser in dem Voranstehenden geführt worden ist.

Anton Schlossar.

Aus H. Heines Traumbildern.

Zu dem gegenüberstehenden Bilde von P. Thumann.

... fortgezaubert stand ich bald
In einem düstern, wilden Wald.
Die Bäume ragten himmelan;
Ich stand erstaunt und sann und sann.

Und horch! welch dumpfer Wiederhall!
Wie ferner Aexteschläge Schall;
Ich eil' durch Busch und Wildnis fort,
Und komm' an einen freien Ort.

Inmitten in dem grünen Raum,
Da stand ein großer Eichenbaum;
Und sieh! mein Mägdlein wundersam
Haut mit dem Beil den Eichenstamm.

Und Schlag auf Schlag, und sonder Weil'
Summt sie ein Lied und schwingt das Beil:
„Eisen blink, Eisen blank,
Zimmre hurtig Eichenschrank!"

Ich ging und nahete mich ihr,
Und flüsterte: „O sage mir,
Du wundersüßes Mägdelein,
Wem zimmerst du den Eichenschrein?"

Da sprach sie schnell: „Die Zeit ist karg,
Ich zimmre deinen Totensarg!"
Und als sie dies gesprochen kaum,
Zerfloß das ganze Bild wie Schaum ...

Der nebenstehende Holzschnitt ist die Nachbildung einer vortrefflichen Zeichnung P. Thumanns, welche u. a. zahlreichen Blättern des Künstlers eine große Prachtausgabe von Heines Gedichten schmücken wird, die in dem renommierten Verlag von Titze in Leipzig demnächst erscheint. Die künstlerischen Beiträge werden jedoch nicht im Holzschnitt, sondern im Lichtdruck ausgeführt sein, welcher die Schöpfungen des Künstlers noch unmittelbarer wiedergibt, als dies dem Holzschnitt möglich ist. D. Red.



Zu Heines Traumbildern II. Von P. Thumann.

Die Sibylle von Tivoli.

Eine Geschichte aus dem Sabinergebirge

von

Richard Voß.

I.



Damals, als diese wilde und phantastische Geschichte sich zutrug, hatte Tivoli eine andere Brigantaccia, als Gastwirte mit Banditengelüsten und ein Gesindel wegelagernder Schufte, die sich mit Selbstgefühl Ciceroni nennen. Wenn man damals in der Säulenhalle des Sibyllentempels Rast machte, mußte man noch nicht wohl oder übel der Gefangene jener modernen Räuberhöhle werden, die, den arglosen Wanderer unter dem harmlosen Pseudonym albergo della Sibilla anlockend, ihn rettungslos den Rechnungen eines echten Sohnes seines Landes und seiner Zeit überliefert. Sicher vor den Ueberfällen eines römischen Kellners, der sich jeden Atemzug sibyllinischer Luft mit einem cafe nero, einem vermouth di Torino oder einer foglietta herben „vino di paese“ bezahlen läßt, konnte man im Sonnenschein zwischen den schlanken goldigbraunen Travertinsäulen des Tempels lang ausgestreckt auf den ehrwürdigen Marmorplatten liegen, über sich die gebräunte Cassettendecke und das leuchtende Himmelsgewölbe, unter sich, so dicht unter sich, daß ein Sprung sichern Tod kosten kann, die Schlucht des tosenden Anio, dessen Fälle dumpfen Donnerhall heraufdröhnen lassen und Italiens herrlichsten und zugleich schauervollsten Abgrund mit brauenden Dünsten erfüllen. Hinabblickend in die Tiefe, auf die Gipfel eines Urwaldes altersgrauer Korkeichen, deren Riesenwurzel die jähen, bald wildzerklüfteten, bald phantastisch gezackten Felswände umklammern und den schneeweißen Möwen zuschauend, die, im Sonnenschein aufblinkend, ruhelos über den Fällen flattern, bald blitzschnell in den furchtbaren Abgrund hinabtauchen, bald glanzvoll wieder emporschweben — läßt sich hier gar weltvergessen träumen und fabulieren. Die Jahrhunderte schwinden zurück, die Zeit untergegangener schöner Götter kehrt wieder; aber der Blick hinab in die Anioschlucht ist unverändert geblieben. Immer war's dasselbe düstere, erhabene Bild, immer dasselbe grollende, majestätische Brausen, immer dieselben grauen, mystischen Dämpfe aus den Spalten und Klüften des Gesteins aufwallend und wirbelnd. — Horch! über den sanftbewegten Wipfeln des heiligen Haines geheimnisvolles feierliches Raunen und Rauschen des Nachtwinds wie Flüstern offenbarender Geisterstimmen; und zwischen den Säulen, die im matten Sternenschimmer erglänzen, erscheint jetzt eine hohe, in weiße Schleier gehüllte Gestalt. Die Augen mit dem zukunftsehenden todtraurigen Blick in die Tiefe gesenkt, steht die Priesterin da. Was mag sie schauen? Daß die Welt dieselbe bleibt, wenn auch Tempel zerfallen, Völkerschaften vergehen und selbst die „ewigen Götter“ sterben müssen?

Arme Seherin!

* * *

In der Zeit, als dann und wann ein deutscher Maler mit seiner Wandermappe oder ein englischer Lord mit seiner Reisekutsche das ganze Fremdenpublikum Tivolis ausmachten, bewohnte den Sibyllentempel nebst einem daranstoßenden, auf uralten Mauern aufgeführten Hause die Familie Cesana, bestehend aus Mann, Frau und zwei Kindern: ein Knabe und ein Mädchen. Die ehemalige Cella des kleinen zierlichen Rundtempels war das fensterlose Wohngemach, während die Kammern im Nebenhause lagen, durch eine durch die Wand gebrochene Thüre mit dem Tempel verbunden.

Don Cesana besaß einen kleinen Weinberg und eine winzige Oliveta, so dicht am jenseitigen Ufer der Anioschlucht gelegen, daß sie vom Staubregen der Fälle ohne Unterlaß genäßt wurden und der Boden von steter Feuchtigkeit schlüpfrig war; deshalb gediehen die Oelbäume schlecht und der Wein galt für einen der sauersten der Gegend. Wegen dieses Weinberges und des Oelwaldes hatte der Mann seine Base Cesana aus dem Tempelhause geheiratet. Sie war halb schwachsinnig, starrte und murmelte

stundenlang vor sich hin, wollte nicht in die Kirche gehen, weil sie dort fortwährend angestarrt wurde und hatte vor jedem Geistlichen Scheu. Im Hause beschäftigte sie sich mit der Zucht von Seidenraupen, die sie mehr liebte als ihre Kinder: jene brachten Brot ein, diese verzehrten es.

So wuchsen denn die Geschwister auf, wie es dem Himmel gut dünkte. Das Mädchen war zwei Jahre älter als der Bruder und keiner der Nachbarinnen schien es mit natürlichen Dingen zuzugehen, daß es bei seiner apathischen kindischen Mutter nicht jämmerlich umkam, denn diese that kaum etwas anderes, als daß sie das kleine Geschöpf auf ihrem Schoß hielt und ununterbrochen darüber hinsprach, ein Gebahren, über welches sämtliche kluge Frauen ihre sibyllinischen Auslegungen machten. Nach wenigen Jahren bereits fing das Mädchen an so unerhört, so unnatürlich verständig zu werden, daß sie ihren völlig vernachlässigten Bruder warten und pflegen konnte. Wenn sie mit ihm auf den Tempelstufen hockte und ihn mit den Sprüchen, die sie der Mutter ablauschte, in Schlaf sang, sahen sich die Nachbarinnen mit einem verständnisvollen und bedeutungsvollen Blick an und keine einzige war darunter, die nicht imstande gewesen wäre, dem Kinde seine ganze Zukunft zu prophezeien.

Mit jedem Jahre wurde der hübsche wilde Knabe mehr und mehr der Abgott und Tyrann seiner kleinen schwesterlichen Erzieherin, die ihn mit einer Zärtlichkeit, einer Sorgsamkeit hütete, welche die mangelnde mütterliche Liebe beinahe ersetzte. Der träge, selbstsüchtige Junge nahm alle Not und Mühe, die seine Schwester mit ihm hatte, als etwas Selbstverständliches hin und ebenfalls als etwas durchaus Selbstverständliches betrachtete das Mädchen dieses geschwisterliche Verhältnis, sowohl was ihre Wärterinnendienste, als was ihres Bruders Undank betraf. Ihre Mutter dagegen blieb ihr unheimlich; auch von ihrem Vater wußte sie kaum mehr, als daß er seinen Wein selbst trank und jeden Abend die Mutter schlug, was diese ruhig geschehen ließ. Trotzdem war ihr der Vater der Liebere.

Mit der Zeit war es in der Familie Cesana, die schon seit vielen Generationen den Tempel inne hatte, Brauch geworden, immer eine Tochter Sibylla taufen zu lassen; denn wie vor Jahrtausenden, so lebte auch heute noch der Sibyllentempel in aller Leute Mund. Uebrigens stand der Name im Kalender.

Die jetzigen Bewohnerinnen des Tempels, Mutter und Tochter, hießen beide Sibylla.

Wunderlich und schier unheimlich war es, wie ein Stück der alten, am Lokal haftenden mystischen Tradition vom Volk auf dessen Insassen übertragen worden war. Die Leute behaupteten, daß alle Frauen der Familie Cesana, besonders die, welche Sibylla hießen, allerlei seltsame Eigenschaften und dunkle Kräfte besäßen. Die Weiber ließen sich von ihnen ihre Träume deuten und die Zahlen nennen, auf die sie in der Lotterie und der Tombola gewinnen würden; ja, sie brachten ihnen wohl gar die Eingeweide frischgeschlachteter junger Hühner und Lämmer, um sich durchaus die Zukunft prophezeien zu lassen. Desgleichen sollten die Cesana im Besitz allerlei mächtig wirkender Sympathiemittel und wunderthätiger Salben sein, das Blut besprechen und gegen Kugeln feien können. Die Cesana hatten den unantastbaren Ruf und die Leute den unerschütterlichen Glauben, so daß den Sibyllentempel nach wie vor, außer den Schauern der Stätte selbst, die des Aberglaubens und eines geheimnisvollen Zauberdienstes umschwebten.

Einige der Sibyllen Cesana sollten, wie die Sage ging, große Streghe, das heißt Hexen gewesen sein. Von den Männern dagegen, die wie die Frauen ihres Hauses ein ungewöhnlich schönes, aber düsteres und zügelloses Geschlecht waren, errang sich mancher den Ruhm eines kühnen Briganten. Auf dem Kopf eines Cesana hatte sogar ein Preis gestanden; dieser war der Stolz der Familie!

Die ältere der beiden jetzt lebenden Sibyllen Tivolis hatte dem Ort eine schwere Enttäuschung bereitet; um so mehr fühlte man sich berechtigt, etwas ganz besonders Schauerliches von der jüngeren zu erwarten.

Sibylla schien denn auch allen Hoffnungen, die man auf sie setzte, entsprechen zu wollen. Das Leben mit der stumpfsinnigen Mutter, der beständige Aufenthalt am Rande des Abgrundes, die Scheu, mit welcher bereits dem Kinde begegnet wurde, machten dasselbe frühzeitig seltsam verschlossen und düster. Dieses absonderlichen Wesens wegen und weil sie dazu bestimmt war, die zukünftige Sibylle Tivolis zu sein, bekam sie auch keine Spielgefährten. Denn alle Mütter waren eifrig beschäftigt, ihren jungen Nachkömmlingen von dem Sibyllentempel Schauergeschichten zu erzählen und vor der kleinen Unholdin Grauen einzuflößen. Sogar von den älteren Kindern wurde das arme einsame Geschöpf scheu angestarrt und gemieden. Das Gerechtigkeitsgefühl der Kleinen geriet über solche Ausstoßung in helle Empörung; aber ihr fiel nicht ein, jemanden um den Grund solcher Feindseligkeit gegen sie zu befragen, sondern sie brütete unablässig darüber nach, bis sie älter wurde und es endlich begriff: sie konnte nichts dafür! Ein dumpfes Gefühl von Groll und Haß bemächtigte sich der jungen Seele, um diese, je älter sie wurde, mehr und

mehr zu erfüllen. In ihren Gebeten warf sie es den Heiligen leidenschaftlich vor, daß sie Sibylla Cesana hieß.

Da ihr Bruder von dem Unrecht, das man ihr anthat, nichts zu bemerken schien, ihre Mutter apathisch und stumpf blieb, so kam über den Schmerz ihres jungen Lebens nie ein Wort über ihre Lippen. Als kleines Kind freilich hatte sie oft, während ihre Händchen sich zornig ballten und heiße Thränen die braunen Wangen hinunterliefen, unter irgend einem Gebüsch ihren Kummer über die Verbannung von allen Kinderfreuden lautlos ausgeschluchzt, indessen das fröhliche Getümmel der spielenden Jugend zu ihr hinüberschallte. Aber sehr bald kam es nie mehr zu einem solchen Ausbruch ihres kindischen Wehes. Doch sicher hätte sie nicht gewußt, was thun, wenn auch ihr Bruder ausgestoßen worden wäre.

Unter den braunen halbwilden Söhnen Tiburs galt Carlo Cesana, wenn „Brigant und Sbirren“ gespielt wurde, als der kühnste aller Banditenhäuptlinge. Dieses Spiel war in Tivoli weit beliebter, als die Morra oder das Werfen mit dem hölzernen Discus.

Während Sibylla sich oft den halben Tag über mutterseelenallein in der grausigen Anioschlucht aufhielt, die sie kannte, wie den Säulenrundgang ihres elterlichen Tempelhauses, furchtlos in die verrufenen Grüfte und in die von bösen Geistern bewohnten Grotten eindrang, durchstreiften die Banden der jugendlichen Häscher und Räuber die schönen Wildnisse des nahen Catillus, legten sich in den Schluchten, den Dickichten und Ruinen altrömischer Landhäuser in Hinterhalt, brachen hervor, stürzten auf einander los, Schlachten liefernd, in denen Heldenthaten begangen wurden. Oft hörte Sibylla den wilden Jubel bis in ihre Tiefe hinunter, jetzt ganz mit ihrer Einsamkeit zufrieden, wußte sie doch, daß ihr lieber Carlo dabei war.

Dann und wann mußten die Kinder, die nichts von einer Schule wußten, mit den Eltern arbeiten, Carlo mit dem Vater in der Oliveta und in der Vigne, Sibylla zu Hause mit der Mutter bei den Seidenraupen. Zu des Mädchens großer Freude dauerte des Vaters Arbeit niemals lange; dazu waren die Felder zu winzig. Während Don Cesana im Berge zu „thun“ hatte, oder den ganzen Tag auf dem Domplatz herumlungern mußte, sollten beide Kinder in der Schlucht oder auf dem Catillus trockenes Reisig sammeln, wohl auch Pilze und Beeren suchen. Aber Carlo scheute sich vor der Schlucht und auf dem Berge jagte er lieber Falken und wilde Tauben; seine Schwester bestärkte ihn zum Ueberfluß in dieser Liebhaberei und arbeitete dann für sie beide. Erst auf dem Rückweg trafen sie wieder zusammen; der Knabe müde und mürrisch, daß er nichts erbeutet, das Mädchen bemüht, ihn durch Geschichten, die sie selbst erfand, aufzuheitern.

Am meisten bekam sie zu thun, wenn im Frühling die Maulbeerbäume anfingen sich zu belauben. In wollene Läppchen eingenäht trug sie dann an ihrer Brust die Eier des Seidenschmetterlings, bis diese ausgebrütet waren. Darauf mußte sie die gefräßige junge Brut ernähren helfen, wozu es vieler Körbe Maulbeerblätter bedurfte, die weit draußen in der Ebene, bei den Ruinen der Hadriansvilla gepflückt wurden.

Erst wenn auf den Hürden die Raupe sich einzuspinnen begonnen, gab es für sie freiere Zeit. Doch mußte sie dann gleich wieder für ihren Liebling sorgen, der inzwischen recht verwildert war. Sicher hatte seine grünsamtne Sonntagsjacke in einem blutigen Kampf mit den Sbirren wieder einmal eine klaffende Wunde erhalten und sie mußte sich der blessierten annehmen, was nicht leicht ging, da die Kunst des Nähens ihr so ziemlich ein Mysterium geblieben war. Ueberdies ward ihr der schwere Samariterdienst von dem jungen Helden, der sich gern seiner Thaten vor aller Augen rühmte, sehr verargt.

Da man auch in Tivoli lieber die Beine mit Lappen umwickelte, als Strümpfe trug, und Sandalen jedem anderen Schuhwerk vorzog, sorgte Sibylla dafür, daß ihres Bruders braune Füße wenigstens des Sonntags in reinlichen Linnen steckten; ein Luxus, der dem jungen Elegant das Staunen und den Spott aller tapferen Briganten und Sbirren Tivolis eintrug. Daher es denn auch jeden Sonntag Morgen zwischen Bruder und Schwester eine leidenschaftliche Scene gab. Aber so sehr das Mädchen auch sonst dem verzogenen, trotzigen Knaben zu willen war, was die Reinlichkeit und die Pflege seiner hübschen kleinen Person anbetraf, blieb sie unerbittlich. Auch ruhte sie nicht eher, bis der Vater ihrem Bruder eine lange rotwollene Schärpe kaufte. Als sie ihm am Marientag, strahlend vor Glück, dieses Prachtstück um den Leib wickelte, erhielt sie von Carlo die erste brüderliche Liebkosung. Diese erste blieb auch die letzte.

II.

Einer der Spielgefährten Carlos verursachte Sibylla frühzeitig leidenschaftliches Leid.

Alessandro Sebastiano war, Sibylla nahm selbstverständlich ihren Bruder aus, von allen Knaben Tivolis nicht nur der stärkste, wildeste und



chönste, sondern auch der stolzeste. Obgleich eine Eltern zu den ärmsten Bewohnern der Stadt gehörten, trug sich Sandro — so wurde ein Name abgekürzt — zu Sibyllas geheimem Leid und Neid, am stattlichsten von allen. Auch hat er sich nicht wenig darauf zugute, namentlich Carlo Cesana gegenüber, welcher die Eitelkeit und die saubere Kleidung seines Kameraden on Herzen verachtete. Statt seiner fühlte sich ie Schwester in tiefster Seele beleidigt.

Sandro und Carlo waren sich indessen leidenschaftlich zugethan, eine Empfindung, die durch hre gemeinschaftlichen Spiele scheinbar mehr nd mehr in ihnen erstickt wurde. Denn wenn Carlo der Anführer aller tapferen Briganten var, so stand Sandro an der Spitze der Sbirren, eren schimpfliches Handwerk er durch seine attliche Person und seine heldenhafte Kühnheit u großem Ansehen erhob.

Als Banditenhauptmann und Anführer der äscher mußten die beiden Knaben sich notwendigerweise hassen. Denn wer hätte je gehört, daß Briganten und Sbirren nicht grimmige Todfeinde gewesen?

Wenn Sandro fortfuhr, Carlo in geheimster Seele lieb zu behalten — wie dieser ihn — konnte er doch dessen Schwester nicht aussehen, was er, seinem heftigen Temperamente gemäß, zeigte, wo er es nur vermochte. Er ied sie nicht, wie die anderen thaten, sondern suchte sie auf. Mit spöttischem Lächeln und verlegenem Blick schlenderte er an dem Mädchen vorbei, sie mit einem höhnischen Ritornell herausfordernd. Oder er stellte sich dicht vor e hin, streckte seine Hand aus und verlangte on ihr die Zukunft geweissagt zu haben. Auch rderte er ihr einmal einen Trank ab, der ihn sie verliebt machen sollte. Stumm und gungslos hörte Sibylla zu, ihn mit ihren isteren Augen unverwandt anblickend, bis dem naben unheimlich zu Mute ward und er mit nem gezwungenen Auflachen langsam davonng. Einmal drohte er ihr:

„Warte nur bis ich päpstlicher Gendarm worden, dann laß ich dich als Hexe einsperren."

Als er gegangen war und sie nicht mehr hen konnte, warf sich Sibylla auf den Boden eder, schluchzend, als ob ihr das Herz brechen olle.

Eines Abends kam Carlo mit einer tiefen Wunde an der Stirn nach Hause. Während e Mutter ihm nur einen stumpfen Blick zuarf, schrie Sibylla bei seinem Anblick laut uf. Doch faßte sie sich sogleich, holte Wasser rbei und wusch die Wunde sorgsam aus.

Während der Knabe sich von ihr verbinden ß, raunte er ihr zu: „Das bekam ich um dich."

„Um mich?!"

Sie erschrak so, daß ihre Hände zu zittern begannen und sie den Verband wieder verschob.

„Er bekam aber auch sein Loch in den Kopf. Ich glaube ich schlug ihn halbtot."

„Wen?"

„Wen anders als den Sbirren Sandro. — — Sei nicht ungeschickt!"

„Was that er dir?"

„Er schimpfte dich eine Strega."

„O Carlo — —"

„Das kommt davon, daß du solch seltsames Ding bist, ganz anders als andere, und daß wir in dem verdammten Heidenhause wohnen und du den dummen Namen hast, du — du Sibylle!"

Schweigend, mit leichten sanften Händen beendete die Gescholtene ihr Werk. Als die Wunde sogleich aufhörte zu bluten, begann auch der Bruder an ihre übernatürlichen Kräfte zu glauben und sagte es ihr in seiner kränkenden Weise. Sie warf ihm einen so schmerzlichen, einen so entsetzten Blick zu, daß er sich schämte.

Die Wunde auf der Stirn und die Narbe, die er davon behielt, verzieh Carlo seiner Schwester niemals, indessen diese nie aufhörte, ihm in einer scheuen, fast demütigen Weise dafür dankbar zu sein.

Uebrigens war Sandro noch übler zugerichtet worden. Trotzdem er sich vorher sorgfältig vom Blut gereinigt hatte, heldenmütig seinen Schmerz verbiß und behauptete, von einem Felsen gestürzt zu sein, befand er sich in einem solchen Zustande, daß seine Mutter, als sie durch einen anderen Knaben die Wahrheit erfuhr, mit einem Gefolge von Nachbarinnen heulend zum Tempel gelaufen kam und die ganze Familie Cesana bis ins siebente Glied gräßlich verwünschte. Donna Cesana, die mit jedem Jahre dem Leben mehr abstarb, haspelte gerade ihre Cocons ab, die einzige, weil ganz mechanische Beschäftigung, der sie obliegen konnte. Als sie das Geschrei vernahm, die vielen Weiber auf sich eindringen sah, schauderte sie zusammen, erhob sich, blickte wild um sich und begann mit lauter, gellender Stimme eintönig eine alte sibyllinische Beschwörung abzusingen, die zu den geheimnisvollsten Familientraditionen der Cesana gehörte. Die Weiber verstummten, hörten eine Weile zu und ergriffen dann die Flucht. Während des ganzen Vorganges lehnte Sibylla mit geschlossenen Augen an der Wand, totenblaß, unfähig ein Wort zu stammeln, oder eine Bewegung zu machen. Erst als die Mutter schwieg, sich wieder setzte und mit dem Abhaspeln der Seidenfäden fortfuhr, als ob sie nie darin unterbrochen worden, belebte sie sich allmählich, mit einem tiefen schmerzlichen Seufzer die Augen

aufschlagend. Dann ging sie zu ihrer Mutter, setzte sich zu ihren Füßen auf einen Schemel und sah ihr in das fahle, welke Gesicht, bis ihren Blick Thränen verdunkelten. Als sie die Irrsinnige umfassen und an sich ziehen wollte, stieß diese sie heftig zurück.

Am nächsten Tage kam Carlo blaß und verstört zu seiner Schwester, Sandro habe das Wundfieber, sie müsse ihm durch eine verschwiegene Nachbarin Heilsalbe schicken, die Mutter bewahre davon eine Büchse in der Truhe. Ueberdies wisse ja auch sie Salben und Tränke zu bereiten.

Ohne ein Wort zu erwidern ging Sibylla, holte die Büchse und gab sie der dienstfertigen Frau. Aber das Weib brachte das Medikament wieder zurück: Sandro habe gleich gemerkt, daß es von Sibyllen käme und wolle lieber sterben, als sich davon auflegen lassen. Ruhig nahm Sibylla das wunderthätige Mittel und warf es in den Abgrund.

Unterdessen hörten die weisen Tivolineserinnen nicht auf, der Familie Sebastiano wegen der Verwünschungen, die Sandros Mutter gegen die beiden Sibyllen geschleudert, das gräßlichste Unglück zu prophezeien. Ein unheilvoller Zufall wollte, daß kurze Zeit nach jenem Ereignis Sandros Vater beim Forellenfang in der Anioschlucht verunglückte und starb, ehe er das Sakrament empfangen.

Bei der Beerdigung geberdete sich die Witwe, als ob sie einen Erschlagenen begrüben und ihr junger Sohn ging umher, als habe er einen solchen zu rächen.

Für die Familie Cesana schienen die Tage ihrer großen Urahne, der „Hexe“ wiederzukommen.

III.

Sibylla war achtzehn Jahre alt, als sich im Frühling ihr Vater in den sumpfigen Anioniederungen den Typhus holte. Er lag auf dem Tode. Donna Cesana erwachte plötzlich aus ihrem Stumpfsinn, warf das Chinin des Apothekers, dieses Universalmittel Tivolis, in die Schlucht hinab und braute unter allerlei mystischen Anstalten und Vorbereitungen ihre sibyllinischen Tränke. Bevor sie jedoch fertig gekocht und gemischt, ward sie selber von dem tödlichen Uebel ergriffen; schleppte sich indessen noch in die Hadriansvilla hinunter, um dort ein besonders kräftiges Heilkraut zu suchen. Als sie zurückkam, war sie kränker als ihr Mann, der ihr den Trank mit einer Verwünschung aus den zitternden Händen stieß, mechanisch, aus alter Gewohnheit, nach ihr schlug und sich dann wie ein Römer aus der Zeit der Republik zum Sterben zurechtlegte.

Gleich am ersten Tage der Erkrankung ihres Vaters hatte Sibylla ihren Bruder zu den Ziegenhirten auf dem Monte Genaro geschickt und ihm streng befohlen, nicht eher wieder zurückzukommen, bis sie ihn würde rufen lassen.

Als die Nachbarinnen, die unter gellender Absingung von Sterbeliedern das ganze Tempelgemach erfüllten — denn hierhin hatte man die beiden Todkranken dicht nebeneinander auf den Boden gelegt — Don Cesanas Gleichgültigkeit gegen alle Erdendinge gewahrten, lief eine von ihnen schleunigst nach dem Geistlichen. Von Küster und Knaben begleitet erschien derselbe. Doch bevor er den alten Heidentempel betrat, umschritt er vorsichtig das verdächtige Gebäude unter Gebetmurmeln und reichlicher Besprengung mit Weihwasser.

Mit großer Gelassenheit empfing Don Cesana die Zusicherung: nach möglichst kurzem Aufenthalt im Fegefeuer — was durch eifriges Bestellen von Totenmessen und Opferung frommer Spenden wohl durchzusetzen sein würde — in das Himmelreich einzugehen. Trotzdem er nicht viel von Beichte und Buße wissen wollte, erhielt er, in Anbetracht seines Zustandes, das Sakrament.

Mitten in der heiligen Handlung, der sämtliche Nachbarinnen mit großer Genugthuung beiwohnten, richtete der Sterbende sich auf, warf einen wilden Blick auf sein still neben ihm liegendes Weib, bedeutete dem Priester leidenschaftlich, von ihm abzulassen und sich seiner Frau zuzuwenden, hob, als dieser es nicht that, seine geballte Faust gegen ihn und sank röchelnd zurück.

Gleichmütig beendete der Geistliche seine Funktion an dem einen Lager und schickte sich darauf an, das Sterbehaus zu verlassen, ohne an das andere getreten zu sein. Die Weiber kreischten vor wohlthuendem Schreck laut auf, worauf der Mann Gottes erklärte: Die Sterbende sei der göttlichen Gnade nicht würdig; denn, obgleich stumpfsinnig, hätte sie sehr wohl eine fromme Christin sein können, da gerade solche zum Glauben verpflichtet seien.

Seit wann in Tivoli einer Frau dieses verrufenen Namens die Sterbesakramente gereicht worden seien? Seit wann Hexen in den Himmel kämen? Seit wann? —

Ein herzzerreißender Schrei unterbrach die Rede des hochwürdigen Mannes, zu dessen Füßen Sibylla sich warf, mit aufgehobenen Händen für ihre Mutter bittend.

Da geschah etwas Wunderbares. Als ob sie im Sterben ihre gesunden Sinne erhalten, gebot Donna Cesana mit klarer, ruhiger Stimme

hrer Tochter, aufzustehen und vor Gott zu nieen, anstatt vor diesem falschen Priester.

Von Entsetzen gefaßt drängten sämtliche Weiber der Thüre zu; aber der Priester befahl hnen, zu bleiben, wandte sich zum Sterbelager nd rief über dasselbe die Verkündigung ewiger Verdammnis aus. Darauf entfernte er sich, efolgt von den zitternden Frauen.

Mutter und Tochter waren allein. „Glaube hm nicht," sprach die Verdammte feierlich mit em verklärten Blick einer Seherin. „Ich sehe lles voll Glanz und Licht."

Sie schwieg, lag still da, murmelte vor sich in und plötzlich veränderten sich ihre Züge, ine namenlose Angst drückte sich in ihnen aus; e schrie auf: „Mein Kind, mein armes, unliges Kind!"

Dann begann sie schauervolle Dinge zu aunen, hellseherische Phantasieen, die Visionen ner Sterbenden. In halber Entgeisterung örte Sibylle zu.

Unterdessen war der Tempel von Weibern mlagert, darunter auch die, welche vorhin mit em Priester entwichen. Sie harrten auf llerlei schauervolle Ereignisse; aber vor allem ollten sie den Tod der beiden Cesana abwarten, n bei der nächsten Lotterie die Zahl dieser tunde zu setzen. Denn die Todesstunde nes Menschen gehörte zu den allerglücklichsten ummern und wurde bei jedem Sterbefall genau f dieselbe geachtet, sowohl von Bekannten und erwandten, als auch von den Angehörigen lbst. Je höher der Sterbende im Leben geanden, je Ungeheuerlicheres man sich von ihm erzählen wußte, je schauerlicher sein Tod wesen, desto glückverheißender waren die iffern. Ein Todesfall bei den Cesana hatte Tivoli von jeher als ein Ereignis gegolten d diesmal starben gar zwei dieser berühmten amilie, darunter eine in aller Form verammte Sibylle. Bei der nächsten Lotterie ürde ganz Tivoli gewinnen.

Je länger die wißbegierigen Frauen warten ußten, desto größer wurde die Aufregung. ls die Nacht einbrach und aus dem Tempeluse noch immer keine Nachricht kam, faßten nige der Beherztesten den Mut, in das Sterbemmer zu dringen. Sie fanden Mann und Weib bereits tot und Sibylla über der Leiche r Mutter hingesunken. Fast hätten die rauen einen Tumult erhoben vor Entrüstung, ß man ihnen die Anzeige vorenthalten, sie so um ihr Glück gebracht. Sie bestürmten ibylla, ihnen die Todesstunde der Eltern gemu bis auf die Minute anzugeben, sowie alles, as sich dabei zugetragen. Das Mädchen erb sich langsam, erwiderte kein Wort, wies it einer drohenden Geberde zur Thür. Sie sah dabei so wild aus, ihre Augen waren so stier, daß die abergläubischen Weiber eiligst ein Kreuz schlugen und zum Ausgang zurückwichen. Hinter ihnen wurde der große eiserne Riegel vorgeschoben. Noch am selben Abend verbreitete sich durch ganz Tivoli das Gerücht, Sibylla Cesana sei eine Strega.

Da keine der Nachbarinnen erschien, um die Leichen unter Absingung von Lamentationen in Linnen zu hüllen, Sibylla diesen letzten Liebesdienst wohl auch von Niemandem geduldet hätte, schickte sie sich an, die Nacht hindurch allein Totenwache zu halten. Sie legte zu diesem feierlichen Zweck ihr bestes Gewand an, entzündete die geweihte Kerzen, von denen sie zwei zu Häupten und eine zu Füßen der Leichen aufstellte, deckte diese mit Tüchern zu, riß draußen von den Rosen, die den Tempel bis zum Dache, um alle die Säulen sich schlingend, umrankten, lange Blütenranken ab, mit denen sie die Toten vollends zudeckte. Da es indessen längst Nacht geworden, die Stadt dunkel und grabesstill dalag, ließ sie die Thüre weit offen und kauerte sich auf der Schwelle hin. Es war ihr immer, als ob die beiden stillen, starren Menschen aufstehen, hinter sie treten und röcheln müßten: „Mein Kind, mein armes, unseliges Kind!" Von Grausen überwältigt sprang sie auf und eilte durch den Säulengang des Rundtempels, bis sie an eine Stelle kam, von wo aus sie noch den schwachen Kerzenschein gewahren konnte, welcher durch die offene Thür auf den Marmorboden fiel. Hier kauerte sie sich wieder hin, das Gesicht zur Schlucht hinabgewendet, und faltete mechanisch die Hände. Aber sie betete nicht.

Durch das erhabene Schweigen der Nacht tönte der Donner der Fälle in doppelter Stärke empor. Eine dichte Dunstschicht füllte die Tiefe, welche dem schwarzen Felsenbett eines unterweltlichen Nebelsees glich, auf dessen Grund die Hölle toste.

Feurig ging über dem Catillus der Mond auf, grade hinter dem Kreuz, das triumphierend auf dem Gipfel stand. Es sah aus, als sei es von Glorie umstrahlt.

Während ringsum die grauen Felsenrücken aufstrahlten, blieb die Schlucht im Dunkel, bis endlich auch sie sich erhellte. Als der Glanz die Nebelfläche berührte, schien diese zu wogen und aufzuwallen. Heller und heller wuchsen die Felsen aus der Dämmerung empor, bis es die Wände und Klippen umschimmerte, als flössen Ströme Silbers darüber hin, als entsprühte ihnen Strahlengeriesel.

Die Dunstwellen der Tiefe zerrannen, glanzvolle Wipfel tauchten auf — ein Zaubergarten lag in dem Abgrund versenkt.

Leuchtende Nebelgestalten erhoben sich und schwebten langsam, langsam, wie befreite und erlöste Geister der Tiefe, hinauf in die himmlische Bläue. Lichtumflossen stand der Tempel da, als sei er eben für die Göttin geschaffen.

Regungslos starrte Sibylla hinab. Als es sich drunten mehr und mehr verklärte, mußte sie tief aufseufzen. In ihr war tiefe Nacht.

Da hörte sie jemanden über den kleinen Platz schleichen, der den Felsenvorsprung, darauf der Tempel stand, von der Stadt schied. Vielleicht hatte sie gerade an ihn gedacht, denn sie wußte sofort, daß er es sei. Es überlief sie heiß und kalt. Sie schauerte zusammen und ihr war's, als habe sie plötzlich die ersten Regungen jener dunklen Kraft in sich empfunden, welche bei ihrer Mutter erst im Tode erwacht war, aber in der Seele einer jeden ihres Namens schlummern sollte, eine jede ihres Namens im Diesseits und im Jenseits der Qual überliefernd. Sie sank mit dem Kopf gegen die Säule und drückte ihr Gesicht in die Rosen, ohne der Dornen zu achten.

Sandro gewahrte sie nicht. An der untersten Stufe des Tempelaufgangs blieb er stehen, scheu hineinspähend, wo die beiden unheimlichen Toten lagen, von dem flackernden Licht der Kerzen spärlich beleuchtet. Als auf dem Tempeldach ein Kauz jammervoll aufwimmerte, bekreuzte sich der Bursche. Darauf rief er ihr leise: „Sibylla! Sibylla!"

Da er sie nirgends sah und sie nicht antwortete, begann ihm zu grausen. Er nestelte an seinem Halse, löste eine Schnur, ging hastig die Stufen hinauf und legte einen kleinen Gegenstand auf die Schwelle, worauf er sich eilig davon machen wollte. Doch da regte sie sich, da erblickte er sie.

Er ging unten um den Rundtempel herum, bis er zu ihr hinkam. Der Raum war dort so enge, daß er, dicht neben dem hohen Unterbau des Heiligtums stehend, in der Tiefe die Wirbel des Flusses und den Gischt der Fälle leuchtend aufschäumen sah.

„Deine Eltern sind beide tot," begann er, zwischen Grausen und Mitleid kämpfend, „und alle lassen dich allein."

„Sie liegen beide drinnen," erwiderte das Mädchen mit tonloser Stimme. „Willst du auch ihre Todesstunde für die Tombola wissen? Dir will ich sie sagen, damit du durch meinen Jammer gewinnst. Wie viele Skudi wünschest du dir?"

Sie sagte das Letzte mit solchem zermalmenden Hohn, daß der Jüngling fühlte, wie ihm alles Blut zum Herzen drang.

„Ich bin gekommen," stieß er hervor, „um mit dir —"

Sibylla fiel ihm ins Wort.

„Als ob ich nicht wüßte, weshalb du gekommen wärst, Sandro Sebastiano."

„Meine Mutter soll ja wohl deinen Vater ins Grab gejagt haben aus Rache für die Verwünschungen deiner Mutter und für die Wunde, die du meinem Bruder um meinetwillen — um der Strega willen — geschlagen. Vielleicht haben die Leute recht: es geschieht so vieles, was wir nicht begreifen können. Jeder kann es an sich selbst erleben jeden Tag."

Sie versank in Brüten. Währenddessen tobten in Sandros Brust die leidenschaftlichsten Empfindungen. Er wollte fort, stand aber wie gebannt und blickte zu ihr hinauf.

„Weil meine Mutter Sibylla Cesana hieß," klagte die Verwaiste, als ob sie zu sich selbst spräche, „und über dem Gemurmel und den Blicken der Leute zuerst tiefsinnig, dann schwachsinnig wurde, und erst im Sterben ihre Vernunft wieder bekam, hat sie der Priester verdammt. Als ob sie es mit diesem Fluch auf ihr nicht auch im Leben gewesen? Wenn sie morgen meinen Vater und meine Mutter eingraben, bekommt nur mein Vater den Segen, mein Vater, der meine Mutter, seitdem sie mich unter dem Herzen trug, mißhandelt hat, der sterbend noch seine Hand gegen sie aufhob. Wie meine Mutter gelebt, werde ich leben, und wie sie gestorben ist, werde ich sterben. Hier ein jammervolles Dasein und dort ewige Qualen. Und wofür?"

Sie erhob wie zur Anklage beide Arme gegen den Himmel.

„Wenn du zum Priester gehen wolltest," riet Sandro, von neuem von Erbarmen ergriffen.

„Zum Priester!"

Sie lachte auf, so wild und gellend, daß davon das Echo der Schlucht geweckt wurde.

„Den kenn' ich jetzt," schloß sie, plötzlich wieder ganz ruhig.

„Ich will dir geweihtes Wasser holen. Bespreng' damit das Haus und dich selbst," bat der entsetzte Jüngling.

Sie deutete in die Tiefe hinab.

„Dort fließt geweihtes Wasser genug. Wenn ich mich dort hinein würfe, brauchte ich kein anderes mehr. Aber ich darf noch nicht; erst muß sich alles erfüllt haben — meine Mutter hat mir's gesagt."

Sie verstummte; nach einer langen Weile schreckte sie auf.

„Stehst du noch immer da?"

„Dein Bruder ist fort?"

„Auf dem Monte Genaro. Wenn sie begraben sind, hol' ich ihn. Er braucht nicht zu sehen, wie sie seine Mutter noch im Tode beschimpfen."

Ihre Stimme brach. Sie vermochte nicht an den Bruder zu denken, ohne die Thränen gewaltsam zurückhalten zu müssen.

Um ihre Schwäche abzuschütteln, rief sie:

„Wenn mein Bruder wüßte, daß der Priester die Mutter in die ewige Verdammnis geschickt, er müßte den Mann niederstoßen, und wenn er am Altare stünde, das Allerheiligste in der Hand —“

Sandro hielt es nicht länger aus an dem schauervollen Ort mit der Unheimlichen so allein. Mit stockender Stimme nahm er Abschied.

„Ich geh morgen fort — nach Rom.“

„Glückliche Reise!“

Er ging aber noch immer nicht. Sie hörte, wie er schwer Atem holte.

„Damit du es nicht von den Leuten erfährst, wollte ich es dir selbst sagen. — Ich werde päpstlicher Gendarm.“

„Sbirre!“

Sie sprach das schimpfliche Wort so langsam und mit einem solchen Ausdruck von Verachtung, daß Sandro aschfahl im Gesicht wurde. Mit heiserer Stimme rief er zu ihr hinauf:

„Sag' deinem Bruder, dem Briganten: er solle sich vor dem Sbirren in acht nehmen, denn der käme nach Tivoli. Und du selbst, mit deinen Zaubersprüchen und Hexenkünsten — hüte dich vor ihm!“

Er stürzte davon.

Als sei sie von einer Schlange gestochen worden, schnellte Sibylla in die Höhe. Der Ausruf, den sie schon auf den Lippen hatte, erstarb in einem Stöhnen. Während sie wie entgeistert, mit weit aufgerissenen Augen hinstarrte, wo in der dunkeln Gasse der Jüngling verschwunden, wußte sie, wie alles kommen würde, wußte sie plötzlich wie durch innere Eingebung die ganze Zukunft. — Sie sah ihren Bruder, „den Briganten“, sie sah den Geliebten, den Gehaßten: den „Sbirren“ — sie sah sich selbst, die Rächerin. Und alle drei waren sie blaß und bluteten aus Todeswunden.

Mit einem gräßlichen Schrei sank sie hin. Sie konnte in die Zukunft sehen, sie war eine Sibylle.

Als sie beim Morgengrauen in den Tempel zurückwankte, fand sie auf der Schwelle ein kleines, kupfernes Heiligenbild, wie man sie zum Schutz gegen böse Gewalten auf der Brust trug. An der bunten Schnur erkannte sie, wer es hier verloren habe. Ihre erste Bewegung war, den Talisman von sich in den Abgrund zu schleudern. Dann jedoch barg sie das Bild hastig, wie in Angst, an ihrer Brust.

IV.

An demselben Tag fand das Begräbnis statt.

Die Totenbrüderschaft, teils in rote, teils in schwarze Kapuzröcke vermummt, schleppte zwei lange, schmale, niedrige Kisten herbei: die Särge. Uebrigens war der eine Sarg besser: aus stärkerem Holz, grellbunt angestrichen, während der andere aus ungehobelten Brettern zusammengezimmert war.

Als die Männer dem bessern Sarg seinen Toten gegeben, den Deckel zugeschlagen und eine alte, mit Gold gestickte Decke darüber gelegt — eine Umhüllung, welche sonst nur Signoren erhielten — schickten sie sich an, auch die Frau in den Sarg zu legen, für den nur ein schwarzes großes Tuch bestimmt war. Da öffnete sich die Thüre, die in das an den Tempel anstoßende Haus führte und Sibylla trat ein.

Sie hatte den roten Seidenrock ihrer Mutter angezogen, ein Prachtgewand, in dem bereits mehrere Generationen der Familie Cesana geprunkt und das immer eine Sibylle von der anderen erbte. Faltenreich umschloß der schwere Seidenstoff den schlanken Leib des Mädchens, das darin wie eine Königin aussah. Um die Schulter hatte sie sich eine Mantille von purpurfarbenem Samt gewickelt und auf dem Kopf trug sie über dem silbernen Blumenkranz einen langen schwarzen Schleier, der bis auf die Füße herabfiel und vor das Gesicht geschlagen die ganze Gestalt einhüllte.

Als wäre sie über Nacht zum Weibe geworden, so düster und hoheitsvoll stand die Tochter der beiden Toten unter den Männern, die sie aus ihren Kapuzen hervor betroffen ansahen.

„Meine Mutter rühre keiner an!“ gebot das Mädchen mit tiefer ruhiger Stimme. Und als sie unentschlossen dastanden: „Geht hinaus und wartet draußen, bis ich euch rufe.“

Schweigend wurde ihr gehorcht; sie schloß hinter ihnen die Thür.

Nach einer Weile hörten die Harrenden Hammerschläge; sie wagten sich jedoch nicht hinein. Unterdessen lief fortwährend Volk zusammen, bis der ganze Platz vor dem Tempel Kopf an Kopf gedrängt vollstand.

Endlich wurde die Thür wieder geöffnet. Das Gesicht hinter dem Schleier verborgen trat Sibylla auf die Schwelle und deutete stumm hinein. Darauf zog sie sich wieder zurück.

Die Männer fanden die Tote in den Sarg gelegt, diesen bereits geschlossen und mit der roten Samtmantilla bedeckt, so daß er neben dem anderen aussah, wie der Sarkophag einer Fürstin. Gerade kam mit einem großen Gefolge

von Diakonen, Mönchen und Chorknaben der Geistliche durch das ausweichende Volk geschritten. Der Priester wollte ein Beispiel geben.

Die Totenbrüderschaft flüsterte untereinander: dann traten zuerst die in den roten Kutten an den Sarg des Mannes und trugen ihn heraus. Als die Schwarzen mit der anderen Leiche folgen wollten, winkte Sibylla ihnen gebieterisch, zurückzubleiben und stellte sich neben dem Sarge auf.

Auch der Priester hatte es nicht anders gewollt: es sollten zwei völlig voneinander getrennte Begräbnisse werden, das eines Christen und das eines Verdammten.

Unter dem Geläut aller Glocken ordnete sich vor dem Tempel der Zug. Die Geistlichkeit trat an die Spitze, voraus wurde ein großes, mit Flor umwundenes Kreuz getragen — von der halben Einwohnerschaft geleitet, setzte sich der Kondukt in Bewegung.

Unter feierlichen und pomphaften Ceremonieen wurde der Sarg auf dem Kirchhof in das Grab gesenkt; daneben war kein anderes geschaufelt.

Erst als die Glocken verklungen, hieß Sibylla den Männern den Sarg ihrer Mutter aufheben. Sie schritt dicht dahinter, die einzige Leidtragende. Den Schleier behielt sie vor dem Gesicht; aber sie trug den Kopf stolz aufrecht, so daß sie eher einer Triumphierenden als einer Trauernden glich. So wenigstens ward ihre Haltung vom Volk aufgefaßt, das sich vor dem Kirchhofsthore zusammengerottet. In der vordersten Reihe standen alle Freunde und Verwandte des Hauses Sebastiano, darunter die Mutter Sandros in vollem Putz, von vielen Frauen umringt.

Niemand grüßte den Sarg. Nur die Angst vor der „Strega" erstickte einen Ausbruch der leidenschaftlich erregten Empfindung.

Das Mädchen schien es zu wissen. Ein düstres Feuer flammte in ihren Augen auf; sie schlug den Schleier zurück und warf einen feindseligen, herausfordernden Blick auf die Menge. Als die Träger, denen es unheimlich zu werden begann, eilen wollten, herrschte sie ihnen zu, langsam zu gehen. Diese gehorchten sofort.

An einem abgesonderten Platz wurde der Sarg in eine niedrige Grube gestellt, welche die Männer hastig zuwarfen.

Sibylla blieb am Grabe bis die Nacht einbrach.

Eine fast fanatische Liebe zu ihrer toten Mutter bemächtigte sich ihrer; den Vater, den sie trotz seiner Roheit und seines Wesens lieb gehabt, begann sie zu hassen.

Viel dachte sie auch ihres Bruders.

Wie konnte sie ihn seinem Schicksal entreißen?

Und wie den anderen dem seinen?

An sich selbst dachte sie nicht.

Der eine Sbirre, der andere Bandit!

Denn davor würde ihn keine Schwesterliebe bewahren können. Der Bandit war ihm voraus bestimmt, wie ihr die Seherin: sie und er waren beide echte Cesana.

Da würde es denn wohl nichts helfen.

Aber versuchen wollte sie es doch.

Mit diesem Entschluß erhob sie sich von den Schollen; jedoch wie sie ihn ausführen sollte, das wußte das arme, unwissende Geschöpf nur undeutlich und schattenhaft. Es würde ihr gewiß zur rechten Zeit einfallen — ihr eingegeben werden. So unerschütterlich glaubte sie bereits an ihr Wundertum, und daß sie willenlos unter einer geheimnisvollen furchtbaren Macht stehe.

Mühsam schritt sie davon. Auf ihrem Kopfe lag ein schwerer brennender Druck, wie über einen solchen die Mutter immer geklagt. Sie begab sich nach Hause, kleidete sich um, wartete, bis der Mond aufging und stieg dann beherzt in die Schlucht hinunter; gleich heute Nacht mußte das erste gethan werden; sie durfte nicht zaudern.

Unmittelbar neben dem Tempel führte ein Pfad steil hinab. Doch nicht viele hatten den Mut, ihn zu betreten, weniger seiner Gefahr wegen als aus Furcht vor den Dämonen, die in der Schlucht hausten. So viele feierliche Umzüge die Geistlichkeit Tivolis auch bereits unternommen, so kräftig man mit Weihwasser, Rauchwerk und Beschwörung vorgegangen, so zahlreiche Kreuze man in den Schluchten und Grotten eingehauen, so viele Bilder der schützenden Gottesmutter man darin aufgehangen und den Unholden entgegen gehalten — sie wollten von der Stätte nicht weichen.

Obgleich Sibylla seit ihrer Kindheit mit den Schauern des Orts vertraut war, hatte sie doch noch niemals gewagt, des Abends die Schlucht zu betreten. Seitdem sie jedoch wußte, daß sie selber eine Art Unholdin sei, kannte sie kein anderes Grausen mehr, als das Grausen vor sich selbst.

Es sollte an ihrer Vernunft nicht ungestraft bleiben, daß die Verstorbene sie unter dem Herzen getragen.

Ohne besondere Vorsicht tastete sie sich die Felsen entlang, in die damals noch kein Weg eingesprengt, keine Galerieen eingehauen waren. Die Zweige des wilden Oelbaums und Arbutus oder des stachligen Mastyx mußten ihr Halt geben. Zuweilen schien sie wie über dem Abgrund zu schweben. Da sie jedoch den grausigen



Pfad kannte, wie den Rundgang des elterlichen Tempelhauses und sich überdies ihrer sibyllinischen Kräfte bewußt war, that sie selbst bei dem täuschenden Schimmer des Mondes keinen Fehltritt. An Stellen, wo die Zweige über ihr zusammenschlugen oder wohin das Mondlicht noch nicht gedrungen war, wartete sie, bevor sie weiterschritt, bis sich ihre Augen an die Finsternis gewöhnt hatten. In dem schwarzen Grund sah sie den blassen Gischt sich dahinwälzen und fühlte ihr Gesicht genäßt von dem Sprühregen der Fälle, die von allen Seiten hinabrauschten.

Endlich näherte sie sich ihrem Ziel.

Mehr und mehr verengte sich die Schlucht, die Felsen rückten zusammen, schloßen sich fast. In ungeheuerlichen phantastischen Bildungen stieg es rings um die Nachtwandlerin auf, ein Gewirr mondscheinbeschienener Klippen und Zacken. Ein Brausen über ihr, ein Brausen unter ihr, daß der Boden zu schwanken schien. Ueber niedrigem, schier undurchdringlichem Gesträuch, einer Wildnis von Schlingpflanzen und Röhricht, hohem Blattwerk und riesenhaften Farnen, ward der finstre Eingang zu einer Grotte sichtbar, die in die Unterwelt selbst zu führen schien. Betäubend war der Lärm, der aus der Oeffnung heraufdrang: ein Zischen und Tosen, ein Brodeln und Brüllen, daß ein Donnerschlag übertönt worden wäre. Dichte Wolken Wasserdampfes quollen hervor.

Sibylla wartete, bis sie ihr Herz weniger stark schlagen fühlte; dann drang sie mutvoll vorwärts, eine finstre, schlüpfrige Tiefe hinab.

Sie befand sich in einer hohen Grotte, einem gewaltigen Felsenspalt. So viel in der Dunkelheit zu erkennen, schien in der Ferne eine mächtige Säule aufzusteigen, über die sich ein matter Schein ergoß. Von dort kam der Donner her. Es war der Anio, dessen Hauptmasse sich von dort oben herabstürzte. Wenige Schritte von dem kühnen Mädchen entfernt, wirbelte der Strom in wilden Strudeln einem unterirdischen Abfluß zu. Es war die Neptunsgrotte.

Sibylla kauerte auf dem Felsboden, den von Zeit zu Zeit eine Welle überspülte, halb betäubt von dem höllischen Lärm. So verharrte sie lange. Als der Mond durch den Felsenspalt herabschien und Wasserfall und Grotte plötzlich wie durch Zauberschlag in bläulichem Glanze erstrahlten, ein Mondregenbogen über dem Abgrund sich wölbte, stand sie auf, trat bis zum Rand der Klippe vor, erhob Antlitz und Arme und sprach langsam und feierlich den sibyllinischen Spruch, den sie seit der Kindheit aus der Erinnerung verloren und der ihr gestern Nacht plötzlich wieder eingefallen war. Das vollbracht, bückte sie sich, pflückte eine blasse Blume, die auf der Klippe blühte, zog den Dolch ihres Vaters aus dem Mieder, stach sich damit in den Arm und ließ drei Blutstropfen in den Kelch der Blume fallen; darauf warf sie den Dolch in den Strom.

Als der wundersame Glanz um sie her erblaßte, der Farbenschimmer über dem Sturze erlosch, ging sie.

Das Leben ihres Bruders war gefeit. Nur eine Kugel konnte ihn treffen — über diese eine hatte sie keine Gewalt.

V.

Schon vor Sonnenaufgang saß Sibylla und nähte aus dem Fell einer Wildkatze, die ihr Vater in einer Adventnacht auf „Blutgrund" geschossen, einen kleinen Beutel und barg darin die blasse, von den drei Tropfen gerötete Blume. Die Schnur, an welcher der Beutel getragen wurde, drehte sie aus ihrem Haar. Damit fertig, packte sie in einen Korb zusammen, was sie an Eßwaren im Hause hatte: einen Sack Maismehl, eine Flasche mit Oel, eine Schnur voll gedörrter Anioforellen. Auch von ihres Vaters Kleidern that sie hinzu und füllte einen Schlauch von Ziegenleder, darin im Herbst Most aufbewahrt wurde, voll Wein. Nun legte sie sich ihre weißen Schleiertücher auf, hob den Korb auf den Kopf und schickte sich an, das Haus zu verlassen. An der Thür zauderte sie und wandte sich noch einmal zurück.

„Es hilft ja doch nichts."

Das murmelnd nahm sie die Büchse des Vaters von der Wand herab, hing sie sich über die Schulter, packte auch noch auf, was sie an Pulver und Blei vorrätig fand. Jetzt begab sie sich ohne weiteres fort, schloß hinter sich zu und legte den Schlüssel hinter ein antikes Kapitäl, das vor der Thüre als Sitz diente.

Es war eine mühselige Wanderung durch die Steinwüsten des Gebirges, die Last auf dem Haupte. Aber ihre Seele war so beschwert, daß sie für die Anstrengung ihres Körpers keine Empfindung hatte. Mit gleichmäßigem Schritt, beide Arme übereinander geschlagen, stieg sie über Geröll und durch die trocknen Rinnsaale der Bäche steil aufwärts. Nicht mit dem Blick zu umspannen lag unter ihr das schimmernde römische Land; am Horizont rannen Meer und Himmel leuchtend zusammen.

An den grauen Felsenlehnen erspähte sie dann und wann die Steinhütte eines Hirten und diesen selbst, in Felle gekleidet, an seinen langen Stab gelehnt, die Herden weidend.

Er sah die einsame Bergwandlerin und

sang ihr ein schwermütiges Ritornell hinüber; erhielt aber keine Antwort.

Scharen brauner Felsenhühner liefen über ihren Weg; im Grase raschelten unaufhörlich die Lacerten, funkelnd, als glitten Regenbogenstrahlen durch die Blumen und das duftende Kraut, aus dem wilden, dunkelblättrigen Buschwerk tauchten schwarze halbwilde Bergschafe auf. Ueber der erhabenen Oede kreiste einsam ein Adler.

Zuweilen kam sie an einem Steinhaufen vorüber, darauf ein rohes Holzkreuz errichtet war, vom Wintersturm halb niedergerissen: hier ward einer erschlagen. Bei jedem dieser Zeichen dachte sie der beiden anderen, die einmal für zwei Erschlagene errichtet werden würden. Wo aber war das dritte Grab? Das dritte konnte sie nicht sehen, so sehr sie auch in sich schaute.

Die silberfarbene Pyramide des Genaro immer vor Augen, wanderte sie weiter, ohne auszuruhen. Als die Mittagssonne heiß herabzubrennen begann, gewahrte sie das Felsenplateau, auf dem die Hirten von Monticelli ihr Lager aufgeschlagen hatten.

Carlo empfing seine Schwester, als ob er auf sie, oder vielmehr auf ihren Korb lange hätte warten müssen. Er begrüßte sie, ohne sich vom Boden zu erheben, wo er unter Lavendel und Menthe einen guten Teil des Tages Siesta hielt. Doch sogar er mußte wahrnehmen, welche Veränderung mit ihr vorgegangen.

„Der Vater ist tot.“

„Gestern begraben, — auch die Mutter.“

Carlo heulte laut auf. — — Nach einer halben Stunde verlangte er ungeduldig, daß Sibylla „endlich“ Feuer anmache, um einige von den gedörrten Forellen, seine Lieblingsspeise, in Oel zu braten.

Sie hatte zu diesem Zweck bereits trockenes Reisig gesammelt.

Während sie die Mahlzeit bereitete, begann Carlo von neuem zu schluchzen und sich auf dem Boden zu wälzen. Seine Schwester bat ihn flehentlich, doch nicht zu weinen, wobei ihr selbst lautlos die Thränen herunterrannen, und sprach ihm von der Feuerstelle aus Trost zu.

„Beide haben sie bald das Fegefeuer überstanden und gehen dann in die ewige Seligkeit ein — der ewigen Seligkeit teilhaftig würden sie auch ohne Priester und ohne Totenmessen. Die Cesana brauchen die Priester nicht. Das ist ein starkes Geschlecht! Die Mutter ging nie in die Kirche, beichtete und kommunizierte niemals und war doch eine gute Frau, gar nicht so einfältig, wie die Leute uns glauben machen wollten. Pfui, die Leute! Auf deren Geschwätz darfst du nie hören. Nichts als Verleumdung und Lügen. Die Mutter starb wie eine Heilige. Und was sie mir alles gesagt hat!“

„Was?“ forschte Carlo. „Hat sie heimlich Geld aufbewahrt? Ist es viel? Wie viel ist es?“

Er war so aufgeregt, daß er in die Höhe sprang.

„Pah, Geld! Wenn du Geld haben willst, davon kann ich dir genug verschaffen.“

„Du! halt mich nicht zum Narren, hörst du.“

Er warf sich wütend und enttäuscht wieder hin, ohne weiter zu fragen, was seine Mutter in ihrer Sterbestunde seiner Schwester gesagt. Vielleicht hatte sie ihm ihren Segen hinterlassen — für den echten Italiener ist Geld der einzige Segen.

Sibylla hielt ihres Bruders Schweigsamkeit für einen neuen Ausbruch seines Grams. Um ihn auf andere Gedanken zu bringen, trug sie ihm das köstlich duftende Fischgericht auf, wobei sie scheinbar gleichgültig hinwarf:

„Wäre ich du, so wüßte ich, was ich thäte.“

Carlo hatte Hunger wie ein Wolf, und wußte daher sehr wohl, was er zu thun hatte, that es auch. Sibylla schenkte ihm aus dem Schlauch seine Kürbisflasche voll, setzte sich ihm gegenüber auf ein Felsstück und schaute mit herzlichem Anteil seinen Thaten zu, welche bald die ganze Pfanne leerten.

Für sich hatte sie nur ein Stück Brot abgeschnitten, worüber Carlo sehr erfreut war.

„Ja, wenn ich du wäre,“ begann sie von neuem, kein Auge von ihm wendend. Ein Bursch bist du, wie kein zweiter im ganzen Kirchenstaat. Ich bliebe gewiß nicht in Tivoli. Was sollst du dort wohl anfangen?“

Er wußte es sehr wohl: sich von seiner Schwester alle Tage Forellen braten lassen. Daher begnügte er sich, ihre Worte zu wiederholen.

„Was sollte ich wohl anfangen — freilich.“

„Ich an deiner Stelle ginge nach Aquila, wo auch Cesana sind.“ — Sie wartete angstvoll, was er zu Aquila und den Cesana sagen würde. Da er jedoch völlig stumm blieb, er wußte wohl warum, fuhr sie mit einem tiefen Seufzer fort: „Oder wenn du durchaus nicht nach Aquila willst, so gehe in Gottes Namen in die Abruzzen. Dort ist ein Mann wie du, der eine gute Büchse führt, mehr als ein Principe.“

Carlo vergaß vor Erstaunen, den Bissen in den Mund zu stecken. Er brummte:

„In dich ist wohl der Teufel gefahren!“

Da sie ihn in einer solcher Verfassung fand — er ging also ungern von ihr fort, die Madonna segne ihn dafür! — und er ihr den Teufel beschworen, mußte sie ihm die Hölle etwas heiß machen.

„Oder willst du das ganze Jahr über in den Oliveten arbeiten? drohte sie; denn arbeiten mußt du in Tivoli.

Das wirkte. Er wurde sichtlich beunruhigt; denn er kannte ihren eisernen Willen.

„Die Seidenwürmer müssen wir aufgeben," schmiedete Sibylla das heiße Eisen. „Dafür könnten wir des Nachbars Vigne pachten. Sie liegt zwar entfernt und hat mehr Steine als Blätter darauf wachsen; aber du — —"

Sie erkannte seinen Schreck, ließ das Gespräch plötzlich fallen, that ihren Meisterschlag.

„Ich habe dir auch des Vaters Büchse mitgebracht. Du kannst dich hier üben."

Gleich war er Feuer und Flamme, ließ sogar das Essen stehen, sprang auf, lief nach dem Fels, dahinter Sibylla bei ihrer Ankunft die Büchse gestellt, kam damit zurück, sie sofort einer sorgfältigen Prüfung unterziehend.

„Es gibt hier Wölfe genug. Die dummen Hirten verjagen sie nachts durch Feuer, anstatt sie anzulocken und niederzuschießen." Seine Augen leuchteten. Es war zum erstenmal in seinem Leben, daß er mit einer Büchse schießen sollte, deren einstiger Besitz seit seinen Kinderjahren das höchste Ziel seiner Hoffnungen gewesen. Er war kein Jüngling mehr — ein Mann.

Das Gewehr ladend, rühmte er seine Schwester: „Du denkst doch an alles."

„Also du versprichst mir, den Sommer über hier oben zu bleiben?"

„Ich muß Wölfe schießen. Zum Winter komme ich dann hinunter."

„Wozu?" Sie machte sich am Feuer zu schaffen. „Denk' dir, Sandro Sebastiano —"

Carlo ließ die Büchse, die er eben zum Probeschuß auf einen Falken angelegt, wieder sinken.

„Was ist's mit dem?"

„Der ist in Rom."

„Meinethalb!" Er beobachtete den Vogel, der über einem Felsen kreiste.

„Zum Winter kommt er wieder nach Tivoli."

„So?"

„Als Sbirre."

„Das lügst du!" schrie Carlo auf und ward totenblaß. Aber er kannte seine Schwester; er warf die Büchse hin, drückte sein Gesicht auf den Boden und begann bitterlich zu weinen. Die Schande seines Gespielen traf ihn tiefer ins Herz als der Tod seiner Eltern.

Sibylla stand mit zuckenden Lippen neben ihm und mußte sich Gewalt anthun, nicht hinzuknieen und seinen Kopf an ihr Herz zu drücken, aufschluchzend: ich habe ihn ja auch lieb gehabt! Sie griff nach dem Halse, um das Heiligenbild abzureißen, das sie noch immer bei sich trug, hielt aber ihre Hand auf ihrer Brust, sie gegen ihr in wildem Schmerz schlagendes Herz drückend.

Da fiel ein Schuß. Als ob ein Mensch getroffen sei, schrie Sibylla auf. Sie sah Carlo die rauchende Büchse in der Hand: er hatte den kreisenden Falken getroffen. Dann trat er dicht vor sie hin, erhob seine geballte Hand und drohte:

„Wenn du mir noch weiter an den Menschen denkst, töte ich dich. Starr' mich nicht an wie eine Tolle! Als ob ich nicht wüßte, daß du in ihn vergafft bist."

Vor Sibyllas Augen ward es dunkel. Die Scham erstickte ihre Stimme; sie konnte nur eine abwehrende, beschwörende Bewegung machen.

„Willst du leugnen, daß du schon als ganz junges Ding auf der Gasse nach ihm ausgeschaut, du — du Dirne!" schrie er sie außer sich an.

Da bäumte sich ihr tödlich getroffener Mädchenstolz wie ein getretner Wurm in ihr auf, daß der wütende Jüngling vor ihren flammenden Blicken zurückwich.

„Wärst du nicht mein Bruder, ich würde dir mit der Faust ins Gesicht schlagen. Weißt du nicht, du thörichter Knabe, daß er und ich Todfeinde sind und es in den Sternen geschrieben steht, daß unser Beider Blut vergossen werden muß? Hüte dich, daß deines nicht auch fließt."

Sie stand vor ihm wie eine Sabinerin aus der alten großen Zeit, der ein Römer Schmach angethan, sah ihm voll ins verblichene Gesicht, wandte sich von ihm ab und ging in die Wildnis hinein. Er wagte nicht ihr zu folgen.

Erst bei Sonnenuntergang kam sie zurück. Da die Hirten bereits ihre Herden dem Lagerplatz zutrieben, hielt sie in einiger Entfernung an und winkte dem Bruder, der die ganze Zeit über nach ihr ausgespäht hatte. Als er bei ihr war, bedeutete sie ihm stumm, auf einem Felsen Platz zu nehmen, während sie vor ihm stehen blieb. Sie gebot ihm:

„Es bleibt dabei, daß du den Sommer hier oben zubringst. Ich werde dir jede Woche durch einen Knaben Wein und Brot heraufschicken, dir auch Pulver und Kugeln besorgen. Die Leute in Tivoli sind uns feindlich gesinnt; es würde zwischen ihnen und dir zu Streit und Zank kommen und das dulde ich nicht. Zum Winter gehst du nach Rom und wirst Soldat. Das ist ein braver Stand! Damit du in der Stadt bald zu Ansehen gelangst, geb' ich dir Geld. Du sollst leben können wie ein Signore. So will ich's und so geschieht's."

In stummem Trotz hörte Carlo zu; als sie des Geldes Erwähnung that, sah er flüchtig auf.

„Wie willst du wohl zu Geld kommen?“ murrte er ungläubig. „Das alte Heidenhaus kauft dir kein Bettler ab und für die Vigna samt der Oliveta zahlen sie dir nicht hundert Skudi.“

„Ich bringe dir zum Herbst tausend Skudi herauf und mehr,“ bestimmte Sibylla mit solcher Sicherheit, daß ihr Bruder nicht wußte, was er davon denken sollte.

Ob sie wohl nach der Mutter artete? überlegte er, einen scheuen Blick zu ihr hinüberwerfend. Da sie aber so ruhig dastand, so stolz und streng aussah, fiel ihm ein, daß sie schließlich alles könne, was sie wolle. Möglicherweise war sie auch wirklich eine Zauberin?

Tausend Skudi hatte sie ihm verheißen, tausend Skudi und mehr; vielleicht würden es zwei, vielleicht gar dreitausend! Seine Augen funkelten, als ob er das viele Geld vor sich sähe.

Er erteilte also seine Einwilligung: wenn das Geld da sei, wolle er nach Rom gehen; sonst müsse sie für ihn sorgen.

Sibylla fühlte sich beruhigt, denn mit dem Gelde war es gewiß. Sie gab ihm jetzt das Säckchen, das sie für ihn genäht hatte.

„Es steckt ein Zauber darin,“ sagte sie mit düsterer Feierlichkeit und legte ihm selbst die Schnur um den Hals.

Sie versteht sich auf solche Dinge, dachte ihr Bruder mit ehrlichem Entsetzen. Da er annahm, daß sie alle seine Gedanken wisse, stammelte er:

„Ich dachte nur, ob du wohl selbst den Zauber gemacht hast. Vor dem Tode der Mutter konntest du das noch nicht.“

„Nein, vor dem Tode der Mutter konnte ich das noch nicht.“ Sie seufzte auf, daß es wie ein Stöhnen klang.

„Und jetzt kannst du's?“

Sie nickte ernsthaft.

„Jetzt kann ich's.“

„So bist du auch eine —“ Ihm wollte das schreckliche Wort nicht über die Lippen.

„Gewiß bin ich auch so eine. Was hilft's? Wir müssen werden, was wir werden sollen, und müssen erfüllen, wofür wir bestimmt sind.“ Leiser setzte sie hinzu: „Man kann freilich seinen Verstand dabei verlieren.“

Und sie dachte an ihre Mutter.

Schaudernd wich der Jüngling vor seiner Schwester zurück. Sie wußte: jetzt kommt er sicher nicht nach Tivoli, auch wenn ich ihm das Geld nicht bringen würde. Ihm graut's vor mir.

Carlo wollte nicht dulden, daß Sibylla die Nacht im Lager zubringe, da ihre Anwesenheit den Herden seiner Gastfreunde Schaden zufügen könne. In größter Ermattung machte sich daher das Mädchen auf den Heimweg. In einiger Entfernung vom Lager legte sie sich unter einer Korkeiche nieder. Von ihrem Platz aus konnte sie das Feuer sehen, das die Hirten zum Verscheuchen der Wölfe entzündet hatten. Dort lag auch ihr Bruder in tiefem glücklichen Schlaf.

Vielleicht vermochte sie ihn doch zu retten.

VI.

Nur durch eine breite und tiefe Kluft vom Sibyllentempel geschieden lag die Stelle, an der die Hauptmasse des Anio unterirdisch in die Neptunsgrotte niederstürzte. Vor geraumer Zeit hatte ein Erdbeben hier den Fels derartig erschüttert, daß derselbe klaffende Sprünge und Risse erhalten. Die Bewohner Tivolis schwebten seit Jahren in Angst, daß der Fels einstürzen und das Bett des wilden Stromes verschütten werde, der dann seine Fluten durch die Stadt ergossen hätte.

Um den bedrohten Ort unter besondern Schirm und Schutz des Himmels zu stellen, hatte Tivolis fromme Bürgerschaft dicht an der gähnenden Oeffnung, durch die sich der Anio in die Tiefe warf, der fürbittenden Gottesmutter ein Kapellchen errichtet, in welche sich der drohenden Gefahr wegen nur selten einige Andächtige hineinwagten. Auch war das kleine Heiligtum durch verschiedene Erdstöße und Erschütterungen mehrfach eingestürzt und nie wieder völlig aufgebaut worden. Bei jedem besonders heftigen Gewitter geriet ganz Tivoli in Furcht und Zittern, daß die gefürchtete und längst erwartete Katastrophe eintreten könne. Alle Bewohner waren dann auf dem Platz vor der Schlucht versammelt, die Geistlichkeit mitten darunter, die Weiber auf den Knieen wehklagend, die Heiligen anrufend, die Männer ebenso hilflos. Alle Glocken läuteten, des Nachts brannten Pechpfannen. Auch zur Zeit der starken Regengüsse, oder wenn Erdbeben zu befürchten standen, wurde in den Kirchen inbrünstig für die gefährdete Stadt gebetet. Unter Voranführung des wunderthätigen Marienbildes umzogen Prozessionen die schauervolle Stätte und dem wütenden Element wurde der Gekreuzigte entgegengehalten. Bis jetzt hatte das auch immer geholfen.

Seitdem Sibylla ihrem Bruder die Büchse seines Vaters gebracht, hatte die gewaltige Erregung ihres ganzen Wesens nachgelassen, so daß es wie eine Abspannung aller ihrer Kräfte — auch ihrer physischen — über sie kam. Ihre geschäftige Regsamkeit war einem düsteren Grübeln gewichen, einer geistigen und körperlichen

Stumpfheit, die zu Zeiten dem Stumpfsinn glich. Kaum daß sie sich etwas Essen bereiten und ihres Bruders Sachen in Stand halten mochte; die Cocons, von denen noch ein großer Vorrat war, rührte sie nicht an. Da ihr das öde Haus unheimlich geworden, wie von dem irrenden Geist ihrer Mutter bewohnt, hielt sie sich wieder viel in der Schlucht und an den Fällen auf, wo sie stundenlang in die Strudel starren konnte, alle die mütterlichen Sprüche, die ihr aus ihren Kinderjahren mit jedem Tage mehr und mehr ins Gedächtnis kamen, eintönig vor sich hinsingend. Ihr Lieblingsplatz für ihre schwermütigen Träumereien und sibyllinischen Stimmungen war jene halbzerfallene Marienkapelle geworden. Hier brachte sie einen großen Teil des Tages zu und zwar, da sie schlaflose, fieberhaft erregte Nächte hatte, in denen sie in wilde Phantasieen verfiel, schon vom Morgengrauen an. Auf den Stufen kauernd, neben sich den Eingang in die Unterwelt, in welche pfeilschnell die tosenden Wasser hinabschossen, wurde ihre Vernunft von den Wirbeln einer tollen Einbildung ergriffen.

Rings um sie her war der Boden zerklüftet und aufgeborsten, oft spürte sie ihn unter sich erbeben, und oft hörte sie durch den Donner des Falles, wie sich in der Tiefe große Felsstücke ablösten und mit schrecklichem Getös niederschlugen.

Das gute Volk von Tivoli, welches das Mädchen fortwährend dort sitzen sah, fühlte sich dadurch höchlich beunruhigt: sie verherte den gefährdeten Ort. Gern hätte man ihr durch den Geistlichen den Aufenthalt an jener Stelle verbieten lassen, fand jedoch nicht den Mut dazu.

Die Traubenlese hatte bereits begonnen, als Sibylla eines Abends zu den Ruinen der Hadriansvilla hinunterstieg, dort gewisse Kräuter zu sammeln, aus denen sie für ihren Bruder eine Salbe bereiten wollte. Carlo hatte ihr durch den Knaben, der ihn jede Woche mit Proviant versorgte, das Fell des ersten selbst erlegten Wolfes geschickt und der Bote dem Mädchen verraten, daß der Jäger im Kampfe mit dem Raubtiere eine tiefe Schramme im Schenkel davongetragen habe. Die Salbe sollte das Wundfieber stillen.

Ohne für die Wunder ihrer Umgebung einen Blick zu haben, durchwandelte sie suchend die Wildnis. Wie die Trümmer einer zerstörten Stadt, einer untergegangenen Welt von Pracht und Schönheit, lag es in den Waldungen, den Feldern, Wiesen und Morästen zerstreut; bald halb versunken, bald gewaltig aufragend. Blumige Prärieen, auf denen Pferde- und Ochsenherden weideten, königliche Pinienwälder, düstere Cypressen und Eichenhaine begruben die vernichtete Herrlichkeit. Ueber diesem großen Grabe standen trauernd gebrochene und geborstene Säulen.

Die Thermen, die Gymnasien und Akademieen füllten Weinberge und Oelwälder. In den Prachtgemächern des kaiserlichen Palastes wurde das Wildschwein gejagt, in den Sümpfen des Canapus brüllte der Büffel und in den Labyrinthen der „Unterwelt“ verbarg sich der verfolgte Bandit. Sibylla schritt über Stellen, wo im Sande bunte, musivische Bilder aufglänzten, durch Säulenhallen, deren Nischen sich in Rosen hüllten, an Tiefen vorüber, darin unter Menthe und Ginster ein umgestürzter Obelisk lag oder der Torso einer Riesenbildsäule. Statuen, Reliefs, Inschriftsplatten und Stücke von Prachtgebälken lagen zu kleinen Hügeln aufgeworfen für den Kalkofen bestimmt.

Ohne Staunen und ohne Gedanken blickte die Sabinerin zu den felsenähnlichen Wänden und Riesenwölbungen empor, die ein schönerer Wahnsinn, als der Neros gewesen, einst für die „Ewigkeit“ bestimmt, hier aufsteigen ließ.

Sie befand sich in dichtem Gebüsch, einer Pinienwiese gegenüber, als sie plötzlich stehen blieb, lauschte, die Zweige behutsam auseinanderbog, hindurchspähte und unentschlossen schien, ob sie weiter gehen oder umkehren sollte. Unter einer Pinie hatten sich zwei junge Mönche gelagert, die laut und eifrig im Dialekt der Sabiner miteinander sprachen. Grade wo sie lagen, hatte Sibylla ein Kraut zu finden gehofft, das seine Wirkung verlor, sobald sie es pflückte, während andre ihr zusehen konnten. Und gar Mönche!

Sie entschloß sich also zu warten, bis die beiden aufstehen und fortgehen würden; denn bald ging die Sonne unter, wo es dann in den Ruinen der Fieberdünste und Unholde wegen gefährliches Bleiben war. Auch fühlte sie sich durch die ungewohnte Anstrengung des weiten Weges völlig erschöpft. Sie setzte sich also nieder, schloß die Augen und hörte teilnahmlos auf das Mönchsgeschwätz.

Sie sprachen von „Roma antica“. Der Aeltere erzählte seinem Genossen die Geschichte der Trümmerwelt, darin sie sich aufhielten. Er sprach von Hadrian, von Antinous. Sibylla verstand nichts davon, es kümmerte sie auch nicht.

Sie wollte an ihren Bruder und dessen Verwundung durch die Wolfstatze denken: es war doch ein mutiger Junge! Und wie stattlich er geworden! Sie kannte keinen so schönen und unbändigen.

Kannte sie wirklich keinen? Sie hätte erst

darüber nachsinnen müssen und dabei schmerzte ihr Kopf immer so mörderisch! Sie wollte es lieber nicht thun: ohne das Denken war das Leben weit schöner.

Und am schönsten war's, mit geschlossenen Augen im Sonnenschein zu liegen und die Wipfel über sich rauschen zu hören.

Auf einmal wurden ihre starren Züge seltsam belebt; sie öffnete die Augen, sah erstaunt um sich, horchte, lauschte — — dann erhob sie sich halb, mit angehaltenem Atem zuhörend, alle Sinne anstrengend das Gehörte zu verstehen und zu fassen.

— „Leben für Leben! Wer sein Leben für das eines Anderen hingibt, dessen Opfer wird von der sühnenden Gottheit angenommen."

So begriff sie das Unbegreifliche.

Die beiden Mönche hatten ihre Rast längst beendet und ihren Weg fortgesetzt, als Sibylla noch immer auf den Knieen lag, in einer Versunkenheit, die sie nicht gewahren ließ, daß die Sonne untergegangen und die Nebel aufbrauten, die Fieberdünste. Erst das kalte Wehen des Nachtwindes brachte sie zur Besinnung. Sie schauerte zusammen, erhob sich mit schweren Knieen und schmerzendem Haupt, schritt schwankenden Schrittes zur Pinie, pflückte beim letzten Dämmerlichte die Kräuter und trat ihren Rückweg an.

Noch viele Tage nach diesem Vorfall ging sie wie im Traum umher. Am Rand des Anio sitzend, gedachte sie jenes Jünglings, der im fernen Aegyptenland sich für seinen Kaiser in den Strom gestürzt. Und der Kaiser blieb leben!

Wie aber, wenn es zwei waren, die durch des einen Tod am Leben bleiben sollten?

Vergebens suchte sie auf diese Frage die Antwort.

VII.

Sandro befand sich wieder in Tivoli als Sbirre.

Um seine innere Scham zu betäuben und den Haß seiner Landsleute mit Haß zu vergelten, hatte er durchgesetzt nach seiner Vaterstadt berufen zu werden. Uebrigens stand die bunte Uniform dem schmucken, schwarzlockigen Burschen vortrefflich und mit seinem kühnen, stolzen Gesicht glich er darin eher einem Befehlshaber als einem Untergebenen. Seine Mutter, die auf der Welt kein höheres Glück kannte, als ihren „Sandrino" stattlich gekleidet zu sehen und ihn schon als Kind am liebsten zu einer Puppe gemacht hätte, war glückselig. Nur daß sie es ganz im Geheimen sein mußte, war ihr leidenschaftlicher Kummer. Seit einem Jahre war es die Lebensbeschäftigung dieser Mutter gewesen, vor den Leuten über ihren ungeratnen Bengel, den verd . . . . Sbirren, zu lamentieren müssen und nur im Stillen über ihren lieben Jungen, den Signor Karabiniere, zu jubilieren. Das war sehr weise von dieser vortrefflichen Frau. Ihre Lamentationen gewannen ihr sämtliches weibliches Mitgefühl, das in Tivoli vorhanden, während ihr Jubel den ganzen Vorrat von Haß zugezogen hätte. Und es waren Sabinerinnen!

Um jedoch auch ihrem armen Sohne zu helfen und für sich womöglich noch mehr öffentliches Beileid zu gewinnen, ersann sie Etwas mit dessen Erfindung sie sich selbst übertraf:

Sibylla Cesana, um die Familie Sebastiano, noch tiefer in Jammer und Unglück zu stürzen, habe ihrem Sandrino den verdammten Sbirren angehext. Auch, daß er nach Tivoli gekommen, sei ihr Werk, denn nur in Tivoli habe sie Gewalt über ihn.

Grade zu rechter Zeit erinnerten sich sämtliche Weiber an das Begräbnis der Donna Cesana und an den Blick, den die Tochter auf Donna Sebastiano geworfen und bald gab es in Tivoli kein Kind, das nicht die Schauergeschichte wußte: wie Sandro Sebastiano Sbirre geworden. Selbst den Männern kam die Sache verdächtig vor; daß ein Bürgersohn Tivolis freiwillig Häscher ward, konnte kaum mit rechten Dingen zugehen. Wer aber schließlich am unerschütterlichsten daran glaubte, das war Donna Sebastiano selbst, die plötzlich ihre ausschweifendsten Phantasieen erfüllt sah; sie war in Tivoli zu einer Art von Mater Dolorosa geworden.

Es konnte nicht fehlen, daß auch Sandro von dem Gerücht zu hören bekam, hielt man ihn doch auf einmal statt für einen verächtlichen, hassenswerten Menschen für ein Opfer höllischer Künste. Zuerst ward er wild und wütend über die „Tollheit", darauf nachdenklich; er entsann sich aus seinen Kinderjahren jener Straßenscene, wo er ihr, gereizt durch ihre stolze Schweigsamkeit, in knabenhaftem Uebermut gedroht: wenn ich erst groß und ein wirklicher Sbirre geworden, laß ich dich als Hexe einsperren.

Nachdem dieser Vorfall wieder in seine Erinnerung gekommen, verarbeitete und verwandelte er denselben in seinem Gemüte, bis er sich gar nicht mehr vorzustellen vermochte, aus welchem natürlichen Grunde er einen Beruf ergriffen haben konnte, der ihm den Haß aller eintrug. Was früher Lust am kindischen Spiele gewesen, war allmählig Lust am Ernst geworden. Aber niemals hätte er sich eingestanden, daß der bunte Rock, der Federhut, der blanke Degen, und das gebietende, kühne Ansehen der stattlichen Männer schon als Knabe sein Staunen und seine höchste

Bewunderung erregt hatten. Auch Trotz mochte hinzugekommen sein: Warum sollte ein Sbirre nicht gleichfalls als ehrlicher Mann gelten? Selbst der allgemeine Haß, den diesen traf, war ihm zwar fürchterlich, aber doch nicht unbegehrenswert erschienen.

So kam es denn auch ihm, dem in düsteren Aberglauben aufgewachsenen, immer wahrscheinlicher vor, daß eine geheimnisvolle dunkle Macht über ihn bestimmt habe und nicht aufhöre, eine unheilvolle Gewalt auf ihn auszuüben, eine Gewalt, die er am Klopfen seines Herzens, am Strömen seines Blutes empfand und der er nicht zu widerstehen vermochte.

Denn wenn er recht darüber nachsann, darüber brütete: Was scherten ihn die Leute in Tivoli und deren Haß? Um ihretwillen war er wahrhaftig nicht wiedergekommen, wo er hätte in Rom bleiben können, der großen, prächtigen, heiligen Stadt. Da lag der Zauber! Hatte er nicht oft bis vor die Pforte von San Lorenzo laufen müssen, nur um den Weg zu sehen, der nach Tivoli — der zum Sibyllentempel führte? Wenn er am Abend fortgegangen wäre, hätte er am Morgen wieder zurück sein können, und doch über eine Stunde in der Säulenhalle stehen, wo er ihr damals gesagt, daß er nach Rom wolle. Wenn er von einem der römischen Hügel einmal zufällig aufgesehen und den Berg erblickte mit dem schimmernden Häuserstreifen, hatte ihn da nicht jedesmal Sehnsucht und Heimweh gepackt, daß ihm das Wasser in die Augen getreten?! Aber nicht Heimweh nach Tivoli, nicht Sehnsucht nach seiner Mutter — wahrhaftig nicht! Und das alles sollte kein Zauberwerk sein? Hatte er nicht schon als Knabe stehen bleiben müssen, auf ihre Stimme lauschend und sie anstarrend? Schon als Knabe war sie ihm lieb gewesen, mehr als Vater und Mutter, und er hatte ihr doch immer Groll und Haß zeigen müssen, wo er am liebsten gleich für sie gestorben wäre. Auch das keine Zauberei?!

Er knirschte mit den Zähnen, stöhnte laut, sich selbst entsetzend über den Haß, den er jetzt gegen sie empfand, gegen diese Zauberin, diese Hexe, diese Sibylle!

Aber er wollte sich rächen!

Tag und Nacht bewachte er sie; er spürte jedem ihrer Wege nach, ging ihr nach auf Schritt und Tritt, lauerte ihr überall auf, verfolgte sie wie ein Jäger sein Wild. Als einer seiner älteren Kameraden diesen Dienst, weil er sich einmal lohnen konnte, für sich verlangte, wäre deswegen fast Blut geflossen: kein Andrer, dem sein Leben lieb sei, solle wagen, das Mädchen dem Sindaco von Tivoli zu überliefern. Sie sei sein — schon von früherer Zeit her.

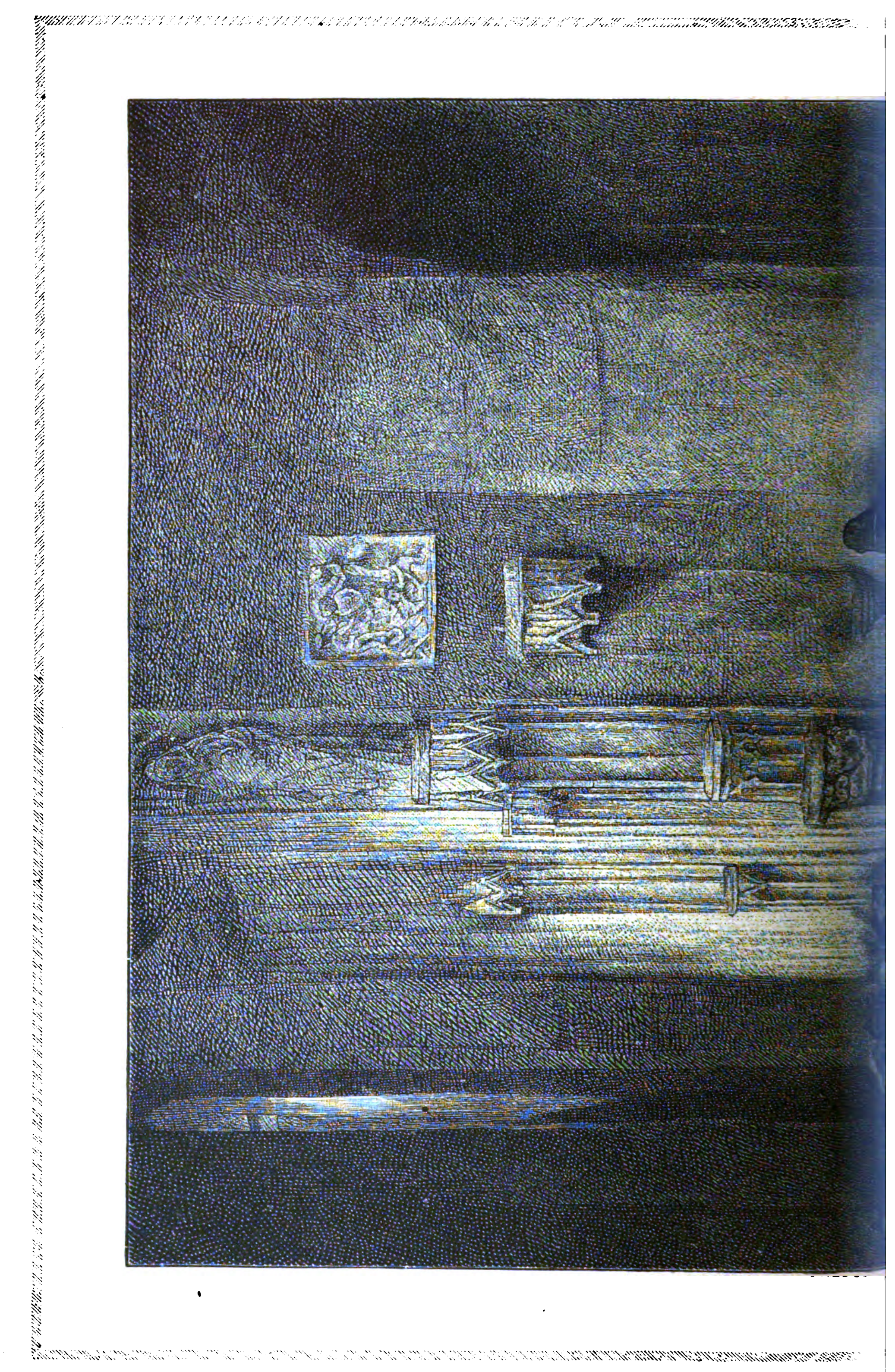
Auch hatte er bereits allerlei Verdächtiges bemerkt: ihr stundenlanges Verweilen an jenem gefährdeten Ort; ihr Kräutersammeln, nachts in der Schlucht, wenn der Mond schien und der Totenvogel schrie. Und daß sie niemals die Kirche betrat, niemals ein Heiligenbild grüßte, jedem Priester auswich. Das Grausigste indessen, was der Sbirre entdeckte, war: sie hatte den bösen Blick! Um sich davor zu schützen, trug Sandro an seiner Uhrkette das kleine Büffelhorn, diesen mächtigen Talisman gegen den mal occhio, aber mit Entsetzen empfand er, wie ihr finsterer starrer Blick trotzdem mehr und mehr Macht über seine Seele gewann. Dabei sah sie ihn, wenn er ihr drohend in den Weg trat, kaum an oder gar über ihn hinweg. Für einen vollen heißen Blick — des Hasses natürlich! aus diesen dunkeln unergründlichen Augen hätte er ein Verbrechen begehen können; in solchem Maße war er bereits durch sie dem Bösen verfallen.

Alle diese untrüglichen Beweise für ihre Zauberkraft sammelte er mit leidenschaftlicher Sorgfalt, um sobald sie vollzählig waren, die Anzeige zu machen, wie seine Pflicht ihm gebot.

Zum Oktoberfeste waren in Tivoli eine Lotterie und Tombola, diese beiden offiziellen Mausefallen, angesagt. Der Speck für die dummen Mäuse war diesmal ganz besonders lecker: allein für die Tombola ein Hauptgewinn von zweitausend Skudi. So kam denn auch das angelockte Volk aus allen vier Himmelsgegenden herzugeströmt, durch die ungewöhnliche Größe des Gewinnstes in eine Aufregung versetzt, wie vor dem Ausbruch einer Revolution.

Lotterie und Tombola!

Die Faulen arbeiten, die Gottlosen beten, die Armen hungern, die Wohlhabenden darben ihretwillen. Um ein Lotterielos ziehen und in der Tombola spielen zu können, verkauft ein Mädchen seine Tugend, hintergeht die Frau ihren Mann, betrügt der Bruder den Bruder; ehrliche Männer werden für sie zu Dieben und ein Bandit kann darum einen Mord begehen. Zu keiner Zeit sind die Kirchen so voller Andächtiger, wird die Madonna so inbrünstig um Fürbitte angefleht, erhalten die Heiligen so reichliche Gelübde, als an dem Tage vor dem Herauskommen einer Lotterie und dem Ausrufen einer Tombola. Schon Wochen vorher, ehe man die Nummern zieht, bemächtigt sich der Gemüter eine fieberhafte Erregung. Jeder Traum wird ausgelegt, jedes Ereignis, jeder Zufall gedeutet. Die Weiber laufen zu den Mönchen, den Wöchnerinnen, den Sterbenden, um sich Zahlen nennen zu lassen. Sie werden zu Auguren und beobachten den Flug





An der Kirchenpforte. Von Georg Hahn.

der Vögel. Das zerlesene: „Glück in der Lotterie“ und das vergriffene Tombolabüchlein werden zu heiligen Schriften, deren Verkündigungen die alleinseligmachenden sind. Rückt der große Tag endlich heran, ist es wie bei einem Gericht, das über Seligkeit und Verdammnis entscheidet: der Seligen werden zwanzig, der Verdammten tausende sein.

Wieder einmal ward der Sibyllentempel förmlich von Weibern belagert; denn das Verlangen nach glückbringenden Zahlen war heftiger, als die Scheu vor der Strega und die Furcht vor dem bösen Blick. Die meisten kamen mit allerlei Opferspenden: Hühnern, Eiern, gedörrten Forellen, Früchten, Oel und Gemüse. Aber die weissagende Priesterin wollte nicht aus ihrem Heiligtum treten: der Tempel war verschlossen.

Unter Schimpfen und Lamentationen warteten die Frauen bis zum Einbruch der Nacht. Endlich kam Sibylla. Sie wurde mit Geschrei empfangen: alle drängten sich zu ihr, alle wollten Zahlen haben.

Mit rauher Stimme gebot das Mädchen, ihr aus dem Wege zu gehen, schritt, ohne sich aufhalten zu lassen, die Stufen hinauf, öffnete, schloß wieder hinter sich zu. Die wütenden Weiber hätten das Haus am liebsten gestürmt.

Am nächsten Tage war das Fest,' natürlich welch ein Kirchenfest!

Feierliches Hochamt, Prozession, Böllerschießen, Musik. Die Straßen mit Blumen bestreut, und mit grünen Zweigen bepflanzt, die Häuser bekränzt und mit Teppichen behangen, die Stadt durchwogt von einer bunten Menge im Festschmuck.

Nachdem das Volk Gott gedient,. begann die Kirche dem Volke Freude zu machen.

Auf dem Platze an der Anioschlucht waren drei Tribünen erbaut, mit grellfarbigen Stoffen verhüllt, mit Guirlanden geschmückt. Ueber der mittleren erhob sich das verhängnisvolle schwarze Brett, auf welchem der Ausrufer die Nummern befestigte. Auf der einen der beiden Seitentribünen nahm in feierlichem Ornat der Sindaco von Tivoli Platz, auf der anderen stellte sich, gleichfalls in Uniform, das Tombola-Komitee auf — Beamte des Kirchenstaates.

Auch die zwei unschuldigen Waisenknaben, welche die Nummern zogen, waren da.

Unterhalb der Tribünen befand sich das Musikcorps, den ganzen Platz umgaben Gendarmen.

Dicht gedrängt stand das Volk, jeder hielt seine Karte fest in der Hand. Trompetenstöße verkündeten den Beginn.

Eine Nummer nach der anderen wurde ausgerufen und erschien auf dem schwarzen Brett. Dieser und jener gewann — kleine Summen. Die Tombola, das ist das Eintreffen aller Nummern einer Karte, schien auch diesmal, wie so viele Male nicht herauskommen zu wollen; den Hauptgewinn gewann wohl auch diesmal die Regierung selbst.

Plötzlich entstand unter der Menge eine unruhige Bewegung, welche das Spiel kurz vor dessen Ende unterbrach. — Vom Sibyllentempel her näherte sich dem Festplatz ruhigen Schrittes eine hohe Frauengestalt von roter Seide umleuchtet.

Auch sie hatte eine Karte.

Man murmelte, raunte, wich ihr aus, so daß sie dicht vor der Tribüne auf einen freien Raum zu stehen kam, vollkommen achtlos des Aufsehens und der Unruhe, die sie erregte. Aber ihr Blick hatte etwas unheimlich Gespanntes.

Ihr gerade gegenüber stand Sandro.

Das Spiel nahm seinen Fortgang, doch sahen die meisten, anstatt auf das Brett, auf die Sibylle. Jeder wußte, wie es kommen würde.

Wer fern vom Festplatz stand, hörte zuweilen Geräusch wie von einem ausbrechenden Sturm. Gleich darauf wieder tiefe Lautlosigkeit. Nur die gellende Stimme des Ausrufers, eintönig, geschäftsmäßig und im Abgrund den dumpfen Donner der Fälle.

Der laute Ruf einer Frauenstimme gebot dem Spiele Einhalt. Eine Hand streckte sich auf und hielt eine Karte empor. Darauf ein Schrei der Empörung, ein Tumult, ein allgemeiner Aufstand: die Sibylle hatte die Tombola gewonnen!

Manche gedachten ihr zu wehren, das Geld zu empfangen. Auf einen Ruf des Sindaco drängten die Sbirren vor, umringten Sibylla, führten sie zur Tribüne. Hier wurde die Karte des Mädchens untersucht, Nummer auf Nummer für richtig befunden und das Geld der Gewinnerin ausbezahlt, eine Last Silbers, die sie mit einer Miene in ihre Schürze that, als habe sie Kastanien gewonnen.

Das Volk wollte der Räuberin ihre Beute entreißen. Mit gezogener Klinge mußten die Sbirren die Bedrohte schützen und nach ihrem Hause geleiten. Sibylla schritt in ihrer Mitte dahin, so gelassen wie sie gekommen. Nur einmal zuckte sie zusammen: das war, als sich unter Verwünschungen ein Weib zu ihr hindrängte. Einer der Sbirren stieß sie zurück — der Sohn seine Mutter.

VIII.

In der Cella brannte die dreiarmige Oellampe. Flackernd fiel der rötliche Glanz auf die grauen Wände des hohen Rundgemaches. An einem antiken Opferstein, über den eine Marmorplatte gelegt war, saß Sibylla, vor sich das Licht und einen Haufen Silbergeldes. Sie war noch in ihrem Festschmuck; nur den schweren silbernen Pfeil hatte sie aus den Flechten gezogen, so daß diese in langen dichten Strähnen über ihre Schultern herabfielen. Abwesenden Geistes griff sie in das lose Haar und preßte es sich gegen die Stirn, daß es ihr Gesicht halb bedeckte. Ihr Haupt war auf die Brust niedergesunken.

Mit klangloser Stimme klagte sie vor sich hin:

„Als ich ein kleines, hilfloses Kind war, hätte ich gern alle geliebt. Warum hätte ich sie hassen sollen? Sie aber haßten mich. Ich hätte auch meine Mutter gern lieb gehabt und meinen Vater. Doch auch sie ließen mich einsam, thaten mir weder wohl noch weh. Nur mein Bruder streckte seine Händchen nach mir aus, und wenn er auch später zuweilen nach mir schlug, und mir böse Worte gab, statt mich anzulachen, so war ich doch für ihn auf der Welt und ich wußte, daß er mich vermissen würde, wenn ich ihm morgens nicht Ziegenmilch gebracht oder abends nicht Maiskuchen gebacken hätte.

Als ich gern mit ihnen gespielt, liefen sie fort von mir und schimpften mich Hexe.

Mein Name war ein Schimpfwort.

Ich wußte gar nicht, was die Worte bedeuteten, aber sie brannten in meinem Herzen, als hätten sie Feuer hineingeworfen.

Auch er haßte mich — er am allermeisten!

So oft ich die Madonna für meine Eltern und meinen Bruder bat, nannte ich ihr immer seinen Namen — seinen Namen am allermeisten.

Auch er schalt mich Hexe. Ich glaubte daran sterben zu müssen.

Aber er hatte recht: ich war, was er mich schalt. Nur, daß ich es selber nicht wußte, auch nichts dafür konnte. Wenn ich Maria getauft worden wäre, anstatt Sibylla, könnte ich jetzt auch sein wie andere Mädchen.

Es würde mich gewiß einer lieb haben.

Und ich könnte lachen. — — Wie das sein mag?

Heute hätten sie mich, weil ich für meinen Bruder das Geld gewonnen, am liebsten in den Anio geworfen. Als ob ich es hätte nicht gewinnen können? War doch die Todesstunde meiner Mutter dabei und alle die Zahlen, welche mein Leiden bedeuten."

Sie fuhr mit dem Kopf jäh in die Höhe, schüttelte sich das Haar aus dem Antlitz.

„Sie haben mich gejagt und gehetzt wie ein wildes Tier; nun ich geworden bin, was sie mich schimpften, möchten sie mich zerreißen. Fluch über sie!

„Als sie mich heute anheulten, sah ich Sandro an — selbst ihm schien ich leid zu thun. Er mußte seine Mutter von mir zurücktreiben; die Frau schwankte und schrie auf. Das stach mir ins Herz — nein, in den Kopf, daß ich hätte aufschreien mögen."

Mit einem gebrochenen Laut glitt sie von ihrem Sitz herab und fiel mit dem Kopf auf die Steinplatte, daß es hart aufschlug.

So lag sie lange und hörte nicht die Schüsse, die in der Stadt fielen.

Dann wurde an die verschlossene Thüre gepocht, zuerst leise und heimlich; dann lauter und lauter. Auch rief einer ihren Namen, angstvoll, wie flehend.

Die Stimme brachte sie zum Bewußtsein zurück. Sie schnellte auf, blickte wild um sich, versuchte sich zu besinnen.

Wieder hörte sie ihren Namen rufen.

Sie schwankte zur Thür, schob mit bebenden Händen den Riegel zurück — Sandro drängte sich herein, schloß wieder hinter sich zu. Er sah ganz entstellt aus vor Angst, Seelenqual und Leidenschaft. Er mußte gekämpft haben, denn er war verwundet, an seinem Haar klebte Blut.

Sibylla war langsam zurückgewichen bis zur Wand, an die sie sich lehnte. Ihre Glieder waren ihr schwer und starr geworden. Mit diesem Blick, den sie von Sandro nicht abwandte, glich sie ihrer irrsinnigen Mutter.

Auch er ließ die Augen nicht von ihr.

„Sie sind sinnlos trunken! Sie wollen dich in die Schlucht werfen, die Gendarmerie liegt noch mit ihnen im Kampf! Wir sind aber unser zu wenig! Ich habe mich losgerissen. — — Die Weiber führen sie an."

Er glaubte, daß sie aufschreien würde, sie blieb aber stumm. Doch die Schüsse hörte sie jetzt — schon ganz nahe.

„Du mußt auf der Stelle fliehen. Ich gehe mit dir."

Sie verstand ihn nicht; er sah es an ihrem Blick. Da schrie er ihr fast zu:

„Ich gehe mit dir. Ich kann nicht von dir lassen. Gott sei meiner Seele gnädig!"

Er taumelte auf sie zu, stürzte vor ihr nieder, umschlang mit beiden Armen ihren Leib, drückte sein Gesicht dagegen und schluchzte, daß der ganze Mann zitterte.

Sie blieb stumm und starr.

Plötzlich sah sie, daß er blutete. Sie faßte

nach seinem Kopf und stieß einen gellenden Schrei aus: sie hatte ihn getötet!

„Komm fort! Sie werden gleich da sein — Horch!"

Das Getümmel drang näher und näher, die Schüsse hatten aufgehört.

Ihr fiel ein, daß die Heiligen vielleicht doch noch helfen könnten. Sie riß sich die Schnur vom Halse und hielt ihm seinen Talisman hin: er sollte leben!

„Sibylla! Sibylla!" rief er sie an.

Sie stand da und lauschte mit verzücktem Lächeln auf den Klang ihres Namens.

Als Sandro ihre Entgeisterung gewahrte, umschlang er sie, hob sie auf, wollte sie forttragen. Sie ließ es willenlos geschehen. Schon hatte er den Riegel zurückgeschoben.

Es war zu spät. Der kleine Platz wimmelte von rasenden Menschen, jeder Ausgang schien von ihnen versperrt. Er konnte sie nur dadurch noch retten, indem er sie zu seiner Gefangenen machte und sie als solche dem Volke zeigte.

Da schien Sibylla zu begreifen, was mit ihr geschehen solle, was Sandro ihr gethan. Sie riß sich von ihm los, eilte auf dem Rundgang hin, schwang sich hinab. Bevor Sandro den Ort erreichte, war sie in der dunkeln Tiefe verschwunden; seiner entwichenen Gefangenen nach, sprang der Mann, in den Abgrund.

Das wild bis zum Rand nachdringende Volk hörte nur das Gepolter des abstürzenden Gerölles, sonst nichts.

Sandro suchte die ganze Nacht hindurch, immerfort ihren Namen rufend, den das Gebraus der Fälle verschlang.

IX.

Aber sie lebte. Was hätte es ihr auch genützt zu sterben, solange noch über ihnen das Unheil schwebte? Keine Fluten, kein Abgrund hätten sie aufgenommen, ehe sich das nicht vollzogen. Lange bevor in jenem verzückten Lächeln der ganze Jammer ihres Daseins verrann, war ihr Wahn zum Glauben geworden.

In einer der Ruinen der Hadrianvilla hauste sie wie ein Tier mit anderen Tieren, sich wie diese vor dem Jäger verkriechend; denn sie wußte, daß ihr von einem, der sie fangen wollte, nachgesetzt wurde.

Zum Glück war der Winter überaus mild, sie überdies in ihrem halb unterirdischen Labyrinthe vor Entdeckung so sicher, daß sie Feuer anzünden konnte.

Nur ein hexenhaftes altes Weib aus der Solfatara, das das verrufene Gemäuer nach Schlangen durchkroch, deren Köpfe sie für Liebestränke gebrauchte, entdeckte ihren Aufenthalt. Doch kannte sie Sibylla nicht und hielt sie für eine entlaufene Sabinerin, die in den Ruinen auf einen Briganten, ihren Liebhaber, lauere. Sie erzählte dem Mädchen von der Sibylle von Tivoli, auf die sie, als auf eine gefährliche Konkurrentin, einen wütenden Haß geworfen hatte, und deren ächtes Hexentum sie unter heftigem Schelten über den Aberglauben der Leute leidenschaftlich bestritt. Durch sie vernahm die Geflohene, daß man in Tivoli annahm, sie sei in der Neptunsgrotte verschwunden, daß sie eines Tages aber wieder erscheinen werde, um den Felsen in die Tiefe zu reißen und den Anio über die Stadt tosen zu lassen. Aus dem Gelde, das sie durch ihre Zauberkunst bei der Tombola gewonnen, sollte die Marienkapelle neu aufgebaut werden, mit einem prächtigen Altarbild: die Mutter Gottes, ihr Heiligtum vor der Sibylle beschützend. Der Sbirre, der die Hexe gefangen genommen und dabei soviel Mut und Eifer bewiesen — er ward halb zerschlagen aus der Schlucht heraufgebracht — war zum Korporale ernannt worden. Das Haus der Sibylle hatte sofort der Sindaco von Tivoli an sich gezogen; ihr Bruder sollte in den Abruzzen als Brigant gesehen worden sein.

Sibyllas Seele träumte zu tief, als daß diese Mitteilungen sie hätten wecken können. Sie empfand von ihrem Leben kaum mehr als die Furcht, daß sich darin noch etwas werde erfüllen müssen. Unablässig darüber brütend, tauchten vor ihrem inneren Gesicht immer und immer wieder jene drei blutenden Gestalten auf. Wie sie von zweien das Blut würde abhalten können, dieser Gedanke war nach wie vor der Inhalt ihrer Tage.

Zuweilen war ihr, als wolle etwas in ihr aufklingen; aber sie konnte den Ton nicht mehr vernehmen. Und es war doch ihr eigner Name, von einer Stimme gerufen, die Liebe, Leidenschaft und Verzweiflung fast erstickt hatten.

Nachts wagte sie sich aus ihrem Versteck hervor. Ueber den Sümpfen des Canapus schwebten bläuliche Flämmchen, in den Ruinen jammerte der Totenvogel, schrie die Wildkatze und irrten die Fledermäuse.

Durch Dickichte und über Schutthügel hinweg, drang Sibylla vor, bis sie von der römischen Landstraße her das Schellengerassel der Fuhrwerke, die des Nachts nach Rom zogen, und beim Grab der Plautia die Wellen des Anio rauschen hörte. War die Nacht nicht zu dunkel, so konnte sie hoch über den Oelwäldern Tivoli erkennen, die Cypressen der Villa d'Este, und den Catillus mit dem Kreuz auf seinem Gipfel.

Gerade unter diesem lag die Schlucht, stand ihr Haus.

Oft durchschweifte sie, sich mit einem Spahn

aus Pinienholz leuchtend, die unterirdische Ruinenwelt. Dann strahlten schimmernde Wände auf, Gemälde und Bildsäulen. Einmal schwang sie ihre Fackel, da schien aus der weißen Marmorwand ein wunderschöner, todblasser Jüngling zu treten, das Haupt bekränzt, Blumen in den Händen.

Es war zum erstenmal, daß sie stehen blieb und sich ein Bildwerk betrachtete.

Todtraurig war das schöne Antlitz, das sich ihr nie ganz zuwenden wollte.

Während es, von ihrer Fackel beleuchtet, rot und lebensvoll aufglühte und sie regungslos dastand, kam ihr eine Erinnerung zurück: ein Jüngling stürzte sich für seinen Kaiser in den Strom. Und sein Kaiser blieb leben.

Mit einem tiefen Seufzer verließ sie das Marmorbild: es erblaßte so schrecklich, wenn sie mit ihrer Fackel sich entfernte, tauchte so schaurig in Finsternis, blieb in seinem Grabe so einsam.

Fortan suchte sie es jeden Tag auf und als es zur Weihnachtszeit wieder Blumen gab, pflückte sie bei Mondlicht und Sternenschimmer die halbe Nacht hindurch Anemonen und Narzissen, die sie vor das Bild schüttete, wand auch Kränze dafür.

Ueber dem Blumenwinden fiel es ihr ein: jener Jüngling starb für einen Kaiser — wenn sie, die Sibylle von Tivoli, für zwei starb, von denen der eine nur ein Brigant, der andere nur ein Sbirre war — so würden gewiß beide leben bleiben: Auf das Leben eines Kaisers mußte ja das Leben von Tausenden kommen. Endlich hatte sie es gefunden! — — —

Der Scirocco wollte nicht aufhören. Ein fahler Dunst umbraute Himmel und Erde. Das Albanergebirg erschien wie ein grauer, langhingestreckter Wolkenzug, der schwer und regungslos auf die ungeheure Weite niedergesunken war und der Soracte glich, in seine Nebel gehüllt, mehr als je einer riesigen Sphinx, mit ihrem Felsenleib über das unübersehbare Trümmerfeld der römischen Landschaft hingestreckt: das stolze Denkmal des gewaltigsten Schlachtfeldes der Welt, der Leichenstein eines Kirchhofs, in dessen Grüfte Völkerschaften zum ewigen Schlafe gebettet liegen. Wer löst die Rätsel der Weltgeschichte?

Obgleich Frühling, war es dennoch schwül wie im Sommer. Einen vollen Monat hindurch hatte es ununterbrochen geregnet, in Strömen war es vom Himmel herniedergeflossen, so daß jedes Rinnsal zum Wasserfall geworden, jeder Bach zum Fluß und zum See jeder Sumpf. Im Gebirge waren Bergstürze geschehen, die Niederungen überflutet, in Rom herrschte Wassersnot.

Furchtbar toste der Anio.

Seitdem der Scirocco wehte, wurden öfters Erdstöße verspürt. Aus dem Neapolitanischen lief die Schreckenskunde ein, daß der Vesuv in voller Thätigkeit sei und an seiner Nordseite eine blühende Ortschaft verschüttet habe.

Den ganzen Tag über hatte Sibylla kaum Atem holen können, denn bis in die Unterwelt hinab drang die glühendheiße Luft und führte Wüstenstaub in die Lungen. Der Aufenthalt in dem halbdunkeln Raume ward ihr zuletzt unerträglich. Sie begab sich also hinaus und hinauf, kauerte sich unter ein blühendes Laurustinusgebüsch und sah durch die schneeweißen Blumenzweige hindurch die Sonne untergehen, als glanzlose, blutrote Scheibe.

Vom Meere her zog ein schweres Gewitter auf; solches Gewölk hatte Sibylla vorher niemals gesehen! Es war wie von der Hölle ausgespieen.

Ihre Bangigkeit steigerte sich immer mehr zu einem unerträglichen Angstgefühl. Die totenhafte Stille, die grauenvolle Einsamkeit erfüllte ihre kranke Phantasie mit Schreckbildern. Lebensvoll und deutlich, wie seit langem nicht, aber ins Ungeheuerliche verzerrt tauchten aus der Nacht ihrer Empfindung die Gestalten empor. Sie sah sie so, daß sie vor den Erscheinungen wie vor Wesen aus Fleisch und Blut die Flucht ergriff. Aber sie wurde von ihnen verfolgt.

Wie sie so, von ihren eignen Geistern getrieben, durch die Ruinen eilte, bald in rasendem Lauf, bald schwankend und taumelnd, hörte sie sich gellend angerufen: „He du! He du!“

Zuerst wollte sie sich in die Gebüsche stürzen; aber es war der Ton einer Menschenstimme und wenn es die ihres Todfeindes gewesen, sie wäre stehen geblieben, um auf ihren Wohllaut zu lauschen. So wandte sie sich und erblickte die alte Sibylle von der Solfatara. Sie eilte auf das Weib zu.

„Wo willst du hin, wenn die Welt untergeht? Kriech wieder in deine Höhle, du armes Ding. Hör' nur das Sausen und Brausen. Als führ' der böse Feind durch die Luft. Kehr um.“

„Mir thut er nichts.“

„Weil du eine Närrin bist? — Horch! In Tivoli schießen sie.“

„Auf wen?“

„Weißt du's nicht? Auf Carlo Cesana!“

„Carlo Cesana!“

„Das ist einer! Weil sie ihm das Geld seiner Schwester genommen, hat er heute Abend den Sindaco erschossen. Die Sbirren sind schon hinter ihm her. — He, du, wo willst du hin? — Jesus Christus! Was für ein Blitz! Bleib! Es erschlägt dich.

„Mich nicht! Ich bin die Sibylle von Tivoli und — —“

Donner übertönte die Worte.

Als das Knattern und Prasseln vorbei war, lag die Hexe von der Solfatara auf den Knieen und bekreuzte sich.

Zugleich mit dem Gewitter brach der Sturm los.

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Mörder hatte sich in die Schlucht geflüchtet und wurde von seinen Verfolgern aus derselben hinauf auf den Catillus getrieben.

Dieser niedrige kahle Bergvorsprung erhebt sich dicht bei Tivoli, unmittelbar über der Schlucht, welche er bilden hilft. Wäre der Brigant von diesem Berge aus in das Felsengebirge entflohen, so hätte man jede Verfolgung aufgeben müssen. Deshalb war der Catillus gleich bei Beginn der Jagd von drei Seiten umzingelt worden. Sobald man den Mörder nicht mehr in der Schlucht wußte, hatte man auch die vierte Seite mit Bewaffneten besetzt.

Darüber brach die Dunkelheit herein. Die Bevölkerung trug große Reisighaufen zusammen, die, angezündet, über den ganzen Berg Helle verbreiteten. Bei dem Sturm, der sich erhoben und der mit jeden Augenblick heftiger wurde, schlugen die Flammen wild auf.

Langsam rückte der Kreis der Sbirren vom Fuß des Felsenkegels zum Gipfel vor; innerhalb des Zirkels suchten sie den Berg ab. Der Korporal Sandro Sebastiano führte sie an: sie wollten ihn lebendig fangen.

Ganz Tivoli sah der Jagd zu.

Das Volk schrie, als ob ein Heer von Syndacussen erschossen worden. Aber bei dem Tosen der Fälle, dem Brausen des Sturmes, dem Rollen des Donners war kein Laut hörbar.

Jeder Blitz erleuchtete das wilde Bild: die Anioschlucht mit dem Sibyllentempel, den Platz und die Brücke besetzt mit rasendem Volk.

Keiner dachte mehr der Neptunsgrotte und doch war während der letzten stürmischen Tage die Gefahr ihres Einsturzes mit jeder Stunde gewachsen. Schon vor Wochen mußte der Platz vor der Marienkapelle durch eine niedrige Brüstung abgesperrt werden.

Sie hatten ihn!

Er stand auf dem Gipfel, der nur einige Fuß breit Raum bot und umklammerte mit einer Hand das Kreuz, da der zum Orkan gewordene Sturm ihn sonst hinabgeworfen hätte. In der freien Hand schwang er seine Büchse, bereit, jeden, der sich ihm näherte, niederzuschlagen.

Sandro war der erste, der oben anlangte, denn er wollte, daß Carlo dort sterben solle: das Haupt seines Jugendfreundes, Sibyllas Bruder, durfte nicht auf dem Schaffot fallen.

Deutlich erkannte man von Tivoli aus auf dem erhellten Gipfel die Gestalten der beiden.

Die Büchse fortwerfend, griff Sandro nach seinem Dolch. Da warf auch Carlo sein Gewehr hin. Sandro warf sich auf ihn, rang mit ihm.

Der Mörder lag überwunden am Boden, Sandro kniete auf ihm und wollte ihm den Todesstoß geben. Da leuchtete es unter ihm auf — da sah er sie neben der Kapelle stehen, wie sie, zum Gipfel aufblickend, sich hinabwarf.

Bei dem Donner, der dem Blitz folgte, schwankte der Boden. Darauf ein Getöse, als ob der Berg einstürzte. Das that er auch: bei der Marienkapelle stürzte er in den Abgrund herab.

Fürchterlich war der Wirrwarr: jeder suchte sich zu retten. Indessen stiegen die Fluten.

— — — — — — — — — — — — — — —

Dem Fremden, welcher heute an der Seite eines Führers auf künstlich gebahntem Wege in Tivoli die Neptunsgrotte besucht, werden die wilden Strudel, aus denen chaotisch die niedergestürzten Felsmassen aufsteigen, geheimnisvoll als „la tomba della Sibilla“ bezeichnet. Will der Mann mehr wissen, so braucht er nur zu fragen, und ihm wird mit dem Pathos eines Cicero die in Tivoli unvergeßliche Begebenheit jener Schreckensnacht berichtet, in welcher die „Sibylle von Tivoli“, um das Leben ihres Bruders zu retten, aus ihrem Grabe auferstand und den Berg in die Tiefe riß. Aber mit dem Felsen, der die Muttergotteskapelle trug, als ihrem Leichenstein über sich, ist sie nun in ihrem Grabe festgebannt; sie muß liegen bleiben. Und liegen bleiben muß sie auch am jüngsten Tage, wenn alle auferstehen dürfen.

Im Albergo della Sibilla, wenn der alte Padrone — wohlverstanden, der alte! — über einer Foglietta Traubensaftes, der aber nicht in Tivoli gewachsen sein darf, redselig wurde, konnte man die Geschichte der Sibylle von Tivoli so lebendig erzählen hören, daß es einem nachher zu Mute war, als hätte man sie selber erlebt.

„Und was wurde aus dem Bruder, Padrone?“

„Was sollte aus dem geworden sein? Ein Brigantaccio! Bald darauf, nachdem er in jener Nacht den Sbirren glücklich entwischte, wurde er gefangen und wegen Straßenräubereien lebenslänglich auf die Galeeren geschickt.

„Aber der Sandro?“

„Ja, der Sandro! Mit dem ist's eine eigne Sache — —“

„So sprecht doch! Nahm er auch solch ein schmachvolles Ende?“

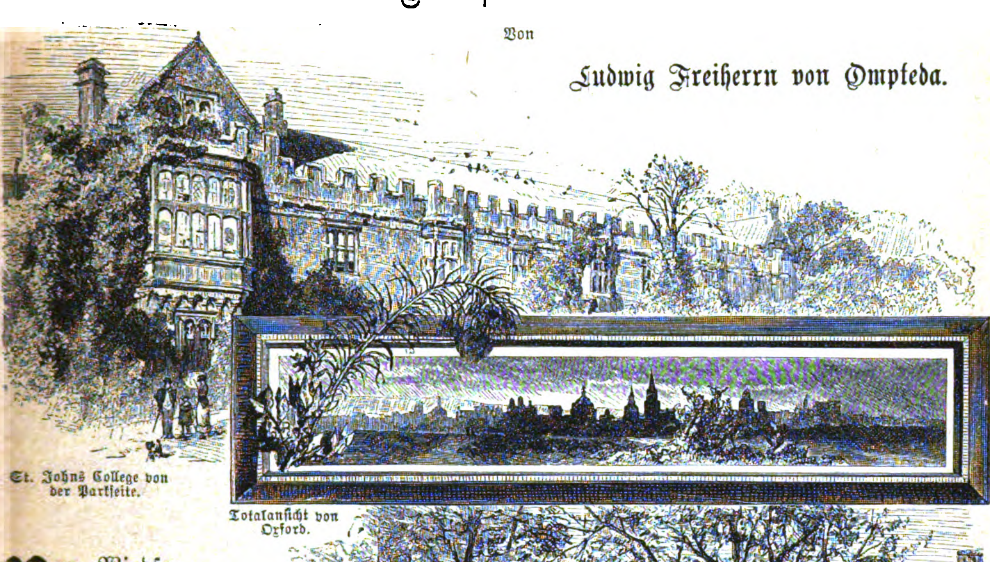
„Ma che! Der setzte in der Lotterie die Todesstunde der Sibylla und gewann darauf baare zehntausend Skudi. — Noch ein frisches Fogliettchen, Signor Riccardo?“

Ich ging heraus. Draußen stand ich im Säulengang, sah über dem Catillus den Mond aufgehen und lauschte den sibyllinischen Stimmen der Tiefe.

Es klang wie wilde, zornige Klage.

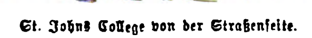
Oxford.

Von
Ludwig Freiherrn von Ompteda.



St. Johns College von der Parkseite.

Totalansicht von Oxford.



St. Johns College von der Straßenseite.

Von Windsor aus zieht sich die Great Western Bahn nördlich den grünen flachen Themseufern entlang, und nach einer Stunde raschen Fahrens treten wir in ein fruchtbares, baumreiches Thal ein, in welchem der Hauptstrom den Nebenfluß Cherwell aufnimmt. „Father Thames“ fließt hier für einige Zeit inkognito; er verändert seinen ehrlichen Namen gegen die anspruchsvoll klassisch anklingende Bezeichnung: Isis. Jedoch ist diese gelehrte Umtaufung keine ägyptiologische Laune der früheren antiquarisch gesinnten Anwohner, es ist nur die andere Abkürzung des alten vollen Namens „Tam-esis“, wie ja auch unsere alte Weseris, oberhalb des Städtchens Münden, als Werra, und von dort an erst als Weser strömt.

Nähern wir uns dem Ziele unserer heutigen Fahrt, so entwickelt sich unserem Auge ein überraschend großartiger Anblick. Ein Wald von Türmen, Spitzen und Kuppeln steigt zu unserer Rechten aus dem Flußthale empor, eine Welt von dunklen, uralten, gezinnten, schloßartigen

Abteien um Ritterburgen in den reichsten Formen, aber schwer und fest wie für die Ewigkeit gegründet. Ohnegleichen steht Oxford da in England, durch seine Architektur wie durch seine Geschichte. Auch der Kontinent bietet kaum ein Aehnliches, mit Ausnahme vielleicht der großen italienischen Städte. Bekannt in der Welt ist Oxford allerdings weniger als Pisa und Florenz. Den kontinentalen Reisenden führt sein Weg nur selten von London in diese besondere, und gegen den Fremden streng abgeschlossene Welt. Selbst vielen Engländern ist



Parkpartie.

ihr größtes architektonisches Juwel fremd. — Vielleicht läßt sich die Annahme eines lokalpatriotischen Geschichtsforschers, daß Oxford im Jahre 2954 nach Erschaffung der Welt und 1009 Jahre vor Christi Geburt, somit noch 38 Jahre vor der Erbauung des Tempels Salomonis, von einem Britenkönig Memphric gegründet sei, nicht mit völligster urkundlicher Unwiderleglichkeit feststellen. Sicher ist jedoch, daß die sächsischen Könige vom fünften Jahrhunderte an, in ihrer festen Burg an der „Ochsenfurt“ häufig residierten und daß Alfred der Große im Jahre 872 in Oxford drei „Halls“ oder Schulen gründete. Von dieser Zeit an nimmt die Stadt eine hervorragende Stellung in der Geschichte des damaligen angelsächsischen Englands ein, bedeutender als London. Hier tagte das Witeno-

gemot, der Vorläufer des jetzigen Parlamentes; hier wurden Könige eingesetzt und ermordet.

Viele Jahrhunderte lang, während der guten alten gläubigen Zeit, galt König Alfred für den Gründer der Universität und im Jahre 1872 wurde der tausendjährige Geburtstag der „Alma Mater“ nach Gebühr gefeiert. Die moderne historische Kritik setzt jedoch die Gründung der eigentlichen Universität nicht früher als in das Jahr 1250, wo das „University College“ gestiftet wurde. Indessen ging nicht etwa aus diesem die Universität hervor. Die „Universität Oxford“ ist eine Korporation, ähnlich den deutschen Universitäten. Sie bildet gewissermaßen die höhere Einheit der einzelnen Colleges und faßt diese in einem heute noch arbeitenden Centralisierungsprozesse zusammen. Die „Colleges“, die Kollegienhäuser, bieten den Studenten Wohnung, Ernährung, Stipendien, passende Gesellschaft, eine sehr milde, disciplinarische Aufsicht, während seiner jüngeren Semester fast den ganzen Unterricht, und später, wenn er bei den Universitätsprofessoren hört, Nachhilfe in seinen Studien. Sie sind den Konvikten vergleichbar, wie sie in Tübingen für protestantische Theologen, anderwärts für katholische bestehen. Indessen umfassen sie eine weit vielseitigere Gemeinschaft als jene. Sie sind ein weltliches protestantisches Stift, am ähnlichsten vielleicht den ehemaligen großen Abteien der Benediktiner. „Qui non religiosi, — religiosi viverent“, also: „klösterliches Leben ohne Gelübde“, heißt es in einem der ältesten Stiftungsbriefe. Die „Colleges“ haben ihre von der Universitätsbehörde völlig unabhängige Verfassung und Verwaltung. Ihr gewähltes Haupt heißt: Rektor, Master, Provost, Präsident oder Dean (Dekan). Die Mitglieder des Kapitels heißen: Fellows.

Solcher „Colleges“ gibt es 21: außerdem noch 4 kleinere Konvikte, „Halls“ genannt. Ihre Stiftung fällt in sehr verschiedene Zeiten. Etwa die Hälfte bestand schon vor der Reformation; die neueren seit 1525, wurden meistens mit dem eingezogenen geistlichen Gute dotiert. Das jüngste, Keble College, stammt erst aus dem Jahre 1868.

Die Universität im engeren Sinne ist, im Verhältnisse zu den Colleges, nicht reich. Sie hat nur eine jährliche Einnahme von etwa 600 000 Mark. Weit größer sind die Vermögen der Colleges. Sie besitzen zusammen eine Grundfläche von etwa 200 000 Morgen, über ganz England verstreut, und beziehen davon eine Rente von 4½ Millionen Mark. Die gesamte jährliche Einnahme der Universität Oxford, einschließlich aller Colleges, wird sich auf etwa 9 200 000 Mark belaufen.

Nehmen wir als Beispiel für die Errichtung eines College dasjenige von St. John the Baptist. Es wurde gestiftet im Jahre 1557 durch Sir Thomas White, Mitglied der ehrsamen Tuchhändlergilde und Lord-Mayor von London, für einen Präsidenten, fünfzig Fellows und Scholars (Stipendiaten), einen Organisten und sechs Sänger.

Seine altertümliche und malerische Giebelfronte (S. 607) ist von der Straße durch eine breite, mit alten Ulmen besetzte Terrasse getrennt. Ueber dem Haupteingange steht ein viereckiger, schwerer Zinnenturm, der mit einem tiefen Bogenfenster und Nischenheiligen unter Baldachinen verziert ist. Im Inneren öffnet sich zunächst ein weiter, viereckiger, gotischer Hof, um welchen die Hall (Eßsaal), Kapelle, Küche, die Wohnungen für Präsidenten und Fellows liegen. Hinter diesem treten wir in einen Renaissancehof, mit reichen, dorischen Portalen, von dem berühmten Baumeister des 17. Jahrhunderts, Inigo Jones. Hier wohnen die 110 Undergraduates (Studenten, die noch keinen akademischen Grad erworben haben).

Die Finanzen des College sind etwa folgende:

Jährliche Einnahme	450000 M.
Ausgaben	
1. Gehalt des Präsidenten .	37000 „
2. Gehalt der Fellows . . .	200000 „
3. Ausgabe für Stipendien etwa	50000 „

Zahl der Studenten 110.
Patronatspfarren des College 34.

Das St. Johns College eignet verschiedenartigen Grundbesitz, ländlichen und städtischen. Unter dem letzteren befindet sich ein Landgut, welches gerade jetzt zu Bauplätzen eingeteilt wird und für die Einnahme eine kaum ermeßliche Steigerung in Aussicht stellt.

Hinter dem College erstreckt sich ein großer Garten mit ungewöhnlich schönen und alten Kastanien und Wellingtonien. —

Bis vor 10 Jahren mußte, während vier Jahrhunderten, jeder Studierende einem der Colleges angehören. Jetzt dürfen sie auch in gewissen bürgerlichen Häusern der Stadt wohnen. Diese „Unattached“ oder Wilden, stehen in-

dessen ebenfalls unter disciplinarischer Aufsicht. Um 10 Uhr muß jeder Studiosus in der Regel zu Hause sein. Solche Wilde gibt es jetzt bereits einige Hunderte. Sie schlagen sich so billiger durch als in den Colleges, wo meistens zu viel Komfort und Luxus herrscht. Man schätzt den Bedarf eines anständig, ohne Extravaganzen, lebenden College-Studenten in Oxford auf 6 bis 8000 Mark. Dabei sind etwa 4 Monate Ferien. Ein flotter Oxforder Student ist daher ein Luxus, den sich nur wohlhabende Väter gestatten können. Die Erkenntnis dieses Uebelstandes führte zur Gründung von Keble College, für eine ärmere Klasse von Studenten, „welche dort wirklich studieren sollen bei einfacher und religiöser Lebensweise", heißt es im Stiftungsbriefe. Nebenbei waltet jedoch auch die extrem hochkirchliche Richtung in Keble vor. Was man übrigens in Oxford unter „ärmerer Klasse" versteht, geht daraus hervor, daß in Keble jeder Student über 1600 Mark für Wohnung, Unterhalt und Unterricht bezahlt, immer nur während knapper acht Monate.

Allerdings darf bei diesen wohl übermäßig erscheinenden Dotierungen nicht übersehen werden, daß die alten Colleges nach dem Willen ihrer Stifter nicht allein Studierende ausbilden sollen. Sie sind namentlich auch bestimmt, älteren bereits graduierten Männern, die im reiferen Alter ihre Studien fortsetzen, eine angenehme Existenz zu gewähren. So nimmt das im Jahre 1473 gegründete „All Souls College" stiftungsmäßig gar keine Studenten auf, sondern nur Graduierte; dabei hat es ein jährliches Einkommen von etwa 360 000 Mark. Unser berühmter Landsmann, der große Sprachforscher Max Müller, ist gegenwärtig als Fellow eine Zierde dieses College.

Die Fellows wohnen und leben im College. Verheiratete sind eine noch sehr seltene Neuerung unter ihnen. Nebenbei haben sie eine bescheidene Bareinnahme von 6 bis 8000 Mark. Viele sind zugleich als Tutors (beaufsichtigende Lehrer) thätig und verdoppeln dadurch ihr Einkommen.

In Oxford sind etwa 2500 Studenten. Dazu jedoch die Mitglieder der Universität und die 48 Professoren gerechnet, ferner die noch eingeschriebenen früheren Angehörigen sämtlicher Colleges — endlich die Beamten und Fachlehrer (Lecturers): so stellt sich das Corpus academicum wohl auf 9000 Köpfe. —

Die Stadt wird von zwei Hauptstraßen durchzogen, die im allgemeinen miteinander parallel laufen: Broad Street und High Street. Wie oft bin ich bewundernd in ihnen auf- und abgewandelt, bei Sonnenlicht, noch lieber bei Mondschein.

Welch eine Masse von großartigen alten Gebäuden: Colleges, Kirchen, Kapellen und Bibliotheken, drängt sich hier zusammen — die wechselvollste Architektur im Stile jedes Zeitalters: Gotik, Tudor, Renaissance. Weite Höfe, geschmückt mit Statuen und Fontänen, Zinnen und Balustraden an den flachen Dächern entlang laufend; spitze Türme, übersät mit Kreuzblumen, Krabben und Fialen; breite, viereckige, aus denen wieder spitze Ecktürmchen hervorschießen. Bogenfenster und Kreuzfenster mit schweren gekehlten Traufleisten. Ein riesiges Baumuseum, in dem die Meisterwerke von sechs Jahrhunderten vereinigt sind. Der schwarze ehrwürdige Stein ist vielfach verwittert, aber hier herrscht nur das Alter, nicht der Verfall. Alles wird erhalten, verschönert, vermehrt.

Treten wir in die Höfe der Colleges, so finden wir noch ältere Giebel und Türme, mit Epheu überzogen. Geißblatt klimmt an den Pfeilern empor; wilde Blumen wachsen aus den Mauern. Rings um sie erstreckt sich ein dichter grüner Rasenteppich, den wunderbare alte Bäume beschatten, Ulmen, Kastanien und vor allem Cedern. Die fesselnde Ansicht von Balliol Grove einem dicht mit den herrlichsten Bäumen bestandenen kleinen Haine in Balliol College, gewährt uns einen Einblick, in diese alte und doch frische Welt. Wir haben hier eine der ältesten akademischen Stiftungen betreten; sie wurde im Jahre 1265 gegründet für 16 arme Scholaren. Die ursprünglichen Statuten sind noch vorhanden. Ihr Siegel trägt das Bildnis des Gründers, eines normännischen Barons, Sir John Balliol. In seinen gehobenen Händen trägt er die Gebäude des neuen College. In den letzten dreißig Jahren sind diese fast sämtlich neu aufgeführt, mit einem Aufwande von 1 200 000 Mark. Sie enthalten Raum für 215 Studenten.

Eine lange Reihe ausgezeichneter und gelehrter Männer ging im Laufe von sechs Jahrhunderten aus Balliol College hervor: Erzbischöfe, Bischöfe, John Wicliff, der Vorläufer der Reformation (1361), Adam Smith, der Vater der modernen Volkswirtschaftslehre. Auf dem Platze vor dem Haupteingange erlitten im

Jahre 1555, unter der Regierung der blutigen Mary, die Bischöfe Latimer und Ridley den Märtyrertod. Ridley bestieg zuerst den Scheiterhaufen. Als die Flammen bereits emporzüngelten, rief Latimer: „Seid getrost, Master Ridley, und haltet Euch wie ein Mann! — Wir werden heute ein Licht anzünden, das mit Gottes Hilfe in England niemals wieder verlöschen soll!“ — Und dieses Wort wurde erfüllt. —

Gehen wir **High Street** entlang! Ueber diese wunderbare Schöpfung lautet das Urteil unseres ausgezeichneten Landsmanns **Wagen**, in seinem klassischen Werke: „Kunst und Künstler in England“: „Die High Street in Oxford hat nicht ihresgleichen in der Welt!“ Während wir langsam vorwärts wandern, entrollt sich vor uns ein immer reicheres, ungewöhnlicheres, in Wahrheit ein **einziges** Bild! Längs der beiden Straßenfronten sehen wir weit hinaus eine Reihenfolge nebeneinander gerückter Klöster, Kastelle, Schlösser und Kirchen; lauter großartige und vornehme Bauten der Vergangenheit. Dazwischen behäbige, meist stattliche, moderne Wohnhäuser. Fast alle diese Gebäude stehen geräumig frei, umgeben von schönen alten Gärten. Der durchschlagende Charakter des Baustils ist der rüstige und verständige, solide Monumentalbau der englischen Gotik, festgelagert unter der Herrschaft der Horizontallinie. Dazwischen drängt sich Renaissance. Hier dieser griechisch-italienische Palast ist „Queens College“. Aber in diesem modernen Hause wohnen ebenfalls 500 Jahre Geschichte. Als die Stifterin (1340) gilt die Königin Philippa, die Gemahlin Eduards III., die das berühmte blaue Strumpfband verlor, aus dem sich der Hosenbandorden entspann. Und die alten Sitten sind in diesem neuen Gebäude ganz besonders treu bewahrt worden. Zum Mahle ruft noch heute ein kriegerisches Trompetensignal. Der Bläser, eines der Mitglieder, heißt noch jetzt „der Herold“, weil er bei dieser feierlichen Handlung früher ein Heroldswams trug. An jedem Weihnachtstage öffnet sich die große Hall von Queens für jedermann. Mit Trompetenschall wird ein riesiger Eberkopf hereingetragen, bekränzt mit vergoldeten Lorbeerzweigen. Der Provost und die Fellows ziehen feierlich vorauf. Dabei wird ein altes Lied gesungen, eine Art Glosse über folgenden Vers:

Caput apri defero
Den Kopf des Ebers bring ich hier
Redens laudes domino.
Und danke Gott dem Herrn dafür.
Qui estis in convivio
Die ihr erschienen seid zum Feste
Servite cum cantico.
Singt mit uns: „Lob dem Herrn!“ ihr Gäste.



Ansicht des St. Johns College vom Park aus.

Der unehrerbietige Studiosus ändert die letzte Strophe so:

Servitur cum sinapio.
Schweinskopf mit Senfsauce ist das beste.

Am Schlusse des Festes wird von allen Anwesenden folgender origineller, altenglisch-lateinischer Weihnachtsgesang gesungen:

I.

In dulci jubilo.
Laßt uns anbeten froh.
Seht unsres Herzens Herrn
In praesepio;
Hell leuchtet unser Stern
Matris in gremio,
Alpha es et O.
Alpha es et O.

II.

O Jesu parvule!
Mein Herz verlangt nach dir,
Hör' mich, ich fleh' zu dir.
O puer optime



Addisons Walk im Park von Magdalen College.

Viereckiger Turm und Great Quadrangle von Magdalen College.

Brücke und Turm des Magdalen College.

Mein Gebet komm' zu dir.
O princeps gloriae
Trahe me post te.

III.

O patris caritas
O nati lenitas!
Alle sind wir verdorben
Per nostra crimina,
Doch uns hast du erworben
Coelorum gaudia.
O, wären wir dort oben.
O, wären wir dort oben.

IV.

Ubi sunt gaudia?
Wo, wenn nicht dort.
Höret der Engel Sang,
Nova cantica.
Höret der Glocken Klang
In regis curia.
O, daß wir wären dort!
O, daß wir wären dort.

Am unteren Ausgange von High Street, dem Flusse Cherwell näher, erhebt sich ein ganz neuer gezinnter Bau, die „Schools“, ausschließlich für die Abhaltung der unendlichen Examina bestimmt, die der Oxforder Student und selbst der Graduierte zu bestehen hat. Dieses Institut gehört der Universität als solcher an. — Noch einige Worte über deren Wesen und Einrichtung. Die Spitze des gesamten Organismus bildet der Kanzler, ein Ehrenposten für irgend einen sehr vornehmen Edelmann. Das sichtbar regierende Haupt ist der Vicekanzler, mit einem starken Stabe von Beamten. Der eigentliche lehrende Körper besteht aus 48 Professoren. Ihre Posten beruhen im wesentlichen auf Stiftungen, daher ihre ziemlich planlose Verteilung in den Fakultäten; Theologie 9, Jurisprudenz 4, Medizin 5. Bei einzelnen Theologen geht der Gehalt bis zu 30 000 Mark. Indessen sind die Lücken nicht so fühlbar, als das bei uns der Fall sein würde. Denn der eigentliche College-Student hört sehr wenig öffentliche Vorlesungen. Die Undergraduates werden schulmäßig nach ihrer Reife in Klassen eingeteilt und von den Tutors des College privatim nach bestimmten Büchern in denjenigen unterrichtet, was sie für das bevorstehende Examen zeitweilig bedürfen. Diese Examina folgen wie Stationen, in bestimmten Zeiträumen. Zunächst wird vor der Immatrikulation eine sehr leichte Aufnahmeprüfung abgehalten. Dann kann folgen nach dem ersten Term (akademisches Vierteljahr) die Responsions, in der technischen Sprache auch „Smals“ oder „Little Go“ kleiner Gang genannt. Nach einem Studium von anderthalb bis zwei Jahren macht man die Moderations, auch kurzweg „Mods“ genannt und zwar nach eigner Wahl entweder in den klassischen oder in den mathe-

matisch=naturwissenschaftlichen Fächern. Nach drei Jahren droht dann das Schlußexamen, „Greats" oder „Great Go". Für diese gibt es eine Reihe verschiedener Fächer oder „Schools": Alte Geschichte und Philosophie: — die sogenannte Literae humaniores; — neuere Geschichte; Mathematik; Jurisprudenz; Naturwissenschaften; Theologie. Strebsame Studenten befassen sich mit mehreren Fächern, zugleich oder hintereinander.

Auf diese letzteren beide Examen kann man nun von zwei verschiedenen Standpunkten aus hinarbeiten. Entweder man will nur einfach durchkommen und seinen Grad als „Bachelor of Arts" schlicht und recht erwerben. Dann begnügt man sich mit einem „Paß"=Examen und erreicht den Grad eines B. A. als „Paß Degree". Oder man strebt neben dem Degree nach „Honours". Dann kämpft man in einer weit schwereren Prüfung um die Ehre der Nummern: I, II, III. Man wird klassifiziert; das Examen heißt dann „Clas"= oder Honour=Examination. Wer also die „Greats" mit „Honours" besteht, wird ein „First" oder „Second", oder auch wohl beides, in verschiedenen Fächern. Höchst selten ist ein „Double First", eine Nr. I in zwei Fächern zugleich. Dieser Erfolg ist so groß, daß sein Gedächtnis den Examinierten durch sein ganzes späteres Leben begleitet.

Den südlichen Abschluß von High Street bildet eine stattliche alte Steinbrücke über den Cherwell. Wir überschreiten sie und wenden uns dann um. Vor uns steht nun das Magdalen College am jenseitigen Ufer, das wir soeben verließen. Rechts der Brücke erhebt sich ein mächtiger viereckiger Turm (S. 612). Er steigt in die Luft, wohl 50 Meter hoch. Seine stumpfe Plattform ist mit kleinen spitz zulaufenden, Pfeilertürmchen reich verziert. Links der Brücke zeigen sich uns auf langer tiefer Terrasse, den Fluß hinab, die berühmten Trauerweiden des botanischen Gartens.

Der Turm vor uns ist 400 Jahre alt, und ebenso alt ist das im Jahre 1456 gegründete Magdalen College.

Wir kehren wiederum auf das eben verlassene Ufer zurück und betreten durch ein tiefes gewölbtes Eingangsthor einen großen, viereckigen Hof, den „Great Quadrangle", umgeben von der edelsten Architektur des fünfzehnten Jahrhunderts. Rund um ihn läuft ein Kreuzgang. Zwischen je zwei Oeffnungen darin springen schmale Pfeiler vor, die sehr groteske Steinfiguren tragen, Menschenzerrbilder und Fabeltiere. Wir stehen hier vor einem der großen Geheimnisse Oxfords, über dessen Auslegung schon seit Jahrhunderten der gelehrte Streit wogt. Einige Skeptiker behaupten zwar: sie seien nur schlechte Witze des Steinmetzen. Aber ein patriotischer Fellow von Magdalen hat über diese Puppen vor 200 Jahren ein gelehrtes Werk geschrieben, den „Oedipus Magdalensis". Nach ihm zeigt dieser Narr hier, mit der Schellenkappe, das Schicksal des Studenten, der es nicht zu einer der drei vorhergehenden Figuren bringt: Advokat, Arzt, Geistlicher. Das schwimmende Hyppopotamus drüben mit seinem Jungen auf dem Rücken ist das Sinnbild des sorgsamen Tutors der seinen Zögling sicher durch die Sümpfe der akademischen Versuchungen trägt. So geht es weiter durch ein sehr dickes und gelehrtes Buch mit vielen schönen Kupferstichen.

Magdalen College zeichnet sich aus durch seinen vorzüglichen Chorgesang und durch einen Park von etwa 150 Morgen, in dem, neben Alderneykühen und Fleischschafen, zahlreiches Damwild geht. Dieser Wildstand erinnert uns an eine komische Wilddiebsgeschichte aus dem Magdalen College (sprich Moadlin). Im Jahre 1556 hatten einige Studenten des College im nahen Shotover Forest Hirsche gewilddiebt. Lord Norreys, der Lord=Lieutenant der Grafschaft, sperrte sie dafür ein — von Rechts wegen. Ihre Kommilitonen sannen trotzdem auf Rache. Lord Norreys kam einige Zeit darauf nach Oxford und wohnte im Gasthaus zum Bären, oben in High Street. Die Studiosen machten vorläufig einen Angriff, mit eichenen Prügeln, auf sein Gefolge — die persönliche Abrechnung mit S. Lordschaft blieb vorbehalten. Vicekanzler und hoher Senat warfen sich energisch zwischen die Streitenden und schickten die Magdalen Männer in ihr College zurück. Ruhe herrschte wieder in Oxford.

Einige Tage darauf zog Lord Norreys weiter, gen London. Er mußte also Magdalen passieren, um die lange Brücke über den Cherwell zu gewinnen. Jetzt kam die Rache! Die Studiosen standen oben auf ihrem hohen Turme und hatten dort Erdklöße, Rasenstücke und Steine aufgehäuft. Diese Wurfgeschosse flogen plötzlich hageldicht auf die unten gedrängt und wehrlos vorbeiziehenden Mannen herab; viele wurden

getroffen und beschädigt. Lord Norreys kam in seinem gedeckten Wagen glücklich durch. — Nun aber folgte auch die Strafe! Sie fiel eigentümlich aus: ein Teil der Missethäter wurde relegiert („rusticated", aufs Land geschickt). Die anderen mußten zur Strafe ein Jahr länger studieren als in ihrem Plane lag. So lebte das lustige Altengland in Oxford.

Wir verfolgen den Lauf des Cherwell, den schattige Spaziergänge unter prächtigen alten Bäumen begleiten und gelangen bei seiner Einmündung in den Isis an den Hafen von Oxford. Längs dem Ufer liegt eine lange Reihe flacher schwerfälliger Barken, mit niedrigen Holzhütten überbaut. Von der größten Barke im Centrum weht die stolze Flagge mit dem Wappen der Universität: im blauen Felde ein offenes goldenes Buch mit sieben Siegeln. Auf den beiden Blättern steht: „Der Herr ist — mein Licht."

Alle Barken, der breite schattige Quai, die hohen Bäume, die gegenüberliegenden offenen Wiesen sind heute dicht bedeckt mit Gruppen schaulustiger Menschen, unter denen die jungen, hübschen und heiteren Zuschauerinnen die erfreuliche Mehrzahl bilden. Die langgestreckte Wasserfläche wimmelt von Booten und Schiffchen jeder Art. Alles treibt sich fröhlich und erwartungsvoll durcheinander, denn heute, gegen den Schluß des Universitätsjahres ist die große „Auffahrt der Collegeboote". (S. 615.)

In jedem College besteht ein Ruderklub. Dieser besetzt einen langen schmalen Achtruderer mit seinen besten Männern. Nach strenger Einübung dieser acht finden dann im Juli die großen Races statt, durch welche festgestellt wird: welches der College, „auf dem Flusse an der Spitze steht". Und zwar wirklich an der Spitze, denn der schmale Fluß erlaubt keine breite Aufstellung der wohl 20 Meter langen Boote. Der Wettkampf der Boote wird nun in einen „Bumping Race" ausgefochten. Ein jedes strebt unablässig, in der Reihe der Boote einen besseren Platz zu erhalten — aufzurücken. Dafür werden sie in einer langen Linie mit Bootslänge-Abstand hintereinander aufgestellt und es gilt nun für jedes einzelne Collegeboot, diesen Abstand zu gewinnen und dem voraufeilenden Vorderboote so nahe zu kommen, daß man es am Stern, hinten am Steuer anrennt, „bumpt" oder „rempelt". Das so geschlagene Boot muß sich hinten ansetzen. Dasjenige, welches alle anderen bumpt und sich selbst nicht bumpen läßt, ist dann für das nächste Jahr das Headboot an der „Spitze des Flusses".

Der große Kampf, der ganz Oxford mehrere Wochen in Atem hält, ist bereits in der vorigen Woche entschieden und wir wohnen heute der Darbringung des Preises bei. Es ist ein Ehrenpreis. Er besteht darin, daß das Headboot sich vor der Universitätsbarke — dem Sitze des Universitäts-Ruderklubs — in feierlicher Gala aufstellt und daß dann alle anderen Boote salutierend, unter Musik, Böllerschüssen, Tücherwehen und endlosem Hurra! an ihm vorbeifahren. Dieser Montag, in der „Commemoration Week", gehört zu den festlichsten Tagen dieser festlichen Woche und wurde auch im vorigen Jahre, als ich dem Schauspiele auf der Barke von Oriel College zusah, von dem herrlichsten Sonnenscheine begünstigt. Es war ein Bild freudigen Lebens in farbenreicher Landschaft, von dem auch die gelungenste Wiedergabe nur eine schwache Vorstellung liefern kann. —

Zwischen dem Isis und der Stadt liegt eine weiße Wiesenfläche, von breiten Alleen durchzogen. Jenseits erhebt sich bereits der hohe Glockenturm von Christchurch, dem größten und prächtigsten aller Colleges. Wenngleich erst im Jahre 1525 durch Heinrichs VIII. allmächtigen Minister, den Kardinal Wolsey, gegründet, hat es dennoch alle alten Stiftungen durch seine Verbindung mit der bischöflichen Kathedrale und dem zu dieser gehörigen Domherrn-Kapitel weit überflügelt. Mit dem Vermögen von vierzig aufgehobenen Stiftern wurde die neue Schöpfung vom Kardinal dotiert und nach dessen Sturze vom Könige in seinen besonderen Schutz genommen. Dementsprechend ist auch noch der jetzige Zuschnitt, in jeder Beziehung großartig!

Die jährliche Einnahme des College beträgt 1 Million Mark.

Der Gehalt des Deans	60 000 M.
Gehalt jedes der 6 Canons	20 000 „
Die Fellows jeder	4 000 „
Die Tutors jeder	4 bis 8 000 „
Die Lecturer (Speciallehrer)	3 bis 12 000 „

Das College beherbergt etwa 250 Studenten und hat 90 Patronatspfarren, deren jede durchschnittlich mit 6 000 Mark dotiert ist.

Wir treten durch den „Tom Gateway" ein. Ueber uns in den Lüften schwebt einer der „Löwen" Oxfords, der Great Tom, die größte und die populärste Glocke Oxfords. Selbst das

Volkslied beschäftigt sich mit ihr; ein in England sehr bekanntes Liedchen geht so:

Hört die lieben Christchurch Glocken
1, 2, 3, 4, 5, 6;



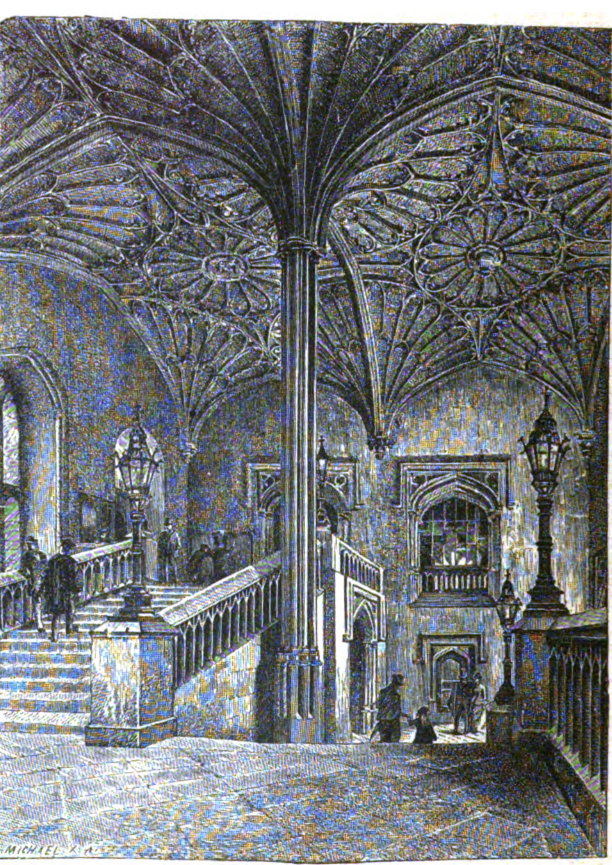
Auffahrt der College-Boote.

So wundertief, so wunderhell,
Wie sie so lustig rufen und locken.
Hört! das erste — das zweite Läuten!

Um vier und um zehn, was mag es bedeuten?
„Kommt! Kommt! zum Gebete schnell!"
Und vor dem Dean schreitet ernst der Pedell: —

Tingle, Tingle, Ting! geht die kleine Glock' um acht,
Sie ruft in alle Schenken: jetzt Feierabend gemacht!"
Doch, zum Teufel, kein Mann
Läßt im Stich seine Kann',
Bis ihn ruft der gewaltige Tom. —

Der „Tom Quadrangle" ist der großartige Hof einer großartigen Königsburg, eine der reichsten und vornehmsten Schöpfungen des Tudorstils; gegen 100 Meter im Geviert. Zwei Stockwerke, die hohen Zinnenbrüstungen verbergen das Dach. Ueberall Fenster, kleine und große, einfache und gekuppelte. Nichts Steifes und Gemachtes in der langen Fassade, alles freie, praktische Willkür. Diese ganze edle Architektur spiegelt sich in einem klaren Weiher in der Mitte des, mit schönen Grasflächen bedeckten Hofes. — Jetzt ertönt aus dem Flügel zur Rechten das energische anhaltende Geläut der Tischglocke. Wir betreten durch ein hohes Bogenthor den südlichen breiten Turm. Ueberrascht bleiben wir stehen. In der Mitte des Raumes, der uns hier aufnimmt, steigt ein schlanker Bündelpfeiler wohl 30 Meter zur Decke empor. Oben breitet er sich in reichgemustertem, zierlichem, fächerartigem Schwunge wie eine Riesenpalme auseinander und trägt das ganze Gewölbe des Treppenhauses (S. 616). Nach jeder der vier Wände strebt von ihm aus ein mächtiger Tudorbogen zur Mauer hin. Aus jeder Ecke steigen die Gewölbansätze ebenfalls in schwellender Bewegung fächerartig empor und stoßen, gleich Palmenkronen aufwachsend, oben in der Kappe in Halbkreisen zusammen. Zwischen ihnen liegen die Füllungen einer großen zierlichen Rosette, deren Schlußstein sich wiederum traubenartig senkt. Eine kolossal breite und schwere Steintreppe führt in zwei Absätzen um den Mittelpfeiler herum und hinauf zu einer mächtigen Flügelthür, dem Eingange der berühmten Hall von Christchurch College. Wir stehen inmitten des großartigsten Refektoriums in dem an gotischen Hallen so reichen England.



Treppe zur Dining Hall im Christchurch College.



Einen breiten Gang hinauf schreiten wir zwischen viel Reihen langer Tafeln hindurch. Hier vereinigen sich täglich um 6 Uhr die Kommensalen des College zum Dinner. Am entgegengesetzten Ende der Hall zeigt sich eine Estrade, auf der an einer langen Quertafel, der „High Table", etwa 30 Plätze gedeckt sind für die Mitglieder des College und ihre Gäste, letztere sämtlich in feierlichem „Evening Dreß", Frack und weißer Halsbinde. Die Speisekarte ist reichlich ver-

schen und in jedem Gange stehen zwei Gerichte zur Auswahl. Als Getränk gibt es Sherry und einen mit Borretsch gewürzten Cider, oder ein im College selbst gebrautes Bier.

Unter jedem Teller ist ein Rechaud von Zinn, vor jedem Gaste steht ein alter, schwerer, silberner Schoppenbecher. Der meinige, mit Festons und Masken reich verziert, erteilte in einem umlaufenden Spruche die weise Lehre:

„Trink, lieber Herr, mit Mäßigkeit,
Und nicht aus trunkner Gierigkeit.
Schöpfst dann aus der Gesundheit Born,
Vermeidest Zungenstreit und Zorn."

Zur Seite glänzt auf gewaltig anstrebendem Büffett das reiche Silber des College: Schüsseln, Spülgefäße, hohe Kannen und bauchige Krüge.

Bald gewinnen wir Zeit, die Hall zu betrachten. Die Decke besteht aus einem reichen und zierlichen Sprengwerke von dunkelstem irischen Eichenholze. Prächtig gestabte Fenster mit kunstreichem Maßwerke lassen ausgiebiges Licht ein. Die untere Hälfte der Wände ist getäfelt.



Dining Hall in Christchurch College.

Der Karnies, der die Täfelung oben abschließt, ist mit einer üppig geschnitzten Guirlande verziert. Darunter laufen Schilde ringsum, welche die Wappen der beiden Stifter, des Königs und des Kardinals, enthalten. Einundsiebzig Porträts von Wohlthätern und ausgezeichneten Mitgliedern des College zieren die Wände. In diesen Bildern finden wir die bedeutendsten Meister Englands vertreten: Hans Holbein, der jüngere, und van Dyck eröffnen mit mehreren Originalwerken ersten Ranges den Reigen.

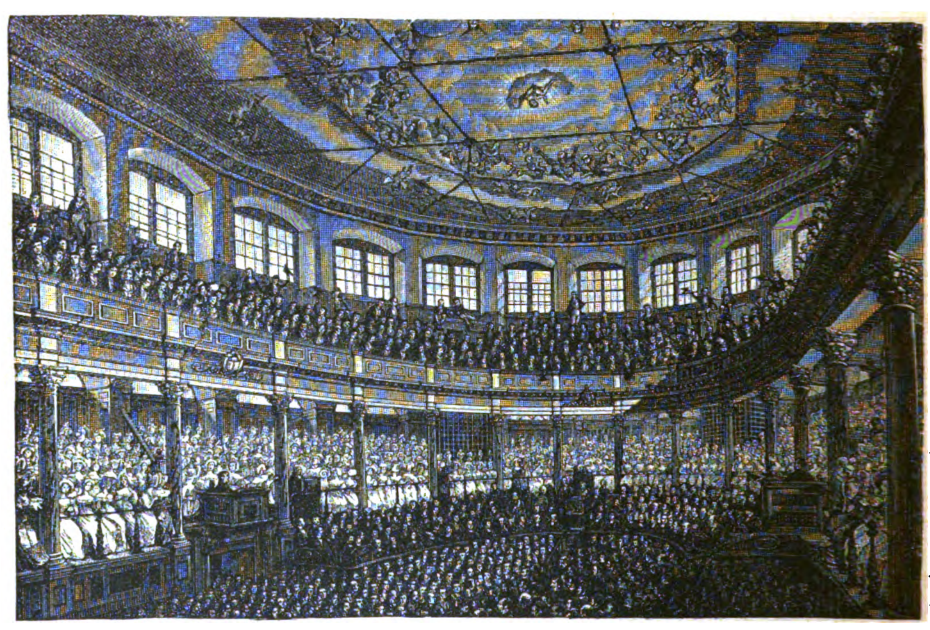
Inzwischen hat der riesige, grüngefleckte Stiltomkäse die Runde gemacht, das lateinische Dankgebet ist gesprochen und wir erheben uns. Unter Führung unseres Tischpräsidenten wandern wir bevorzugte Genossen der High Table in den „Common Room", ein der Geselligkeit der Würdenträger geheiligtes Gemach, in welches kein Undergraduate eindringen darf. Der große Raum hat eine kassettierte Holzdecke, an den Wänden Getäfel, über ihm dunkelgrüne Ledertapeten. An der einen Langseite steht ein mannshoher Marmorkamin. Einige ältere Porträtbilder hochwürdiger Deans unterbrechen die weiten Wandflächen. Das Ideal eines komfortabeln Klubzimmers.

Wir nehmen in geräumigen Armstühlen rings um einen alten spiegelblanken Mahagoni-

tisch Platz. Er ist mit hohen silbernen Dessertschalen besetzt; darin: trockene Früchte, Biskuits und vor allem verzuckerte Ingwerknollen. Ein würdevoller Buttler (Haushofmeister) setzt vor jeden Gast drei tüchtige Weingläser. Vor dem Präsidenten erscheint auf der Tafel ein solid gebauter, geräumiger silberner Lastwagen, der drei weitbäuchige Kristallflaschen mit silbernen Beschlägen und Deckel trägt. Ein jeder dieser drei „Decanters" führt an silberner Kette ein Brustschild. Der Zierat ist zugleich Standesabzeichen; wir lesen: Sherry, Port, Claret. Dieses Fuhrwerk rollt nun, wieder und wieder, nach links unablässig rings um die Tafel. Jeder Gast hat dabei die Freiheit, sich einzuschenken und die Pflicht: die Flaschen ohne Verzug dem Nachbar links zuzurollen.

Als ich mir den würdevollen Haushofmeister mit Hochachtung betrachtete, sagte mein Nachbar:

„Jetzt vollzieht sich dieser gemeinsame Trunk beim Afterdinner nur mehr oberflächlich und zur Belebung der Geselligkeit. Ehedem aber gab es



Fest der Commemoration of Funders im Sheldonian Theatre.

hier bessere Männer: da war Trinken Selbstzweck und ein ernster Beruf. Damals wurde zum Buttler nur ein besonders starker zuverlässiger Mann erwählt, mit breiten Schultern, um — wenn nötig — am Schlusse der Sitzung die würdigen Fellows fein säuberlich in ihre respektiven Schlafgemächer zu befördern. Doch die Zeiten solcher tüchtiger Mannesthaten sind längst und unwiderruflich verschwunden!"

Wir haben bereits die „Commemoration" erwähnen gehört, das jährliche große Fest welches das akademische Jahr abschließt. Diese Feier umfaßt sogar eine volle Festwoche. Der offizielle Name ist: „Commemoration of Funders", Erinnerungsfest für alle Stifter, denen die Universität verpflichtet ist. Aber dieses Erinnerungsfest hat nach und nach eine viel tiefere Bedeutung erhalten. Für diese Woche füllt sich Oxford mit Gästen, von denen die Mehrzahl langjährige Freunde sind. Alte Studenten, die sich durch fröhliche Jugenderinnerungen erfrischen wollen, kommen mit Frauen und Töchtern. Frühere Fellows erscheinen; Eltern und Geschwistern wollen mit dem Sohne und Bruder die Erteilung des wohlverdienten Grades von B. A. feiern.

Nun kleidet sich die alte Stadt in ein heiteres Festgewand. Vortreffliche Lunches in den Collegewohnungen der Brüder und Vettern setzen schon morgens die junge und ältere Welt in Stimmung. Dann gibt es Picknicks und Massen-

konzerte. Ein griechisches Trauerspiel wird im Originale aufgeführt. Abends ist ein glänzender Freimaurerball.

So kommt der große Tag heran. Das weite Parterre des offiziellen Festraumes, des großen „Sheldonian Theatre“ (S. 618) füllt sich mit „Dons“, Professoren und Graduierten; heute nicht in schwarzen, sondern in prächtigen und heiteren Gowns von bunter Seide. Die obere Galerie ist bereits von Ladies und Studenten dicht besetzt. Die große Orgel, welche die Bühne dieses phantastischen Theaters einnimmt, erweckt zunächst durch ihre mächtigen Klänge eine weihevolle Stimmung.

Inzwischen eröffnen die Undergraduates die Feier in ihrer Weise. Denn für diese Jugend geht heute, nach uraltem Herkommen, ein Tag auf, an dem sie ihrer freiesten Personalkritik und ihrem fessellosen Uebermute die Zügel schießen lassen darf. Menschen und Reden werden, je nach dem politischen und religiösen Standpunkte und nach der akademischen Beliebtheit mit Cheers und Klatschen oder mit Groans (Grunzen), Heulen und Stampfen begrüßt.

Ein anerkannter Wortführer ruft: „The Queen!“ — unendliches loyales hurra! ebenso erfolgt herzhafte Anerkennung für den Kanzler, Lord Salisbury. Denn man ist hier sehr konservativ. Nicht weniger werden beliebte Professoren und Fellows mit betäubender Sympathie empfangen. Dann aber folgen: „drei Grunzer für den Proctor! (Universitäts-Polizeidirektor) und für seine Pro-Proctors!“ Diese Demonstration wird allerdings sofort gemildert durch: „drei Cheers für die junge Dame neben dem Proctor!“ Hierauf werden gefeiert: „die junge Dame in Weiß, die soeben eintrat“ und endlich: „alle Schwestern, Cousinen und Tanten!“ Selbst ein heute zu promovierender Ehrendoktor, der den Herren Studenten nicht gefällt, hat keine Schonung zu erwarten. —

Nachdem inzwischen die Nationalhymne gesungen ist, eröffnet nun der Vicekanzler die Feier auf seine Weise. Er proklamiert die, heute zu ernennenden Ehrendoktoren der Rechte, die D. C. L. Diese werden jetzt, umwallt von prächtigen roten Talaren, unter Ausrufung ihrer Namen in den Saal geführt, mit einer eleganten lateinischen Rede apostrophiert und auf ihre Ehrenplätze geleitet.

Alles unter der fortlaufenden Kritik der Galerie. Zuweilen werden von dieser kolossale Illustrationen zu jenen Lobreden herabgelassen. Die Pro-Proctors machen jedoch sofort auf diese Kunstwerke Jagd, um sie zu entführen. Endlich redet der „Public Orator“ der Universität von einer Art von Kanzel aus eine, meistens äußerst fesselnde Rede. Dann werden gekrönte Preisschriften von den Verfassern selbst verlesen.

Mit einem brausenden Orgelmarsche schließt das Fest und mit ihm das akademische Jahr. Alles eilt in die viermonatlichen Ferien und das gelehrte Oxford verfällt dem wohlverdienten tiefen Sommerschlafe.

Milchverderbnis und Milchschutz.

Von

Dr. Ph. Biedert.

So leicht, wie die fromme Denkungsart, ist auch ihr Sinnbild, die Milch, dem Verderben ausgesetzt, und bis auf die neueste Zeit waren alle Bemühungen, diese vor Säuerung und Zersetzung zu bewahren, so erfolglos, wie die Bestrebungen der berufenen und unberufenen Wächter, jene mit Milde und Gewalt, mit strafendem Feuer und süßer Verheißung in der Menschheit ungetrübt zu erhalten. Selbst in Betrachtung der angewandten Mittel ließe sich die Analogie weiterspinnen. Wir begnügen uns mit der Anführung eines einzigen, bei dem aber auch der Gegensatz sofort hervortritt: das Feuer! Bei der Milch hat es endlich gesiegt — die von dem frommen Eifer angezündeten Scheiterhaufen dagegen sind wohl jetzt als wirkungslos aufgegeben.

Den Erfolg bei der Milch verdanken wir dem Wachsen der Erkenntnis über die Bedingungen, die ändernd und zersetzend auf sie einwirken. Man ist in neuerer Zeit darüber einig geworden, daß alle Zersetzung organischer Körper, die entweder als Gährung oder als Fäulnis auftritt, durch bestimmte Dinge hervorgerufen wird, die man Fermente nennt. Die Fermente selbst sind entweder einfache chemische Stoffe ohne bestimmte Form und Organisation, oder es sind organisierte, zum Teil außerordentlich kleine lebende Wesen.

Für die Milch scheint es einmal sicher zu sein, daß ein chemisches Ferment, das ihre Zer-

setzung einleitet, gleich vom ersten Augenblick an in ihr enthalten ist und vielleicht immer wieder von neuem in ihr entsteht; man will dasselbe auch schon rein dargestellt haben. Ich habe in hermetisch abgeschlossenen Gefäßen sauer gewordene Milch untersucht, in denen organisierte Fermente nicht aufzufinden waren, also jenes andere allein wirksam gewesen sein muß. Ein andermal findet man aber in sauren und verdorbenen Milchproben so vielerlei mikroskopische Gebilde, aus der Gruppe der Schimmel- und der Spaltpilze, daß man auch diesen mehr oder weniger schuld an dem Verderben der Milch zuzuschreiben geneigt ist.

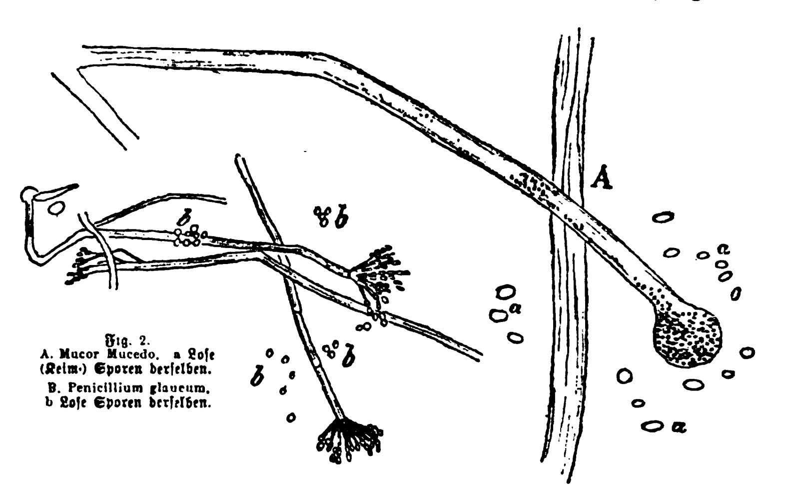


Fig. 2.
A. Mucor Mucedo. a Lose (Keim-) Sporen derselben.
B. Penicillium glaucum. b Lose Sporen derselben.

Gerade einen hat man längere Zeit in besonders intime Beziehung mit der Milchzersetzung gebracht und ihn sogar danach genannt: Oidium lactis, ein Angehöriger der Klasse der Schimmelpilze. Ich habe ihn, wie in Fig. 1 gezeichnet, in bereits 10 Tage im Kalten stehender Milch, die eben im Begriff war sauer zu werden, mit anderen Organismen zusammen gefunden. Gerade der Umstand aber, daß ich ihn damals in vielen durchsuchten Proben nur dies eine Mal fand und daß man ihn überhaupt in saurer Milch sehr häufig nicht findet, läßt ihn nicht als regelmäßige Ursache der Milchzersetzung ansehen. Noch weniger kann man dies von anderen in Fig. 2 gezeichneten Schimmelpilzen, dem Mucor Mucedo und Penicillium glaucum annehmen, welche als sehr gemeine Schimmelformen auch die Milch häufig besiedeln, welche ich aber einmal auf einer noch nicht zersetzten Milch gefunden und hier gezeichnet habe, ein andermal erst längere Zeit, nachdem die Zersetzung der Milch bereits eingetreten war, sich entwickeln sah.

Fig. 1. Schimmelpilze in Milch. a Sporen. b Kurzer Mycelfaden (beide Oidium lactis). c Hefezellen. e Bakterien. f Leptothrix. g Fettropfen (Milchkörperchen).

In wahrscheinlicherem Zusammenhang mit der Zersetzung, besonders mit der weitergehenden, mehr fauligen Zersetzung der Milch sind die kleinsten Pilze, die sog. Spaltpilze, anzunehmen. Ich habe sie in bereits übelriechender Milch massenhaft gefunden und in Fig. 3 (S. 621) gezeichnet. Besonders zahlreich finden sich hier die kugligen, als punktförmige Gebilde auftretenden Mikrokokken, die durch ihre charakteristische Verbindung zu kleinen Ketten leicht zu erkennen und sowohl von feinsten Fetttröpfchen, als Käse- (Casein-) Gerinnseln zu unterscheiden sind. Wo sie hier und wahrscheinlich auch in Fig. 1 vereinzelt vorkommen, sind sie gegenüber den genannten Bestandteilen der Milch selbst nicht ohne weiteres zu erkennen. Sehr leicht dagegen macht sich durch ihre Form die andere stäbchenförmige Art der niederen Pilze, die Bakterien, kenntlich, von denen in Fig. 3 nur einzelne, in Fig. 1 viel mehr zu finden sind. Daraus, daß diese und wahrscheinlich auch einzelne Mikrokokken schon aus kaum saurer, durchaus noch nicht fauliger Milch zu gewinnen waren, läßt sich die Annahme herleiten, daß sie nicht bloß den Fäulnisprozeß, den man überhaupt als ihre Domäne ansieht, sondern auch die Säuerung in der Milch vermitteln helfen.

Wir sehen, daß man gerade noch nicht allzu

Bestimmtes über die einzelnen Verderber der Milch aussagen kann. Aber wir wissen doch etwas sehr Wichtiges über diese Uebelthäter. Wir kennen die Bedingungen, unter denen sie mit Behagen sich entwickeln und mit Erfolg ihre verderbenbringende Thätigkeit entfalten, aber auch die, unter welchen sie nur kümmerlich oder kaum das können, endlich diejenigen, welche zu ihrer gänzlichen Vernichtung führen. In einer merkwürdigen Einheit drehen sich alle diese Bedingungen um ein einziges Prinzip, von dem sie nur verschiedene Grade darstellen, die Wärme. Eine gewisse mittlere Höhe derselben, 25—45 ° C., läßt die Fermente üppig gedeihen und die Zersetzungen, die sie hervorrufen, reißend fortschreiten. In den darunter liegenden Wärmegraden verlangsamen sich diese Prozesse umsomehr, je niedriger die Temperatur wird, mit anderen Worten: die Kälte hemmt die Wirkung der Zersetzungsfermente. Dagegen wirkt eine Hitze, welche die oben angegebene förderliche Wärme übersteigt, bald ganz unmittelbar feindlich auf die Zersetzungserreger derart, daß viele schon bei 50° C. getötet werden. Andere brauchen lang einwirkende und hohe Temperaturen zu völliger Vernichtung. Sowohl jene hemmende Wirkung der Kälte, als auch mit besonders weittragendem Erfolg diese fermenttötende Wirkung der Hitze hat man, wie wir sehen werden, zur Erhaltung der Milch nutzbar gemacht.

Fig. 3. Spaltpilze in faulender Milch.
a Mikrokoken-Ketten. bb Bakterien. c Schimmelpilzfaden. e Milchgerinnsel (geronnenes feinkörniges Kasein mit Fett. f Unbestimmte Massen, vielleicht zusammengebackene Mikrokokenhäufchen.

Alle Konservierungsbestrebungen haben von jeher zwei Hauptrichtungen. Sie wollen entweder die Milch im gewöhnlichen Verkehr brauchbar und unverdorben erhalten von ihrer Gewinnung an, bis sie verzehrt wird, also nur relativ kurze Zeit; oder sie wollen ihr eine **lange**, bezw. **unbegrenzte Haltbarkeit** geben in der Absicht, sie an Orten und zu Zeiten, wo es nicht möglich ist eine gute Milch oder überhaupt Milch zu haben, zum Verbrauch bereit zu stellen.

Seitdem der berühmte Gay-Lussac 1830 gezeigt, wie durch täglich wiederholtes Erhitzen die Milch monatelang unverändert erhalten werden könne, sind die Bemühungen um dauernde Konservierung immer wieder auf das Erhitzen zurückgekommen. Indes mußte man schließlich doch noch eindampfen und starken Zuckerzusatz zu Hilfe nehmen, um eine für den Handel geeignete Zubereitung zu erzielen: die allseitig bekannte „kondensierte Milch“. Das Eindampfen der Milch geschieht hierbei nach Zuckerzusatz im „Wasserbad“ (Fig. 4), in welchem die Milch in der flachen Schale B durch die Dämpfe des in dem Kessel A erhitzten Wassers erwärmt und verdunstet wird. Besser noch geschieht das Eindampfen, das auch in den später noch zu erwähnenden

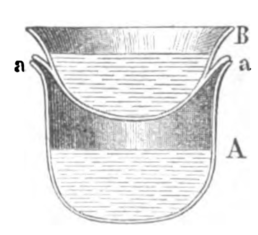


Fig. 4. Wasserbad

Konservierungsmethoden gewöhnlich geübt wird mit Hilfe des „Vacuum“ (Fig. 5): Das in der Abteilung A befindliche „Wasserbad“ ist mit einem Deckel verschlossen, durch welchen die Röhre C die Dämpfe in den eiförmigen Recipienten dd der Abteilung B führt. Der Recipient war durch von dem Hahne e aus eingeleitete und dann abgekühlte Dämpfe luftleer gemacht; die nachher durch C nachströmenden

Dämpfe werden durch kaltes Wasser, das aus g in den Kühler cc strömt, immer wieder kondensiert. So dunstet die Milch in A (resp. b) sehr schnell ab.

Nach vollendeter Eindampfung wird sie noch heiß in die bekannten Blechbüchsen oder auch verkorkte Glasflaschen gefüllt. Die Haltbarkeit dieser Milch, die in der That vollkommen genügend ist, beruht auf den drei Umständen der Hitze, der sie lange ausgesetzt war, dem verminderten Wassergehalt und besonders den großen Mengen von Zucker, welche die Entfaltung der Thätigkeit von Gährungserregern hindern. Der Zuckergehalt ist aber zugleich der Hauptfehler der Milch. Schon für jede Art der Verwendung, außer in Kaffee oder Schokolade den meisten unerwünscht, wird er am unbequemsten auf dem Gebiet, für das man eine Zeitlang die kondensierte Milch als besonders geeignet ansah, die Ernährung kleiner Kinder. Solange man die Masse hier noch mit ca. 10 Teilen Wasser verdünnt, bleibt der Zuckergehalt in erträglichen Grenzen, etwa 5%; man vergesse aber nicht, daß man dann nur etwa 1% Eiweiß (Kasein) in der hergestellten Milch hat, was nur für die jüngsten Kinder ausreicht. Sobald man beim Heranwachsen der Säuglinge mehr Eiweiß reichen und demnach weniger verdünnen muß, kommt viel mehr Zucker in das Gemisch, als das Kind vertragen kann. Man müßte etwa 10% davon geben um nur 2% Eiweiß mitzuliefern, während die Muttermilch auf 2—2½%, die Kuhmilch auf 4—4½% Eiweiß nur etwa 4% Zucker enthalten.

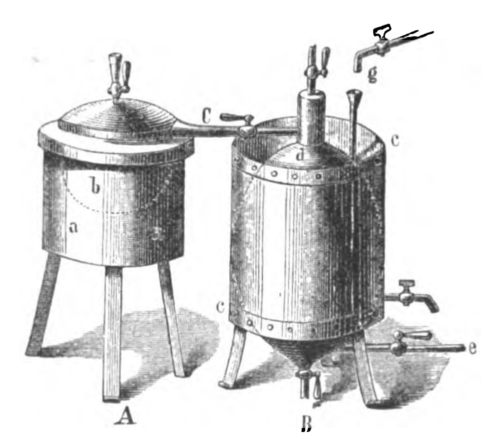


Fig. 5. Vacuum von Hager.

Dieses ganz unnatürliche und unerträgliche Verhältnis des Zuckers zum Eiweiß und auch dem Fett in der „kondensierten Milch" hat nach kurzer und mißverständlicher Schwärmerei für dieselbe die Vorliebe des Publikums wieder zu der unveränderten Milch zurückgeführt und zugleich das Verlangen geweckt, daß für die Fälle, die eine längere Konservierung wünschenswert machen, dies mit der ursprünglichen Milch ohne Zusätze geschehen möge. Ich erhielt speciell Gelegenheit, mich mit dieser Aufgabe zu beschäftigen, als es sich darum handelte, ein Milchpräparat, das ich als Kindernahrung angeraten hatte, das sog. „künstliche Rahmgemenge (Rahmkonserve)", haltbar zu machen. Eine lebhafte Ermunterung erhielten die Bemühungen, denen sich der Fabrikant jenes Präparates, Herr Apotheker Münch in Worms, mit mir zu diesem Zweck unterzog, durch die 1879 auf der Berliner Molkerei-Ausstellung prämierte Nägelische Milch, eine in Flaschen auf lange unverändert erhaltene gewöhnliche Kuhmilch. Wenn ich an derselben auch keine unbegrenzte Haltbarkeit fand und wenn auch — was noch schlimmer war — die Methode der Conservierung geheim gehalten wurde, so war doch das schließliche Auffinden eines allgemein verwendbaren und sicheren Konservierungsverfahrens durch jene sehr wahrscheinlich geworden. In der That hatten wir ein Jahr nachher (1880) unseren Zweck erreicht, sowohl das genannte Präparat, wie jede Milch, unbedingt und unbegrenzt haltbar zu machen. Wie weit mein Verfahren der Milchkonservierung mit dem Nägelis übereinstimmt, ist bei dem Geheimnis, das dieses umgibt, nicht zu sagen; ich weiß deshalb auch nicht, ob im Prinzip oder in der Ausführung desselben die Fehler lagen, auf denen die nur unvollkommene Haltbarkeit beruhte, die ich bei seinen Erzeugnissen anfangs fand. Jedenfalls war ich zuerst in der Lage, im Laufe des Jahres 1881 mehrfach die einfache und sichere Weise bekannt zu machen, wie man Milch beliebig lange unverändert halten kann. Es beruht lediglich auf einem genügend langen — soweit meine Erfahrungen sprechen, mindestens zweistündigem — Erhitzen der Milch bei 100° C. unter Luftabschluß, welcher Luftabschluß nie mehr unterbrochen werden darf, bis die Milch gebraucht werden soll: also Erhitzen in den zur Aufbewahrung bestimmten, verschlossenen Gefäßen. Alle früheren, schon seit einem halben Jahrhundert angestellten Versuche,

Milch ohne Zusatz zu konservieren, waren daran gescheitert, daß man die Milch entweder nicht lange genug erhitzt hatte, oder daß man nachher beim Umfüllen den Zersetzungserregern wieder Gelegenheit gab, von außen neu einzudringen. Was man dagegen neuerdings noch von höherer oder niederer Temperatur, die man anwenden soll, von Erhitzen mit erhöhtem Druck oder Umfüllen der Milch unter einem Kohlensäurestrom erzählt hat, sind Variationen oder Ausschmückungen, des eben mitgeteilten einfachen Prinzips, die teils unnötig, teils unzweckmäßig sind.

Wir sind also mit meinem Verfahren endlich auf der reinen und erfolgreichen Aeußerung der wiederholt angerufenen Kraft angelangt, des Feuers, dessen Wirkung wir verstehen gelernt haben als Vernichtung der Stoffe oder Gebilde, welche die Zersetzung hervorrufen. Es wird dabei nur verlangt, daß es genügend wirke, um auch die zählebigen Keime der Verderber zu zerstören, außerdem daß man dem Wiederzutritt neuer Verderbniserreger zu der nun gefeiten Milch vorbeuge. Dies Verfahren bietet wirklich, was in gewissen Verhältnissen, im Kriege, in belagerten Festungen, auf Reisen, auf der See, für uns und mehr noch unseren Kindern unersetzlich ist, eine allzeit bereite, der frischen gleichwertige Milch. Von verschiedenen Seiten beschäftigt man sich jetzt mit der Fabrikation, und zwar meistens, wenn auch noch nicht überall, mit zuverlässigem Erfolg. Für die Beurteilung des Fabrikats ist maßgebend schon äußerlich, daß die Gefäße, Blechbüchsen oder Flaschen und ihr Verschluß völlig unversehrt, daß an ersteren nicht der Boden oder Deckel vorgebaucht sei; beim Oeffnen darf nichts spritzen, keine Blasenbildung in der Masse Gährung anzeigen, ebensowenig darf diese sauer riechen, blaues Lackmuspapier röten oder gar geronnen sein. Aber selbst ohne diese groben Fehler kann die Milch halbwegs verdorben sein; sie zeigt dann einen leicht unangenehmen, an etwas angefaulten Käse oder ranzige Butter erinnernden Geschmack und unter dem Mikroskop würde man dann körnige Ausscheidungen des Käsestoffs zwischen den Fettkügelchen wahrnehmen. Die konservierte Milch präsentiert sich gewöhnlich — in oben beschriebenem Vacuum eingedickt — als zähflüssige, weißgelbe, gleichmäßige Masse, etwa einer feinen Salbe vergleichbar. Sie wird dann durch sorgfältiges Verrühren mit Wasser in die eigentliche Milch verwandelt. Die hierfür jetzt auf den Etiketten angegebene Menge Wasser ist gewöhnlich zu groß und gibt nur eine verdünnte Milch.

Ich denke, die Leser haben aus Vorstehendem so mancherlei Bedenklichkeiten, die es bei dem Gebrauch der konservierten Milch gibt, genügend erkannt, um sich nicht wieder vorreden zu lassen, wie das früher bei Einführung der kondensierten Milch geschah, daß ihnen da etwas Besonderes geboten werde, das Wunderdinge vor der gewöhnlichen Milch voraus habe. Dieselbe ist nur für die oben genannten Umstände bestimmt oder für ganz unglückliche Verhältnisse des gewöhnlichen Lebens, in denen eine gute Milch nicht zu beschaffen wäre.

Die erste Bedingung für **Erhaltung einer guten Milch im gewöhnlichen Gebrauch** ist, daß dieselbe entweder schnell genug nach dem Melken in die Haushaltung zu der nachher für diese vorzuschreibende Behandlung kommt, um nicht inzwischen zu verderben, oder daß sie im Hause des Milchproduzenten einem Verfahren unterworfen wird, das sie vor Veränderung schützt. Dies letztere ist um so notwendiger, je wärmer die Jahreszeit ist, und sollte nach und nach allgemein angewandt werden in jedem Fall, wo die Milch nicht sehr bald nach der Gewinnung verbraucht wird. Es sei gleich bemerkt, daß mir unbedingt das Vorzüglichste für diesen Zweck das „**Kühlverfahren**" zu leisten scheint, welches bestrebt ist, die bei Körpertemperatur (37° C.) dem Tier entströmende Milch rasch auf eine möglichst niedere Temperatur abzukühlen. Wir hatten früher gehört, daß zwischen 25 und 45° C. das Verderben der Milch am raschesten fortschreitet, und daß es um so langsamer geht, je tiefer die Temperatur der Milch unter jenem gefährlichen Gebiet bleibt. In dem schwedischen oder Swartzschen Verfahren, welches zuerst diese Wirkung der Kälte nutzbar machte, wurde die Abkühlung durch Einstellen der Milchgefäße in Eis bewirkt, viel allgemeiner erreichbar ist dieselbe jetzt durch „Milchkühler", Apparate, welche auch ohne das schwieriger zugängliche Eis durch sinnreiche und ausgiebige Benutzung von Brunnenwasser eine rasche und hinreichende Erkältung der Milch erzielen. Der wesentliche Bestandteil des nebengezeichneten Apparates (Fig. 6) ist die Abtlg. BB ein Gestell, in dem gewundene Metallröhren das bei e einfließende kalte Wasser in parallel übereinanderliegenden Windungen in die Höhe leiten, um es bei f wieder ausfließen zu lassen. Ueber diese auf die Temperatur des rasch durchfließen-

den Brunnenwassers abgekühlte Röhrenwand wird die in das Gefäß A gegossene Milch derart geleitet, daß sie aus dem Hahn bei A in einen muldenförmigen Obersatz des Teiles BB strömt, um sich hier in der Länge zu verteilen und dann durch einen schmalen Schlitz in dünner Schicht über die Röhren herabzurinnen, deren niedere Temperatur sie dabei nahezu erreicht. In einer unteren Rinne wieder gesammelt, fließt sie durch die Röhre bei C in das unterstehende Gefäß.

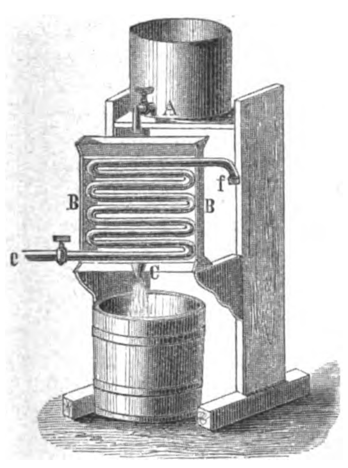


Fig. 6. Milchkühler.

Unvergleichlich ist der reine gute Geschmack, den Milch und Butter, die so behandelt sind, behalten. Wer sie versucht, wird nie mehr andere wollen, wo er jene haben kann. Ich weiß aus Erfahrung, daß solche Milch und Milchprodukte vor allen anderen im Verkehr gesucht und bezahlt werden, und einem größeren Oekonomen, der das Verfahren nicht anwendet, kann man direkt Mangel an Sachkenntnis und Intelligenz vorwerfen. Kleine können es nur notdürftig, aber immerhin zweckmäßig durch Einstellen der Milch in öfter gewechseltes Brunnenwasser ersetzen.

Auch mit dem entgegengesetzten Mittel, mit einer Art des vorhin schon geschilderten Hitzeverfahrens ist jetzt, allerdings noch in mehr vereinzelter Weise versucht worden, die Milch schon beim Produzenten für den Verkehr haltbar zu machen. In Berlin wurde eine solche Versorgung mit lange und gründlich durchkochter Milch durch Scherff eingerichtet; das dann in besonders verklausulirter Weise in Flaschen eingeschlossene Präparat bleibt lange gut. Ich könnte diesem Verfahren nur einen besonderen Vorteil zuschreiben, wenn eine dauernde Konservierung beabsichtigt würde (was inzwischen bis zum Druck ds. mit Erfolg geschah); für diese aber ist oben schon ein einfacheres und deshalb wohl sichereres Verfahren angegeben. Für den gewöhnlichen Verkehr scheint mir das Kühlverfahren weit vorzuziehen, wo man dasselbe gar nicht durchsetzen kann, würde auch einfaches Abkochen durch den Produzenten zur Haltbarmachung genügen. Der Nachteil gegenüber dem Kühlverfahren aber bleibt stets, daß die gekochte Milch nicht mehr zur Gewinnung von Rahm (Sahne), von saurer Milch, von Käse ꝛc. zu gebrauchen ist, Dinge, die für die Haushaltung und somit für das Milchgeschäft sehr wichtig sind. Theoretisch sehr interessant ist ein anderes Verfahren von Becker, welches in Berlin viel Aufsehen machte und welches die Milch durch 2stündiges Erwärmen auf nur 50—70° C. in besonderem Apparat konserviert. Solche Milch hält sich in der That ziemlich lange, aber diese Temperaturhöhe genügt nicht, wie ich mich durch wiederholte Versuche überzeugt habe, um die Milch dauernd zu konservieren, auch wenn man, wie in dem oben beschriebenen Verfahren unter völligem Luftabschluß operiert. Die Milch verdirbt stets nach einiger Zeit, häufig wird sie faulig; es war also nur ein Teil der Fermente zerstört. Ebenso werden jedenfalls Krankheitskeime nicht sicher vernichtet und eine so behandelte Milch muß in Rücksicht darauf in der Haushaltung doch noch einmal gekocht werden. Für die Praxis hat also auch diese Methode vor dem einfacheren Kühlverfahren keinen Vorzug.

Sobald die Milch im Hause angekommen ist, so würde dieselbe, wenn man süßen Rahm davon abnehmen will, sofort ins Kühle zu stellen sein: in einen kühlen Keller oder man stellt das Milchgefäß in ein weiteres mit möglichst viel kaltem Wasser, das event. einmal erneuert werden muß, noch besser mit Eiswasser gefülltes Gefäß. Nach zwei Stunden schon läßt sich eine hübsche Menge süßen Rahmes abschöpfen, der, wenn die Milch vorher gut war, noch genügend unverändert ist, um als Kindernahrung benutzt zu werden. Das verdient hervorgehoben zu werden, weil eine richtig präparierte Rahmmischung sich mir und vielen anderen Aerzten als eine Kindernahrung von außerordentlichen Vorzügen bewährt hat.[1]) Zur weiteren Konservierung für den ganzen Tag muß auch

[1]) Bezüglich näherer Angaben über diese Rahmmischung, sowie über die weiter oben erwähnte künstliche Rahmkonserve, endlich über die beste Art und Weise der Verwendung der Kuhmilch als Kindernahrungsmittel u. s. w. muß ich auf mein kürzlich erschienenes Buch „Die Kinderernährung im Säuglingsalter,“ Stuttgart, Enke, verweisen.

diese Mischung gekocht werden, wie das jetzt für die Milch überhaupt verlangt wird.

Das ist das erste! Wenn nicht, wie eben erwähnt, Rahm abgenommen werden soll oder man die Milch zur Gewinnung von saurer Milch, bezw. Käse absichtlich sauer werden lassen will, so muß sie sofort, wie sie der Haushaltung übergeben wird, abgekocht werden. Solches geschieht, um Anbrennen zu vermeiden, am besten im irdenen Gefäß und nicht auf freiem Feuer. Man hält sich am besten Kochtöpfe, in denen nur Milch gekocht wird, welche peinlich rein zu halten und jeden zweiten Tag mit Sodalösung auszukochen sind. Das Kochen der Milch wird solange fortgesetzt, bis sie gründlich wallt und siedet. Durch dieses Kochen vernichten wir, wie schon gesagt, den oder die Feinde, deren Anwesenheit in der Milch dieser zum Verderben gereicht. Wir machen aber zugleich damit Krankheitskeime unschädlich, die entweder von dem Milchvieh in die Milch übergegangen oder zufällig in die Milch aufgenommen worden sein können. Die Uebertragungsgefahr kann freilich nicht so groß sein, wie man in der Angst — z. B. vor der immer berüchtigter werdenden Perlsucht, der Tuberkulose des Milchviehs — sich einredet. Es könnten die andächtigen Wallfahrten unserer zarten Frauenwelt in die Ställe zur heilbringenden „kuhwarmen“ Milch nicht in so dauerhaftem Ruf stehen, wenn in merkbarer Häufigkeit diese Uebertragung vorkäme. Aber die Gefahr existiert immerhin, sie scheint durch Beobachtungen erwiesen und die Damen würden besser daran thun, ihre Milch daheim gekocht zu trinken, den Spaziergang aber, der bei der Stallpilgerung die Hauptsache ist, aus vernünftiger Ueberlegung, statt jener unüberlegten Uebung folgend, zuzugeben. Wir alle anderen aber, wir haben es ohnehin bereits ausgemacht, wir kochen die Milch, die wir in unserer Haushaltung verwenden, teils um sie vorm Sauerwerden, teils um uns vor Ansteckung zu schützen. Die saure Milch freilich, die nicht gekocht wird — wie es mit der gehalten werden soll? Nun, ich hoffe, der Perl- und Schwindsuchtspilz kann die Säure nicht ertragen und verdirbt darin. Bewiesen ist das freilich nicht, sowie fürs Kochen. Aber saure Milch in der Sommerhitze ist zu angenehm für jung und alt. Und bei allem Respekt vor den gefahrdrohenden Untersuchungen des Herrn Koch vertrauen wir etwas unserer guten Konstitution, die sicher eine wesentliche Rolle dabei spielt, — und riskieren's noch eine Weile!

Neuerdings hat man noch eine kräftigere Art als das einfache Aufkochen zum Schutz vor Milchverderbnis und vor Krankheitskeimen in der Milch für nötig gehalten. Man hat begüterten Haushaltungen hierfür den „patentierten, luftdicht verschließbaren Milchkochtopf“ von Bertling (Fig. 7) empfohlen. In dem Topf A, welcher durch den Deckel gg mittels der Schrauben hh an den Rändern luftdicht abgeschlossen ist, wird die Milch vermittels des Spirituskochapparates BB gekocht. Dabei steigt dieselbe durch die umgebogene Röhre c herauf um wieder nach abwärts zu stürzen und sich durch

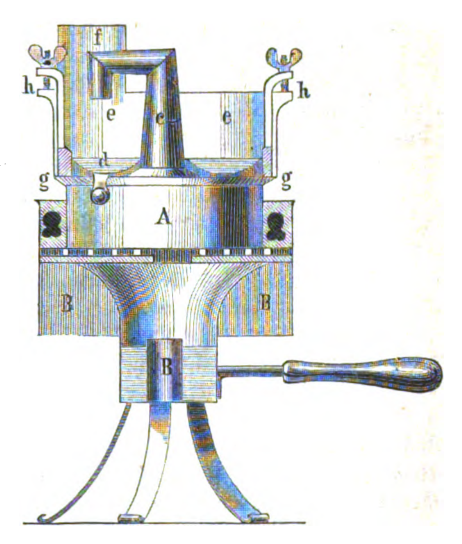


Fig. 7. Bertlingscher Milchkochtopf.

das Ventil d in den Topf zurückzuergießen. Unter dieser Cirkulation kann sie beliebig lange kochen; der Spiritus reicht etwa für eine halbe Stunde. Die bei f erhöhten Wände ee verhindern das Wegspritzen. Die Hauptwirkung des Apparats ist die Ermöglichung des langen Kochens, wobei wegen der starken Cirkulation nichts anbrennt; von wirklichem Luftabschluß ist wegen Offenstehen der Röhre C und des Ventils keine Rede. Die Schwierigkeit der Handhabung der sehr zusammengesetzten Maschine wie ihr Preis (neuerdings wird ein viel einfacherer und billigerer Topf von B. verfertigt) sprechen laut zur Empfehlung einer anderen kleinen Vorrichtung, die von Soltmann

auf der Naturforscherversammlung in Salzburg vorgezeigt wurde und welche Aehnliches leistet. Der kleine Apparat A (Fig. 8) ist ein aus zwei ineinandergeschobenen Teilen bestehender und deshalb beliebig lang zu stellender Blechcylinder, der oben geschlossen ist und unten auf einer breiten trichterförmigen Erweiterung sitzt. Wenn derselbe in einem zu zwei Dritteln mit Milch M gefüllten Topf gestellt wird, so daß er selbst noch um ein Drittel aus der Milch hervorragt, so wird die am Boden befindliche Milchschicht, zuerst erwärmt, von dem unteren Trichter aufgefangen und in den Cylinder geleitet, in dem sie aufsteigt, um aus den konischen Ansätzen cc wieder herauszustürzen. Für die aufgestiegene Milch strömt neue von den Seiten durch die Ausschnitte aa dem Inneren des Trichters zu, und so kommt eine energische Cirkulation zustande, die einesteils das Ueberlaufen verhindert, weil die Milch MM, die sonst seitlich aufsteigen würde, durch den Abfluß nach aa daran verhindert wird, anderenteils auch vor Anbrennen schützt, da keine Milchschicht bei der starken Cirkulation lange genug, um anzubrennen, am Boden sitzen bleibt. Frau Pfarrer Michel verdanke ich ein ähnliches schon vor zwanzig Jahren im Elsaß gebräuchliches Modell (Fig. 9). Ich habe nun den 12 cm breiten flachtrichterigen Untersatz B Soltmanns benützt, dessen ineinander verschiebliche Doppelröhre A auf 2,5 cm Durchmesser reduziert und, wie an dem Elsäßer Modell, oben offen gelassen mit einem 1,5 cm breiten abwärts geneigten Rande. So entstand der Fig. 10 gezeichnete Milchkocher, der ausgezeichnet arbeitet und wegen seiner Zugänglichkeit auch von oben leichter rein zu halten ist.[1])

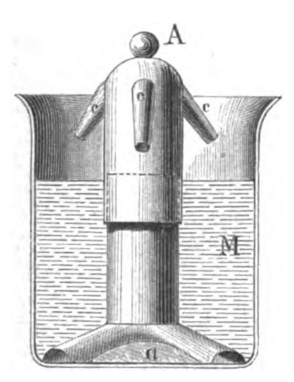
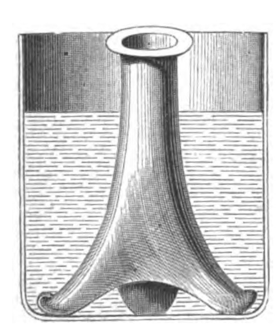


Fig. 8. Milchkocher nach Salzmann.


Fig. 9. Alter Milchkocher.

Beim Gebrauch füllt man den Topf zu etwa drei Viertel mit Milch, die Röhre muß etwa 4 cm über der Oberfläche der Milch hervorragen; der Topf soll entweder nicht zu schmal sein, oder das obere Ende der Röhre um etwas überragen, um das Abspritzen einzelner Tropfen auf die Herdplatte zu vermeiden. Zugedeckt darf er nicht werden. Weitere Vorteile, als die Garantie vor dem Ueberlaufen und Anbrennen, hat das Kochen auf diese Weise, selbst lange fortgesetzt nicht. Man beendet es deshalb, sobald die Milch kräftig oben aus der Röhre sprudelt; sonst kocht sie zu sehr ein und schmeckt „brotzelig". Jene Vorteile sind aber für Hausfrauen ꝛc., die zum genauen Uebermachen des Kochens nicht viel Zeit haben, schon groß genug.

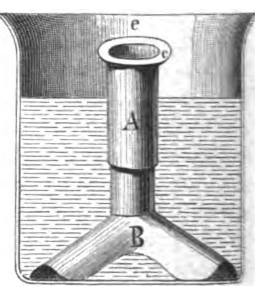


Fig. 10. Neuer Milchkocher.

Sobald das Kochen beendigt ist, hat nun das andere Temperaturextrem für die Konservierung wieder in Wirksamkeit zu treten; man muß die abgekochte Milch sofort wieder abkühlen durch Einsetzen derselben in ein weiteres mit kaltem Brunnen- oder auch Eiswasser gefülltes Gefäß. Das Wasser soll bis zur völligen Abkühlung wiederholt gewechselt werden. Nachher hat man nichts zu thun, als die Milch ebenso kühl weiter aufzubewahren: entweder in einem kühlen Keller, oder, wo solcher fehlt, in einem Eisschrank, in Eiswasser; aber es genügt auch Brunnenwasser zu benutzen, das öfter — wenn es ziemlich warm ist, selbst alle zwei Stunden — gewechselt werden muß. Milch für kleine Kinder pflege ich dabei in sorgfältig gereinigte und verkorkte Flaschen zu füllen. Wie weit man mit der Kühlstellung kommt, habe ich unter verschiedenen Modifikationen probiert. Wenn ge-

[1]) Den Soltmannschen Kocher fertigt Klempner Hoffmann in Breslau, Friedrich-Wilhelmsstraße 73; den oben von mir gezeichneten kann wohl nach Maß und Zeichnung jeder Spengler machen. Mir hat ihn Spengler Hoch in Hagenau gefertigt.

kochte und ungekochte (ich habe diese mit verwandt um zu zeigen, was die Kühlung allein leistet) Milch in einem Wasser, das andauernd 6—7 ° C. warm ist, aufbewahrt wird, so gerinnt die zweite erst nach 8 Tagen beim Erwärmen, die erste auch da noch nicht, spontan selbst in vierzehn Tagen noch nicht. Im Brunnenwasser von 9—15 ° C. stehend (ca. viermal im Tage, so oft das Wasser 15 ° erreicht, gewechselt) gerinnt ungekochte Milch nach ca. 36 Stunden beim Erwärmen, gekochte selbst nach 4 Tagen noch nicht. Auch in dem noch wärmeren Wasser einer schlechten Wasserleitung bei sehr warmer Witterung stehend (das Wasser schwankt zwischen 15 und 19 ° C. und muß etwa alle 2 Stunden gewechselt werden, nachts blieb es von 10 bis 6 Uhr) gerinnt ungekochte Milch erst nach 24 Stunden beim Erwärmen, gekochte erst nach 2 ½ Tagen, nach 24 Stunden ist sie noch so gut, wie unverändert. Also selbst unter diesen ungünstigsten Verhältnissen, wo nur eine schlechte Wasserleitung zur Kühlung zu Diensten stehen würde, kann durch einfaches Aufkochen und nachfolgende Kühlung die Milch länger als die notwendige Zeit (24 Stunden) vollkommen gut erhalten werden. N. B. Diese Milch wird vorher vom Oekonomen nicht mit dem Kühlverfahren behandelt. Ungünstiger können demnach nicht leicht irgendwo die Verhältnisse liegen, und wem jetzt die Milch noch gerinnt, der hat entweder Vorstehendes nicht gelesen oder hat es nicht befolgt!

Wenn in sehr heißer Zeit von dem Milchlieferanten die Milch schon ein wenig sauer geliefert wird, was sich durch deutliche Rötung (leichte Violettfärbung gilt nicht) eines eingetauchten blauen Lackmuspapiers herausstellt, so kann diese kleine unerwünschte Säuremenge durch Zusatz einer Messerspitze doppelkohlensauren Natrons (Natrum bicarbonicum) nach dem Abkochen abgestumpft werden. Kochen aber soll man vorher! Ist die Milch schon so sauer, daß sie beim Kochen gerinnt, so taugt sie nichts.

Das ist die einzige kleine Ausnahme, wo wir einen Zusatz zur Milch empfohlen haben; aber auch dieses wird nur nötig, wo der Bauer durch Verabsäumung sofortiger Kälteanwendung bereits ein kleines Unglück hat eintreten lassen. Sonst haben wir unseren schönen Leserinnen zeigen können, wie man mit Feuer und Kälte, verständig angewandt, sich unter allen Umständen gute Milch verschafft und bewahrt. Wir konnten ihnen auch zeigen, wie man die Anwendung des altberühmten Elementes in der Küche so beherrschen kann, daß es nur nützt, und nicht durch Anbrennen den Geschmack, durch Ueberkochen die Nase beleidigt. Ich hoffe damit für die Zukunft manches verdrießliche Gesicht verhindert, zugleich aber selbst ein Anrecht auf ein freundliches Gesicht von besagten Leserinnen erworben zu haben — in partibus meinetwegen, wo ich nicht die Ehre habe. Noch besser aber in natura, wenn sie mich einmal sehen!

Beim Sauren.

Von

Rudolf Baumbach.

Den besten Wein im deutschen Land,
Den hat der Rat zu Bremen,
Und daß mir der noch unbekannt
Erfüllt mein Herz mit Grämen.
Ach, würde mir ein Krug zum Lohn
Vom ältesten der Fässer,
Ich sänge wie Anakreon,
Vielleicht noch etwas besser,
Und kriegte ich das ganze Faß,
So schrieb' ich eine Ilias.

Doch weil mir nicht der Beste rinnt,
Soll Durst mich nicht verderben.
Lauf', lauf', du flinkes Schenkenkind
Und bring' mir deinen Herben.
Willkomm du kühler Sauerborn,
Du Festgetränk der Bauern.
Ein Zecher, echt von Schrot und Korn
Singt auch ein Lied beim Sauern.
Nur scheltet nicht, wenn's schlecht geriet,
Denn wie der Wein, so auch das Lied.

Die Schwanjungfrau.

Dorfgeschichte aus dem Berchtesgadenerlandl

von

Maximilian Schmidt.

(Schluß.)


er Schnitzerwastl war dazu gerne bereit. Er erzählte der Fremden, was er von Berchtolds Vater und seit gestern von dem jungen Manne selbst wußte und erwähnte dabei auch der Schwanjungfrau, für welche der Jäger im Halbschlafe sein Regerl gehalten. Auch von dem Entzücken des Jägers beim Anblicke der Marmorstatue berichtete er und meinte, Berchtold sei jedenfalls unter dem Einflusse, den diese Fee auf ihn gemacht, nach dem Obersee gekommen.

Das Edelfräulein hörte dem Alten vergnügt zu. Als er geendet, erzählte sie ihm ihrerseits, wie auch sie der Jäger in aller Wirklichkeit für die Schwanjungfrau gehalten, ihr sogar seine Papiere anvertraut habe und heute sicher zum Stelldichein unter der Esche komme, um seine Bestallung aus den Händen der Fee zu erhalten. Sie teilte dann dem Alten mit, daß Berchtolds Vater noch in gnädiger Erinnerung bei dem König stehe und der Fürst dem braven Sohne gerne eine Gnade wolle angedeihen lassen.

Es sollte dieses noch von dem Ergebnis ihrer Unterredung mit dem Schnitzer abhängen und da seine Auskunft für den Jäger so günstig sei, so wolle sie nicht mehr säumen und es ermöglichen, daß Berchtold bis nach Sonnenuntergang mit seinem Anstellungspatent überrascht werden könne. Und als jetzt Regerl eingetreten war, welche das Fräulein sofort als die Sprecherin des Willkommgrußes erkannte, meinte dasselbe, „es wäre das beste, Regerl hole gegen Abend Berchtolds Papiere bei ihr ab und übergebe sie dem Burschen, denn, habe sie den Sinn des Jägers gestern verwirrt,“ schloß sie, „so sei es nicht mehr als billig, daß sie ihm heute den Kopf wieder zurecht bringe.“

Regerl war tief errötet, erst schon über den Besuch der hohen Dame, die sie sofort erkannte, dann noch mehr darüber, daß sie bestimmt sein sollte, dem hübschen Jägersmann sein Glück mitteilen zu dürfen.

Das Fräulein erkannte wohl dieses Errötens Bedeutung, sie reichte ihr freundlich die Hand.

„Du brinnst ja, Regerl,“ sagte der Alte lachend, „irger wie 's Almrausch drin auf 'n Marmorkopf.“

„Dös is nur der Widerschein von die roten Nagerln da,“ antwortete Regerl, und um die Aufmerksamkeit von sich abzulenken, ging sie zur Kammerthüre und dieselbe öffnend, sagte sie:

„Da sehgts dös Almarausch, dös der Dedl moant; sit gestern is 's verblaßt.“

„Mach d' Thür zua!“ rief Wastl.

Aber das Edelfräulein hatte die Statue bereits erblickt. Staunend fragte sie den Alten:

„Wie kommt Ihr zu diesem Kunstwerk?“

„Wier i dazua kimm?“ erwiderte der Alte lächelnd. „Der Marmorstoa' is vom Untersberg und meine Händ und der Meißel dort, die ham dös ander verschuld't.“

„Ihr habt das gemacht?“ fragte das Fräulein mit ungläubiger Miene. „Ihr, der Tellerund Kochlöffelschnitzer?“

„Ja, i,“ erwiderte der Alte selbstbewußt, „i, der Sebastian Weyerzisk.“

„Ist das nur möglich?“ rief das Fräulein bewundernd aus. Als sie aber jetzt aufmerksam die edlen Züge, das ruhige, klare Auge des Alten betrachtete, da fand sie sofort die Möglichkeit und wie entschuldigend sagte sie: „Ihr müßt mir verzeihen. Ein solches Kunstwerk konnte ich nicht in Eurer Hütte, nicht von einem





ewöhnlichen Arbeiter erwarten. Ich habe nicht eicht eine schönere Madonna gesehen."

„A Madonna mit an' silbern Ruder, die am ummi schifft ins Paradies?" fragte Weyer-isk. „So weit will i nit freveln, daß i mei' Nachwerk für würdi halt, daß zu eam bet' oird; na', na', dös hon i nit vomoant!"

„Wie leicht betet sich's zu diesem Bilde!" prach das Edelfräulein. „Milde, Güte, Friede, Freude, Trost und Hoffnung, ach alles, alles iegt in diesen wunderbaren Zügen! Könnt Ihr och über die Statue verfügen? Ist sie Euch erkäuflich? Dieses Bild muß in eine Kirche, es oird jeder zur Zierde gereichen. Hätte ich die Mittel, es zu erwerben, ich wüßte sofort eine Verwendung. Aber ich werde jemand anderen afür interessieren. Wie haltet Ihr das Werk m Preise? Was ist es Euch wert?"

„Des moants, was 's kost'?" fragte der Alte. Was 's mir wert is? Viel, mei' halbets Lebn, s war mei' Trost in Not und Kümmernis, mei' Ruat, mei' Freud, von dera Stund an is 's nei Stolz!"

„Also ist dieses Werk noch verkäuflich?" ragte die Dame, ihre Augen stets auf den vunderbaren Mann gerichtet.

„Verkäufli? Ja no', freili 's Regerl braucht a a Geld, wenn amal der Hochzeiter ins Haus immt."

„Was verlangt Ihr?" fragte das Fräulein.

„Was willst verlanga?" entgegnete Weyer-isk. „Wenn i 's zammzähl, die Tag und Stun-en, wo i dran g'arbet hon, so kann's netta a undert Tag ausmacha. Is 's wohl z' viel, venn i für 'n Tag an Zwanzger (24 kr.) ver-ang?"

„Und was weiter?" fragte das Fräulein erwundert.

„Weiter? Ja no', der Marmelstoa kost mir iri, grad 's Herfahrn mit a Paar Ochsen, mei', el macht nit viel aus."

„Habt Ihr das Werk um diesen Preis schon ngeboten?" fragte die Dame erstaunt und ge-ührt zugleich.

„No' niermals," entgegnete der Alte. „Leicht s 's Enk z' viel; ja no', i woaß nit, was so a Stück wert is."

„Das wißt Ihr freilich nicht!" versetzte das Edelfräulein, dem Alten die Hand reichend, Ihr wißt nicht, welch herrliches Werk Ihr da eschaffen. Ein Zwanziger per Tag und das Fuhrlohn! Da hättet Ihr Euch mit dem Teller-machen mehr verdient! Aber seid unbesorgt; ich werde dafür Sorge tragen, daß Euch dieses Kunstwerk abgekauft wird und zwar um einen Preis, der seinem Werte näher kommt. Der Genius des Künstlers, der aus dem Marmor spricht, der ist allerdings nicht zu bezahlen, denn es ist die Seele, die Ihr dem Werke eingehaucht, Eure eigne Seele."

„Ja, ja," rief der Alte begeistert und Thrä-nen glänzten in seinen Augen, „so, so — so hon i 's vomoant, i hon 's nit sagn kinna, was i wolln und wier i 's wolln. Des, gnä Fraaln, habt's es gsagt, mei' Seel is 's, die eam ein-ghaucht hon, dem Marmelstoa' und dös is 's, was mir so trauli entgegenscheint, was mi anhoa-melt, so bekannt, halt grad so, als waar's a Stuck von mir, mei' Seel is 's, mei' Seel!"

Der Alte war zur Kammer hingehinkt, er wollte seine eigne Seele erschauen in dem Anblick der friedlichen Züge der Schwanjung-frau.

„Es sind Regerls Züge, die ihr zum Vor-wurf genommen," sprach das Edelfräulein; „der junge Perlacher ist zu entschuldigen, daß er über diesen Zügen verwirrt geworden. Regerl, es ist Ihre Schuldigkeit, ihn wieder hellsehend zu machen. Kommen Sie vor Abend ins Schloß und fragen Sie nach mir. Man wird Sie sofort zu mir führen."

Jetzt fiel ihr Blick auf Weyerzisks Porträt-büste und unwillkürlich entschlüpfte ihr abermals ein Ausruf der Bewunderung.

„Jatz müaßts aa no' sei neueste Arbet be-trachten," sagte Regerl hocherfreut darüber, daß die vornehme Dame des Großvaters Arbeiten so belobte. „Da sehgts, dös soll unser Küni wern." Dabei zog sie das Tuch von dem Modell.

„Er ist es ja schon!" rief das Fräulein er-freut.

„Is er's?" fragte Weyerzisk, vor Freude errötend, „hon i sein' Geist einig'haucht, siehgt ma' sei' schöne Seel auf 'n G'sicht? Siehgt ma's?"

„Ja, man sieht sie," sagte das Fräulein gerührt. „Doch ich werde Euch jemanden senden, der ein besseres Urteil zu geben vermag, als ich, die ich nur so viel von der Sache ver-stehe, daß jede Kunstsammlung auf diese Werke stolz sein müßte."

Und als sie sich jetzt zum Gehen anschickte, da hätte sie so gerne gefragt, ob der Mann in Not sei und wie sie ihm helfen könne. Aber sie

wagte es nicht. Ihr Blick suchte deshalb nach einem Gegenstande, den sie kaufen könnte, aber er begegnete nur Kochlöffeln und Tellern. Schnell entschlossen, sagte sie:

„Erlaubt mir, daß ich diese Sachen Euch abnehme, ich — ich habe dafür Verwendung."

„So nehmts nur, was 's brauchts," anwortete Weyerzisk; 'n Verleger därfts halt nix sagn davon; dem waar's nit recht, wenn i unter der Hand ebbas hergebet. I gib Enks aber gwiß aa nit teurer, als 'n Verleger."

Die Dame reichte ihm ein Goldstück hin.

„Mir sind die Sachen von Eurer Hand das, o, noch viel mehr wert," sagte sie.

„Waar nit aus!" rief der Alte errötend. „I nimm koa' Almosen an! Na', na', liebs, guats Fraaln, i hon koans angnomma, wier i schier dahungert bin, und iatzt geht ma so weit nix mehr ab. Laßts mir mein' Stolz, und wollts mir a Freud macha, so erlaubts mir, daß Enk die Schwanjungfrau schnitzeln därf zum Angedenken, so wie i 's gestern 'n Berchtold gschnitzelt hon. Des brauchts koane Teller und Kochlöffel. Wollts aber oa', so kostens Enk so viel, wier an' Verleger und nit um an' Pfening nimm i mehr, so wahr i der Sebastian Weyerzisk bin."

„So schnitzt mir das Figürchen. Bis wann seid Ihr damit fertig?"

„'s dauert gar nit lang," erwiderte Wastl, „ös kinnt's es scho' abwarten."

Und schon hatte er das Schnitzmesser in Bewegung.

Staunend schaute ihm das Edelfräulein zu. Mit rätselhafter Schnelligkeit entstand aus dem Klötzchen Lindenholz eine Figur, das Ebenbild der Schwanjungfrau mit Regerls Gesicht.

Lächelnd übergab sie der Alte dem Edelfräulein und dieses zog jetzt einen Ring vom Finger und reichte ihn dem wunderbaren Manne.

„Erlaubt mir, Euch als Gegenandenken diesen Ring mit den drei Rubinen zu geben," sagte sie.

Aber der Alte lachte.

„Für meine Händ paßt koa' solches Ringl, aber i nimm's mit Dank. Es is dös erste rare Gschenk in mein' Lebn, dös i krieg und annimm, dös erste Vergelts Gott, dös i dafür bring. Erlaubts, daß i 's mein Regerl gib? Für dera ihre Finger paßt's leicht besser, dös Ringl mit die roten Stoa'. Geh donna, Deanl. So! Siehgst, dös glanzt ja sakrisch schö' und so bedank di halt bei dem gnä Fräuln."

Regerl küßte der Dame die Hand. Dann reichte letztere dem Alten die Hand zum Abschiede, verhieß ihm baldiges Wiederkommen und ließ sich von ihm versprechen, sein Kunstwerk nicht zu veräußern, ohne ihr vorher Mitteilung darüber gemacht zu haben.

Dann entfernte sich die Dame, welche heute gleich einer gütigen Fee das ärmliche Haus betreten, von dessen Reichtum die Mitwelt keine Ahnung hatte, bis der Zufall, ein gütiges Geschick das Edelfräulein herabsteigen ließ zur dürftigen Hütte des armen Handwerkers, den sie wieder verließ als großen und seltenen Künstler.

— — — — — — — — — — — — —

Berchtold saß, wie schon erwähnt, vor Sonnenuntergang an der Esche. Schon schimmerte das Abendrot auf den Spitzen des Watzmanns und des Hochkalters und über den Waldungen lag der violette Duft, jenes zauberische Licht, welches gestern die Marmorstatue in des Meisters Hütte mit scheinbarem Leben erfüllt.

Berchtold fühlte eine gewisse Scham in sich. Was mußte das Edelfräulein von ihm denken! Von ihm, dem starken Jägerburschen denken, der die Schwäche hatte, an eine wirkliche Schwanjungfrau zu glauben? Er befürchtete, von ihr recht herzlich ausgelacht zu werden; er hatte es wohl verdient.

„Hätt' i nur meine Zeugnis und waars scho' wieder furt!" dachte er bei sich.

Er harrte lange Zeit. Mehrere Damen gingen an der Esche vorüber dem Markte zu, keine achtete seiner.

Da er nur eine städtisch gekleidete Dame vor Augen hatte, übersah er es beinahe, daß ein Mädchen in Berchtesgadenertracht vom Markte her sich näherte und gerade auf die Esche zuschritt. Erst als es ganz nahe war und der Jäger Regerls Züge deutlich sah, entfuhr ihm ein Ausruf des Erstaunens.

Das war das Gesicht der gestern an ihm vorüberschwebenden Gestalt, das waren auch die Züge der Marmorstatue und diejenigen Sabinas, seiner Schifferin. Er war für den ersten Moment wieder ganz verwirrt.

„Du bist der Jäger Perlacher?" fragte das Mädchen. „Grüaß di Gott! I bring dir a Botschaft, a guate."

Sie zog aus ihrem „Wollröckl" ein Päck-

chen Papiere hervor. Bei dieser Gelegenheit sah Berchtold den Ring mit den Rubinen, den Regerl von dem Edelfräulein erhalten, den Ring, den er gestern, dessen war er fest überzeugt, am Finger jener Erscheinung am Obersee funkeln gesehen.

Nun war es für ihn kein Zweifel mehr, das vor ihm stehende Mädchen war die Hofdame, die sich einen Spaß gemacht und sich in die hiesige Landestracht verkleidet hatte.

„Gnä Fräuln," sagte er, sich erhebend und den Hut abnehmend, „heunt bin i scho' a bisl gscheida, als gestern. Lachens mi nur aus; aber alles in allem is 's verzeihli, daß i a so a Dalk bin."

„Bleib dennast sitzen!" sagte Regerl heiter. „I bin ja koa' Fraaln, bloß 's Regerl vom Schnitzerwastl durt obn, wost gestern so lang gwen bist. Da soll i dir deine Papier wieder bringa und drunter find'st a Schreibn, dös sollst glei lesen. I moan, es kunnt di gfreun."

Der Jäger nahm die Papiere und öffnete hastig ein versiegeltes Schreiben, in welchem wörtlich stand:

Der Jäger Berchtold Perlacher hat sich sofort zur Dienstesleistung beim Revierjäger in Königssee zu melden, wo er seine weiteren Instruktionen empfangen wird.

Das K. Forstamt Berchtesgaden.

„Juche!" schrie Berchtold, dann aber ergriff er Regerls Hand und drückte einen heißen Kuß darauf.

„Vergelts Gott, gnä Fräuln!" sagte er. „Jatz kinnts mit mir Dummheiten machen, so viel als 's wollts. Des habts mir a Stell verschafft, iatz is alles guat. Da, nehmts vor allem dös Beuterl wieder; a Postschein is drin. I nimm koa' Geld an als Almosen. Ja, wenn's d' Schwanjungfrau wirkli gwen waarts, wie i gestern glaubt hab, da machet i mir koa' Gwissen draus, denn von die guatn Geister soll ma' alles annehma, was 's eam gebn. Aber von Enk, gnä Fräuln, nimm i nix. Des habts mir so viel gebn, daß i gar nit gnua danken kann. A Stell' beim Förster in Königssee — juhu! Mei' Muatterl hat dennast recht ghabt, mei' Glück is gmacht!"

Regerl ließ sich die Hand wohl küssen und lachte dazu.

„Aber Jaga," sagte sie, „i bin gwiß koa' Fräuln; i bin bloß beauftragt, dir dös z' gebn. I bin ganz g'wiß 's Regerl."

„I wollt, du wärst 'n Schnitzerwastl sei' Regerl, nacha wüßt' i scho' was i thaat."

„Du därffst es keck thoa. I bin wahrhafti nix anders."

„No', so schmatz i dir nit lang d' Hand, sondern — siehgst es, so machet i 's 'n Regerl."

Er hatte dabei das Mädchen geküßt, bevor es sich dessen versah.

„Aber Jaga," sagte das Deanl, über und über errötend, „hör auf; i — bin dennast wieder lieber 's Fraaln, ja, ja, g'wiß bin i 's! Thua nur wieder dein Huat aba und küß ma d' Hand."

„I bitt di da Gottswilln, bleib 's Regerl — nur a Minuten no'," sagte Berchtold und blickte mit Entzücken nach dem schönen Mädchen, dessen Augen ebenfalls freudig erglänzten und das mit innigem Wohlgefallen den jungen Mann betrachtete.

„Jatz is mir alles klar. Woaßt, mit 'n Amt is mir aa der Verstand kemma. Du bist 's Regerl, der Sabina ihra Schwester und 's Edelfräuln hat dir die Papier für mi übergebn. Wie hoaßts denn? Wo triff i 's denn, daß i ihr danken kann? — Aber dös Ringl?! Is 's am End dennast anders, bist du, san Sie, verzeihns, dös verkleidte Edelfräuln? Jeß, i woaß nimmer, wo mir der Kopf steht und mei' Herz — nur ebbas woaß i gwiß —"

„Und was is dös?" fragte Regerl ermunternd.

„Daß, wenn du 's Regerl bist, du die mei' wern muaßt und kostets mei' Lebn. Du bist dös Glück, dös mir mei' Muatta prophezeit hat, daß i 's da herin finden werd; du bist dös Glück! Ja lieb's Deanl, du bist es!"

„I?" fragte Regerl, ihre Hand ans Herz drückend, „i?"

„Ja, du! O, nur a weng wennst mi du aa gern ham kanntst, nur a ganz kloa's weng."

Regerl ließ ihm ihre Hand, die er drückte und blickte ihm treuherzig in die Augen, indem sie sagte:

„A weng nit — aber viel, recht viel. Pfüat Gott, pfüat Gott!"

Sie riß sich los und eilte davon, dem Häuschen des Oedls zu.

Berchtold streckte seine Arme der Fliehenden nach. Dann aber schnalzte er mit dem Finger und den Hut über sich schwingend, schickte er der sich Entfernenden einen freudigen Juhschrei nach.

„'s Regerl is 's! 's Regerl is 's!" rief er

mit fast kindischer Freude und ganz von seinem Glücke überwältigt, „'s Regerl muaß die mei' wern. Uijuhuhu.“

„Juhu!“ hallte es wieder, aber nicht als Echo, sondern als Abschiedsgruß von den Lippen des an der Schwelle seines Häuschens angelangten, überglücklichen Deanls.

Und dieses Juhu verkündete Berchtold mehr, als tausend Worte, daß sie schon sein war mit ganzer Seele.

VIII.

Zu der Anstellung Berchtolds wollte der alte Förster von Bartlmä sein gut Teil beitragen, als er dem Forstmeister von Berchtesgaden die Rechnung übergab, deren Anfertigung ihn morgens so „grantig“ gemacht hatte. Dabei nun erwähnte er der Ankunft des jungen Perlacher, der ihm ganz ausgezeichnet gefallen bis auf Einen Punkt, nämlich daß er auf ganz leichtsinnige Weise seine Papiere, weiß der Himmel! welch einer gewissenlosen weiblichen Person übergeben habe. Der Alte war nicht wenig überrascht, als ihm der Forstmeister hierauf mitteilte, die Papiere seien in seinen Händen und ihm durch eine dem Hofe zunächst stehende hohe Persönlichkeit übergeben worden; daß er aus den Zeugnissen die Vortrefflichkeit des jungen Mannes ersehen, und weil derselbe im Tegernseer Revier mit der Anlegung von Reitwegen betraut gewesen, so käme derselbe gerade zur richtigen Zeit, um die neuanzulegenden königlichen Reitwege vom Kessel aus über die Gotzenalpe nach dem Jagdhause Lahfeld zu leiten, weshalb er ihn zur Dienstleistung bei dem ohnedies kränklichen Revierförster in Königssee in Aussicht genommen habe.

Der alte Förster von Bartlmä glaubte dem Amtsvorstand versichern zu können, daß er keine glücklichere Wahl hätte treffen können. Freilich hätte er es lieber gesehen, den weidspruchkundigen Jäger bei sich zu behalten, aber der Forstmeister meinte lächelnd:

„So ein jugendlicher Weidmann, wie Sie sind, braucht noch keinen Adlatus; der Revierförster von Königssee aber ist ein alter Mann!“

„Grad um zwanzig Jahr jünger als i!“ versetzte der Alte lachend — „aber oanwegs fühl i mi gottlob! jünger und frischer wia viele, die meine Söhn sein könntn! Und trotz meine fünfasiebzg Jahr is mir nix liawa, als 'n Gamsl nachgehn, und mei' Liadl is:

„A Gams möcht i sei',
Das wär wohl a Freud'!
Alleweil bei der Höh',
Alleweil bei der Schneid'!“

Mit einem herzhaften Händedruck entließ der Forstmeister den alten Weidmann; dabei mochte er wohl mit einiger Wehmut denken und beklagen: „Daß es keine Kultur gibt, solch alte Weidmänner zu ersetzen, die gleich den Urwaldsriesen mehr und mehr verschwinden und nur noch vereinzelt stehen und zeugen von der alten herrlichen Weidmannszeit!“

Der alte Förster verhielt sich in Berchtesgaden noch längere Zeit und schlug dann, sein Pfeifchen rauchend, bei untergehender Sonne den Weg nach Königssee zu ein.

Er war noch nicht weit gegangen, als ihn Berchtold einholte, der, wie schon erwähnt, ebenfalls dem Königssee zueilte. Der Alte beglückwünschte ihn herzlich und drückte ihm besonders darüber seine Freude aus, daß er sich bezüglich des ihm zugemuteten Leichtsinns geirrt habe.

„Denn woaßt — du mußt mir scho erlaubn, daß i du zu dir sag, bist ja der Suhn von meim Jagdspezl — drei Ding san teur auf der Welt: D' Hund, d' Weiberleut' und 's Wirtshaus. Die drei bringa annamal für oa' Freud sieben Reuen.

Därfst nit glaubn, daß i a Heiliger bin, weil i die Sprichwörter so guat kenn — a jeder macht seine bestimmten Dummheiten durch im Lebn, und der a Sprichwort zamstudiert hat, hat's z'erst erlebt und is hintnnach so gscheit worn! Du glaubst überhaupt nit, wie hintnnach die Leut so gscheit wern; morgn kann dir a jeder Fex sagn, was heunt für a Wetter war. Wolltst aber vorher alles wissen, so haltn die d'Leut für recht gscheit — aber die gar gscheitn Leut passen nit eina zu uns in d' Berg, und so is 's besser, ma' schleppt dös gemeinsame Kreuz der Einfalt mit furt, und is a bisserl frumm, a bisserl krumm — aber allezeit a grundehrlichs Leut! Oder wies Gsangl hoaßt:

„I abant a bißl lusti sei',
I abant a bißl betn,
Ast woaß unser Herrgott schon,
Wia ma's gern hättn!“

„Sand Sie niamals verheirat gwen?“ fragte jetzt Berchtold den rüstig neben ihm herschreitenden Nimrod.

„Niamals," entgegnete dieser. „Aber aa nit aus Klugheit, weil i vielleicht gfürcht hätt', i werd betrogen oder i geh sunst ein, sundern weil mir mei' Schatz 'n Abschied geben hat, und an' Salzbergler gheirat hat. Sie hat si' freili damit d' Suppn versalzn. I bin a Lediger bliebn, und siezt — die da, mei' Flintn, is mei' alles worn — da hon i alleweil ins Schwarze gschossn, und dös is halt aar a Freud! da hon i mi jung erhaltn im Gmüat. — Woaß Gott, wias ganga hätt', wenn i 's Haus- und 's Kinderkreuz hätt durchs Lebn schleppn müaßn! I moan, so is 's halt grad am besten, wias worn is."

„So is eana Schatz nöd glückli worn?"

„Ja no," erwiderte der Alte, „'s is halt an alts Wei' worn. I will damit nöd verächtli von die altn Weiber redn. I bin koaner von dene Jaga, die si' aufs Begegna von an' altn Wei' ausredn, wenns nix treffn. Na', pfüat mi Gott! Es gibt gar nix Ehrwürdigers, als a so an alts, bravs Weibl, aber mei Schatz hat a verdroßns Gmüat kriegt, dös is a ganz extrige worn, und wennst d' es heut sehgest, thatst es gar nöd mögli haltn, daß 's amal a Schönheit und a lustigs Deandl war. Durt steigts eh daher, da kannst es glei kenna lerna."

„D'Rappelleni?" rief der junge Jäger überrascht, als er trotz der schon stark zunehmenden Dämmerung in dem kommenden Weibe seine gestrige Gesellschafterin unter der Esche erkannte. Sie trug heute auf ihrem Kopftuche einen schwarzen, gut erhaltenen Filzhut mit goldener Schnur und hatte in der Hand einen Bergstock, den sie noch rüstig hob und einsetzte.

„Ja, d'Rappelleni," entgegnete der Alte. „Wenns ihren Rappel nit hat, is 's a gscheids Leut. — Mei, mi dabarmts! Grüaß di Gott, Leni," rief er jetzt schon von weitem dieser zu.

„Grüaß di Gott, alter Jagersbua!" rief die Herankommende mit Nachdruck, und Berchtold erkennend, fuhr sie zu diesem gewandt fort: „Heunt schreckst mi nimmer, heunt ärgerst mi grad."

„Warum dös?" fragte Berchtold.

„Warum? Weilst es gestern beim Mondschei' so schö' kinna hast mit der Sabin, die wo di eini gfahrn hat aafn Obersee. Da Holzerbuabi hat mein saubern Peterl drum ghanselt, und der nöd faul, schlagt eam sein gläsern Maßkrug aafn Kopf. Du tragst die Schuld dran. Mei' bravs Buaberl, mei unschuldigs, hams arretiert und 'n Holzernazl hat der dumm Bader a großmächtigs Pflaster aaf d'Wundn pickt, aber 'n Glasscherbn im Fleisch lassn. Schaug i mi um die Sach nit um, bleibt der Nazl a etli Wochn arbeitsunfähig. Und 'n Peterl pflasterns a doppelte Strafzeit aaffi. Da bin i halt außi und visitier die Wundn und ziag 'n größtn Glasscherbn außa. Mit dem hat 's Wehthoan, sei' Jammern und dös von seim Burgei aufghört. In a etli Tag kann er scho' wieder holzn und dös hat halt wieder an alts Wei' zambringa müaßn!"

„I hon schon am Herweg ghört von der Rauferei," sagte der Förster, „aber nix von der Ursach."

„Ja no', die Ursach steht da," versetzte die Alte, „a junger Jagersbursch — kaum schmeckt er eina in unsa Landl, geht er scho' die schönstn Deanl aus, und er is ja darnach, daß ers kriagt!"

Der alte Förster drohte Berchtold lächelnd mit dem Finger.

Dieser aber versicherte ihm, daß noch niemals ein unnützeres Blut geflossen sei, denn die Sabina habe ihn nur zur Saletalpe gefahren und dabei nur über das und jenes mit ihm geplaudert. Wenn es ihm hier jemand angethan habe, so sei es nicht Sabine, sondern ihre Schwester, das Regerl, für die er Leib und Seele hergeben könnte!

„Barmherziger Himmel!" rief der alte Förster, „du hast ja seit vierundzwanzig Stunden das reinste Hetzjagen ghaltn!"

„Halt wia der wild Jaga," sagte die alte Frau, „und da soll ma' nit vor eam davon laaffn und 's Kreuz machn! I hon nur oan kennt in mein Leben, dem's grad a so glückt is — Alle hat er 's kriagt, die er mögn hat."

„I bin der nöd gwen," fiel der alte Jäger lachend ein — „'s schö Grafendeanerl hat mi verschmacht!"

„Därffst froh sei'," erwiderte die Alte. „Was thatst iatz mit ar a solchn Voglscheuch, wiar i oani bin! Na, na, du bist a braver gwen! Der, den i moan, war aa nit aus, aber bei dem hats ghoaßn:

„Ueber oa' Stigl steig i nit,
Bei oan Deandl bleib i nit,
Alleweil über Ecks über Ecks,
Alleweil fünf sechs!"

Woaßt denn nimmer, wer dös gwen is? Der Perlacher is 's gwen!"

„No, da steht der Perlacher!“ sagte der alte Jäger, lachend auf Berchtold weisend.

„Was, dös is da Perlacher?“ rief jetzt die Alte. „Meiner Seel! Leibhaft! Alle guatn Geister loben ihren Herrn! Was ist dein Begehrn! Gott steh mir bei!“

Und die Alte eilte mit allen Zeichen des Schreckens und Entsetzens von dannen. Mit dem Bergstock machte sie das Zeichen des Kreuzes zurück, und nachdem sie schon über eine Ecke verschwunden, hörte man noch ihre laut gerufene Beschwörungsformel gegen das vermeintliche Gespenst des längst verstorbenen Perlacher.

„Was is ihr denn scho' wieder?“ fragte Berchtold.

„Es rappelt ihr halt wieder,“ erwiderte der alte Förster. „Jetzt halts dich für 's Gspenst von deim Vatern, denn 's guat, recht guat kennt hat. 's wird 's best' sei', du gehst ihr aus 'n Weg. Und no' wen vermeid, i moan 'n Grafnpeter, ihrn Enkl, dös is a gwaltthätiger Mensch, an arbeitsscheuer, dem Alles oans is. Es is schad um den junga Burschn; es is der kühnst Bergsteiger im ganzn Landl, er nennt sie selm 'n Edlweißküni. Nichti is 's, das 's eam koana nachmacha kann. I bin aa überzeugt, daß er zur richtign Zeit wildert. I hon scho' oft drandenkt, es wär nit ungrad, wenn ma' an' Jagersknecht aus eam machet, da waar er in sein Element und wer woaß 's, ob er nit guat thaat. Aber so oft i der Rappelleni und der Grillersabin z'liab a guts Wörtl für eam beim Forstmoaster einlegn wollt, hat mir der sakrische Bua wieder an' Strich durch d' Rechnung gmacht.“

„Aber d' Sabin — will denn dös brave Deanl ebbas von dem Loder wissn?“ fragte Berchtold.

„Dös hat a bsunderne Bewandnis, i woaß 's nur halbert, aber wenn du mit der Sabin scho so guat bekannt bist, und sogar ihr Schwester, 's Regerl, gern siehgst, so kannst es ja amal fragn, wia dö Liab entstandn is.“

Wie diese entstanden, hätten die beiden Männer wohl am besten erfahren, wenn sie die beiden Mädchen hätten belauschen können, welche zu eben dieser Zeit auf der Bank vor des Grillerseppen Häuschen saßen; es waren Sabine und Burgei. Letztere war auf die ihr durch die alte Nandl hinterbrachte Nachricht von Nazls Verwundung sofort nach Königssee geeilt und übernahm die Pflege ihres Bräutigams. Sabine aber schickte, nachdem sich die Schmerzen des Verwundeten nicht stillen wollten, nach Berchtesgaden zur Rappelleni, die als „Fretterin“ mit ihren Kräutern und Säften nicht selten die besten Kuren machte. Den Erfolg ihres Besuches erhielten wir durch die Alte selbst mitgeteilt. Als nun nach Entfernung des Glasscherbens aus der Wunde Nazl in einen tiefen Schlaf verfiel, ging Burgei zu ihrer Freundin Sabine, welche dem Verwundeten gleichfalls jegliche Hilfe hatte angedeihen lassen. Die Mädchen plauderten über dies und jenes, natürlich am meisten über Nazl und auch über den Grafenpeter, den Verursacher dieses Unglücks.

„Sag mir nur, wie dir 's der Peter anthan hat?“ fragte Burgei die Freundin.

Und Sabine erzählte ihr gerne von jenem denkwürdigen Tage, der ihr Herz an einen Mann gefesselt, welcher ihrer Liebe nicht würdig, den sie sich zu hassen zwinge, der aber stets mit unwiderstehlicher Gewalt ihr ganzes Sein und Denken gefangen halte.

Im vorigen Jahre durfte sie mit ihrem Vater zum erstenmal auf die Gotzenalpe zum Almkirta. Dort wurde in der Springlhütte gesungen und getanzt, aus allen Richtungen waren Gäste herangekommen, und ein reges Leben herrschte auf und in der Alm.

Sabine mit dem schwarzen, goldbeschnürten Hütchen auf den blonden Flechten und der sonstigen Berchtesgadenertracht hatte besonders die Aufmerksamkeit eines ihr bis jetzt fremden Burschen erregt, nämlich des erst jüngst vom Militär zurückgekehrten Grafenpeter. Er war einer der hübschesten und kräftigsten Burschen, der beste Tänzer, und erregte durch seinen Gesang während des Ländlertanzens und in den Pausen die allgemeine Aufmerksamkeit.

Wie bei allen derartigen Gelegenheiten fehlte auch hier nicht der „Fex“, wie man die ehedem in dieser Gegend sehr zahlreich, nun aber seltener vorkommenden Blödsinnigen nennt. Es war der „narrisch Jakoberl“, ein kleines, schon ältliches Männlein, der sich Hut, Gewand und Stock mit mächtigen Almbuschen geschmückt hatte und die Kirchweihgäste damit erheiterte, daß er ihnen durch Gebärden und Zischen das Laufen der Lokomotive vergegenwärtigte. Er lief dabei weite Strecken und ahmte das Pfeifen der Lokomotive nach. Ein Stück Brot oder ein Restchen Bier war seine magere Bezahlung. Der arme Kerl hatte sich schon halb zu Tode

gehetzt und immer wieder munterte man ihn zu neuen Läufen an.

„Wenns eam nur a Ruah lasseten!“ sagte Sabina zu ihrem Vater. „Der arm' Mensch dabarmt mi!“

Der in der Nähe stehende Grafenpeter hatte diese Worte kaum vernommen, als er vortrat und gebieterisch erklärte, daß man den Fexen nun in Ruhe lassen soll; es sei eine Schande, den Aermsten so zu quälen und ihn dennoch Hunger und Durst leiden zu lassen.

„Hat er enk a Freud gmacht bis iatz, so machts eam ös aa oane und schenkts eam was!“ meinte er. Er selbst ging mit gutem Beispiel voran und drückte dem Jakoberl von seinen wenigen einen Sechser in die Hand.

Den anwesenden Burschen wollte der gebieterische Ton des Grafenpeter nicht behagen und es flogen Bemerkungen hin und wieder, welche Peter zu dem Ausspruche veranlaßten, daß er keinen der Anwesenden fürchte und jeden unter sich bringe, ohne Waffe, nur mit seinen zwei kräftigen Armen.

Das wollten sich viele kräftige Burschen nicht gefallen lassen, sie nannten ihn einen „Brosler“ (Prahler), und Peter lud sofort jeden der Anwesenden ein, mit ihm zu rankeln (ringen). Schnell erboten sich mehrere dazu, es wurden Wetten gemacht, einige boten sich als Ordner an, worunter besonders der Grillersepp, Sabinens Vater, damit der Ringkampf nicht in Ernst ausarte.

Nur mit Hemd und Beinkleid bekleidet eilten nun die Rankler in den durch die Zuschauer gebildeten Kreis. Sie faßten sich über den Hüften an, rangen lange mit ebensoviel List als Muskelanstrengung, bis einer von ihnen das Gleichgewicht verlor, in die Höhe gehoben ward, doch halb schon zu Boden gestürzt, sich wieder emporschwang und den schon als Sieger begrüßten dennoch zur Erde streckte. Hier siegt nicht immer die Stärke, sondern meistens Geschicklichkeit und Behendigkeit. Und der Grafenpeter blieb jedesmal Sieger.

Beschämt zogen sich die Burschen zurück, Peter aber ward laut bewundert. Besonders aber johlte der narrische Jakoberl wie noch einmal ein Närrischer über den Sieg seines Beschützers.

Peter hatte kein Ohr für all das ihm gespendete Lob, er suchte nur eine einzige Person im Kreise der Zuschauer, und diese einzige fehlte. Es war Sabina. Sie wollte den Ringkampf nicht mit ansehen. Aber dem mitleidigen Burschen, der sich des armen Jakoberl so energisch angenommen, alles Glück wünschend, ging sie allein hinaus zum Vorsprunge der Alpenwiese, dem sogenannten Feuerpalfen (Kreuzeck), legte sich hier unter einer Zirbeltanne nieder und blickte sinnend hinab in den tief unter ihr liegenden Königssee. Sie sann wohl noch über die feurigen Blicke des Burschen, sie wünschte ihm Glück im Kampf. Und während sie so dalag, näherte sich ihr derjenige, dessen sie soeben gedachte, der Grafenpeter.

Sabina wollte gehen, aber Peter bat sie, zu verweilen. Sie that es, weil Jakoberl eben nachkam, und als sich Peter neben Sabina setzte, warf sich auch Jakoberl in einiger Entfernung zu Boden.

„Hast 'n Kampfpreis kriegt?“ fragte Sabina. „Verdeant hättst 'n.“

„Freili hat er 'n kriegt!“ rief Jakoberl. „Alle hat ers niedergmaunzt ins Gras, a Goliath is er, der Peter; für ihn gibts koan David.“

„'s gibt oan!“ sagte Peter, „'s gibt ebban, der mi bsiegt hat, ohne mi anzgreifen, grad mit an' Blick, und der Blick is aus deine Augn kemma, Deanl. Was liegt mir am Kampfpreis! Jakoberl, da hast 'n! Mei' schönster Preis is dei' liebs Gschau, Deanl.“

Sabina stand errötend auf. Sie wollte gehen.

„Schenk eam aa ebbes!“ sagte Jakoberl, „mach eam aar a Freud.“

„Mit was denn?“ fragte die überraschte Sabina lächelnd.

„Schenk eam dös rote Herzl, dös d' am Schnürl um 'n Hals tragst,“ sagte der Narr.

„Ja, dös schenk mir,“ bat Peter, nach dem Korallenherzchen blickend. „Koa' Gschenk hätt' ma no' a größere Freud gmacht, so lang i leb.“

Und Sabina knüpfte die Schnur auf und reichte dem glücklichen Burschen das Kleinod.

„Es is a Andenkn von meiner Muatta,“ sagte sie, „nimms und halts in Ehrn.“

Und dem Deanl war es, als flöße wirklich ihr Herz hinüber zu dem schönen Burschen. Willenlos gestattete sie, daß er seinen Arm um sie schlang und sie küßte, und als er sich darauf rasch entfernte, sah sie ihm lange nach; sie fühlte, daß er in der That ihr Herz mit sich genommen.

Nur der närrische Jakoberl schreckte sie aus ihren Gedanken auf, da er jetzt Sabina fragte:

„I muaß 'n Peter nachi, was willst, daß eam von dir bring?"

„An herzhaften Gruaß," erwiderte das Mädchen, und mit lauten Juhus und dann wieder die Lokomotive nachäffend, eilte der Narr seinem Beschützer nach.

Sabinens Herz aber gehörte dem Grafenpeter. Es gehörte ihm trotz der üblen Nachrede, welche er sich allenthalben zuzog, trotz ihrer vergebenen Bemühungen, aus dem arbeitsscheuen Manne einen ehrlichen Arbeiter zu machen, trotz aller Gesetzesüberschreitungen des mehr und mehr verkommenden Burschen. Er hatte sich ihr Herz am Feuerpalfen genommen, und ihre Gedanken weilten bei ihrem Herzen. Sie gab sich vergebene Mühe, das Andenken an den Burschen zu ersticken, er hatte es ihr ein für allemal angethan.

So weinte sie jetzt über das neue Unglück, das er angerichtet, und ihre Freundin, das Burgei, durch den Unfall, der ihren Geliebten betroffen, selbst aufs tiefste erregt, tröstete die Freundin, so gut sie es vermochte.

Inzwischen kamen der alte Förster von Bartlmä mit Berchtold an dem Hause an, vor welchem die Mädchen saßen.

Berchtold sprach diesen gegenüber sein Bedauern aus, daß er die unschuldige Ursache an dem Unfalle gewesen. Beide Mädchen aber entbehrten heute viel von ihrer gestrigen Freundlichkeit gegen ihn, denn er war immerhin die Ursache des Uebels, und Burgei erinnerte sich unwillkürlich der Antwort ihres kleinen Bruders an den König:

„Waats ös nit zu mir donnakemma, so hätt' i halt mei' Messerl no'."

Der alte Förster meinte, ein altes Sprichwort sage: „Alles geht vorüber!" so werde auch dem Nazl sein Loch im Kopf verwachsen und der Peter wieder frei werden; er wünsche nur, daß er an seinen Gemsen auch vorübergehe, ohne danach Gelüste zu bekommen.

Sabina drang hierauf, wie sie es schon oft gethan, in den alten Jäger, er möge den Grafenpeter als Jagdknecht anstellen, wo er allein auf seinem Platze wäre, und das war der beste Trost für sie, als ihr der Alte zusagte, sich für den Burschen verwenden zu wollen.

Sie reichte jetzt auch Berchtold die Hand, der ihr mitteilte, daß er beim Revierjäger in Königssee angestellt sei, daß er aber das begehrenswerteste Glück draußen in der Au getroffen im Hause ihres Oedls, des alten Schnitzerwastls.

Der Schiffer des Försters harrte bereits seines Herrn, um ihn nach Bartlmä zurückzufahren.

Berchtold begleitete ihn, da er Gewehr und Rucksack dortselbst gelassen und ihn der alte Jäger, wie nicht anders zu erwarten, einlud, sein Gast zu sein.

Wie gestern glitt der Kahn durch die vom Mondschein erhellte Flut.

Es deuchte Berchtold wie ein Märchen, was er seit diesem Gestern erlebt und erfahren, in lebendiger Wirklichkeit aber schwebte vor seinem geistigen Auge die Enkelin des greisen Künstlers, 's Regerl, und nichts als 's Regerl.

IX.

Berchtold hatte in der That im Berchtesgadener Landl sein Glück gefunden. Es war, als ob ein unsichtbarer Geist ihm die Wege ebne, was er begann, glückte ihm. Sein heiteres Wesen, seine Freude zur Thätigkeit, sein Pflichtgefühl erwarben ihm das unbedingte Vertrauen seiner Vorgesetzten, und nachdem der Revierjäger von Königssee wegen anhaltender Krankheit in Ruhestand gegangen, ward vorerst kein anderer an diese Stelle versetzt, sondern Berchtold provisorisch mit Leitung der Försterei betraut. Er zeigte bei Anlegung der neuen Reitwege in den östlichen Königsseealpen große Umsicht und schritten dieselben rasch ihrem Ende entgegen. Beginnend vom sogenannten Kessel, wo einstens ein sinniger Bürger Berchtesgadens die Anlage der Natur benützt, und einer Bergschlucht die Form eines englischen Gartens verliehen, zog sich einer derselben in bequemen Serpentinen über den Waldabhang hin zur Gotzenthal- und Seeaualp, welche zunächst den Gotzen- und den Seetauern liegen, und weiter hinauf zur Gotzen- und Regenalpe bis hin zu dem königlichen Jagdstand am hohen Lahfeld. Eine Menge von Arbeitern waren hierbei beschäftigt, und es herrschte daher auf dem ganzen östlichen Gebiete des Sees ein reges Leben. Die mächtigen Hiebe der Holzaxt und des Steinhammers vermengten sich mit dem fröhlichen Juchzen der Almbesucher und dem Geläute des Almviehes, während der aus

seinen Horsten aufgeschreckte Adler schweigend über den grauen Felsenwänden kreiste.

An den Feiertagen ging dann Berchtold die Gamseln aus und orientierte sich in seinem Felsen- und Waldrevier, besonders im Quellengebiet des Rötbaches, in welchem von jeher der beste Wildstand gehegt wurde.

Dies ist auch das Jagdrevier der Wurzelgräber und Edelweißbrocker; insbesondere am Regenbergl und an der fast senkrecht in die Fischunkel abfallenden Langthalwand gedeihen das Edelweiß und die Gentianen, aus welch letzteren ein bis zwei Meter langen Wurzeln der berühmte Enzian gebraut wird, wie nirgends anderswo. Beide Pflanzen kamen aber auch bereits in Gefahr, gänzlich ausgerottet zu werden, weshalb von seiten der Forstbehörde das Wurzelgraben und Edelweißbrocken als Geschäfts- und Handelsartikel in diesem Reviere aufs strengste und bei Strafe verboten ward, welches Verbot auch im Interesse des hierum gehegten Wildstandes nötig geworden. Dies schloß nicht aus, daß die munteren Bergfahrer ihre Hüte mit dem schönen Edelweiß schmücken durften und Berchtold selbst von diesen und anderen Bergbleameln manch frischen Strauß nach Hause trug. Den ersten reichte er dem Edelfräulein, das ihm sein Glück begründet, und welches sich herzlich darüber freute, sich für einen solch würdigen Mann verwendet zu haben. Den zweiten Strauß aber erhielt sein Regerl. Er hatte sich nicht nur sein Glück im schönen Berchtesgadenerlandl geholt, er hatte es auch gebracht zuerst in das junge Herz des schönen Regerls und gewiß nicht minder in das jugendfrische Herz des alten Schnitzerwastls.

Durch die Verkettung jener Umstände, die den Besuch des Edelfräuleins in der ärmlichen Werkstätte Wastls veranlaßten, ward der bis jetzt unbekannte Künstler ans Tageslicht gebracht; er lernte das Glück des Künstlers auch kennen: die Anerkennung, die höchste Anerkennung, die er sich wünschen mochte, die seines Königs.

Da saß er wieder eines Tages an dem Modell und legte noch die letzten Striche mit dem Griffel an. Der weiße Marmor, aus dem er die Büste meißelte, stand bereits auf einem Blocke und waren die Konturen im groben ausgehauen. Da erschienen zwei Herren in seiner Stube — ein Ausruf des freudigsten Schreckens entfuhr den Lippen des alten Mannes, denn der eine der Herren war der König, welcher ihn freundlich grüßte, der andere ein Adjutant. Rasch wollte er von seinem Sitze herab, aber der König, von seinem kranken Fuße unterrichtet, hieß ihn sitzen bleiben.

„Bleibt auf Euerm Thron," sagte er lächelnd auf den hohen Drehstuhl deutend, „hier seid Ihr der König und Meister, und Ihr seid es mit Recht!" Dabei blickte er erstaunt nach dem Modell zu seiner Büste.

„Ich hörte von diesem Werke und bin gekommen, Euch zu sitzen, falls es nötig. Ich finde, daß es nicht nötig ist."

„I sehg nix," sagte der alte Wastl, dem fortwährend die Thränen über die Wangen liefen, „d' Augen san mir überganga, dös Glück, die Ehr is oamal z'groß!" Und der Alte weinte wie ein Kind.

„Faßt Euch nur," sagte der Fürst, in freundlichstem und gnädigstem Tone, „ich will einstweilen Eure anderen Kunstwerke und Schönheiten betrachten. Ah — da präsentiert sich schon die lebendige, das ist das Regerl nicht wahr, die mir den schönen Willkommsgruß gesagt und nebenbei meine Züge für des Großvaters Modell fixierte, und dann als Schwanjungfrau meinen Jäger halb verrückt machte? Du bist ja ein prächtiges Mädl und wirst einmal auch eine brave Försterin werden!"

„Gwiß Herr Küni," erwiderte Regerl, mit ihren feuchten blauen Augen den König treuherzig anblickend, und die Hand aufs Herz legend.

Der König legte seine Hand auf das Haupt des jungen Mädchens und blickte vergnügt auf das herrliche, unschuldsvolle Gesicht.

„Schreib mir noch jemand über die Häßlichkeit meiner Berchtesgadener!" rief er seinem Begleiter zu, zum Schnitzerwastl aber sich wendend, sagte er: „Da hattet Ihr freilich ein prächtiges Modell zu Eurer Schwanjungfrau, die meinen Jäger so verwirrte. Ich wünsche die Statue zu sehen."

„Regerl, mach d' Kammerthür auf!" rief der Alte. „A mei'! es ist soviel nit dran an der Arbet. Jatzt, weil's a Küni betracht, fühl i 's, wie kloa und nixnutzi mei' Werk is!"

Regerl hatte die Thüre geöffnet und des Königs Blicke waren von der Statue wie gebannt. Schweigend betrachtete er lange das Werk.

Den alten Wastl litt es jetzt nicht mehr auf

dem Stuhle. Er war mit Regerls Unterstützung zum Eingange der Thüre gehunken und lehnte sich an die Schwelle, des Königs Blicke neugierig verfolgend. Kaum getraute er sich zu atmen.

Endlich wandte sich der Fürst nach ihm, es war ein Blick der Hochachtung, der lange auf des Alten ehrlichem und durchgeistigtem Antlitz haftete, dann reichte er ihm die Hand und sagte:

„Ihr seid ein Künstler!“

Ein feuriger Strahl belebte des Künstlers Auge. Ehrfuchtsvoll küßte er die königliche Hand. Nun fiel des Königs Blick auf die Büste von Weyerzisk selbst, und wenn möglich, steigerte diese noch des Fürsten Bewunderung, und gerührt wandte er sich jetzt wieder an den Meister und sagte:

„Daß ich Euch erst so spät kennen lernen mußte! Ihr sollt keine Holzteller und Kochlöffel mehr arbeiten dürfen, es wäre ein Raub an der Kunst. Ich werde dafür sorgen, daß Ihr dieser allein leben könnt. Für diese Kunstwerke bin ich Abnehmer, und werde ich die Werke nicht nach Eurem bescheidenen „Tagelohn“ taxieren, sondern nach dem der Kunst, wenn ihr mir anders dieselben ablassen wollt.“

„Na, na,“ sagte der Schnitzerwastl, „nix von Lohn. Des habts mi an' Künstler gnennt, Herr Küni, und dös ist dös höchst, was i mir hätt wünschn könna! Halts es da Müh wert, so nehmts es von mir an als Gschenk, und redts nix von Lohn, mir gnüagt die Ehr und mei' Stolz!“

„Das ist echte Künstlersprache,“ entgegnete der König lächelnd. „'S ist genial aber nicht praktisch. Fügt Euch nur meinem Willen, und Stolz und Ehre wird Euch überdies niemand mehr nehmen. Meine Büste sollt Ihr fertig machen, und das weitere laß ich Euch wissen.“ Und sich zu Regerl wendend, die mit freudestrahlendem Blick auf des Königs Worte lauschte, sagte er:

„Deinen Perlacher ernenne ich zum Oberjäger in Königssee, halte mit ihm bald Hochzeit, ich werde es an einem ergiebigen Geschenke nicht fehlen lassen.“ Dann verabschiedete er sich von den beiden Beglückten in herzlich herablassender Weise und verließ mit seinem Begleiter gerührt die arme Hütte.

Noch an demselben Tage ward dem alten Meister eine über alles Erwarten große Summe überbracht und gingen damit die gedachten Kunstwerke in das Eigentum des Fürsten über. Sie sollten bis zur Vollendung der Königsbüste an Ort und Stelle verbleiben und dann insgesamt verpackt werden. So war es dem Weyerzisk noch am Rande seines Lebens vergönnt, ganz allein in seiner Kunst zu wirken. Alle Entbehrungen vergangener Tage, sie waren vergessen, der Glanz seiner scheidenden Sonne strahlte über sein ganzes vergangenes Leben und verdrängte die düsteren Schatten, welche oft über dasselbe verbreitet waren. In rätselhafter Schnelligkeit hatte er des Königs Büste vollendet, es war ihm herrlich gelungen, und er war mit sich selbst zufrieden. Aber sie erregte auch nicht minder des Fürsten Zufriedenheit, welcher wiederholt den bescheidenen Künstler mit seinem Besuche beglückt, aufs höchste belobt und königlich belohnt hatte.

Für den anderen Tag war die Verpackung und Absendung der Kunststücke festgesetzt, und der Meister hatte nur noch auf Wunsch des Königs die Signatur einzumeißeln: „Opus monticolae Berchtesgadensis Weyerzisk.“ Der Alte that dies mit gehobener Stimmung, und als es Abend wurde, mußte ihm Regerl auch sein letztes Werk in die Kammer tragen, in welcher die Statue der Schwanjungfrau und seine eigne Büste stand, und wo sich sein Bett befand. Die Werke seiner verborgenen Kunst, die ihm sein Leben versüßt, die ihn unter den drückendsten Verhältnissen zum Gotte machten, sie sollten, ehe sie ihn für immer verließen, noch die letzte Nacht sein Lager umgeben, sein letzter Blick beim Entschlafen sollte noch auf sie gerichtet sein, von ihnen wollte er träumen und von dem Glück, das sie ihm am Abende seines Lebens gebracht. Auf sie sollte noch sein erster Blick beim Erwachen fallen, ein schmerzlicher Abschiedsblick.

Und dieser fiel darauf; aber es war kein schmerzlicher, es war ein Blick vollen Entzückens, denn als der Alte nach sanftem Schlafe morgens die Augen öffnete, beleuchtete die aufgehende Sonne die Marmorwerke mit wundervollem Scheine. Die Lichtwellen schienen die Werke lebendig zu machen; wie dortmals der junge Berchtold, so blickte jetzt der Meister nach seinen eignen Werken.

„Regerl, Regerl!“ rief er, „kimm und siehg die Pracht.“

Regerl riß mit dem Rufe die Thüre auf.

„Was gibt's Oedl?“

„Und der im Bette Sitzende erwiderte mit verklärten Zügen:



„'N Himmel gibt's, 'n Himmel gibt's, möcht er nit vergehn!"

Und er verging ihm nicht mehr. Sanft fiel er auf das Kissen zurück, sein leibliches Auge war geschlossen, sein geistiges aber schwebte in des Himmels Pracht, von dem ihn nicht der Schreckensruf, die heißen Thränen der treuen Enkelin zurückriefen.

Weyerzisk war tot!

Die letzten Augenblicke seines mühseligen Lebens verklärte ihm der Götterfunke der Kunst. Ihm ward ein beneidenswertes Ende.

X.

Die Sonne des Nachmittags spielt in den grauen Felswänden des Königssees und blaue Bergluft weht ringsumher. Es ist tiefer Herbst und doch ist die Luft noch wundermild; es ist jene blaue, schimmerklare Herbstluft; in der die Sonnenfäden fliegen, die Wälder golden sind und der Rauch senkrecht von den Hütten der Sennen emporsteigt. Dies war aber heute nur noch bei denen der Fall, welche auf den grünen Halden der östlichen Königsseealpen liegen; die auf den westlichen und südlichen Gebirgen des Sees befindlichen Alpen waren bereits geräumt und die Sennerinnen der übrigen wollten am morgigen Tage, es war am Vortage vor Allerheiligen, mit ihren Pflegebefohlenen zu Thal fahren. Für jedes einzelne Stück Almvieh ward ein Kranz aus Almgesträuß gewunden und bereits war das Holz zu einem lustigen Almfeuer zusammengelegt, welches bei einbrechender Nacht zum Abschied von der Alm himmelan lodern sollte.

Die zum Abtriebe des Almviehes nötigen Leute finden sich schon am Vorabend zeitig ein und Gesang, Zitherspiel und wohl auch ein lustiger Tanz sind bei solcher Gelegenheit an der Tagesordnung. Da kommen dann Holzknechte, Jäger, Wurzelgräber und noch andere Leute; wie zum Kirta kocht die Sennerin oder die Schoßdirn Rohrmus, Rohrnockeln, Kasnocken und manch andere Leckereien der Alpen.

Am lebhaftesten geht es an diesem Vorabende wohl auf der Gotzenalm zu, welche sich nebst anderen zahlreichen Sennhütten auf dem Rücken des Hochplateaus der im Osten des Königssees sich erhebenden Königsseealpen befindet. Man gelangt dahin vom Dorfe Königssee über die Triftklause des Königsbaches und die hohe Bahn, oder vom Kesselbachfall am östlichen Ufer des Sees aus über die neuen, bequemen Reitwege. Die 1548 m hoch gelegene Gotzenalm besteht aus 7—8 Kasern und verdankt ihren Ruf der schönen Aussicht, die sich von hier aus darbietet. Sie umfaßt den ganzen Berchtesgadener Bergkranz, das steinerne Meer, das über die Felspyramiden der Teufelshörner hereinleuchtende, meilenweite Schneefeld der übergossenen Alp, während man an dem nur eine Viertelstunde entfernten Feuerpalfen senkrecht über dem tiefblauen Gewässer des Königssees zu stehen glaubt.

In dem als „Hotel Springel" bezeichneten, größeren Kaser der Gotzenalm war der Lieblingsaufenthalt des Grafenpeter, denn von hier aus gelangt man leicht an die Regenalpe hin und in das Quellengebiet des Rötbaches, welches, wie schon erwähnt, das Eldorado der Wurzelgräber und Edelweißbrocker war.

Der Grafenpeter arbeitete aber in diesem Revier nicht nur mit der Schaufel, sondern auch gleichzeitig mit der Bix. Der narrische Jakoberl, ihm mit hündischer Treue ergeben, spionierte ihm jedesmal aus, wann die Jäger nicht auf den Bergen waren, dann nahm er sein Gewehr aus dem Versteck in der Nähe der Gotzenalm und birschte auf wohlbekannten Plätzen, um sich ein oder das andere Wild zu holen, welches dann der mehr verschlagene, als närrische Jakoberl an bestimmte Absatzquellen trug und zu Geld machte. Dies geschah jedoch selten. Der Handel mit Edelweiß, das er, mit der Gefahr spielend, von den höchsten und schroffsten Wänden holte, brachte ihn in keinen Konflikt mit den Jägern, ausgenommen im Gebiete des Rötbaches, wo die Ausrottung dieser Alpenblumen verboten war. Da sich der Bursche wenig an dieses Verbot kehrte, konnte es nicht fehlen, daß er wegen unbefugten Edelweißbrockens öfters zur Strafe gezogen wurde.

Seit einigen Monaten hatten Gams und Edelweiß Ruhe vor ihm gehabt, er mußte wegen seiner gewaltthätigen Handlungsweise dem Holzernazi gegenüber eine längere Strafe verbüßen, welche heute ihr Ende erreicht hatte.

Peter hatte sich während seiner Gefangenschaft in Haß und Wut gegen seinen vormaligen Kompaniekameraden hineingelebt, der ihm, wie er fest glaubte, das Herz seiner Sabina geraubt. Nicht die Spottreden des Holzernazi allein

waren es gewesen, welche ihn so aufbrachten, sein Verdacht ward schon rege, als Sabina den fremden Jäger so vertraulich zur Fahrt in den See einlud, während sie seinen Edelweißbuschen empört von sich warf.

Der Gedanke, dieses Mädchen zu verlieren, erfüllte ihn mit Schmerz und Wut. Ihr zulieb wollte er selbst noch arbeiten lernen und alle seine bisherigen Neigungen aufgeben. War es auch nur der Wald, wo er sich heimisch und glücklich fühlte, ihr zulieb versuchte er's, den Wald zu meiden, seine Büchse zu vergessen und statt mit steter Lebensgefahr Edelweiß vom überhängenden Felsen zu brocken, auf der Holzarbeit sich zu verdingen, zu sägen und zu spalten. Aber es blieb beim Versuche — und selbst auf der Kaiserklause, unter Sabinas Vater, brachte er es nicht über eine Woche hinaus. Aber trotz seines Leichtsinns und seiner Arbeitsscheu trug er Sabinas Herz mit sich. Das rote Korallenherzchen, welches sie ihm voriges Jahr auf der Gotzenalm gegeben, trug er stets um seinen Hals, und ihr lebendiges Herz war ihm auch bislang treu geblieben, so wenig er sich dessen auch wert gemacht.

Aber es war doch sein schönstes Träumen, daß dieses Mädchen ihm gehöre, es war der Sonnenstrahl, der oft sein wüstes Gemüt erhellte; der Gedanke an sie war sein Gebet, sein besseres Sein. Und jetzt sollte sie ein anderer erringen? Ihn verachtend, sollte sie sich einem anderen — braven Burschen schenken?

Dieser Gedanke war ihm ärger, als der Tod, den er verachtete, er war ihm Hölle. Dieser Gedanke brachte aber auch den Entschluß in ihm hervor, sofort nach seiner Freilassung nach Sabinens Willen zu thun und ein fleißiger, arbeitsamer Mensch zu werden. Er wollte damit wieder ihre Achtung erringen und in treuer Liebe sollte sie ihm ergeben bleiben. Und als die Riegel seines Gefängnisses geöffnet, war es sein erstes, sein Mädchen aufzusuchen, ihr sein Vorhaben mitzuteilen und ihre Verzeihung zu erbitten.

Da erwartete ihn vor der Frohnfeste seine Großmutter, die Rapelleni. Sie saß auf einer vor dem Hause angebrachten Bank. Sie wußte durch den Gerichtsdiener genau, wann Peter entlassen wurde und postierte sich hin, den Enkel zu empfangen.

„Peterl!“ rief sie, als sie jetzt den etwas blassen Burschen aus der Thüre treten sah, „Peterl, grüaß di Gott! Daß d' nur wieder da bist — es geht mir recht letz!“

Peterl grüßte seine Ahndl und erschrak sichtlich über deren abgehärmtes, eingefallenes Gesicht.

„Was is dir denn?“ fragte der Bursche.

„I hon recht Weh kriegt um di,“ erwiderte die Alte, nach der Hand Peters haschend, „woaßt, du bist es nit wert, aber du bist halt derma't mei' Fleisch und Bluat und kann i di aa nit lob'n, es is mir schier a Wohlthat, wenn i di greina (zanken) kann.“

„Na', Ahndl, nimmer sollts mi greina,“ sagte Peter in bestimmtem Tone. „I will iatz an' anderer wern, Respekt solln d' Leut vor mir kriegn, 's Arbeiten fang i an und den möcht i kenna, der 'n Grafenpeter no' überzwer anschaut!“

„Ja, is dös wahr?“ rief die Alte. „Ui Gottes, dös waar no' a blüahats Bleaml aaf mei' alte Brust, dös thaat mir no' wohl, wenn's mi eing'scharrt ham, da brauchet i koa' Bleaml und koa' Kranzl auf mein' Grab sunst! Peterl, morgn is Allerheiling, vergiß 's nit und bind' deiner Muatta a Kranzl von Tannazweig und Stechpalm, sie soll aa nit vogessn sei', hättst es nur kennt, aftn staands aa anders um di, aftn staandst aa da, wie sei' andra Suhn!“

„Wem sei' Suhn?“ fragte Peter.

„I wer dir's erzähln, wenn ma dahoamt san,“ sagte die Alte. „Aber i kann di nit einladn, mit mir hoam z' gehn, d' Strickarbet is mir ausganga und elendi frett' i mi dahin; nit amal a Pfeiferl Tabak hon i seit etli Wochen graucht, nit amal an' Nagerlmeth kann i mir mehr ansetzn, und bettln kann i nit und mag's nimmer lerna!“

„Was?“ rief der Bursche. „Ahndl, dös sollst nit! I sorg für di. Geh hoam iatz. Wann's Nacht wird, bin i bei dir und bring dir was hoam. Du sollst koa' Not mehr leidn! I geh Edelweis brocken und nach 'n Feiertag geh i in d' Arbet, aftn wird's scho' wieder recht.“

Der Alten Augen schwammen in Thränen, da sie den sonst so leichtsinnigen Enkel so sprechen hörte.

„Gott gib dir d' Gnad zu dein Vorhabn!“ sagte sie. „I geh eini in d' Kircha und bet' zum heilin Wolfgangi, dem heunt sei' Tag is, daß er 's richt bei unserm Herrgott. Da vergiß i aaf 'n Durst und aaf 'n Hunger und bis 's Nacht wird, kimmst ja eh wieder hoam, gelt Peterl?“



Die Kunstfreunde. Von H. Salentin.

Dieser nickte bejahend und eilte von dannen. Er war gerührt, er hätte weinen können über die Not der Alten, und daß es ihm nicht möglich war, sie noch in dieser Stunde zu beseitigen. Als er um die Ecke bog, rief ihn der narrische Jakoberl an. Auch dieser hatte ihn erwartet. Er grinste ihn mit seinem häßlichen Gesichte an und lachte täppisch.

„Jakoberl," sagte Peter, „is recht, daß d' da bist. Du muaßt mit mir gehn Edelweißbrocken, i brauch a Geld, mei' alt's Ahndl hungert und i hon koan Kreuzer in der Taschen."

„Da, da," sagte der Narr und reichte dem Burschen eine Hand voll Pfennige hin, „hon 's zammgspart für di. Gelt, da schaugst, wie 's glanzen, ganz gulda? Woaßt, i hon 's putzt, daß dir gfalln, und daß d' Schwanjungfrau nit so viel Plag hat, wenn 's ma 's in Gold verwandeln wollt. I bin alle Tag außi aaf'n See, bsunders beim Mondschei', aber sie laßt si nit sehgn und meine Pfenning san Pfenning bliebn. Nimms, alle ghörns dei'!"

Peter zögerte, ob er das Geld von dem Narren nehmen sollte, er schämte sich dessen und wies es zurück.

„So laßt dei' Ahndl hungern?" fragte Jakoberl vorwurfsvoll.

„Grad no' an' etli Stund," sagte Peter, „aftn soll sie 's nimmer."

„Willst a Gamsei oder an Rehbock schießn?" fragte der Narr.

„Zum letztenmal heunt, ja!"

„I hon's ausganga," versetzte Jakoberl, „heunt is der Jaga von Königssee nit obn am Regenbergl, viel Leut steign aafi aaf d' Alma, weil morgen der Abtrieb is, warum sollst du nit aaffisteign? Hint beim Rötenbach find'st mi; i trag dir 's Wild furt und bring dir 's Geld ei, du woaßt scho' wier kunst."

„Is der Förster in Königssee scho' wieder krank?" fragte Peter.

„Bewahr Gott, der wird krank sei' — wenn er nachstens gheirat wird!"

„A narrisch! der alt Mo'?" fragte Peter lachend.

„Na', na', der jung, — Perlacher hoaßt er — woaßt dersel —"

„Perlacher? Teufel, der is Förster in Königssee?"

„Ja, scho' lang; 'n Grillersepp sei Deandl is sei' Hochzeiterin."

Wenn ein Blitz neben ihm eingeschlagen hätte, so wäre Peter nicht heftiger erschrocken, als durch diese Worte des Narren. Er erblaßte und zitterte unwillkürlich.

„'N Grillersepp sei' Deanl, die bei eam is in Königssee draus?" fragte er.

„I — ja!" gab der Narr zur Antwort. „I hon selber 'n Förster in Hoa'gast gehn sehgn beim Grillersepp und d' Leut ham gsagt, dös is der Hochzeiter vom Grillerdeanl."

Mehr bedurfte es nicht mehr. Sabina war ihm untreu geworden, sie war Perlachers Braut.

Daß hier eine Verwechselung der beiden Mädchen stattfand, an das dachte Peter nicht, er wußte nicht, daß der alte Schnitzerwastl gestorben und Regerl seitdem ebenfalls bei ihrem Vater in Königssee wohnte, daß Regerl die Verlobte des neuen Oberjägers war. Und der Narr, er ahnte ja nicht, was er dem Peter für eine Nachricht bringe.

Die Neigung desselben zu Sabina war dem Narren unbekannt geblieben, trotzdem er selbst den ersten Impuls dazu gegeben. Peter sprach niemals mit ihm über das Deanl und seine Liebe, er glaubte dieselbe zu entweihen, wenn er mit dem Trobdel darüber Worte wechselte. So kümmerte sich Jakoberl um Sabina so wenig, als um eine andere; er glaubte auch jetzt nur Gleichgültiges nachzusagen und wußte nicht, daß seine Worte wie Dolchstiche das Herz seines Beschützers trafen.

Sie hatten den Ort hinter sich; Peter hatte sich unter einer Tanne zu Boden geworfen. Die Aufregung dieser niederschmetternden Kunde, der Jammer seiner alten Großmutter, die Abspannung seiner Nerven infolge der Haft: das alles trug dazu bei, daß er heftig zu weinen begann. Jakoberl liebkoste ihn, erst lachte er, dann weinte er mit.

„Es will nit sei'!" rief jetzt der Bursche wild aus, „i muaß mei' Bir aufsuacha. Geh zua, Jakoberl, zoag mir 'n Weg; iatz bin i der Narr und d' Leut solln von mir red'n!"

Was er dachte, welchen häßlichen Gedanken Wut und Schmerz in ihm geboren, das ließ er unausgesprochen.

Schweigend schritt er dem vorauseilenden Jakoberl nach die Berghänge hinan zu den Königsalpen und dann über die hohe Bahn, einem vom Königssee gerade heraufführenden Holzweg, der, an der Westseite des Gebirges hinziehend, sich späterhin mit dem neu angelegten Reitwege vereinigt, welcher zur Gotzenalpe führt.

An den Quellen, an welchen er vorüber kam, hatte er sich seinen Durst gelöscht, an der Hand voll Brombeeren, die ihm Jakoberl, an einem Schlage vorüberkommend, pflückte, seinen Hunger gestillt. Erst in der Nähe der Gotzenalpe, am Feuerpalfen, machte er Rast. Hier hatte er seinem Deanl im vorigen Jahre seine Liebe gestanden und von ihm das Amulett erhalten. Als allgemein bewunderter Sieger war er vor sie hingetreten, ihr Herz war die Krone der Siege, welche er an diesem Tage verzeichnete.

Damals glaubte er im Himmel zu sein. Sein Juhschrei hallte freudig hinab zu dem tief unter ihm liegenden Königssee und hinüber zu den Felsenhörnern des Watzmanns, die ganze Welt schien nur für ihn da zu sein, für sein Glück! Und jetzt!

Die von der Gotzenalpe hertönenden Freudenrufe widerten ihn an. Hastig sprang er auf.

„I muaß a Geld ham!" rief er, „Jakoberl, unten in der Fischunkel erwartst mi, i steig über d' Langthalwand ab, wenn i mei' Gamsei am Regenbergl gholt hon."

„Na', na'," sagte der Narr, „durt därffst heunt nit hin. Erst in der vorigen Woch is durt der Schwebhansl beim Edelweißbrockn abgfalln und maustot liegen bliebn. G'regnt hat's in der letzten Zeit viel und d' Steig sein gfährli — i bitt di, steig nit abi an der Thalwand!"

„Was liegt dran, wenn i mi dafall!" sagte Peter bitter, „aber meinthalbn kann i aa an der Kaunerwand abisteign. Leicht, daß uns aftn die alt' Nandl von der Saletalm ihr Schiffal laßt, daß ma' wieder hoam kinna. D' Nandl is mir guat gsinnt. Und iatz schlag i mi ummi gen 's Lahfeld zua, du woaßt dein Weg; pfüat Gott!"

„Peter, fang nix an!" rief ihm der Narr nach und ging dann traurig seines Weges. Die Gotzenalpe umging er in weitem Kreise, er hatte heute keine Lust, die Eisenbahn zu spielen. Tiefe Sorge drückte ihn und langsam stieg er den schmalen Felsensteig an der Kaunerwand hinab.

Er war soeben am Fuße derselben angelangt, da stand plötzlich der neue Oberjäger Perlacher vor ihm.

Jakoberl zitterte an Händen und Füßen bei diesem Anblick. Der Jäger war an ihm vorüber geschritten und sagte nur zu dem Trodbel:

„Kimmst g'wiß von der Gotzenalm? Geht's lusti zua ob'n?"

„Ja, ja," antwortete Jakoberl, „von der Gotzenalm, und iatz geh i aaf d' Saletalm und bettel mir a Milli."

„Dös wird schwer halten," meinte Berchtold. „D' Burgei is grad mit 'n Vieh abzogn. Aber d' Nandl hon i no' gsehgn."

„Aftn is 's scho' recht," sagte der Trodbel, „d' Nandl schenkt mir scho' ebbas, i brauch nit viel."

„Da hast von mir aa was," sagte Berchtold, dem verkommenen Burschen ein Geldstück hinreichend.

„Vergelts Gott!" dankte dieser, „vergelts Gott tausend Mal!"

Perlacher hatte den Anstieg begonnen.

Jakoberl aber lag unten auf den Knieen und betete zu allen Heiligen, daß sie den Peter beschützen möchten. Er konnte ihn nicht warnen, er konnte auf dem einzigen Steige dem Jäger nicht vorauseilen, er hoffte nur, sein Gebet würde dem Peter schon einen Ausweg finden lassen.

XI.

Berchtold, der glückliche Bräutigam Regerls, welche nunmehr in Königssee in seiner nächsten Nachbarschaft weilte, ließ sich in seinem Diensteifer dadurch nicht beirren. Sein Pflichtgefühl machte dem Herzen keine Zugeständnisse. Wegen seiner Braut kürzte er seine Waldgänge nicht ab oder blieb gar zu Hause bei süßem Geplauder, statt in seinem Revier herumzustreifen.

Heute wollte er dieses um so mehr im Auge behalten, als infolge des Almabtriebes manche Ungehörigkeiten vorkommen konnten, vor denen man sich in acht nahm, wenn man den Förster unterwegs wußte.

Er war zur Saletalpe gefahren und stieg nun bei herrlichstem Herbstwetter die steile Kaunerwand hinan, um dann zur Gotzenalm zu gelangen.

Vorsichtig stieg er zu Berg. Aber ebenso vorsichtig stieg zu gleicher Zeit und auf demselben Steige der Grafenpeter zu Thal. Einen prächtigen Rehbock trug er offen mittels des Riemens auf dem Rücken.

Keiner der beiden Männer hatten eine Ahnung, gerade auf einem der gefährlichsten Steige sich zu begegnen; beide prallten erschrocken einen Schritt zurück, als sie sich über einem kleinen Felsenvorsprung plötzlich auf wenige Schritte gegenüber standen.

Aber dieses Verhoffen währte nur einen Augenblick, im nächsten hatte Peter das Wild abgeworfen und das Gewehr von der Schulter gerissen. Ebenso flink folgte Perlacher nach.

„G'wehr ab!" rief dieser, „und laß uns red'n!"

Der Wilderer aber hatte seine Büchse eher an dem Backen und mit den Worten: „Zwischen uns is ausgred't!" drückte er ab.

Aber Perlacher, flink wie eine Gemse, hatte sich geduckt und war mit einem Sprunge hart an dem Gegner, er schlug ihm die Büchse nach aufwärts — der Schuß dröhnte durch die klare Luft und hallte in vielfachem Echo von den Felsenwänden wieder; aber noch war er nicht verschollen, als sich die beiden Männer schon gegenseitig gepackt hatten. Berchtold hielt dabei seine Flinte fest.

„Ergib di!" rief der Jäger wieder, „oder i wirf die abi ins Gwänd."

„Du fallst mit mir!" entgegnete der Wilderer, „iatz is 's oa' Tuifl. I hon dir 'n Tod gschworn — und iatz sollst 'n hab'n, sollt aa i mit dir z' Grund geh'!"

Der Jäger wandte all seine Stärke an, seinen Gegner von sich los zu bringen. Peter aber, der sein Gewehr fallen ließ, um freie Hand zu haben, hatte sich fest an ihn geklammert und suchte seinerseits, Berchtold hinab zu stürzen. Da fielen beide ab, fast drei Klafter tief auf einen Felsenvorsprung. Sie hatten sich im Fallen nicht losgelassen, wie zusammengewachsen fielen sie auf die bemoste Felsenplatte.

Der Grafenpeter war auf den Boden zu liegen gekommen, Berchtold war obenauf.

„Iatz hätt'n ma's erste Wandl!" sagte der Grafenpeter, nachdem er sich vom Falle etwas erholt hatte. „Laß mi aus!"

„Nit ehnda, als du ergibst di — sunst bist verlorn!"

„Dös is no' d' Frag, wer von uns zwoa verlorn is," rief Peter. „I hoff, daß i di wieder unter mi bring."

„Dös glingt dir nit! I dadrossel di, wennst di nit gibst."

Die Antwort war ein abermaliges Ringen, ein Ringen auf Tod und Leben. Wieder waren sie dem Rande der Wand nahe gekommen, wieder verloren sie den Boden unter sich.

Ein Schreckensschrei tönte aus beider Mund. Beide glaubten, es ginge hinab über das schaurige, senkrechte Gewänd, hinab in das schwarze Gewässer des Sees. Berchtold ließ die Büchse fallen, die beiden Kämpfenden hielten sich im Sturze noch krampfhaft umfaßt.

Da fielen sie auf Latschengestrüpp, welches sich auf einer schmalen Felsenbank befand. Beide waren einige Augenblicke betäubt, beide bluteten, aber rasch erholten sie sich wieder.

„Iatz hätt' ma's zwoat Wandl!" sagte mit eigentümlichem Humor der Wilderer. „Und i bin obenauf!" setzte er wie triumphierend hinzu.

Er war in der That obenauf, der Jäger unter ihm. Ein Paar Falken, welche aus ihrem Horst aufgeschreckt wurden, machten kleine Zirkel um die Abgefallenen.

„Ergib di!" rief der Jäger wieder. Er fühlte, daß seine Glieder noch ganz, und neuer Mut regte sich in ihm.

Aber der Wilderer fühlte sich ebenfalls wieder.

„Na'!" rief er, „iatz is koa' Umkehr mehr, iatz muaßt abi ins Gwänd!"

Und er packte wieder fest an und zerrte den Jäger zum Abgrund. Dieser wehrte sich, wie ein Löwe. Mit fürchterlicher Kraftanstrengung schleuderte er den Wilderer von sich, dieser wankte und fiel mit einem wütenden Schrei kopfüber ab; aber auch der Jäger verlor das Gleichgewicht, auch er fiel, auch er schwebte über der gähnenden Tiefe, aber instinktartig hatten sie beide im Fallen die Aeste einer wagrecht aus der Felsenritze herausgewachsenen Tanne erfaßt, die nun mit der ungewohnten Last schaurig hin und her schwankte, als wollte sie die Hilfesuchenden die senkrecht steile, schauerliche Wand hinabschnellen in die heraufschimmernden Fluten des Königssees.

Doch sie ließen sich nicht abschütteln.

Peter war dem Stamme des Baumes zunächst, während sich Berchtold mehr dem Gipfel zu befand. Die Wurzeln des nicht allzu großen Baumes drohten sich von dem Felsen, den sie umklammerten, los zu reißen. Moos und Steine fielen in die Tiefe voraus.

„Iatz is 's aus!" sagte der Grafenpeter. „Mei' Ahndl verhungert; sunst halt mi nix auf der Welt und woant mir neamd nach!"

„Mir woant mei' Bräutl nach, mei' Regerl!" sagte Berchtold. „Sie bleibt mei' letzter Gedanken! Mei' Muatta im Himmel oben wird's tröften, mei' arm's Regerl!"

Peter horchte mit aufgesperrtem Munde.

„Sabina willst sagn? D' Griller Sabina is do' dei' Hochzeiterin?"

„D' Sabina?" rief Berchtold. „Die hat auf di ghofft, hat 'n Förster z' Bartlmä so lang bitt, bis er ihr versprochen hat, daß er di als Jagdknecht nimmt, sobald d' frei bist. D' Sabina lebt und stirbt für di. Mei' Deanl, mei' Bräutl aber is 's Negerl."

„Jeß, Maria und Josef!" schrie jetzt Peter, „so hon i di in falschen Verdacht g'habt! Was hon i ang'fangt! Na', du därfst nit sterbn, du bist a braver Mensch, i aber bin a Abschaum, a Fressen für d' Fisch oder d' Geier! I will alloa' z' Grund gehn!"

„Es is koa' Hilf mehr," sagte Berchtold, „jeden Augenblick reißt die letzt' Wurzel, wir stürzen mit 'n Baam abi. I mach mei' Reu und Leid; unser Herrgott wird an' braven Jäger gnädi sei'!"

Der Grafenpeter ließ seinen Blick an der Wand aufwärts schweifen.

„Woaßt was," sagte er, „i tritt auf d' Wurz und schnell 'n Stamm gen d' Wand zua. Den Schneller benutzt und schaugst, d' di an die Latschen durt oben anklammern kannst, weiter obn is wieder oane, die kannst leicht dalanga und dort is glei a Felsenbank, grad wier a Kanzl — i war schon amal durt; aftn kannst di leicht umihandeln bis wo der Wildbach abi laaft und kimmst auf d' Kaumalm und d' Gotzenalm. Fluch mir nit, sei glückli! Grüaß ma' d' Sabina und mei' Ahndl, laß 's nit verhungern und — bist gricht? I roas iatz furt. Fang d' Latschen! Jatz! — —

Peter hatte mit der linken Hand die sich an den Felsen in senkrechter Richtung anklammernde Wurzel erfaßt, während er mit dem rechten Arm unter riesiger Anstrengung den wankenden Stamm nach aufwärts schnellte. Dies hatte zur Folge, daß sich der Tannenzipfel der Wand soweit näherte, daß Berchtold sich in der That an einer Latsche festklammern konnte, zugleich aber riß die letzte Wurzel des Baumes vom Felsen, so daß derselbe mit dem herrischen Grafenpeter krachend in die schauerliche Tiefe des Königssees hinabstürzte.

Berchtold kletterte, wie es ihm Peter geraten, zu dem weiter oben herauswachsenden Latschengesträuch und konnte sich von hier aus mit letzter Kraftanstrengung auf eine schmale Felsenbank schwingen. Es war die letzte Anstrengung, denn kaum fühlte er festen, sicheren Boden unter sich, so verließ ihn das Bewußtsein und er fiel ohnmächtig der Länge nach zu Boden.

Wohl über eine Stunde mochte er so dagelegen haben, bis sein Bewußtsein wieder zurückkehrte. Er erhob sich, noch an allen Gliedern zitternd. Er nahm einen Schluck aus seiner Schnapsflasche und fühlte sich bald etwas kräftiger. Angestrengten Blickes forschte er dann nach der abgefallenen Tanne und nach dem Grafenpeter. Jene hing am felsigen Ufer und tauchte in die leise bewegte Flut — dieser aber war nirgends zu erspähen und nichts war gewisser, als daß er im See sein Grab gefunden. Berchtold betete in tiefer Bewegung ein Vaterunser für seine Seele.

Es galt nun, einen Weg zu finden und dies fiel ihm glücklicherweise nicht besonders schwer. Die schmale Felsenbank, bis jetzt wohl nur von Gemsen und den kühnsten Edelweißbrockern begangen, zog sich, wenn auch nur wenige Fuß breit, die ganze Kaunerwand entlang bis hin zu dem Sturzbach.

Mit langsamem, aber sicherm Tritte suchte der Jäger die gefährliche Stelle zu passieren. Endlich, am Sturzbache angelangt, ruhte er aus, trank von dem Wasser und wusch sich das Blut von einer beim zweiten Abfall erhaltenen Kopfwunde. Von hier aus war es nicht mehr schwer, den Weg zur Gotzenalm zu finden, wo er zum Tode ermattet anlangte.

Sang und Tanz verstummten sofort bei Ankunft des blaß aussehenden Oberjägers, dessen Kleider zerrissen und blutbefleckt waren. Alles umringte ihn neugierig und teilnamsvoll.

Berchtold aber sprach nur von einem unglücklichen Abfall, bat die Leute, sich in ihrer Lustbarkeit nicht stören zu lassen und ersuchte die Sennerin, ihm für eine kurze Weile, bis er sich wieder gekräftigt, ein Lager anzuweisen.

Die Sennerin führte ihn zu ihrem eignen Kreister, verband seine Wunde, reichte ihm einen guten Almkaffee und sobald sie den Almgästen sagen konnte, daß sich der Oberjäger ganz gut befinde, nahmen diese die unterbrochene Lust wieder auf, die Klampfen (Guitarre) und Zither kam wieder in Thätigkeit, Sang und Juhschrei hallten über die Berge und im Schuhplattler drehten sich die kräftigen Paare.

Berchtold aber ruhte auf dem Kreister, seine Lippen bewegten sich zu einem stillen Gebete; es galt der Seele seines hochherzigen Feindes. — Er hätte jetzt um ihn weinen mögen, wie um einen geliebten Bruder.

XII.

„Dei Stief-Bruada is' s gwen!" schrie die alte Rappelleni, als ihr am nächsten Morgen Berchtold selbst die Nachricht vom Tode ihres Enkels brachte. „Dan Vatan habts mitanander g'habt — der Perlacher is' s g'wen!"

Und in geradezu wilder Verzweiflung schrie und jammerte sie über das Verhängnis ihres Hauses.

Berchtold war durch diese überraschende Nachricht, daß der Grafenpeter in so naher Beziehung zu ihm stehe, aufs tiefste erschüttert. Er hatte es bis jetzt nicht über sich bringen können, die gestrige Affaire nach ihrem wahren Sachverhalte zu erzählen. So verschwieg er, daß er den Grafenpeter als Wilderer ertappt, er verschwieg auch, daß er dessen Todesopfer werden sollte. Die Größe und Hoheit, welche der Loder in den letzten Augenblicken seines Lebens bewies, machten es Berchtold unmöglich, von ihm als einem Verbrecher zu sprechen. Und jetzt gar, nachdem er erfahren, daß er sein Halbbruder sei. Er wollte von dem Grafenpeter nur auf diesem bekannte Steige geführt worden sein, wobei sie infolge einer Steinlahne abgefallen, und sich beide an einer Felsentanne anklammerten. Was hier geschehen, wie Peter sich für ihn opferte, das verschwieg er nicht der Großmutter, nicht Sabinen, deren thränendes Auge hoch aufleuchtete bei Erzählung dieser That, die alle Schmach und alle Verachtung auslöschte, die auf dem Geliebten haftete und ihn in ihren Augen umgab mit dem Glorienschein eines Helden.

Allerheiligen war es; schon heute wurden die Gräber am Berchtesgadener Friedhofe geschmückt mit Kränzen aus Tannengezweig und Stechpalmen und geziert mit den roten Beeren des Vogelbeerbaumes.

Der Grillersepp besuchte mit seinen beiden Töchtern das frische Grab des Großvaters Weyerzisk, auf welches heute wiederholt die Huld des Fürsten einen Lorbeerkranz gelegt, und welches die Verwandten mit den schönsten Blumen schmückten, die sie besaßen.

Dann begaben sie sich zur Kirche, um dem Himmel zu danken für die glückliche Errettung Berchtolds, der sich ihnen zugesellt und mit tiefer Rührung sie begrüßte.

Von hier aus entfernte sich Sabine von den Ihrigen. Vater und Schwester ließen sie gehen, sie ehrten ihren Schmerz.

Das Mädchen eilte allein nach Hause, sie hatte am Wege Eichenlaub abgeschnitten, und zu Hause beraubte sie alle Blumenstöcke, welche die Fenster ihrer Kammer zierten, ihrer Blüten. Davon wand sie einen Kranz, machte dann aus zwei rohen Aesten ein Kreuz, auf welchem sie den Kranz befestigte, und eilte zum See, um sich in einem Schiffchen zur Kaunerwand, in die Nähe der Saletalp hinzurudern, wo sie an der herabgestürzten Tanne vielleicht die Stelle finden konnte, wo der Grafenpeter abgefallen war. Stille war es heute auf dem See, Kirchhofsruhe herrschte. Der heutige Tag war schon wie der Tag Allerseelen, den Toten geweiht, und die Pietät des Landvolks für dieselben entweihte durch keinen freudigen Juhschrei den Ernst des Tages.

Die Thränen flossen fast unaufhörlich aus den Augen der schönen Schifferin, sie ließ sie oft hineinfallen in die grün schimmernde Flut, in deren Tiefe sie den Leichnam des Geliebten wähnte. Die Kaunerwand entlang fahrend, suchte sie bebenden Herzens nach der vom Felsen abgefallenen Tanne, und sie erblickte diese in der That nahe der Saletalpe an dem felsigen Ufer, den Gipfel in die Fluten tauchend, während die mit Erde und Moos bedeckten Wurzeln sich neuerdings an dem Felsen festzuklammern schienen.

Hier landete sie und band an der Tanne den Kahn fest.

Da unten lag der Verunglückte. Sie strengte ihre Augen an und blickte hinab in die greuliche Tiefe, die ihr schwarz entgegen dreuhte. Sie grüßte und küßte hinab, lange — lange. Dann nahm sie das Kreuz mit dem Kranze, und stieg zu Land. Sie lehnte es an den Felsen und befestigte es mit mehreren umherliegenden Steinen. Und mit ineinander verschlungenen, nach abwärts gedrückten Händen betete sie dann für die Ruhe des Verunglückten und gab sich ganz dem Eindrucke des Augenblicks hin.

„Mei' armer Bua," sagte sie, „ruah in Fried da unt im nassen Grabe. Mei' Herz hast mit dir gnumma, bhalts in Ewigkeit! Durt ommat wird's dir besser gehn als da herunt! Du hast nöd glückli sei' solln, so weng wiar i, und wenn i kimm zu Dir, aft wird's ja dengerst anders wern wia da. Pfüat Gott mei liawa, liawa Bua, i bleib dir treu in alle Ewigkeit!"

„Sabin, Sabin!" rief es jetzt hinter ihr; „Sabin, Sabin!" rief ein zu ihren Füßen gestürzter Mann, „mei Deanl, mei Alles!"



„Peter," schrie das Mädchen entsetzt auf, „bist d' es wirkli, oder is' s dei' Geist?"

„Wirkli bin is," erwiderte der Bursche aufspringend, und das erblassende, wankende Mädchen in seinen Armen haltend. Er setzte es neben das Kreuz auf einen Felsenstein und brachte es durch seine Küsse wieder zu sich.

„A Wunder hat mi erhalten," rief er dabei, „und i dakenn's, für di hat's mi dahaltn, aft daß i brav und ehrli werd und bleib, und nur für die därf lebn oder sterbn."

Und in der That glich es einem Wunder, daß der, wie wir wissen, an der fast senkrechten Kaunerwand abfallende Wilderer sich nochmals an einem Latschengesträuche festzuhalten vermochte, und so zwischen Himmel und Erde schwebend, den sicheren Todessturz verzögerte.

Der närrische Jakoberl war es, welcher ihn in dieser gefährlichen Lage erblickte. Mit fast übermenschlicher Kraft suchte der Narr den herabgestürzten Tannenbaum wieder an die Felsenwand zu lehnen, und es so dem Grafenpeter zu ermöglichen, sich nach einem verhältnismäßig noch geringen, aber immerhin lebensgefährlichen Abfall an der Tanne festzuhalten, welche infolge der wuchtigen Beschwerung das Gleichgewicht verlor und wiederholt in den See stürzte, aus welchem dann Peter, den Stamm des Baumes festhaltend, und mit Hilfe des Jakoberl gerettet wurde. Jakoberl hatte dann den halb ohnmächtigen und aus vielen Wunden blutenden Freund den schmalen Felsensteig entlang, zur Saletalpe, und in die uns bereits bekannte Almhütte der schönen Burgei gebracht. Diese war aber heute bereits mit ihrem Almvieh abgezogen, niemand war mehr anwesend als die alte Nandl, die sofort alles aufbot, um den Verwundeten soweit es noch anging, unterzubringen, dessen Kleider zu trocknen und ihn zu verpflegen.

Da ihr erst am morgigen Tage der kleine Lenzl ihr Schiffchen wieder bringen sollte, so konnte sie die Salet nicht verlassen, um einen Doktor oder Bader zu holen. Es ging auch ohne diese, und als Peter bei einbrechender Nacht ruhig eingeschlafen, war auch der Narr zu seinen Füßen, und blickte triumphierend nach dem Beschützer, dem er sich dankbar bezeugen, dem er das Leben retten durfte.

Am anderen Morgen befand sich der Verwundete bereits wieder so wohl, daß er das Lager verlassen konnte; da aber der kleine Lenzl noch immer nicht mit dem Schiffchen kam, mußte er hier verbleiben.

Die Nandl plauderte gerne, und so erzählte sie dem Peter, daß Burgei nächstens mit dem Holzernazi Hochzeit halten werde, dessen Wunde glücklich wieder durch die Nappelleni, Peters Ahndl, geheilt worden sei. Sie wußte ihm auch von dem Verhältnisse Regerls mit dem neuen Oberjäger zu erzählen, und deren baldiger Verbindung, verschwieg ihm auch nicht, daß die beiden Grillerdeanln reich geworden seien, indem sie alles geerbt, was der alte Weyerzisk hinterlassen hätte und wie dieser vom König eine große Summe für „a paar schöne Marmorschnitzereien", wie sie sich ausdrückte, noch am letzten Tage seines Lebens erhalten, daß schon mancher brave Bursche sein Auge auf die schöne Sabina geworfen, diese aber von niemandem etwas wissen wolle, als vom Grafenpeter.

„Mei, i bin ihr Liab nöd wert," sagte Peter seufzend — „iatz hat's an Fried vor mir, bis 's selber kimmt und sagt: J halt' di wert!"

„Drauf därfst nit lang wartn," rief Nandl — „täuscht mi 's Gschau nit, [illegible] fahrt dort d' Sabin z'nachst da Kaunawand — jatz steigts aus, grad an dem Fleck, wo' s d' a'gfalln bist."

Peters blasses Gesicht überlief eine sichtliche Röte.

„Sie halt mi für tot," sagte er, „i därfs nit lang in dem Glaubn lassen. Schnell schaug i ummi zu ihr!"

Und er begab sich, so schleunig er es vermochte, über die Saletalpe hin zu dem Platze an die Kaunerwand, wo eben Sabina ihm ihre Liebe und Treue über das Grab hinaus gelobte.

Neben ihr auf dem Felsen sitzend, hatte er ihr alles erzählt, er hatte sein Verbrechen nicht verschwiegen, wohl aber seine Großmut dem Perlacher gegenüber. Von dieser aber erzählte ihm Sabina — sie erzählte ihm noch mehr — nämlich daß Berchtold sein Halbbruder sei.

„Barmherziger Gott!" rief Peter, „und an dem wollt' i — Wia muß si der über mi schama!"

„Stolz is er auf di," versicherte ihm Sabina, „därfst es glaubn, und koa größere Freud wird's für eam gebn, als wenn er hört, daß d' nöd z' Grund ganga, daß di der Himmi erhaltn hat für mi — dei' treus Deanl!" Peter hatte in seinem Leben keine solche Glückseligkeit empfunden, als bei dieser Versicherung.

„J will's wert wern," sagte er, „dei Liab — dös Glück! Nimmer sollst mi feiern

sehgn, arbeitn will i so lang i leb, freudi und schneidi!"

„Dös sollst," sagte Sabina, „und a Arbet kriagst, di dir grad am liabstn is. Da Förster von Bartlmä hat mir Hand und Wort gebn, daß er di nimmt als Jagasknecht, da bist in deim Element, im Wald und auf die Berg, und mit der Zeit kannst es aufwärts bringen, bei' Bruader, der Perlacher, sorgt scho' dafür, thuast nur dei' Schuldigkeit."

Die beiden hatten in ihrem süßen Geplauder gar nicht beachtet, wie ein Kahn mit mehreren Personen dicht an der Kaunerwand entlang näher kam. Es war der Grillersepp, Berchtold und Regerl und die Rappelleni. Die beiden Männer ruderten, die Rappelleni und Regerl saßen auf einem Sitze, jede hatte einen Kranz in der Hand.

Die Alte stierte schmerzbewegt in die Flut. Von Sabinens Fahrt in Kenntnis gesetzt, waren sie sofort bereit, ihr nachzueilen, um so mehr die Rappelleni schon lange auf der Lände auf und ablief und ein Schifflein verlangte, um, wie sie sagte, zu ihrem Peterl zu fahren.

Perlacher lud sie ein, mit ihm zu fahren, er kaufte ihr einen Kranz, damit sie jene Stelle schmücken könne, wo das Unglück geschehen.

Regerls Blicke hafteten ohne Unterlaß auf ihrem Bräutigam. Ihr Herz bebte bei dem Gedanken, wie nahe er daran war, ihr für immer entrissen zu werden, und sie wurde nicht müde, dem Himmel für seine Rettung zu danken.

„Gestern um die Zeit war's!" sagte Perlacher, „so um vieri rum."

„Um vieri?" rief die Rappelleni. „No' ja, grad um die Zeit bin i in der Vesper gwen und hon beim Pange lingua mein Peter den Segn zuarigschickt. Nix is 's, nix is 's! I sag's ja, alles is nix!"

„Stad Leni!" rief der Grillersepp. „Es is scho' ebbas! Schau durt hin, sitzt nit der Peter lebendi nebn meiner Sabin?"

Alle blickten nach dem jetzt sichtbaren Paare. Freudenrufe erschallten.

„Is er's wirkli?" rief die alte Großmutter. „Is 's koa' Traam?"

Und als sie im nächsten Momente aus dem Schifflein ans Land gestiegen und Peter an ihrem Halse weinte, da sagte sie ebenfalls unter Thränen:

„Es is koa' Traam — es gibt ebbas — es gibt ebbas!" Und dankend blickte sie himmelwärts.

„Ja Muatterl," sagte jetzt Peter, „i hon's dakennet und gwiß will i mi dera Himmelsgnad würdi zoagn mei' ganz's lebenlang!"

Nun umarmten sich die beiden jungen Männer. Sie sahen sich lange in die Augen und schüttelten sich dann treuherzig die Hände.

„Wie hon i dös denkn kinna, daß du mei' Bruada bist!" versetzte endlich Peter. „I werd dir gwiß koa' Schand mehr macha! Bleib mir gut!"

„I bin dir's und bleib dir's!" versicherte ihm Berchtold gerührt.

„Und i bin seit gestern aa dei' Freund!" sagte der Grillersepp vortretend. „Wer sei' Unrecht einsiehgt und 's Lebn zum Opfer bringa kann, dem is der Himmel gnädi, dem müaßens aa die Menschen sei'. Da hast mei' Hand; schlag ein! Von heunt an bist mei' Schwiegersuhn! Mach d'Sabin glückli!"

Kein Juhschrei hallte aus der Brust des überglücklichen Grafenpeter. Er war von all dem unerwarteten Glück wie überwältigt. Er drückte Sabinens Vater die Hand und legte die linke wie zum Schwur auf sein Herz.

Dann stiegen sie alle zu Schiffe. Aus den Totenkränzen wurden Guirlanden gemacht und damit das Fahrzeug geschmückt. Sabinens Schiffchen wurde an das größere angehängt.

„Halt!" rief Peter, als sie schon im Abfahren begriffen waren, „der Jakoberl därf nit vergessn wern. Eam verdank i 's, daß i nit in See abgfalln bin."

Der Genannte war ohnedies nur wenige Schritte entfernt und kam jetzt sofort herbei. Er wußte kaum, wie ihm geschah, da er von allen belobt und beschenkt wurde und man ihm versprach, für ihn sorgen zu wollen.

Ein tiefblauer Himmel wölbte sich über dem felsenumgürteten See. Die Strahlen der schon tief stehenden Sonne schimmerten in dem buntfarbigen Laubwerk der östlichen Wände, während sich über die westlichen bereits die Schatten ausgebreitet hatten. Aber über denselben ragte die Tiara des Watzmanns in weißlich gelbem Lichte hernieder und schien freundlich herab zu grüßen auf die Glücklichen.

Glücklich waren alle, das Alter, wie die Jugend, und wohl kein Nachen mag seit der sagenhaften Schwanjungfrau und Berchtolds Zeiten die dunkelgrüne Flut des Königsees durchfurcht haben, der freudigere Menschen getragen.

War heute das Glück nur still empfunden



und ausgetauscht, bald jubelten es alle freudig hin über den See und die Berge. Negerl war noch vor Weihnachten Berchtolds geliebtes Weib, ihm war der Muttersegen treu geblieben!

Peter hielt, was er versprochen. Als Weidmann war er auf seinem Platz und der alte, würdige Förster von Bartlmä wußte ihn nicht genug zu rühmen. Im nächsten Frühjahr führte auch er Sabina als Hausfrau heim. Die alte Rappelleni lernte noch am Rande ihres Lebens das Glück kennen und preisen.

Berchtold und Peter aber stiegen hoch hinauf zu den schönen Bergen, hinauf zum König Watzmann, um ihre Lust hinaus zu jubeln in die weite Welt, zu den in Morgenrot lodernden Gipfeln, zu dem von Glanz und Glut überfluteten Himmel und in das liebe Berchtesgadenerlandl. Weithin hallte ihr Juhschrei, klang ihr Gesang, dem selbst der alte Felsenkönig freudig lauschen mochte:

„Landl und Leuteln frisch
Is berchtesgadnerisch;
Heidi! Juchhe! Juchhe!
Steign ma' aaf d'Höh!
Auf dur an' Tannawald,
Aus über d'Orenhalt,
Aft fanga d'Schroffen an,
Wer's dagehn kann.
Drobn aaf 'n höchsten Spitz
Is da schönst' Jagasitz,
Kemma just d'selbin zamm,
Dö a Schneid ham.
Deanln und Almabuam,
Gambsen und Wettersturm,
Drunt glanzt der Kunisee
Heida! Juchhe!
Landl und Leuteln frisch
Is berchtesgadnerisch,
I bin a sölla Bua,
Juchz mir nie gnua!
Juh, juh, juh, juh!
Juchu!"

Die Ackerbau treibenden Ameisen der alten und neuen Welt.

Von

Carus Sterne.

Gehe hin zur Ameise, du Fauler," heißt es in den Sprüchen Salomonis (6, 6—8) „sieh ihre Weise an, und lerne. Obwohl sie keinen Fürsten, Vogt oder Herrn hat, bereitet sie doch ihr Brot im Sommer und sammelt zur Erntezeit ihre Speise." Weiterhin (30, 24—25) zählt sie der biblische Moralist trotz ihrer Kleinheit zu den Weisesten der Erde, weil sie im Sommer zur Zeit des Ueberflusses Sorge trage für ihre Ernährung während der Periode des Mangels.

Diese Hindeutungen haben im europäischen Norden, woselbst die Ameisen im Winter halb erstarrt in ihrem Bau liegen und kaum Nahrung gebrauchen, oder höchstens (wie man dies bei der Sklavenameise unserer Wälder und der Amazonenameise Mitteleuropas beobachtet hat) einige Fourageure im Winter zur Nahrungseinsammlung aussenden, lange Zeit als bloße dichterische Ausschmückungen des Ameisenfleißes gegolten. Aber im südlichen Europa und im Morgenlande lebende Bibelerklärer wußten längst, daß der biblische Schriftsteller keineswegs übertrieben hat, daß es in der That Ameisenarten gibt, die im Sommer Vorräte von Getreide und anderen Sämereien einsammeln und in ihren unterirdischen Nestern für die ungünstige Jahreszeit aufspeichern. In dieser Richtung haben besonders die Talmudisten eine Reihe von Ameisenbeobachtungen angestellt und der gelehrte Maimonides († 1204) hat bereits die Frage aufgeworfen, wem das von den Ameisen unter der Erde geborgene Getreide gehöre, dem Eigentümer des Feldes, oder den Armen und Witwen, denen es nach altem orientalischem Brauche verstattet ist, auf den Getreidefeldern eine Nachlese zu halten?

Man suchte das Recht der Armen insofern zu wahren, daß man entschied, der Inhalt der während der Ernte geöffneten Magazine sollte dem Feldeigentümer gehören, aber von den nach dem Weggange der Schnitter geöffneten Kammern sollte ihm nur der Inhalt der untersten zufallen, von denen man annehmen könnte, daß sie schon während der Ernte gefüllt wären; die später gefüllten obersten Kammern aber kämen als Nachlese rechtmäßig den Armen zu.

Von eingehenden Studien dieser Tiere zeugen die Mitteilungen eines anderen Rabbinen, des Gersonides. Er schildert die Ackerameise, wie sie mit schweren Lasten die Abhänge im Zickzack emporsteigt, wenn ihr der gerade Weg zu beschwerlich ist, und setzt hinzu, es sei erstaunlich, wie sie durch Abbeißen der Spitzen das vorzeitige Keimen und Treiben der Körner zu verhindern wüßte. Würden die Vorräte feucht, so

trüge sie dieselben an die Luft zum Trocknen, damit sie nicht dumpfig würden und verdürben. Diese Angaben, so seltsam sie auch erscheinen mögen, wurden schon vor mehreren hundert Jahren durch Aldrovandi und in neuerer Zeit durch Lespès und dem Engländer Moggridge vollkommen bestätigt. Der letztere, welcher in neuerer Zeit an der Riviera Ameisenstudien anstellte, berichtet, daß die daselbst in den Citronenterrassen häufig vorkommende große schwarze Ernteameise (Atta barbara) Speicher von Taschenuhrgröße anlegt, und das Würzelchen abbeißt, damit die Samen nicht keimen.

Bei einer ihrer Verwandten (Atta structor) beobachtete Forel, daß sie umgekehrt, wenn sie der Nahrung bedarf, durch Befeuchten der Samen den Keimungsprozeß einleitet, um von den sich hierbei bildenden süßen Zuckerstoffen (Glukose) zu leben. Das Gleiche berichtet Dr. Lortet von der syrischen Ernteameise, einer nahen Verwandten der Atta barbara, die er auf seiner Forschungsreise (1875—78) in Menge auf den Feldern von Jaffa beobachten konnte, woselbst die Fellahs in teuren Jahren auch heute noch ihre Nester aufgraben. Ihre Kiefer seien zu schwach, um die harten Samen zu zerbeißen; sie befeuchteten sie daher und bereiteten Zucker daraus, gerade als ob sie chemische Studien über die Keimungsvorgänge angestellt hätten.

Der erste Naturforscher, welcher in neuerer Zeit die Anspielungen des biblischen Moralpredigers genauer untersucht hat, scheint übrigens der Engländer Sykes gewesen zu sein, welcher schon im Jahre 1836 von einer indischen Ameise (Pheidole providens) meldete, daß sie vorsorglich, wie ihr lateinischer Beiname sie nennt, in der entsprechenden Jahreszeit reichliche Vorräte von Grassamen einsammele, um vom Februar bis zum Oktober von denselben zu leben. Auch Sykes beobachtete, daß diese Ameise ihre Getreidevorräte nach den starken Regengüssen und Donnerwettern der Monsunperiode an die Oberfläche brachte, um sie zu trocknen. Die wirtschaftliche Betriebsamkeit dieser Art war aber, wie es scheint, noch früher dem mohammedanischen Historiker Meer Hassan Ali aufgefallen, welcher in einer von Hope mitgeteilten Stelle seines Geschichtswerks darüber sagt: „Betriebsamere kleine Geschöpfe als die in Indien häufigen kleinen roten Ameisen kann es wohl nicht geben. Ohne Ermüdung habe ich ihnen stundenlang bei ihrer Arbeit zuschauen können. Sie sind so klein, daß ihrer acht bis zwölf mühsam daran arbeiten, um ein Gersten- oder Weizenkorn — obwohl dieses kaum halb so groß ist als ein Korn von englischem Weizen — mit sich fortzuführen . . .“ Er will ferner beobachtet haben, daß sie solche Körner 600—1000 Ellen weit in ihr Nest schleppten, und daß die leer zum Erntefelde zurückkehrenden Ameisen ihre desselben Weges kommenden beladenen Kameraden begrüßten, ohne indessen aus Reih und Glied ihres Zuges dabei herauszutreten.

In ihren Einzelheiten noch mehr überraschende Beobachtungen, die eine im großen Maßstabe Sämereien einsammelnde Ameisenart in Texas betrafen, wurden sodann in den Jahren 1860 und 1861 von den amerikanischen Beobachtern S. B. Buckley und Gideon Lincekum bekannt gemacht. Der letztere, ein in Texas wohnender Doktor hatte in Gemeinschaft mit seiner Tochter die betreffende Ameisenart zwölf Jahre hindurch in seinem eignen Garten und auf dem Felde in der Nähe seiner Wohnung beobachtet, und einen Bericht darüber an Charles Darwin gesandt, dessen Angaben wesentlich durch eine Monographie ergänzt wurden, welche der ausgezeichnete amerikanische Ameisenforscher Henry Mc Cook 1879 veröffentlichte [1]).

Wie wir aus diesen verschiedenen Werken erfahren, ist die „Ackerbau treibende“ Ameise von Texas eine große braune Ameise, welche von Buckley Myrmica molifaciens und später von Mayr Pogonomyrmex barbatus getauft wurde, und zu der Abteilung der mit einem Stachel versehenen Ameisen gehört. Sie wohnt in unterirdischen Städten, die sie, selbst in ziemlich hartem Boden aushöhlt und zu denen ein Zugang führt, welcher inmitten eines mehrere Fuß im Durchmesser haltenden Hofes liegt, der meist von Vegetation ganz frei gehalten und mit kleinen Steinen belegt („gepflastert“) wird. Die ganze Anlage wird den örtlichen Verhältnissen mit einer auf die Witterung Bedacht nehmenden Voraussicht angepaßt. Auf höher gelegenen Plätzen oder an Abhängen, wo keine Befürchtungen wegen Ertränkung des Nestes durch Wasseransammlungen bei regnichtem Wetter Platz finden können, sieht man in der Mitte des wenig

[1]) The Natural History of the Agricultural Ant of Texas. Philadelphia 1879.

erhöhten Hofes, von welchem eine Anzahl gebahnter Wege rings durch den Rasen ausstrahlen, ein einfaches, in der Mitte belegenes Eingangsthor (Fig. 1), während auf einem, gelegentlichen Ueberschwemmungen ausgesetzten Boden die Zugangspforte an die Spitze eines mehrere Fuß hohen Kegelhügels verlegt wird (Fig. 2). In beiden Fällen reinigt die Ameise den Boden rings umher von allen dort befindlichen Unebenheiten und glättet ihn bis zu einer Entfernung von drei bis vier Fuß rings um das Thor, so daß der erfreuliche Anblick eines sauber erhaltenen

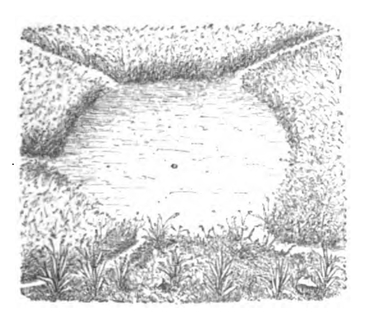


Fig. 1. Hügelloses Nest der Ackerameise von Texas. Mit Hof von 11 Fuß Durchmesser und 5 Kunststraßen. (Gleich den folgenden Figuren nach Mc Cook.)

runden Platzes entsteht. Innerhalb des Hofes wird, mit Ausnahme einer bei dieser Ameise sehr beliebten Nahrungspflanze, des sogenannten Ameisenreis oder Nadelgrases (Aristida stricta) kein grünes Hälmchen geduldet, vielmehr alle anderen Pflanzen, sobald sie emporkeimen, abgebissen und entfernt. Dr. Lincekum meint, daß die Ameisen diese Grasart, welche natürlich nach dem Ausjäten aller anderen Pflanzen, desto üppiger aufschießt und einen reichen Ertrag harter, weißer, dem Reiskorn ähnlicher (aber kleinerer) Samen liefert, besonders ansäen, aber andere Beobachter haben dies in Zweifel gezogen und nehmen an, daß sie dieses Gras nur insofern bevorzugen, daß sie es auch mitten auf ihrem, sonst peinlich sauber gehaltenen Hofe ungestört wachsen lassen. Ebenso lassen sie es an den Straßen stehen, die von dem Hofe rings in das umgebende Pflanzendickicht hinausführen. Diese Kunststraßen, welche das Einbringen der Ernte natürlich außerordentlich erleichtern, sind von beträchtlicher Länge und während der Werkstunden von einem Gewimmel kommender und ausziehender Ameisen bedeckt. Während der Mittagshitze halten sie Siesta, indem sie allgemein gegen 12 Uhr ihre Arbeit abbrechen und nicht vor 2—3 Uhr nachmittags zu derselben zurückkehren.

Uebrigens werden nicht bloß die Früchte vom Ameisenreis, sondern auch diejenigen mehrerer anderer Gräser und Rubiaceen, sowie auch die Samen mehrerer kleiner Euphorbiaceen sorgfältig aufgelesen und eingetragen. Im Neste werden sie dann von den Hülsen befreit und in besonderen Speicherräumen aufgeschüttet, während die Hülsen und Spreublättchen sorgfältig herausgetragen und zu ausgedehnten Abfallhaufen außerhalb des Hofes angesammelt werden. Mc Cook fand die Spreu so sorgfältig ausgesucht, daß nicht ein einziges Körnchen darunter anzutreffen war. Tritt anhaltend feuchte Witterung ein, so kommt es wohl zuweilen vor, daß die Vorräte bei aller Vorsicht naß und dadurch der Gefahr ausgesetzt werden, zu keimen oder zu verderben. In solchen Fällen bringen die Ameisen am ersten schönen Tage die feuchte Feldfrucht heraus und setzen sie auf der Tenne ihres Hofes der Sonne aus, bis sie wieder trocken ist, worauf sie alle in gutem Zustande verbliebenen Körner wieder hinabtragen und die keimenden möglicherweise weiter wachsen lassen. Im allgemeinen sind sie friedfertiger Natur, aber Mc Cook, welcher der Wissenschaft zuliebe ihre Speicher, Wohnräume und Winter-



Fig. 2. Kegelförmiges Nest der Ackerameise von Texas mit einem Hof von 8 Fuß Durchmesser.

stuben aufgrub und selbst bis zum Palaste ihrer Königin vordrang, mußte sich mit einer Leibgarde von zwei Personen umgeben, die ihn vor den sehr schmerzhaften Verwundungen, der für ihre Penaten kämpfenden Ackerbauer zu schützen hatten, während seine Aufmerksamkeit auf die innere Architektur ihres Baues gerichtet war.

Wir wollen dieselbe bei einer verwandten Art studieren, die in der Baukunst ihrer Schwester von Texas noch überlegen ist, nämlich bei der Ackerameise des amerikanischen Westens, welcher Mc Cook im vorigen Jahre (1882) eine beson-

dere Monographie [1]) gewidmet hat. Schon länger war es bekannt, daß außer der texanischen Ernteameise noch mehrere andere Ackerwirtschaft treibende in den vereinigten Staaten vorkommen, namentlich mehrere Arten der Gattung Pheidole (Ph. megacephala und Ph. pennsylvanica), die in New-Jersey beobachtet wurden, und die weiterhin noch zu erwähnende Ackerameise von Florida, ganz besonders aber hatte Professor Leidy in Philadelphia vor fünf Jahren auf die Ernteameise der westlichen Staaten (Pogonomyrmex occidentalis) aufmerksam gemacht, deren ansehnliche Kegelhügel demjenigen, der diese Staaten durchreist, beinahe ebenso unmittelbar ins Auge fallen, wie die Hügel der bekannten Präriehunde. Diese merkwürdige Ameisenart ist über Colorado, einen beträchtlichen Teil von Neu-Mexiko, Wyoming, Utah und Arizona verbreitet, sie ist besonders häufig in Kansas, scheint sich aber im Norden und Osten nicht bis nach Jowa, Minnesota und Missouri ausgedehnt zu haben. Mc Cook konnte sie im Sommer 1879 gleichzeitig mit der berühmten Honigameise in der romantischen Berggegend von Colorado, die man den „Göttergarten" genannt hat, studieren.

Er fand dort die Kegelhügel, deren Bodenumriß eine Ellipse zu beschreiben pflegt, in der Regel nur 6—7 Zoll hoch, obwohl sie anderwärts über zehn, ja bis zu achtzehn Zoll hoch vorkommen (Fig. 3). Sie sind ähnlich wie diejenigen der Texasameise von einem reingehaltenen Hofe umgeben, dessen Durchmesser in der Regel nicht zehn Fuß überstieg, obwohl Leidy solche bis zu achtzehn Fuß in der Quere gemessen hat. Mc Cook hält es für denkbar, daß diese absolut kahlen Höfe schon durch die Unterminierung des Raumes erzeugt werden, indem die Pflanzenwurzeln hiervon oder durch die sauren Ausscheidungen der Ameisen getötet würden, doch spricht hiergegen der Umstand, daß die von Mrs. Treat beobachtete Ackerameise von Florida (Pogonomyrmex crudelis) gar keine freien Höfe um ihre sonst ähnlichen Kegelhügel besitzt. Die Höfe der westlichen Ackerameise unterscheiden sich ferner dadurch von denen der texanischen, daß von ihnen keine besonderen Wege durch den Rasen ausstrahlen; dies erklärt sich aber schon genügend dadurch, daß die Nester meist inmitten des Grammagrases (Bouteloua oligostachya) stehen, welches nicht wie andere Gräser die Ebene mit einer dichten Decke überzieht, sondern vielmehr in getrennten Büscheln wächst, zwischen denen die Ameisen überall ungehinderten Durchgang finden.

Die Sorgfalt, welche ihre Schwester von Texas auf den Wegebau durch den dichten Gras-

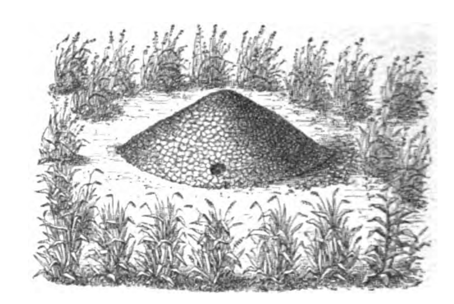


Fig. 3. Mit Steinen bedeckter Kegelhügel der westlichen Ernteameise, mit dem dicht über der Grundfläche belegenen Eingangstor.

teppich richten mußte, kann die westliche Ameise auf die Architektur ihrer meist sehr regelmäßig emporgetürmten Kegelpyramide wenden, die sie außen mit einem dichten Mosaikpflaster kleiner Steinchen bedeckt, wobei sie, an die „goldgrabenden Ameisen" der griechischen Mythe erinnernd, sogar allerlei auffallend gefärbte, glänzende und glitzernde Steinchen, wie Glimmer und Goldkies bevorzugt, ja Steine mit eingesprengten echten Goldkörnern verwenden soll. Diese Baumaterialien schafft sie zum Teil bei ihrer fortgesetzten Minierarbeit aus der Erde empor, teils schleppt sie dieselben aus weitem Umkreise heran, wobei sie Lasten fortbewegt und den steilen Hügel hinan wälzt, die häufig sechs- bis zehnmal so schwer sind, wie sie selbst (Fig. 4, S. 653). Ein Mensch, der im Verhältnis zu seiner Körpergröße Entsprechendes leisten wollte, müßte zehn bis fünfzehn Centner schwere Lasten fortbewegen. Dabei sah Mc Cook nie, daß sich zwei Ameisen in die Bewältigung größerer Lasten geteilt hätten, sie wurden jederzeit allein mit ihren megalithischen Blöcken fertig.

Das eigentliche Nest liegt ziemlich genau unter dem oberirdischen Kegel und erstreckte sich in einem Falle auf eine Tiefe von mehr als neun Fuß unter der Oberfläche. Erst in einer Tiefe von ca. zehn Fuß gab es keine Kammern mehr. Die folgende Figur (5, S. 653) zeigt einen stark verkleinerten Durchschnitt eines solchen Nestes, welches Mc Cook ganz aufgegraben hatte. Die

[1]) The Honey Ants of the Garden of the Gods and the Occident Ants of the American Plains. Philadelphia 1882.

Räume beginnen bereits wenige Zoll unter der Erdoberfläche, steigen aber nur ausnahmsweise bis in den Kegel hinauf. Alle diese Kammern, welche teils als Wohnungen, teils als Kinderstuben und Speicherräume dienen, zeigen bei verschiedener Größe meist eine gestreckte Form und sind durch engere und weitere Gänge, wie sie die beistehende Figur teils im Längs- und teils im Querschnitte zeigt, miteinander verbunden. Die einzelnen Speicher sind so geräumig, daß sie etwa zwei Eßlöffel voll Sämereien enthalten und zwar namentlich Samen und Früchte von verschiedenen Meldenarten (Amaranthus albus und Chenopodium hybridum), die erst in neuerer Zeit in Colorado eingeführt sein sollen. Neben dem reinen Erntegeschäft scheinen sie aber auch Viehzucht zu betreiben, denn es fanden sich auch Blattläuse in ihrem Bau, die ihnen wahrscheinlich, wie so vielen anderen Ameisenarten, als Milchkühe dienen.



Fig 4. Arbeiterinnen der westlichen Ernteameise einen Stein bergauf schiebend (natürliche Größe).

Zu diesem unterirdischen Neste führen nun eine oder zwei Eingangspforten, die aber nicht wie die stets offenbleibenden Zugänge der Ernteameisen von Florida und Texas in der trichterförmigen Vertiefung an der Spitze des abgestutzten Kegels liegen, sondern an den Seitenwandungen, entweder an der Basis oder wenig darüber, wie in Fig. 3 dargestellt. Von dieser Pforte, die jeden Abend mit Schutt und kleinen Steinchen kunstgerecht vermauert, und jeden Morgen, wenn es nicht regnet, wieder geöffnet wird, führt sodann ein unter 45 ° geneigter Gang abwärts zu dem Kammersystem, von welchem wir soeben gesprochen haben. Das Zumauern geschieht im wesentlichen von innen aus, obgleich die kleinen Künstler dabei auch von außen nachhelfen, um die Arbeit recht sauber zu machen und schließlich durch eine kleine Oeffnung verschwinden, die dann auch noch von innen aus zugesetzt wird (Fig. 6). Die große Verschiedenheit der Instinkte, die man hier in der Architektur und dort im Wegebau bei den sonst nahe verwandten Ackerameisen des amerikanischen Westens und Ostens antrifft, deuten auf eine auseinandergehende Entwickelung der beiden Schwesterarten aus einer Stammform, die noch keine von beiden Kunstfertigkeiten besaß, und welche Mc Cook in der mehrerwähnten Ernteameise von Florida sucht.

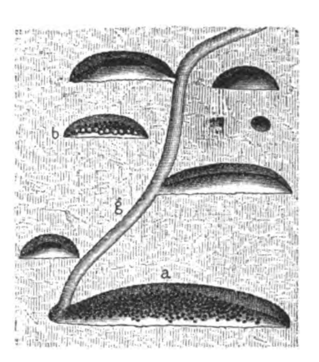


Fig. 5. Senkrechter Durchschnitt durch einen Nestabschnitt, um die Verbindung des Getreidespeichers (a) und sonstigen Räume mit den Galerieen (g) zu zeigen. b ist ein Stapelraum für kleine, aus größeren Tiefen emporgeschaffte Steine.

Gleich der texanischen Ernteameise zeigt sich die westliche Art von einem sehr geduldigen und friedfertigen Temperamente; sie duldet sogar, daß fremde Ameisen sich inmitten ihres Nestes eigne Nester anlegen, die indessen mit dem ihrigen in keiner Verbindung stehen. Wird sie aber gereizt, so entwickelt sie in der Bekämpfung der Eindringlinge einen wahren Heldenmut und zwar werden die Zwistigkeiten meist, wie in den homerischen Zeiten, durch Einzelkämpfe ausgefochten. Ihre Langmut, die man sich vielleicht als eine Folge ihrer friedfertigen Ernährungsweise erklären darf, in welcher Jagd und Krieg eine viel weniger hervortretende Rolle spielen, als bei vielen anderen Ameisen, bleibt um so bewunderungswürdiger, da sie, wie wir sahen, sehr stark sind, und außerdem eine schlimme Waffe in ihrem Stachel besitzen, dessen Stich, wie Mc Cook an seinem eignen Körper erproben mußte, förmlich giftig wirkt, die Herzthätigkeit in eigentümlicher Weise beeinflußt und in seinen Folgen einem Wespenstiche keineswegs nachsteht.



Fig. 6. Thürschließerin in der letzten Lücke am Abend verschwindend.

Im übrigen scheinen sie doch nicht so ganz animalische Nahrung als Zukost zu ihren vegetarianischen Hauptspeisen zu verschmähen. Die

Indianer der westlichen Ebene machen nach einer allgemein verbreiteten Angabe von ihren Jagdinstinkten insofern Gebrauch, daß sie ihre mit Ungeziefer verunreinigten Kleidungsstücke einfach über die Hügel der westlichen Ackerameisen ausbreiten, wodurch diese sofort zum Ausschwärmen veranlaßt werden, den ihnen übergebenen Gegenstand sorgsam untersuchen und alle darin lebenden Wesen, ja sogar deren Eier und junge Brut davontragen, so daß die Kleider nach wenigen Stunden als von ihrem lebenden Unrat vollkommen befreit gelten können. Eine bequeme Reinigungsanstalt, die denn auch angeblich nicht bloß von den Indianern, sondern auch von den Eingewanderten, wenn sie in diese Lage kommen, mit Vorliebe benutzt werden soll.

Das Verschließen und Oeffnen der Pforten zu bestimmten Tageszeiten hat, wie man denken kann, die Bewohner der Hügel an eine große Pünktlichkeit gewöhnt. Gleichwohl finden sich nach 7 Uhr, wenn die Pforten schon beinahe ganz zugemauert sind, in der Regel noch einige Nachzügler ein, die hinein wollen, die Schlußsteine hinwegzuzerren versuchen und von den Thorarbeitern bekämpft werden, so daß sich allabendlich drollige Scenen beim Thorschluß entwickeln.

Ist die Arbeit endlich diesen Nachzüglern zum Trotze beendigt, so sind die Ausgänge von außen kaum noch zu erkennen, und bleiben bei Regenwetter den ganzen Tag verschlossen. Jedenfalls soll der Verschluß die Feuchtigkeit abhalten, in die niedrig belegene Eingangspforte hineinzulaufen, denn die verwandten Ernteameisen, bei denen die Eingangsöffnung an der Spitze des Kegels liegt, oder durch einen kleinen Wall geschützt ist, lassen sie Tag und Nacht offen. Aber auch bei gutem Wetter werden die vermauerten Pforten erst gegen 8 oder 9 Uhr Vormittags wieder geöffnet, denn früher geht diese Ameisenart nicht an ihr Tagewerk. Der Prediger Salomonis würde sie daher wohl nicht den Faulen und Langschläfern als Muster haben hinstellen dürfen, so musterhaft und tadellos ihr Fleiß sonst auch ist. Wir würden ihnen indessen wahrscheinlich höchlichst unrecht thun, wenn wir sie nach der späten Thüröffnung für faul ansehen wollten, denn ohne Zweifel haben sie innerhalb ihres Nestes mit Minierarbeit, Aushülsen der Vorräte, Jungenpflege u. s. w. genug zu thun, so daß sie auch die frühen Morgenstunden und die Regentage drinnen nützlich verwenden können. Wahrscheinlich gehen sie selbst darum früher an die Erntearbeit, weil das Ausfallen der Samen erst mit der steigenden Sonne beginnt.

Die Stellung der Künstler im Altertum.

Von

Gustav Hirschfeld.

Wie die Hellenen in ihrer Sprache, so verbinden wir wenigstens noch in unserer Empfindung das formell und das sittlich Schöne wie zwei eng zusammengehörige Begriffe. Ja noch mehr: gern stellen wir uns in unwillkürlicher Uebertragung dann den Künstler selbst, der Vollkommenes geschaffen, auch als menschlich groß und gut vor, ein Schluß, der bei den höchsten Leistungen gewiß selten versagen wird; wie umgekehrt uns im Wuste der täglichen Erscheinungen bei mancher anspruchsvollen und aufdringlichen Schöpfung schon die Qualität ihres Urhebers stutzig machen sollte. Und trotz mancher warnenden Erfahrung und vorlauter Eiferer wollen wir dem Glauben treu bleiben, daß wahrhaft Großes auch von wahrhaft Großen kommen müsse, und wir wollen uns die Neigung erhalten, daß wir verehren möchten, wo wir bewundern.

In diesem Gefühle denken wir uns dann wohl nicht bloß, welche herrlichen Männer müssen die großen Künstler des klassischen Altertums gewesen sein, sondern auch, welcher Verehrung müssen sie bei Mitwelt und Nachwelt teilhaftig geworden, ja wie muß ein Stand gefeiert worden sein, dessen Schöpfungen auch uns noch als die vollendetsten ihrer Art erscheinen und die in ungleich höherem Grade noch dem Leben der Alten notwendig oder mehr noch unentbehrlich waren, als das bei uns der Fall ist. Indessen ist ein Rückschluß aus unserem Empfinden ohne weiteres nicht erlaubt; ob die Hellenen bei allem Schönheitstriebe jemals soweit gegangen, ob sie ihren ersten Künstlern auch ihre persönliche Teilnahme geschenkt, ist überraschenderweise nicht leicht zu beantworten, zumal in Kürze und nur andeutend.

Wenn in unserer Zeit mit einem Scheine von Recht behauptet werden konnte, daß die griechischen



Künstler ganz allgemein Handwerkern gleichgeachtet wurden, und auf der anderen Seite den Hellenen ein wahrer Enthusiasmus auch für die Personen ihrer Künstler beigelegt ward, so ist wenigstens das klar, daß die Ueberlieferung über diese Frage keine einfache sein kann. Auch mit der bequemen modernen Zauberformel, die Wahrheit werde wohl in der Mitte liegen, ist hier so wenig geholfen, wie in den meisten anderen Fällen, in denen man sich und andere durch diese kompilatorische Phrase über die weitesten Lücken der Erkenntnis hinwegtäuscht.

Eines ist sicher: im Ausdruck hat weder das griechische noch das römische Altertum den „Künstler" vom „Handwerker" unterschieden: derselbe Name bezeichnet für gewöhnlich den, der auf gebrannte Thongefäße kleine Bilder malte, wie den, dessen Gemälde die höchste Aeußerung der Kunst in ihrer jedesmaligen Entwickelung war, und kein besonderer Name scheidet die Thätigkeit von Männern wie Phidias, Praxiteles, Skopas von der Masse der Bildner, die den täglichen Bedarf an Ehrenstatuen und Grabsteinen bestritten oder Götteridole zum Export in Schiffsladungen lieferten. Anzunehmen, daß die Alten da keinen Unterschied empfunden, wäre ein Unding, auch wenn sie nicht selbst das Gegenteil auf das lebhafteste bezeugten. Aber im Gegensatz zu unserer Auffassung erschien ihnen der Unterschied offenbar nicht als ein qualitativer, sondern nur als ein quantitativer: „Weisheit", „Einsicht" — σοφία — nannten sie, was den einen vom anderen schied, und darin liegt ja allerdings die Anerkennung hoher geistiger Eigenschaften.

Aber Kunst und Handwerk waren auch im griechischen Altertum gar nicht recht zu trennen, nicht bloß weil der Stand überaus zahlreich war, unendlichen Schattierungen Raum bot und zum guten Teil nur ein wirkliches Lebensbedürfnis befriedigte, sondern auch aus einem Grunde mehr innerlicher Natur: wie der Handwerker — in unserem Sinne des Wortes — seinem Werke selbständige Form gab auch da, wo er fast ausschließlich mit Reminiscenzen, oder besser einem hergebrachten Formvorrat arbeitete, so empfand sich auch der Künstler wiederum nicht als ein besonderes, sondern als ein unlösbares Glied einer großen Gemeinschaft, einer langen Entwickelungsreihe, die gewaltsam zu durchbrechen, von der sich zu trennen ihm gar nicht in den Sinn kam. Sehr lange Fortpflanzung eines guten Teiles der Kunstübung in Familien erhielt ein solches Verhältnis lebendig; aus derartigen Familien gingen Künstler vom Range eines Praxiteles, Skopas, Parrhasius hervor. Aus diesem Familienzusammenhange erklärt sich auch, daß wir im Altertum so häufig mehrere Bildner gemeinsam arbeitend finden, wie noch die des Laokoon. Das schließt nicht aus, daß auch die Alten schon die Wahrheit des Satzes von den „Söhnen der Helden" empfanden, die nichts seien gegen ihre Väter, wie es von den Sprößlingen des Polyklet zu heißen scheint. Da aber auch auf diesem Gebiete in Griechenland glücklicherweise von nichts weniger die Rede war, als von strenger, kastenartiger Abgeschlossenheit des Standes, so strömte fortwährend auch frisches Blut hinzu; aber über alle waltete Jahrhunderte hindurch ein strenger Schulzusammenhang, der nach guter Zunftsitte aufs schärfste betont ward, so sehr, daß die Ueberlieferung im allgemeinen nur diejenigen Väter bewahrt hat, die zugleich selbst Künstler und Lehrer ihrer Söhne gewesen und dadurch erst ihre geistigen Väter; ja die Bildner selbst nennen auch wohl nur ihre Lehrer in den Inschriften anstatt der Väter. Ausdrücklich hebt die antike Tradition die wenigen hervor, welche ohne Lehrer groß geworden seien, wie sie anderseits auch solcher gedenkt, die keine namhaften Werke, aber wohl Schüler hinterlassen hatten. Da liegt guter Handwerkergeist.

Unter diesen Umständen brauchte auch das Altertum keine öffentlichen Kunstschulen, durch die wir künstlich zu erreichen suchen, was damals natürlich war; und als man in später römischer Kaiserzeit den Künstlern allerhand Privilegien gab, hat das der alternden und gesunkenen Kunst auch nicht wieder aufhelfen können. Daß allerdings auch griechische Staaten früh durch Konkurrenzen sich die genehmste Ausführung von Kunstwerken zu sichern suchten, dafür gibt es mehr als einen interessanten Beleg.

Theoretisch ward indessen die Schätzung der Künstler durch etwas bestimmt, was mit der Kunst als solcher wenig oder besser nichts zu thun hat. Das griechische Altertum durchzieht ein Grundsatz, den wir vom fünften vorchristlichen Jahrhundert an häufiger ausgesprochen finden, und den — für unseren Zweck — am schärfsten Lucian im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung faßt: „Und wenn du Phidias oder Polyklet würdest und viel Wunderbares schüfest, so würden zwar alle deine Kunst loben, aber keiner von den

Betrachtern mit gesundem Verstande würde wünschen, deinesgleichen zu werden; denn wie weit du es auch bringen mögest, immer wird man dich für einen Banausen halten, für einen Handwerker, für jemanden, der von seiner Hände Arbeit leben muß." Das aber galt als unwürdig eines freien Mannes, und zwar nicht bloß den älteren Philosophen, die das zuerst ausgesprochen, sondern der Gedanke lag im griechischen Volk, wie er ähnlich noch heute in ihnen liegt und z. B. auch in den Neapolitanern. Als edel galt nur jedwede Beschäftigung mit dem Staat, dann die mit den Wissenschaften, und Beziehung zu diesen war es, was von vornherein den Architekten eine höhere Stellung verlieh, während von den bildenden Künstlern die Bildhauer mehr noch als die Maler unter den Begriff der Banausie zu fallen scheinen; wenigstens wird am häufigsten auf sie exemplifiziert. Das kann nicht nur an ihrer Zahl gelegen haben, denn da man früh selbst Privathäuser ausmalte, so muß auch eine große Masse untergeordneter Maler existiert haben. Die Arbeit der Bildhauer erschien wohl noch mehr als eine körperliche. Dennoch übertreibt Lucian mit Absicht und spricht ironisch im Sinne jener dünkelhaften Nichtsthuer, die überall und immer auf jede Art von Arbeit vornehm und mitleidig herabsehen. Denn was die Achtung vor den *großen* Künstlern angeht, so war es in der Praxis so übel damit nicht bestellt. Mochten Leute wie Alcibiades selbst an hervorragenden ihre übermütige Laune auslassen, es fehlt nicht an Beweisen, daß auch Staaten als solche tüchtige Künstler wohl zu schätzen gewußt und sie, wie Athen und später das blühende Rhodos, durch Verleihung des Bürgerrechts anzuziehen und zu fesseln suchten. Ueberhaupt sollen im Altertum angeblich niemals andere als *freie Bürger* in Malerei und Plastik sich hervorgethan haben. Für ihren Patriotismus zeugt schon, daß der Name eines ausgezeichneten Bildners fast vergessen wurde, weil er für die Perserkönige Xerxes und Darius, die Feinde des Vaterlandes, gearbeitet haben sollte.

Da man sich bei wachsender Blüte der Kunst der Einsicht nicht verschließen konnte und auch nicht verschloß, daß die Thätigkeit des Künstlers denn doch keine gewöhnliche Handarbeit sei, so blieb als wesentlicher Vorwurf nur noch bestehen, daß sie für ihre Leistungen Geld nähmen, freilich auch darin viel bescheidener als die Sophisten, wenigstens zu Platos Zeit. Folgerichtig war es dann, daß an dem Künstler, der umsonst arbeitete, kein Makel haften blieb, wie von Polygnot berichtet wird, welcher dafür hoher Ehren genoß. Auf der anderen Seite lag aber gerade in bedeutenden Einnahmen die Möglichkeit für den Künstler, sich frei und unabhängig zu stellen, wobei allerdings immer noch die Bemerkung eines Alten beherzigenswert erscheint, daß mit der Ungeheuerlichkeit der Preise die wahre Kunst sinke. Früh sammelten besonders die Maler große Reichtümer, wurden auch am ehesten übermütig und lebten auf fürstlichem Fuße. Wenn Nikias ein Gebot von über 300 000 Mark für ein Bild ausschlug, um es nachher seiner Vaterstadt zu verehren, so konnte er kaum mehr für einen Banausen gelten, und ebensowenig Zeuxis, der seine Gemälde deshalb zu verschenken behauptete, weil sie doch niemand bezahlen könne. Dergleichen ist freilich nur von Malern, nicht von Bildhauern bekannt.

Was indessen die Schätzung der Künstler, und besonders der Skulptoren wesentlich beeinflußt haben muß, war doch gewiß auch in letzter Instanz die Bewunderung ihrer Werke; diese sind nicht bloß Objekte der Eifersucht, die keine Stadt verlieren will, die aber auch „ganze Städte wert" sind, sondern geradezu von *ethischem* Werte; die Jugend solle, sagt Aristoteles, zu ihrer Erziehung auch die Werke von Malern und Bildhauern betrachten, welche von sittlich ernstem Gehalte seien. Und schließlich war es denn nicht die Bildkunst, welche in langsam und stetig fortschreitender Entwickelung den Griechen ihre Götterideale herausbilden half und vollendete? Man stelle sich nur nicht vor, daß die Alten im allgemeinen ihre Götterbilder mit der Objektivität betrachteten wie wir, denen sie nur Kunstwerke sind; sie stimmte der Anblick zur *Andacht*, wie uns etwa der Orgelton oder die erhabene Wölbung einer gotischen Kirche. So konnte es vom Zeus des Phidias heißen, daß er der Religion etwas zugefügt habe, und so konnte Dio Chrysostomus sagen, die eine Offenbarung der Göttlichkeit sei die durch die Kunst, wohl das Schönste und Höchste, was je vom Schaffen der Kunst gesagt worden ist. Männer aber, deren Werke man so hoch stellte, hat man unmöglich selbst gering achten können und ihre edelsten Zeitgenossen thaten das auch nicht. Phidias genoß das Vertrauen und die Freundschaft des Perikles, und Plato und Aristoteles, deren Philosophie dem *Stande* der Bildner nur eine niedere Stufe einzuräumen wußte, gedenken seiner mit Be-

wunderung. Daß eine Schwester des Bildhauers Kephisodot, wohl eine Tante des Praxiteles, an den Phokion verheiratet war, will ich bei der geringen Abstammung des letzteren hier nicht besonders betonen. Aber leider sind wir überhaupt für die ältere Zeit über das Leben der Künstler nur sehr notdürftig unterrichtet. Erst in der Zeit Alexanders des Großen begann die Kunstschriftstellerei, von welcher auch die uns vorliegenden Quellen zum größten Teil noch abhängig sind, und die wohl auch manche Züge aus dem privaten und gesellschaftlichen Leben der Künstler aufgezeichnet hatte, anscheinend besonders die Momente, in welchen dies Leben mit den historischen Persönlichkeiten sich gekreuzt hatte, so zunächst mit Alexander dem Großen selbst. Was von einer Nachricht zu halten sei, welche diesem Monarchen die erste Institution von Hofkünstlern zuschreibt, mag hier auf sich beruhen; doch ist gewiß, daß er dem Apelles sehr geneigt war, etwa wie Karl von England dem van Dyk; er verzog und beschenkte ihn, besuchte ihn im Atelier und ließ es sich ruhig gefallen, daß der Künstler ihn über Kunst schweigen hieß, damit nicht die Farbenreiber ihn auslachten. Eine andere Geschichte, die dem Apelles mit dem ersten Ptolemäus passierte, zeugt wenigstens dafür, daß auch damals bedeutende Künstler von Fürsten zur Tafel gezogen wurden. In den Diadochenreichen ist wohl überhaupt, wo die Kunst blühte ein freundliches Verhältnis des Hofes zu den Künstlern vorauszusetzen. Aber freilich war für diese die Teilnahme der Maßgebenden an ihrem Wirken nichts Neues, nur war in monarchischen Staaten der Fürst mehr zum Repräsentanten derselben geworden. Im freistaatlichen Athen war es das ganze Volk gewesen; aus den Besuchen der Frauen bei den Arbeiten des Phidias entstand boshafter Klatsch schon unter den Zeitgenossen. Ein Mann wie Sokrates besuchte die Ateliers von Künstlern und unterhielt sich mit ihnen über ihre Kunst. In den Komödieen von Aristophanes finden sich mehrfache Anspielungen auf eben fertig gewordene Werke, die nur unter der Voraussetzung eines allgemeinen Interesses des Publikums rechten Sinn haben. Daß Maler und Bildhauer ihre neuen Werke selbst und sogleich ausstellten, erscheint nach der Art, wie darüber berichtet wird, fast als Regel und zugleich als Anzeichen größter allseitiger Teilnahme. Wie lebhaft die ganze Nation für künstlerische Hervorbringungen sich interessierte, ersieht man aus der Einrichtung der Wettkämpfe von Malern, die mit den isthmischen und delphischen Spielen verbunden waren. Vielleicht begegnen wir übrigens aus analogem Grunde auch einmal dem Zeuxis beim Olympischen Feste, wo er in einem Gewande einherging, das in goldenen Lettern seinen Namen eingewebt trug, und sicherlich stellte zu Olympia der Maler Aëtion ein Gemälde aus — die Hochzeit Alexanders mit der Roxane — und entzückte damit einen der Kampfrichter, ohne Zweifel einen vornehmen Mann, so, daß er „aus Freude an der Kunst" den Maler zu seinem Schwiegersohne machte. Also, auch damals setzte sich Bewunderung eines Werkes unmittelbar um in Bewunderung seines Schöpfers: in der Beziehung eine der wichtigsten Nachrichten aus dem Altertum.

Daß Dummstolze, wie sie in allen Schichten und zu allen Zeiten vorkommen, sich auch gegen die Großen unter den Künstlern ablehnend verhielten, ist wohl möglich. Im Gegensatz zu solchen wird es gewesen sein, daß Parrhasius sich einen Abkömmling Apollos nannte und im Bilde des Hermes sich selbst zu malen wagte. Das Volk sah seinen Lieblingen derartige Freiheiten nach, ob aber nur den Malern? Denn dem Phidias ist viel Geringeres nicht verziehen worden, doch vielleicht aus politischem Grunde. Dann aber haben sich die Künstler für abfällige Meinung über ihren Stand von jeher durch richtige Beurteilung solcher Ignoranten gerächt, worüber es auch aus dem Altertum ergötzliche Historien gibt, und endlich hielt sie ein Leben schadlos, das vom Hergebrachten abwich. In einem Lande, in welchem weite Reisen selten waren und wohl nie allgemein wurden, gehörten die Künstler mit zu den ersten, die bald hierhin, bald dorthin gerufen wurden und in allen Teilen der griechischen Welt herumkamen. Daß man nicht alle so großartig aufgenommen, wie anscheinend den Zeuxis in Croton, darf als gewiß gelten; aber schon in ganz alter Zeit sollen sich die Götter selbst ihrer Künstler angenommen und den Ort, der sie übervorteilen wollte, mit Mißwachs und Hungersnot gestraft haben. Vom eigentlichen Künstlerleben des Altertums aber dürfte man sich nach Analogie der Renaissance und unserer Zeit ein fröhliches Bild machen, auch ohne jede ausdrückliche Ueberlieferung. Denn immer wird das Bewußtsein einer besonderen und glücklichen Begabung auch dem täglichen Leben einen eignen freien und beneidenswerten Charakter geben. Der eine

sang bei der Arbeit unaufhörlich, der andere vergaß darüber Essen und Trinken, sie feierten frohe Gelage, und nicht selten mag der volle Becher Anlaß gewesen sein zu den Werken, mit welchen sie in friedlichem Wetteifer einander zu überbieten suchten. Die wenigen erhaltenen Züge der Art lassen das Fehlen eines Vasari zugleich fühlen und bedauern. Die Liebe war ein wichtiges und verschönendes Element auch im Leben der alten Künstler und ein Gebiet, auf dem sie keinen Rivalen zu scheuen brauchten. Frauenschönheit und Genie haben sich von jeher als verwandt empfunden.

Erbaulich ist zu lesen, wie gerade die größten unter den Künstlern, Phidias, Apelles, Praxiteles, frei sind von jedem Neid, gütig gegen ihre Nebenbuhler; freilich darf man nie vergessen, daß freudige Anerkennung anderen Verdienstes den Größesten gerade immer am leichtesten fallen muß. Aber daneben fehlt es nicht an Zügen gemeiner Mißgunst; darauf ging des Apelles figurenreiches Bild von der „Verleumdung“, welcher „der blasse Neid“ voranging, während von ferne „Reue“ und „Wahrheit“ folgten.

Doch genug der Andeutungen; will man sich auf einen Schlag einen Begriff bilden von der gesellschaftlichen Stellung der griechischen Künstler, so mag man an diejenige denken, welche der Stand der Schauspieler bis vor gar nicht langer Zeit bei uns inne hatte; ein Vergleich, der auch deswegen paßt, weil dieser Stand ebenfalls wie der künstlerische im Altertum alle möglichen Schattierungen und eine Menge untergeordneter Elemente in sich beherbergt. Wie die Alten von der Masse der bloß handarbeitenden und geldverdienenden Bildner, so ging das Publikum in seiner Schätzung — abgesehen von einem anderen Faktor — von diesen zahlreicheren Elementen des Schauspielerstandes aus und verhielt sich daher ablehnend gegen denselben, — ohne allerdings dabei zu bedenken, daß der Stand dadurch nur länger in seinem abweichenden, nicht selten anstößigen Leben erhalten wurde. Aber auch hier nahmen die meisten Schichten der Gesellschaft die großen Bühnenkünstler aus; wohl auf keinem Gebiete ward die Leistung so maßgebend für die Schätzung der Person. Dennoch, wie kurze Zeit ist es her, daß die Worte Lucians genau auf unsere Auffassung des gesamten Schauspielerberufes paßten, dem wir doch auch so hohe geistige Genüsse verdanken?

So traf auch im griechischen Altertum den Künstlerstand als solchen Geringschätzung, doch die großen nahm man aus, der Erfolg entschied. Das ist es denn, was die Ueberlieferung so kompliziert und widerspruchsvoll erscheinen läßt. Und Eines scheinen doch selbst die größten bildenden Künstler des Altertums nie erreicht zu haben, was keinem anderen Staatsbürger bei wirklichem und später auch nur bei scheinbarem Verdienst prinzipiell versagt wurde, die Ehre einer Statue, welche zu einer gewissen Zeit so gewöhnlich wurde, daß sie wohl mit unseren allgemeinsten modernen Auszeichnungen verglichen werden darf. Eine Statue, wie wir sie unseren großen Meistern zu ihrer und unserer Ehre errichten, haben die alten Meister, soviel wir wissen, nie erhalten, und kein öffentliches Monument hat je die Züge des Praxiteles oder Skopas, des Lysippus oder Apelles verewigt. So sehr litten unter der Schätzung des Standes doch auch noch die Größten. Ueber eines mögen wir daher beruhigt sein: wenn unsere Kunst der alten in vielen Beziehungen nicht gleichkommt und wohl auch nie gleichkommen wird, so kann das an mancherlei liegen, aber an einer geringeren Schätzung des Künstlerstandes gewiß nicht.

Barcarole.

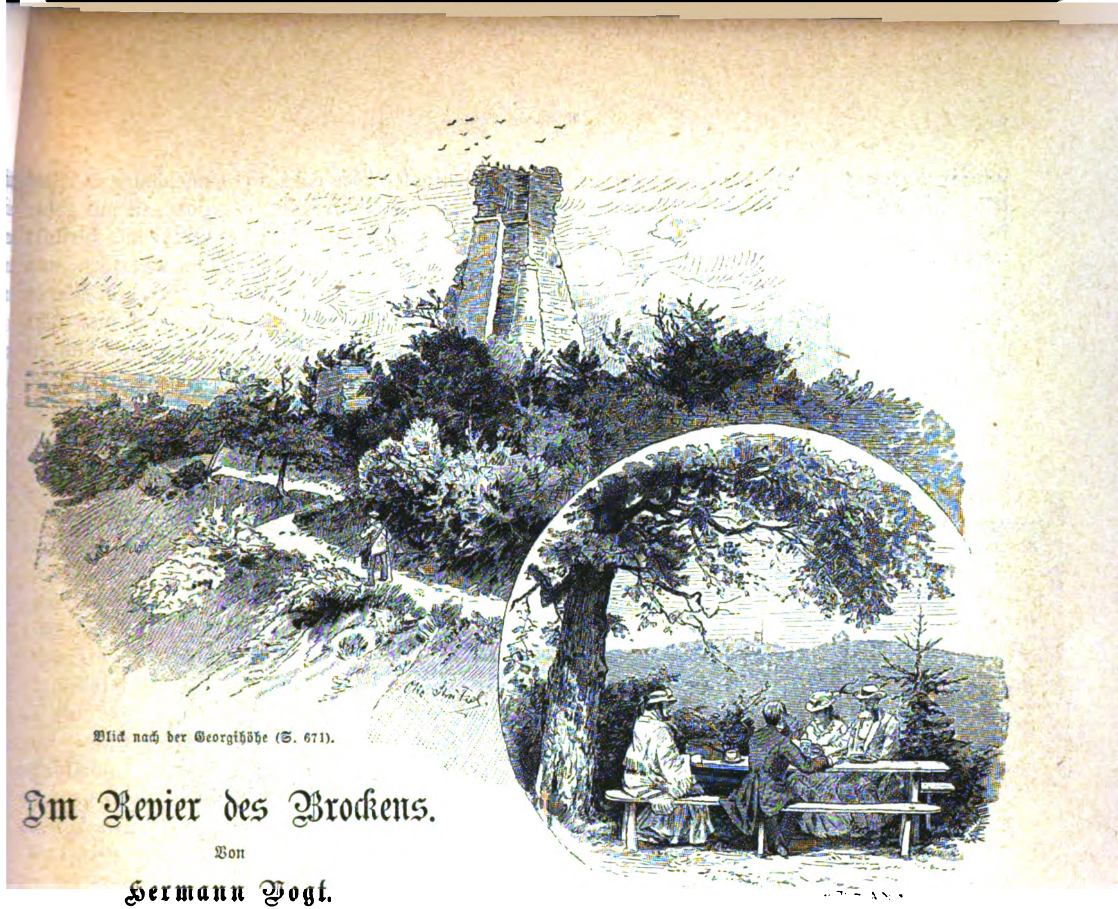
Von

Johannes Proelß.

Der Ufer Form verschwimmt im Dämmerscheine,
Fern liegt das Land. Die Barke stahl alleine
Sich her in diese holde Einsamkeit . . .
Die Wellen tragen fort uns wie im Spiele
Hinein ins Blaue, denn wir sind am Ziele;
Was wir gesucht, umgibt uns weit und breit.

O süße Ruh! Hier laß mein Haupt mich betten
In deinen Schoß, uns binden keine Ketten
Mehr an erzwungner Sitte steifen Zwang.
Gehegt von dir, du süßeste der Frauen,
Laß mich entzückt ins blaue Aug' dir schauen,
Und schwelgen in der Liebe Müßiggang.

So wird zum Paradies uns dieser Nachen,
In Lüften klingt's wie Amoretten-Lachen.
Kein böser Geist schreckt mich aus meiner Ruh.
Vom Himmel glänzt aus lichter Sterne Kranze,
Doch lichter strahlt aus deiner Augen Glanze
Dein Blick mir eine Welt von Freuden zu.



Blick nach der Georgihöhe (S. 671).

Die Lauenburg (S. 671).

Im Revier des Brockens.

Von

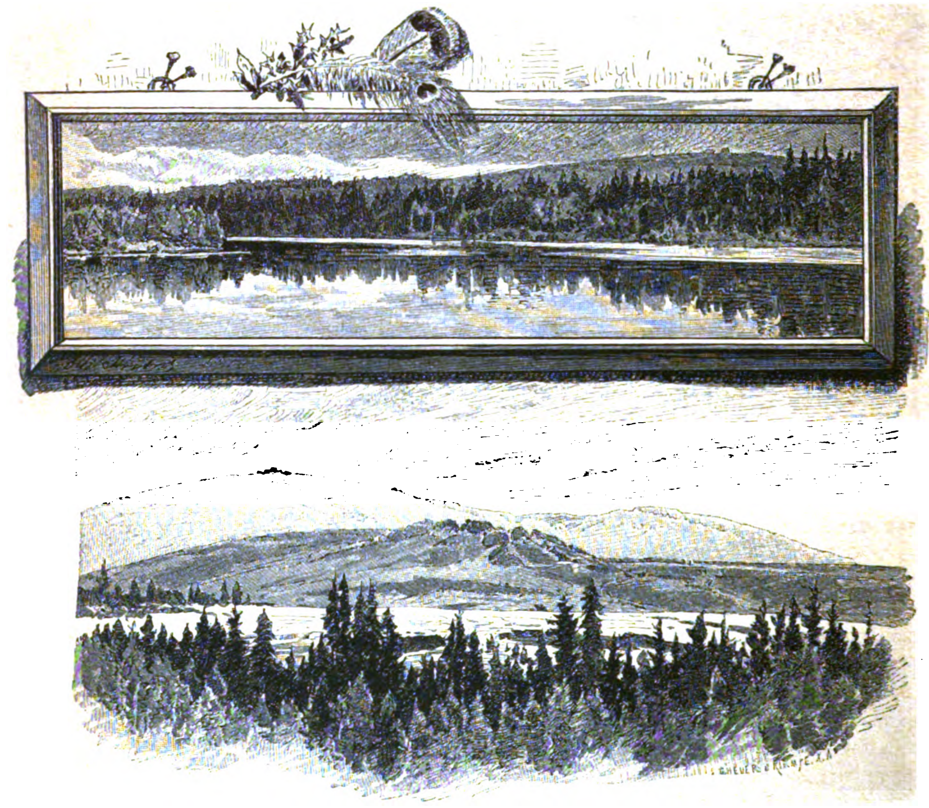
Hermann Vogt.

Wenn der Wanderer dem geräuschvollen Badeleben des aufstrebenden Harzburg und dem Touristenschwarm des nördl. Harzes überhaupt während des Hochsommers entrinnen will, so wendet er sich südwärts, wo Ruhe und geistige Erholung ihm in reicherem Maße beschieden sind [1]).

Neben der staubigen Fahrstraße von Harzburg nach Nordhausen führt ein schattiger Fußsteig nach einstündiger Wanderung zu jenem lieblichen Punkte, wo das künstlich hierher geleitete Wasser der Radau im malerischen Falle die mehr als 20 m hohe Felsenwand herabstürzt (S. 670). Am westlichen Abhange des Brockens fortschreitend, kommt man zu der Försterei „Torfhaus" (S. 660). Gastlich erquickt die jugendlich-schmucke Weidmannsfrau den Reisenden mit den selbstbereiteten Erzeugnissen der eignen Wirtschaft und teilt ihm in freundlich geschwätziger Weise mit, daß von hier aus der alte Blocksberg in kaum zwei Stunden zu ersteigen ist. Heute will jener aber sich mit der prächtigen Aussicht auf das Brockengebirge begnügen, um nach kurzer Rast weiter südwärts zu streben. Auch der Anstieg zur Achtermannshöhe (S. 661), dem fast 1000 m hohen Granitkegel, welcher, östlich vom Wege gelegen, sein kahles Haupt aus dem Kranze des umgebenden Nadelholzes emporreckt, erscheint bei der fast tropischen Sonnenglut zu beschwerlich, und mit Behagen streckt der ermüdete Wanderer viel lieber die Glieder am kühlen, schattigen Ufer des Ockerteiches aus. Dies ist das größte und tiefste Wasserbecken des Harzes, welches die zahlreichen kleinen, von den Bergen herabrieselnden Zuflüsse sammelt und in dem Bergstrome der Ocker nach Süden wieder entläßt. Schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts hat man verstanden, die Wasseransammlung des Ockerteiches (S. 660) auch zu Zwecken des praktischen Lebens zu verwerten. Man vertiefte und erweiterte das natürliche Becken und führte von hier eine 8 km lange, überdeckte Wasserrinne nach der 585 m über dem Meeresspiegel gelegenen ältesten und thätigsten Bergstadt des Harzes, nach St. Andreasberg, um auf diese Weise unter allen Um-

[1]) Vgl. auch den ersten Artikel über den Harz in diesem Bande, S. 248—263.

ständen das nötige Aufschlagwasser für den zu jener Zeit erheblichen und hochbedeutsamen Betrieb der zahlreichen Hütten und Gruben zu gewinnen. Selbst in einer Zeit, welche ganze Erdteile zu durchstechen plant und meilenlange Tunnels für den allgemeinen Verkehr von Personen und Gütern hergestellt hat, erscheint die Anlage dieses Rehbergergrabens (S. 661) immerhin noch als ein Gedanke von gewisser Bedeutung, und seine Ausführung mittels Sprengung der im Wege stehenden Granitfelsen und mächtiger Dammarbeiten erzeugt einen hohen Begriff von der damaligen Schaffensthätigkeit, welche das Werk nach neunjährigem Bau ums Jahr 1722 vollendete.

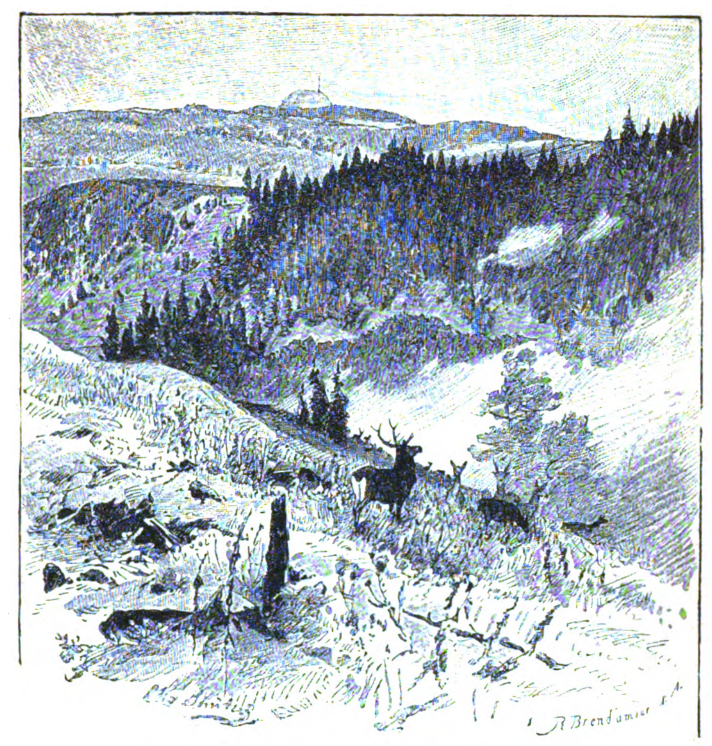


Am Oderteich (S. 659). Blick vom Torfhaus (S. 659).

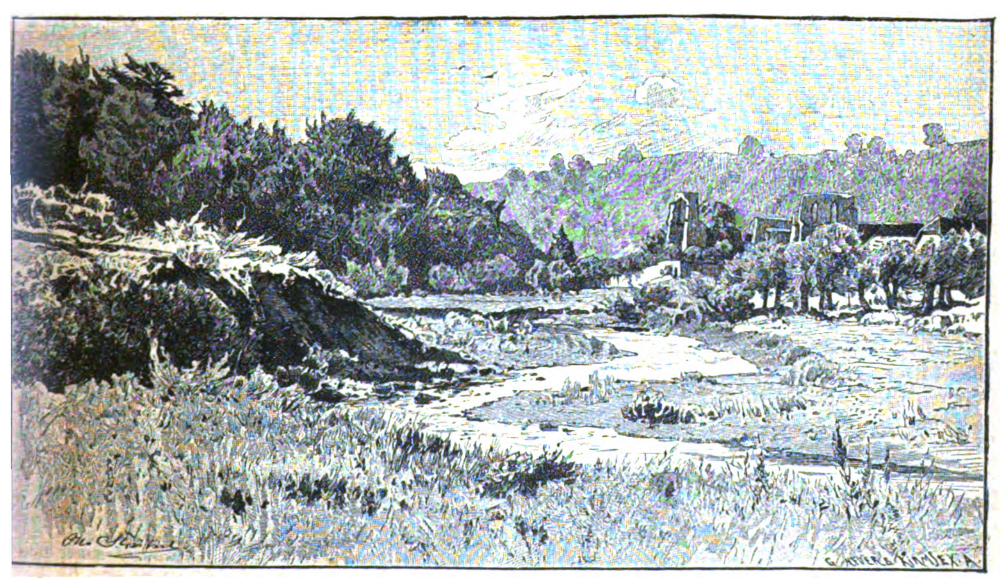
Südlich des Brockens, wenn auch östlich von dem eben angedeuteten Wege nach Süden gelegen, bildet das kleine Dorf Schierke (S. 662), der einzige, im eigentlichen Brockengebiete befindliche menschliche Wohnort, einen prächtigen Aufenthalt. Das enge, tief eingeschnittene Thal des tosenden Wildbachs, der Bode, ist mit zahlreichen Felsblöcken von jeder Größe und Gestalt besät, fast 600 m erheben sich die niedrigen, mit Schindeln gedeckten Holzhäuser über dem Meere und von einem eigentlichen Ackerbau ist hier nicht mehr die Rede. Die 700 Dorfbewohner nähren sich von Forstkultur und Steinarbeiten. Sehr malerisch ist die Umgegend von Schierke, mit ihren verschiedenartig gestalteten Klippenbildungen (S. 662) und namentlich die granitnen Feuersteinklippen, deren schwarzblau glänzende Steine beim Aneinanderschlagen Funken sprühen und dadurch dem Punkte den Namen gegeben haben, üben einen besonders romantischen Reiz auf das empfängliche Gemüt des Reisenden aus, einen Reiz, der noch erhöht wird durch das stimmungsvolle Geläut des auf der Berghalde weidenden schönen Viehes.

Wie der Wanderer im Durchstreifen des Harzgebirges seine Wege südwärts verfolgt, vollzieht sich allmählich, aber ganz augenscheinlich und bestimmt, eine Wandlung in dem Charakter der Gegend und ihrer Bewohner. Ganz allgemein teilt man den Harz ein in Ober- und Unterharz. Unter letzterem versteht man ge-

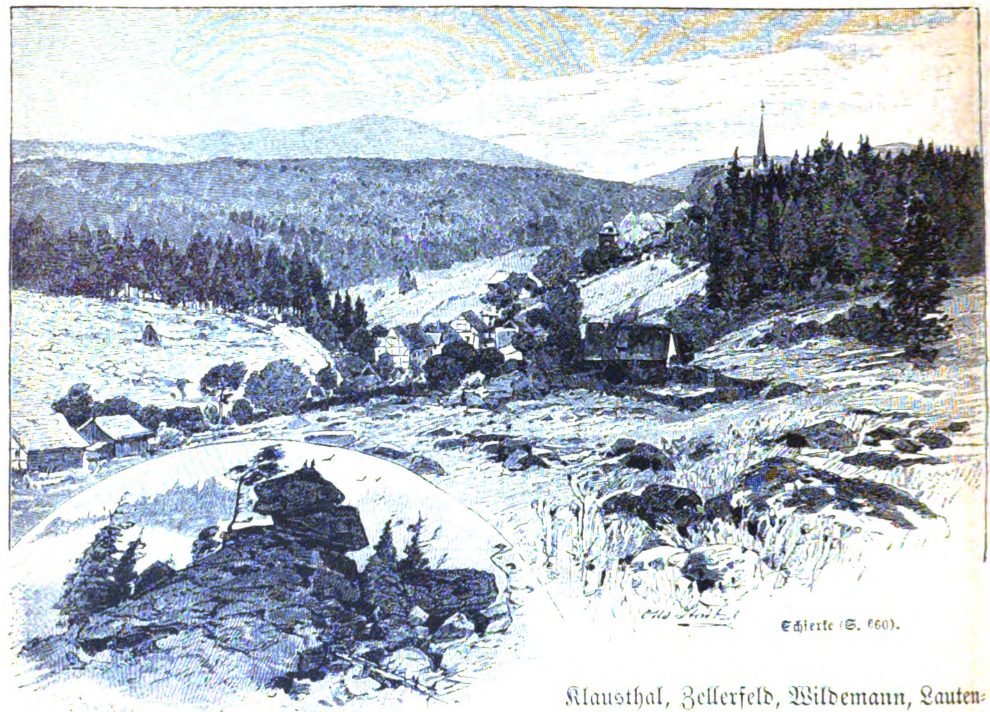
wöhnlich den vom Brocken nach Südosten zu gelegenen Teil des Gebirges, während der nordwestliche als Oberharz gilt. In diesem herrscht das Nadelholz vor. Hier ist eigentlicher Schwarzwald, zwischen dem sich Klüfte, Moräste, Bäche hinziehen. Die Witterung des Oberharzes ist von jener der umliegenden Gegenden sehr verschieden, die Luft meist rauh, kalt und nebelig; der Sommer kurz, der Winter lang. Im wundervollen Monat Mai, wenn der Unterharz bereits in herrlich grüner Laubfülle prangt, beginnt es dort oben erst zu grünen, und selbst im Juni sind Nachtfröste nicht selten. Im September wird es schon wieder kalt, und in der Zwischenzeit regnet und gewittert es viel und stark. Im Unterharz tritt an die Stelle der düsteren Nadelhölzer der frische Laubwald; hier gedeiht die deutsche Eiche und grünt die herrliche Buche; Saatfelder ziehen sich an den Hügeln



Achtermannshöhe am Rehbergergraben (S. 659 u. 660).



Walkenried (S. 666).



Schierke (S. 660).

In den Feuersteinklippen bei Schierke (S. 660).

und Bergen hinan, das Klima ist milder, Städte und Ortschaften sind freundlicher. Auch im Unterharz findet sich noch viel Berg- und Hüttenwesen, doch zeichnet sich der Oberharz, dem so manche Vorteile des ersteren abgehen, durch einen größeren Erzreichtum aus und fast seine ganze Bevölkerung ist von dem wichtigen Bergbau abhängig.

Im großen Ganzen fällt mit dieser geographischen Scheide auch die Sprachgrenze zwischen hochdeutsch und plattdeutsch zusammen, und zieht sich von Sachsa aus nach Osten über Ellrich, Sulzhayn, Hasselfelde, Bernrode, Mägdesprung nach Ballenstedt. Die Gegend südlich dieser Linie ist hochdeutsch, oberdeutsch und spricht mehr oder weniger die Thüringer Mundart; im Norden derselben herrscht die plattdeutsche Sprache vor, wenn im Harze sich auch vieles mischt, bald plattdeutsch in einen Distrikt eindringt, bald umgekehrt. Die Nachkommen der Bergleute aber, welche unter König Heinrich II., etwa um 1000 n. Chr. durch den Franken Gundelkarl aus seiner Heimat geholt und zum Betriebe der erzhaltigen Gruben in den sieben Bergstädten Klausthal, Zellerfeld, Wildemann, Lautenthal, Grund, St. Andreasberg und Altenau angesiedelt sind, haben bis auf den heutigen Tag eine dem fränkischen Deutsch verwandte Mundart bewahrt und diese Gegend bildet damit eine hochdeutsche Sprachinsel in dem sonst plattdeutschen Gebiet. Schwer verständlich klingen dem Reisenden die Strophen des alten oberharzischen Bergmannsliedes, welche ihn in Klausthal begrüßen:

„Klück auf! ihr Barkleut jung un alt,
Singt denn d'rhinder drein;
Nacht duse, daß es net so schallt,
Sust kümmt der Wachter rein.
Schwiegervoder ihr wollt fort? nä, hoalt
Su weit is es noch net.
Bleibt da von Ohmt (für den Abend), es is zu koalt,
Tut's! kieht mit mir zu Bett.
Ich schtop euch ärscht noch äne ein
Di schmökt, un trinkt d'rzu;
Ihr hot (habt), wenn ihr wollt bei uns bleim,
Hi oach ja eure Ruh."

Und kaum glaublich scheint es, daß in dem wenige Kilometer entfernten Lerbach die Sage von der „Güllen Kerke", der goldenen Kirche, ihm in niederdeutscher Harzmundart etwa folgendermaßen erzählt wird:

In Lerpche (Lerbach) wos en Mann d'e hat Schubert eheten. Den hat de Nacht edrömmet

(getträumt), hei solle da hen gan up siene Wiesche unn solle roen (graben, roden), da werre hän veele Gold, dat von den Golle künne 'ne güllen Kerke büet (gebaut) weren. Gat hei hen den Morgen nah siener Wiesche unn roet. Wil e 'n Schur (eine Weile) eroet hat, seggt e: „Wat sall ick mine Wiesche tenicht roen? Ick finne doch nischt." Da deit et en gefärlich Brummen under öne und dröhnt orntig (ordentlich). Dat is dat Gold ewest, wu de güllen Kerke härre konnt von ebut weren. Hei hat hernacher noch emal eroet, aber nischtefunnen, wil et erste Mal espro=



Am Wiesenbecker Teiche (S. 668).

Die Weinbergstraße in Lauterheim.



Der Römerstein bei Sachsa (S. 668).

Eingang zur Ruine Scharzfels.

Die Ruinen der kühn auf dem Felsen erbauten Burg, deren einzelne Teile im harten Gestein ausgehauen waren, sind in neuerer Zeit angemessen restauriert. Ein prächtiges Thor empfängt den Besucher und eine mehr als 40 Stufen zählende wuchtige Steintreppe, früher durch eine Zugbrücke unterbrochen, verbindet den unteren Teil der Burg mit der höher gelegenen, steil emporragenden Citadelle.

ken (gesprochen) hat, damit het et verschertet, un't Gold is wedder terügge gan. Von der Tiet an hett den Barg Güllen Kerken. —

Unter den zahlreichen kleinen Städten und Flecken am Südrande des Harzes ist Lauterberg durch die seit fast 50 Jahren dort mit großem Erfolge betriebene Kaltwasserheilanstalt einer der bekanntesten Plätze. Regelmäßige Postfahrten nach der nahen Station Scharzfels-Lauterberg der Nordhausen-Nordheimer Bahn verbinden den etwa 3900 Einwohner zählenden Ort mit dem Getriebe der großen Welt und mehr als 1500 Badegäste und Touristen strömen hier jährlich zusammen, um sich ärztlicher Behandlung zu unterziehen und die landschaftlichen Schönheiten der Umgegend zu genießen.

Da steht in erster Reihe Burg Scharzfels.

Das über Lauterberg auf dem Hausberge erbaute Kastell und die Burg Scharzfels wurden ursprünglich von einem Brüderpaare bewohnt, und die Lauterberger Grafen überdauerten die jüngere Linie wohl um 100 Jahre. Doch ist ihre Burg schon seit drei Jahrhunderten fast gänzlich verschwunden, während der Scharzfels, um den auch die Volkssage manche Dichtung gewebt hat, noch besteht, und selbst in den Kriegen der neueren Zeit eine gewisse Rolle gespielt hat. Kaum 300, halb invalide deutsche Soldaten unter dem tapferen Major von Sack haben während der Stürme des siebenjährigen Krieges, 1761, in dem hochgelegenen Felsenneste der mit allen Kriegsmitteln energisch geführten Belagerung von elftausend Franzosen entschlossen standgehalten, bis Verrat dem Feinde das Thor öffnete. Die Burg wurde, soweit die Massenhaftigkeit der aufgetürmten Steinmassen dies



Aussicht von Stöberhay (S. 666).

Der Ravenskopf (S. 666).

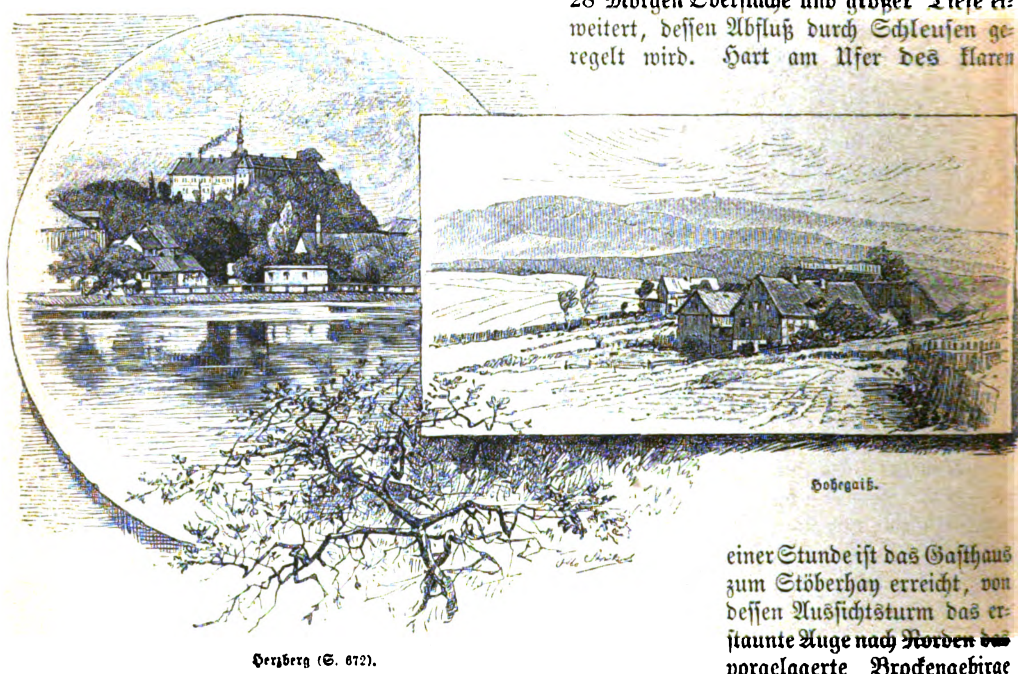
möglich machte, in die Luft gesprengt, und wenn die wenigen alten und stark verbrauchten Geschütze auch keine Kriegsbeute von hohem Werte abgegeben haben mögen, so mußte eine glänzende Waffenthat, wie die Bewältigung der „stärksten deutschen Festung“ dem „roi soleil“ und seiner „grr — — ande nation“ erschien, in der französischen Hauptstadt doch in glänzender Weise gefeiert werden. Wem fällt dabei nicht die Geschichte von der Gefangennahme des alten Blücher bei Danzig ein, die neuerdings von der Presse unserer revanchedurstigen westlichen Nachbaren entdeckt ist?

Von Burg Scharzfels führt ein Fußweg zu der, wie die Ruine, oberhalb des Dorfes Scharzfels, gelegenen Einhornhöhle. Schon Leibnitz hat eine Beschreibung der interessanten und leicht befahrbaren Höhle gegeben, deren Namen daher stammt, daß sie angeblich der Fundort von Ueberresten des fabelhaften Einhorn ist. Thatsächlich sind durch neue Forschungen und Ausgrabungen zahlreiche Reste von Höhlenbären, wie von späteren Tiergeschlechtern, Menschenknochen und auch Tongefäße zu Tage gefördert. Der Volksglaube will die Ausdehnung der Höhle meilenweit, bis unter die Bergstädte fortsetzen, jedenfalls ist mit der Freilegung desselben auf etwa 250 m das Ende noch nicht erreicht. Im Gegensatze zu der Einhornhöhle, welche Tropfstein absetzt und an einigen Stellen feuchten und schlüpfrigen Untergrund hat, ist die nicht weit entfernte Steinkirche, ein Denkmal aus den ältesten Zeiten des Christentums, völlig trocken. 38 m lang, 3—5 m breit und etwa doppelt so hoch, hat die Höhle nach vielen äußeren Anzeichen vielleicht schon seit dem 8. oder 9. Jahrhundert als Kapelle einer Einsiedelei gedient. In alten Urkunden wird der Berg, auf dem die Höhle sich befindet, Ritterstein genannt, und von ihm

genießt man eine prächtige Weitsicht in das zu den Füßen der Berge sich hinziehende ebene Land.

Als eine der höchsten Bodenerhebungen im ganzen Harzgebiete bildet der Ravenskopf (S. 665) einen viel besuchten Aussichtspunkt. Ein fast stets im herrlichen Laubwald fortlaufender, gut gehaltener Fußweg führtden Wanderer von Lauterberg aus nach kaum anderthalbstündigem Marsche auf den 660 m ansteigenden Gipfel. Man sollte indes niemals versäumen, unterwegs am Wiesenbecker Teich (S. 663), wenn auch nur vorübergehend, sich niederzulassen.

Um die Wasserkraft der bei Lauterberg befindlichen Königshütte stets mit der nötigen Zufuhr versehen zu können, ist zu Anfang dieses Jahrhunderts das obere Thal des vom Ahrendsberg zur Oder nach Lauterberg herablaufenden Baches durch einen mächtigen Damm von mehr als 20 m Höhe völlig abgesperrt und die verschiedenen Gebirgsrinnsale haben das damit geschaffene Wasserbecken zu einem See von 28 Morgen Oberfläche und großer Tiefe erweitert, dessen Abfluß durch Schleusen geregelt wird. Hart am Ufer des klaren



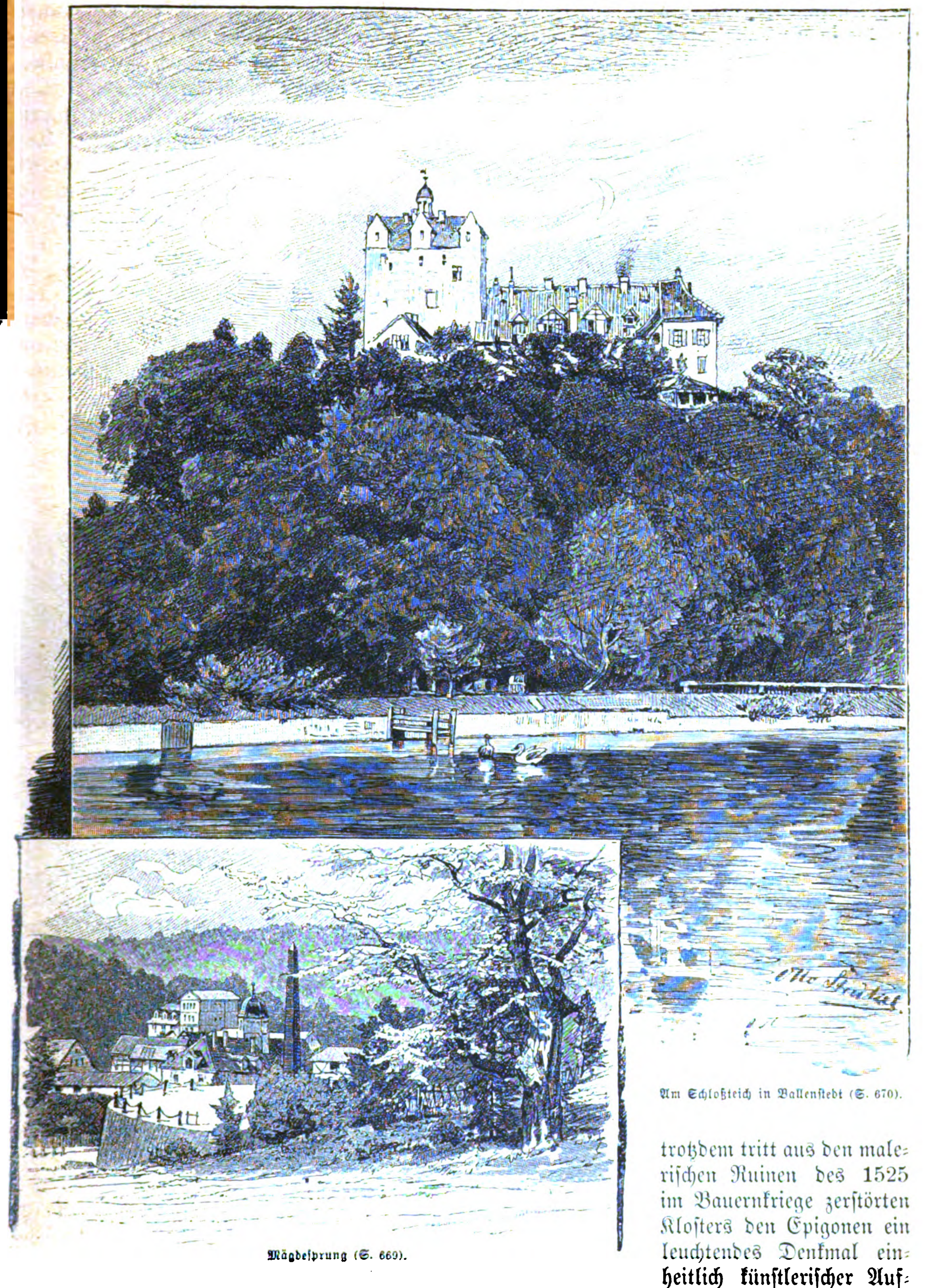
Herzberg (S. 672).

Hohegeiß.

Wasserspiegels steht jetzt ein im Schweizerstile erbauter moderner Gasthof und ladet zum Verweilen an dem stillen lieblichen Punkt ein.

Auch auf der Höhe des Ravensberges findet der Reisende Unterkommen, wenn er nach dem Genuß des Fernblicks, der hier, auf dem „kleinen Brocken“, nicht so oft verschleiert zu sein pflegt, als dies beim richtigen Blocksberge der Fall ist, nicht vorzieht, die Wanderung bis zum höchsten Punkte des Bergzuges, dem sog. Stöberhay (S. 665) fortzusetzen. Leicht und angenehm marschiert es sich auf dem alten „Kaiserwege“, einem Teile jenes Straßenzuges, mit welchem die Kaiser von der Mitte des 10. Jahrhunderts ab das Hochgebirge zugänglich machten und nach einer Stunde ist das Gasthaus zum Stöberhay erreicht, von dessen Aussichtsturm das erstaunte Auge nach Norden das vorgelagerte Brockengebirge mit deutlich erkennbarem Brockenhause und der kegelartig emporstrebenden Achtermannshöhe umfaßt, nach Süden über den abgestumpften Rücken des Ravenskopfes hinweg den Blick bis in die goldene Aue und das Kyffhäusergebirge (S. 671) gestattet.

Abwärts geht es nach Walkenried (S. 661). Unmittelbar neben dem freundlich an der Wieda gelegenen braunschweigischen Dorfe befinden sich die imposanten und künstlerisch bedeutenden Ruinen des mächtigen Cistercienserklosters, dessen Gründung durch Gräfin Adelheid v. Klettenberg bis auf das Jahr 1129 zurückgeht. Der Bau des Klosters und seine letzte Gestalt und Ausdehnung wurde 1290 nach 80jähriger Dauer vollendet. Vier Baumeister wurden in dieser



Am Schloßteich in Ballenstedt (S. 670).

Mägdesprung (S. 669).

Zeit durch den unerbittlichen Tod der endgültigen Lösung ihrer Aufgabe entrissen und

trotzdem tritt aus den malerischen Ruinen des 1525 im Bauernkriege zerstörten Klosters den Epigonen ein leuchtendes Denkmal einheitlich künstlerischer Auffassung und großartigster Schaffenskraft entgegen. Die Längenachse der dreischiffigen auf

36 Pfeilern ruhenden Basilika betrug 85 m und die in die Lüfte ragende Wand des hohen Chors mit den Maßen der übrig gebliebenen Säulenschäfte geben ein Bild von den außerordentlichen Dimensionen der Kirche. Kreuzgang und Kapitelsaal sind noch gut erhalten, letzterer mit seinen palmenartig geformten, schlank und ohne Kapitäl zur Wölbung sich vereinigenden Pfeilern dient als lutherische Kirche. Das Baumaterial hat vorzugsweise aus Dolomit, wie die neuere Wissenschaft sagt, oder aus Sandstein von Nixei bestanden, wie die Chroniken erzählen.

Da, wo jetzt die Domäne Nixei steht, begegneten sich einst Romar und Numa und entbrannten in heißer Liebe zueinander. Romars Riesengeschlecht hauste auf dem Römerstein (S. 664) südlich von Sachsa, während von den feindlichen Zwergen, deren Tochter die holde Numa war, die



Schloß Falkenstein (S. 669).



Am Selkefall.

weit in das Land hinausleuchtenden Kalkfelsen der Sachsensteine bewohnt wurden. Der Zwergenkönig entbrannte in schrecklicher Wut, als er die heimlichen Zusammenkünfte der Liebenden entdeckte und verschloß sein Kind in der Höhle bei Nixei, dem jetzigen Weingartenloch. Numa suchte als Nixe zu entfliehen, aber der ergrimmte Vater entdeckte den Betrug und verwandelte die Tochter für ewige Zeiten in den Bergquell, welcher noch heute als Nume der Ebene zueilt. Aus den Trümmern des Gefängnisses am Weingartenloch aber holten die Arbeiter später die Steine zum Bau von Walkenried.

Vorwiegend den Charakter der Lieblichkeit trägt das Thal der in vielfach gewundenem Laufe, dahinfließenden Selke. Das große Dorf Stiege bildet zwar nicht den Ausgangspunkt des Selkethales, sondern liegt an der Hassel im Bodegebiet. Doch mag es der romantischen Lage, von der unser Zeichner ein so wirkungsvolles Bild (S. 673) entworfen hat, einzelner

merkwürdiger alten Sitten, und seines Industriezweiges wegen hier Erwähnung finden. Hauptsächlich von Stiege aus gelangen nämlich die kleinen, runden „Harzkäse" in den Handel, wenn auch der Wirt eines Harzer Gasthofes gegen solche Bezugsquelle Verwahrung einlegt und seine eignen „echten" Käse mit großem Stolze dem Stieger Fabrikate gegenüberstellt.

Die Selke entspringt wenige Kilometer südöstlich von Stiege am Mühlberge, fließt zunächst in südöstlicher Richtung über Güntersberg und wendet sich dann bei Lindenberg in scharfer Wendung nach Nordosten. An Pochwerken, Silberhütte und Pulverfabrik vorüber kommt man der Thalsohle folgend nach dem idyllisch kleinen und primitiven Alexisbad (S. 673), dessen starke Eisenquellen bei gewissen Frauenkrankheiten gute Dienste leisten. Auf gut gebahnter Fahrstraße gelangt man von hier zu dem anhaltischen Eisenhüttenort Mägdesprung (S. 667). Der Ort hat seinen Namen von dem auf dem rechten Flußufer liegenden Felsen, auf welchem die deutsche Maid, fliehend vor dem dräuenden Verfolger, beim Sprunge vom jenseitigen Zettelberge ihre Spur für ewige Zeit eingedrückt hat. Eisenhüttenwerk, Eisengießerei, Maschinenfabrik mit ihrem lauten Betrieb drücken wohl der Einwohnerschaft ihren Stempel auf, vermögen aber dem ganzen Orte, welcher im herrlichen Waldesgrün fast versteckt liegt, nicht den Charakter des Gartens mit zahlreichen schattigen Lauben und Gängen zu nehmen. Besonderes Interesse erweckt die Eisenkunstgießerei mit ihren in den Mustern namentlich der Tierwelt, dem Wilde, entlehnten Erzeugnissen.



Die Teufelsmühle bei Viktorshöhe (S. 670).

Das weiter thalabwärts, 134 m über dem Spiegel der Selke am rechtsseitigen Bergabhange gelegene Schloß Falkenstein (S. 668) ist bereits im 12. Jahrhundert erbaut, befindet sich seit 1437 im Besitze des damaligen Freiherrn, jetzigen Grafen v. d. Asseburg und ist völlig erhalten und zum zeitweiligen Aufenthalte ausgebaut. Innerhalb seiner Mauern ist das älteste

Quedlinburg (S. 671).

Klopstocks Geburtshaus (S. 672).

deutsche Rechtsbuch, der Sachsenspiegel, durch den sächsischen Ritter Eipke von Repgau, verfaßt, beziehungsweise vom Grafen von Falckenstein seinem lateinisch geschriebenen Urtexte nach in die deutsche Sprache übertragen.

Wie Mägdesprung so hat auch der Falckenstein seine Sage und von den drei Bechern aus hellem Bergkrystalle, welche der dankbare Berggeist der edlen Burgfrau für den seiner Frau in strenger Winternacht geleisteten Beistand einst überreichte, werden zwei noch sorgsam aufbewahrt. Solange sie nicht zerbrechen, wird das Geschlecht derer von Asseburg blühen und gedeihen.

Aus dem Selkethal führt eine vortreffliche Chaussee über Meisdorf, den Wohnsitz des Grafen v. Asseburg, nach Ballenstedt, dessen altgebautes Schloß über dem stillen freundlichen Städtchen emporragt (S. 667).

Nordwestlich des Mägdesprungs erhebt sich die Viktorshöhe zu bedeutender Höhe über die umgebenden Berge. Von dem hohen Balkenturme, zu dem mehr als 100 Stufen hinaufführen, genießt der Beschauer einen weiten Rundblick auf das Panorama des nördlichen Harzes. Nicht weit entfernt davon befindet sich eine malerisch aufgetürmte Felsengruppe, im Volksmunde als Teufelsmühle bekannt (S. 669).



Der Radaufall bei Harzburg (S. 659).

Der ruchlose Müller hatte dem Teufel seine Seele verschrieben, wenn dieser ihm binnen einer Nacht die baufällige Mühle neu aufrichten würde. Keuchend unter der schweren Last schleppt Satanas die schweren Quadern den Berg hinan und schon naht der Bau sich seinem Ende, als der Müller in der Herzensangst vor den Folgen des geschlossenen Paktes den letzten Stein wieder den Berg herabrollen läßt. Wütend springt der Teufel ihm nach. Da erklingt der erste Hahnenschrei und unter wütendem Gebrüll zerschmettert der böse Geist mit dem wieder herbeigeholten Felsblock die Mühle und den Müller.

Mehr und mehr nähert man sich wieder dem Gebiete der romantischen Bode, wenn man über Gernrode und Suderode die Lauenburg (S. 659) und den massiv erbauten Turm auf der Georgihöhe (S. 659) aufsucht. Vom letzteren hat man eine weite Fernsicht nach Norden, die Reste der rsteren stammen aus dem 12. Jahrhundert. Hier hielten die Vögte des Stiftes Quedlinburg, zuerst Pfalzgraf von Sommerschenburg, seit 1479 die Herzöge von Sachsen, Hof. Zwei Jahrhunderte später kam die Burg an Brandenburg.

In dem Kranze altertümlicher Städte, welche den Fuß des Harzes umgeben, nimmt das 924 von König Heinrich I. gegründete und gegen die Magyaren mit Mauern versehene Quedlinburg (S. 670) nicht die letzte Stelle ein. In kurzer Eisenbahnfahrt von Thale aus wird die wohlhabende Stadt erreicht, welche innerhalb eines großen Blumengartens zu liegen scheint; weit über das teilweise noch mit turmgekrönten Mauern umschlossene Weichbild hinaus erstrecken sich die ausgedehnten Pflanzungen der bedeutenden Samengärtnereien. Ein kleiner von Häusern umgebener Platz in der Stadt bezeichnet den berühmten Finkenherd, auf dem Heinrich I., dieser nationalste der deutschen Könige, dessen Lieblingsaufenthalt Quedlinburg war, die Gesandten mit der Königskrone empfing. Ueber der Vorstadt Westendorf liegt das Schloß, wo die Gemahlin Heinrichs, Mathilde, als Witwe residierte und das berühmte Bistum stiftete.

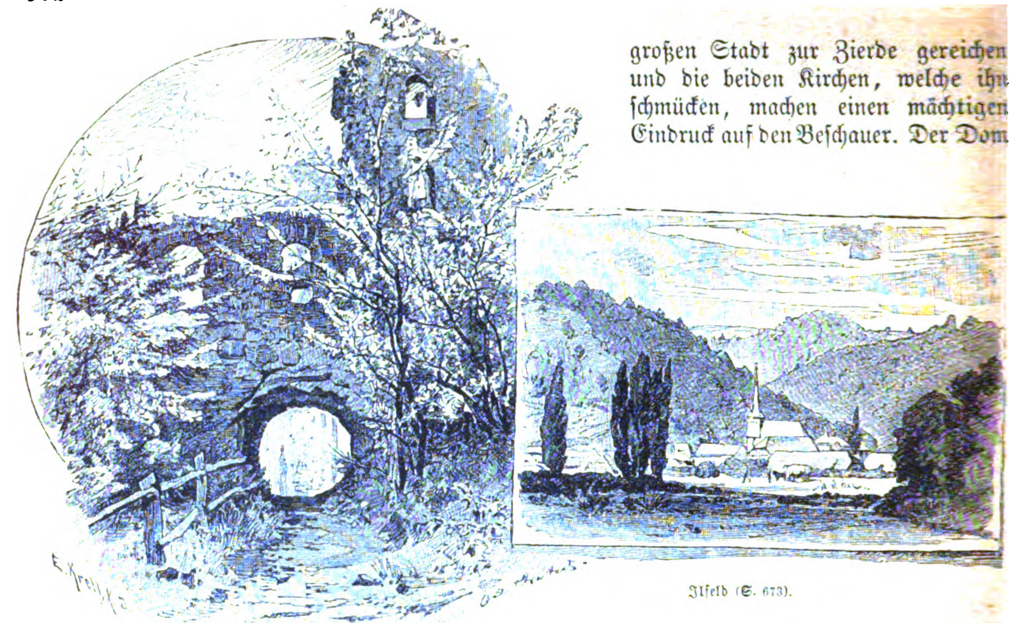


Das Kyffhäusergebirge (S. 674).

Bei der Rothenburg (S. 674).

Die Schloßkirche trägt wertvolle Denkmäler mittelalterlicher Kunst und in der dem ältesten Bau angehörigen Krypta ist bei den Restaurationsarbeiten der letzten Jahre neben dem Grabe Heinrichs auch die Betkapelle entdeckt, wo in heißer Liebe die Königin jahrelang den Tod des städtegründenden großen Gatten betrauerte. Lange Jahre hat die schöne Gräfin Aurora von

großen Stadt zur Zierde gereichen und die beiden Kirchen, welche ihn schmücken, machen einen mächtigen Eindruck auf den Beschauer. Der Dom



Ilfeld (S. 673).

In der Ruine Hohnstein (S. 673).

ist in Form eines lateinischen Kreuzes im 12. Jahrhundert erbaut, die Liebfrauenkirche mit ihren vier schönen Spitztürmen in einfach edlem Baustil des frühen Mittelalters aufgerichtet und durch König Friedrich Wilhelm IV. im byzantinischen Geschmacke wieder hergestellt.

Wo Sieberthal und Lonauthal zusammenlaufen liegt im Süden des Harzes, schon außerhalb der Berge das alte welfische Fürstenschloß Herzberg (S. 666). In dem ursprünglich als Reichsburg erbauten Hirzesberch, welches 1158 durch Tausch mit dem Kaiser in den Besitz Heinrichs des Löwen überging, stand die Wiege des Stammvaters der Könige von England und Hannover. Als 1617 nach dem Aussterben der Grubenhagenschen Herzberg in den Besitz der Celleschen Linie der Herzöge von Braunschweig kam, zog der jüngste von sieben erbberechtigten Brüdern das glückliche Los, welches ihm gestattete, allein zu heiraten und das Geschlecht fortzupflanzen. Sämtliche Kinder dieses Georg wurden noch in Herzberg geboren, später verlegte er indes seine ständige Residenz nach Hannover, zu Anfang des 18. Jahrhunderts hörte die Hofhaltung in der Burg ganz auf und jetzt wird sie als Amtssitz benutzt. Eine Treppe von 273 Stufen führt nach dem Vorhof, und der sogenannte Schloßweg durch das massige Eingangsthor auf den alten Turnierplatz. Herzberg möchte eintreten in die Reihe der kleinen Bäder und Aufenthalts-

Königsmarck dem Kapitel des reichsunmittelbaren Frauenstifts als Pröpstin angehört, und für die neuere Zeit ist das alte Quedlinburg von besonderer Bedeutung geworden als Geburtsort zweier hervorragender Männer. Am Fuße des Schloßberges zeigt man das Haus (S. 670), wo am 2. Juli 1724 Klopstock das Licht der Welt erblickte und ein halbes Jahrhundert später ward Karl Ritter in der alten Hansestadt geboren.

Quedlinburgs Nachbarin, schon etwas weiter vom Fuße der Berge entfernt, ist Halberstadt, dessen Geschichte bis in das graue deutsche Altertum zurückreicht. Die Stadt hat einen guten Namen in Sachsen, doch verdankt sie den besten Teil ihres Rufes nicht etwa ganz außerordentlichen Thaten ihrer Bürger, sondern dem Andenken an Bischof Buko, von dessen Wohlthätigkeitssinn die alten Chronisten zu erzählen wissen. Dieses Andenken hat sich bis in die neueste Zeit fortgepflanzt in dem über ganz Norddeutschland gesungenen Wiegenliede:

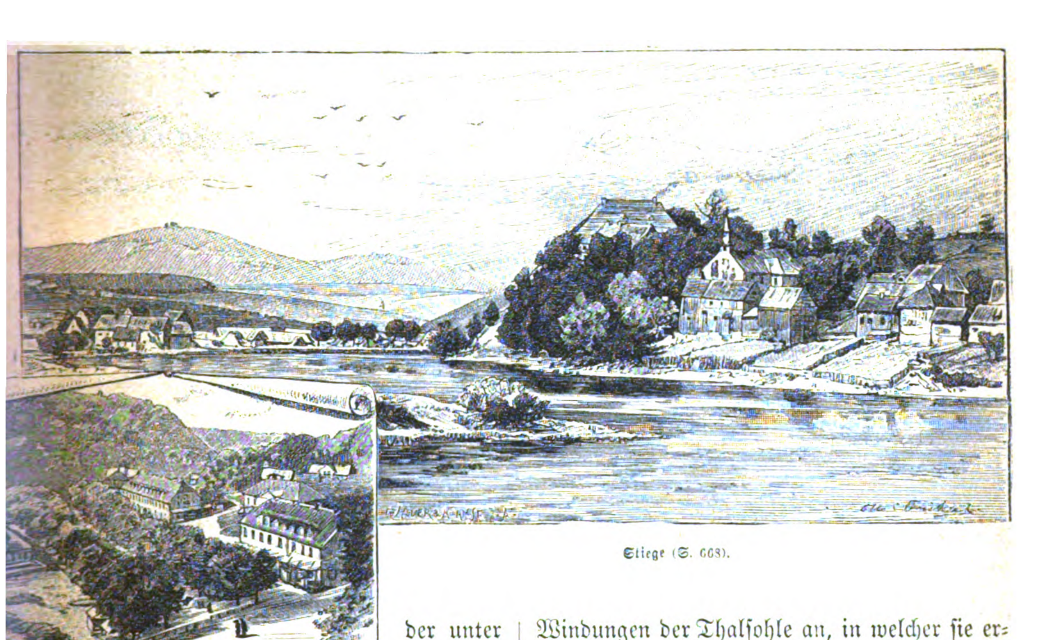
„Buko von Halberstadt
Bring minen lütgen Jungen wat.
Wat sall ick ihm denn bringen?
Paar Scho mit güllen Ringen,
Da kann he recht mit springen.“

Der länglich viereckige Domplatz würde jeder

orte für Sommerfrischler, welche am Südrand des Harzes in jährlich größerer Zahl entstehen, doch hat das kleine Landstädtchen im allgemeinen jetzt nur geringe Bedeutung, und nur wenige wissen, daß von diesem Steinschloß ein stolzes Fürstengeschlecht seinen Ausgang genommen hat.

Am Südostrande des Harzes endlich hat wiederum König Heinrich I. das fleißige und gewerbreiche Nordhausen (S. 674) gegründet und sich dort oft und mit Vorliebe aufgehalten. Zwar hat auch Nordhausen noch Mauerreste aus früherer Zeit aufzuweisen, aber das letzte Thor ist schon seit zehn Jahre abgetragen und die Stadt hat in steter Ausdehnung mehr und mehr den Charakter des Modernen, Neuen angenommen. Neben der Fabrikation des „Nordhäuser Korn" florieren auch noch andere Industriezweige, und nur der romanische Dom, dessen Krypta noch dem 10. Jahrhundert entstammen soll, die Kirche St. Blasii und das Rathaus gemahnen an das Alter der Stadt.

Von Nordhausen aus bringt ein Abstecher,



Stiege (S. 668).

Alexisbad (S. 669).

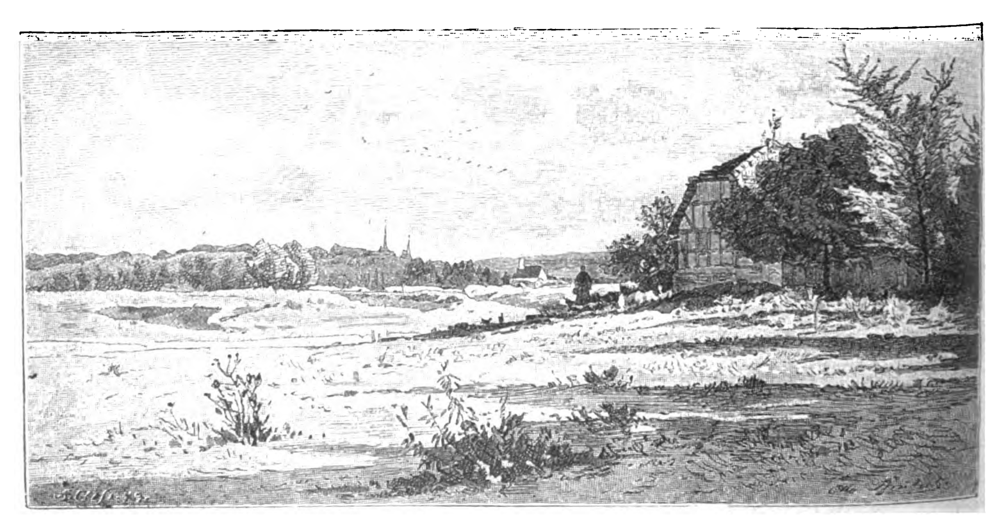
der unter Zuhilfenahme der Postverbindung in einem Tage gemacht werden kann, den Reisenden zunächst nach dem im Bährethale gelegenen Ilfeld (S. 672). Das Städtchen ist vorwiegend modern, denn die frühere Klosterkirche ist vor kaum 30 Jahren durch eine andere Kirche im gotischen Geschmack ersetzt, und auch die Baulichkeiten der alten berühmten Klosterschule haben einem neuen Gebäude des Pädagogiums weichen müssen. Von Ilfeld aus führt ein Fußweg über die Berge zu den Ruinen der 1110 von dem Grafen von Hohnstein erbauten und im dreißigjährigen Kriege zerstörten Burg Hohnstein, und später nach Stolberg. Fast alle kleinen Städte des Südharzes schmiegen sich dichtgebaut den Windungen der Thalsohle an, in welcher sie erbaut wurden. Ganz besonders charakteristisch tritt diese Physiognomie in Stolberg zu Tage, dessen kleine, aus Fachwerk mit mächtiger Holzkonstruktion aufgeführten Häuser sich in vier enge Thäler hineinziehen, und dabei oft so dicht mit der Hinterwand an den aufsteigenden Berg angelehnt sind, daß das Sprichwort zur Wahrheit wird, nach welchem man in Stolberg zum dritten Stockwerk emporsteigen muß, um in den Keller zu gelangen. Hoch oben am Berge liegt der ausgedehnte Bau des vom regierenden Grafen Stolberg-Stolberg bewohnten Schlosses. Bei Anwesenheit des Besitzers ist die Besichtigung nicht gestattet, ein in mittelalterlicher Tracht mit langer Hellebarde bewaffneter Thorwart verwehrt den Eintritt. Das: „Thut mich leid" des braven Harzers tönt dem kühnen Reisenden zwar keineswegs sehr abschreckenden Tones entgegen,

doch ist der graubärtige Cerberus bedauerlicherweise unerbittlich. So muß man auf die mancherlei sehenswerten Schätze in den meisten Fällen verzichten, auch auf die wohl einzig in ihrer Art dastehende Sammlung von 20 000 Leichenpredigten in der reichhaltigen Bibliothek, und muß sich im schattigen Gärtchen des freundlichen Hotel Eberhardt bei einer Flasche gut gekühlten „Gaisenheimer Kosakenberger“ so gut es eben geht über das Mißgeschick trösten. Die Wege, welche die Grafschaft Stolberg durchzeihen, sind in einer Weise vortrefflich gehalten, daß man fortwährend in einem wohlgepflanzten Parke sich zu befinden meint, doch wollen die nicht zu selten auftauchenden Weggeldeinnahmen mit den in den Farben des Grafen, schwarz und gelb, gestrichenen Schlagbäumen an alte, längst vergangene standesherrliche Zeiten gemahnen.

Die Zeit ist nur zu rasch vorübergeeilt, welche dem erfrischenden Ausflug ins Gebirge gewidmet werden konnte, und auch die Zahl der Kassenscheine, welche vor der Abfahrt der Brieftasche anvertraut wurden, neigt sich ihrem Ende, denn der Harz ist nicht billig, und namentlich kosten Führer und Lohnfuhrwerk um so mehr Geld, als durchweg keine bestimmt vorgeschriebenen Taxen bestehen. Dennoch kann der Reisende es sich schwer versagen, auf dem Heimwege von Nordhausen nach dem Osten bei der Station Roßla noch einmal den Eisenbahnzug zu verlassen. Es gilt einer kurzen Tagesfahrt auf das romantische Kyffhäusergebirge; zur Ruine Rothenburg (S. 671), die schon seit 300 Jahren unbewohnbar geworden; zum Ratsfelde, wo an Stelle des verwüsteten Dorfes ein fürstliches Jagdschloß entstanden ist; nach dem aufstrebenden Soolbade Frankenhausen; vor allen Dingen aber hinauf zum alten Bergschloß des Kyffhäusers. Tief im Schoß des Berges saß hier gebannt Kaiser Friedrich Barbarossa, er hielt das Haupt gesenkt ob der uneinigen Zerrissenheit seines Volkes, so daß der rote Bart ihm lang durch den Steintisch gewachsen war. Doch jetzt ist er erlöst, jubelnd hat das neue geeinigte Deutschland den Kaiser Wilhelm Barbablanca begrüßt und die Ruine ist Zeuge gewesen, wie die deutsche akademische Jugend auf dem Gipfel des deutschen Berges in hoch emporlodernder Vaterlandsliebe sich zu gemeinsamer Arbeit die Hand gereicht hat.

Alte Erinnerungen sind erwacht, denn welcher Deutsche gedächte nicht aus den Knabenjahren noch der stolzen Kaiserpfalz zu Tilleda, wer kennte nicht aus den Erzählungen des Vaters die Namen Kelbra, Wallhausen und die daran sich knüpfenden Sagen und Märchen aus den Zeiten stolzer Kaiserherrlichkeit?

So bildet denn der Besuch des Kyffhäusers einen nach jeder Richtung hin würdigen und lohnenden Abschluß der unternommenen Harzfahrt, und erfrischt von den neu gewonnenen Eindrücken, froh im Gedanken der Stunden, wo es in herrlicher Natur ihm vergönnt war, auf Schritt und Tritt sich an der einstigen Größe des Vaterlandes zu erfreuen und zu erheben, von neuem gestärkt zu anstrengender Arbeit eilt der Reisende wieder der fernen Heimat zu.



Bei Nordhausen (S. 673).

Der zweite Band der Memoiren.

Humoreske von A. von Winterfeld.



Man sagt, daß bei den Frauen die Eitelkeit bis zu ihrem letzten Atemzuge aushalte. Fräulein von Dornbusch behauptete von sich das Gegenteil, aber sie behauptete es nur; sie glaubte es vielleicht auch; aber sie täuschte sich. Nachdem sie in der Zeit ihrer Jugend keinen Mann gefunden, der ihr behagt .... oder der es wirklich ernst gemeint .... wer konnte das so genau untersuchen ... hatte sie sich mit 45 Jahren einen hübschen ländlichen Besitz gekauft, wo sie sich mit der Abfassung ihrer Memoiren beschäftigte. Sie selbst nannte das nicht Eitelkeit, die Welt nannte es anders. Ihr einziger Umgang war ihr Nachbar, der pensionierte Rat Humpel, ein fröhlicher alter Herr von 55 Jahren, der im Laufe der Zeit solchen Gefallen an ihr gefunden, daß er sie heiraten wollte. Weshalb auch nicht? Fräulein von Dornbusch war immerhin noch eine recht hübsche Erscheinung, und was ihr an Jugend fehlte, ersetzte sie durch Geist und Liebenswürdigkeit. Zuerst hatte die Dame über den Antrag gelacht; dann hatte sie ihn in Ueberlegung gezogen. Die beiden Güter stießen aneinander, Humpel meinte es so aufrichtig gut mit ihr; es war also kein so bedenklicher Schritt, das Freundschaftsverhältnis zum Ehebund zu steigern. Um aber noch Zeit zu gewinnen, oder um sich noch etwas länger bitten zu lassen ... wer konnte das wiederum so genau beurteilen ... machte sie es wie Penelope und hielt ihn hin, nicht durch ein Gewebe, das sie nachts wieder auftrennte, sondern durch den Ausspruch, daß sie sich erst definitiv entscheiden wolle, wenn sie den zweiten Band ihrer Memoiren beendet, den sie aber nicht bei Lebzeiten zu veröffentlichen gedachte, obgleich der erste im wahren Sinne des Wortes Furore gemacht. War das Caprice, oder wollte sie sich den Anfeindungen entziehen, die ihr der erste Band zugezogen, wer weiß es! Der Verleger, der ein ausgezeichnetes Geschäft gemacht, war außer sich über den Entschluß und bat und bat, bis Fräulein von Dornbusch ihren Freund Humpel nach Berlin geschickt, um ihm die endgültige abschlägige Antwort bringen zu lassen. In Erwartung der Rückkehr des Rats finden wir die geistreiche Schriftstellerin in ihrem eleganten Arbeits-Kabinett, mit Schreiben beschäftigt, während ein hübsches, junges Mädchen am Fenster sitzt und gedankenvoll in den Garten blickt. Fräulein von Dornbusch hatte sie vor drei Tagen, auf einem ihrer weiten Spaziergänge, bei einer Bäuerin kennen gelernt, zu welcher der Vormund die arme Waise zur Stärkung ihrer schwachen Gesundheit in Pension gegeben, und sofort ein derartiges Gefallen an dem jungen Mädchen gefunden, daß sie ihr eine Stelle als Gesellschafterin bei sich angeboten. Nach kurzem Zögern war dieselbe auch angenommen worden und bis jetzt hatten beide Teile ihren Entschluß noch nicht zu bereuen gehabt.

„So!" sagte Fräulein von Dornbusch, die Feder fortlegend, „für heute will ich aufhören; bitte, liebe Cäcilie, wollen Sie so gut sein, mir das Geschriebene vorzulesen .. ich finde dann leichter, ob noch etwas daran auszusetzen ist."

Damit reichte sie der Betreffenden das Manuskript hinüber, und diese begann:

„Es war im Jahre 1839, als eine Dame, fast ebenso lächerlich als die arme Baronin Reibnitz, auf die thörichte Idee kam, zu glauben, daß ein junger Mann sterblich in sie verliebt sei."

Das junge Mädchen unterbrach sich an dieser Stelle durch ein leises Kichern.

„Gott sei Dank!" rief Fräulein von Dornbusch; „das ist der erste Ausdruck der Heiterkeit seit der ganzen Zeit, die Sie bei mir sind. Verbannen Sie nur immer mehr diese böse Melancholie, und vor allen Dingen schenken Sie mir Ihr Vertrauen. Wenn ein Kummer auf Ihrer Seele lastet, bedenken Sie, daß Mitteilung erleichtert; ist das Herzchen vielleicht dabei im Spiel ... wie?"

Das junge Mädchen errötete und schlug die Augen nieder.

„Na ja! .. Da haben wir's!" rief die andere, ganz und gar ihr Manuskript vergessend ... ich kenne das, obgleich ich der Liebe schon ferner stehe ... also ... wie ist es denn damit, mein Kind?"

Cäcilie wurde noch verlegener und zögerte.

„Nun! .. immer heraus damit! .. Habe ich Sie nicht auch meine Leidenschaft für den Herrn Rat blicken lassen?" setzte sie lächelnd hinzu.

„Ich lernte in der Residenz einen jungen Mann kennen", begann Cäcilie .. „es war ein armer Künstler, der aber einmal Reichtum zu erwarten hatte ... seine Familie widersetzte sich der Verbindung mit dem ganz mittellosen Mädchen ... als ich das erfuhr, erwachte mein Stolz, und ich bat meinen Vormund, mich auf das Land zu schicken und niemand meinen Aufenthalt zu verraten" ...

„Aha! .. also nicht aus Gesundheitsrücksichten!"

„Das war nur der offizielle Grund ... ich wollte das Verhältnis, da es hoffnungslos geworden, definitiv abbrechen."

„Armes Kind!" meinte Fräulein von Dornbusch; „das ist ja ein wahrer Heroismus ... bei Ihrer Jugend wird sich aber noch etwas anderes finden .. die Zeit tröstet und ändert den Sinn" ...

Da klopfte es an die Thür, und auf das „Herein!" erschien ein mittelgroßer, rundlicher Herr, mit etwas dünnem Haar und einem freundlich jovialen Lächeln auf dem glänzenden Angesicht.

„Ganz unterthänigen Guten Morgen, meine Gnädige," sagte er, „lege mich Ihnen zu Füßen, Fräulein Cäcilie .. komme brühwarm aus Berlin von Ihrem Verleger ... aber erst gestatten Sie mir, Ihnen die schöne Hand zu küssen."

„So! .. und nun setzen Sie sich und erzählen Sie," sagte das Fräulein.

„Außerordentlich freundlich! .. habe zwar den Herrn Verleger nicht selber gesprochen, weil er verreist war .. in Geschäften ... aber seinen Bevollmächtigten, Herrn Alfred Gerstmann" ...

„Wie?" rief Cäcilie unwillkürlich.

„Sollten Sie den Herrn zufällig kennen?"

„Es ist ja mein Vormund."

„Was Sie sagen? .. Er hat mir nicht von Ihnen gesprochen ... weiß er denn nicht, daß Sie hier sind?"

„Ich habe es ihm noch nicht mitgeteilt ... ich fürchtete noch immer" ...

„Nun? ... und was sagte Herr Gerstmann?" fragte das Fräulein.

„Er meinte, der Verleger würde Feuer und Flamme darüber sein; er habe als Erwerber des ersten Bandes auch ein Recht auf den zweiten. Er bietet Ihnen 4000 Mark und droht im Weigerungsfalle, einen Prozeß gegen Sie anzustrengen, den Sie verlieren dürften, mein teures Fräulein."

„Meinen Sie wirklich?"

„Ich kann Ihnen keinen anderen Trost zugedeihen lassen, als den, daß ich mich bereit erkläre, die Hälfte der Kosten zu bezahlen."

„Ah! ... und wer gäbe Ihnen das Recht dazu?"

Rat Humpel stand auf und küßte noch einmal die kleine weiße Hand.

„Sie selbst, meine Teure," sagte er; „haben Sie Ihre endgültige Erklärung nicht auf den Tag festgesetzt, an dem Sie den zweiten Band Ihrer Memoiren beenden würden? ... und wollten Sie mir den Schluß nicht in diesen Tagen vorlesen?"

„Das Letztere erfülle ich vielleicht schon morgen", entgegnete die Dame lächelnd .... „was das Erstere anbetrifft, so erlaube ich mir, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß jene Entscheidung auch zu Ihren Ungunsten ausfallen kann."

„Dann ziehe ich mich auch vom Geschäft zurück", war die scherzhafte Antwort! „Herr Gerstmann wollte sofort Ihrem Verleger telegraphieren, und wer weiß, ob er Sie nicht schon morgen mit Krieg überzieht."

„Dann werde ich mich auch allein zu verteidigen wissen, mein Herr Rat."

Mit diesen Worten nahm sie Cäcilie das Manuskript aus der Hand, um es fortzuschließen, und sah nach der Uhr.

„Wollen Sie mir Ihren Arm geben zu einer kleinen Promenade im Garten, lieber Freund?"

„Sie machen mich zum glücklichsten aller Sterblichen, gnädiges Fräulein!"

Die beiden gingen, und das junge Mädchen setzte sich ans Fenster, um den vorhin unterbrochenen Traum weiterzuträumen. — — —

Zwei Tage darauf fuhr eine Extrapost durch den aufwirbelnden Staub. In dem leichten, offenen Wägelchen saßen zwei Herren, der eine, ein bereits älterer, kirschrot vor Aufregung, der andere, ein jüngerer, bleich und nachdenkend.

„Ist das schon Buchwald?" fragte der Aufgeregte, indem er den Postillon an der Trompetenschnur zupfte.

„Jawohl, Herr!"

„Wo Fräulein von Dornbusch wohnt?"

„Jawohl, Herr! — soll ich beim Schloß vorfahren?"

„Beileibe nicht! ... ist denn hier kein Wirtshaus?"

„Jawohl, Herr!"

„Dann fahren Sie dorthin!"

„Jawohl, Herr!"

Wenige Minuten darauf stiegen die beid Herren aus und begaben sich auf das verla Zimmer.

„So!" sagte der Aufgeregte, als

eingetreten waren, nun gehen Sie und machen Sie Ihre Sache gut.“

„Aber Sie werden doch erlauben, daß ich mich erst umkleide, Herr Hölzel.“

„Was brauchen Sie sich umzukleiden … bürsten Sie sich ab, das genügt vollständig … 24 Stunden haben Sie Zeit und nicht eine Minute länger.“

„Aber, Herr Hölzel, in dieser kurzen Frist ist es ja fast unmöglich“ …

„Ob's möglich ist, oder nicht, das ist Ihre Sache … wenn Sie mir binnen 24 Stunden nicht das Manuskript bringen, rede ich kein Wort in Ihrer Angelegenheit mit Herrn Gerstmann.“

„So nehmen Sie doch Vernunft an, Herr Hölzel!“

„Nehmen Sie lieber Vernunft an!“ brauste dieser auf, indem er immer röter und aufgeregter ward; „Vernunft ist, wenn man sein Wort hält und seinen Pakt erfüllt. Können Sie nicht Gott danken, daß ein glücklicher Zufall Sie bei Gerstmann mit mir zusammentreffen ließ? Herr Gerstmann weigerte sich auf das Allerentschiedenste, Ihnen Cäciliens Aufenthalt bekannt zu machen. Wenn ich nicht nachher die Gutmütigkeit gehabt hätte, ihn Ihnen zu sagen, dann wüßten Sie ihn noch heute nicht.“

„Die Gutmütigkeit?“ wiederholte der junge Mann; „sagen Sie lieber, Sie haben ein Geschäft mit mir gemacht, zu dem ich mich nur hergab, weil ich keine andere Möglichkeit vor Augen sah, meine geliebte Cäcilie wiederzufinden.“

„Wenn Sie mir nicht binnen 24 Stunden das Manuskript verschaffen, so erfahren Sie nimmer, wo Ihre Liebe wohnt.“

„Ich mußte Ihnen schon vorher meine Seele verschreiben, ehe Sie mir den Aufenthalt nannten, und als wir nachher hinkamen, war sie gar nicht einmal da.“

„Das ist ganz egal!“ tobte der andere dagegen auf; „wir erfuhren aber, daß sie hier sei! Wollen Sie daraus vielleicht einen Grund ableiten, der Sie Ihrer Verbindlichkeiten gegen mich enthebt?“

„Nein! ich bitte Sie nur, es auf andere Weise zu versuchen!“

„Schön! Dann versuchen Sie auch auf andere Weise, Gerstmanns Einwilligung zu erlangen. Wenn ich ihn nicht bewege, Ihnen Cäciliens Hand zu geben, bewegt ihn niemand dazu.“

„Also gibt es wirklich kein anderes Mittel?“ fragte der junge Mann; „bewilligen Sie mir wenigstens acht Tage!“

„Unsinn! … geht nicht! … ich habe den zweiten Band bereits angekündigt und blamiere mich in der ganzen Buchhändlerwelt, wenn ich ihn nicht bringe. — Was wollen Sie denn? Sie machen ein besseres Geschäft als ich: Sie gewinnen das Glück Ihres Lebens, und ich bezahle 4000 Mark für einen Band Memoiren! … Die wollen 'rausgewirtschaftet sein, lieber Herr! — Also machen Sie … bürsten Sie sich ab und verlieren Sie nicht unnötig Zeit. — Ich dächte, ich hätte Ihnen die Sache leicht genug gemacht … ein Empfehlungsbrief von Frau von Walberg, der Sie dem Fräulein von Dornbusch als politischen Flüchtling empfiehlt … damit haben Sie ja bereits halb gewonnen Spiel.“

Der junge Mann seufzte und bürstete sich nun wirklich ab.

„Nun, wie Gott will!“ sagte er, den Hut aufsetzend; „wenn es wenigstens eine junge Dame wäre, mit der ich mich in einen Kampf einzulassen hätte … aber eine alte … das erschwert die Sache bedeutend … und Cäcilie wird mich auch noch stören, denn es wird mir vielleicht keine Gelegenheit, ihr zu sagen, weshalb ich komme! … nun, wie Gott will!“

„Jetzt ist es zwölf Uhr!“ rief ihm der Buchhändler nach; „also bis morgen um zwölf Uhr haben Sie Zeit.“

„Schön! … leben Sie wohl!“

Als er an der Thür des Schlößchens angekommen war, holte er noch einmal tief Atem.

„Mut!“ sagte er zu sich selbst, „Mut!“

Dann klingelte er und gab dem heraustretenden Diener den Empfehlungsbrief der Frau von Walberg. Fünf Minuten später wurde er gebeten, näherzutreten.

Im Salon empfing ihn die Herrin des Hauses, die den noch offenen Brief in der Hand hielt, und beide Teile schienen mit ihren gegenseitigen ersten Eindrücken zufrieden.

„Seien Sie mir willkommen, Herr Merz“, begrüßte ihn die Dame mit freundlichem Neigen des immer noch hübschen Kopfes; „Sie sind mir von der Baronin Walberg warm empfohlen, die allerdings zu meinen intimen Freundinnen nicht mehr gehört, seitdem kleine Zwistigkeiten uns einander entfremdet haben“ …

„Ich habe in Ihren Memoiren davon gelesen, gnädiges Fräulein“, entgegnete der junge Mann … „aber ich glaubte die beiden Damen bereits wieder versöhnt“ …

„Ich lege immerhin Wert auf ihre Empfehlung“, fuhr die Dame fort. … „Die Baronin teilt mir mit, daß Sie, einer politischen Broschüre wegen, verfolgt würden und eines Asyls von kurzer Dauer bedürften. Ich lebe hier allein mit einer Gesellschafterin; glücklicherweise setzt mich jedoch mein Alter über

gewisse Bedenken und Auslegungen hinweg. Meine Leute sind verschwiegen, und ich empfange einzig und allein einen pensionierten Rat, dessen Begegnung Sie aber leicht vermeiden können. Mit einem Wort, Herr Merz, ich nehme Sie bei mir auf."

Einen so günstigen Anfang hatte der junge Mann gar nicht vermutet, und er bedankte sich in den gewähltesten Ausdrücken.

„Wollen Sie sich jetzt vielleicht erst auf Ihr Zimmer zurückziehen?" fragte die Dame, „oder soll ich erst Ihren Koffer heraufschaffen lassen?"

„Sie sind zu gütig, gnädiges Fräulein; ich bin im Gasthof abgestiegen und bedarf vielleicht gar nicht einmal Ihres großmütigen Schutzes während der Nacht . . . bitte, fügen Sie all Ihrer Güte noch die Erlaubnis hinzu, noch einige Minuten in Ihrer Gesellschaft bleiben zu dürfen."

Die Dame nahm auf dem Sofa Platz und lud durch eine Handbewegung ihren Gast ebenfalls zum Sitzen ein . . . Dann kam eine kleine Pause.

„Störe ich Sie auch nicht, meine Gnädige", brach Merz zuerst das Schweigen, indem er direkt auf sein Ziel losging . . . „die Zeit, die Sie der Arbeit widmen, ist so kostbar" . . .

„Nein . . . ich bin fertig," war die Antwort.

Ueber das hübsche Antlitz des jungen Mannes zuckte ein Freudenstrahl.

„Ich bin Ihretwegen besorgt," setzte die Dame das Gespräch fort; „ist Ihre Angelegenheit denn so ernst?"

„Sehr ernst, meine Gnädige; aber ich segne die Hartnäckigkeit meiner Verfolger, weil sie mir die langersehnte Gelegenheit gab, in Ihre Nähe zu kommen. Schon im voraus hatte ich in dem Gedanken geschwelgt, mich mit der geistreichsten Dame unseres Jahrhunderts unterhalten zu dürfen."

Der Eindruck dieser Rede war ein so entschieden günstiger und ein so entschieden sichtbarer, daß Merz Mut und Hoffnung daraus schöpfte.

„Halten Sie es nicht für Schmeichelei, meine Gnädige," fuhr Merz fort, „wenn ich Ihnen sage, daß Ihre Memoiren mich hingerissen haben . . . welcher Stil . . . welche Kraft . . . und welche Porträts!"

Man wundert sich, daß die Fischlein nach dem Köder schnappen und den scharfen Angelhaken nicht sehen; ist es nicht mit dem Menschen ganz derselbe Fall? Die kluge, geistreiche Schriftstellerin flog, wie die Motte, mit ausgebreiteten Schwingen, um die Flamme, an der man ihre Eitelkeit ins Glühen gebracht.

„Nicht wahr?" gab sie wohlgefällig zurück . . . „namentlich die Baronin Redwitz . . . wie kann man sich in ihrem Alter einbilden, daß man noch Liebe einflößt!"

„In diesem Punkte bin ich nicht ganz Ihrer Ansicht, meine Gnädige," erwiderte der junge Mann; „bei der Baronin, die des Geistes entbehrt, mag Ihre Behauptung allerdings zutreffen; aber im Princip möchte ich sie doch nicht aufrecht erhalten, sondern im Gegenteil sie bekämpfen. Der Geist, mein gnädiges Fräulein, übt auf den geistvollen Mann eine gewaltigere Herrschaft aus, als die sinnverwirrenden Reize des Körpers. Der Geist ergänzt den Körper in einem Grade, daß die Grenzen der verschiedenen Altersstufen total verschwinden. Zu meiner Schande muß ich freilich gestehen, daß ich früher ein eifriger Gegner dieses Satzes war; doch einige Beispiele fingen an, mich zu bekehren, und jetzt bin ich der glühendste Verteidiger jener Lehre."

„Und seit wann, wenn ich fragen darf?"

„Seit ich Sie gesehen, gnädiges Fräulein."

Ein Lachen war die Antwort; aber dieses Lachen verdeckte nur das Aufflammen eines inneren Feuers, das sie früher für ganz unmöglich gehalten. Nirgends gehen die Umwandelungen schneller und gewaltsamer vor sich, als in der Seele des Weibes, und namentlich eines solchen Weibes, dessen Brust bisher noch nicht von den Stürmen der Leidenschaft durchtobt wurde.

„Sie wollen mit übertriebener Galanterie die Schuld der Dankbarkeit zahlen, mein Herr!"

„Doch nicht, meine Gnädige . . . ich muß die mir in den Mund gelegte Entschuldigung zurückweisen . . ."

„Und demnach ist es die einzige, die ich annehmen kann, sonst müßte ich Ihren Scherz . . ."

„Scherz, gnädiges Fräulein! . . ."

Die Dame lachte noch einmal . . . noch heller . . . noch ausgelassener . . . Die Vernunft trat noch einmal in den Kampf mit der Eitelkeit.

„Sie wollen mich doch hoffentlich nicht glauben machen," sagte sie, „daß ich noch imstande sei, beim ersten Anblick Liebe einzuflößen."

„Das will ich Sie freilich nicht glauben machen; aber ich habe Sie bereits früher bei Frau von Walberg gesehen, wie Sie dort den ersten Band Ihrer Memoiren lasen, und wo mein entzücktes Auge an Ihrem Lächeln hing."

Fräulein von Dornbusch stand auf.

„Mein Herr!" sprach sie in verweisendem Ton.

„Verzeihung, meine Gnädige," hauchte der junge Mann, indem er sich ebenfalls erhob; ich träumte . . ."

„Allerdings, mein Herr, und damit Sie **vollständig** erwachen, sehe ich mich genötigt, **Ihnen** die zwanzig Jahre ins Gedächtnis zu **rufen**, die uns trennen. Bewahren Sie Ihre **Huldigung** einer jüngeren Person."

Merz hatte bisher mit gesenkten Blicken gestanden. Sollte sein erster Angriff abgeschlagen sein? Er erhob das Auge und die Sprache zu einem neuen.

„Jawohl!" entgegnete er, indem bitterer **Spott** um seine Lippen zuckte; „einem leichten, **eitlen**, unwissenden Kinde, das vielleicht zu **lieben glaubt** ... und uns nachher das Herz **zerreißt**. Sie sehen es mir vielleicht an, meine **Gnädige**, daß mir **junge** Frauen bereits viel **Leides** zugefügt ... O! über diese unglückseligen, **jungen** Frauen! — Nur unter den **Damen** Ihres Alters darf der Mann die wahre **Freundschaft** suchen."

„Das läßt sich schon eher hören," stimmte das Fräulein bei.

„Vereinigt mit dem süßen Zauber der **Liebe**!" war der stürmische Zusatz.

Das war aber wieder zuviel. Die Dame stand auf und klingelte. Der zweite Angriff also ebenfalls abgeschlagen. Sollte man noch einen dritten wagen? ... eine Scheinbewegung machen! ... weshalb denn nicht?

„Mein Gott! was habe ich gethan?" murmelte Merz, wie zu sich selbst sprechend, vor sich hin; „das Geständnis trat wider meinen Willen auf die Lippen!" — Dann raffte er sich auf und fügte mit lauter Stimme hinzu: „Leben Sie wohl, mein Fräulein, und verzeihen Sie mir die Beleidigung, die ich Ihnen zugefügt! ... mag aus mir werden, was da wolle ... ich will Sie nicht länger mit meiner Gegenwart belästigen!"

„Wie? Sie wollen sich der Gefahr aussetzen?" sagte die Dame, überrascht.

„Seitdem mich Ihre Ungnade getroffen, erscheint sie mir unendlich klein."

Damit wandte er sich zum Gehen.

„Bleiben Sie!" wurde er von der Dame zurückgehalten ... „ich bin Frau von Walberg für Ihre Sicherheit verantwortlich" ...

In diesem Moment trat der Diener ein.

„Begleiten Sie den Herrn auf das grüne Zimmer," gebot die Herrin.

Als der junge Mann auf demselben angekommen und allein war, stellte er sich sinnend ans Fenster.

Hatte er einen Vorteil errungen, oder einen Nachteil? War das Wahrheit, was sie gesprochen, oder Lüge? ... Aber, mochte es Wahrheit sein, oder Lüge, die Rolle, die er hier spielen mußte, drückte ihn zu Boden ... aber war er nicht dazu gezwungen worden? ... hatte es ein anderes Mittel gegeben, seine geliebte Cäcilie wiederzufinden? ...

Dann begann er unruhig im Zimmer auf- und abzugehen, und als ihm dies zu eng ward, begab er sich in die Galerie.

Hätte er von dort aus beobachten können, was mit Fräulein von Dornbusch vorging, seine Aufregung würde sich bald gemildert haben.

Als die Dame allein war, verharrte sie eine Weile in der Stellung, die sie inne gehabt, als der junge Mann von ihr gegangen, und ihre Augen waren gedankenvoll auf die Thür gerichtet, durch die er verschwunden.

Es war hohe Zeit gewesen, daß sie ihn fortgeschickt; denn wenn er noch länger gesprochen ... Sie brach den Gedanken gewaltsam ab und trat vor den Spiegel, der gefährlichste Weg, den sie einschlagen konnte, ob er ihr die Wahrheit sagte, oder ob er ihr schmeichelte ... Sie warf einen Blick hinein und schien nicht zufrieden ... sie begriff nicht, weshalb ihr Zorn nicht erwacht ... eine solche Tollheit! ... aber weshalb Tollheit? ... Sie nahm ein Armband aus dem Schmuckkästchen und legte es an. — Wenn man reiflicher darüber nachdachte, gestaltete sich die Sache anders. — Seine Reflexionen über die Frauen waren so übel nicht ... Sie warf einen zweiten Blick in den Spiegel. — „Wie ich aussehe! ... so kleidet sich ein altes Mütterchen ... das kommt davon, wenn man sich von aller Welt zurückzieht." —

Dann verließ sie schnell das Zimmer und kehrte nach einer Viertelstunde in anderer Toilette zurück. Ja, ja! Kleider machen Leute ... Im hellen, ausgeschnittenen Seidenkleide, im bloßen Kopf und einer Rose im Haar sieht man anders aus, als im hohen Matronenröckchen und der Großmutterhaube auf. Ihr erster Weg war wieder zum Spiegel, und sie lächelte, als sie hineinsah.

Da klopfte es und mit heller Stimme rief sie „herein!"

Dann heftete sie den brennenden Blick auf die Thür ... Da war er schon wieder! ... aber im nächsten Moment flog ein Schatten der Enttäuschung über das feine Antlitz ... es war der Rat Humpel, der eintrat, und sie mit großen Augen ansah.

„Ah!" meinte er endlich mit beschämter Miene, „das kann ich ja gar nicht verlangen" ...

Die Dame blickte ihn verwundert an.

„Was können Sie nicht verlangen?" fragte sie.

„Daß Sie meinetwegen solche Umstände machen."

Ein mitleidiges Achselzucken war die Antwort; aber der Rat bemerkte es nicht.

„Nichtsdestoweniger fühle ich mich sehr ge-

schmeichelt dadurch," sagte er; „denn ich ersehe daraus, daß Sie mir gewogen sind, und fühle mich deshalb ermutigt, ganz leise und demütig ... an die bewußte Entscheidung zu erinnern."

„Merkwürdiger Mann!" gab die Dame zurück; „ehe man eine Frau heiratet, muß man sich doch ihre Liebe erworben haben" ...

„Habe ich denn das nicht gethan?"

„Freilich! — Sie sind so galant ... besitzen so viele Mittel zu gefallen" ...

Humpel zog auf eigentümliche Weise den Mund. „Mein Gott!" sagte er; „ich weiß ja recht gut, was mir fehlt. Die Jünglingsjahre sind vorüber ... aber ... da uns hier niemand hört ... so bin ich doch am Ende nur zehn Jahre älter als Sie" ...

Die Dame machte eine widersprechende Bewegung.

„Ist's Ihnen zuviel?" fragte der Rat; „na, dann sagen wir acht! bei so hohen Ziffern kommt es auf eine Kleinigkeit mehr oder weniger nicht an."

Dunkle Zornesröte schoß dem Fräulein in die zarten Wangen.

„Sie sind ein unerträglicher Mensch, Herr Rat!"

„Sehr verbunden," sagte dieser mit tiefem Kompliment, „da ich mich aber seit heute morgen, wo ich noch ein liebenswürdiger Mensch war, nicht so erheblich verändert haben kann, so muß mit Ihnen eine Umwandelung vorgegangen sein ... man möchte fast behaupten" ...

„Was?"

„Daß Sie ... einem anderen gefallen wollen" ...

Die Dame wollte eine heftige Entgegnung machen, als das Gesellschaftsfräulein etwas aufgeregt ins Zimmer trat.

„Was wollen Sie denn, Cäcilie?" fragte Fräulein v. Dornbusch etwas unmutig.

„Ich bitte um Verzeihung," war die Antwort ... „ich habe mich so erschrocken" ...

„Erschrocken ... worüber?"

„Als ich eben durch die Galerie ging, bemerkte ich einen jungen Mann" ...

Die Dame gebot ihr mit einem strengen Blick Schweigen.

„Einen jungen Mann?" wiederholte der Rat; indem er große Augen machte.

Aber Cäcilie konnte den Drang ihrer Gefühle nicht in Schranken halten.

„Ich glaube, daß ich alles verstanden habe," redete sie mit zunehmender Wallung weiter ...

„Aber ich verstehe Sie durchaus nicht, liebes Kind ... gehen Sie auf Ihr Zimmer ... ich finde es gar nicht passend, daß Sie sich in Dinge mischen, die Sie durchaus nichts angehen."

Das Mädchen errötete und verließ den Salon.

„Also ein junger Mann ist hier," sagte Humpel, als sie hinaus war ... „aha!"

Das Fräulein befand sich in einer höchst unbehaglichen Lage, und sie dachte darüber nach, wie sie derselben eine günstigere Wendung geben könnte, als der Diener eintrat.

„Gnädiges Fräulein," begann er etwas ängstlich.

Seine Herrin trat mit schnellen Schritten auf ihn zu.

„Was ist denn?" fragte sie leise.

„Wegen des Fremden," tuschelte dieser zurück ... „als ich eben durch die Galerie ging, bemerkte ich unten im Park einen sehr roten, aufgeregten Herrn, der oft nach unsern Fenstern emporsah."

„Da haben wir schon einen Verfolger!" dachte Fräulein v. Dornbusch ... „sagen Sie dem fremden Herrn, er möchte sich verborgen halten und auf keinen Fall herunterkommen" ...

Ehe der Diener sich aber gewandt, trat der in Rede Stehende bereits ein.

Das Fräulein erschrak sichtlich; der alte Diener drückte sich heraus, und der Rat machte ein verschmitztes Gesicht.

„Aha!" sagte er.

„Weshalb sich so der Gefahr aussetzen?" raunte die Dame dem jungen Manne zu.

„Verzeihen Sie mir ... ich konnte dem Verlangen nicht widerstehen, aufs neue den Ton Ihrer Stimme zu hören!"

„Wollen Sie die Freundlichkeit haben, mich vorzustellen," bat der alte Anbeter.

„Herr Rat Humpel," sagte das Fräulein ...

„Und mit wem hätte meine Wenigkeit wohl die Ehre?" ...

Der Betreffende wollte seinen Namen nennen; aber seine Beschützerin kam ihm zuvor.

„Der Herr ist mir von Frau von Walberg empfohlen worden," sagte sie; „er kommt ... meiner Memoiren wegen" ...

Die durch die Ungeschicklichkeit der Notlüge entstandene Verwirrung des Fräuleins benützte Merz sofort zu kühnem Weiterschreiten auf seiner Bahn; aber noch ehe er sprechen konnte, kam man ihm von der anderen Seite noch weiter entgegen.

„Es handelt sich nämlich um eine Reklamation," hieß es ...

„Einer gewissen Stelle wegen," fiel der junge Mann ein.

„Die Frau von Walberg im zweiten Teil berichtigt zu haben wünscht! ...

„Aha!" machte Humpel ... „Sie wollen doch aber den zweiten Teil erst nach Ihrem Tode herausgeben" ...

Nun hieß es, sich wieder herauswickeln.

„Haben Sie nicht selbst zur Aenderung meines Entschlusses beigetragen?“ entgegnete das Fräulein ... „glauben Sie, daß ich Lust habe, den Prozeß zu verlieren!“

Der Rat machte ein mißtrauisches Gesicht und betrachtete die beiden mit argwöhnischen Blicken. Er merkte sehr gut, daß hier etwas nicht richtig war.

„Er hegt Verdacht,“ raunte Merz dem Fräulein zu; „nehmen Sie das Manuskript heraus, damit er Glauben gewinnt und sich vielleicht entfernt ... soviel Zartgefühl wird er doch besitzen“ ...

Die Schriftstellerin schloß eine Schublade ihres Bureaus auf und zog das Manuskript hervor, das Merz mit glühenden Blicken betrachtete.

Den Rat hatte er aber ganz richtig beurteilt; er empfahl sich und ging.

Jetzt war der Moment gekommen, wo der junge Mann seinen Hauptangriff machen mußte.

Das Fräulein zeigte ihm abermals die schwache Seite ihrer Stellung.

„In welche Lage haben Sie mich gebracht,“ sagte sie, „einen solchen Vorwand zu erfinden, um die Sie bedrohenden Gefahren abzuwenden.“

„Die Gefahren existieren nicht,“ entgegnete der junge Mann mit trefflich affektierter Glut.

Die Dame blickte ihn erstaunt an.

„Es war nur eine List, um in Ihre Nähe zu gelangen!“

„Mein Herr!“

„Und die Liebe allein“ ...

„Schweigen Sie, mein Herr; ich befehle es Ihnen!“

Doch Merz drang im Gegenteil immer tiefer vorwärts.

„Mein erstes Geständnis hat Sie verletzt!“ fuhr er fort; „ich hatte mir vorgenommen, zu schweigen; aber der Anblick Ihrer Memoiren fachte alle Zweifel und Beängstigungen aufs neue an“ ...

„Welche Zweifel? welche Beängstigungen?“

„Daß es unmöglich ist, mit einer so poetischen Seele nicht leben zu können. Ja, meine Gnädige, das Geheimnis verrät sich selbst in Ihren neuen Schriften, und das ist der Grund, weshalb Sie den zweiten Teil nicht publicieren wollen?“

Die Dame machte eine widersprechende Bewegung.

„Ich bin meiner Sache ganz gewiß!“ stürmte der junge Mann immer dreister auf sein Ziel los; „ich möchte die höchste Wette eingehen, das ich im zweiten Bande finden werde, was ich mit Sicherheit in demselben vermute, und deshalb wagen Sie es nicht, mir den Einblick zu gestatten.“

„Weshalb denn nicht!“ war die Antwort ... „aber später“ ...

Der junge Mann streckte die Hand nach dem Manuskript aus.

„Später?“ wiederholte er, „mein gnädiges Fräulein! Noch in dieser Stunde, ehe Sie Zeit gewonnen, auch nur ein einziges Wort zu ändern oder zu vernichten ... oh! aus Barmherzigkeit lassen Sie mich diese Blätter durchfliegen, die soviel Geist und Herzensschöne atmen.“

Die Dame zögerte mit der Antwort und ließ sich das Heft dann aus der Hand nehmen.

Merz küßte es.

„Ach!“ rief er aus, „nun werde ich endlich in der Einsamkeit meine Seele an die Ihre schmiegen können, jubeln, wo Sie gejubelt, weinen, wo Sie geweint ... Es ist doch vollständig?“ fügte er dann mit verändertem Tone hinzu, indem er das Manuskript durchblätterte.

„Keine Seite fehlt!“

„Tausend, tausend Dank!“ jubelte er dann wieder auf; „leben Sie wohl! leben Sie recht herzlich wohl!“ Dann stürzte er freudetrunken aus dem Zimmer.

Fräulein von Dornbusch machte ihm einen Schritt nach und streckte die Hand aus, als wollte sie ihn halten, ihm noch etwas sagen, als das Gesellschaftsfräulein wieder eintrat.

Die ältere Dame machte eine Geberde des Unwillens.

„Schon wieder Sie! ... Kann man denn keinen Augenblick allein sein?“

„Ach, bitte, nehmen Sie es mir nicht übel ... aber ich bin so glücklich ...“

„Und weshalb?“

„Ich stand am Fenster,“ brachte die andere in holder Verwirrung heraus, „und er war im Park ... aber er sah mich nicht ... er lachte ... tanzte ... sah so selig aus ...“

„Wollen Sie sich nicht etwas deutlicher ausdrücken, liebes Kind?“

„O gnädiges Fräulein,“ sagte Cäcilie mit Freudenthränen in den schönen, großen Augen, „gewiß hat er von mir gesprochen, und Sie haben ihm gütig zugehört ... sonst könnte er ja gar nicht so glücklich sein.“

„Es ist gar nicht von Ihnen die Rede gewesen,“ war die etwas kühle Antwort.

Das Mädchen machte ein verwundertes Gesicht.

„Von wem hätte dann aber sonst die Rede sein können? ... Das ist ja ganz unmöglich!“

Fräulein v. Dornbusch richtete sich hoch auf.

„Was ist unmöglich?“ fragte sie mit scharfem Ton. „Muß sich denn jeder junge Mann gerade mit Ihnen beschäftigen, weil Sie siebzehn Jahr alt sind? — Gibt es denn gar keine

anderen Gegenstände des Interesses mehr? Als ich siebzehn Jahre zählte, war ich nicht so eingebildet, zu glauben, daß alle Männer nur mir den Hof machen könnten. Das sieht ja beinahe aus wie Eifersucht, mein Kind."

Cäcilie stand jetzt, ein Bild totaler Betroffenheit. Ja, wie war ihr denn? Hatte sie denn Ursache, eifersüchtig zu sein? Darüber hatte sie ganz vergessen, den Brief abzugeben, den sie dem Diener für das gnädige Fräulein abgenommen ... einen Brief ... von ihm ... Sie holte jetzt das Versäumte nach. — Was er ihr nur zu schreiben hatte?

Fräulein v. Dornbusch hatte währenddessen die Adresse beäugelt und sprach dann den Wunsch aus, allein zu sein. Mit traurig gesenktem Kopf verließ Cäcilie das Zimmer.

Das Fräulein erbrach jetzt den Brief. Da er sie nicht mehr sehen konnte, schrieb er ... wie zart! ... Mit vor Aufregung zitternden Fingern holte sie die Brille aus der Tasche und setzte sie sich auf. Wie fatal, einen Liebesbrief mit der Brille lesen zu müssen! ... Doch er sah es ja nicht. — Sie warf unwillkürlich einen Blick in den Spiegel. Himmel! wie sie aussah! Früher war ihr der Anblick gar nicht so schrecklich vorgekommen. — Nun las sie: „Ich bekenne hiermit, von dem Fräulein von Dornbusch den zweiten und letzten Band ihrer Memoiren erhalten zu haben..." Sie hielt inne ... was sollte denn das bedeuten? ... Sie besah noch einmal die Adresse ... allerdings an sie ... auf dem Couvert eine andere Hand als auf der Einlage ... doch weiter: „und beehre mich, eine Anweisung auf viertausend Mark als schuldiges Honorar beizufügen. August Hölzel!" August Hölzel! ... ihr Verleger! ... Ja, wachte sie denn, oder träumte sie?

Mitten in diese fatale Situation schneite der Rat Humpel hinein, der, ein Zeitungsblatt in der Hand, ohne anzuklopfen, eintrat. Bei seinem Anblick riß das Fräulein schnell die Brille von der Nase und steckte sie in die Tasche.

„Ich bringe etwas Interessantes," fiel der alte Anbeter gleich mit der Thür ins Haus ... „Hören Sie nur, einen kleinen Passus unter den vermischten Nachrichten ... na, wo ist er denn gleich! ... ah! ... richtig! wollen Sie so freundlich sein!" ...

Mit diesen Worten hielt er ihr die Zeitung hin und tippte mit dem Finger auf die betreffende Stelle.

Die Dame griff in die Tasche nach der Brille, zog aber die Hand gleich wieder zurück.

„Lesen Sie mir es vor," sagte sie.

„Man spricht viel von einem seltsamen Handel, welcher den Zweck hatte, einem Fräulein von D. Prozeßkosten zu ersparen."

Der Rat blickte hierbei pfiffig von dem Zeitungsblatt auf.

„Das Fräulein von D. sind Sie," sagte er. Dann fuhr er in seiner Lektüre fort: „Ein junger Künstler, Verwandter und einziger Erbe der Frau Baronin von Reibnitz, die in dem ersten Bande der so großes Aufsehen machenden Memoiren arg mitgenommen war, hatte sich verpflichtet, dem Verleger den zweiten Band jener Memoiren zu verschaffen, welche zu publizieren die Verfasserin sich geweigert hatte. Der Lohn, für den der junge Mann gearbeitet, ist noch nicht bekannt geworden." — „Was sagen Sie zu der Geschichte?" fügte Humpel seiner Vorlesung hinzu.

Fräulein von Dornbusch war bei Anhörung des Zeitungsartikels sehr betreten geworden.

Der Rat betrachtete sie mit gutmütig lächelnden Blicken.

„Wie einfältig man zuweilen ist," meinte er; „ich hielt ihn für einen Anbeter, und er kam nur wegen des Manuskripts."

Um ihre Aufregung zu verbergen, sich nicht weiter zu verraten, und wo möglich noch einen Ausweg aus der demütigenden Situation zu finden, verließ die Dame das Zimmer. Sie hatte eine harte Strafe für ihre Eitelkeit empfangen; denn soviel war ihr unter allen Umständen klar geworden, daß sie weit mehr Ursache hatte, auf Cäcilie eifersüchtig zu sein, als umgekehrt. Sie setzte sich, stützte den Kopf in die Hand und überlegte.

Zum Rat hatten sich währenddessen kurz nacheinander auch der junge Merz und Cäcilie gesellt, und aus den ersten zwischen ihnen gewechselten Worten waren jenen ihre gegenseitigen Beziehungen einleuchtend geworden.

Nach einer kleinen Viertelstunde kehrte Fräulein von Dornbusch zu ihnen zurück; ihr Antlitz war ruhig und lächelnd.

„Ah! Herr Merz!" sagte sie zu dem jungen Manne, „gut, daß ich Sie treffe; Sie haben die Freundlichkeit gehabt, an mich zu schreiben..."

Der Angeredete schlug tief beschämt die Augen nieder und stand wie mit Blut übergossen.

„Ich hatte bisher noch keine Muße, den Brief zu lesen," setzte die Dame nach einer kleinen Pause hinzu. „Aufrichtig gesagt hatte ich meine Brille verlegt ... bitte, lesen Sie mir den Brief vor ... oder, was mir noch lieber wäre, teilen Sie mir den Inhalt mit." Mit diesen Worten reichte sie ihm das Schreiben.

Merz griff danach und steckte es schnell in die Tasche.

„Oh," sagte er, unter der Wechselwirkung von Erleichterung und Verlegenheit, „es stand gar nichts Besonderes darin ... einige Bemerkungen über die Memoiren."



„Und auf welches Kapitel bezogen sich dieselben? ... auf das letzte, nicht wahr? — Dürfte ich Sie wohl bitten, mir das Manuskript noch für fünf Minuten anzuvertrauen. Sie erhalten es dann sofort zurück. Ich hatte dem Herrn Rat versprochen, ihm eine Stelle aus demselben vorzulesen, und möchte dies sogleich thun, um auch Ihr gewiegtes Urteil darüber zu hören."

Der junge Mann verbeugte sich und kehrte nach zehn Minuten mit dem Manuskript zurück, das er dem Fräulein übergab.

„Hören Sie also den Schluß meines letzten Kapitels," sagte sie und las: „Es bleibt mir nur noch von einem Abenteuer zu sprechen, das der Gräfin Wallenfeld begegnete."

„Die Gräfin Wallenfeld ... wer ist denn das?" fragte der Rat.

„Sie haben sie nicht gekannt ... hören Sie nur weiter: Die Gräfin, einst die schönste Frau ihrer Zeit, lebte zurückgezogen auf ihrem Landgut, weit von der Residenz ..."

Humpel unterbrach sie nicht, aber er hatte seine Gedanken dabei. „Sie liest ohne Brille," dachte er, „das ist eine Improvisation ... die Gräfin Wallenfeld ist sie selbst."

Die Vorlesung lautete folgendermaßen weiter: „Sie verließ die Welt, ehe die Welt sie verlassen, und lebte, ohne deren Freuden zu vermissen, still und zufrieden in ihrer Einsamkeit. Die Gräfin Wallenfeld rückte so dem ehrwürdigen Matronenalter näher, als sie durch Zufall einen jungen Menschen kennen lernte ... einen jungen, leichtsinnigen Menschen, der ihr von Liebe sprach ... er ward beredsam ... leidenschaftlich ... und es hätte wenig gefehlt, daß ..."

Hier unterbrach sie sich selbst. Der junge Mann hatte die Augen beschämt zu Boden geschlagen, Cäcilie betrachtete ihn mit Zeichen sichtbarer Angst, und der Rat lächelte wie ein gutmütiger Satyr.

„Was hätte gefehlt, was?" fragte er,

„Das Manuskript ist hier so undeutlich," entgegnete das Fräulein; dann fuhr sie fort: „Und es hätte wenig gefehlt, daß sie sich im Netz der Eitelkeit gefangen. Glücklicherweise blieb ihr aber die Vernunft. Anstatt sich beleidigt zu fühlen stellte sich die Gräfin Wallenfeld, als wenn sie der Liebe des jungen Mannes Glauben schenkte, der seinerseits schon gewaltig über seinen eingebildeten Erfolg frohlockte. Die kluge Frau hatte sofort erraten, daß es ihm nur darauf ankam, im Hause zu bleiben ... weil seine Liebe einer anderen zugewandt war, welche die Gräfin boshaft genug war, von ihm entfernen zu wollen ..."

„Haben Sie Mitleid, gnädiges Fräulein!" unterbrach sie der junge Mann; doch die Dame fuhr fort:

„Ein junges Mädchen, das er genau kannte, von dem er sich vergessen glaubte und das ihn nur aus delikatem Stolz gemieden. Sie verdiente eine aufrichtige Liebe; denn sie war schön, liebenswürdig ... voller Herzensgüte ..."

„Und hieß?" fragte Merz in bebender Ungeduld.

„Und hieß ... Cäcilie ..."

„Und was that die Gräfin ... was that sie?"

Fräulein von Dornbusch stand auf und legte die Hände der jungen Leute ineinander.

„Sie vereinte die beiden Liebenden," sagte sie mit sanfter Stimme.

Nach dem ersten Freudenausbruch bedeckten Merz und Cäcilie die Hände ihrer Wohlthäterin mit Küssen.

„Sehr hübsch!" sagte der Rat; „ist denn nun die Geschichte schon aus?"

„Was sollte denn nun wohl noch kommen?"

„Na ... Da Sie nun die Memoiren zu Ende gelesen ... verlangen Sie, daß ich einen Fußfall thun soll?"

Das Fräulein schüttelte den Kopf.

„Und wenn ich es dennoch thäte ...?"

„Dann würde ich Sie aufheben, lieber Freund." —

Humpel spitzte die Lippen zum ersten Kuß; dann ließ er ihn sich schmecken.

Die Doppelhochzeit ließ nicht lange auf sich warten.

Dein Abend sei glücklich.

Von

F. Brunold.

Im Morgenland der Gruß:
Sei glücklich dein Abend!
Ist's nicht ein Friedenskuß,
So süß und labend,
Als ob die Nachtigall,
Für sich alleine,
Klag' in des Liedes Schall
Im Rosenhaine?

Ist's nicht wie Duft und Hauch
Nach Sturm Gewittern,
Wo Tropfen noch am Strauch,
Im Abendrote zittern;
Gibt's schon den Lebensfluß
Die Schmerzen begraben!
So Wahrheit wird der Gruß:
Sei glücklich dein Abend!



Nubier Von W. Gentz.



Hilfeleistung zur Rettung Ertrunkener.

Mit den einfach zu handhabenden Methoden der ersten Hilfeleistung bei plötzlichen Unglücksfällen sollte jeder Erwachsene sich vertraut machen. So mancher kommt über kurz oder lang einmal in die Lage, Zeuge eines solchen Unglücksfalles zu sein und wird dann aufs innigste sich freuen, wenn er sich eine Kenntnis der Mittel zu verschaffen gewußt hat, welche dem betr. Falle entsprechend anzuwenden sind. Welch erhebendes und beglückendes Gefühl ist es doch, einem Menschen sein Leben wiedergegeben zu haben, das sonst wahrscheinlich oder gewiß verloren gewesen wäre! Ueberdies ist es gar nicht schwer, sich jene Kenntnis zu eigen zumachen. Hierzu und zwar für einen der häufigeren Unglücksfälle, das Ertrinken, Anleitung zu geben, ist der Zweck nachfolgender kurzen Darstellung, welche durch vier Zeichnungen illustriert werden soll.

Die einfachste und sicherste Methode der Wiederbelebung eines Ertrunkenen ist die von Marshall Hall angegebene, von Silvester modifizierte. Sie hat auch wegen der Leichtigkeit ihrer Handhabung und wegen der großen Erfolge, welche mit ihr erzielt wurden, die allerweiteste Verbreitung gefunden. Ihre Ausführung ist folgende:

Ist man Zeuge des Ertrinkens einer Person, oder findet man jemanden, der eben ertrunken ist, so soll man, das sei der erste Grundsatz, jeden Versuch der Wiederbelebung an Ort und Stelle vornehmen, den Ertrunkenen nicht erst weithin transportieren. Damit geht, abgesehen von anderweitigem Nachteil, mindestens viele kostbare Zeit verloren.

Das nächste ist, daß man die Kleidung am Halse, auf der Brust bis zum oberen Teile des Unterleibes löst, indem man aufknöpft, losschnallt, durchschneidet oder durchreißt, was nur irgendwie im Wege ist. Alles dies muß mit der größtmöglichen Schnelligkeit ausgeführt werden.

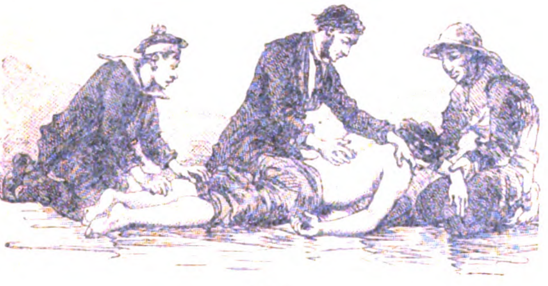


Fig. 1.

Nunmehr legt man den Ertrunkenen so, daß er — siehe Fig. 1 — mit dem Gesichte nach unten ruht, schiebt aber ein zusammengelegtes Tuch oder einen zusammengelegten Rock unter den Kopf und Hals, lagert auch den einen Arm auf die in der Zeichnung angegebene Weise quer vor der Stirn, damit der Mund und die Nasenöffnung frei bleiben. Gleichzeitig zieht man die Zunge aus dem Munde weit hervor und reinigt diesen, wie jene mit einem weichen Tuche oder, wenn ein solches fehlt, mit dem Finger, von etwa vorhandenem Schleim, Schaum und Schlamm.

Tritt noch kein Atmen ein, so wendet man den Ertrunkenen, siehe Fig. 2, auf die Seite, so daß die ganze vordere Brustfläche frei wird. Dann reizt man die Nasenlöcher mit einem Strohhalm, dem Barte einer Feder, oder auch mit etwas Schnupftabak, bespritzt mit kaltem Wasser Gesicht und Brust etwa zehnmal hintereinander und reibt zwischen den Bespritzungen die betr. Teile jedesmal mit einem Tuche flüchtig trocken.

Wenn auch jetzt noch keine Atmung sich einstellt, so muß man versuchen, sie künstlich durch Nach-

ahmung der natürlichen Bewegung des Brustkorbes hervorzurufen. Der Ertrunkene wird zu dem Zwecke aufs neue mit dem Gesichte nach unten gelagert,



Fig. 2.

wie in Fig. 1 angegeben wurde. Dann dreht man ihn auf die Seite und noch ein wenig weiter, wendet ihn nach etwa drei Sekunden rasch wieder in die frühere Lage nach unten, dann wieder auf die Seite, aufs neue nach drei Sekunden mit dem Gesichte nach abwärts und verfährt so volle 5 Minuten lang, aber stets möglichst gleichmäßig und derart, daß man bei jedesmaliger Wendung des Körpers nach abwärts die eigne flache Hand jenem auf den Rücken des Brustkorbes kräftig aufdrückt (siehe Fig. 1). **Es ist von Vorteil, wenn drei Hilfeleistende sich hierbei unterstützen können,** der eine hat den Kopf des Ertrunkenen zu halten, der zweite das Aufdrücken der flachen Hand auf seinen Rücken, so wie das eigentliche Wenden des Körpers, der dritte das Wenden der Beine zu besorgen; alle aber müssen so aufmerken, daß keiner den anderen in der Gleichmäßigkeit der Arbeit stört. Es ist deshalb empfehlenswert, wenn einer das Kommando führt.

Sieht man nach fünf Minuten noch immer kein Zeichen von Atmung, so legt man den Ertrunkenen



Fig. 3.

auf dem Rücken ausgestreckt so, daß der Kopf und die Brust durch einen zusammengelegten Rock, den man unter den Nacken schiebt, etwas höher gelagert sind. Nachdem dies geschehen ist, stellt man sich am Kopfende des Ertrunkenen auf, kniet nieder, ergreift beide Arme unten am Oberarme nahe dem Ellbogengelenke (siehe Fig. 3), zieht sie gleichmäßig schnell nach aufwärts, d. h. nach den Ohren des Ertrunkenen zu und wendet sie dabei ein wenig nach außen, so daß die Hände der ergriffenen Arme weiter voneinander abstehen, als die Oberarme. Auf diese Weise will man eine Erweiterung des Brustkorbes, wie beim Einatmen, erzielen. Zwei Sekunden hält man nun die Arme nach oben gestreckt, wendet sie sodann wieder nach unten, indem man die Ellbogen derselben kräftig auf die Seiten des Brustkorbes aufdrückt und so eine Verengerung des letzteren, wie beim Ausatmen zuwege bringt (siehe Fig. 4). Gleich darauf zieht man aufs neue die nahe dem Ellbogengelenke ergriffenen Arme nach aufwärts, hält sie zwei Sekunden in dieser Lage und drückt sie dann wieder nach abwärts auf die Seiten des Brustkorbes. Dies Auf- und Abwärtsziehen der Arme muß volle zwei Stunden in stets gleichem



Fig. 4.

Tempo durchgeführt werden; nicht eher darf man in seiner Bemühung nachlassen. Selbstverständlich wird man dabei, für Ablösung sorgen müssen, da die bezeichneten Manipulationen von einer und derselben Person nicht zwei Stunden hindurch vorgenommen werden können.

Glücklicherweise wird durch dies **Marshall-Hall**sche Verfahren oft schon sehr bald Atmung hervorgerufen. Ist dies der Fall, so höre man mit den soeben angegebenen Manipulationen auf und beginne mit Tüchern, Wolle oder Flachs die Beine und Arme **von unten nach oben** zu reiben, bürste auch die Handflächen und Fußsohlen, gebe dem Verunglückten, sobald er schlucken kann (was man mit einem Theelöffel voll Wasser probiert), etwas warmen Kaffee oder verdünnten Branntwein zu trinken. Dann muß er transportiert und in ein vorher gewärmtes Bett gebracht werden. Wenn nur unvollständige Atmung sich einstellt, Hände und Füße kalt, die Lippen bläulich bleiben, ist sofort ein Arzt zu rufen.

Prof. Dr. Uffelmann.

Trachten der Zeit.

Von Ida Barber.

Hutmoden und Kinderkostüme.

Die Hutmode zeigt diesen Sommer neben vielen phantastischen Formen aus Manila-, Roßhaar-, Reisstroh- und Binsengeflechten ganz reizende Kompositionen aus Spitzen und Rüschen, unter denen die in Fig. 1 skizzierte eine der beliebtesten, weil leicht und kleidsam und von unübertroffener Einfachheit, ist. Das Haus F. Vollarth (Wien), dem auch die nachstehenden Haubenmodelle entnommen sind, lieferte unlängst zwölf solcher leichten Spitzenhüte für die junge spanische Königin: Untergrund und Bänder waren in verschiedenen Farben gewählt, die weißen Spitzen so duftig darüber garniert, daß es Freunden einer gefälligen, der poetischen [illegible] Mauche durchgeistigten Mode einen wahren Genuß gewährte, diese zierlichen, des sonst üblichen Feder- und Blumenschmucks entratenden und doch so trefflich arrangierten Hüte zu betrachten. Die Vollarthschen Hauben, Coiffuren und Jabots sind bekanntlich seit langem Meisterstücke in ihrer Art. Es ist wohl leicht, in duftigen Spitzen, Tüll und farbreichen Bändern zu komponieren, doch verstehen die wenigsten die Kunst aus ihnen wirklich [illegible] Gebilde zusammenzustellen. Fig. 1 zeigt einen jener aus weißen Points d'aiguilles gefertigten Schirmhüte, der auf farbiger Seide gearbeitet ist, Fig. 2 einen zur Morgentoilette passenden aus weißen Madeirastickereien zusammengesetzten Hut, Nr. 3 und 4 stellen die neuen aus farbigen Waschmarspitzen gefertigten, mit bunten Bandschleifen garnierten Hauben dar, die jetzt bei den in den Sommerfrischen weilenden Damen als kleidsame und praktische Tracht eine so allgemeine Aufnahme gefunden. [illegible] eine [illegible] mit großer [illegible] gefertigte Haube, der [illegible] trefflich kleidet und, da sie fast den ganzen Hinterkopf deckt, besser als viele der neuen [illegible] bei unfrisiertem Haar geeignet ist. —



Fig. 1.



Fig. 2.

Nach und nach fängt man jetzt auch bei uns an, den rationell gefertigten Kinderkostümen das Wort zu reden. Anhänger puritanischer Einfachheit meinen wohl immer noch, daß zuviel an den kleinen Puppen herumgeputzt wird, indes ist letzteres eine vielleicht verzeihliche Eitelkeit liebender Mütter die, wie sie sich auf die äußere Erscheinung erstreckt, sicher auch ihre Rückwirkung übt, wenn es sich darum handelt, die Kleinen geistig zu fördern.

„Und Schön'res fand ich nicht, so viel ich wählte,
Als in der schönen Form die schöne Seele."

Fig. 4.

Uns geht im Modebericht zunächst die Form an und da lasse ich eine kleine Skizze (S. 689) stilvoll geformter Kinderkostüme folgen, die ich dem Hause Georg Nürnberg (R. Bachmanns Nachfolger, Wien) entnommen.

Figur 6 zeigt ein aus blauem Kanevasstoff gefertigtes Kleidchen für ein 4—6 jähriges Kind, das obschon vollkommen taillengerecht gearbeitet und Gilet und Paletot imitierend, doch aus einem Stück hergestellt ist und nur durch die Art des Belakes so erscheint, als ob es aus Rock, Weste und Paletot bestünde. — Fig. 7 ist das beliebte schürzenartige Kleidchen für Kinder von 2—4 Jahren, das hinten geschlossen wird und so kleidsam die Figur umschließt, daß nicht einmal ein Gurt oder Schärpenband von nöten ist. Figur 9 stellt einen englischen Knabenanzug dar, der in der Taille anliegend, vorn als einzige Garnitur aufgesetzte Taschen zeigt und sich gerade wegen dieser Einfachheit vorteilhaft empfiehlt.



Fig. 5.

Figur 8 zeigt ein Mädchenkostüm aus rosa Musselin in schmale Falten ausgenäht, die sich unterhalb der Achsel und am Volant vielfältig öffnen. Bestehende, einen der in diesem Genre beliebtesten Muster entlehnte andere [illegible] dem modernen Geschmack Rechnung tragen, ohne, wie man es so oft gewahrt, die freie Bewegung und natürliche Entwickelung zu hemmen, sind uns ein Beweis, daß sich auch in die[ser] Genre das Schöne mit dem Praktischen [illegible] vereinen läßt; [illegible] ist nur Sache der Mütter, unter dem vielen, das als neu empfohlen wird, dasjenige zu wählen, das die Kinder [illegible].



Fig. 8.





Altdeutsche Trinkstuben.

Von

F. Luthmer.

Jede Zeit hat ihre eignen Wege, auf welchen die Kunst in das Volk dringt. Waren es im Mittelalter die gotischen Dome, die Kirche mit ihrem Prunk, so sind es heute die Ausstellungshallen und nicht am wenigsten die „altdeutschen Kneipen". Wer die Deutschen kennt, wird dies weder leugnen noch groß bestaunen. Frivol mag er es finden, nur muß er es dann auch bedauern, daß unsere Dichter — vom alten Mathias Claudius bis zu Scheffel und Wolff ihre schönsten Weisen dem lieben, vollen Becher gesungen haben. Schließlich ist's einerlei, auf welchem Boden die Kunst wächst: Der von oben stammende Sonnenstrahl der Begeisterung sublimiert alles, was sie aus dem Boden an sich zieht, zu edler und schöner Erscheinung.

Die altdeutsche Kneipe ist trotz ihres Namens eine neudeutsche Erfindung. Vor zehn Jahren kannte man sie noch nicht; und ob man das, was wir heute darunter verstehen, vor dreihundert Jahren gekannt hat, darüber walten schwere Zweifel. Wir haben noch einige wenige Trinkstuben aus der Periode der Renaissance. Wenn wir uns genau an den Begriff halten und die Bankettsäle in Rat- und Gildehäusern, in welchen ja auch weidlich gezecht wurde, außer Betracht lassen, so möchte die bekannteste Trinkstube wohl die Schifferstube zu Lübeck sein. Wer einmal mit seebefahrenen Freunden hinter den langen derben Holztischen gesessen und den Zauber des Raumes auf sich hat wirken lassen, bis die Geister des Weines all die alten wunderlichen Schiffskörper, und die anderen Erinnerungszeichen, die von der Decke herab hängen, geheimnisvoll belebten, wird uns darin beistimmen.



Eckpartie aus der Kneipstube des Kunstgewerbehauses in München.



[. . .] mit dieser derben alten Seemannskneipe unsere neuen „Altdeutschen" mit ihren Makartbouquets und ausgestopften [. . .]uen recht wenig Aehnlichkeit haben.

Und doch bezeichnen diese einen mächtigen Fortschritt [in] der Richtung nach dem Schönen hin: es ist eben [di]e ganz neue mit dem modernen Aufschwung der Kunst [zu] Hause zusammenhängende Konzession, daß eine Wirts[stu]be auch schmuck aussehen dürfe.

Die stillen Lokale, in welchen wir alle die [. . .] [un]d fröhlichen Stunden unserer Jugendkneipereien ver[lebt] haben, verdienten diesen Beinamen sicher nicht. Ja, [. . .] pflegte [. . .] Trau[. . .]lichkeit [. . .]des sol[. . .] Kau[. . .] im um[. . .]ührten [. . .]erhältnis [. . .] seiner [. . .]lichkeit [. . .] konsti[. . .] An[. . .]mütlichkeit [. . .] stehen. [. . .]eine nie[. . .] Räu[. . .], die sich [. . .] möglichst [. . .]zer Zeit [. . .] dem [. . .]uen, ach! [ni]cht immer [. . .] Hava[. . .]a entstammenden Qualm [. . .]illten — hölzerne [Ti]sche, derbe Stühle, an denen keine „Verzierung abzu[. . .]ßen" war, und als einzige Dekoration der getünchten [W]ände eine der Verbindung oder dem Corps geweihte [T]rophäe, bei welcher die nicht immer mit feinstem Farben[sin]n gewählten „Couleuren" die Hauptrolle spielten. — [K]urz, es waren meist Räume, in welchen kein schwächster [S]chimmer der Kunst die innere Sammlung des ernsten [T]rinkers störte. Eine besondere Eigentümlichkeit dieser „[g]emütlichen Kneipen" war auch, daß ihr Eingang nicht [w]eithin sichtbar, an großen Straßen liegen durfte; existierte [a]uch ein solcher, so wählte der Intime des Hauses doch [li]eber die Hinterthür in einem Nebengäßchen und wenig [be]tretene enge Korridore, um auf Wegen, die kein Uneingeweihter fand, an den Stammtisch zu gelangen. Es [w]ären über diese verschämte Natur des deutschen Trinkers interessante Studien zu schreiben. Die geraden Gegensätze zu den geschilderten altmodischen Kneipen waren dann die großen „Pracht-Cafés", die in den sechziger Jahren auf einmal fast gleichzeitig in Wien, Berlin und München entstanden, von einer merkwürdigen Uniformität, die sich vielleicht am besten auf ein gemeinschaftliches Urbild, die Bahnhofrestauration, zurückführen läßt. Wenigstens sehen sie der letzten zum Verwechseln ähnlich: Riesenhafte Säle mit Durchblicken, die durch Spiegelwände noch verdoppelt werden, die hohe Decke auf Eisensäulen gestützt, rinnende Brunnen, Marmortische auf Eisengestellen, und wie es bei solchen Räumen nicht zu vermeiden ist, ein ewiges Kommen und Gehen des Publikums. Wohl mag es einer seßhaften Tafelrunde ernster Kneipbrüder gelingen, durch lange Gewöhnung einen Stammtisch in einer stillen Ecke eines solchen Lokals behaglich zu finden. Wir gestehen, daß diese Prachträume nie unsere Sympathie besessen, daß wir in denselben nie die Unruhe überwunden haben, die jeden Augenblick draußen auf dem Perron das dritte Glockensignal zu hören glaubt.

Altdeutsche Weinstube der Württembergischen Landesgewerbeausstellung.

Die neueste Zeit nun hat diese Wirtssäle wieder verdrängt durch die Trinkstube in der Form, wie man sich dieselbe zur Zeit der deutschen Renaissance dachte. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir als ersten Versuch — lange vor der großen Renaissance-Bewegung im deutschen Kunstgewerbe — das Wirtshaus auf der Wartburg bezeichnen. Der Restaurator der letzteren verfolgte die gewiß richtige Idee, den Besucher, der sich beim Rundgang durch die Burg in einer romantisch altertümlichen Atmosphäre bewegt hatte, in den Stunden der Rast und Erfrischung möglichst in dieser Stimmung zu halten. Und

so wurden Eichentische und derbe Stühle, bunte Tischtücher und altertümliche Humpen, naive Wandmalereien und sinnige Sprüche vereinigt, um den dem neunzehnten Jahrhundert auf die waldfrische Berghöhe Entrückten möglichst im Bann dieser Romantik zu halten.

Heute begegnen wir diesem noch ziemlich naiven Versuch in hundert Wiederholungen in allen größeren Städten Deutschlands; ja so mächtig ist die Macht des Beispiels, daß selbst Paris dem Vorgang der gehaßten Rivalen gefolgt ist und — allerdings wie man dort sagt, im styl flamand — mehrere altdeutsche Trinkstuben besitzt. Hauptverbreiter dieser Neuheit waren die Ausstellungen. Es wurde seit München 1876 förmlich Sitte, daß sich die Kunst des Architekten und Dekorateurs nicht auf die Ausstattung der Wohn- und Prunkzimmer beschränkte, sondern daß man auch die Erholungsräume als willkommene Gelegenheit zur Darlegung der decorativen Künste benutzte. Berlin hatte 1879 in seiner Weinstube und der Weißbierkneipe zwei höchst gelungene Versuche in dieser Richtung aufzuweisen, die an Originalität kaum wieder erreicht sein dürften. In Düsseldorf fehlten sie nicht; in Frankfurt hatten die namhaftesten Architekten gewetteifert, sowohl in der geistvollen Moment-Decoration, wie in prunkvollen, auf längere Dauer berechneten Trinkstuben. Von der Weinstube der Stuttgarter Ausstellung,



Fig. 8. Fig. 6. Fig. 7. Fig. 9

Neue Kinderkostüme (S. 657).

die zum Teil aus alten Vertäfelungen konstruiert war, erhalten unsere Leser ein Bild durch die beigegebene Illustration; Nürnberg hatte in der Kulmbacher Bierhalle und der Pfälzer Weinstube zwei prächtige Vertreter. Und wer nennt sie alle, die altdeutschen Trinkstuben, die inzwischen entstanden sind, zählt doch die Stadt Frankfurt allein zur Zeit nicht weniger als sechs höchst stilvoll mit Holztäfelungen, Malereien ꝛc. ausgestattete Trinkstuben, von welchen die älteste der sogen. Barfüßer-Eck, sogar eine originale Schweizer-Saalvertäfelung des 16. Jahrhunderts enthalt. Und wir behaupten, daß diese Räume die wirksamsten Apostel für die Wiederaufnahme des Renaissance-Stiles in unsere Wohnungen sind. Sicher ist, daß in allen ästhetischen Fragen ein lebendiges Beispiel tausendmal mehr wirkt, als alle gesprochenen und geschriebenen Worte. Kein noch so beredter Aufsatz Falkes oder Hirths, kein noch so warm gesprochener Vortrag überzeugt uns so von der Schönheit der alten Kunst, als ein von ihr verschönter Innenraum, in welchem wir ein paar genußreiche Stunden verleben. Man beobachte nur das Pubikum in einer unserer Trinkstuben. Dem ersten erstaunten Umherblicken folgt eine Pause, in welcher die Unterhaltung stockt: die ungewohnte Umgebung nimmt vorerst die Aufmerksamkeit allein gefangen; die Bilder wollen erklärt, die Inschriften in der nicht allzu leserlichen gotischen Schrift wollen enträtselt werden. Allmählich aber hat man sich in den Raum hineingesehen; man fängt an, die Schönheit desselben, die milde Beleuchtung durch die Butzenscheiben, die warmen Farbentöne des Holzwerks auf sich wirken zu lassen. Eine behagliche Stimmung bemächtigt sich des

…ises, die Unterhaltung wird lebhafter, und wenn … scheidet, so schreibt man bewußt oder unbewußt, … sicher mit Recht, den angenehm verbrachten … und zum großem Teil der so rasch heimlich ge…denen Umgebung zu. Und was ist näher liegend, … daß man die Eindrücke, die man unter so an…genehmen Umständen empfangen, für sich zu fixieren …t: der Freude an den getäfelten Wänden, den …siven Möbeln, dem grünen Kachelofen folgt … Wunsch des Besitzes: und die Renaissance … ihren Einzug ins Haus des Bürgers.

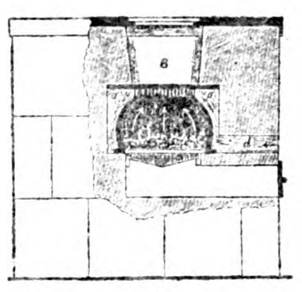
Von diesem Gesichtspunkt aus muß man aller…ings auch wünschen, daß in der Ausstattung der …inkstuben die Uebertreibung und der Luxus ver…eden werde, die sich bei Neuerungen, die schnell …ode werden, fast immer einstellen. Nicht allein …reckt eine übertrieben kostbare Ausführung den …schauer von dem Gedanken ab, selbst Aehnliches …itzen zu wollen; jede Uebertreibung ist, wie es … Worte liegt, Karikatur, und fordert den Spott, … schlimmsten Feind jeder tieferen Bestrebung …aus. Nicht mit Unrecht trifft der letztere schon … oft die Spruchpoesie der altdeutschen Kneipen. … an sich sinnige Gebrauch, durch einen Kern…uch, eine schlagende Wahrheit in Versform die …immung der Besucher zu erhöhen ist zu einem …radezu erschreckenden Mißbrauch der Reime …opfen—Tropfen", „Becher—Becher" 2c. ausge…tet, und man kann sagen, daß die Wasserwogen, … manche Kritiker in unserer modernen Lyrik …schen hören wollen, sich in breitem Schwall durch … Lokalitaten ergießen, welche eigentlich doch …ter gehaltvolleren Flüssigkeit gewidmet sind.

Je mehr Takt in dieser Beziehung, desto weniger …fwand in Dekoration ist erforderlich und besonders …ulich scheinen uns immer diejenigen Trinkstuben …lungen, die in ihrer Ausstattung geradezu an die …uernwirtshäuser unserer Gebirgsländer anknüpfen. …ünchen weist manch gutes Beispiel dieser Art …f, als bestes wohl die Kneipe des Kunstgewerbe…reins, und man versteht es in diesen mit feinem …nstlerischen Humor geschmückten Räumen, daß sie … Wiege manchen befruchtenden Gedanken für das …utsche Kunstgewerbe geworden sind.

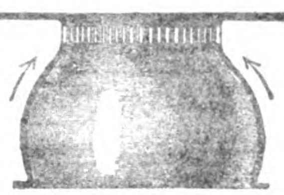
…eitgemäßes aus Küche und Haus.

Vorrichtung für Kochherde zur Ersparung von Brennmaterial mit totaler Rauchverbrennung.

Eine praktisch wertvolle Neuheit von haus…wirtschaftlicher Bedeutung ist die nach dem bewährten B… … der Müllerschen rauchverzehrenden Einsätze fü… …umeriöfen konstruierte Vorrichtung für Koch… …ittels deren ein schneller, ökonomischer … ohne Erzeugung von Rauch und ohne …fligen von Ruß und Asche erreicht wird. …selbe besteht aus einem gußeisernen Aufsatz von …er in Fig. 1 der Abbildung ersichtlichen Form, der mit seinem untern Rand so über die Roststäbe gesetzt wird, daß die offene Seite dicht vor die Feuerthür zu liegen kommt. Das Einmauern des


Kochherd.

Apparats geschieht, wie Fig. 1 zeigt, in der Weise, daß rings um denselben zwischen ihm und der Mauerung ein freier Raum bleibt. Seitlich wird ein Kanal d angebracht, dessen untere Kante in gleicher Höhe mit der obern Rostkante liegt. Die durch diesen Kanal einströmende Luft verteilt sich in dem Raum a, wird hier an den heißen Wänden des Apparats erwärmt und dringt durch die im obern Teil desselben befindlichen Schlitze. Im Raum b verbindet sich die heiße Luft mit den vom Feuer aufsteigenden Gasen, führt diesen den zu ihrer Verbrennung erforderlichen Sauerstoff zu und bewirkt so eine bessere Ausnutzung des Heizmaterials, mithin ein lebhaftes Feuer ohne Rauch und Rußbildung. Diese dem Erfinder, R. Müller in Berlin, Bülowstraße 32a, patentierte Vorrichtung wird von F. A. Meyer & Comp., Berlin S.W. Trebbinerstraße 8, für gewöhnliche Kochherde zu M. 12, für Restaurant- resp. Anstaltskochherde zu M. 15 geliefert.


Kochapparat.

Der gestirnte Himmel im September.

Merkur ist unsichtbar.

Venus kommt am 20. September in obere Konjunktion mit der Sonne und kann daher nicht gesehen werden.

Mars geht nun schon um 11 Uhr abends auf. Seine Sichtbarkeit nimmt zu und wird bequemer. Am 25. steht der Mond in seiner Nähe.

Jupiter. Auch dieser Planet geht bereits vor Mitternacht auf und man kann ihn daher 4 bis 5 Stunden hindurch am Nordosthimmel sehen. Am 25. steht der Mond in seiner Nähe.

Saturn geht abends 8 Uhr auf und bleibt fast die ganze Nacht hindurch sichtbar. Am 22. steht der Mond in seiner Nähe.

Zum Kopf-Zerbrechen.

Arithmetische Aufgabe.

Drei Leipziger Studenten beschlossen, in den Pfingstferien einen Ausflug nach der sächsischen Schweiz zu machen. Einer von ihnen sollte Säckelmeister sein und aus einer gemeinsamen Kasse alle Ausgaben bestreiten. Zunächst zählten sie ihre Barschaften, und es fand sich, daß sie zusammen über 368 Mark zu verfügen hatten. Das war für die gemeinsame Kasse zu viel. Es genügte, wenn jeder einen Teil seiner Barschaft beisteuerte. Jeder der drei Freunde gab nun eine gleiche Summe zu der gemeinsamen Kasse her, und zwar der Erste die Hälfte seiner Barschaft und außerdem 24 Mark, der Zweite 32 Mark mehr als der dritte Teil seiner Barschaft betrug, der Dritte gab den vierten Teil seiner Barschaft und noch 40 Mark dazu. Als die drei Freunde nach Leipzig zurückgekehrt waren und der Säckelmeister Rechnung legte, stellte es sich heraus, daß von der gemeinsamen Kasse noch 3 Mark übrig waren. Wie viel betrugen die Reisekosten und wie groß war die Barschaft jedes der drei Freunde gewesen?

						ka	bu						
						von	frei'n						
				wie	liez·	zest	früh·	in	ge·				
				el	e·	herz	dicht	be	ne				
		durch·	ma·	von	tauch·	jed·	sprün·	liez	in	sich	fel		
		be·	gei·	fla·	nu·	ling	rös	sanft	wiß,	be·	den		
ga·	bel	kommt	den	sprung	a.	thet	ein	gen	deu	hoch	al.	bun·	klin
fel	le·	auf·	ü·	es	hin·	sel·	früh·	die	ge·	ge·	gen.	in	ter
		zip·	des	die	schau·	ge·	les	men	al·	ben	te		
		ber	hauch	ges·	al·	fen·	gen	flos,	will	durch·	les		
				ern·	des·	der	wie	lo·	blu·				
				strauch	ber·	jün·	ni·	sich	en				
						lie·	dort						
						gen	ver·						

Silbenrätsel.

Aus folgenden 41 Silben sollen 13 Wörter gebildet werden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen, die vorderen den Namen eines beliebten Dichters der Jetztzeit, die hinteren den seiner Gattin, einer genialen Künstlerin bilden:

a ab ard at au au au au al be dess than e en enb ge ga in ir ki l la lust n na ob or ra rhe rus sa sch si ter ti the ug us val

1) Hunnenkönig; 2) bekannter Held und Feldherr zur Zeit Friedrichs d. Gr.; 3) Hauptstadt am Ural; 4) ein Dorf, viel von süddeutschen Musensöhnen besucht; 5) beliebte Zimmerpflanze; 6) englischer Schriftsteller; 7) griechische Kaiserin; 8) etwas Allbeliebtes; 9) Studentenverbindung; 10) ehemalige Benediktinerabtei in der Schweiz; 11) Philosoph im Mittelalter; 12) Hauptstadt einer japanischen Insel; 13) Fluß, der sich ins Schwarze Meer ergießt; 14) stärkster Nationalheros.

Skataufgabe.

Mittelhand hat: Pique-Buben, Carreau-Buben, Treff-Aß, Zehn, Neun, Acht und Sieben; außerdem Pique-Aß, Zehn und Carreau-König. Mittelhand spielt Treff-Solo. Treff-Bube und Coeur-Bube liegen im Skat. Wie kann das Spiel verloren gehen?

Logogriph.

Wenn zwei meines Konzerts der Fehde pflegen,
Siehst du Massen einander zu bewegen.
Ein Zeichen dran ändre — ich ende ihr Thun,
Der Gewohnheit gehorsam werden sie ruhn.
Nicht allen jedoch ist die Ruhe beschert,
Den Laut ändre nochmals — ich bleibe begehrt.
Dies Zeichen ersetz' nun durch ihrer vier —
Die Entscheidung liegt dann gemeinhin in mir.

Rätselsonett.

Warum ich's bin? — Weil meiner Minne Mühen
Dein hartes Herz hat ungerührt gelassen,
Und weil dein kalter Sinn nicht konnt' erfassen
Der Liebesflammen brennendheißes Glühen!

Wie ließ ich Liederblumen hold erblühen,
Und ernt' als Lohn dafür dein herbes Hassen, —
Statt zartes R. im Antlitz — Zornerblassen,
Statt milden Blickes — Zornesfunkensprühen!

Ich lass' nicht nach mit meiner Werbeminne,
Bis daß dein Herz mir wird zum Hochgewinne,
Das ist mein einzig Sehnen und mein Streben!

Erst dann bin ich's nicht mehr, wenn's wird geschehen,
Daß du von mir, mit einem n versehen,
Was ich jetzt bin, wirst nehmen mir und geben.

(Jos. Keller)

Rebus.

Auflösungen zu Heft 11, S. 575.

Diamanträtsel:

A
Inn
Lazur
Enderes
Rosenberg
Anzengruber
Jägerhorn
Klaudia
Weber
Mei
r

Citatenrätsel: Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst.

Rätselhafte Inschrift: Wenn i heute ka Thaler bekomme, fiel ... pompe i halt weiter.

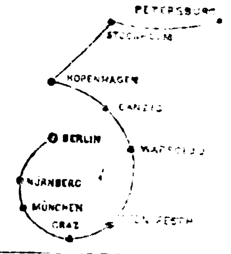
Worträtsel: Weshalb, ehrlich, ... Weg, anfangen, Gott, Thron, ... ehemals, Weib, Zutrang, ... Thor — Wer wagt, gewinnt.

Silbenrätsel: Hauptmann, Reulner

Homonym: Stück.

Rebus: Wo hundert Thoren sind da ist ein Weiser nicht.

Geographische Aufgabe:



Verantwortl. Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.
Nachdruck, auch im Einzelnen, wird strafrechtlich verfolgt. — Uebersetzungsrecht vorbehalten.
Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

